Uhlands Schriften

zur

Geschichte der Dichtung und Sage.

Erster Band.

Stuttgart.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

1865.

Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Vorwort der Herausgeber.

Indem die Unterzeichneten im Auftrag der Witwe Ludwig Uhlands den ersten Band der Schriften ihres seligen Gatten der deutschen Lesewelt vorlegen, glauben sie es ihrem verstorbenen Freunde und sich selbst schuldig zu sein, über ihr Verhältnis zu der Ausgabe, über Inhalt, Umfang und Einrichtung derselben einige erklärende Worte vorauszuschicken.

Obwohl an den für sein Alter noch ungewöhnlich rüstigen Mann, der sich bis in sein fünfundsiebzigstes Jahr stets der ungetrübtesten Gesundheit erfreute, der Tod nur zögernden Schrittes herantrat, schlummerte Uhland doch hinüber, ohne hinsichtlich seines litterarischen Nachlasses und dessen, was dereinst damit geschehen sollte, irgend eine ins einzelne gehende Bestimmung getroffen zu haben. Sei es, daß er länger als seine Angehörigen die Hoffnung auf Wiedergenesung nährte, oder was es sonst war, das seine Zunge band, genug, er äußerte sich niemals darüber und seine einzige Verfügung in dieser Hinsicht bestand darin, daß er drei Jahre vor seinem Tode die Arbeiten, auf die er die beste Kraft seines Lebens und Geistes verwandt, ausdrücklich in die Hände seiner treuen Lebensgefährtin gelegt hat, mit dem tröstenden Bewußtsein ohne Zweifel, daß sie dort in den besten Händen ruhen und daß es der an seinem Grabe Trauernden nicht an ergebenen, zu Rath und That bereiten Freunden fehlen werde.

Von ihr ist uns, die wir dem Seligen im Leben nahe gestanden und durch eine Reihe von Jahren an seinen Forschungen manigfachen Antheil haben nehmen dürfen, der Auftrag geworden, Uhlands Papiere zu prüfen, zu sichten und nach gemeinsamer Berathung das uns des Druckes würdig Scheinende in ihrem Namen

zu veröffentlichen. Wir haben uns dieser ehrenvollen, mit unsern eigenen Wünschen so sehr übereinstimmenden Aufgabe freudig unterzogen, mit all der Liebe und Hingebung, die uns für den Lebenden beseelte, aber auch mit der Pietät und Gewissenhaftigkeit, die wir dem Andenken eines Mannes von Uhlands Ruf und Namen schuldig zu sein glauben.

Es sei uns gestattet, das Ergebnis unserer Untersuchung und Berathung, sowie die Grundsätze hier darzulegen, von denen wir uns bei der Entscheidung über das, was in die Schriften sollte aufgenommen werden, haben leiten lassen.

Wie bei seinem langen Leben, dem rastlosen Fleiße, der ihn auszeichnete, und der zähen Ausdauer, womit er an allem einmal Ergriffenen festhielt, endlich bei der geringen Anzahl veröffentlichter Schriften nicht anders zu erwarten war, ist die Menge und der Umfang von Uhlands hinterlassenen gelehrten Arbeiten sehr erheblich. Sie zerfallen nach Zeit und Art ihrer Entstehung und nach Form in zwei gesonderte Gruppen, in Vorlesungen und in einzelne größere und kleinere Abhandlungen oder Monographieen.

Die Vorlesungen, gehalten während seiner kurzen akademischen Thätigkeit an der Universität zu Tübingen von 1830 bis 1833, beruhen zwar vielfach auf ältern langjährigen Forschungen und Ausarbeitungen, die Uhland im Hinblick auf ein dereinstiges öffentliches Lehramt gemacht hatte, tragen aber dennoch, wie dieß bei den meisten zum ersten Male angelegten Collegienheften zu geschehen pflegt, da und dort die Spuren ihrer oft drangvollen Entstehung an sich, d. h. sie sind in ihren einzelnen Theilen ungleich, hier ausführlicher als vielleicht nöthig, dort zu knapp, und zumal je gegen das Ende hin sprung- und lückenhaft, mehr Skizze als wirkliche Ausführung. Noch jetzt dürfen wir es beklagen, daß Uhlands Lehrthätigkeit von so kurzer Dauer und daß es ihm nicht vergönnt war, den so erfolgreich betretenen Weg wenigstens noch einmal zurückzulegen: durch wiederholten Vortrag würden diese Hefte eine ganz andere Gestalt, die einzelnen Theile mehr Ebenmaß und innere Harmonie empfangen haben.

Aus dem hier angegebenen Grunde waren diese Vorlesungen von ihrem Verfasser niemals für den Druck bestimmt. Wenn die

Unterzeichneten sich dennoch für deren Aufnahme in die Schriften entschieden haben, so ist es nicht ohne reifliche Überlegung und, wie sie hoffen, gute Gründe geschehen. Namentlich sind es zwei Momente, die für sie maßgebend waren. Einmal die Thatsache, daß unter den Zuhörern, die damals zu den Füßen des Meisters zu sitzen das Glück hatten (und es befanden sich darunter Viele, die sich nachher in der Litteratur und Wissenschaft einen Namen gemacht) der Eindruck dieser Vorträge noch heute unvergessen ist; sodann die Überzeugung, daß denselben jene belebende und zündende Kraft noch jetzt innewohnt, indem, was Uhland vor fünfunddreißig Jahren über die volksmäßige Poesie des Mittelalters, über deutsche Sagenkunde und Mythologie gesprochen und geschrieben hat, nicht nur nicht veraltet, sondern, wie wenig auch die Forschung seitdem geruht, noch immer unübertroffen ist. Uns wenigstens ist nicht bekannt, daß irgendwo über diese Dinge, die in allen Schriften Uhlands den Kern und Mittelpunct bilden, mit so viel Geist und Tiefe, mit so viel Gelehrsamkeit und dichterischem Verständnis und in so vollendeter Form gehandelt wäre.

Anders als mit den Vorlesungen verhält es sich mit der zweiten Gruppe, den Abhandlungen und Monographieen. Mit Ausnahme einer einzigen, der Abhandlung über den Minnesang aus dem Jahr 1824, gehören alle der spätern Lebensperiode des Dichters an und sind eigens für den Druck ausgearbeitet. Aber nur wenige von ihnen sind äußerlich fertig und zum Abschlusse gebracht, und selbst diese würde Uhland, wäre er noch am Leben, schwerlich in der vorliegenden Gestalt, d. h. unverändert, abdrucken lassen. Das wichtigste unter diesen formell abgeschlossenen Arbeiten sind ohne Zweifel vier selbständige Abschnitte aus der „Abhandlung über das Volkslied," nach der vorhandenen Skizze ungefähr die Hälfte des Ganzen.

Unvollendete Arbeiten größern Umfangs sind: der zweite Theil der „Sagenforschungen" mit dem „Mythus von Odhin"; der erste Theil einer „Schwäbischen Sagenkunde" (zum zweiten gehören mehrere schon in der Germania abgedruckte Abhandlungen), endlich eine „Deutsche Heldensage," die nach der erhaltenen ausführlichen Übersicht aus zwei Theilen bestehen und im ersten über „Brünhild und Kriemhild," im zweiten über „Die Dietrichsage" handeln

sollte. Leider sind von diesem breit angelegten und, wenn vollendet, leicht wichtigsten seiner Werke, außer zweien in der Germania bereits veröffentlichten Abhandlungen, nur ein paar Abschnitte ausgearbeitet, einige andre bloß in ihren Anfängen oder gar nur Entwürfen vorhanden.

Obwohl Uhland in den früheren Mannesjahren durch die Advocatur, später in verschiedenen Perioden durch lange dauernde ständische Thätigkeit vielfach in Anspruch genommen war, könnte es doch auffallen, daß er in seiner nur wenigen Gelehrten vergönnten freien, unabhängigen Stellung, die ihm erlaubte, seine Zeit nach Lust und Neigung den Studien zu widmen, zu denen sein Herz ihn zog, so viele Anläufe nahm und doch, verhältnismäßig, nur so wenig wirklich und ganz vollendete. Wer indess mit seiner Art, namentlich mit seiner Art zu arbeiten, vertraut ist, kann sich dieß leicht erklären. Wohl mag auch er den Reizen und Lockungen, die, inmitten großer schwieriger Arbeiten, neu auftauchende Gesichtspuncte und Ideen auf den Gelehrten auszuüben und so gern vom gesteckten Ziele abzuführen pflegen, nicht immer zu widerstehen gewust haben. Dennoch liegt der eigentliche Grund nicht hierin, sondern hängt mit einer der besten Seiten seines Charakters aufs innigste zusammen, nemlich der strengen Gewissenhaftigkeit, die einen Grundzug seines ganzen Wesens bildet. So wenig wie in seinem poetischen Schaffen war er als Gelehrter, was man einen raschen Arbeiter nennt. Alle seine Arbeiten sind nur langsam gereift. Unermüdlich, zäh und ausdauernd im Einsammeln des Stoffes, den er von allen Seiten her, aus Büchern und Handschriften zusammentrug, zögerte er doch stets mit der Ausarbeitung, so lange er noch irgend eine Lücke in seiner Kenntnis empfand, und Jahre lang konnte er auf die Eröffnung einer bisher verschlossenen Quelle warten. Erst wenn er überzeugt war, das gesammte erreichbare Material in seiner Gewalt zu haben, legte er Hand an und führte dann die Ausarbeitung überraschend schnell zu Ende. Aber auch in diesem günstigen Falle wird es nicht immer gleich leicht und glatt abgelaufen sein und häufig mag er erst während der Arbeit früher verborgen gebliebene Lücken entdeckt oder mögen ihm ungeahnte Schwierigkeiten sich entgegen

gestellt haben, die nicht sofort zu überwinden waren und ihm ein Abbrechen, ein Verschieben der Arbeit auf günstigere Zeit zum Gebote machten. Denn wie mild. und nachsichtig er auch gegen andre, gegen fremde Leistungen war, an sich selbst übte er die gröste Strenge und gab niemals eine Arbeit, ob klein oder groß, in die Öffentlichkeit, wenn sie nicht nach Inhalt und Form seinen hohen Anforderungen entsprach.

Nun aber, nachdem sein stets rege schaffender Geist entflohen und die Hand, die unermüdliche, im Tode erstarrt ist, an seine hinterlassenen Schriften seinen eigenen strengen Maßstab zu legen, dazu haben wir, die Überlebenden, kein Recht; wir haben es um so weniger, als Uhland nie eine Zeile niederschrieb, die seines Namens unwürdig wäre, und auch dem unvollendet Gebliebenen überall der Stempel seines überlegenen Geistes aufgedrückt ist. Aus diesem Grunde trugen wir kein Bedenken, auch von den unfertigen Abhandlungen alle diejenigen unter seine Schriften aufzunehmen, die bis zu einem gewissen Puncte gediehen, d. h. so weit ausgeführt sind, daß sie Anlage, Zweck und Absicht des Ganzen erkennen lassen.

Wir erklären demnach, daß wir für die Aufnahme der einzelnen Theile wie für die ganze Sammlung die volle Verantwortung übernehmen und für deren Veröffentlichung mit unsern Namen einstehen. Es geschieht dieß von unsrer Seite mit um so größerer Beruhigung, als wir nicht befürchten, durch die Aufnahme irgend eines Stückes zum Vorwurf einer tadelnswerthen Befangenheit unseres Urtheils oder einer Bloßstellung von Uhlands Ruf und Namen gerechten Anlaß zu geben. Im Gegentheil sind wir der Überzeugung, daß das deutsche Volk mit uns diese Schriften, die von der warmen Vaterlandsliebe dieses starken und treuen Herzens neues Zeugnis geben, als ein theures Vermächtnis, als einen kostbaren Schatz betrachten und in Ludwig Uhland neben dem Dichter künftighin noch mehr als bisher auch den Gelehrten erkennen und verehren wird.

Die auf 6 bis 7 Bände von je ungefähr 30 Bogen berechnete Sammlung wird umfassen:

I. Gedruckte Schriften:

1. Walther von der Vogelweide; 2. Sagenforschungen I: der Mythus von Thôr; 3. über das altfranzösische Epos; 4. zur Geschichte der Freischießen; 5. sämmtliche Abhandlungen in Pfeiffers Germania (diese gehörigen Orts in größerem Verbande eingereiht).

II. Ungedruckte Schriften:

1. Vorlesungen über Geschichte der deutschen Poesie im Mittelalter; 2. Vorlesungen über Geschichte der deutschen Dichtkunst im 15ten und 16ten Jahrhundert; 3. vier Abschnitte aus der Abhandlung über das Volkslied; 4. Abhandlung über den Minnesang; 5. Abschnitte aus dem Werke: die deutsche Heldensage; 6. schwäbische Sagenkunde I; 7. 8. Vorlesungen über nordische, deutsche und romanische Sagengeschichte; 9. Sagenforschungen II: der Mythus von Odhin; 10. aus einer Vorlesung über das Nibelungenlied.

Wir haben uns in die Herausgabe so getheilt, daß Holland I, 3. 4. II, 1 (Schluß). 2; v. Keller I, 2. II, 1. 7. 8. 9; Pfeiffer I, 1. 5. II, 3. 4. 5. 6. 10 zur Bearbeitung übernommen hat. Jeder einzelnen Schrift oder Abhandlung wird der betreffende Herausgeber eine von ihm unterzeichnete kurze Einleitung vorausschicken, welche die nothwendigen Angaben über Zeit und Art der Entstehung, über Beschaffenheit des Manuscripts u. s. w. enthalten oder auch, sofern es gedruckte Stücke, wie z. B. die Schilderung Walthers von der Vogelweide, betrifft, den inzwischen veränderten Stand der Forschung darlegen soll. Im Übrigen wird sich unsere Thätigkeit, mit Umgehung jedes selbständigen Eingreifens, auf die für das Verständnis oder für die Bequemlichkeit des Lesers unumgänglich nöthigen Zusätze, namentlich Verweisungen auf die neuere Fachlitteratur beschränken und werden diese durch eckige Klammern und Beifügung des ersten Namensbuchstabens kenntlich gemacht werden.

Tübingen und Wien, im April 1865.

W. L. Holland. A. v. Keller. F. Pfeiffer.

Geschichte

der

altdeutschen Poesie.

Vorlesungen, an der Universität Tübingen gehalten in den Jahren 1830 und 1831.

Erster Theil.

Vorwort des Herausgebers.

Schon seit dem Jahre 1820 beschäftigte sich Uhland mit der Abfassung eines ausführlichen Werkes über „Sang und Sage des deutschen Mittelalters.“ Den ersten Theil sollten Abhandlungen über das Heldenlied und den Minnesang bilden; der zweite sollte den Heiligensagen und Rittergedichten gewidmet sein, der dritte den unmittelbaren Beziehungen der Poesie auf das Leben, den Gedichten, welche in die politischen und kirchlichen Verhältnisse eingriffen, den Lehr- und Spruchgedichten, den Erzählungen und Schwänken, welche das Treiben aller Stände schildern, der Lebensweise und den Lebensumständen der Dichter und ihrer Freunde. Eine allgemeine Übersicht sollte das Ganze abschließen.

Von diesem Werke hat sich im Nachlasse des Verfassers ein guter Theil ausgeführt vorgefunden, ja einzelne Abschnitte in mehrfacher Bearbeitung, aus den Jahren 1820 und 1825, dazu ein Stück der Vorrede. Das Manuscript ist in groß Folio geschrieben, die Anmerkungen stehen auf dem Rande, zuweilen auf einzelnen Beiblättern; reiche Sammlungen von Belegstellen und Excerpten gehen nebenher, als Zeugnisse für die Sorgfalt der Forschung und den unermüdlichen und umsichtigen Fleiß, worauf die Darstellung beruht.

Dieses Werk ist jedoch nicht zum Abschluß gelangt, ohne Zweifel aus denselben Gründen, welche später so manche andere Unternehmung, insbesondere das erläuternde Buch über die Volksliedersammlung nicht zum Abschluß kommen ließen, weil immer neuer Stoff zuwuchs, der Verarbeitung in Anspruch nahm, und weil der gewissenhafte Mann nie sich selbst genug thun konnte in der Vollendung dessen, wofür er mit seinem Namen einstehen sollte. Vielleicht mochten auch die immer wieder auftauchenden Wünsche,

Plane und Aussichten auf eine öffentliche Wirksamkeit als Lehrer den Gedanken an die Herausgabe und damit den Abschluß des Manuscripts in die Ferne schieben.

Als Uhland am 30 December 1829 zum Professor der deutschen Sprache und Litteratur in Tübingen ernannt ward und im Frühling 1830 seine Vorlesungen eröffnen sollte, lag ihm der Stoff der weitgeförderten Arbeit bei der Wahl des Themas für das erste akademische Semester nahe. Er las über „Geschichte der deutschen Poesie im Mittelalter" viermal wöchentlich vor einem zahlreichen Zuhörerkreise. Dafür begann er sorgfältige Hefte auszuarbeiten, welche, in Quart geschrieben, noch meist vorhanden sind. Bald aber versiegt der gleichmäßige Fluß dieser neuen Überarbeitung des Stoffes und für das Bedürfnis des Katheders muste auf die frühere Darstellung in Folioformat zurückgegriffen werden. Je und je sind darüber in dem Quartmanuscript Hinweisungen gegeben, in andern Fällen mangeln sie, und wie weit auf dem Katheder der Darstellung des Foliomanuscripts gefolgt wurde, ist weder aus den spärlich gegebenen Bleistiftzeichen daselbst, noch aus dem Zusammenhang immer sicher zu entnehmen.

Ein weiteres Mittel zur Herstellung des Textes, das mir bei allen spätern Vorlesungen des Verfassers zu statten käme, nachgeschriebene Collegienhefte, leistete hier keine Hülfe; ich selbst habe diese Vorlesung nicht gehört, da ich erst ein Halbjahr später die Universität bezog; andere Nachschriften habe ich mich umsonst bemüht zu erhalten; sie scheinen verloren, wenn sie je existiert haben.

Der Beifall, womit diese Vorlesungen gehört wurden, war ein ungewöhnlich großer und der Eindruck bei vielen ein nachhaltiger. Die Quellenmäßigkeit der Forschung, die Sicherheit und Klarheit der Ausführung, die Objectivität der Betrachtung, der feine Sinn für Auffindung des poetisch Schönen auch unter oft harter Umhüllung, das offene Herz für alles Edle und Große, der warme Pulsschlag für alles Vaterländische, die sorgfältige, oft strenge Handhabung des Stils und der Sprache, die Farbenhelle der Bilder und treffender Vergleichungen konnten ihre Wirkung auf den Zuhörer nicht verfehlen und werden auch jetzt noch, wie ich nicht zweifle, den Leser erfreuen und befriedigen.

Gleichwohl ist dieses Werk in gewissem Sinne das unvollkommenste, was aus dem wissenschaftlichen Nachlaß des Verfassers zu bieten ist. Es trägt die Spur des Entstehens aus ungleichförmigen Elementen, es fehlt die ebenmäßige Abrundung der einzelnen Theile, es zeigt jene Gebrechen der meisten ersten Vorlesungen angehender akademischer Lehrer; der Stoff soll sich nach dem unerbittlichen Maße des Studienhalbjahrs abgrenzen und eintheilen; aber wie in allen Dingen das Maß das schwerste ist, so darf auch hier nicht wundernehmen, daß eine ganz gleiche Berücksichtigung der verschiedenen Theile nicht auf den ersten Wurf gelungen ist, daß besonders gegen den Schluß zu die Darstellung mehr nur die Spitzen der Dinge berührt und auf ein ausführlicheres Eingehen verzichtet wird. Zwei Gebiete sind mit sichtlicher Vorliebe erörtert, die Heldensage und der Minnegesang. Dafür hat Uhland von jeher die eingehendsten Studien gemacht, dafür auch später das meiste Interesse bewahrt.

Manche der hier behandelten Gegenstände sind in späteren Werken, besonders den Vorlesungen über Sagenkunde wieder aufgenommen und weiter ausgeführt. Darum sind denn auch hier einzelne Abschnitte gekürzt; die eingehendere Ausführung ist in den spätern Werken zu finden.

Sonst habe ich, schon um den Zusammenhang aufrecht zu halten, an der Darstellung selbst nur weniges gestrichen; weggeblieben ist meist nur veralteter litterarischer Apparat, so ungerne ich auch oft diese Belege des sorgsamsten und umsichtigsten Fleißes tilgte, womit das ganze behandelt ist; Belegstellen aus mittelalterlichen Dichtern und Geschichtschreibern, nicht nur deutschen, welche auf Nebenblättern zusammengestellt sind und in der Vorlesung auch nicht gegeben wurden, habe ich nur ausnahmsweise mitgetheilt; einige kleine Verstöße sind stillschweigend beseitigt.

Was ich zugefügt habe, ist von dem Werke des Verfassers durch eckige Klammern gewissenhaft ausgeschieden und durch den Anfangsbuchstaben meines Namens gekennzeichnet. Es beschränkt sich in der Hauptsache auf Fingerzeige über spätere wichtigere litterarische Erscheinungen, auf Citate nach neueren Ausgaben u. dgl. Doch nicht überall konnte ich in letzterer Beziehung der

Bequemlichkeit des Lesers entgegenkommen und die Zahlen der neuen jetzt gangbaren Ausgaben beifügen, die doch nach dem heutiges Tags herrschenden Gebrauch, jede neue Textausgabe mit neuen Zahlen zu versehen, voraussichtlich nicht für lange Zeit brauchbar wären.

Der erste Band enthält nur den ersten, freilich den am ausführlichsten behandelten Abschnitt, über die deutsche Heldensage; auch zwischen dem früheren Buche W. Grimms über diesen Gegenstand und dem späteren Raßmanns wird die uhlandische Behandlung des Themas ihre eigenthümliche Stelle behaupten. Ein zweiter Hauptabschnitt der Vorlesung betrifft die höfische Epik, ein dritter den Minnegesang, ein vierter, nur skizzierter, die Lehrdichtung des deutschen Mittelalters. Daran reiht sich dann die Vorlesung vom Sommer 1831 über die deutsche Poesie im 15ten und 16ten Jahrhundert.

Tübingen, 23 Februar 1864.

A. v. Keller.

Inhalt.

Einleitung.

Die Geschichte der deutschen Poesie im Mittelalter vorzutragen, ist die Aufgabe, die ich in diesem Semester zu lösen übernommen habe.

Es erscheint angemessen, mittelst einer kurzen Einleitung die Aufgabe selbst näher zu bestimmen und den Weg, der zu ihrer Lösung eingeschlagen werden soll, zu bezeichnen.

Das Mittelalter ist der weltgeschichtliche Zeitraum, aus welchem die Erscheinungen hervorgegangen sind, die den Gegenstand unserer Betrachtung und Darstellung ausmachen. Aus der allgemeinen Geschichte ist bekannt, daß man unter dem Mittelalter die Zeit von der großen Völkerwanderung oder vom Untergange des weströmischen Reichs bis zum Beginn der Reformation, also vom fünften bis in das fünfzehnte Jahrhundert zu verstehen pflegt. Die Grenze wird bald enger, bald weiter gezogen, je nachdem man mehr nur die volle Erscheinung dessen, was man für das Charakteristische des Mittelalters annimmt, oder zugleich auch das Werden und den Zerfall, die Übergänge von einer Zeit in die andere, im Auge hat, vorzüglich aber je nachdem man den Charakter dieses Zeitalters selbst so oder anders bestimmt. Das innere Wesen eines tausendjährigen, vielgestaltigen Völkerlebens läßt sich nicht in einigen Worten definieren. Eine ausführlichere Charakteristik aber würde vorgreifend Ergebnisse darlegen, die erst aus der historischen Entwicklung auch unsres Gegenstandes zu Tage treten sollen. Wir beschränken uns deshalb hier darauf, die Factoren anzugeben, aus denen der Erfund gezogen werden muß, die Elemente dieser Zeitschöpfung und die Grundkräfte, welche schaffend in ihnen gewirkt haben. Das europäische Mittelalter bildet sich in dem Zusammenstoß

und der Verschmelzung des germanischheidnischen Lebens mit dem romanischchristlichen. Der jugendlichkräftige Germanenstamm zerbricht das morsche Römerreich und gründet auf den Trümmern desselben neue, eigenthümliche Staatenbildungen. Aber die Cultur der Besiegten, noch nicht die litterarische, sondern die bürgerlichgesellige, übt rückwirkend ihre Macht auf die Sieger aus. Und eben im Zerfall der alten Welt ist ein neues geistiges Licht angezündet worden, das Christenthum, vor dessen aufglänzendem Stral die heidnischen Eroberer sich niederwerfen. Die Geisteskräfte nun, welche aus dem Kampf und der Vermittlung jenes weitgreifenden Gegensatzes ein neues Weltalter erschaffen, sind diejenigen, deren vorherrschende Wirksamkeit überall der wissenschaftlichen Bildung, dem Reiche des Gedankens vorangeht, dieselben, welche vorzugsweise das dichterische Vermögen ausmachen, die Kräfte der Phantasie und des Gemüths. Alle größern Erscheinungen des Mittelalters zeigen uns diesen Charakter des Phantastisch-gemüthlichen. Nehmen wir die Kreuzzüge, welche Jahrhunderte lang die Völker aufgeregt, so werden uns die politischen Triebfedern, welche dabei mitunterliefen, doch nimmer ausreichend bedünken, diese große Bewegung hervorzubringen; selbst die religiösen Antriebe dieser kriegerischen Wallfahrten setzen einen auf das Phantastische gerichteten Glauben voraus. Aber auch die ruhigeren Zustände, die bestehenden politischkirchlichen Systeme tragen den bezeichneten Charakter. Die Poesie im germanischen Rechte, das sinnliche Element desselben, das Anschauliche und Gemüthliche seiner Formen und Symbole, wie solches von den ältesten Zeiten des Mittelalters hindurch noch bis in unsre Zeit seine Spur zieht, ist neuerlich in J. Grimms deutschen Rechtsalterthümern (Göttingen 1828) trefflich dargelegt worden. Wir sehen hier über dem steinernen Richterstuhl die blühende Linde. Das deutschrömische Kaiserthum des Mittelalters war häufig mehr ein glänzendes Bild in der Vorstellung, als eine Gewalt in der Wirklichkeit. Die Hierarchie der römischen Kirche, welche von allem am meisten das Gepräge der Berechnung an sich trägt, hätte doch ohne eine gläubige Begeisterung ihrer Begründer und der Völker, die ihr huldigten, niemals so feste Wurzeln schlagen und so mächtig heranwachsen können. Endlich der religiöse Glaube selbst, der diese Herrschaft möglich machte, das Christenthum des Mittelalters, war wesentlich in der Phantasie gestaltet; das Hervortreten des Gedankens

in Beziehung auf die Gegenstände des Glaubens war ein Hauptmerkmal des Anbruchs der neuen Zeit, das zunächst und hauptsächlich im Protestantismus sich geäußert; aber auch den Katholicismus unserer Zeit sehen wir mehr vor, als in das Mittelalter sich stellen.

Indem wir jedoch Phantasie und Empfindung, die wir als dauernde, constante Seelenstimmung Gemüth nennen, für die auszeichnenden Bestandtheile des Dichtervermögens erklärt haben, für diejenigen, wodurch es sich von andern Fähigkeiten und Richtungen des Geistes eigens unterscheidet, so war es keineswegs die Absicht, dem Dichter die Denkkraft abzusprechen oder zu erlassen. Ebenso wenig sind wir gemeint, zu behaupten, daß im Mittelalter, das wir mit denselben Eigenschaften charakterisiert, darum der Gedanke brach gelegen; sowie auch umgekehrt unsere philosophische Zeit niemals auf ihr Anrecht an die Poesie verzichten wird. Man hat in der Lehre von den Sinnen die Ansicht geltend gemacht, daß es Eine allgemeine Sinnenkraft sei, welche in den verschiedenen Sinnwerkzeugen nach außen wirke; es ist auch eine bekannte Erfahrung, daß bei der Mangelhaftigkeit des einen Sinnes die Wahrnehmungen des andern um so feiner und schärfer sich erweisen. Auf ähnliche Weise sind die verschiedenen geistigen Vermögen Ausstralungen des einen Geistes, und noch weit mehr, als bei den Sinnen, ist es hier der Fall, daß die geistige Gesammtkraft sich dem einzelnen Organe zuwendet und mittelst dieses auch die übrigen Vermögen in Wirkung treten. Wenn wir bei dem einzelnen Menschen fast immer irgend eine bestimmte Geistesrichtung vorwaltend finden, die philosophische, künstlerische, praktischverständige u. s. f., so hört er darum nicht auf, ein ganzer Mensch zu sein. Ebenso kann bei den Völkern zu verschiedenen Zeiten diese oder jene geistige Regsamkeit die vorwiegende sein, die poetische, wissenschaftliche, politische u. s. w., ohne daß darum in ihnen jemals die volle Menschheit verloren wäre. Das vollständige Gepräge des Menschlichen kommt allerdings bei den Einzelnen und bei den Völkern am einleuchtendsten da zur Erscheinung, wo die verschiedenen Vermögen und Richtungen gleichzeitig und harmonisch zusammenwirken. Gleichwohl würde die schaffende Kraft in ihrer ganzen Stärke niemals sichtbar werden, wenn sie nicht auch jene ausschließlichern Richtungen nähme, in welchen alle Geistesvermögen sich unter die Fahne der einzelnen sammeln. Im Allgemeinen pflegt die innere Geschichte der Völker

einen natürlichen Stufengang zu befolgen, in welchem sich die eine Bildungsform aus der andern entwickelt, in der Art, daß eine poetische Blüthenzeit dem gereiftern Alter der Reflexion vorangeht. Der Zusammenhang und Fortschritt der Zeiten aber wird uns nicht zu der lieblosen und einbildischen Ansicht der Weltgeschichte verleiten, als wäre je die frühere Periode nur vorhanden gewesen, um die spätere zur Reife zu bringen, so daß gerade nur um unsertwillen, die wir jetzt über dem Boden stehen, alle die gelebt hätten, die darunter liegen. Wir müssen in jedem Einzelnen und in jedem Geschlechte der Menschen den Selbstzweck anerkennen; ihre Bahn geht nicht bloß im Zuge der Zeiten über die Erdfläche hin, diese wagrechte Bahn ist stets von einer andern geschnitten, die nach oben führt. Wenn wir aber auch gänzlich bei den Erfahrungen der Geschichte, sowie sie vor uns offen liegt, stehen bleiben und den geistigen Ertrag der Zeiten vergleichend prüfen, so zeigt sich uns, daß doch jede ihren besondern Gehalt entfaltet hat, daß jeder irgend etwas von der andern zu eigen ward, daß die vielseitigste, harmonische Bildung doch niemals den Kreis des geistigen Lebens abgeschlossen hat und daß der göttliche Keim, der in der Menschheit liegt, unerschöpflich ist in der Manigfaltigkeit seiner Entwicklungen. Eine solche war denn auch die Periode des Mittelalters. Man hat dasselbe sonst wohl eine tausendjährige Nacht genannt. Diese Nacht war wenigstens eine sternhelle. Sternbilder stiegen in ihr auf und nieder, welche nicht sichtbar sind, wenn die schattenlose Mittagssonne scheitelrecht auf die Häupter der Menschen leuchtet.

So viel vom Mittelalter überhaupt. Wir kommen zu der Poesie desselben. Es ist zum voraus anzunehmen, daß eine Zeit, in deren ganzer Gestaltung die poetischen Kräfte die Oberhand hatten, auch in der dichterischen Production im eigentlichen Sinn fruchtbar werde gewesen sein. Dieses ist wirklich in hohem Maße der Fall. Alles geistige Erzeugnis in den europäischen Landessprachen, mit geringen Ausnahmen, ist Gedicht; selbst auf Gegenstände, welche nicht unmittelbar der Poesie angehören, auf erbauliche, lehrhafte, historische Arbeiten, wird die poetische Form und Behandlung angewendet. Daß ein Zeitalter, in welchem die Poesie eine so bedeutende Stelle einnimmt, ohne die Bekanntschaft mit ihr, nicht gehörig erkannt und beurtheilt werden könne, ist von selbst klar. Schöpfen wir unsere Kenntnis des Mittelalters nur

aus den lateinischen Chroniken, so sehen wir den Dornstrauch ohne die Rose. Dieselben Kräfte, die in der Poesie das Staunenswerthe zu leisten vermögen, müssen, wenn sie sich ungebändigt auf das Leben werfen, das Verderblichste wirken. Dann bricht die jugendliche Naturkraft der Völker in rohe Gewaltthat aus, die Gemüthskraft wird zur wilden Leidenschaft, die Phantasie zum Fanatismus. Von dieser Seite, die auch ich nicht verhüllen will, ist die Geschichte des Mittelalters längst zur Genüge erörtert. Aber man hat doch mehr und mehr auch die historische Pflicht anerkannt, eben in der wildest bewegten Zeit den unerloschenen Himmelsfunken nachzuweisen. Wir müssen dem tobenden Strom auch dahin folgen, wo er sanfter fließt und eine blühende Gegend um sich erschafft. Auch unsere Zeit wird von der historischen Gerechtigkeit verlangen, daß einst nicht bloß ihre Kriegs- und Revolutionsgeschichte beachtet werde. Das Höchste, was eine Zeit in sich trägt und was sie niemals ganz verwirklicht, ist ihre Ideenwelt; das Mittelalter hat die seinige in der Poesie niedergelegt, nur diese also kann uns seinen innern Gehalt erschließen.

Was nun die deutsche Poesie insbesondere betrifft, so unternehmen wir die Charakteristik derselben nicht in der Einleitung, denn sie macht eben unsre Hauptaufgabe aus. Wir bezeichnen dieselbe hier bloß in ihrer äußern Stellung zu dem gesammten poetischen Betriebe des Zeitraums. Sie ist, in Vergleichung mit dem poetischen Vorrath der übrigen europäischen Völker, dem Umfange nach unstreitig die reichste. Denn sie hat zu den eigenen Erzeugnissen sich auch einen großen Theil dessen angeeignet, was die andern Völker hervorgebracht. Die beiden Elemente des Lebens im Mittelalter, das germanisch-heidnische und das romanisch-christliche, scheiden und verbinden sich auch in der Poesie. Das erstere war den Deutschen das heimische, angestammte. Aus ihm ist vorzüglich eine große Heldensage, die wieder mehrere besondere Sagenkreise in sich schließt, heraufgewachsen. Auf dieser Seite hängt Deutschland mit dem skandinavischen Norden zusammen, mit dem es nach Stamm, Glauben und Sitte verwandt ist und mit dem es einen großen Theil der Heldensage gemein hat. Manches, was in den deutschen Liedern, unter dem Einflusse des andern Elements, mangelhaft oder verdunkelt ist, kann aus der Poesie des Nordens, der dem Heidenglauben und der ältesten Sitte länger getreu blieb, ergänzt und erklärt werden. Sowie nun

die deutsche Poesie in diesem ersten Bestandtheile ursprünglich und selbstschaffend sich darstellt, so hat sie dagegen den andern, den romanisch-christlichen, zunächst von der Seite des aufgelösten Römerreiches her empfangen. Von dieser Seite kam den Deutschen das Christenthum selbst und in der lateinischen Kirchensprache die Muster des geistlichen Gesangs und der Legendendichtung. Aus dem nördlichen Frankreich theilte sich ihnen ein neues, christliches Heldenthum und dessen Sagenkreise, die Rittergedichte, mit; aus dem südlichen Frankreich unmittelbar oder durch Vermittlung des nördlichen, erhielten sie den Minnesang in derjenigen conventionellen Gestalt, welche er dort unter den Einflüssen einer frühern geselligen Bildung angenommen hatte. Die alten Sagen des keltischen Stammes waren, nach dem Untergange der römischen Geistesherrschaft in Gallien und Britannien, wieder hervorgedrungen und wurden in jenen französischen Gedichten, ritterlich-christlich verarbeitet, den Deutschen bekannt. Auch manches von den Märchen und Apologen des Morgenlandes fand bei ihnen meist durch Vermittlung der romanischen Völker Eingang. Die ältern, tiefern Spuren der Urverwandtschaft unsres Stammes mit denen des Orients müssen dagegen in der einheimischen Sage gesucht werden. Ein bloßes Empfangen jedoch war jene Aufnahme romanischer Poesie in der deutschen keineswegs; die Aneignung war mehr und mehr eine freie, wie sie dem Gefühl des eigenen poetischen Vermögens zukam, die dichterische Individualität trat sogar in der Bearbeitung dieser fremden Stoffe stärker hervor, als es die altüberlieferte Heldensage zuzulassen schien. Und zum voraus schon war ja die romanische Poesie unter germanischem Einfluß entstanden. Die Eroberung der römischen Provinzen durch die deutschen Volksstämme hatte überall, wo die Eroberer nicht ihre eigene Sprache geltend zu machen wusten, doch die Folge, daß das Latein zum Roman wurde, d. h. daß aus der allgemeinen Herrschaft der alten, römischen Sprache sich mehr und mehr die besondern Landessprachen ablösten, welche wir jetzt die romanischen nennen. Der Einfluß dieser deutschen Eroberer, sowie nachher in Frankreich und England, insbesondere der normannischen, auf Sitte und Poesie der neugebildeten Reiche kann leicht nachgewiesen werden. So haben die Deutschen in den fremden Erzeugnissen zum Theil nur zurückempfangen, was sie selbst [illegible]säet hatten.

Eine gewisse Universalität der poetischen Thätigkeit war nach dem Obigen den Deutschen schon in jener Zeit eigen und hat den manigfaltigsten Vorrath dichterischer Erzeugnisse angehäuft. Einheimische und fremde Sagenkreise, Legenden, geistliche und weltliche Liederdichtung, lehrhafte, polemische, scherzhafte Gedichte, Erzählungen aus dem täglichen Leben, Reimchroniken u. s. w. bilden die große und vielgestaltige Masse der deutschen Poesie im Mittelalter.

Eine geschichtliche Darstellung dieser Poesie zu geben, ist unser Vorhaben. Die Geschichte der Poesie hat wesentlich die poetischen Ideen, Gebilde und Formen selbst, die sich in der Zeit und bei dem Volke, wovon sie handelt, entwickelt haben und den Gang dieser Entwicklung zur Anschauung zu bringen. Es genügt ihr also weder die bloß litterarische Aufzählung der Dichterwerke nach ihren Classen, noch die Darlegung der allgemeinen und besondern Zustände und Einwirkungen, unter welchen diese Werke hervorgegangen sind, noch endlich die kritisierende Übersicht derselben. All dieses ist theils Mittel, theils Ergebnis der eigentlichen Geschichte. Die Hauptaufgabe der letztern ist stets die Veranschaulichung des dichterischen Schaffens und Gestaltens in den größern, gemeinsamen Kreisen sowohl, als in den einzelnen bedeutendern Erzeugnissen.

Können aber Werke der Dichtung anders, als durch sich selbst, zu einer klaren Anschauung gebracht werden? Allerdings nur annähernd; aber dieses hat die Geschichte der Poesie mit jeder andern historischen Darstellung gemein; keine wird jemals ihren Gegenstand vollständig wiedergeben. Dagegen aber ist es auch der Geschichte möglich, manche Verdunklung zu heben, die in der Gegenwart selbst vorhanden war; die geschichtliche Auffassung kennt das Werden und das Gewordene, sie unterscheidet das Wesentliche von dem Zufälligen, sie verbindet, was in der Wirklichkeit durch Zeit und Raum getrennt war. Diese Vortheile kommen auch der Geschichte der Poesie, namentlich derjenigen eines entferntern Zeitalters, zu statten; hier ist sogar das unmittelbare Verständnis der Dichterwerke oft nur dann ein richtiges und vollständiges, wenn erst jenes historische Sondern, Zusammenstellen und Concentrieren vorangegangen ist. In vorzüglichem Grade muß dieses von unsrer ältern poetischen Litteratur behauptet werden; hier erscheint so häufig die Dichtung, wie sie gerade in der Schrift vorliegt, nur in einer zufälligen oder willkührlichen Gestalt, hier muß dann das Ursprüngliche

von der entstellenden Einkleidung abgelöst, das Gediegene aus der weitschweifigen Umhüllung ausgeschieden werden. Überhaupt aber kann der Werth und die Wirkung eines Dichterwerkes doch nicht lediglich auf die gegenwärtige Erscheinung, auf den unmittelbaren Genuß desselben beschränkt sein. Es war, bevor es in die Erscheinung trat, in der poetischen Conception vorhanden und es wird nachwirken in der Erinnerung des Lesers oder Hörers. Dieser, wenn er irgend lebendig aufgefaßt hat, wird sich auch im Stande finden, andern vom Wesen und selbst von der Form des Werkes eine Vorstellung zu geben. Und das ist es auch, was wir vom Geschichtschreiber der Poesie für einen größern Zusammenhang dichterischer Erzeugnisse verlangen. In der persischen Glaubenslehre hat jedes erschaffene Ding seinen Ferwer,[1] den Grundkeim und die innere Einheit seines Wesens, der jedoch für sich zur Erscheinung gelangen kann. Die Ferwer der dichterischen Schöpfungen sind es, was die Geschichte der Poesie aufzufassen und auf ihre Weise zur Erscheinung zu bringen hat.

Indem ich so die Aufgabe stelle, will ich nur das Ziel bezeichnen, nach welchem zu streben ist, keineswegs die Erreichung desselben erwarten lassen. Die Schwierigkeiten, die für jetzt noch in der Sache liegen und die ich nachher bemerklich machen werde, sind wohl auch die Ursache, warum noch keine geschichtliche Darstellung unsrer älteren Poesie in dem angegebenen Sinne, noch überhaupt eine umfassendere Geschichte derselben, in welchem Sinn es sei, unternommen worden ist.

Bis hieher von der Aufgabe. Wir fragen nun um den Weg ihrer Lösung, um die Methode.

Ist es unsre Aufgabe, die Gestaltungen der Poesie so viel möglich zur Anschauung zu bringen, so finden wir uns einfach darauf hingewiesen, dem Vortrag diejenige Anordnung zu geben, nach welcher der poetische Bildungstrieb selbst seine Formationen aufgestellt und abgetheilt hat. Auf ähnliche Weise, wie die gesellschaftliche Verfassung des Mittelalters sich in manigfache Genossenschaften verzweigt und gruppiert hat, scheidet und ordnet sich auch die Poesie dieses Zeitraums in mehrere, nach Inhalt und Form in sich abgeschlossene Gliederungen, welche durch langen Zeitverlauf und unter allen Wechseln ihr selbständiges Leben

[1] Görres, Mythengesch. der asiat. Welt. Heidelberg 1810. B. I, S. 242 f. Vgl. 241 oben.

behauptet haben. Diesen Gliederungen, wie sie schon gebildet vor uns stehen, folgend, theilen wir unsre Darstellung in vier Hauptabschnitte:

1. Die Heldensage,
2. Heiligensagen und Rittergedichte,
3. Minnesang,
4. Lehr- und Zeitgedichte.

In jedem dieser Hauptheile ist eines der beiden Elemente des mehrgedachten großen Gegensatzes oder irgend eine besondere Weise ihrer Verschmelzung vorherrschend, so daß wir mittelst der hiernach gesonderten Betrachtung die vollständigste Rechenschaft über das Ganze zu gewinnen hoffen. Ich finde, daß der Verfasser des neusten Lehrbuchs der Geschichte des Mittelalters, Professor H. Leo (2 Thle. Halle 1830), sich veranlaßt gesehen hat, auch für die allgemeine, politisch-kirchliche Geschichte dieser Zeit nicht die ethnographische oder synchronistische Methode, sondern, nach Gibbons Vorgang, eine Anordnung nach geistigen Richtungen zu befolgen. Für die Geschichte der Poesie, wo jede bedeutendere Geistesrichtung sich in bestimmten Bildungen so augenfällig ausgeprägt hat, ist mir die Anordnung nach diesen immer unerläßlich erschienen.

Die vorgezeichnete Abtheilung muß zwar in der Darstellung selbst ihre Rechtfertigung finden. Eine vorläufige Verständigung darüber scheint mir am zweckmäßigsten dadurch erzielt zu werden, daß ich die Beziehungen andeute, in welchen sie zu den übrigen Methoden steht, welche sonst in der Geschichte der Litteratur und einzelner Zweige derselben beobachtet werden. Diese sind: die synchronistische oder die chronologische mit der Abtheilung in Perioden; die ethnographische, hauptsächlich auf umfassendere litterarhistorische Werke anwendbar; die systematische, für die Geschichte der Poesie die Eintheilung nach den Dichtarten. Letztere pflegt man in der Art mit der synchronistischen zu verbinden, daß in jeder Periode die beachtungswerthen Werke nach dem Schema der Dichtarten abgehandelt werden. Die Methode, welche wir einzuhalten gedenken, möchte ich die organische nennen.

Wenn wir aber gleich keine jener andern Methoden als solche auf den Gegenstand unsrer Darstellung anwendbar finden, so kommen sie uns doch als Gesichtspuncte, als schematische Anhalte in Betracht, welche für jede historische Arbeit ihre Geltung haben.

Der chronologisch-synchronistische Gesichtspunct, die Rücksicht auf Zeitfolge und Gleichzeitigkeit der vorzutragenden Thatsachen, liegt allzu sehr in der Natur geschichtlicher Entwicklung, als daß sie nicht auch bei unsrer Eintheilung im Allgemeinen und in den größern Zügen sollte beachtet sein. Der erste Abschnitt behandelt das älteste Erbtheil der deutschen Poesie, die Heldensage, das Epos, tief im heidnischen Glauben und in der angestammten germanischen Sitte wurzelnd. Der zweite giebt uns in den Heiligensagen und Rittergedichten Erzeugnisse des eingeführten Christenglaubens und seiner Verbindung mit den Begriffen und Angewöhnungen der bekehrten Völker. Der dritte zeigt uns im Minnesang eine Verschmelzung des Naturgefühls und Naturdienstes mit den geistigen Einflüssen des Christenthums und den geselligen der romanischen Bildung. Im vierten endlich, unter dem Namen der Lehr- und Zeitgedichte, fassen wir alles das zusammen, was eine unmittelbare praktische Richtung auf das Leben hat: Spruchgedichte, Lehrfabeln, politischkirchliche Streitgedichte, Satiren und Schwänke, Sittenschilderungen nach den verschiedenen Ständen und hieran angereiht auch die Lebensverhältnisse der Dichter selbst. Hier werden wir erkennen, wie der Gedanke, die Betrachtung, der gesunde Haus- und Weltverstand mitten unter den phantastischen Stimmungen des Mittelalters sein Recht behauptet, wie er mehr und mehr über diese das Übergewicht erlangt hat, und so wird uns dieser letzte Abschnitt den natürlichen Übergang des Mittelalters in die neuere Zeit ausmachen. Aber eben mit dieser Anlage im Größern ist die chronologische Anreihung der einzelnen vorhandenen Werke nicht verträglich. Eine solche litterarische Chronologie hat zwar auch ihr besondres Interesse. Sie kann uns zeigen, wie zuerst die Geistlichkeit, der christliche Priesterstand, sich im ausschließlichen Besitze der Schrift befand, so daß alle Schriftwerke von der frühesten Zeit bis in das letzte Viertel des zwölften Jahrhunderts, mit ganz seltener Ausnahme, von Geistlichen verfaßt, daher auch meist geistlichen Inhalts sind oder, sofern ihr Inhalt ein weltlicher ist, die Spur der geistlichen Hand an sich tragen, wie dann um die bemerkte Zeit die Handhabung der Schrift, wenigstens mittelst des Dictierens, allmählich auch auf die Laien, den Ritterstand, übergieng und zuletzt, bei zerfallender Bildung des Adels, der Bürgerstand sich der Litteratur bemächtigte. Diesen Gang der litterarischen Ausbildung werden

wir zwar stets im Auge haben, aber er kann die Anordnung eines Vortrags nicht bestimmen, dem es hauptsächlich um den innern Bestand der Dichtungskreise zu thun ist. In Beziehung auf diesen ist es nun einleuchtend, daß der heidnisch=germanische Cyclus, dem wir den ersten Abschnitt angewiesen, vor die christlichen Dichtungen des darauffolgenden gehört, wenn gleich der letztere die ältesten Schriftdenkmäler darbietet. Das Heldenlied wurde durch den ganzen Zeitraum vom Volke gesungen; die schriftlichen Auffassungen desselben erstrecken sich über wenigstens sieben Jahrhunderte, sie sind von Geistlichen, Rittern, bürgerlichen Meistersängern bearbeitet und in den spätesten bemerken wir doch oft die ursprüngliche Gestalt der Sage richtiger und vollständiger, als in den vorhergegangenen. Beweises genug, daß uns die Zeitfolge der schriftlichen Aufzeichnung nicht zur Norm der Darstellung dienen kann.

Wir werden ferner zwar im Ganzen und in den einzelnen Abtheilungen ein Werden und Wachsen, eine Blüthe und einen Verfall darzulegen haben; das ist ja überhaupt die Geschichte. Der Zweck der Veranschaulichung aber wird uns darauf führen, daß wir bedeutendere Kreise der Dichtung zuerst in ihrer vollen Erscheinung geben und erst von dieser aus einerseits auf ihren Ursprung und ihre allmähliche Entwicklung zurückgehen, anderseits zu ihren Auswüchsen und ihrem Zerfalle herabsteigen.

Dieses Auffassen der Erscheinungen in ihrer Mitte setzt auch den Anhaltpunct unsrer Betrachtung in die Mitte des Zeitraums selbst, in den innern Kreis desselben, in welchem wir alle Richtungen zusammenlaufend, alle Eigenthümlichkeiten des deutschen Mittelalters und so auch seiner Poesie am vollständigsten vereinigt und am glänzendsten entfaltet finden. Es ist dieses die Periode von der Mitte des zwölften bis nach der des dreizehnten Jahrhunderts, welche, nicht bloß zufällig, mit der hundertjährigen Herrschaft des schwäbischen Kaiserhauses zusammenfällt. In dieser Periode hat jeder der Dichtungskreise, nach denen wir unsre Darstellung abtheilen, seine letzte und vollste Ausbildung erlangt, hat jede Hauptrichtung sich in ihren bedeutendsten Werken gesammelt und festgestellt. Hier ist der Vollschein, in welchem Zunahme und Abnahme verschwimmen. Blicken wir in die vorhergegangene Zeit, so zeigen sich allerdings in ihr die Spuren einer ursprünglichern Sage, eines volksmäßigern Gesangs, aber es fehlt dafür an größern Schriftdenkmälern,

und erst aus der Zeit, die uns solche darbietet, können wir auf die früheren Zustände zurückgreifen; blicken wir vorwärts, so bemerken wir, daß schon das vierzehnte Jahrhundert, bloß nachbildend und ausspinnend, von dem früheren Reichthume zehrt.

Der ethnographische Gesichtspunct, die Abgrenzung nach Völkern, ist uns in zweifacher Beziehung wichtig, für die Sagenbildung und für die Sprache. In der erstern Beziehung wird uns vorzüglich die Ausmittlung des Antheils beschäftigen, welcher den verschiedenen germanischen Volksstämmen an der zum epischen Cyclus ausgebildeten Heldensage zukommt. Wir werden dabei solche wirksam finden, welche längst im Sturm der Zeiten zerstreut sind oder sich unter andern verloren haben z. B. die Ostgothen, Burgunden. Die Geschichte der deutschen Sprache, ihre historische Grammatik, kann nur ethnographisch, nach den Volksstämmen und ihren Mundarten zweckmäßig behandelt werden, wie es neuerlich in dem großen, noch unvollendeten Sprachwerke von Jacob Grimm (deutsche Grammatik) geschehen ist. Die germanische Sprachfamilie theilt sich in vier Hauptstämme, den gothischen, den hochdeutschen (welchen die Baiern, Burgunden, Alemannen und Franken bilden), den niederdeutschen (Sachsen, Westphalen, Friesen und Angeln) und den nordischen oder skandinavischen, der auch für sich den andern, deutschen, entgegengestellt werden kann. (D. Gramm. Th. I. Ausg. 1. Göttingen 1819. Einleit. in die gebrauchten Quellen und Hülfsmittel, S. L f.). Für die meisten dieser Hauptsprachstämme ergeben sich dann weitere Abtheilungen nach den besondern Mundarten und nach den Perioden ihrer Entwicklung. Da es nicht unsre Aufgabe ist, eine Geschichte der gesammten germanischen Poesie zu geben, sondern wir uns auf Deutschland beschränken, so berührt uns, für den gewählten Zeitraum, unmittelbar nur das Althochdeutsche und Mittelhochdeutsche, das Alt- und Mittelniederdeutsche. Die ältere Periode geht in den Denkmälern beider Sprachstämme vom achten bis ins elfte, die mittlere von da an bis in das vierzehnte Jahrhundert. Nach dieser Zeit entwickelt sich mehr und mehr die jetzt lebende Sprache mit ihren Mundarten. Geographisch gehören dem Hochdeutschen diejenigen Sprachquellen an, welche in Schwaben, Baiern, Östreich, der Schweiz und dem Elsaß, Franken, Thüringen, Hessen und am Oberrhein entsprungen sind; dem Niederdeutschen, was von Sachsen, Engern, West- und

Ostphalen und dem Niederrhein ausgegangen ist. (Grimm a. a. O. LII. LXV. LXIX. LXXI.) Die übrigen Stämme und Verzweigungen der germanischen Gesammtsprache dienen uns in ihren Denkmälern nur mittelbar zur Erläuterung des eigentlichen Gegenstandes unsrer Darstellung. Fragt es sich nun aber um den Vorrath dieser verschiedenen Sprachbildungen an dichterischen Erzeugnissen, welche für unsern Zweck hauptsächlich oder erläuternd in Betracht kommen, so erscheint zuvörderst die nordische Poesie sehr reichhaltig und sachverwandt; ihr folgt, doch in beträchtlichem Abstand, die angelsächsische, die in der Reihe ihrer meist geistlichen Producte nach neueren Auffindungen auch einige bedeutendere, den Heldenkreisen angehörende Dichtungen aufzuweisen hat. In gothischer Sprache ist nichts Poetisches auf uns gekommen. Die althochdeutschen Denkmäler in poetischer Form sind fast durchaus streng geistlichen Inhalts; ebenso die seltenern altniederdeutschen. Während daher diese ältern Perioden für die deutsche Sprachgeschichte von gröster Wichtigkeit sind, erscheinen sie in der Geschichte der Poesie ziemlich unergiebig und schon hiernach muß die Methode für die beiden Fächer eine verschiedene sein. Mittelniederdeutsche Gedichte sind nicht in bedeutender Zahl vorhanden und manche derselben sind nur der Widerschein hochdeutscher Poesie. Neuerlich hat zwar Scheller in seiner Bücherkunde der sassisch-niederdeutschen Sprache (Braunschweig 1826) einen großen Reichthum dieser Sprache an Schriftdenkmälern darzuthun sich bemüht; er zählt nicht weniger als 1851 Numern auf. Allein da er für die ältere Periode viel Fremdartiges, namentlich entschieden hochdeutsche Werke, z. B. Notker, die Nibelungen u. s. w. herbeizieht und für die neuere Zeit kleine Flugschriften, Gelegenheitsgedichte u. dgl. aufführt, so kann sein Unternehmen nicht für gelungen angesehen werden. Wir werden die erheblichern niederdeutschen oder doch an diese Mundart streifenden Gedichte an ihrer Stelle bemerken und es wird sich uns insbesondere zeigen, daß von dieser Seite her zum Theil die Bekanntschaft der Deutschen mit der nordfranzösischen Ritterdichtung vermittelt worden ist. Im Ganzen aber kann das Niederdeutsche mit jener reichen Blüthe der Poesie in den mittelhochdeutschen Werken der schwäbischen, bairischen, östreichischen und schweizerischen Dichter, hauptsächlich aus der vordern Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts, durchaus nicht gleichgestellt werden. Nach all diesem finden wir uns auch von

dem ethnographisch-linguistischen Gesichtspunct aus wieder auf die Zeit und das Gebiet der hohenstaufischen Herrschaft hingewiesen.

Was endlich die Eintheilung nach den Dichtarten betrifft, die wir auch die systematische Methode genannt, so ist dieselbe insofern berücksichtigt, als in den zwei ersten Abschnitten die epische, im dritten die lyrische und im vierten die didaktische Weise vorherrschen wird. Eine speciellere Classification würde in den Organismus der poetischen Bildungen nur störend eingreifen und selbst jene allgemeinere durfte nicht streng die Anordnung bestimmen. So lassen sich zwar, wie schon erwähnt, der erste und zweite Hauptabschnitt beide unter die epische Grundform einreihen, aber die Heldensage und das christliche Rittergedicht sind nach Geist und Inhalt so wesentlich verschieden, und selbst in formeller Beziehung ist das volksmäßige Epos so sehr ein anderes, als die absichtliche Bearbeitung welscher Ritterpoesieen, daß bei diesen Verschiedenheiten die allerdings mögliche Unterordnung unter eine gemeinschaftliche Grundform eine leere Abstraction sein würde. Dramatische Dichtung, zum Schauspiel ausgebildet, war im deutschen Mittelalter nicht vorhanden. Lateinische Dramen, von geistlichen Personen verfaßt, können nur als gelehrte Übungsstücke, geistliche Aufzüge mit Gesängen u. dgl. höchstens als rohe Anfänge der Bühne, deren Gestaltung einer spätern Zeit angehört, betrachtet werden. Nehmen wir aber das Dramatische allgemeiner, als eine von den Grundformen des poetischen Wirkens überhaupt, so wird es keiner dichterisch bewegten Zeit gänzlich mangeln und mitten in der Lyrik oder im Epos erscheinen. So auch in unsrer ältern Poesie. Lyrische Gedichte sind durch Wechselrede und Wettgesang in Handlung gesetzt; in epischen, namentlich dem Nibelungenliede, wird oft die Handlung durch den in Rede tretenden Kampf der Gesinnungen und Gemüthskräfte vergeistigt.

Dieses ist, was wir von der Methode zu sagen hatten, soweit sie in der Anordnung des gegebenen Stoffes besteht. Wir ordnen diesen, wie er sich selbst geordnet hat. Das weitere Verfahren, wodurch wir in den angegebenen Abschnitten die Kreise der Dichtung und die Beschaffenheit der einzelnen Werke zu veranschaulichen suchen werden, läßt sich nicht wohl im Allgemeinen bezeichnen, sondern muß sich je nach der Natur des Gegenstandes richten. Diese muß entscheiden, ob durch Auszüge, Stellen der Gedichte, allgemeinere Charakteristiken, ob mehr im

Wege der Darstellung oder in dem der Untersuchung ein Bild der Sache gegeben werden soll. Zu dieser Verschiedenheit, die in den Gegenständen selbst liegt, wird sich aber eine andere Ungleichheit gesellen, die in dem gegenwärtigen Stande der altdeutschen Studien ihren Grund hat. Viele und bedeutende Quellen dieser Litteratur sind gar nicht oder sehr ungenau in den Druck gegeben, die Handschriften liegen in den verschiedensten deutschen und auswärtigen Bibliotheken zerstreut, die Benützung derselben ist bald mehr, bald weniger erleichtert, und so ist es schon aus äußern Gründen dem Einzelnen nicht wohl möglich, eine vollständige und gleichmäßige Geschichte der ältern deutschen Poesie zu bearbeiten. Eine solche haben Sie daher auch von mir nicht zu erwarten und ich werde manche bedeutende Lücke selbst zu bemerken haben. Dennoch ist auch jetzt schon des allgemeiner Zugänglichen so viel, daß die Hauptpartieen entweder hell hervortreten oder, wo sie noch verdunkelt stehen, doch in den Umrissen erkennbar sind. Gerade bei diesem Stand der Sache scheint es an der Zeit, die Rechnung über das Ganze zu ziehen, das Ermittelte darzulegen und, was weiter zu erforschen ist, zu bezeichnen.

Was die Litteratur, die Handschriften- und Bücherkunde anbelangt, so werde ich mich darin auf das Nöthige und Wichtigere beschränken. Ich werde jedesmal die Hauptausgabe der Gedichte, oder die Sammlung, wo solche gedruckt sind, anzeigen. Ebenso die bedeutendern Erläuterungsschriften. Bei ungedruckten Werken werde ich mich auf die Handschriften beziehen und insbesondere bemerken, wenn sich auf den Stuttgarter Bibliotheken ein Gedicht handschriftlich befindet (in Tübingen ist bloß die vom Renner), um dadurch zu eigener Ansicht der alten Handschriften Gelegenheit zu geben. Denjenigen, welche über irgend einen Gegenstand dieses Faches speciellere Litterarnotizen zu erhalten wünschen, werde ich solche mit Vergnügen mittheilen.

Das ausführlichste Verzeichnis der Handschriften, Ausgaben, Bearbeitungen, Erläuterungsschriften u. s. w. ist:

Litterarischer Grundriß zur Geschichte der deutschen Poesie von der ältesten Zeit bis in das sechzehnte Jahrhundert durch Fr. v. d. Hagen und Joh. Gust. Büsching. Berlin 1812.

Seit dem Jahr 1812, in welchem dieses Werk erschienen, ist jedoch so Vieles neu entdeckt und herausgegeben, so Manches berichtigt und

durch spätere Bemühungen überflüssig geworden, daß eine neue Bearbeitung des Buches oder ein Supplement, wovon auch schon lang die Rede ist, großes Bedürfnis wäre.

Als geschichtliches Handbuch sehr empfehlungswerth ist:

Grundriß zur Geschichte der deutschen National-litteratur. Zum Gebrauch auf gelehrten Schulen entworfen von Aug. Koberstein, Professor an der königl. Landesschule zu Pforta. Leipzig 1827. [1]

Es ist allerdings, schon seinem Umfange nach, nur Grundriß, gibt aber eine sehr brauchbare, gedrängte Übersicht der Zeitverhältnisse, unter welchen sich die schöne Litteratur der Deutschen in ihren verschiedenen Perioden bis auf die neueste Zeit entwickelt hat, sowie der wichtigern Denkmäler selbst aus dem Fache der Poesie und Beredsamkeit nach den Hauptdichtarten, mit gesundem Urtheil und zweckmäßiger Auswahl der Litterarnotizen. Der Zeitraum, welcher uns angeht, ist in den drei ersten Perioden abgehandelt und der Verfasser zeigt hier die eigene Bekanntschaft mit der Poesie des Mittelalters, aus deren Gebiet er auch einige verdienstliche monographische Arbeiten herausgegeben hat. Auch für die folgenden Perioden wird das Buch mit Nutzen gebraucht werden.

Nicht zu verwechseln ist die angezeigte Schrift mit dem von demselben Verfasser etwas später herausgegebenen

Leitfaden beim Vortrage der Geschichte der deutschen National-litteratur. Leipzig 1828.

Dieß ist, was ich über die Aufgabe und das Verfahren zu sagen hatte. Es war sonst gebräuchlich, in den Einleitungen historischer Lehrbücher und Lehrvorträge auch einiges über den Nutzen der abzuhandelnden Geschichte zu bemerken. In jetziger Zeit scheint mehr die Ansicht zu gelten, daß das rechte Wissen für sich ein Gewinn sei und die mittelbar daraus sich ergebenden manigfaltigen Vortheile nicht an den Fingern abgezählt zu werden brauchen. Gewiss muß es in der Geschichte vor allem um die richtige Auffassung der gegebenen Zustände zu thun sein; aber eine solche Auffassung ist doch nur als eine anschaulich lebendige, also nur dann möglich, wenn der Historiker von seinem Gegenstande geistig ergriffen ist; nur so wird er die Mühen der Forschung, die Schwierigkeiten der Verarbeitung und der Darstellung für andre siegreich bestehen. In diesen muß dieselbe Theilnahme geweckt werden, die

1 [Neueste, noch nicht abgeschlossene Auflage begonnen 1847. K.]

in ihm wirksam war, wenn irgend eine fruchtbare Mittheilung, eine wahre Verständigung zwischen Geschichtschreiber und Leser, zwischen Lehrer und Hörer stattfinden soll. Beiden also tritt die objective Wahrheit in subjective Beziehungen und die vergangenen Zustände erlangen eine Bedeutung für die Gegenwart.

Wenden wir dieses auf unsern Gegenstand, die deutsche Poesie im Mittelalter an, so ist uns die Bedeutung derselben eine dreifache, die historische, die poetische und die vaterländische.

Schon die historische Erkenntnis an sich steigt an Wichtigkeit, wenn sie eine größere Periode im Leben der Völker umfaßt, sie regt den Geist tiefer an, wenn sie über geistige Zustände sich erstreckt. Welch bedeutende Stellung die Poesie in dem Zeitraum einnehme, von dem wir handeln, ist bereits erörtert worden. Die Geschichte des Mittelalters und des deutschen Volkes in diesem ist nicht geschrieben, so lange nicht seine Poesie erschlossen ist. Ich achte sehr den gewissenhaften Ernst der Historiker, welche nichts in ihre Werke aufnehmen, was nicht mit den zuverlässigsten Zeugnissen und Urkunden belegt werden kann. Nur glaube man nicht, daß mit den Annalen und Diplomen des Mittelalters die Quellen der urkundlichen Geschichte erschöpft seien! Sind denn die Erzeugnisse des schaffenden Geistes, die Eröffnungen des bewegten Gemüthes, das nicht lügen kann, minder verlässige Urkunden vom Leben jener Zeit?

Das rechte geschichtliche Wissen aber ist auch die nothwendige Bedingung des Urtheils. Hier tritt es in genaue Beziehung mit der Gegenwart. Das Mittelalter und der Stand seiner Bildung gehören zu den vielbestrittenen Gegenständen einer bedeutenden Meinungsverschiedenheit. Man hat in dieser Sache seit etwa fünfundzwanzig Jahren in Deutschland die entgegengesetztesten Erfahrungen gemacht. Erst die begeisterte Anpreisung, dann die herabsehende Gleichgültigkeit oder der feindselige Tadel. Selbst wissenschaftliche Bestrebungen, dem Mittelalter zugewendet, werden von Manchen entweder bloß geduldet, oder sogar als gefährlich für politische und religiöse Freiheit und für den richtigen Kunstgeschmack verdächtigt. An der ruhigen Pflegstätte wissenschaftlich-universeller Bildung kann nicht davon die Rede sein, irgend einen Zweig des Wissens gegen den Vorwurf der Schädlichkeit zu vertheidigen. Hier darf als anerkannt vorausgesetzt werden, daß das Erkennen dem

Urtheile vorangehen müsse. Was man für schädlich hält, muß man am schärfsten ins Auge fassen; was dem ersten Anblick schmeichelt, muß man am strengsten prüfen. Die historische Einsicht zeigt am überzeugendsten, daß die Formen einer vergangenen Zeit nicht auf eine nachfolgende anwendbar seien; sie zeigt aber auch, daß in den manigfachsten und fremdartigsten Formen ein Gehalt wohnen könne, der für alle Zeiten gültig ist. Die vorgefaßte Meinung, das Vorurtheil, spiegelt nur immer sich in der Oberfläche der Geschichte, die Parteiung streift nur, wie ein Sturmvogel, den Rand der Wellen; die Forschung senkt sich in die Tiefe und durchspäht ihren innersten Grund. So haben, mitten durch den Widerspruch der Zeitansichten, unverdrossene Männer, an deren Spitze die Brüder Grimm zu nennen sind, mit stiller Treue und geistreichem Fleiße der deutschen Alterthumskunde die umfassendsten Forschungen gewidmet, deren Früchte jetzt in gediegenen Werken überraschend zu Tage treten; für Erkenntnis, Darstellung und Urtheil ist eine haltbare Grundlage gewonnen und diejenigen werden leicht durchschaut, welche den Mangel an Sachkenntnis durch allgemeines Räsonnement ersetzen oder bemänteln wollen.

Die poetische Bedeutung beruht in dem freien Genusse, den unsre alten Dichtungen als solche und unabhängig von ihrem geschichtlichen Interesse gewähren können. Hierüber wird, auch die Bekanntschaft mit der Sache und die Erläuterung vorausgesetzt, deren jedes Kunstwerk aus einem vergangenen Zeitalter in gewissem Maße bedarf, das Urtheil doch immer der Verschiedenheit in den Grundsätzen und in der subjectiven Genußfähigkeit unterliegen, die im Gebiete des Schönen überhaupt noch niemals ausgeglichen worden ist. Ich versuche auch nicht, Ihr Urtheil über den Werth dieser Poesie zum Voraus zu bestimmen, sondern wünsche vielmehr, daß solches, ohne theoretische Ausführungen, überall so viel möglich aus der Darstellung selbst sich ergeben möge. Das jedoch glaube ich vorerst nur als individuelle Ansicht aussprechen zu dürfen, daß, was auch die Poesie andrer Völker und Zeiten in sich Vollendetes darbieten mag, doch diese einheimische Poesie auch ihrerseits Saiten anschlage, welche vorher nicht geklungen haben, Bedürfnisse, Ahnungen der Phantasie und des innigern Gemüths befriedige, welche anderwärts nicht oder nicht in gleichem Maße befriedigt werden. Eine Vergleichung nach außen gehört übrigens nicht zu unsrer Aufgabe. Soll

die altdeutsche Poesie nach ihrer Eigenthümlichkeit richtig gewürdigt werden, so dürfen wir auch nicht überall den Maßstab anlegen, den wir von dem classischen Alterthum auf die nach diesem gebildete neuere Litteratur zu übertragen pflegen, ich meine das Ebenmaß jedes einzelnen Dichterwerks, die harmonische Verbindung seiner Theile zu einem Ganzen, die Übereinstimmung von Inhalt und Form. Prüfen wir nach diesem Maßstab, der, richtig angewendet, allerdings ein gültiger ist, unsre ältere poetische Litteratur als solche d. h. als eine Sammlung von Schriftwerken, so wird das Urtheil im Ganzen sehr ungünstig ausfallen. Wir werden zwar einer Anzahl von Dichtwerken begegnen, denen die ebenmäßige Ausbildung zu einem wohlgeordneten Ganzen, sowie eine der Natur des Gegenstandes vollkommen angemessene Darstellung nicht abzusprechen ist. Aber eine nicht minder große Masse poetischer Producte wird uns durch Mangel an Einheit und künstlerischer Abrundung, durch ermüdende Weitschweifigkeit in der Ausführung unangenehm auffallen. Finden wir nun gleichwohl, daß diese geringern Werke oft mit den besten in einem genauen innern Zusammenhange stehen, daß in den erstern unter der abstoßenden Schaale oft ein ebenso poetischer Kern verhüllt liege, als in den letztern, so wird uns gerade dieses Misverhältnis des gediegenen Inhalts und der zerfließenden Darstellung, der Trefflichkeit einzelner Bestandtheile und der Gehaltlosigkeit andrer darauf hinführen, daß nicht beides aus derselben bildenden Kraft gleichzeitig hervorgegangen sein könne, daß also der wahre Werth dieser Poesie nicht nach der zufälligen Auffassung in den vorhandenen einzelnen Schriftwerken, nicht nach der künstlerischen Vollendung dieser letztern bemessen werden dürfe. Diese und ihre Verfasser fallen allerdings jener speciellen Kritik anheim. Aber was im zwölften und dreizehnten Jahrhundert in die Schrift niedergelegt und für sie bearbeitet wurde, war großentheils nicht ein Stoff, der jetzt zuerst seine poetische Behandlung erhielt; es war reife Poesie, die sich zuvor schon in größern Gestaltungen entfaltet, in andern, ursprünglichern Formen ausgeprägt hatte. Wo nun diese Poesie durch die spätern und letzten Bearbeitungen gefesselt, zerstückelt und verschwemmt ist, da muß unser Bestreben sein, ihre Geister zu entbinden, ihre Zusammenhänge herzustellen, ihre Gestalten und Formen klarer und echter heraufzuführen. Dann erst fragt es sich, ob in dieser geläuterten Poesie das große Gesetz des Schönen

bemerkbar sei, das naturkräftig aus dem Keime die riesenhafte Eiche in freien und doch geregelten Umrissen erwachsen läßt.

Dieses Verfahren, das besonders auf die größern Sagenkreise Anwendung findet, wird auch für das classische Alterthum nicht ganz zu umgehen sein. Soll die griechische Heldensage vollständig dargelegt werden, so wird man sich nicht auf die beiden homerischen Epopöien beschränken dürfen, der epische Cyclus in allen seinen Überresten muß sich aufschließen, die Heldengedichte der Alexandriner müssen gesichtet, die Tragiker, die Lyriker, die Mythologen zu Rathe gezogen werden und so aus den verschiedenen Formen die gesammte Heroenwelt aufsteigen.

Kehren wir zum deutschen Alterthum zurück, so ergibt sich aus dem Bisherigen von selbst, daß wir in jenem keine Musterbilder für die Poesie unsrer Zeit zu suchen haben. Um die Nachahmung der Werke vergangener Zeiten ist es überall eine bedenkliche Sache. Aber die Macht geistiger Anregung wird auch der Poesie des Mittelalters nicht zu bestreiten sein. Die Erscheinung einer reichen Phantasie, mächtiger Gestalten, großer Sagenzüge erweitert den Blick und kräftigt die Gesinnung in Sachen der Poesie. Sie wirkt dem Tändeln und Prunken mit den Nebenwerken der Dichtkunst wohlthätig entgegen. Sie macht den Anspruch fühlbar, bedeutenden Hervorbringungen einer früheren Zeit auch nur Bedeutendes und Würdiges im Geiste der eigenen gegenüber zu stellen. Das Auge hat ein verstärktes Höhenmaß, wenn wir vom Anblick der Alpen zurückkommen.

Endlich die vaterländische Bedeutung. Im Reiche des Geistes gibt es keine Landesgrenzen. Wo wir das Vortreffliche finden, in der Ferne der Völker und Zeiten, machen wir unser Bürgerrecht geltend. Vor jedem andern Volke üben wir Deutsche diese universelle Gesinnung. Wir kennen die Eigenthümlichkeiten und Vorzüge jeder fremden Litteratur; es ist nur folgerecht, wenn wir die eigene kennen lernen. Den Werth der Vaterlandsliebe zu beweisen, ist nicht meine Absicht. Das aber lehrt uns die Kenntnis jener manigfachen Entwicklungen, daß das Vortreffliche nirgends bodenlos erwachsen, daß es überall aus nationalen Elementen am kräftigsten hervorgegangen ist. Die Poesie vor allem wurzelt in den eigenthümlichsten Zuständen des Volkslebens. Wenn selbst die Philosophie, die doch nach der Einheit und Allgemeinheit

gerichtet ist, bei den verschiedenen Völkern ein nationales Gepräge zeigt, um wie vielmehr die Poesie, in der sich der Geist nach dem Manigfaltigen und Besondern entfaltet. Der Weltbürgersinn soll uns daher nicht abhalten, in unser Eigenstes zu gehen, dieses zu erkennen und zu entwickeln. Von ihm aus bringen wir am besten dem geistigen Gemeinleben unsern Beitrag.

Was es sei um das Gefühl des Vaterländischen, ist schmerzlich und tröstend zugleich in jener Zeit empfunden worden, als eine ausgleichende Weltherrschaft alles Nationale zu ersticken drohte. Damals suchten wir in den tiefsten Fasern unsers Daseins die Gewährschaft eines eigenthümlichen Lebens und Bestandes. Dieses Nationalgefühl, diese innere Sammlung ist in Thaten lebendig geworden.

Auch im vaterländischen Alterthum suchte man damals Trost und Anhalt. Es entzündete sich eine Begeisterung für dasselbe, welche bei vielen, mit den Stimmungen der Zeit, vorübergehend war, bei andern, von denen wir schon gesprochen, nachhaltig wirkte. Daß eine Gemeinschaft unsrer Vorzeit mit der Gegenwart bestehe, wurde damals lebhaft empfunden. Heimathklänge, hoffe ich, sollen uns noch jetzt dort ansprechen.

Der Beruf, der mir als Lehrer der deutschen Litteratur angewiesen ist, fordert mich auf, dem geistigen Leben unsrer Nation in den verschiedenen Perioden seiner Entwicklung nachzugehen. Wenn ich mit der frühesten Periode beginne, so geschieht es nicht bloß, weil sie der Zeit nach vorangeht; sie ist auch die am wenigsten allgemein bekannte. Die neuere Litteratur bietet sich unmittelbar zugänglich dem Genusse und somit auch der Beurtheilung dar. Nur allzu leicht nehmen es manche, dieses Urtheil stets fertig zu verkünden und im Garten der Poesie, wie Tarquinius, die höchsten Mohnhäupter abzuschlagen. Die Kenntnis jener ältern Periode aber bedarf der wissenschaftlichen Forschung und der Lehre.

Wenn ich dieser Kenntnis Werth beilege, wenn ich in der Poesie des Mittelalters eine sehr merkwürdige Entwicklung des deutschen Geistes nachzuweisen versuchen werde, so ist es doch nicht meine Absicht, diesen Studien Anhänger zu werben. Mein Vortrag soll allerdings darauf berechnet sein, denjenigen, welche sich zu der Erforschung unsrer älteren Poesie hingezogen finden, eine Übersicht zu geben, mittelst welcher sie

das Einzelne, mit dem sie sich zunächst beschäftigen, in seine größern Zusammenhänge einreihen können. Häufig bemerkt man bei sonst verdienstlichen Bestrebungen in diesem Fache eine Vereinzelung, einen Mangel an Übersicht des Ganzen, wodurch das Studium an dem minder Bedeutenden festgehalten wird, welches bei einem weitern Umblick sogleich als solches erkannt werden würde. Aufzumuntern zu einem umfassendern Betrieb dieser Studien, muß ich aber billig Anstand nehmen. Sie sind von keinem eigentlich praktischen Vortheil, sind im Allgemeinen wenig anerkannt, dabei aber mühsam und schwierig und können auch, bei der bemerkten Beschaffenheit eines großen Theils der einzelnen Dichtwerke, nur in der Durchdringung des Ganzen den rechten Genuß gewähren. Um so mehr jedoch scheint es angemessen, daß die Resultate der bisherigen Forschungen in einer für sich verständlichen Darstellung zusammengefaßt werden, daß auch denjenigen, die sich nicht selbstthätig in das vaterländische Alterthum versenken wollen, die Gelegenheit gegeben sei, das Bedeutendste kennen zu lernen, was Jahrhunderte hindurch den Geist und das Gemüth unsrer Vorfahren beschäftigt und bewegt hat.

Wir stehen hier mitten im schwäbischen Lande, das einst ein Saal des Gesanges war. Sollen wir über alles Bescheid wissen, nur nicht über das, was auf dem eigenen Boden geistig geblüht hat?

Am östlichen Ende unsrer Alb springt der Rosenstein hervor, ein sagenreicher Berg, frisch bewaldet und mit wilden Rosen blühend bekränzt. Auf seinem Rücken zieht sich eine blumige Waldwiese hin, wo die Jugend der Umgegend ihre Maienfeste feiert. Am Rande des Berges ragen die Trümmer einer Burg, durch deren Fensterhöhlen die Vögel streichen. Gegenüber schwingt sich der schlanke Berg empor, auf dessen Gipfel einst das Stammhaus der Hohenstaufen sich erhoben; weithin, bis zum fernen Horizont, überschaut man das gesegnete Schwaben. In der schroffen Felswand aber, die aus der buschigen Bergseite aufschießend, die Burgreste des Rosensteins trägt, öffnet sich nach der Gegend hin eine hochgewölbte Grotte. In ihrer Mitte grünt ein Strauch und blühen wilde Blumen, von den Tropfen des Gesteins sich nährend. An den Seiten liegen breite Felsstufen, von der Natur zu Sitzen aufgeschichtet. Hier, dacht' ich mir wohl sonst, möcht' ich, mit einigen Freunden gelagert, während die Maienlust nur fern ertönte und der

Blick in die weite Gegend hinaus schweifte, hier möcht' ich den Freunden die Dichtergebilde der vergangenen Zeit, farbenhell, wie sie mir vor der Seele schwebten, vorüberführen. Aber was, einmal aufgefaßt, dem innern Schauen in raschem Fluge vorüberzieht, soll es andern mitgetheilt werden, so muß die langsame Bahn der Untersuchung, der Entwicklung, der allmählich fortschreitenden Darstellung betreten werden. Diese betreten wir auch jetzt; möchten auf ihr jene dichterischen Gestaltungen Ihnen so anschaulich und vertraut werden können, daß es in Ihrer Macht stände, dieselben auch künftig auf jeder schönen Stelle des deutschen Landes vor das geistige Auge zurückzurufen!

Erster Hauptabschnitt.

Die Heldensage.

Um der Betrachtung dieses ältesten und ursprünglichst-einheimischen Kreises deutscher Dichtung freie Bahn zu öffnen und zum Voraus jede Beschränkung wegzuräumen, welche aus der herkömmlichen Lehre von der Epopöie, als einer Kunstform, hervorgehen könnte, sprechen wir zuerst vom Wesen der Volkspoesie im Allgemeinen.

Wie über einer großen Bergkette, aus dem Schooße derselben und ihrem Zuge folgend, nur mit kühneren Zacken und Zinnen, ein leuchtendes Wolkengebirg emporsteigt, so über und aus dem Leben der Völker ihre Poesie. Der Drang, der dem einzelnen Menschen inwohnt, ein geistiges Bild seines Wesens zu erzeugen, ist auch in ganzen Völkern als solchen schöpferisch wirksam, und es ist nicht bloße Redeform, daß die Völker dichten. Darin eben, in dem gemeinsamen Hervorbringen, nicht in dem nur äußerlichen Merkmale der Verbreitung, haftet der Begriff der Volkspoesie und aus ihrem Ursprung ergeben sich ihre Eigenschaften.

Wohl kann auch sie nur mittelst einzelner sich äußern, aber die Persönlichkeit der Einzelnen ist nicht, wie in der Dichtkunst litterarisch gebildeter Zeiten, vorwiegend, sondern verschwindet im allgemeinen Volkscharakter. Auch aus den Zeiten der Volksdichtung haben sich berühmte Sängernamen erhalten und, wo dieselbe noch jetzt blüht, werden beliebte Sänger namhaft gemacht.

Meist jedoch sind die Urheber der Volksgesänge unbekannt oder bestritten [1] und die Genannten selbst, auch wo die Namen nicht ins

[1] Vgl. Wüllner, De cyclo epico poetisque cyclicis. Monaster. 1825. S. 45.

Mythische sich verlieren, erscheinen überall nur als Vertreter der Gattung, die Einzelnen stören nicht die Gleichartigkeit der poetischen Masse, sie pflanzen das Überlieferte fort und reihen ihm das Ihrige nach Geist und Form übereinstimmend an, sie führen nicht abgesonderte Werke auf, sondern schaffen am gemeinsamen Bau, der niemals beschlossen ist. Dichter von gänzlich hervorstechender Eigenthümlichkeit können hier schon darum nicht als dauernde Erscheinung gedacht werden, weil die mündliche Fortpflanzung der Poesie das Eigenthümliche nach der allgemeinen Sinnesart zuschleift und nur ein allmähliches Wachsthum gestattet.

Vornehmlich aber läßt ein innerer Grund die Überlegenheit der Einzelnen nicht aufkommen. Die allgemeinste Theilnahme eines Volkes an der Poesie, wie sie zur Erzeugung eines blühenden Volksgesanges erforderlich ist, findet nothwendig dann statt, wenn die Poesie noch ausschließlich Bewahrerin und Ausspenderin des gesammten geistigen Besitzthums ist. Eine bedeutende Abstufung und Ungleichheit der Geistesbildung ist aber in diesem Jugendalter eines Volkes nicht gedenkbar; sie kann erst mit der vorgerückten künstlerischen und wissenschaftlichen Entwicklung eintreten. Denn wenn auch zu allen Zeiten die einzelnen Naturen mehr oder weniger begünstigt erscheinen, die einen gebend, die andern empfangend, die geistigen Anregungen aber das Geschäft der Edleren sind, so muß doch in jenem einfacheren Zustande die poetische Anschauung bei allen lebendiger, bei den Einzelnen mehr im Allgemeinen befangen gedacht werden. Die Harfe geht noch von Hand zu Hand, wie bei den Gastmahlen der Angelsachsen; die ganze Masse ist noch, wie ein Zug von Wandervögeln, in der poetischen Schwebung begriffen und die Einzelnen fliegen abwechselnd an der Spitze. Die geistigen Richtungen sind noch ungeschieden und darum der Eigenthümlichkeit keine besondern Bahnen eröffnet; das künstlerische Bewußtsein steht noch nicht dem Stoffe gegenüber, darum auch keine absichtliche Manigfaltigkeit der Gestaltung; der Stoff selbst, im Gesammtleben des Volkes festbegründet, durch lange Überlieferung geheiligt, gibt keiner freieren Willkühr Raum. Und so bleibt zwar die Thätigkeit der Begabteren unverloren, aber sie mehrt und fördert nur unvermerkt; die reichste Quelle, die den Strom des Gesanges schwellt, ist doch in ihm nicht auszuscheiden.

Auf keiner Stufe der poetischen Litteratur, selbst nicht bei dem

schärfsten Gepräge dichterischer Eigenthümlichkeiten, kann der Zusammenhang des Einzelnen mit der Gesammtbildung seines Volkes völlig verläugnet werden. Erscheinungen, die in Nähe und Gegenwart schroff auseinander stehen, treten in der Ferne der Zeit und des Raumes in größern Gruppen zusammen und diese Gruppen selbst zeigen unter sich einen gemeinsamen Charakter. Stellt man sich so dem gesammten poetischen Erzeugnis eines Volkes gegenüber und vergleicht man es nach außen mit den Gesammtleistungen andrer Völker, so betrachtet man dasselbe als Nationalpoesie; für unsern Zweck war es um den innern Gegensatz zu thun, um die Volkspoesie in ihrem Verhältnisse zur dichterischen Persönlichkeit.

Daß die Volkspoesie nur in mündlichem Vortrag lebe, ist bereits angedeutet worden. Man könnte sagen: aus dem einfachen Grunde, weil solche Völker die Schrift noch gar nicht kennen oder nicht allgemeiner zu gebrauchen wissen. Aber wessen der menschliche Geist bedarf, das erfindet oder erlernt er; reicht ihm Sang und Sage nicht mehr aus, so erfindet er die Schreibkunst; bei gesteigertem Bedürfnis erfand er den Bücherdruck. Auf derjenigen Bildungsstufe nun, auf welcher der Volksgesang gedeiht, wird der Buchstabe gar nicht vermißt. Hier gilt einzig die große Bilderschrift mächtiger Gestalten der Natur und des Menschenlebens. Die Betrachtung der Welt geschieht nicht mit dem Meßnetze des Gedankens, sondern mit dem Spiegel der Phantasie; was vor dieser in klarem Bilde steht, wird im tönenden Worte weiter und weiter mitgetheilt. Wie sollte das volle, farbige Lebensbild in den todten Schriftzug zusammenschrumpfen? Die Rune, wenn sie auch bekannt ist, wird mit Scheue betrachtet, als ein bannender Zauber. Noch grünt die Äsche, die im Runenalphabet zum A erstarrt.

Das nun, daß die Gebilde der Volkspoesie lediglich mittelst der Phantasie und des angeregten Gemüthes durch Jahrhunderte getragen werden, bewährt dieselben als probehaltig. Was nicht klar mit dem innern Auge geschaut, was nicht mit regem Herzen empfunden werden kann, woran sollte das sein Dasein und seine Dauer knüpfen? Die Schrift, die auch das Entseelte in Balsam aufbewahrt, die Kunstform, die auch dem Leblosen den Schein des Lebens leiht, sind nicht vorhanden. Auch nicht Wort und Tonweise, im Gedächtnis festgehalten, können das Nichtige retten; denn das schlichte Wort ist in jenen Zeiten

keine Schönheit für sich, es lebt und stirbt mit seinem Gegenstande; die einfache Tonweise, wenn sie selbst Dauer haben soll, muß ursprünglich einem Lebendigen gedient haben. Je fester und lebensvoller jene echten Gebilde dastehen, je weniger kann das Scheinleben in ihrem Kreise aufkommen und geduldet werden.

Worin liegt aber der Gehalt und die Kraft, vermöge deren sie durch viele Geschlechter unvertilgbar fortbestehen? Ohne Zweifel darin, daß sie die Grundzüge des Volkscharakters, ja die Urformen naturkräftiger Menschheit wahr und ausdrucksvoll vorzeichnen. Naturanschauungen, Charaktere, Leidenschaften, menschliche Verhältnisse treten hier gleichsam in urweltlicher Größe und Nacktheit hervor; unverwitterte Bildwerke, gleich der erhabenen Arbeit des Urgebirgs. Darum kann gerade den Zeiten, welche durch gesellige, künstlerische und wissenschaftliche Verfeinerung solchen ursprünglichern Zuständen am fernsten und fremdesten stehen, der Rückblick auf diese lehrreich und erquicklich sein; so ungefähr, wie der gröste der römischen Geschichtschreiber aus seinem welken Römerreich in die frischen germanischen Wälder, auf die riesenhaften Gestalten, einfachen Sitten und gesunden Charakterzüge ihrer Bewohner vorhaltend und weissagend hinüberzeigte.

Wenn wir uns im Bisherigen die Volkspoesie nach ihrem vollsten Begriffe gedacht haben, so ist doch leicht zu erachten, daß sie in ihrer geschichtlichen Erscheinung bei verschiedenen Völkern, nach Gehalt und Umfang, in sehr manigfachen Abstufungen und Übergängen sich darstelle. Wie das Leben jedes Volkes wird auch das Bild dieses Lebens, die Poesie, beschaffen sein. Ein Hirtenvolk, in dessen einsame Gebirgthäler der Kampf der Welt nur fernher in dumpfen Widerhallen eindringt, wird in seinen Liedern die beschränkten Verhältnisse ländlichen Lebens, die Mahnungen der Naturgeister, die einfachsten Empfindungen und Gemüthszustände niederlegen; sein Gesang wird idyllisch-lyrisch austönen.

Ein Volk dagegen, das seit unvordenklicher Zeit in weltgeschichtlichen Schwingungen sich bewegt, mit gewaltigen Schicksalen kämpft und [E]rinnerungen bewahrt, wird auch eine reiche und großartige Heldenvoll mächtiger Charaktere, Thaten und Leidenschaften, aus sich [...]sen, und wie sein Leben weitere Kreise zieht und größere Zu[samm]enhänge bildet, wird auch seine Sage sich zum Epos, zum epischen

Cyclus, verknüpfen und ausdehnen. Diese Entfaltung zu einem umfassenden Epos, das Bedeutendste, was die Volkspoesie erzeugen kann, ist uns nun auch in den Heldenliedern des deutschen Mittelalters aufbewahrt.

Ich gedenke später einmal, in einem besondern Cursus, eine geschichtliche Übersicht der gesammten Volkspoesie der neueuropäischen Völker zu geben. Es werden sich bei diesen alle Spielarten und Abstufungen des Volksgesanges, theils untergegangen, theils noch bestehend, nachweisen lassen. Es wird sich dann auch zeigen, wie überall die Volkspoesie in dem Maaße zurückgewichen, in welchem die litterarische Bildung und die mit ihr verbundene Herrschaft dichterischer Persönlichkeit vorgeschritten, und daß dieselbe nur da noch lebe und blühe, wo eine Litteratur noch nicht oder nicht mehr vorhanden ist. Bedeutende Aufschlüsse geben in letzterer Beziehung die neueren Mittheilungen aus dem Volksgesange zweier Völker, welche eben erst im Begriffe sind, nach harten Kämpfen, ihre Stelle unter den cultivierten Nationen des heutigen Europas einzunehmen; ich meine die Neugriechen und die Serben. Bei den erstern ist der Fall von Suli (Dec. 1803), der Tod des Markos Bozaris (1823) kaum erlebt und schon auch in herkömmlicher, volksmäßiger Weise gesungen. Im serbischen Gesange werden, neben den vielen Liedern aus dem häuslichen Leben, fortwährend die heimischen Thaten gefeiert, von den halb fabelhaften der alten Helden Duschan und Marko bis zu den neuesten des letzten Aufstandskrieges. Bei beiden Völkern ist auch gewiss dieser fortlebende vaterländische Gesang nicht ohne merklichen Einfluß auf die Erhaltung und den neuen Aufschwung des Nationalgefühls geblieben. Von Heldenliedern und Märchen, wie sie in Schweden, Nordbritannien, auf den Faröen noch heute zum Tanze gesungen werden, sind in Deutschland nur noch verlorene Klänge hörbar. Hier hat zwar die Volkspoesie einst einen der großartigsten epischen Kreise gebildet, aber dieser ist längst abgeschlossen. Gedeihen und Absterben der Volkspoesie hängen überall davon ab, ob die Grundbedingung derselben, Theilnahme des gesammten Volkes, feststehe oder versage; ziehen die edleren Kräfte sich von ihr zurück, dem Schriftenthum zugewendet, so versinkt sie nothwendig in Armuth und Gemeinheit.

Wenn nun auch eine vergleichende Zusammenstellung des deutschen Epos mit der epischen Volksdichtung andrer Völker der alten und neuen Welt nicht in unsrer dermaligen Aufgabe liegt und wenn nicht zu

bestreiten ist, daß die Geschichte der poetischen Entwicklung jedes Volkes zunächst aus dessen eigensten Zuständen entnommen werden solle, so ist doch nicht minder gewiss, daß die von allen Seiten neuerschlossenen Quellen des Volksgesangs auch für die richtige Ansicht des längst Vorhandenen und Bekannten von gröster Wichtigkeit sind, daß die entsprechenden Erscheinungen bei so vielen Völkern auf ähnlicher Stufe des geselligen Zustandes sich gegenseitig erklären und auf gemeinsame Bildungsgesetze hinweisen und daß daher der Blick auf diesen größern Zusammenhang geöffnet sein muß, wenn die historische Behandlung der Poesie eines einzelnen Volkes vor Willkühr und Vorurtheil gesichert sein soll. Die bekannte Frage über die Abfassung der homerischen Gedichte wird ohne solchen Ausblick auf die Universalgeschichte der Volkspoesie niemals zu einer einleuchtenden Entscheidung gelangen können. Bei der nachfolgenden Erörterung des einheimischen Epos wird uns derselbe, auch ohne ausdrückliche Bezugnahme im Einzelnen, stets zur Leitung dienen. Umgekehrt aber wird die deutsche Heldensage, die in reicher, durch viele Jahrhunderte verfolgbarer Entwicklung vor uns liegt, auch von ihrer Seite als eine der bedeutendsten Quellen zur rechten Einsicht in das Wesen und den Bildungsgang der epischen Volkspoesie anzuerkennen sein. W. Grimm sagt in seiner Schrift über die deutsche Heldensage (S. 336):

„Wir genießen den Vortheil, die Veränderungen der Sage in Denkmälern beobachten zu können, welche von den ersten Spuren bis zu dem völligen Verschwinden den Raum von etwa tausend Jahren einnehmen. Es giebt kein andres Volk, das sich dieses Vortheils in solcher Ausdehnung erfreue."

In der Betrachtung dieses deutschen Epos werde ich nun den Gang nehmen, daß ich zuvörderst den Inhalt der Heldenlieder, da ich solchen nicht als bekannt voraussetzen darf, im Umriß darlege; sodann denselben nach seinen Hauptelementen, dem geschichtlichen, dem mythischen und dem ethischen, erläutre; endlich die Formen entwickle, in welchen [illegible]ische Stoff dargestellt, ausgebildet und zuletzt mittelst schrift[illegible]ssung festgehalten worden ist.

[illegible]dann aber auch im gegenwärtigen ersten Hauptabschnitte [illegible] des umfassendern, in sich abgeschlossenen epischen Cyclus [illegible]ählung diejenigen heroischen Dichtungen anreihen, welche, [illegible]einheimischer Sage beruhend, doch für sich vereinzelt stehen

geblieben sind oder einen größern Kreis zu bilden nur versucht haben. Hier begegnen wir einer Reihenfolge geschichtlicher Helden bis in das Geschlecht der Hohenstaufen selbst, und diese sichtbar erst aus der spätern Geschichte sich entwickelnde Sagendichtung bahnt uns den Übergang zu den noch halb fabelhaften Reimchroniken, in welchen umgekehrt die Historie aus der Sagenpoesie sich abzulösen beginnt.

I. Inhalt der Heldensage im Umriß.

Der Hauptinhalt unsrer Heldensage war nicht bloß in Deutschland, sondern auch über den skandinavischen Norden verbreitet. Damit ergibt sich eine doppelte Gestaltung derselben, die deutsche und die nordische. Beide sind, wenn auch in der Wurzel zusammenhängend, doch in der Entfaltung bedeutend verschieden; die nordische, noch ganz dem heidnischen Alterthum angehörend, erläutert uns den früheren Zustand der deutschen; aus der Zusammenstellung beider geht uns erst der volle Gehalt des Ganzen hervor.

A. Deutsche Gestaltung der Sage.

Es sind achtzehn deutsche Gedichte, größeren oder geringeren Umfangs, welche aus diesem Sagenkreise auf uns gekommen sind. Wir zählen aber zu ihnen noch ein lateinisches, von einem Deutschen offenbar nach heimischer Quelle abgefaßtes. Mehrere derselben sind in doppelter oder mehrfacher Behandlung desselben Stoffes vorhanden.

Diese Gedichte sind folgende: 1. Rother (Ruther), 12 Jhd. 2. Otnit, 13 Jhd. 3. Hugdietrich und Wolfdietrich, in zwei verschiedenen Gestaltungen, 13 Jhd. 4. Etzels Hofhaltung, 15 Jhd. 5. Dietrichs Drachenkämpfe, 13—14 Jhd. 6. Sigenot, 13 Jhd. 7. Ecken Ausfahrt, 13 Jhd. 8. Biterolf und Dietleib, 13 Jhd. 9. Laurin, 13 Jhd. 10. Der Rosengarten zu Worms, in mehrfachen Darstellungen, 13 Jhd. 11. Alphart, 13 Jhd. 12. Dietrichs Flucht, 13—14 Jhd. 13. Schlacht vor Raben, ebenso. 14. Hildebrand und sein Sohn, Bruchstück aus dem 8 Jhd. und späteres Volkslied. 15. Walther, lateinisch, 10 Jhd. 16. Hörnen Siegfried, 13—14 Jhd., sammt dem Volksbuche gleichen Inhalts. 17. Nibelungenlied, Schluß des 12 Jhd. 18. Klage, 13 Jhd. 19. Gudrun, 13 Jhd.

Wir besitzen in verschiedenen mehr oder weniger kritischen Sammlungen und besondern Ausgaben zwar im Ganzen das Corpus dieses Gedichtkreises, aber Manches doch nur in spätern Überarbeitungen oder in einzelnen Darstellungen, während die ältern Texte und andre nicht weniger merkwürdige Versionen noch in der Handschrift liegen.

Mit den aufgezählten Gedichten ist übrigens der einstige Umfang des Sagenkreises keineswegs erschöpft. Jene selbst weisen auf manches Fehlende hin. Auch anderwärts ist der Inhalt vermißter Stücke angedeutet. Die reichste Quelle der Ergänzung aber bietet der Norden. Denn außer der eigenthümlich nordischen Gestaltung der Sage haben wir die große, in isländischer d. h. der dem ältern Skandinavien gemeinschaftlichen Sprache abgefaßte Vilkinen- oder Dietrichssage vom Ende des dreizehnten Jahrhunderts (Grimm, Heldens. S. 175), welche, laut der Erklärungen, die in ihr selbst enthalten sind, nach deutschen Gedichten und mündlichen Überlieferungen zusammengesetzt ist, auch im Ganzen mit der deutschen Sagenbildung übereinstimmt und bedeutende Lücken derselben ausfüllt.

Demselben deutsch-nordischen Zweige gehört auch eine Reihe altdänischer Heldenlieder oder Balladen (Kjämpeviser) an. Sie sind neu herausgegeben in:

Udvalgte Danske Viser fra Middelalderen udgivne paa ny af Abrahamson, Nyerup og Rahbek. 1ste Del. Kjöbenh. 1812. Deutsch: Altdänische Heldenlieder, Balladen und Märchen, übersetzt von W. C. Grimm. Heidelberg 1811.

Ich werde mich aber in den folgenden Auszügen auf den Bestand der deutschen Gedichte beschränken. Es ist mir darum zu thun, daß vorerst geschieden bleibe, was erklärt werden soll und was zur Erklärung dient, die Frage und die Antwort. Deshalb werde ich die verwischten Verbindungen der Lieder unter sich hier noch nicht herzustellen, das Lückenhafte nicht zu ergänzen suchen; eine Ahnung des Zusammenhangs wird sich von selbst ergeben. Auf der andern Seite ist der Hauptzweck dieser Auszüge, daß der Gegenstand, von dem es sich handelt, vor das Auge trete, daß die Bilder, welche zu deuten sind, sich hervorstellen und dem Gedächtnis einprägen, damit, wenn künftig Namen genannt werden, zuvor schon die Gestalten dazu gegeben seien. Zu diesem Zweck ist es nöthig, das verwirrende Nebenwerk abzustreifen, was

allzu sehr verdunkelt ist, vorderhand beruhen zu lassen, nur das eigentlich Sagenhafte in seiner jetzigen Gestaltung und das für sich Anschauliche auszuheben. Ich werde daher nirgends erweitern oder hinzusetzen, sondern überall (wie es schon die Masse dieser Gedichte mit sich bringt) zusammendrängen und abkürzen. Wer ausführlichere Analysen zu lesen wünscht, findet solche in dem Buche:

Heldenbilder aus den Sagenkreisen Karls des Großen, Arthurs, der Tafelrunde und des Grals, Attilas, der Amelungen und Nibelungen. Herausg. von F. H. v. d. Hagen. 2 Thle. Breslau 1823 (mit 60, etwas buntscheckigen Bildern).

Hier sind die deutschen Heldengedichte (mit Ausnahme von Rother und Gudrun) ihrem ganzen Inhalte nach und mit umständlichen Ergänzungen aus der Wilkina-Saga auf 792 Octavseiten ausgezogen.

In diesen deutschen Liedern sind hauptsächlich dreierlei Heldengeschlechter verherrlicht: die Amelunge (gothische Sage), die Nibelunge (rheinisch-burgundische Sage) und die Hegelinge (niedersächsische Sage).

Von den neunzehn zuvor aufgezählten Liedern sind dem Ruhme der Amelungen, Dietrichs von Bern und seiner Stammgenossen zumeist die vierzehn erstgenannten gewidmet, die vier weitern beziehen sich vorzugsweise auf die Nibelunge; das letzte handelt von den Hegelingen. Wie im Nibelungenliede selbst übrigens, so treffen auch in solchen Liedern, die wir zunächst dem Amelungenstamme zugeschrieben haben, vorzüglich den Rosengartenliedern und Dietleib, Nibelunge und Amelunge kämpfend zusammen.

Wir ordnen hiernach auch die folgenden Umrisse.

---

1. Die Amelunge.

Rother.

Über dem Westmeere sitzt König Rother in der Stadt zu Bare (Bari in Apulien). Er sendet Boten, die um die Tochter des Königs Constantin zu Constantinopel für ihn werben sollen. Als sie hinschiffen wollen, heißt er seine Harfe bringen. Drei Leiche (Spielweisen) schlägt er an; wo sie diese in der Noth vernehmen, sollen sie seiner Hülfe

sicher sein. Jahr und Tag ist um, die Boten sind nicht zurück. Constantin, jede Werbung verschmähend, hat sie in einen Kerker geworfen, wo sie nicht Sonne noch Mond sehen. Frost, Nässe und Hunger leiden sie; mit dem Wasser, das unter ihnen schwebt, laben sie sich. Auf einem Steine sitzt Rother drei Tage und drei Nächte, ohne mit jemand zu sprechen, traurigen Herzens seiner Boten gedenkend. Auf den Rath Berthers von Meran, Vaters von sieben der Boten, beschließt er Heerfahrt, sie zu retten oder zu rächen. Das Heer sammelt sich; da sieht man auch den König Asprian, den kein Ross trägt, mit zwölf riesenhaften Mannen daherschreiten; der grimmigste unter ihnen, Widolt mit der Stange, wird, wie ein Löwe, an der Kette geführt und nur zum Kampfe losgelassen. Bei den Griechen angekommen, läßt Rother sich Dietrich nennen. Er läßt sich vor Constantin auf die Kniee nieder; vom übermächtigen König Rother geächtet, such' er Schutz und biete dafür seinen Dienst an. Constantin fürchtet sich, die Bitte zu versagen. Durch Pracht und Übermuth erregen die Schützlinge Staunen und Furcht. Den zahmen Löwen, der von des Königs Tischen das Brot wegnimmt, wirft Asprian an des Saales Wand, daß er in Stücke fährt. Wie leid es dem König ist, er rührt sich nicht. Rother verschafft sich, nach Berthers Rath, durch reiche Spenden großen Anhang. Da klagt die Königin, daß ihre Tochter dem versagt worden, der solche Männer vertrieben. Die Tochter selbst möchte den Mann sehen, von dem so viel gesprochen wird. Am Pfingstfeste, wo sie mit ihren Jungfraun zu Hofe kommt, gelingt ihr dieses nicht, vor dem Gedräng der Gaffer um die glänzenden Fremdlinge. Als es still in der Kammer, geht ihre Dienerin Herlind, ihn zu ihr zu bescheiden. Er stellt sich scheu, läßt aber seine Goldschmiede eilend zween silberne Schuhe gießen und zween von Golde. Von jedem Paar einen, beide für denselben Fuß, schickt er der Königstochter. Bald kehrt Herlind zurück, den rechten Schuh zu holen und den Helden nochmals zu laden. Jetzt geht er hin mit zween Rittern, setzt sich der Jungfrau zu Füßen und zieht ihr die Goldschuhe an. Während dessen fragt er sie, welcher von ihren vielen Freiern ihr am besten gefalle. Sie will immer Jungfrau bleiben, wenn ihr nicht Rother werde. Da spricht er: „Deine Füße stehen in Rothers Schooß." Erschrocken zieht sie den Fuß zurück, den sie in eines Königs Schooß gesetzt. Gleichwohl zweifelt sie noch. Sie zu überzeugen,

beruft er sich auf die gefangenen Boten. Darauf erbittet sie von ihrem Vater, als zum Heil ihrer Seele, die Gefangenen baden und kleiden zu dürfen. Des Lichtes ungewohnt, zerschunden und zerschwollen, entsteigen sie dem Kerker. Der graue Berther sieht, wie seine schönen Kinder zugerichtet sind; doch wagt er nicht zu weinen. Als sie darauf an sichrem Orte, wohl gekleidet, am Tische sitzen, ihres Leides ein Theil vergessend, schleicht Rother mit der Harfe hinter den Umhang. Ein Leich erklingt. Welcher trinken wollte, der gießt es auf den Tisch; welcher Brot schnitt, dem entfällt das Messer. Vor Freuden sinnlos sitzen sie und horchen, woher das Spiel komme. Laut erklingt der andere Leich; da springen ihrer zween über den Tisch, grüßen und küssen den mächtigen Harfner. Die Jungfrau sieht, daß es König Rother ist. Fortan werden die Gefangenen besser gepflegt; sie werden ledig gelassen, als der falsche Dietrich sie verlangt, um Ymelot von Babilon zu bekämpfen, der mit großem Heere gegen Constantinopel heranzieht. Nach gewonnener Schlacht wird Dietrich mit den Seinigen zur Stadt vorangesandt, um den Frauen den Sieg zu verkündigen. Er meldet aber, Constantin sei geschlagen und Ymelot komme, die Stadt zu zerstören. Die Frauen bitten ihn, sie zu retten, und er führt sie zu seinen Schiffen. Als nun die Königstochter eingestiegen, entdeckt er den Trug und führt die Braut von dannen. Durch List eines Spielmanns wird sie später nach Constantinopel zurückentführt; durch List und Gewalt, unter großen Gefahren, gewinnt König Rother sie wieder.

Otnit.

Otnit, der junge König in Lamparten (Lombardei), auf der Burg zu Garten (Garda), findet keine kronwürdige Braut, weil alle Könige diesseits des Meeres ihm dienen. Darum will er nach der Tochter des Heidenkönigs Nachaol zu Muntabur fahren, obgleich schon viele Häupter der Werber um sie auf den Zinnen jener Burg stecken. Zuvor reitet er in die Wildnis am Gartensee (Gardasee), von dem wunderkräftigen Stein eines Ringes geleitet, den ihm die Mutter gegeben. Vor einer Felswand, daraus ein Brunnen fließt, sieht er auf blumigem Anger eine Linde stehen, die fünfhundert Rittern Schatten gäbe. Unter der Linde liegt ein schönes Kind im Grase, köstlich gekleidet, mit Gold und

Gesteine reich geschmückt. Es ist der Zwergkönig Elberich, dem Berg' und Thale dienen. Lange neckt und prüft der starke Zwerg den Jüngling; zuletzt entdeckt er sich als dessen Vater. Unsichtbar hat er einst die Königin, Otnits Mutter, überwältigt. Jetzt hebt er sich in den Berg und holt für Otnit eine leuchtende Rüstung, sammt dem herrlichen Schwert Rose. Zum Abschied verspricht er, dem Sohne stets gewärtig zu sein, so lang dieser den Ring habe. Vier Tage reitet Otnit vergeblich umher, die Waffen zu versuchen. Soll er nicht andern Streit finden, so muß es vor seiner eigenen Burg geschehn. Schon wird er dort als todt betrauert, da ruft plötzlich, vor Tages Anbruch, der Wächter: „Draußen hält ein Mann, vom Haupt zum Fuße brennend." Es ist Otnit im Glanze der Rüstung. Der Morgenstern glänzt aus den Wolken, ihm gleich leuchten Otnits Schild und Helm. Die Königin öffnet ihr Fenster. „Er brennt wie eine Kerze, spricht sie; meines Sohnes Ringe waren nicht so hell." Otnit verkehrt die Stimme, die gewaltig unterm Helme tost; er nennt sich einen Heiden, der den jungen König erschlagen. Die Burgmannen fordert er auf, diese Schmach zu rächen. Sie wappnen sich; der Burggraf kämpft mit ihm auf der Brücke und wird verwundet; ebenso des Burggrafen Bruder. Das Schwert Rose schneidet die Stahlringe, wie morschen Bast; Otnits Rüstung bleibt unversehrt. Jetzt giebt er sich als ihren Herrn zu erkennen, der nur ihre Treue prüfen wollte.

Die Zeit der Meerfahrt ist herangekommen. Zu Messina eingeschifft, fahren sie erst gen Sunders (Suders), der Heiden Hauptstadt, wo vor allen Elias, König von Reußen, Otnits Oheim, als Heidenvertilger wüthet. Von da ziehen sie vor die Königsburg Muntabur, auf des Gebirges Höhe. Elberich hat seines Wortes nicht vergessen; er saß die ganze Fahrt über auf dem Mastbaume, keinem sichtbar, als wer den Ring am Finger hatte. Überall schafft er Rath und Hülfe. Die kleinen Schiffe, die vor Sunders lagen, führt er zur Nachtzeit, wie mit Windeswehen, hinweg und auf ihnen fuhr das Heer zum Lande. Jetzt weist er die Straße nach Muntabur, dem Heere mit dem Banner vorreitend; aber nur Ross und Fahne sind sichtbar, der Träger nicht. Er neckt den Heidenkönig, wenn dieser nachts, sich zu erkühlen, an die Zinne tritt, rauft ihm den Bart, wirft das Wurfgeschütz und die Särge der Heidengötter in den Graben. Er zeigt der Königstochter

von der Zinne den Helden Otnit, wie er herrlich im Streite geht, sein Harnisch leuchtend, blutig das Schwert. Da spricht sie: „Er ist eines hohen Weibes werth.“ Elberich führt sie heimlich zur Burg hinaus, wo Otnit sie vor sich zu Rosse hebt und mit ihr davonrennt. Mit den verfolgenden Heiden besteht der Held siegreichen Kampf; des Heidenkönigs schont er um der Tochter willen. Auf dem Meere wird diese getauft und Sidrat geheißen. Nach der Heimkunft aber wird ihre Krönung zu Garten gefeiert. Bei dem Feste läßt Elberich sich schauen, die Goldkrone auf dem Haupt, mit einem Edelsteine, der wie die Sonne leuchtet. Eine Harfe in der Hand, rührt er die Saiten, daß der Saal erklingt.

Der alte Heidenkönig, Versöhnung heuchelnd, sendet reiche Geschenke. Zugleich aber bringt sein Jäger zween junge Lindwürme mit, die er im Gebirg oberhalb Trient in einer Felshöhle groß zieht. Nach Jahres Frist kommen sie heraus und schweifen gierig umher. Ihr Pfleger selbst ist ihnen kaum entronnen. Niemand wagt mehr die Straße zu ziehen; die Äcker werden nicht eingesät, die Wiesen nicht gemäht. Bis vor die Burg von Garten wird das Land verwüstet. Tod droht dem Helden, der sie zu bestehen wagt.

Hugdietrich.

Hugdietrich, der junge Sohn des Attenus, ist König zu Constantinopel. Rosenfarb sein Antlitz, gelbes Haar schwingt sich ihm über die Hüften. Als er zwölf Jahr alt, beräth er sich mit seinen Dienstmannen um eine Frau. Berchtung, Herzog von Meran, sein Erzieher, rühmt die schöne Hiltburg, Tochter des Königs Walgund zu Salneck (Salonichi). Aber ihr Vater hat geschworen, sie keinem Manne zu geben, und hält sie in festem Turme verschlossen. Noch dünkt sich Hugdietrich zum Kampfe zu jung, mit List will er sie gewinnen. Er lernt an der Rahme wirken, schönes Bildwerk, Hirsch und Hinde, was da lebt. Im Kleid einer Jungfrau, mit langwallenden Haaren, geht er zur Kirche. Jedermann fragt: „Wer ist die Minnigliche?“ So zieht er mit großem Geleite gen Salneck, wo er sich Hiltgund, des Griechenkönigs Schwester, nennt, die von ihrem Bruder vertrieben sei, weil sie nicht einen Heiden zum Manne gewollt. König Walgund und seine Gemahlin, Liebgart, gewähren freundliche Aufnahme. Berchtung führt das Gefolge zurück.

Hiltgund aber arbeitet künstlich in Gold und Seide und lehrt es auch die Mägde der Königin. Dem König wirkt sie eine herrliche Haube (Mütze), darin er am Pfingstfest bei Tische prangt. Sie selbst wird der schönen Hiltburg gegenübergesetzt und schneidet ihr zierlich das Brot vor. Die Königstochter erbittet sich die fremde Jungfrau zur Gespielin. Hiltgund wird zu ihr in den Turm verschlossen und lehrt sie Gold und Seide weben. Zwölf Wochen dauert die Verstellung, länger nicht. Nach Jahresfrist wird Hiltgund, wie verabredet war, durch Berchtung wieder abgeholt; des Bruders Zorn sei zergangen. Trauernd bleibt Hiltburg zurück, die sich schwanger fühlt. Sie genest eines schönen Sohnes, den sie ihrer Mutter selbst verbirgt. Als diese auf den Turm kommt, wird das Kind, in seidene Tücher gehüllt, in das Gebüsch des Burggrabens niedergelassen. Als aber die Königin abends weggegangen, ist es nirgends mehr zu finden. Ein Wolf, der manchmal dort im Hage Hühner fängt, hat es in seine Höhle getragen, den Jungen zur Speise. Doch weil diese noch klein und blind sind, bleibt es unverletzt. Morgens, auf der Jagd, kommt König Walgund zu der Höhle, wo das Kind gefunden wird. Er schlägt sein Gewand um dasselbe, nimmt es auf sein Pferd und bringt es zur Burg. Hugdietrich aber macht sich, nun unverkleidet, wieder nach Salneck auf, küsst sein Kind und spricht, indem er den goldreichen Mantel[1] fallen läßt, vor aller Welt: „Mein Sohn, Constantinopel, das Königreich, ist dein!“ Hiltburg wird ihm zur Frau gegeben, mit großen Ehren führt er sie heim nach Constantinopel. Wolfdietrich ist das Kind getauft worden, weil man es bei den Wölfen gefunden.

Wolfdietrich.

Wolfdietrich mit zween jüngern Brüdern, Bogen und Wachsmut, wird durch Herzog Berchtung in Ritterkünsten unterwiesen. Er wächst kräftig vor den andern heran; den Stein wirft er sechs Klafter weiter, als sie. Von dem mächtigen Kaiser Otnit in Lamparten kommen Boten, welche Zins heischen. Hugdietrich, die Drohung fürchtend, läßt einen Säumer mit Gold laden. Zürnend spricht Wolfdietrich zu den Boten, sobald er Mann geworden, werd' er den Kaiser um sein eigen Land bestehn.

[1] Legitimation des Mantelkindes, legitimatio per pallium.

Auf dem Sterbelager vertheilt Hugdietrich den Söhnen sein Reich. Wolfdietrich erhält Constantinopel, aber die Brüder maaßen sich sein Erbtheil an, weil er ein Kebskind sei. Berchtung von Meran, dessen Pflege er empfohlen ist, schwört mit sechszehn Söhnen, ihm das Erbe wieder gewinnen zu helfen. Sie ziehen mit Heeresmacht aus der Stadt Meran und fahren gen Constantinopel über. Indeſs das Heer in einem Walde hält, reiten Wolfdietrich und Berchtung in die Veste, um die Brüder zur Güte zu bewegen. Vergeblich bietet jener sein halbes Erbe. Die Brüder waffnen gegen ihn, Berchtung aber springt zur Zinne und bläst sein Hörnlein. Da kommen seine Söhne mit dem Heer und dringen in das offene Thor. Vom Kampf erschallt die Veste; sie treiben einander ein und aus. Drei Tage wird gestritten. Berchtungs Volk ist all erschlagen, nur seine Söhne leben noch. Sie streiten wieder drei Tage; sechs von Berchtungs Söhnen werden erschlagen. Sieht er einen fallen, so lacht er seinen Herrn an, damit der es nicht merke. Wolfdietrich stürzt von einem Steinwurf; Berchtung hält das Schwert über ihn und die Söhne kämpfen mit zusammengekehrten Rücken, bis jener sich erholt. Jetzt erst entweichen sie zum Walde, wo der junge Fürst, als er sechs von Berchtungs Söhnen vermiſst, sich in sein Schwert stürzen will.

Fortan ist sein Schicksal ein Gewebe von Verzauberungen, Irrfahrten, Riesenkämpfen und andern seltsamen Abenteuern, durch die wir hier nur den Hauptfaden der Geschichte verfolgen. Durch Zauber wird er von seinen Dienstmannen getrennt. Nach langem, vergeblichem Suchen bieten diese ihren Dienst den Brüdern an, doch nur mit dem Beding, des Eides ledig zu sein, wenn Wolfdietrich wiederkehre. Die Könige, hierüber erzürnt, lassen Berchtung und seine Söhne, je zween zusammengeschmiedet, auf der Burgmauer Wache gehen.

Wolfdietrich hat ihrer nicht vergessen. Vom Zauber entbunden, will er den Kampf bestehn, den er als Knabe dem Kaiser Otnit entboten. So hofft er mächtigen Beistand zur Befreiung seiner Dienstmannen zu gewinnen. Vor der Burg zu Garten steht eine Linde, darunter niemand weilen darf, es sei denn um Streites willen. Unter ihr legt Wolfdietrich sich nieder und entschläft vom süßen Vogelsang. Otnit und Sidrat gewahren ihn von der Zinne. Der Kaiser geht hinaus, weckt ihn zum Kampfe und wird besiegt. Er hat selbst dem

Gegner den Helm festgebunden; jetzt holt Wolfdietrich im Helme Wasser, womit Sidrat den leblosen Gemahl erfrischt. Die Helden schwören sich Genossenschaft und gehen Arm in Arm zur Burg.

Noch ist den elf Dienstmannen die Rettung ferne. Wolfdietrich wird auf neuen Fahrten umgetrieben. Otnit aber reitet zu Walde, sein Land von den Lindwürmern zu erlösen, die ihm sein Schwäher gesandt. Er empfiehlt der Kaiserin, wenn er umkomme, seinem Rächer sich zu vermählen. Unter einer bezauberten Linde fällt er in tiefen Schlaf. Vergeblich bellt der Hund und scharrt das Ross, als der Lindwurm naht. Das Ungethüm trägt den Schlafenden im Rachen fort. Als er aufwacht und sein Schwert ziehen will, zerschmettert ihn der Lindwurm an einer Felswand und trägt den Leichnam in den Berg, wo die jungen Würme ihn aus dem Harnisch saugen. Das Ross läuft mit dem Hunde vor das Thor zu Garten. Trauernd lebt die Wittwe Sidrat bis in das dritte Jahr. Da kommt Wolfdietrich in der Nacht wieder vor die Burg. Er hört den Wächter an der Zinne um seinen Herrn klagen, der ihn wohl gehalten und den niemand rächen wolle. Die Kaiserin tritt zum Wächter und klagt mit ihm. Ihre Schenken und Truchsäße seien jetzt ihre Herren, sie sei vom Reiche verstoßen, weil sie keinen zum Gemahl wolle, als der die Würm' erschlage. Wolfdietrich wirft einen ungeheuren Stein an die Zinne, daß es laut erhallt. Erschrocken ruft Sidrat hinab, was sie verschuldet, daß man sie zu Tode werfen wolle. Der Held erwidert, er habe bewähren wollen, ob er Kraft habe, die Würme zu bekämpfen. Eher will er sich nicht zeigen, noch nennen; aber ein Wahrzeichen verlangt er, daß ihm alsdann die Krone sammt der Kaiserin zum Danke werde. An seidnem Faden läßt sie ihren Ring nieder, mit dem er davon jagt. Im Walde trifft er einen Löwen im Kampfe mit dem Lindwurm. Er steht jenem bei, weil er selbst einen goldnen Löwen im Schilde führt. Held und Löwe lösen sich im Kampf ab, bis dem Helden das Schwert bricht. Der Wurm trägt ihn im Schweife, den Löwen im Rachen, zur Höhle. Die jungen Lindwürme fressen den Löwen auf; Wolfdietrich aber findet Otnits Schwert, womit er sämmtliche Würm' erschlägt, bis auf einen, den später Dietrich von Bern bekämpft. Zum Lohn empfängt er die Krone und die Hand der Kaiserin.

Einmal schon auf seinen Fahrten ist Wolfdietrich zur Nachtzeit vor

die Burg seiner Brüder gekommen. Dort vernahm er die Klage seiner Dienstmannen auf der Mauer. Sie hörten nur, als er wegritt, den Hufschlag seines Rosses und wie er, die Hände zusammenschlagend, ausrief: „Ich bin nicht todt!" Darüber wurden sie froh in ihren Banden. Jetzt, zur Krone gelangt, führt er ein großes Heer gen Constantinopel. In der Nacht geht er selbzwölfte, in Pilgertracht, an den Graben, wo er die Dienstmannen ihr zehnjährig Leid klagen hört. Herbrand, einer von Berchtungs Söhnen, erzählt einen Traum; ein Adler sei gekommen, die Könige zu verderben, und habe die Gefangenen von dannen geführt. Wolfdietrich bittet für sich und die andern um Brot und Wein, um der liebsten Seele willen, die jenen der Tod hingenommen. Um zween Todte trauern die Wächter, ihren Vater Berchtung und ihren Herrn Wolfdietrich; jenes wollen sie vergessen; um dieses willen bieten sie ihren Harnisch an, ihre einzige Habe, daß er um Brot und Wein versetzt werde. Der Pilger fragt um Berchtungs Tod. Zu Pfingsten, erzählen jene, hielt der König einen Hof; reich Gewand trugen alle Fürsten, nur sie, die Herzogskinder, trugen graue Kleider und rinderne Schuhe. Da rief ihr Vater: „O weh, Wolfdietrich, lebtest du noch, du ließest uns nicht in solcher Armuth." Darnach sprach er nichts mehr, er starb vor Herzeleid. Mit großer Klage um seinen Meister giebt Wolfdietrich sich zu erkennen. Die Wächter knieen auf der Mauer nieder und bitten Gott, wenn es wirklich ihr Herr sei, ihre Bande zu lösen, zum Zeichen, daß sie ihm Treue gehalten. Da zerspringen ihre Ringe, sie eilen von der Mauer und öffnen das Thor. Die Stadt wird eingenommen, die Brüder unterliegen in großer Feldschlacht. Als darauf um Mitternacht Messe gelesen wird, bemerkt Wolfdietrich einen Sarg neben dem seines Vaters. Er hört, daß Berchtung hier bestattet sei. Da reißt er die Steine vom Sarg, umarmt und küßt den Todten, dessen Leichnam noch unversehrt ist. Wolfdietrich bestellt nun das Reich, führt seine Brüder gefangen nach Garten und begnadigt sie nur auf Fürbitte der Kaiserin. Berchtungs Söhne werden reich belehnt; sie empfangen zum Schilde drei goldne Wölfe im grünen Feld mit blauem Ringe; davon nennt man dieses Geschlecht die Wölfinge.

In spätern Jahren überläßt Wolfdietrich das Reich seinem Sohne, der nach dem Ahn Hugdietrich heißt. Er selbst begiebt sich in das Kloster Tuskal, am Ende der Christenheit. Die Brüderschaft hält er

in strenger Zucht und als die Heiden das Kloster bedrängen, führt er sieg- reich wieder das Schwert. Keine Buße ist ihm stark genug, er bittet die Klosterbrüder um eine solche, wodurch er in Einer Nacht seiner Sünden ledig werde. Im Münster richten sie ihm eine Bahre. Darauf sitzt er allein die Nacht hindurch. Die Geister aller, die er je erschlagen, kommen heran und bekämpfen ihn; die härtesten Stürme, die er sonst gefochten, sind nichts gegen diesen. Morgens wird er für todt hinweg- getragen, seine Haare sind schneeweiß geworden. Noch weilt er aber manches Jahr in der Brüderschaft, bis die Engel seine Seele hinführen.

(Dieß die eine Gestaltung der Wolfdietrichssage in deutschem Liede; die andre soll, als der Erklärung näher zu statten kommend, für diese aufgespart bleiben.)

Dietrich von Bern.

Dieser sagenberühmteste der deutschen Helden ist (nach dem Anhang des Heldenbuchs Bl. 210) von einem Geiste gezeugt. Darum schießt ihm Feuer aus seinem Munde, wenn er zornig wird. Frühe schon kämpft er in der Wildnis mit Riesen und Drachen.

Sigenot.

Einst findet Dietrich den Riesen Sigenot, im Walde schlafend, er- weckt ihn und muß mit ihm streiten. Der Riese will seinen Oheim Grim rächen, den und dessen Weib Hilde Dietrich früher erschlagen und von ihnen den glänzenden Helm Hildegrim erbeutet hat. Sigenot schlägt mit seiner Stange den Berner zu Boden und wirft ihn in einen hohlen Stein, wohin kein Licht scheint. Dietrichs Meister, Hildebrand, ist seinem Herrn nachgeritten, findet dessen Ross allein an einen Baum angebunden und beweint seinen Tod. Auch er wird von Sigenot an- gerannt, der ihm mit der Stahlstange das Schwert aus den Händen schlägt und ihn am Barte nach dem hohlen Steine trägt. Hildebrand denkt jetzt nur darauf, wie er seinen Bart räche, in den nie zuvor eines Mannes Hand gekommen. Er findet in dem Berge Dietrichs Schwert, erlegt mit diesem den Riesen und befreit, mit Hülfe des Zwerges Eggerich, seinen Herrn aus der Wurmhöhle, nachdem er demselben erst verwiesen, daß er, gegen bessern Rath, allein von Bern weggeritten.

Ecke.

In dem Lande, wo jetzt Köln liegt, wohnten drei königliche Jungfrauen. Sie haben Dietrichs Lob vernommen und wünschen sehnlich, ihn zu sehen. Drei riesenhafte Brüder, Ecke, Fasold und Ebenrot, werben um die Jungfrauen. Ecke, kaum achtzehn Jahre alt, hat schon manchen niedergeworfen; sein gröster Kummer ist, daß er nicht zu fechten hat. Ihn verdrießt, daß der Berner vor allen Helden gerühmt wird und er gelobt, denselben, gütlich oder mit Gewalt, lebend oder todt, herzubringen. Zum Lohne wird ihm die Minne einer von den dreien zugesagt. Seburg, die schönste, schenkt ihm eine herrliche Rüstung, darein sie selbst ihn wappnet. Auch ein treffliches Ross läßt sie ihm vorziehn, aber Ecken trägt kein Ross und er braucht auch keines, vierzehn Tag' und Nächte kann er gehen ohne Müdigkeit und Hunger. Zu Fuß eilt er von dannen über das Gefild, in weiten Sprüngen, wie ein Leopard; fern aus dem Walde noch, wie eine Glocke, klingt sein Helm, wenn ihn die Äste rühren. Durch Gebirg und Wälder rennend, schreckt er das Wild auf; es flieht vor ihm oder sieht ihm staunend nach, und die Vögel verstummen. So läuft er bis nach Bern, und als er dort vernimmt, daß Dietrich ins Gebirg geritten, wieder an der Etsch hinauf in einem Tage bis Trient. Den Tag darauf findet er im Walde den Ritter Helfrich mit Wunden, die man mit Händen messen kann; kein Schwert, ein Donnerstrahl scheint sie geschlagen zu haben. Drei Genossen Helfrichs liegen todt. Der Wunde räth Ecken, den Berner zu scheuen, der all den Schaden gethan. Ecke läßt nicht ab, Dietrichs Spur zu verfolgen. Kaum sieht er diesen im Walde reiten, als er ihn zum Kampfe fordert. Dietrich zeigt keine Lust, mit dem zu streiten, der über die Bäume ragt. Ecke rühmt seine köstlichen Waffen, von den besten Meistern geschmiedet, Stück für Stück, um durch Hoffnung dieser Beute den Helden zu reizen. Aber Dietrich meint, es wäre thöricht, sich an solchen Waffen zu versuchen. So ziehen sie lange hin, der Berner ruhig zu Ross, Ecke nebenher schreitend und inständig um Kampf flehend. Er droht, Dietrichs Zagheit überall zu verkünden, er mahnt ihn bei aller Frauen Ehre, er giebt dem Gegner alle Himmelsmächte vor. Endlich willigt der Berner ein, am Morgen zu streiten. Doch Ecke will nicht warten, er wird nur dringender. Schon ist die Sonne

zu Rast, als Dietrich vom Rosse steigt. Sie kämpfen noch in der Nacht; das Feuer, das sie sich aus den Helmen schlagen, leuchtet ihnen. Das Gras wird vertilgt von ihren Tritten, der Wald versengt von ihren Schlägen. Sie schlagen sich tiefe Wunden, sie ringen und reißen sich die Wunden auf. Zuletzt unterliegt Ecke. Vergeblich bietet Dietrich Schonung und Genossenschaft, wenn jener das Schwert abgebe. Ecke trotzt und zeigt selbst die Fuge, wo sein Harnisch zu durchbohren ist. Dietrich beklagt den Tod des Jünglings, nimmt dessen Rüstung und Schwert Eckensachs, das er seitdem führt, und bedeckt den Todten mit grünem Laube. Dann reitet er hinweg, blutend und voll Sorge, man möchte glauben, er hab' Ecken im Schlaf erstochen. Schwere Kämpfe besteht er noch mit dessen Bruder Fasold und dem übrigen riesenhaften Geschlechte. Das Haupt Eckes führt er am Sattelbogen mit sich und bringt es den drei Königinnen, die den Jüngling in den Tod gesandt.

Biterolf und Dietleib.

Biterolf, ein ruhmreicher König zu Tolet (Toledo), hört die Erzählung eines alten Pilgers von der Macht und Herrlichkeit des Hunnenkönigs Etzel, dem so viel Könige und Recken dienen. Er beschließt selbst zu sehen und zu vergleichen. Mit zwölf Mannen reitet er heimlich hinweg, seine Gemahlin, Dietlinde, und einen zweijährigen Sohn, Dietleib, zurücklassend. Ungekannt giebt er sich in Etzels Dienst und heerfahrtet für ihn gegen Preußen und Polen. Indess wächst der Knabe Dietleib heran; wenn andre Kinder „Vater" sagen, fragt er, was ein Vater sei. Er hört, daß der seinige seit zehn Jahren vermisst werde. Einst findet er Biterolfs Waffen, darunter dessen Schwert Welsung. Diese läßt er Nachts durch ein Fenster die Mauer nieder, wo drei andre Knaben sie empfangen. Morgens bittet er die Mutter um Erlaubnis auf die Falkenjagd, stößt zu den drei Genossen, wappnet sich und reitet mit ihnen aus dem Lande, den Vater zu suchen. Durch mancherlei Abenteuer, in denen seine Kraft geprüft wird, gelangt auch er an den Hof zu Etzelnburg. Seine jugendliche Schönheit wird angestaunt. Lange goldfarbe Haare, wie einer Jungfrau, hängen ihm über die Schwertfessel herab. Er kann sich damit vor Regen decken, wie ein Falke mit den Flügeln. Um jene Zeit rüstet König Etzel eine Heerfahrt gegen die

Polen. Biterolf führt der Schaaren eine. Dietleib bittet, mit in den Streit fahren zu dürfen. Es wird ihm, seiner Jugend wegen, versagt; aber, den Hütern entweichend, reitet er heimlich dem Heere nach und erreicht es eben zur Zeit der Schlacht. Mitten durch das Polenheer hat Biterolf sich eine Gasse geschlagen. Auch Dietleib verhaut sich in die Feinde. So begegnen sich im Gedränge Vater und Sohn; sie halten sich für Gegner und kämpfen mit einander. Der Junge führt auf den Alten einen Schlag, davon die Funken aufsprühn. Da erkennt Biterolf den Klang seines Schwertes Welsung, das er daheim gelassen. Ahnung und Sehnsucht ergreift ihn (3704: da was im ande genûg). So findet Dietleib den Vater, den er durch manche Lande gesucht. Siegreich kehren die beiden zum Hofe Etzels zurück, der nun auch ihre Namen erfährt und sie in hohen Ehren hält. Biterolf empfängt von ihm das gesegnete Steierland; dort baut er die Burg Steier und führt dahin seine Gemahlin mit all seinem Volk und Gesinde.

Laurin.

Similde, Dietleibs Schwester, lustwandelt vor der Burg zu Steier zu einer Linde auf grüner Aue. Plötzlich verschwindet sie vor ihrem Gefolge; der Zwergkönig Laurin, in eine Nebelkappe gehüllt, führt sie unsichtbar hinweg in das Gebirge, wo er herrscht, die Wildnis Tirol. Dietleib reitet, um Rath zu finden, nach Garten zum alten Hildebrand und mit ihm gen Bern zum König Dietrich. Diesem erzählt Hildebrand von dem Übermuthe des kleinen Laurin und von seinem Rosengarten mit vier goldenen Pforten und, statt der Mauer, mit einem Seidenfaden umgeben; wer den zerreiße, werd' um Hand und Fuß gepfändet. Sogleich macht Dietrich nach diesem Abenteuer sich auf, begleitet von Wittich, Wielands Sohn; Hildebrand, Dietleib und Wolfhart folgen nach. Als jene beiden des Waldes sieben Meilen geritten, kommen sie vor den Garten, aus dem die Rosen duften und glänzen. Dietrich hat seine Freude daran, Wittich aber will der Hochfahrt ein Ende machen, zerstört die goldnen Pforten und zertritt die Rosen. Da kommt Laurin mit Speer und Schwert geritten, Waffen, Gewand und Reitzeug von Gold und Edelsteinen leuchtend. Das Gestein giebt ihm Kraft, einen Gürtel trägt er, davon er zwölf Männer Stärke hat; auf dem Haupt

eine lichte Goldkrone, darin Vögel singen, als lebten sie. Der Zwerg schilt die Zerstörer seines Gartens und verlangt zur Buße von jedem den linken Fuß, die rechte Hand. Dietrich meint, es könne mit Gold gebüßt werden und der Mai bringe neue Rosen. Aber der Zwerg versichert, daß er Goldes mehr als genug habe, und Wittich spottet seines schüchternen Herrn. Da rennen Laurin und Wittich mit den Speeren zusammen: der Zwerg sticht den Gegner aus dem Sattel, bindet ihn und will sein Pfand nehmen. Jetzt ergreift auch Dietrich seinen Speer, als eben Hildebrand mit den zween andern nachkommt. Er räth seinem Herrn, zu Fuße zu streiten und den Zwerg, dessen Harnisch nicht zu versehren ist, mit Schwertschlägen zu betäuben. Dietrich schlägt, daß dem Zwerg die Sonne vergeht; da macht Laurin sich unsichtbar und schlägt dem Helden große Wunden. Jetzt versucht Dietrich es mit Ringen, wird aber bei den Beinen in den Klee geworfen. Zornflammen gehn aus seinem Munde; doch bezwingt er den Kleinen erst, als er ihm, auf Hildebrands Rath, den Gürtel abgerissen. Laurin fleht um Gnade, und als der zürnende Dietrich sie versagt, ruft er Dietleib als Schwager an. Dietleib hält sich zur Hülfe verpflichtet; es erhebt sich ein furchtbarer Kampf zwischen ihm und dem Berner. Hildebrand und die zween andern drängen sich dazwischen und stiften einen Frieden, darein Laurin mitbegriffen wird. Dietrich und Dietleib schwören sich Gesellschaft und Laurin ladet die Helden in seinen hohlen Berg. Sie reiten mit einbrechender Nacht durch den Wald; bei einem Brunnen steigen sie ab. Laurin läutet eine goldne Schelle, die vor einem Berge hängt. Laut erhallt es im Berge, der sogleich sich aufschließt. Ein Schein, taghell, geht von dem edeln Gestein aus, das im Berge liegt, und leuchtet durch den Wald. Saitenklang und andrer Wohllaut ertönt. Ein Zwergkönig, Laurins Verwandter, haust in diesem Berge. Die Gäste werden im Saale des Königs köstlich bewirtet. In der Frühe reiten sie weiter zu Laurins Berge. Vor demselben ist ein lustiger Plan mit einer Linde und duftreichen Obßbäumen; darauf singen Vögel aller Art und umher spielt zahmes Wild. Dietrichs Herz ist freudenvoll, Hildebrand räth, den Tag nicht vor dem Abend zu loben; Wittich traut am wenigsten; als aber Wolfhart ihn der Furcht verdächtigt, geht er zuerst dem Berge zu und bläst ein goldnes Horn, das davor hängt. Der Berg wird geöffnet; durch eine stählerne Thür, dann durch eine goldne, werden sie

eingeführt. Gesang, Tanz, Ritterspiel treiben hier die Zwerge. Auf die Helden wird ein Zauber geworfen, daß keiner den andern sieht. Zu Tisch aber erscheint Similde, herrlich gekrönt; kleine Sänger und Spielleute, Ritter einer Elle lang, reichgekleidete Mägdlein gehen mit ihr zu Hofe. Ein Stein ihrer Krone vertreibt den Zaubernebel. Sie halst und küsst den Bruder; was ihr Herz begehrt, wird ihr hier tausendfältig, aber sie sehnt sich nach der christlichen Heimath. Laurin beredet die Helden, sich zu entwaffnen. Als nun Similde weggegangen, fällt der Zauber wieder auf die Augen der Gäste und ein betäubender Trank, in den Wein gemischt, senkt sie in festen Schlaf. So werden sie gebunden und in einen tiefen Kerker geworfen. Nur Dietleibs will Laurin schonen und ihn reichlich begaben, wenn er der Genossen sich nicht annimmt. „Was ihnen geschieht, geschehe mir!" antwortet Dietleib. Da wird er besonders eingesperrt, aber die Schwester befreit ihn, giebt ihm einen Ring, davon er wieder sieht, und hilft ihm zu den Waffen. Er wirft den Genossen die ihrigen in den Kerker hinab. Als Laurin den Helden frei sieht, stößt er ins Horn und ein Heer von Zwergen sammelt sich. Dietleib kämpft gegen die Überzahl. Indeß hat Dietrich mit der Gluth seines Mundes seine Bande verbrannt; die Eisenringe zerschlägt er mit den Fäusten und löst so auch die Genossen. Der Gürtel, den er dem Zwerge genommen, giebt ihm das Gesicht wieder und er ficht jetzt an Dietleibs Seite. Einen Ring, den er von Laurins Finger zieht, wirft er seinem Meister zu; auch Hildebrand sieht nun und kämpft. Zwerge zu Tausenden erliegen; da läuft einer vor den Berg und ruft mit dem Horne fünf Riesen aus dem Walde herbei. Sie eilen mit ihren Stangen zum Streite. Wittich und Wolfhart, den Waffenschall vernehmend, wollen blindlings unter die Feinde springen; Similde hilft auch ihnen durch Ringe mit edeln Steinen zum Gesicht. Jeder der fünf Helden nimmt einen Riesen auf sich, jeder erschlägt den seinigen. Bis ans Knie waten sie im Blute. Laurin wird gefangen. Großen Schatz führen die Sieger von dannen. Similden wird ein Biedermann gegeben, Laurin aber muß zu Bern ein Gaukler sein.

Der Rosengarten zu Worms.

Zu Worms am Rheine wohnt König Gibich mit drei Söhnen und seiner Tochter Kriemhild. Um diese freit Siegfried aus Niederland, der so stark ist, daß er Leuen fängt und an den Schwänzen über die Mauern hängt. Kriemhild hat viel Wunders von dem Berner gehört und sinnt darauf, wie sie die zween kühnen Männer zusammenbringe, um zu sehen, welcher das Beste thue. Sie hat einen Rosengarten, eine Meile lang und eine halbe breit, mit einem seidenen Faden umspannt und von zwölf Recken gehütet. Einen Boten sendet sie gen Bern an Dietrich: mit zwölfen seiner Recken soll er zum Rheine kommen; welcher einen der Ihrigen besiege, dem soll ein Kranz von Rosen, ein Halsen und Küssen von ihr werden. Dietrich hat zu Bern Rosen genug, aber den Trotz will er nicht dulden. Er bricht auf mit seinen Recken, nur der zwölfte fehlt noch. Dazu holen sie aus dem Kloster Eisenburg den streitbaren Mönch Ilsan, Hildebrands Bruder. Ilsan verspricht, sämmtlichen Klosterbrüdern Kränze heimzubringen, sie sollen für sein Heil beten. Jene aber beten, daß er nicht wiederkehre. So fahren die Helden mit einem Heere von sechzig Tausenden zum Rheine. Dort finden sie den riesenhaften Fergen Norprecht, der zum Fährlohn Hand und Fuß begehrt. Ilsan ruft ihn herüber, als soll' er zwölf geistliche Brüder überführen. Als Norprecht den Mönch in Waffen findet, schlägt er nach ihm mit dem Ruder, wird aber von Ilsan mit Faustschlägen bezwungen und muß die Gäste überschiffen. Sie legen sich vor Worms auf das Feld und im Rosengarten beginnen die Kämpfe. Zuerst springt Wolfhart in den Garten, besteht den Riesen Pusold und schlägt ihm das Haupt ab; Kriemhild lohnt mit Rosenkranz, Halsen und Küssen. Ortwin, Pusolds Bruder, will Rache nehmen; ihn fällt der Wölfing Sigestab und empfängt den Dank. Jetzt kommt der Riese Schrutan, seine Brudersöhne zu rächen; Heime soll ihn bestehen, zögert erst, aber von Hildebrand ermahnt, bekämpft er den Riesen, wird bekränzt und geküßt. Der riesenhafte Asprian, zwei Schwerter führend, watet durch die Rosen; gegen ihn will Wittich nicht eher sich wagen, bis ihm für sein Roß Falke Dietrichs Scheming verheißen wird; dann kämpft er und treibt den Riesen in die Flucht. Gegen Studenfuß vom Rheine tritt Bruder Ilsan vor; die Frauen lachen, wie er über dem Harnisch die Kutte trägt, aber

er giebt dem Gegner kräftig den Segen, bis Kriemhild die Kämpfenden scheidet und dem Mönche Kranz und Kuss gewährt. Im sechsten Kampfe halten sich Walther von Wasgenstein und der junge Dietleib so mannlich die Wage, daß Kriemhild beide bekränzt. Volker von Alzei, der Spielmann, durch harte Helme blutig fiedelnd, entweicht doch vor Dietrichs Recken Ortwin, der den Kranz davonträgt. Ebenso Held Hagen vor dem getreuen Eckhard, der wohl die Rosen nimmt, aber nicht den Kuss von einer ungetreuen Maid. Gernot, Kriemhilds Bruder, weicht vor Helmschrot und sie setzt diesem den Kranz auf. Gunther, ihr ältester Bruder, geht zum Kampfe mit Amelolt von Garten, holt tiefe Wunden und wird nur gerettet, indem Amelolt den Kranz empfängt. Der alte König Gibich selbst wappnet sich, kämpft mit Hildebrand und wird von des Meisters Schirmschlage hingestreckt; Kriemhild bittet für des Vaters Leben, Hildebrand verlangt dafür ein Kränzlein für seinen grauen Kopf, den Kuss will er seiner lieben Hausfrau behalten. Der zwölfte springt Siegfried von Niederland auf den Plan und sucht trotzig seinen Gegner. Aber Dietrich von Bern scheut den Recken, der den Drachen schlug und dessen Haut hörnen ist. Hildebrand, der alte Zuchtmeister, straft seinen Zögling lange mit Worten, zuletzt mit einem Faustschlag. Dietrich, ergrimmt, schlägt auf ihn mit dem Schwerte, dann rennt er zum Streite mit Siegfried. Laut schallen ihre Schwerter, Dietrich wird durch den Helm getroffen und strömt von Blut, während kein Streich auf Siegfried haftet. Da hört Hildebrand, sein Herr fechte übel. Dietrich sei noch nicht im Zorne, meint der Meister und sinnt auf Rath. Wolfhart muß in den Garten rufen, Hildebrand sei gestorben von Dietrichs Schlägen. Darüber fährt dem Berner die Flamme vom Mund, wie einem Drachen. Siegfried trieft vor Hitze; durch Harnisch und Horn schlägt ihn Dietrich und treibt ihn um, bis er Kriemhilden in den Schooß fällt. Einen Schleier wirft sie über ihn, dennoch will Dietrich ihn und alle, die im Garten sind, erschlagen. Hildebrand aber springt herzu: „Du hast gesiegt, nun bin ich wieder geboren!“ Da läßt Dietrich von seinem Zorn und nimmt Rosenkranz und Kuss. Die zwölf vom Rheine sind nun besiegt, der Mönch Ilsan aber hat all seinen zweiundfünfzig Brüdern Kränze gelobt. Ebenso viel Recken fordert er noch auf den Plan und sticht sie nach einander vom Rosse. Gleiche Zahl von Küssen muß ihm Kriemhild geben; er reibt sie mit seinem rauhen Barte, daß ihr

rosenfarbes Blut fließt. König Gibich muß sein Land von Dietrich zu Lehen nehmen; er verflucht den Garten, der die Rosen trug, und den Übermuth der Tochter. Fröhlich reiten die Sieger nach Bern zurück; der Mönch kehrt in sein Kloster, zum Schrecken der Brüder. Die Rosenkränze drückt er in ihre Platten, bis das Blut von der Stirne rinnt, damit auch sie ihr billig Theil darum leiden.

Dietrichs Flucht.

König Ermenrich hat einen Rathgeber mit Namen Sibich. Einst versendet er diesen und entehrt dessen schöne Frau. Als Sibich heimkommt, sagt ihm die Frau, was geschehen. Bis daher hieß er der getreue Sibich, nun will er der ungetreue sein. Fortan räth er dem König nur zum Schlimmen. Nach Sibichs Rathe sendet Ermenrich seinen Sohn Friedrich in der Wilzen Land, wo der Jüngling umkommt. Dann läßt er die drei Harlunge, seine Brudersöhne, verrätherisch aufhängen, um ihr Land für sich zu nehmen. Endlich reizt ihn Sibich, auch seinen Neffen, Dietrich von Bern, zu verrathen und dessen Erbe an sich zu ziehen. Randolt von Ancona wird, unter Verheißung reichen Lohnes, als Bote nach Bern abgefertigt; der König woll' über Meer fahren, der Harlunge Tod zu büßen, Dietrich möge kommen und so lang des Reiches Pfleger sein. Als Randolt seine Straße reitet, trocknen ihm die Augen nicht, wenn er des Mordes denkt, den er werben soll. Zu Bern richtet er die Botschaft aus, wie er geheißen ist, warnt aber den jungen Fürsten, die Reise zu lassen und seine Vesten zu besetzen. Dann reitet er zurück und meldet, daß Dietrich nicht komme. Fürder will Randolt nicht mehr zu dem Könige stehen, sondern alles für Dietrich wagen. Ermenrich rüstet nun große Heerfahrt und wüthet mit Mord und Brand, bis Dietrich in nächtlichem Überfall das übermächtige Heer vertilgt. Ehrlos entflieht Ermenrich und läßt seinen Sohn (Friedrich) mit achtzehnhundert Helden in Dietrichs Hände fallen. Dietrich hätte nun gerne den Recken gelohnt, die ihm Land und Ehre gerettet. Aber leer sind die Kammern, die sein Vater Dietmar voll Schatzes hatte. Hildebrand trägt ihm sein und der Seinigen Gut an und Bertram von Pola bietet so viel, als fünfhundert Säumer tragen können. Sieben Recken werden mit Bertram nach dem Golde gen Pola gesendet:

Hildebrand, Sigeband, Wolfhart, Helmschart, Amelolt, Sindolt und Dietleib von Steier. Da legt Ermenrich an die Straße fünfhundert Mann, welche Dietrichs Recken auf der Heimkehr überfallen und sammt dem Schatze gefangen nach Mantua führen. Dietleib allein entrinnt und sagt die Mähre zu Bern. Dietrich, nur seine Recken, nicht das Gold, klagend, erbietet sich, für die Lösung der sieben den Sohn Ermenrichs und die achtzehnhundert, die mit ihm gefangen wurden, freizulassen. Ermenrich aber droht, die Recken Dietrichs aufzuhängen, wenn dieser nicht all seine Städt' und Lande für sie hingebe. Man räth dem Berner, um die sieben nicht alles zu verlieren, aber er ließe lieber alle Reiche der Welt, als seine getreuen Mannen; so willigt er in Ermenrichs Begehren. Dieser zieht nun mit Heereskraft vor Bern, Dietrich aber reitet aus der Stadt zu des Königs Zelte, steigt ab und beugt mit nassen Augen das Haupt ihm zu Füßen. „Gedenke", spricht er, „daß ich bin deines Bruders Kind, daß meine Einsicht noch schwach ist! Nimmer will ich deine Huld verwirken; laß ab von deinem Zorne!" Lange schweigt Ermenrich, dann heißt er drohend den Jüngling aus seinen Augen gehn. Um die eine Stadt Bern fleht Dietrich, nur bis er zum Manne gewachsen. Umsonst; Ermenrich droht nur grimmiger. Da bittet Dietrich nur noch um seine sieben Mannen und will mit ihnen von hinnen reiten. Auch diese Ehre nicht wird ihm gelassen, zu Fuße soll er seine Straße ziehen. Mehr denn tausend Frauen kommen aus dem Thore, für ihren Herrn zu bitten. Zuvorderst geht Frau Ute mit vierzig Jungfrauen; sie fallen vor Ermenrich nieder und mahnen ihn bei aller Frauen Ehre, an seinem Neffen königlich zu thun. Er stößt sie von sich und gestattet auch ihnen nicht, in der Stadt zu bleiben. Da scheiden Männer und Frauen zu Fuße von Hab' und Gut, Hildebrand hat Frau Uten an der Hand, der andern Recken jeder die seinige. Jammervoll ob all der Schmach, geht Dietrich von seinem Erbe, nimmer soll man ihn lachen sehen, bis zum Tage, da er sein Leid rächen mag. Die Frauen werden nach Garten geführt, das der treue Amelolt besetzt hält. Ein Stein hätte weinen mögen, wie jetzt Frau und Mann, Mutter und Kind sich zum Abschied küssen. Fünfzig Getreue gehen mit Dietrich ins Elend, durch Isterreich in das Land der Hunnen. Sie nehmen Herberge in der Stadt Gran. Dahin kommt zur selben Zeit von Etzelnburg die Königin Helke, des mächtigen Etzels Gemahlin,

mit dem Markgrafen Rüdiger. Sie, aller Elenden Trost, nimmt sich auch Dietrichs und seiner Gefährten freigebig und hülfreich an. Ihrem Gemahl, der später anlangt, empfiehlt sie die Helden. Dietrich wird ehrenvoll gehalten und Helke verlobt ihm ihr Schwesterkind Herrad, die mit Siebenbürgen ausgesteuert wird. König Etzel aber gibt ihm zur Rückkehr ein stattliches Heer. Mit solcher Hülfe macht Dietrich zween Züge gegen Ermenrich und besiegt diesen in zwo furchtbaren Schlachten, vor Mailand und bei Bologna. Bern ist gleich anfangs durch eine Kriegslist Amelolts wieder gewonnen worden. Dennoch kann Dietrich gegen Ermenrichs Übermacht nicht aufkommen, er kehrt zu den Hunnen zurück und beklagt den Verlust von acht seiner theuersten Helden.

Alphart.

Einst tritt Dietrich zu Bern in den Saal, wo seine Mannen sitzen, die kühnen Wölfinge. Sie springen auf und empfangen ihn. Er klagt ihnen, daß Ermenrich mit großem Heere herangezogen, ihn von Land und Leuten zu vertreiben. Die Recken geloben alle, Leib und Leben für ihn zu wagen, und er will mit ihnen all sein Erbe theilen. Der junge Alphart, Hildebrands Neffe, schlägt vor, einen Wartmann (Kundschafter) gegen die Feinde auszusenden; er selbst will allein auf die Warte reiten. Die andern widerrathen es, seiner Jugend wegen. Alphart aber zürnt, daß ihm nicht Ehre gegönnt werde; sterben will er, oder zu den Recken gezählt sein. Frau Ute, die ihn erzogen, beklagt umsonst sein Vorhaben; sie muß selbst ihn wappnen, giebt ihm einen schönen Waffenrock und weint, als sie ihm zuletzt den Speer in die Hand gegeben. Die junge Amelgart, kaum erst ihm angetraut, läßt umsonst sich auf die Kniee nieder, daß er nur nicht ganz allein ausreite. Er küßt sie und jagt von dannen. Von den Mauern sehen sie heilwünschend ihm nach, wie er über die Etschbrücke sprengt. Da rüstet sich Meister Hildebrand, ihm nachzureiten; nimmer könnt' er den Jüngling verschmerzen. Streites will er ihn satt machen, daß er bald zur Stadt wiederkehre. Schon ist Alphart auf der Heide, als sein Oheim angeritten kommt, den er für einen Dienstmann Ermenrichs hält. Sie brechen die Speere, dann kämpfen sie zu Fuß. Alphart gibt dem Alten einen Schlag, der ihn zu Boden streckt. Hildebrand, um sein Leben

bittend, gibt sich zu erkennen; ohne den Neffen muß er nach Bern zurückkehren, wo er den Spott zum Schaden hat. Dietrich freut sich des jungen Helden. Alphart reitet inzwischen fürder, ihm begegnen achtzig Feinde, die Herzog Wolfing auf die Warte führt. Der Jüngling durchsticht den Herzog im Speerkampf; die andern umringen ihn und er besteht sie Mann für Mann, denn ein alter Ritter wehrt, daß mehrere zugleich gegen einen streiten. Er streckt sie nieder, bis auf acht, die blutend entfliehen und Schrecken im Lager verbreiten. Ermenrich läßt Gold und Silber hervortragen; seinen Schild soll damit füllen, wer noch auf die Warte zu ziehen wagt. Alle schweigen. Da ruft er aus dem ganzen Heere den Helden Wittich auf, der früher dem Berner gedient. Wittich reitet hinaus; ihm folgt von ferne sein Gesell Heime, auch er durch Sibichs bösen Rath von Dietrich abgefallen. Im Schatten einer Linde hält indeß Alphart und lüftet den Helm; wer mit Ehren die Warte versehen will, muß bleiben, bis der Tag sich endet; Alphart sieht den Rauch von Ermenrichs Heer und brennt von Kampfluft. Als Wittich herankommt, verweist der Jüngling ihm mit scharfen Worten den Eidbruch an dem Berner. Wittich will nicht Beichte stehn; sie rennen zusammen und er wird abgestochen. Auch im Schwertkampf wird er niedergestreckt und liegt wie todt unter dem Schild. Heime, der bisher im Schatten gehalten, eilt jetzt herzu. Er will den Streit scheiden: Alphart soll nach Bern zurückkehren, sie beide wollen dann aussagen, daß sie ihn nicht mehr getroffen. Der junge Held verschmäht den Vorschlag, er will Wittichen zum Pfande haben. Dieser mahnt Heimen geschworner Treue und wie er denselben einst vom Tod errettet. Jetzt dringen beide auf Alphart ein; er könnte sich retten, wenn er Namen und Geschlecht sagte, doch er schämt sich solcher Zagheit. Er bedingt sich nur Frieden für seinen Rücken und daß sie nicht, als Mörder, ihn selbander bestehn; dann will er ihnen seinen frühen Tod verzeihen. Nun ficht Heime allein, als aber auch er schwer getroffen ist, brechen sie den Frieden. Wittich schlägt hinten, Heime von vorn. Sie fliehen, als Wittich ihn durch das Bein geschlagen. Auf Einem Beine noch erreicht und bekämpft sie Alphart, bis er durch den Helm gehauen wird. Das Blut rinnt ihm über die Augen, jämmerlich blickt er hindurch. Er fällt und Wittich bohrt ihm das Schwert durch den Schlitz des Harnischs. Sterbend verwünschte der Jüngling die ehrlosen Mordrecken.

In blutiger Schlacht vor Bern nimmt Dietrich mit den Wölfingen Rache um Alpharts Tod. Wolfhart, dessen Bruder, hat den Vorstreit. Ermenrich und Sibich entfliehen mit ungeheurem Verlust. Wittich und Heime entrinnen Dietrichs Schwerte nur, indem sie, um nicht erkannt zu werden, die Zeichen vom Helme brechen und die Schilde hinter sich schwingen.

Schlacht vor Raben.

Zu Etzelnburg sammelt sich ein neues Heer, zahlreich wie keines zuvor, dem vertriebenen Dietrich zur Hülfe. König Etzel hat zween herrliche junge Söhne, Scharpf und Ort. Diese wünschen sehnlichst, mit Dietrich zu reiten und seine gute Stadt Bern zu sehen. Sie wenden sich erst an die Mutter. Frau Helke sieht ihre Kinder traurig an, ihr hat geträumt, ein Drache sei durch ihrer Kammer Dach geflogen, habe vor ihren Augen die beiden Söhne hingeführt und sie auf weiter Heide zerrissen. Als aber die Jünglinge nicht ablassen, legt die Mutter selbst Fürbitte bei Etzeln ein. Ungerne gewährt er. Dietrich verheißt, sie treulich zu behüten und nicht über Bern hinausreiten zu lassen. Mit viel Thränen werden sie entlassen. Das Heer zieht durch Isterreich gen Bern. Hier sollen Etzels Söhne zugleich mit Diethern, des Berners einzigem Bruder, der wenig älter als sie ist, zurückbleiben. Dietrich befiehlt sie auf Leben und Ehre dem alten Helden Elsan. Niemals sollen sie auch nur vor das Thor kommen; mit eigner Hand droht er den Pfleger zu tödten, wenn ihnen irgend Leides geschehe. Er bricht nun mit dem Heere gegen Raben auf, wo Ermenrichs Kriegsmacht liegt. Den Jünglingen aber ist herzlich leid, daß man sie nicht mitgenommen. Sie knieen vor ihrem Meister Elsan nieder und küssen ihm die Hände, daß er sie nur wenig vor die Stadt reiten lasse, all den herrlichen Bau zu sehen. Er widersteht nicht ihren Bitten und eh' er noch sich gerichtet, sie zu begleiten, sind sie schon zur Stadt hinaus. Es nahet schon dem Herbste, wo die Nebel stark sind; so kommen die drei Jünglinge auf einen unrechten Weg, der sie über die weite Heide gegen Raben führt. Elsan eilt ihnen nach und findet sie nirgends um die Stadt; laut ruft und jammert er, ihm antwortet niemand. Vor dichtem Nebel kann er sie auch auf der Heide nicht erschauen. Den ganzen Tag streichen

sie hin und übernachten in einem Thal im Freien. Am Morgen reiten sie weiter, gegen dem Meere nieder. Diether fängt an, diese Irrfahrt zu bereuen. Als aber der Nebel weicht und heiter die Sonne scheint, da bewundern Etzels Söhne die Herrlichkeit des Landes, darin der Berner immer mit Freuden wohnen sollte. Jetzt erblicken sie den Recken Wittich, der mannlich unter seinem Schilde hält. Sie wollen diesen Verräther an Diethern und seinem Bruder sogleich angreifen, obschon sie, statt Harnischs, nur Sommerkleider anhaben. Umsonst warnt Wittich mehrmals. Scharpf reitet zuerst ihn an und schlägt ihm starke Wunden; da zuckt Wittich mit Grimm das Schwert Miming, mit gespaltenem Haupte schießt der Jüngling vom Rosse. Wär' er zum Mann erwachsen, ihm hätten alle Reiche dienen müssen. Ort will den Bruder rächen und erleidet gleichen Tod, obschon Diether ihm beigestanden. Dieser kämpft noch bis zum Abend zu Fuße; seine Schnellheit, darin ihm Niemand gleich ist, fristet ihn so lange; zuletzt fällt auch er, durch das Achselbein bis auf den Gürtel gehauen. Ihn betrauert Wittich, Dietrichs Zorn fürchtend; er will zu Rosse steigen, aber die Kraft versagt ihm und er muß sich auf der Heide niederlegen. All dieses geschieht um die Zeit zwölftägiger Schlacht, worin Ermenrich bei Raben von dem Berner besiegt wird. Er entflieht zur Stadt; den Verräther Sibich fängt der treue Eckhard und führt ihn, quer auf das Roß gebunden, durch das Heer. Dietrich freut sich auf der Walstatt des Sieges, da kommt Elsan und meldet, daß er die jungen Könige verloren. Mit eigenen Händen, wie gedroht war, schlägt Dietrich ihm das Haupt ab (Str. 1120). Die drei Erschlagenen werden auf der Heide gefunden. Dietrich küßt sie in die Wunden, verflucht den Tag seiner Geburt, weint Blut und beißt sich vor Jammer ein Glied aus der Hand. „Armes Herz," spricht er, „daß du bist so fest!" An der Größe der Wunden erkennt er, daß sie mit dem Schwerte Miming geschlagen sind. Da sieht man Wittichen rasch über die Heide reiten. Grimmig springt der Berner auf und spornt so hastig nach, daß keiner der Seinigen ihm folgen kann; Feuer sprüht von den Hufschlägen. Speer, Helm und Schild hat er auf der Walstatt gelassen, nur das Schwert führt er mit sich. Er ruft Wittichen an, mahnt, fleht ihn bei Heldenruhm und Frauenehre, zum Kampfe zu halten, verheißt Bern und Mailand, verheißt sein ganzes Reich, wenn Wittich obsiege. Aber Wittich jagt nur stärker voran.

Rienold, sein Neffe, der mit ihm reitet, schämt sich der Flucht und will auch ihn zum Kampfe bewegen: zu zween würden sie den Berner bezwingen. Wittich will nicht hören, befiehlt den Neffen in Gottes Schutz und rennt weiter. Rienold sticht seinen Speer auf den Berner, dieser haut ihn vom Rosse, reitet Wittichen nach und reizt ihn, Rienolds Tod zu rächen. Je länger je mehr eilt Wittich, mahnt unablässig seinen Scheming, verspricht ihm Ömd und lindes Heu die Fülle. Scheming macht weite Sprünge. Dietrich klagt, daß Scheming, einst ihm gehörig, seinen Feind von hinnen trage; er treibt sein jetziges Ross, Falke, daß es von Blute trieft (Strophe 961. 968); vor Zorne glüht er, daß sein Harnisch weich wird. Kaum eines Rosslaufs Weite ist noch zwischen beiden, Wittich ist bis an das Meer getrieben, er giebt sich verloren. Da kommt die Meerminne (Meerfrau) Waghild, seine Ahnmutter, und nimmt ihn sammt dem Ross in den Grund des Meeres. Der Berner reitet bis zum Sattelbogen in das Meer nach; er muss umkehren und wartet vergeblich, ob Wittich wieder erscheine.

Noch erstürmt Dietrich die Stadt Raben, daraus Ermenrich, die Seinen verlassend, um Mitternacht entweicht. Dann sendet er den Markgrafen Rüdiger mit dem Hülfsvolke nach Hunnenland zurück. Rüdiger soll ihn bei Etzeln und Helken entschuldigen, er selbst wagt noch nicht, ihnen vor die Augen zu treten. Als der Markgraf mit seinen Helden zu Gran ankommt, laufen die herrenlosen Rosse der zween jungen Könige, mit blutigen Sätteln, auf den Hof. Die Königin will eben mit ihren Frauen in einen Garten gehn, an den Blumen ihr Auge zu weiden, da sieht sie die blutigen Rosse ihrer Kinder stehn. Im ersten Schmerze verwünscht sie den Berner; doch sie wird versöhnt, als Rüdiger meldet, daß Dietrich mit ihnen den eigenen Bruder verloren. Sie ist selbst Dietrichs Fürsprecherin bei Etzeln. Der Berner kommt nach Etzelnburg, geht auf den Saal, neigt sein Haupt auf Etzels Fuß und beut sein Leben zur Sühne. Die Königin weint und Etzel richtet mit neuer Huld ihn auf.

Hildebrand und Alebrand.

Der alte Hildebrand reitet mit Dietrich von den Hunnen zurück; zweiunddreißig Jahre hat er Frau Uten nicht gesehen. Er wird gewarnt vor dem jungen Alebrand, der ihn auf der Mark anrennen werde, und

ritt' er selbzwölfte. Hildebrand will ihm einen Schirmschlag geben, daß er ein Jahr lang der Mutter zu klagen habe. Auf der Mark rennt der junge Held den Alten an: „Was suchst du in meines Vaters Lande? Du solltest daheim bleiben, beim warmen Herde." Der Alte lacht: „Zu reisen und zu fechten bis an meine Hinfahrt, ist mir gesetzt; darauf grauet mir der Bart." Er weigert sich, Harnisch und Schild hinzugeben, wie der Junge verlangt. Von den Worten kommen sie zu den Schwertern. Hildebrand empfängt einen Schlag, davon er sieben Klafter hinter sich springt: „Den Streich," ruft er, „lehrte dich ein Weib!" Da faßt er den Jungen, wo er am schmälsten ist und schwingt ihn rückwärts ins Gras. Alebrand muß sich nennen. Der Alte schließt den goldnen Helm auf und küsst den Sohn. Dreimal lieber am eignen Haupte trüg' Alebrand die Wunde, die er dem Vater geschlagen. Er reitet zu Bern ein, den Vater an der Seite, führt ihn in der Mutter Haus und setzt ihn oben an den Tisch. Frau Ute meint, der Ehre sei zu viel, einen gefangenen Mann obenan zu setzen. „Kein Gefangener," spricht Alebrand, „es ist Hildebrand, mein Vater." Da schenkt sie selber dem Alten den Wein und er läßt aus dem Mund ein goldenes Ringlein in den Becher fallen.

---

2. Die Nibelunge.

Walther.

Etzel, mit Heeresmacht die Westreiche durchziehend, empfängt von den Königen Zins und Geisel. Gibich, der Franken König zu Worms, dessen eigner Sohn Gunther noch zu klein ist, giebt den Jüngling Hagen, aus edlem Trojerstamme, sammt großer Schatzung. Der Burgundenkönig Herrich, zu Cavillon, [1] giebt sein einzig Töchterlein Hiltgund, Alphar, König in Aquitanien, seinen jungen Sohn Walther, durch Gelöbnis der Väter für Hiltgund bestimmt. Hagen und Walther werden

[1] Cavillonis, Châlons sur Saone.

bei Etzeln wohl erzogen; sie thun es allen Hunnen in den Künsten des Kriegs zuvor und führen des Königs Heere. Hiltgund, der Frauenarbeit kundig, gewinnt die Huld der Königin und wird der Schatzkammer vorgesetzt. Indess stirbt Gibich; sein Nachfolger Gunther kündigt Bündnis und Zins den Hunnen auf. Als Hagen dieß erfahren, entflieht er bei Nacht. Damit nicht auch Walther, des Reiches Trost, entfliehe, will Etzel, nach dem Rathe der Königin, ihn mit einer hunnischen Fürstentochter vermählen. Walther lehnt die Heirath ab, als würde sie ihn im Dienste des Königs säumig machen. Als er nun einst von einer Heerfahrt sieghaft zurückkehrt, trifft er Hiltgunden allein. Er küsst sie, läßt sich von ihr den Becher reichen und drückt ihre Hand, zur Erinnerung des Verlöbnisses; dann beredet er mit ihr die Flucht aus der langen Verbannung. Längst wär' er entflohen, wenn er die Jungfrau hätte zurücklassen wollen. Der Abrede gemäß giebt Walther dem König ein großes Mahl, wobei sämmtliche Gäste in Trunkenheit und tiefen Schlaf versenkt werden. Hiltgund ladet zween Schreine mit goldnen Armringen aus der Schatzkammer. Die Schreine werden Walthers Ross Leo an die Seiten gehängt, das die Jungfrau am Zügel führt. Der Held schreitet in voller Rüstung, mit Schild und Speer, Hiltgund trägt eine Angelruthe. So ziehen sie in der Nacht davon und streichen, das bebaute Land meidend, durch unwegsame Wälder und Gebirge, mit Vogelstellen und Fischfang sich nährend. Der Jungfrau schlägt das Herz, wenn der Wind die Zweige rührt oder ein Vogel hindurchrauscht. Vergeblich aber hat Etzel sein Gold ausgeboten, wer ihm den Flüchtling zurückbringe; kein Hunne wagt es, den Helden zu verfolgen. Am vierzigsten Abend gelangen Walther und Hiltgund zum Ufer des Rheines bei Worms. Für die Überfahrt giebt Walther Fische, die er früher gefangen. Diese bringt der Ferge morgens zur Stadt und sie kommen auf den Tisch des Königs Gunther, der sich wundert, in Frankenland solche Fische zu sehen. Der Fährmann, befragt, woher die Fische seien, erzählt von dem wandernden Recken und der schönen Jungfrau, auch daß beim Tritte des Rosses die Schreine wie von Gold und Edelsteinen erklungen. Hagen, der mit am Tische sitzt, erräth, daß sein Geselle Walther von den Hunnen kehre. Da jubelt König Gunther, daß der Schatz, den sein Vater gezinst, in sein Reich zurückgekommen. Sogleich wählt er zwölf Recken, den Wandernden nachzujagen; Hagen selbst, obgleich er abräth,

ist von der Zahl. Derweil ist Walther in den Wasgenwald gekommen, ein wildreiches Waldgebirge, das oft von Hörnern und Hunden widerhallt. Dort bilden zween überhangende Berggipfel eine Kluft mit frischbegrüntem Boden. An dieser sichern Stelle will Walther ruhen, er hat bisher nie anders geschlafen, als auf den Schild gestützt; jetzt entledigt er sich der Waffen und legt sein Haupt in den Schooß der Jungfrau, die, über ihm wachend, von hier aus weit die Gegend überschaut. Ferne den Staub von Rossen gewahrend, weckt sie Walthern. Er wappnet sich, faßt Schild und Speer und stellt sich an den Eingang der Höhle. Hiltgund, die Hunnen fürchtend, bittet ihn, ihr das Haupt abzuschlagen, damit sie keines andern werde. Der Held aber erkennt die Nibelunge und am Helme seinen Gesellen Hagen, der allein ihm Sorge macht. König Gunther hat die Spur im Sande verfolgt; mit seinen Recken herangesprengt, sendet er den Kamelo von Metz, um Walthern das Pferd mit den Schreinen, zusammt der Jungfrau, abzufordern. Der Held bietet, wenn man ihm den Kampf erlasse, hundert Goldringe. Hagen räth dem Könige, solches anzunehmen; als aber all seine Warnung vergeblich ist, reitet er hinweg und setzt sich auf einen nahen Hügel. Kamelo wird nochmals abgeschickt, von Walthern den ganzen Schatz zu verlangen und, wenn er zögre, ihn zu bestehen. Vergebens bietet Walther zweihundert Goldringe. Kamelo wirft den Speer, dem Walther ausweicht; den seinigen werfend, lähmt er Kamelos Rechte und durchsticht ihn mit dem Schwerte. Der Reihe nach kämpfen Skaramund, Kamelos Neffe, Werhard, der Sachse Eckevrid, Hadwart, Patavrid, Hagens Schwestersohn, vom Oheim und von Walthern selbst vergeblich abgemahnt, Gerwit, Randolf, Helmnod, Trogunt von Straßburg, Tanast von Speier. Der enge Pfad gestattet je nur einem den Angriff und so werden sie nach einander von Walthern in manigfachem Kampf erlegt. König Gunther, allein noch übrig, flieht zu Hagen und fleht ihn, sich zum Streit zu erheben; nach langer Weigerung räth Hagen, zuvörderst Walthern aus der Veste zu locken. Sie reiten weg und legen sich auf die Lauer. Indeß ist die Sonne zur Rast gegangen, Walther will nicht wie ein Dieb in der Nacht entweichen, er verhegt den Weg zur Höhle mit Dornen und bindet die erbeuteten Rosse fest. Auf den Schild gelagert schläft er die erste Hälfte der Nacht, indeß die Jungfrau, zu seinem Haupte sitzend, mit Gesange sich wach erhält.

Dann legt Hiltgund sich zum Schlummer und Walther, auf den Speer gelehnt, hält Wache. Am Morgen beladet er vier jener Rosse mit den Waffen der Erschlagenen, auf das fünfte setzt er die Braut und das sechste besteigt er selbst. Nicht weit sind sie im Thale gezogen, als hinter ihnen Gunther mit Hagen daherjagt. Sogleich heißt Walther die Braut mit dem Rosse Leo, das den Schatz trägt, in das nahe Gehölz reiten; er selbst stellt sich dem Angriff. Hagen, um seinen Neffen Rache suchend, wird umsonst von Walthern der alten Freundschaft gemahnt, umsonst ihm ein Schild voll Goldes geboten. Von der zweiten bis zur neunten Stunde wehrt Walther sich im Fußkampfe gegen die beiden. Jetzt wirft er auf Hagen gewaltig den Speer und, zugleich Gunthern mit dem Schwert anlaufend, haut er diesem ein Stück vom Schenkel, daß der König auf seinen Schild niederstürzt. Walther will ihm den Todesstreich geben, aber Hagen streckt sein Haupt dazwischen, an seinem Helme zerspringt das Schwert und als Walther zürnend das Heft wegwirft, schlägt ihm Hagen die rechte Hand ab. Mit dem wunden Arme faßt Walther den Schild, mit der gesunden Hand sein hunnisches Halbschwert und schneidet Hagens rechtes Auge sammt dem Kiefer hinweg. Als so jeder sein Zeichen hat, ruhen sie beisammen im Grase. Hiltgund, herbeigerufen, verbindet die Wunden und schenkt den Wein. Der König, weil er streitträge, bekommt zuletzt. Umher liegen Gunthers Bein, Walthers Hand, Hagens zuckendes Auge. Die zween Helden aber scherzen beim Becher: Walther soll Hirsche jagen, zu Lederhandschuhen, wovon der rechte wohl auszustopfen sei; das Schwert werd' er rechts angürten und sein Weib einst links umfangen; Hagen werde statt Eberfleisch gelinden Brei essen und scheel blickend die Helden begrüßen. So erneuen sie blutig die Genossenschaft. Den ächzenden König heben sie zu Pferde. Die Franken kehren gen Worms, Walther in sein Heimathland.

Hörnen Siegfried.

(Siegfrieds Drachenkampf.)

Siegmund, König in Niederland, hat einen Sohn mit Namen Siegfried. Groß, stark und unbändig ist der Knabe. Man räth dem König, ihn hinziehen zu lassen, so mög' er ein kühner Held werden.

Siegfried scheidet von dannen; er kommt vor dem Walde zu einem Schmied, dem er dienen will. Aber er schlägt das Eisen entzwei und den Ambos in die Erde. Will man ihn darum strafen, so schlägt er Meister und Knechte. Der Meister denkt, wie er des Lehrlings los werde. Im Walde, bei einer Linde, liegt ein großer Drache. Dorthin schickt der Schmied den jungen Siegfried nach Kohlen, in der Hoffnung, der Drache werd' ihn verschlingen. Aber Siegfried erschlägt den Lindwurm, reißt Bäume aus und trägt sie in ein Thal zusammen, wo viel Gewürmes liegt. Bei dem Köhler holt er Feuer, zündet das Holz an und verbrennt die Würme. Ihre Hornhaut schmilzt und ein Bächlein fließt davon. Siegfried taucht den Finger ein und als dieser erkaltet, ist er wie Horn. Jetzt bestreicht Siegfried sich den ganzen Leib, außer zwischen den Schultern, und wird davon hörnen. Hierauf zieht er an den Hof des Königs Gibich zu Worms und will ihm die Tochter abdienen. Als nun die schöne Kriemhild eines Mittags am Fenster steht, kommt ein Drache geflogen und rafft sie hin. Die Burg ist erleuchtet, als ob sie brenne. Hoch gegen die Wolken schwingt er sich. Traurig stehen Vater und Mutter. Der Drache führt die Jungfrau ins Gebirg auf einen hohen Fels, der eine Viertelmeile weit Schatten wirft. Bis in das vierte Jahr hat er sie auf dem Steine, wo sie all die Zeit keinen Menschen sieht. Sie ist ihm gar lieb und er läßt ihr nicht an Speise noch Trank gebrechen. Oft legt er sein Haupt in ihren Schooß, aber von seinem Athmen erzittert der Stein. Im Winter legt er sich vor die Höhle, worin sie sitzt, und hält die Kälte von ihr ab (Str. 138). Am Ostertag aber wird er ein Mann; denn er ist durch Fluch eines Weibes aus einem schönen Jüngling zum Drachen verwandelt. Nach fünf Jahren soll er wieder menschliche Gestalt gewinnen und bis dahin bewahrt er sich die Jungfrau (Str. 124—6). Sie aber weint täglich und bittet, daß er sie nur einmal Vater und Mutter wiedersehen lasse. Umsonst hat König Gibich in allen Landen nach seiner Tochter fragen lassen. Da reitet Siegfried eines Morgens mit Habicht und Hunden in den Wald. Seiner Bracken einer führt ihn auf des Drachen seltsame Spur. Rastlos, ohne Essen und Trinken, eilt Siegfried über das Gebirge, bis er am vierten Morgen vor den Drachenstein kommt. Der Zwerg Eugel sagt ihm, daß hier oben Kriemhild wohne, und giebt ihm Rath, wie er hinaufgelangen könne. Erst muß der Riese Kuperan,

der den Schlüssel zum Steine hat, bezwungen werden. Der Riese, von Siegfried überwunden, fällt diesen hinterrücks an, aber Eugel rettet ihn mit der unsichtbar machenden Nebelkappe. Der Stein wird aufgeschlossen, müde wird der Held, bis er hinaufkommt zu der weinenden Jungfrau. Dort findet er auch das Schwert, mit dem allein der Drache besiegt werden kann. Da hören sie einen Schall, als fiele das Gebirg alles hernieder. Der Drache kommt dahergefahren, weit vor ihm her schießt das Feuer, das von ihm ausgeht, grimmig stoßt er gegen den schütternden Stein. Die Jungfrau birgt sich in der Höhle, Siegfried aber springt zum Streite. Mit den Krallen reißt ihm der Drache den Schild ab, speit Flammen, roth und blau, und umflicht den Helden mit dem Schweif, um ihn vom Steine herabzuwerfen. Der Stein glüht, wie Eisen in der Esse, und schwankt von dem ungestümen Kampfe. Des Wurmes Hornhaut wird erweicht von Schwertschlägen und Feuer. Da haut ihn Siegfried mitten entzwei; das eine Theil fällt vom Steine zu Stücken, das andere stößt Siegfried hintennach. So gewinnt er die Braut und führt sie von hinnen zusammt dem Schatze des Zwergkönigs Nibelung, welcher, von dessen Söhnen gehütet, unter dem Steine lag. Der Zwerg Eugel weissagt dem Helden frühen Tod.

Lied der Nibelunge.

(Siegfrieds Tod.)

In Burgunden erwuchs Jungfrau Kriemhild, die schönste in allen Landen. Drei königliche Brüder haben sie in Pflege, Gunther, Gernot und der junge Giselher. Zu Worms am Rheine wohnen sie in großer Macht; kühne Recken sind ihre Dienstmannen: Hagen von Tronje und sein Bruder Dankwart, der Marschalk; deren Neffe, Ortwin von Metz; Gere und Eckewart, zween Markgrafen; Volker von Alzei, der Spielmann; Sindolt, der Schenke; Hunolt, der Kämmerer, und Rumolt, der Küchenmeister. In diesen hohen Ehren träumt Kriemhilden, wie ein schöner Falke, den sie gezogen, von zween Aaren ergriffen wird. Ute, ihre Mutter, deutet dieses auf einen edeln Mann, den Kriemhild frühe verlieren möge. Aber Kriemhild will immer ohne Mannes Minne leben. Viele werben vergeblich um sie. Da hört auch Siegfried, Sohn des Königs Siegmund und der Siegelind zu Santen in Niederlanden,

von ihrer großen Schönheit. In früher Jugend schon hat er Wunder mit seiner Hand gethan; den Hort der Nibelunge hat er gewonnen, sammt dem Schwerte Balmung und der Tarnkappe, den Lindwurm erschlagen und in dem Blute seine Haut zu Horn gebadet. Selbzwölfte zieht er jetzt aus, Kriemhilden zu erwerben, umsonst gewarnt von den Eltern vor der burgundischen Recken Übermuth. Köstlich ausgerüstet, reitet er zu Worms auf den Hof und fordert den König Gunther zum Kampf um Land und Leute. Doch im Gedanken an die Jungfrau läßt er sich begütigen und bleibt ein volles Jahr in Freundschaft und Ehre dort, ohne Kriemhilden zu sehen. Sie aber blickt heimlich durch das Fenster, wenn er auf dem Hofe den Stein oder den Schaft wirft. Siegfried heerfahrtet für Gunthern gegen die Könige Liudeger von Sachsenland und dessen Bruder, Liudegast von Dänemark; beide nimmt er gefangen. Als Kriemhilden ein Bote meldet, wie herrlich vor allen Siegfried gestritten, da erblüht rosenroth ihr schönes Antlitz; reiche Miethe läßt sie dem Boten geben. Gunther aber bereitet seinen Helden ein großes Fest, bei dem Siegfried Kriemhilden sehen soll; denn die Könige wollen ihn festhalten. Wie aus den Wolken der rothe Morgen, geht die Minnigliche hervor; wie der Mond vor den Sternen, leuchtet sie vor den Jungfrauen, die ihr folgen; Dienstmannen, Schwerter in Händen, treten voran. Sie grüßt den Helden, sie geht an seiner Hand; nie in Sommerzeit noch Maientagen gewann er solche Freude.

Fern über See, auf Island, wohnt die schöne Königin Brünhild. Wer ihrer Minne begehrt, muß in drei Spielen ihr obsiegen, in Speerschießen, Steinwurf und Sprung; fehlt er in einem, so hat er das Haupt verloren. Auf sie stellt König Gunther den Sinn und gelobt seine Schwester dem kühnen Siegfried, wenn der ihm Brünhilden erwerben helfe. Mit Hagen und Dankwart besteigen die beiden ein Schifflein und führen selbst das Ruder. Sie fahren mit gutem Winde den Rhein hinab in die See. Am zwölften Morgen kommen sie zur Burg Isenstein, wo Brünhild mit ihren Jungfraun im Fenster steht. Als die Helden an das Land getreten, hält Siegfried dem Könige das Ross, damit er für dessen Dienstmann gehalten werde. Sie reiten in die Burg, Siegfried und Gunther mit schneeweißen Rossen und Gewanden, Hagen und Dankwart rabenschwarz gekleidet. Brünhild grüßt Siegfrieden vor dem Könige. Die Kampfspiele heben an; unsichtbar durch

die Tarnkappe; steht Siegfried bei Gunthern; er übernimmt die Werke, der König die Gebärde. Brünhild streift sich die Ärmel auf, einen Schild faßt sie, den vier Kämmerer kaum hergetragen, einen Speer, gleichmäßig schwer, schießt sie auf Gunthers Schild, daß die Schneide hindurchbricht und die beiden Männer straucheln; aber kräftiger noch wirft Siegfried den umgekehrten Speer zurück. Einen Stein, den zwölf Männer mühlich trügen, wirft sie zwölf Klafter weit und über den Wurf hinaus noch springt sie in klingendem Waffenkleid; doch weiter wirft Siegfried den Stein, weiter trägt er den König im Sprunge. Zürnend erkennt Brünhild sich besiegt und heißt ihre Mannen Gunthern huldigen. Zum Rheine will sie ihm erst folgen, wenn sie zuvor all ihre Freunde besandt hat. Jeder Gefahr zu begegnen, schifft Siegfried heimlich von dannen, zum Lande der Nibelunge, wo er den großen Schatz hat; dort prüft er mit Kampfe den riesenhaften Burghüter und den Zwerg Alberich, der des Hortes pflegt; dann wählt er tausend der besten Recken von den Nibelungen, die ihm dienstbar sind, und kehrt mit ihnen gen Isenstein. Brünhild wird nun heimgeführt und zu Worms herrlich empfangen. Am gleichen Tage führt Gunther Brünhilden, Siegfried Kriemhilden in die Brautkammer. Doch Brünhild hat geweint, als sie Kriemhilden bei Siegfried am Mahle sitzen sah; vorgeblich, weil ihr leid sei, daß des Königs Schwester einem Dienstmann gegeben werde; und in der Hochzeitnacht will sie nicht Gunthers Weib werden, bevor sie genau wisse, wie es so gekommen. Sie erwehrt sich Gunthers, bindet ihm mit ihrem Gürtel Füß' und Hände zusammen und läßt ihn so die Nacht über an einem Nagel hoch an der Wand hängen. Siegfried bemerkt am andern Tage des Königs Traurigkeit, erräth den Grund und verspricht, ihm die Braut zu bändigen. In der Tarnkappe kommt er die nächste Nacht in Gunthers Kammer, ringt gewaltig mit Brünhilden und bezwingt sie dem Könige. Einen Ring, den er heimlich ihr vom Finger gezogen, und den Gürtel nimmt er mit sich hinweg. Bald hernach führt er Kriemhilden in seine Heimath nach Santen, wo sein Vater ihm die Krone abtritt. Zehn Jahre vergehen und stets denkt Brünhild, warum Siegfried von seinem Lande keinen Lehendienst leiste. Sie beredet Gunthern, den Freund und die Schwester zu einem großen Fest auf nächste Sonnenwende zu laden. Der alte Siegmund reitet mit ihnen nach Worms. Beim Empfange blickt

Brünhild unterweilen auf Kriemhilden, wie ihre Farbe gegen dem Golde glänzt. In festlicher Freude verbringen sie zehen Tage. Am elften, vor Vesperzeit, als Ritterspiel auf dem Hofe sich hebt, sitzen die zwo Königinnen zusammen. Da rühmt Kriemhild ihren Siegfried, wie er herrlich vor allen Recken gehe. Brünhild entgegnet, daß er doch nur Gunthers Eigenmann sei. So eifern sie in kränkenden Worten, und als man nun zur Vesper geht, kommen sie, die sonst immer beisammen giengen, jede mit besondrer Schaar ihrer Jungfraun zum Münster. Brünhild heißt Kriemhilden als Dienstweib zurückstehn; da wirft Kriemhild ihr vor, sie sei nur das Kebsweib Siegfrieds, der ihr das Magdthum abgewonnen, und geht in das Münster vor der weinenden Königin. Nach dem Gottesdienste wartet Brünhild vor dem Münster und verlangt von Kriemhilden Beweis jener Rede. Kriemhild zeigt Ring und Gürtel, die Siegfried ihr gegeben, und abermals weint die Königin. Umsonst schwört Siegfried im Ringe der Burgunden, daß er Brünhilden nicht geminnet. Hagen gelobt, ihr Weinen an Siegfried zu rächen, und er zieht die Königin in den Mordrath. Falsche Boten werden bestellt und reiten zu Worms ein, als hätten sie von Liudeger und Liudegast, die man auf Treu' und Glauben freigelassen, neuen Krieg anzusagen. Siegfried, der seinen Freunden stets gerne dient, erbietet sich alsbald, den Kampf für sie zu bestehen. Als das Heer bereit ist, nimmt Hagen von Kriemhilden Abschied. Sie bezeigt Reue über das, was sie Brünhilden gethan, und bittet ihn, über Siegfrieds Leben in der Schlacht zu wachen. Deshalb vertraut sie ihm, daß Siegfried an Einer Stelle, zwischen den Schultern, verwundbar sei, wohin ihm ein Lindenblatt gefallen, als er sich im Blute des Drachen gebadet. Diese Stelle zu bezeichnen, näht sie, nach Hagens Rath, auf ihres Mannes Gewand ein kleines Kreuz. Hagen freut sich der gelungenen List und kaum ist Siegfried ausgezogen, so kommen andre Boten mit Friedenskunde. Ungerne kehrt Siegfried um; statt der Heerfahrt soll nun im Wasgenwald eine Jagd auf Schweine, Bären und Wisende (wilde Ochsen) gehalten werden. Weinend ohne Maaß, entläßt Kriemhild den Gemahl. Ihr hat geträumt, wie ihn zwei wilde Schweine über die Heide gejagt und die Blumen von Blute roth geworden, wie zween Berge über ihm zusammengefallen und sie ihn nimmermehr gesehen. Mit Gunthern, Hagen und großem Jagdgefolge

reitet Siegfried zu Walde. Gernot und Giselher bleiben daheim. Viel Rosse, mit Speise beladen, werden über den Rhein geführt auf einen Anger vor dem Walde. Die Jagdgesellen trennen sich, damit man sehe, wer der beste Weidmann sei. Siegfried nimmt sich einen alten Jäger mit einem Spürhund; kein Thier entrinnt ihm, Berg und Wald macht er leer, er gewinnt Lob vor allen. Schon wird zum Imbiß geblasen, als Siegfried einen Bären aufjagt. Er springt vom Rosse, läuft dem Thiere nach, fängt und bindet es auf seinen Sattel. So reitet er zur Feuerstätte; herrlich ist sein Jagdgewand, mächtig der Bogen, den nur er zu spannen vermag, reich der Köcher, von Golde das Horn. Als er abgestiegen, läßt er den Bären los, der unterm Gebell der Hunde durch die Küche rennt, Kessel und Brände zusammenwirft, zuletzt aber von Siegfried ereilt und mit dem Schwert erschlagen wird. Die Jäger setzen sich zum Mahle; Speise bringt man genug, aber die Schenken säumen. Hagen giebt vor, er habe gemeint, das Jagen soll heut im Spessart sein, dorthin hab' er den Wein gesandt. Doch hier nahe sei ein kühler Brunnen. Zu diesem beredet er mit Siegfried einen Wettlauf. Sie ziehen die Kleider aus, Siegfried legt sich vor Hagens Füße; wie zween Panther laufen sie durch den Klee; Siegfried, all sein Waffengeräth mit sich tragend, erreicht den Brunnen zuerst. Doch trinkt er nicht, bevor der König getrunken. Wie er sich zur Quelle neigt, faßt Hagen den Speer, den Siegfried an die Linde gelehnt, und schießt ihn dem Helden durch das Kreuzeszeichen, daß sein Blut an des Mörders Gewand spritzt. Hagen flieht, wie er noch vor keinem Manne gelaufen. Siegfried springt auf, die Speerstange ragt ihm aus der Wunde, den Schild rafft er auf, denn Schwert und Bogen trug Hagen weg; so ereilt er den Mörder und schlägt ihn mit dem Schilde zu Boden. Aber dem Helden weicht Kraft und Farbe, blutend fällt er in die Blumen; die Verräther scheltend, die seiner Treue so gelohnt, und doch Kriemhilden dem Bruder empfehlend, ringt er den Todeskampf. In der Nacht führen sie den Leichnam über den Rhein. Hagen heißt ihn vor Kriemhilds Kammerthür legen. Als man zur Mette läutet, bringt der Kämmerer Licht und sieht den blutigen Todten, ohne ihn zu erkennen. Er meldet es Kriemhilden, die mit ihren Frauen zum Münster gehen will. Sie weiß, daß es ihr Mann ist, noch ehe sie ihn gesehen; zur Erde sinkt sie und das Blut bricht ihr aus dem

Wunde. Der alte Siegmund wird herbeigerufen; Burg und Stadt erschallen von Wehklage. Am Morgen wird der Leichnam auf einer Bahre im Münster aufgestellt. Da kommen Gunther und der grimme Hagen; der König jammert. „Räuber," sagt er, „haben den Helden erschlagen." Kriemhild heißt sie zur Bahre treten, wenn sie sich unschuldig zeigen wollen; da blutet vor Hagen die Wunde des Todten. Drei Tage und drei Nächte bleibt Kriemhild bei ihm; sie hofft, auch sie werde der Tod hinnehmen. Messopfer und Gesang für seine Seele rasten nicht in dieser Zeit. Als darauf Siegfried zu Grabe getragen wird, heißt Kriemhild den Sarg wieder aufbrechen, erhebt noch einmal sein schönes Haupt mit ihrer weißen Hand, küsst den Todten und ihre lichten Augen weinen Blut. Freudlos kehrt der König Siegmund heim. Kriemhild läßt sich am Münster eine Wohnung bauen, von wo sie täglich zum Grabe des Geliebten geht. Vierthalb Jahre spricht sie kein Wort mit Gunthern und ihren Feind Hagen sieht sie niemals. Hagen aber trachtet, daß der Nibelungenhort in das Land komme. Gernot und Giselher bringen die Schwester erst dahin, daß sie Gunthern, mit Thränen, wieder grüßt; dann wird sie beredet, den Hort, ihre Morgengabe von Siegfried, herführen zu lassen. Als sie aber das Gold freigebig austheilt, fürchtet Hagen den Anhang, den sie damit gewinne. Da werden ihr die Schlüssel abgenommen, und als sie darüber klagt, versenkt Hagen den ganzen Schatz im Rheine.

Der Nibelunge Noth.

Dreizehn Jahre hat Kriemhild im Wittwenthum gelebt. Da stirbt Frau Helke, des gewaltigen Hunnenkönigs Etzel Gemahlin. Ihm wird gerathen, um die edle Kriemhild zu werben, und er sendet nach ihr den Markgrafen Rüdiger mit großem Geleite. Den Königen zu Worms ist die Werbung willkommen; Hagen aber widerräth. Kriemhild selbst widerstrebt lange: Weinen geziem' ihr und andres nicht. Erst als Rüdiger heimlich mit ihr spricht und ihr schwört, mit allen seinen Mannen jedes Leid, das ihr widerfahre, zu rächen, hofft sie noch Rache für Siegfrieds Tod und reicht ihre Hand dar. Sie fährt mit den Boten hin, im Geleit ihrer Jungfraun und des Markgrafen Eckewart, der mit seinen Mannen ihr bis an sein Ende dienen will. Ihr

Weg geht über Passau, wo der Bischof Pilgrim, ihrer Mutter Bruder, sie wohl empfängt, dann über Bechlarn, wo sie in Rüdigers gastlichem Hause einspricht. Bei Tuln reitet König Etzel ihr entgegen mit all den Fürsten, die ihm dienen, Heiden und Christen. Die Hochzeit wird zu Wien begangen; zu Misenburg (jetzt Wiselburg) schiffen sie sich auf die Donau ein; von Schiffen, die man zusammengeschlossen, von Zelten, die man darüber gespannt, ist der Strom bedeckt, als wär' es Land und Feld. So kommen sie gen Etzelnburg, wo Kriemhild fortan gewaltig an Hellen Stelle sitzt. Sie genest eines Sohnes, der Ortlieb genannt wird. Aber in dreizehn Jahren solcher Ehre vergißt sie nicht ihres Leides; allezeit denkt sie, wie sie es räche. Sie klagt dem Gemahle, daß man sie für freundlos halte, weil ihre Verwandte noch niemals zu ihr gekommen. So bewegt sie ihn, ihre Brüder zu einem Fest auf nächste Sonnenwende herzuladen. Werbel und Swemmel, des Königs Spielleute, werden als Boten gesandt und Kriemhild empfiehlt ihnen, daß Hagen nicht zurückbleibe, der allein der Wege kundig sei. König Gunther bespricht sich mit seinen Brüdern und Mannen über die Botschaft. Hagen, des Mordes eingedenk, räth ab von der Reise; als aber Gernot und Giselher ihn der Furcht zeihen, schließt er zürnend sich an, räth jedoch, mit Heereskraft auszufahren. Rumolts, des Küchenmeisters, Rath ist, daheim zu bleiben, bei guter Kost und schönen Frauen. Als sie zur Fahrt bereit sind, hat Frau Ute einen bangen Traum, wie alles Geflügel im Lande todt sei. Mit tausend und sechszig ihrer Mannen, dazu tausend Nibelungen, und mit neuntausend Knechten erheben sich die Könige; durch Ostfranken ziehen sie zur Donau, zuvorderst reitet Hagen. Der Strom ist angeschwollen und kein Schiff zu sehen. Hagen geht gewappnet umher, einen Fährmann suchend. Er hört Wasser rauschen und horcht; in einem schönen Brunnen baden Meerweiber. Er schleicht ihnen nach, aber ihn gewahrend entrinnen sie und schweben, wie Vögel, auf der Flut. Ihr Gewand jedoch hat er genommen und die eine, Hadeburg, verspricht ihm, wenn er es wiedergebe, das Geschick der Reise vorherzusagen. Wirklich verkündet sie, daß die Fahrt in Etzels Land wohl ergehen werde. Als er darauf die Kleider zurückgegeben, warnt die andre, Sieglind, jetzt noch umzukehren, sonst werden sie alle bei den Hunnen umkommen, nur des Königs Capellan werde heimgelangen. Noch sagen sie ihm, wenn er die Fahrt

nicht lassen wolle, wie er über das Wasser komme. Jenseits des Stromes wohnt der Ferge des bairischen Markgrafen Else; laut ruft Hagen hinüber und nennt sich Amelrich, einen Mann des Markgrafen; hoch am Schwerte bietet er einen Goldring, als Fährgeld. Der Ferge rudert herüber, als er sich aber betrogen sieht und Hagen nicht vom Schiffe weichen will, schlägt er den Helden mit Ruder und Schalte. Hagen greift zum Schwerte, schlägt dem Fergen das Haupt ab und wirft es an den Grund. Dann bringt er das Schiff, das von Blute raucht, zu seinen Herrn und fährt selbst, den ganzen Tag arbeitend, das Heer über; die Rosse werden schwimmend übergetrieben. Den Capellan aber, wie er über dem Heiligthume lehnt, schwingt Hagen aus dem Schiffe und stößt ihn, als er zu schwimmen versucht, zürnend zu Grunde; dennoch kommt der Priester unversehrt an das Ufer zurück. Dort steht er und schüttelt sein Gewand. Hagen sieht, daß unvermeidlich sei, was die Meerweiber verkündet; da schlägt er das Schiff zu Stücken und wirft es in die Flut, damit, giebt er zuerst vor, kein Zager entrinnen könne. Bald aber sagt er den Recken ihr Schicksal, davor manches Helden Farbe wechselt. Sie ziehen fürder durch Baierland, auch die Nacht hindurch. Volker reitet mit dem Heerzeichen vor. Hagen übernimmt weislich die Nachhut mit seinen Mannen und seinem Bruder Dankwart. Diese werden von Gelfrat und Else, die ihres Fergen Tod ahnden wollen, mit siebenhunderten angefallen. Im Scheine des Mondes wird grimmig gestritten. Gelfrat fällt von Dankwarts Schwert und Else entflieht. Der Baier bleiben hundert, der Burgunden viere todt. Seine Herren, die indeß weiter geritten, läßt Hagen nichts von dem Kampfe wissen, damit sie ohne Sorge bleiben. Erst als die Sonne über die Berge scheint, sieht Gunther die blutigen Waffen und erfährt, wie gut Hagen gehütet. Über Passau kommen sie auf Rüdigers Mark, wo sie den Hüter schlafend finden, dem Hagen das Schwert nimmt. Es ist Eckewart, der mit Kriemhilden hingezogen. Beschämt über seine üble Hut, empfängt er das Schwert zurück und warnt die Helden. Zu Pechlarn erfahren sie die Gastfreiheit des Markgrafen Rüdiger und seiner Hausfrau Gotelind. Die schöne Tochter des Hauses wird Giselhern verlobt; auch keiner der andern geht unbeschenkt hinweg; König Gunther empfängt ein Waffengewand, Gernot ein Schwert, Hagen den kostbaren Schild Nudungs, dessen Tod Gotelind beweint,

Dankwart festliche Kleider, Volker, der zum Abschied fiedelt und singt, zwölf Goldringe, die er, der Markgräfin zu Dienst, an Etzels Hofe tragen soll. Rüdiger selbst mit fünfhundert Mannen begleitet die Helden zum Feste. Dietrich von Bern, der bei den Hunnen lebt, reitet mit seinen Amelungen den Gästen entgegen. Auch er warnt, daß die Königin noch jeden Morgen um Siegfried weine. Kriemhild steht im Fenster und blickt nach ihren Verwandten aus, der nahen Rache sich freuend. Als die Burgunden zu Hofe reiten, fragt jedermann nach Hagen, der den starken Siegfried schlug. Der Held ist wohl gewachsen, von breiter Brust und langen Beinen; die Haare grau gemischt, schrecklich der Blick, herrlich der Gang. Zuerst küßt Kriemhild Giselhern; als Hagen sieht, daß sie im Gruß unterscheide, bindet er sich den Helm fest. Ihn fragt sie nach dem Horte der Nibelunge; Hagen erwidert, er hab' an Schild und Brünne, Helm und Schwert genug zu tragen gehabt. Als die Helden ihre Waffen nicht abgeben wollen, merkt Kriemhild, daß sie gewarnt sind; wer es gethan, dem droht sie den Tod. Zürnend sagt Dietrich, daß er gewarnt. Hagen nimmt sich Volkern zum Heergesellen. Sie zween allein gehen über den Hof und setzen sich Kriemhilds Saale gegenüber auf eine Bank. Die Königin, durchs Fenster blickend, weint und fleht Etzels Mannen um Rache an Hagen. Sechszig derselben wappnen sich; als ihr diese zu wenig dünken, rüsten sich vierhundert. Die Krone auf dem Haupte, kommt sie mit dieser Schaar die Stiege herab. Der übermüthige Hagen legt über seine Beine ein lichtes Schwert, aus dessen Knopf ein Jaspis scheint, grüner denn Gras; wohl erkennt Kriemhild, daß es Siegfrieds war. Auch Volker zieht einen Fiedelbogen an sich, stark und lang, einem Schwerte gleich. Furchtlos sitzen sie da und keiner steht auf, als die Königin ihnen vor die Füße tritt. Sie wirft Hagen vor, daß er ihren Mann erschlagen; da spricht Hagen laut aus, daß er es gethan, räch' es wer da wolle! Die Hunnen sehen einander an und ziehen ab, den Tod fürchtend. König Etzel, von all dem nichts wissend, empfängt und bewirtet die Helden auf das Beste. Zur Nachtruhe werden sie in einen weiten Saal geführt, wo kostbare Betten bereitet sind. Hagen und Volker halten vor dem Hause Schildwacht. Volker lehnt den Schild von der Hand, nimmt die Fiedel und setzt sich auf den Stein an der Thüre. Seine Saiten erklingen, daß all das Haus ertost; süßer und süßer

läßt er sie tönen, bis alle die Sorgenvollen entschlummert sind. Mitten in der Nacht glänzen Helme aus der Finsternis; es sind Gewaffnete, von Kriemhilden geschickt; doch als sie die Thüre so wohl behütet sehn, kehren sie wieder um, von Volkern bitter gescholten. Morgens, da man zur Messe läutet, heißt Hagen seine Gefährten statt der Seidenhemde die Harnische nehmen, statt der Mäntel die Schilde, statt der Kränze die Helme, statt der Rosen die Schwerter. Etzel fragt, ob ihnen jemand Leides gethan. Hagen antwortet, es sei Sitte seiner Herren, bei allen Festen drei Tage gewappnet zu gehen. Aus Übermuth sagen sie dem König ihren Argwohn nicht. Nach der Messe beginnen Ritterspiele. Dietrich verbeut seinen Recken, Theil zu nehmen; auch Rüdiger hält die seinigen ab, weil er die Burgunden unmuthig sieht. Einem Hunnen, der bräutlich aufgeputzt, ein Traut der Frauen, daherreitet, sticht Volker den Speer durch den Leib. Die Verwandten des Hunnen rufen nach Waffen, Etzel selbst muß schlichten; er reißt einem das Schwert aus der Hand und schlägt die andern hinweg. Ehe sie zu Tische sitzen, sucht Kriemhild Dietrichs Hülfe; doch er verweist ihr den Verrath an ihren Blutsfreunden. Williger findet sie Blödeln, Etzels Bruder, dem sie die Mark des erschlagenen Nudung und dessen schöne Braut verheißt. Mit tausend Gewappneten zieht er feindlich zur Herberge, wo Dankwart, der Marschalk, mit den Knechten speist. Nach kurzem Wortwechsel springt Dankwart vom Tisch und schlägt ihm einen Schwertschlag, daß ihm das Haupt vor den Füßen liegt. Das ist die Morgengabe zu Nudungs Braut. Ein grimmer Kampf erhebt sich. Wer von den Knechten nicht Schwerter hat, greift zu den Stühlen. Die Hälfte der Hunnen wird erschlagen; aber andre zweitausend kommen und lassen nicht vom Streite, bis all die Knechte todt liegen. Dankwart allein haut sich zum Saale durch, wo die Herren sind. Eben wird Ortlieb, Etzels junger Sohn, seinen Oheimen zu Tische getragen. Da tritt Dankwart in die Thür, mit bloßem Schwert, all sein Gewand mit Hunnenblut beronnen. Laut rufend verkündet er den Mord in der Herberge. Hagen heißt ihn der Thüre hüten, daß kein Hunne herauskomme. Dann schlägt er das Kind Ortlieb, daß sein Haupt in der Königin Schooß springt. Dem Erzieher des Knaben schlägt er das Haupt ab und dem Spielmann Werbel, zum Botenlohne, die rechte Hand auf der Fiedel. So wüthet er fort im Saale. Auch Volkern

klingt sein Fiedelbogen laut an der Hand. Roth sind seine Züge, seine Leiche hallen durch Helm und Schild. Er sperrt innen die Thür, während Dankwart außen die Stiege wehrt. Die Könige vom Rheine wollen den Streit erst scheiden; da es nicht möglich ist, kämpfen sie selbst als Helden. Kriemhild ruft Dietrichs Hülfe an. Der Held, auf dem Tische stehend und mit der Hand winkend, läßt seine Stimme schallen, wie ein Wisendhorn. Gunther hört im Sturme den Ruf und gebietet Stillstand. Dietrich verlangt, daß man ihn und die Seinigen mit Frieden aus dem Hause lasse. Gunther gewährt es. Da nimmt der Berner die Königin unter den Arm, an der andern Seite führt er Etzeln, mit ihm gehen sechshundert Recken. Auch Rüdiger mit fünfhunderten räumt ungefährdet den Saal. Einem Hunnen aber, der mit Etzeln hinaus will, schlägt Volker das Haupt ab. Was von Hunnen im Saal ist, wird niedergehauen. Die Todten werden die Stiege hinabgeworfen. Vor dem Hause stehen viel tausend Hunnen. Hagen und Volker spotten ihrer Feigheit; umsonst beut die Königin einen Schild voll Goldes, sammt Burgen und Land, dem, der ihr Hagens Haupt bringe. An Etzels Hofe lebt Hawart von Dänemark mit seinem Markgrafen Iring und dem Landgrafen Irnfried von Thüringen. Iring vermißt sich zuerst, Hagen zu bestehn. Da rüsten sich auch Hawart und Irnfried mit tausend Mannen. Aber Iring fleht, daß sie ihn allein kämpfen lassen, wie er gelobt. Mit dem Schilde sich deckend, rennt er zum Saal hinauf, läuft bald den, bald jenen an, wird von Giselhern in das Blut niedergeschlagen, springt wieder empor und entweicht zu den Seinen, nachdem er vier Burgunden erschlagen und Hagen durch den Helm verwundet. Kriemhild selbst nimmt ihm, dankend, den Schild von der Hand. Hagen aber rühmt sich, daß die Wunde nur seinen Zorn auf Männertod gereizt. Abermals eilt Iring zum Streite, da schießt Hagen einen Speer auf ihn, daß ihm die Stange vom Haupte ragt; es ist sein Tod. Ihn zu rächen, führen Hawart und Irnfried ihre Schaar hinan; auch sie fallen vom Schwerte, mit ihren tausend Mannen, die man, nach Volkers Rath, in den Saal dringen ließ. Stille wird es nun, das Blut fließt durch Löcher und Rinnsteine. Auf den Todten sitzend, ruhen die Burgunden aus. Aber noch vor Abend werden zwanzigtausend Hunnen versammelt; bis zur Nacht währt der harte Streit. Da versuchen die Könige noch, Sühne zu erlangen.

Kriemhild begehrt vor allem, daß sie ihr Hagen herausgeben. Die Könige verschmähen solche Untreue. Darauf läßt Kriemhild die Helden alle in den Saal treiben und diesen an vier Enden anzünden. Vom Winde brennt bald das ganze Haus. Das Feuer fällt dicht auf sie nieder, mit den Schilden wehren sie es ab und treten die Brände in das Blut. Rauch und Hitze thut ihnen weh; von Durst gequält, trinken sie, auf Hagens Anweisung, das Blut aus den Wunden der Erschlagenen; besser schmeckt es jetzt, denn Wein. Am Morgen sind ihrer noch sechshundert übrig, zu Kriemhilds Erstaunen. Mit neuem Kampfe beut man ihnen den Morgengruß. Die Königin läßt das Gold mit Schilden herbeitragen, den Streitern zum Solde. Markgraf Rüdiger kommt und sieht die Noth auf beiden Seiten. Ihm wird vorgeworfen, daß er für Land und Leute, die er vom König habe, noch keinen Schlag in diesem Streite geschlagen. Etzel und Kriemhild flehen ihn fußfällig um Hülfe. Jener will ihn zum Könige neben sich erheben; diese mahnt ihn des Eides, daß er all ihr Leid rächen wolle. Was Rüdiger läßt oder beginnt, so thut er übel. Er hat die Burgunden hergeleitet, sie in seinem Hause bewirtet, seine Tochter, seine Gabe ihnen gegeben. Land und Burgen, was er vom Könige hat, heißt er wiedernehmen und will zu Fuß ins Elend gehen. Wohl weiß er, daß heute noch alles durch seinen Tod ledig wird. Doch er muß leisten, was er gelobt, steht auch Seel und Leib auf der Wage. Weib und Kind befiehlt er den Gebietern und heißt seine Mannen sich rüsten. Kriemhild ist freudenvoll und weint. Als Giselher den Schwäher mit seiner Schaar daherkommen sieht, freut er sich der vermeinten Freundeshülfe. Rüdiger aber stellt den Schild vor die Füße und sagt den Burgunden die Freundschaft auf. Umsonst mahnen sie ihn aller Lieb' und Treue. Er wünscht, daß sie am Rheine wären und er mit Ehren todt; aber den Streit kann niemand scheiden. Schon heben sie die Schilde, da verlangt Hagen noch eines. Der Schild, den ihm Frau Gotelind gegeben, ist ihm vor der Hand zerhauen; er bittet Rüdigern um den seinigen. Rüdiger giebt den Schild hin, es ist die letzte Gabe, die der milde Markgraf geboten. Manches Auge wird von heißen Thränen roth, und wie grimmig Hagen ist, erbarmt ihn doch die Gabe. Er und sein Geselle Volker geloben, Rüdigern nicht im Streite zu berühren. Wohl zeigt der Spielmann die Goldringe, die ihm die Markgräfin, beim Feste

sie zu tragen, gab. Hinan springt Rüdiger mit den Seinen; sie werden in den Saal gelassen, schrecklich klingen drin die Schwerter. Da sieht Gernot, wie viel seiner Helden der Markgraf erschlagen, und springt zum Kampfe mit diesem. Schon hat er selbst die Todeswunde empfangen, da führt er noch auf Rüdigern den Todesstreich mit dem Schwerte, das der ihm gegeben. Todt fallen beide nieder, einer von des andern Hand. Die Burgunden üben grimmige Rache, nicht einer von Rüdigers Mannen bleibt am Leben. Als der Lärm im Saale verhallt ist, meint Kriemhild, Rüdiger wolle Sühne stiften, bis der Todte herausgetragen wird. Ungeheure Wehklage erhebt sich von Weib und Mann; wie eines Löwen Stimme erschallt Etzels Jammerruf. Ein Recke Dietrichs hört das laute Wehe und meldet es seinem Herrn; der König oder die Königin selbst müsse umgekommen sein. Dietrich erinnert seine Helden, daß er den Gästen seinen Frieden entboten. Wolfhart will hingehn, die Mähre zu erfragen; Dietrich aber, Wolfharts Ungestüm fürchtend, sendet den Helfrich. Dieser bringt die Kunde, daß Rüdiger sammt seinen Mannen erschlagen sei. Der Berner will von den Burgunden selbst erfahren, was geschehen sei, und schickt den Meister Hildebrand. Als dieser gehen will, tadelt ihn Wolfhart, daß er ungewaffnet gehe und so dem Schelten sich aussetze. Da waffnet sich der Weise nach der Unbesonnenen Rath. Zugleich rüsten sich, ohne Dietrichs Wissen, all seine Recken und begleiten den Meister. Hildebrand befragt die Burgunden und Hagen bestätigt Rüdigers Tod; Thränen rinnen Dietrichs Recken über die Bärte. Der Meister bittet um den Leichnam, damit sie nach dem Tode noch des Mannes Treue vergelten. Wolfhart räth, nicht lange zu flehen. Sie sollen ihn nur aus dem Hause holen, erwidert Volker, dann sei es ein voller Dienst. Mit trotzigen Reden reizen sich die beiden. Wolfhart will hinanspringen, aber Hildebrand hält ihn fest, an Dietrichs Verbot mahnend. „Laß ab den Leuen!“ spottet Volker. Da rennt Wolfhart in weiten Sprüngen dem Saale zu; zornvoll alle Berner ihm nach. Der alte Meister selbst will ihn nicht zum Streite veranlassen und ereilt ihn noch vor der Stiege. Ein wüthender Kampf beginnt. Volker erschlägt Dietrichs Neffen Sigestab, Hildebrand Volkern, Helfrich Dankwarten. Wolfhart und Giselher fallen einer von des andern Schwert. Niemand bleibt lebend als Gunther und Hagen und von den Bernern Hildebrand, der mit einer starken

Wunde von Hagens Hand entrinnt. Blutberonnen kommt er zu seinem Herrn, der traurig im Fenster sitzt. Dietrich fragt, woher das Blut. Der Meister erzählt, wie sie Rüdigern wegtragen wollen, den Gernot erschlagen. Als Dietrich den Tod Rüdigers bestätigen hört, will er selbst hingehen und befiehlt dem Meister, die Recken sich waffnen zu heißen. „Wer soll zu euch gehn?" sagt Hildebrand; „was ihr habt der Lebenden, die seht ihr bei euch stehn." Mit Schrecken hört der Berner den Tod seiner Mannen. Einst ein gewaltiger König, jetzt der arme Dietrich. Wer soll ihm wieder in sein Land helfen? O wehe, daß vor Leid niemand sterben kann! Das Haus erschallt von seiner Klage. Da sucht er selbst sein Waffengewand, der Meister hilft ihn wappnen. Dietrich geht zu Gunthern und Hagen, hält ihnen vor, was sie ihm Leides gethan, und verlangt Sühne. Sie sollen sich ihm zu Geiseln ergeben, dann woll' er selbst sie heimgeleiten. Hagen nennt es schmählich, daß zween wehrhafte Männer sich dem einen ergeben sollen. Schon als er den Berner kommen sah, vermaß er sich, allein den Helden zu bestehen. Des mahnt ihn jetzt Dietrich. Sie springen zum Kampfe. Dietrich schlägt dem Gegner eine tiefe Wunde, aber tödten will er nicht den Ermüdeten; den Schild läßt er fallen und umschlingt jenen mit den Armen. So bezwingt er ihn und führt ihn gebunden zu der Königin. Das ist ihr ein Trost nach herbem Leide. Dietrich verlangt, daß sie den Gefangenen leben lasse. Dann kehrt er zu Gunthern; nach heißem Kampfe bindet er auch diesen und übergiebt ihn Kriemhilden mit dem Beding der Schonung. Sie aber geht zuerst in Hagens Kerker und verspricht ihm das Leben, wenn er wiedergebe, was er ihr genommen. Hagen erklärt, er habe geschworen, den Hort nicht zu zeigen, so lang seiner Herren einer lebe. Da läßt Kriemhild ihrem Bruder das Haupt abschlagen und trägt es am Haare vor Hagen. Dieser weiß nun allein den Schatz; nimmer, sagt er, soll sie ihn erfahren. Aber ihr bleibt doch Siegfrieds Schwert, das er getragen, als sie ihn zuletzt sah. Das hebt sie mit den Händen und schlägt Hagen das Haupt ab. Der alte Hildebrand erträgt es nicht, daß ein Weib den kühnsten Recken erschlagen durfte. Zornig springt er zu ihr, nichts hilft ihr Schreien, mit schwerem Schwertstreich haut er sie zu Stücken. So liegt all die Ehre darnieder; mit Jammer hat das Fest geendet, wie alle Lust zujüngst zum Leide wird.

3. Die Hegelinge.

Hagen von Irland.

Sigeband, König in Irland und seine Gemahlin, Ute von Norwegen, feiern ein prächtiges Fest. Laut lachen die Gäste über dem Spiel eines Fahrenden. Da achtet man wenig auf des Königs jungen Sohn Hagen, der vor dem Hause steht. Plötzlich schattet es, wie eine Wolke, der Wald bricht zusammen. Ein ungeheurer Greif kommt geflogen, schließt in seine Klauen das schreiende Kind und führt es hoch in die Lüfte. Er trägt es weithin in die Wildnis seinen Jungen in das Nest. Der jungen Greife einer fliegt mit dem Kinde von Baum zu Baum; aber noch gebricht ihm die Kraft, er muß zur Erde, statt wieder zum Neste; da läßt er das Kind fallen und dieses birgt sich im Grase. Früher schon hat der Greif drei Königstöchter geraubt, die auch sich gerettet und unfern in einer Felshöhle wohnen. Sie gewahren den Knaben, nehmen ihn zu sich, nähren ihn mit Wurzeln und Kräutern. Kräftig wächst er heran und zu Waffen kommt er, als ein Schiff an den Felsen scheitert und ein Todter gewappnet ans Gestade getrieben wird. Die Greife überfallen den Königssohn, doch er wehrt sich erst mit Pfeilen, dann mit dem Schwert, und erlegt sie, alt' und junge. Hagen ist fortan ein kühner Jäger und schafft Speise genug herbei. Endlich entdecken sie wieder ein Schiff und Hagen ruft laut durch Wind und Wellengetös. Die Jungfraun, in junges Moos gekleidet, erscheinen den Schiffern zuerst als Meerwunder. Der Schiffherr fährt in einer Barke herbei, befragt die Unbekannten und nimmt sie auf ihre Bitte in das Schiff. Die Schiffleute sind Feinde von Hagens Vater, doch des Jünglings Stärke fürchtend, müssen sie ihn nach Irland führen. Die Mutter erkennt ihn an einem goldnen Kreuz auf der Brust; mit Freudenthränen wird er empfangen. Sein Vater überläßt ihm die Krone, und Hilde, die schönste der drei Jungfraun, wird seine Gemahlin.

Horand und Hilde.

Hettel, König zu Hegelingen, will sich vermählen. Man rühmt ihm die schöne Tochter des Königs von Irland, Hilde nach der Mutter genannt.

Aber ihr Vater, der wilde Hagen, duldet keine Werbung um sie und läßt die Boten hängen, die nach ihr gesandt werden. Fünf Helden, dem König Hettel verwandt und lehnpflichtig, Wate von Stormen, Horand und Frute von Dänemark, Morung von Nifland und Irolt von Ortland, bereiten sich, ihrem Herrn die Braut zu gewinnen. Das Hauptschiff wird herrlich ausgerüstet, von Cypressenholz ist es erbaut, die Wände mit Silber beschlagen, die Ruder mit Gold bewunden, Segel und Ankerseile von Seide, die Anker selbst von Silber. Frute führt einen Kram von kostbaren Waaren aller Art. Im Schiffsraum ist eine Schaar gewappneter Recken verborgen. In Irland angelandet, sagen sie aus, der gewaltige König Hettel habe sie von ihren Landen vertrieben und auf Kaufschiffen seien sie hergefahren. Reiche Geschenke darbringend, erbitten sie des Königs Schutz. Er nimmt sie willig auf und räumt ihnen Häuser in der Stadt ein. Frute schlägt seinen Kram auf, nie ward noch so wohlfeil verkauft, und wer ohne Kauf etwas begehrt, dem wird es gerne gegeben. Die junge Hilde wünscht die Gäste zu sehen, von deren Freigebigkeit sie so vieles hört. Da läßt der König die Fremden zu Hofe vor die Frauen kommen. Ihre Gebärde, ihr glänzender Anzug erregen Verwunderung. Ellenbreit ist Wates Bart (Z. 6043), seine greisen Locken sind in Gold gewunden. Die Frauen befragen ihn scherzend, was ihn besser bedünke, bei schönen Frauen zu sitzen oder in hartem Streite zu fechten. Der Streit, meint er, zieme sich besser für ihn. Auf dem Saal üben die Jünglinge sich in Kampfspielen. Wate stellt sich, als hätt' er niemals solches Fechten gesehen und gäb' er viel darum, es noch zu lernen. Aber der Schirmmeister, den Hagen herbeiruft, und dann der König selbst, erproben bald ihres Lehrknaben Meisterschaft. So, spricht Irolt, werd' in ihres Herren Lande täglich gefochten. Horand von Dänemark ist ein Meister des Gesanges. Abends und morgens singt er vor dem Hause so herrlich, daß die Frauen und König Hagen selbst an die Zinne treten. Die Vögel in den Büschen vergessen ihrer Töne, die Thiere des Waldes lassen ihre Weide stehn, das Gewürm im Grase kreucht nicht weiter, die Fische im Wasser schwimmen nicht fürder; die Glocken klingen nicht mehr so wohl, wie sonst; niemand bleibt seiner Sinne mächtig, den Trauernden schwindet ihr Leid, Kranke müsten genesen. Die Königstochter bescheidet den Sänger heimlich zu sich, er singt ihr noch die

schönste seiner Weisen und sagt ihr die Werbung seines Herrn. Hilde zeigt sich willig, wenn Horand ihr am Abend und am Morgen singen werde. Horand versichert, sein Herr habe täglich bei Hofe zwölf Sänger, die weit schöner singen, am schönsten aber der König selbst. Bald hernach nehmen die Gäste Abschied vom König Hagen; ihr Herr, sagen sie, habe nach ihnen gesandt und Sühne geboten. Der König, mit Frau und Tochter, geleitet sie zu den Schiffen. Hilde, wie sie mit Horand besprochen, geht mit ihren Jungfraun auf das Schiff, wo Frutes Kram zu schauen ist. Plötzlich werden die Anker gelöst, die Segel aufgezogen und die Gewappneten, die verborgen lagen, springen hervor. Der zürnende König und seine Mannen werfen umsonst ihre Speere nach; sie wollen zu Schiffe nacheilen, aber die Kiele werden durchlöchert gefunden. Die Gäste fahren mit der Braut dahin und schicken ihrem Herrn Botschaft voran. Hettel macht sich mit seinen Helden auf und empfängt Hilden am Gestade. Auf Blumen, unter seidnen Gezelten, lagern sich die Jungfraun. Aber Segel erscheinen auf dem Meere. König Hagen hat andre Schiffe ausgerüstet und fährt mit großem Heere der Tochter nach. Eine blutige Schlacht wird am Strande gekämpft. Hettel wird von Hagen verwundet, dieser von Wate. Hilde fleht für den Vater; da wird der Streit geschieden, der wilde Hagen versöhnt sich mit der Tochter und dem Eidam. Wate, der von einem wilden Weibe Heilkunst gelernt, heilt, auf Hildens Bitte, ihren Vater und die andern Verwundeten.

Gudrun.

Hettel und Hilde gewinnen zwei Kinder, einen Knaben, Ortwin, und eine Tochter, Gudrun. Als diese in das Alter kommt, in dem Jünglinge das Schwert empfangen, ist sie schöner, als je die Mutter war, und mächtige Fürsten werben um sie. Siegfried (Seifried) von Morland, vergeblichen Dienstes müde, zieht drohend ab. Hartmut, Sohn des Königs Ludwig von Normandie, sendet erst Boten nach ihr, denen sie versagt wird; dann kommt er selbst unerkannt an Hettels Hof. Er entdeckt sich Gudrunen, aber seine Schönheit hilft ihm nur so viel, daß die Jungfrau ihn wegeilen heißt, wenn er vor ihrem Vater das Leben behalten wolle. Auch Herwig von Seeland wird verschmäht, doch er

sammelt seine Mannen, zieht vor Hettels Burg und bringt kämpfend ein. Gudrun sieht mit Lust und Leid, wie Herwig Feuer aus Helmen schlägt. Hettel selbst bedauert, daß ihm ein solcher Held nicht zum Freunde gegönnt war. Da wird Friede gestiftet und Gudrun dem Helden anverlobt; in einem Jahre soll er sie heimführen. Als Siegfried von Morland solches erfahren, fällt er in Herwigs Land ein; Hettel zieht dem künftigen Eidam zu Hülfe.

Während so das Land der Hegelinge von Helden entblöst ist, kommen Hartmut und Ludwig von Normandie mit Schiffmacht angefahren, brechen die Burg und führen Gudrunen mit ihren Jungfrauen hinweg. Die Königin Hilde schickt Boten an Hettel und Herwig; diese machen sogleich Frieden mit Siegfried und er selbst hilft ihnen die Räuber zur See verfolgen. Auf einem Werder, dem Wülpensande, halten Hartmut und Ludwig Rast mit ihrer Beute; dort werden sie von den Hegelingen erreicht. In furchtbarer Schlacht fällt Hettel von Ludwigs Schwerte. In der Nacht schiffen die Normannen mit den Jungfrauen weiter. Die Hegelinge kehren heim; durch großen Verlust geschwächt, müssen sie die Rache verschieben, bis einst die verwaisten Kinder schwertmäßig sind. In Normandie wird Gudrun freudig empfangen. Sie soll nun mit Hartmut Krone tragen. Aber sie hält fest an Herwig und wendet sich ab von dem, dessen Vater den ihrigen erschlagen. Gerlind, die Mutter Hartmuts, hat zu der Werbung um Gudrunen gerathen; zürnend, daß ihr schöner Sohn verschmäht geworden, hat sie eifrig die Schiffreise gefördert; jetzt verspricht sie ihm, der Jungfrau Hoffarth zu brechen, indeß er auf neue Heerfahrten zieht. Gudruns edle Jungfrauen, die sonst Gold und Gestein in Seide wirkten, müssen Garn winden und spinnen; sie selbst, die Königstochter, muß den Ofen heizen, mit den Haaren den Staub abkehren, zuletzt in Wind und Schnee am Strande Kleider waschen. Hildeburg, auch eines Königs Tochter, mit Gudrunen gefangen, theilt freiwillig mit ihr die Arbeit. Dreizehn Jahre vergehen, da mahnt Frau Hilde die Helden, die ihr gelobt, den Gemahl noch zu rächen und die Tochter wiederzuholen. Sie rüsten ihre Schaaren und Schiffe. Nach stürmischer Fahrt erreichen sie die Küste von Normandie und landen, unbemerkt, an einem Walde. Herwig und Ortwin, Gudruns Bruder, machen sich auf, nach ihr zu forschen und das Land zu erkunden. Gudrun und Hildeburg waschen am Strande, da sehen sie einen schönen

Vogel herschwimmen. Es ist ein Bote von Gott, der ihnen mit menschlicher Stimme die nahe Ankunft der Freunde verkündet. Der Vogel verschwindet und die Jungfrauen, von der Botschaft sprechend, versäumen sich im Waschen. Darüber werden sie abends von Gerlinden gescholten. Am Morgen, als sie wieder zur Arbeit sollen, ist Schnee gefallen. Umsonst bitten sie die Königin um Schuhe; baarfuß müssen sie durch den Schnee zum Strande waten. Unter dem Waschen blicken sie oft sehnlich über die Flut hin. Sie gewahren zween Männer in einer Barke. Ihrer Schmach sich schämend, entweichen sie. Aber die beiden Männer, Herwig und Ortwin, springen aus der Barke und rufen sie zurück. Vor Frost beben die schönen Wäscherinnen, kalte Märzwinde haben ihnen die Haare zerweht; weiß, wie der Schnee, glänzt ihre Farbe durch die nassen Hemde. Die Männer bieten ihre Mäntel dar, aber Gudrun weist es ab. Noch erkennen sie einander nicht, obgleich die Herzen sich ahnen. Ortwin fragt nach den Fürsten des Landes und nach der Königstochter, die vor Jahren hergeführt worden. Die sei im Jammer gestorben, antwortet Gudrun. Da brechen die Thränen aus der Männer Augen. Doch bald wird ihnen Trost und Wonne. Gudrun und Herwig erkennen, eines an des andern Hand, die goldnen Ringe, womit sie sich verlobt sind. Herwig schließt sie in seine Arme. Dann scheiden die Männer, Hülfe verkündend, ehe morgen die Sonne scheine. Gudrun wirft die Wäsche in die Flut; nicht mehr will sie Gerlinden dienen, seit zween Könige sie geküßt und umfangen. Als sie zur Burg zurückkommt, will Gerlind sie mit Dornen züchtigen. Gudrun aber erklärt, wenn ihr die Strafe erlassen werde, wolle sie morgen Hartmuts werden. Freudig eilt dieser herbei. Gudrun und ihre Jungfrauen werden herrlich gekleidet und bewirtet. Die alte Königin allein fürchtet Unheil, als sie Gudrunen nach dreizehn Jahren zum ersten Male lachen sieht. Reiche Miethe verheißt Gudrun derjenigen ihrer Jungfrauen, die ihr den Morgen zuerst verkünden werde. Beim Aufgang des Morgensterns steht eine Jungfrau am Fenster; mit dem ersten Tagesschein und dem Glänzen des Wassers sieht sie das Gefild von Waffen leuchten und das Meer voll Segel; eilig weckt sie Gudrunen. Die Hegelinge sind in der Nacht dahergefahren, die Kleider mit Blut zu röthen, die Gudrun weiß gewaschen. Wate bläst sein Horn, daß die Eckteine fast aus der Mauer fallen. In der Schlacht, die jetzt vor der Burg beginnt, wird Ludwig

von Herwig erschlagen, Hartmut gefangen, mit achtzig Rittern; die andern alle kommen um. Wate erstürmt die Burg und schont auch der Kinder in der Wiege nicht, damit sie nicht zum Schaden erwachsen. Gerlinden, die sich zu Gudrunen flüchtet, reißt er hinweg und schlägt ihr das Haupt ab. So auch der jungen Herzogin Hergart, einst von Gudruns Gefolge, die Hartmuts Schenken genommen und viel Hoffarth getrieben. Ortrun aber, Hartmuts Schwester, die Gudrunen stets freundlich sich erwiesen, wird durch deren Fürbitte gerettet. Das Land wird verheert, die Burgen gebrochen. Nach solcher Vergeltung schiffen die Hegelinge sich wieder ein, mit Gudrunen und mit großer Beute. Hartmut und Ortrun werden gefangen mitgeführt. Horand und Morung bleiben in dem eroberten Lande zurück. Frau Hilde empfängt in Freuden ihre Tochter; der lange Haß wird versöhnt durch Vermählung Ortwins mit Ortrunen, und Hartmuts, dem sein Land wieder gegeben wird, mit der treuen Hildeburg. Siegfried von Morland erhält Herwigs Schwester. Herwig aber führt Gudrunen nach Seeland heim.

B. Nordische Gestaltung der Sage.

Quellen für diese sind:

1. Die Heldenlieder der ältern oder sämundischen Edda, welche in ihrer gegenwärtigen Gestalt großentheils dem achten Jahrhundert angehören. (W. Grimm, Heldensage S. 4.)

2. Die prosaische jüngere oder Snorros Edda, ein Lehr- und Handbuch des nordischen Poesie, welches, wenigstens theilweise, dem Isländer Snorro Sturleson, der von 1178—1241 lebte, zugeschrieben wird. Dasselbe gibt in Auszügen der alten Lieder und Sagen eine Übersicht der nordischen Mythologie und auch der den deutschen verwandten Heldenkreise.

3. Die Wölsungen-Sage (Volsunga Saga), wahrscheinlich am Anfang des dreizehnten Jahrhunderts abgefaßt.

Um die Quellenliteratur der nordischen Darstellung, wie früher die der deutschen, hier auf einmal zu erledigen, führe ich noch weitere Sagen und Lieder an, die ich zwar für die folgenden Umrisse nicht besonders benützen, wohl aber in den nachherigen Ausführungen darauf Bezug nehmen werde:

4. Norna Gests Sage, wahrscheinlich vom Anfange des vierzehnten Jahrhunderts.

5. Ragnar Lodbroks Saga, aus dem dreizehnten Jahrhundert.

6. Hedins und Högnis Saga (im deutschen Gudrunliede Hettel und Hagen), aus der letzten Hälfte des dreizehnten oder dem vierzehnten Jahrhundert.

7. Die faröischen Volkslieder von Sigurd und seinem Geschlechte, welche noch jetzt auf diesen entlegenen Inseln des Nordmeers zum Tanze gesungen werden.

Die nun folgenden Umrisse der nordischen Gestaltung unsrer Heldensage entsprechen dem, was wir aus der deutschen unter dem Namen der Nibelungen aufgeführt haben, mit Ausnahme des letzten, welcher den Hegelingen gegenübersteht.

Der Hort.

Die Asen Odin, Höner und Loke kommen auf ihrer Wanderung durch die Welt zu einem Wasserfalle, worin der Zwerg Andvare, in Gestalt eines Hechts, sich Speise zu fangen pflegt. Otter, Reidmars Sohn, hat eben dort, als Fischotter verwandelt, einen Lachs gefangen und verzehrt ihn blinzelnd. Loke wirft Ottern mit einem Steine todt und sie ziehen ihm den Balg ab. Abends suchen sie Herberge bei Reidmarn und zeigen ihm den Fang. Reidmar und seine Söhne, Fafne und Reigen, greifen die Asen und legen ihnen auf, zur Buße für Otter und zur Lösung ihrer Häupter, den Otterbalg mit Gold zu füllen, auch außen mit Gold zu bedecken. Die Asen senden Loken aus, das Gold herzuschaffen. Loke fängt im Wasserfalle mit dem erborgten Netze der Göttin Ran den Zwerg Andvare und dieser muß zur Lösung all sein Gold geben. Einen Ring noch hält er zurück (denn mit diesem konnt' er sich sein Gold wieder mehren), aber auch den nimmt ihm Loke. Da spricht der Zwerg einen Fluch über den Schatz aus. Die Asen stopfen nun den Otterbalg mit Gold, stellen ihn auf die Füße und decken ihn auch außen mit Gold. Reidmar sieht noch ein Barthaar der Otter und heißt auch das bedecken. Da zieht Odin den Ring hervor und bedeckt es damit. Loke verkündet Reidmarn und seinem Sohne Verderben. Fafne und Reigen verlangen von dem Vater Theil an der Buße.

Reidmar verweigert es. Dafür durchbohrt Fafne mit dem Schwerte den schlafenden Vater, nimmt alles Gold und versagt seinem Bruder Reigen den Antheil am Erbe. Auf Gnitaheide liegt er und hütet den Hort, in Gestalt eines Lindwurms, mit dem Ägishelm (Schreckenshelm), vor dem alles Lebende zittert. Reigen aber sinnt auf Rache.

Sigurd.

Sigurd, Sohn des Königs Siegmund von Frankenland, aus dem Heldengeschlechte der Wölsunge, lebt als Kind bei dem König Halfrek (in Dänemark). Seine Mutter Hiordis ist mit Alf, Halfreks Sohne, vermählt. Der kunstreiche Schmied Reigen, Reidmars Sohn, ist Sigurds Erzieher. Er reizt den Jüngling auf den Tod Fafnes und schmiedet ihm dazu aus den Stücken von Siegmunds zerbrochener Klinge, derselben, die einst Odin in den Stamm gestoßen, das Schwert Gram. Dieses ist so scharf, daß es, in den Strom gesteckt, einen Flock Wolle entzwei schneidet, der dagegen treibt. Sigurd aber will zuerst seinen Vater rächen, der im Kampfe gegen König Hundings Söhne gefallen. Er darf sich unter den Rossen des Königs Halfrek eines auswählen; da begegnet ihm im Walde ein alter Mann mit langem Barte, nach dessen Rath er dasjenige wählt, welches allein den reißenden Strom zu durchschwimmen vermag, Grani, von Odins Rosse Sleipnir stammend. König Halfrek gibt ihm auch Schiffsrüstung. Auf der Fahrt bricht ein Sturm herein; da steht ein Mann auf dem Berge, der sich mit Namen nennt, die nur Odin zukommen; er tritt in das Schiff, stillt das Ungewitter und gibt dem Jünglinge Kampflehren, wobei er die keilförmige Schlachtordnung als siegbringend bezeichnet. Sigurd schlägt eine große Schlacht, worin Lyngwi, Hundings Sohn, und dessen drei Brüder umkommen. Darnach zieht er mit Reigen auf die Gnitaheide, macht eine Grube in Fafnes Weg zum Wasser und stellt sich hinein. Der alte, langbärtige Mann aber kommt wieder zu ihm und räth ihm, gegen Reigens Hinterlist mehrere Gruben zu machen, damit das Blut ablaufen könne. Als nun der Lindwurm, giftsprühend, über die Grube kriecht, da stößt ihm Sigurd das Schwert ins Herz. Fafne schüttelt sich, schlägt um sich mit Haupt und Schweif und weissagt sterbend, das Gold werde Sigurds Tod sein. Reigen schneidet dem Wurme das Herz

aus, Sigurd soll es ihm braten. Dieser kostet den träufelnden Saft und versteht alsbald die Sprache der Vögel auf den Ästen. Sie rathen ihm, selbst das Herz zu essen, Reigen, der auf Verrath sinne, zu tödten und das Gold zu nehmen. Sigurd thut alles, was sie ihm gerathen, und füllt zwo Kisten von dem Golde. Dazu nimmt er den Ägishelm, den Goldpanzer und das Schwert Rotte. Er beladet damit sein Ross Grane, das ihm Odin selbst aus Halfreks Heerde kiesen half. Aber Grane will nicht von der Stelle, bis Sigurd ihm auf den Rücken steigt. Sigurd reitet aufwärts nach Hindarberg und lenkt dann südlich gen Frankenland. Auf einem Berge sieht er ein großes Licht, als lohte Feuer zum Himmel auf. Wie er hinzukommt, steht da eine Schildburg und darauf eine Fahne. Er geht hinein und findet einen Gepanzerten schlafend daliegen; doch als er diesem den Helm abnimmt, sieht er, daß es ein Weib ist. Mit dem Schwerte schneidet er den festliegenden Panzer los, da erwacht sie. Es ist die Walküre Brünhild, von Odin in Schlaf gesenkt, weil sie dem Feind eines Helden beistand, dem Odin Sieg verheißen. Nimmer soll sie fortan Sieg erkämpfen, sondern einem Manne vermählt werden. Dagegen hat sie das Gelübde gethan, keinem sich zu vermählen, der Furcht kenne. Dem Sigurd reicht sie jetzt das Horn voll Meths zum Gedächtnistrank und sie schwören sich Eide der Treue. Sie lehrt ihn Runen und andre Weisheit, auch frühen Tod statt ruhmloser Vergessenheit wählen. Von da kommt Sigurd mit dem Horte zu Giuki, einem König am Rheine. Des Königs Söhne, Gunnar, Högni und Guttorm schließen Freundschaft mit Sigurd und er zieht mit auf ihre Heerfahrten. Gudrun, Giukis Tochter, ist die herrlichste Jungfrau, aber Träume haben ihr Übles verkündet. Ihre Mutter, die zauberkundige Grimhild, sieht, wie sehr es ihrem Hause zu Statten käme, den Helden festzuhalten. Eines Abends reicht sie ihm das Horn mit einem Zaubertranke. Davon vergißt er Brünhilden und nimmt Gudrunen zur Frau. Gunnar aber will um Brünhilden werben und Sigurd reitet mit ihm aus. Brünhilds Burg ist rings von Feuer umwallt und den allein will sie haben, der durch die Flamme reitet. Gunnar spornt sein Ross, aber es stutzt vor dem Feuer. Er bittet Sigurden, ihm den Grane zu leihen, aber auch dieser will nicht vorwärts. Da vertauscht Sigurd mit Gunnarn die Gestalt, Grane erkennt die Sporen seines Herrn; das Schwert in der Hand, sprengt Sigurd durch die Flamme. Die Erde

bebt, das Feuer wallt brausend zum Himmel, dann erlischt es. In Gunnars Gestalt steht der Held, auf sein Schwert gestützt, vor Brünhilden, die gewappnet dasitzt. Zweifelmüthig schwankt sie auf ihrem Sitze, wie ein Schwan auf den Wogen. Doch er mahnt sie, daß sie dem zu folgen gelobt, der das Feuer durchreiten würde. Drei Nächte bleibt er und theilt ihr Lager, aber sein Schwert liegt zwischen beiden. Sie wechseln die Ringe und bald wird Gunnars Hochzeit mit Brünhilden gefeiert. Jetzt erst erwacht in Sigurd die Erinnerung an die Eide, die er einst mit ihr geschworen; doch hält er sich schweigend. Einst gehen Brünhild und Gudrun zum Rhein, ihre Haare zu waschen. Brünhild tritt höher hinauf am Strome, sich rühmend, daß ihr Mann der bessere sei. Zank erhebt sich zwischen den Frauen über den Werth und die Thaten ihrer Männer. Da sagt Gudrun, daß Sigurd es war, der durch das Feuer ritt, bei Brünhilden verweilte und ihren Ring empfieng. Sie zeigt das Kleinod, Brünhild aber wird todesblaß und geht schweigend heim. Sieben Tage liegt sie wie im Schlafe; doch sie schläft nicht, sie sinnt auf Unheil. Sigurds Tod verlangt sie von Gunnarn oder sie will nicht länger mit ihm leben. Högni widerräth; zuletzt wird Guttorm, der jüngste Bruder, der fern war, als die Eide mit Sigurd geschworen wurden, zum Morde gereizt. Schlange und Wolfsfleisch wird ihm zu essen gegeben, daß er grimmig werde. Er geht hinein zu Sigurd, Morgens, als dieser im Bette ruht; doch als Sigurd mit seinen scharfen Augen ihn anblickt, entweicht er; so zum andernmal; das drittemal aber ist Sigurd eingeschlafen, da durchsticht ihn Guttorm mit dem Schwerte. Sigurd erwacht und wirft dem Mörder das Schwert nach, das den Fliehenden in der Thüre so entzwei schlägt, daß Haupt und Hände vorwärts, die Füße aber in die Kammer zurückfallen. Gudrun, die an Sigurds Seite schlief, erwacht, in seinem Blute schwimmend. Einen Seufzer stößt sie aus, Sigurd sein Leben. Angstvoll schlägt sie die Hände zusammen, daß die Ross' im Stalle sich regen und das Geflügel im Hofe kreischt. Da lacht Brünhild einmal von ganzem Herzen, als Gudruns Schreien bis zu ihrem Bette schallt.

Gudrun sitzt über Sigurds Leiche; sie weint nicht, wie andre Weiber, aber sie ist nahe daran, zu zerspringen vor Harm. Männer und Frauen kommen, sie zu trösten. Die Frauen erzählen jede ihr eigenes Leid, das bitterste, das sie erlebt; wie sie Männer, Kinder, Geschwister, auf der

Walstatt, auf dem Meere, verloren, Gefangenschaft und Knechtschaft erduldet; doch nimmer kann Gudrun weinen, steinharten Sinnes sitzt sie bei der Leiche. Da schwingt Gullrönd, Giukes Tochter, das Tuch ab von Sigurd. Auf schaut Gudrun einmal, sieht des Helden Haare blutberonnen, die klaren Augen erloschen, die Brust vom Schwerte durchbohrt. Da sinkt sie nieder aufs Polster, ihr Hauptschmuck löst sich, die Wange röthet sich, ein Regentropfen rinnt nieder auf ihr Knie.

Brünhild aber will nicht länger leben, umsonst legt Gunnar seine Hände um ihren Hals. Sie sticht sich das Schwert ins Herz und bittet noch sterbend, daß sie an Sigurds Seite verbrannt werde, das Schwert zwischen beiden, wie vormals.

Atlis Gastmahl.

Nach Sigurds Tode wird Gudrun mit Atli, dem mächtigen König in Hunaland, Brünhilds Bruder, vermählt. Diesen lüstet nach Sigurds Golde, das Gudruns Brüder behielten, und er ladet sie verrätherisch zum Gastmahl. Vergeblich sucht Gudrun durch Runen und andre Zeichen, die sie den Boten mitgibt, ihre Brüder zu warnen; vergeblich erzählen die Frauen unheilvolle Träume. Gunnar und Högni mit ihrem Gefolge steigen zu Schiffe, sie rudern so heftig, daß die Wirbel zerbrechen. Als sie ans Land kommen, befestigen sie das Schiff nicht und reiten nach Atlis Burg. König Atli schaart sein Volk zum Streite und fordert den Hort, den Sigurd gehabt und der jetzt Gudrunen gehöre. Aber jene verweigern ihn und nun erhebt sich ein harter Kampf. Gudrun waffnet sich und ficht an ihrer Brüder Seite. Der Kampf endet so, daß alles Volk der Brüder fällt und zuletzt sie beide durch Übermacht gebunden werden. Atli verlangt, daß Gunnar das Gold ansage, wenn er das Leben behalten wolle. Gunnar will zuvor das blutige Herz seines Bruders sehen. Dem Knechte Hialli wird das Herz ausgeschnitten und vor Gunnarn gebracht, aber am Zittern dieses Herzens erkennt er, daß es nicht des kühnen Högnis sei. Nun läßt Atli dem Högni selbst das Herz ausschneiden; dieser lacht, während er die Qual erleidet. Das Herz wird Gunnarn gezeigt und er erkennt es, denn es bebt so wenig, als da es in Högnis Brust lag. Nun weiß Gunnar allein, wo das Gold ist, und nimmer sagt ers aus. Da wird er in einen Schlangenhof

gesetzt, die Hände festgebunden. Gudrun sendet ihm eine Harfe, die er mit den Zehen so kunstreich schlägt, daß alle Würme einschlafen, außer einer Natter, die ihn tödtlich ins Herz sticht. Atli will sich mit Gudrun versöhnen, eine Todtenfeier wird für ihre Brüder und für des Königs Mannen bereitet. Am Abend aber tödtet Gudrun ihre und Atlis beide Söhne, als sie auf der Bank spielen. Die Schädel der Knaben setzt sie dem König als Becher vor, läßt ihn daraus ihr Blut unter dem Weine trinken und gibt ihm ihre Herzen zu essen. In der Nacht aber ersticht sie ihn im Schlafe; an den Saal, wo Atlis Hofmänner liegen, läßt sie Feuer legen, und, mit Schrecken erwacht, erschlagen diese einander selbst.

Schwanhild.

Nach solcher That will Gudrun nicht länger leben, sie nimmt Steine in den Busen und springt in die See; aber starke Wogen heben sie empor und tragen sie zu der Burg des Königs Jonakur. Dieser nimmt sie zur Frau und ihre Kinder sind Hamdir, Sörli und Erp. Von Sigurd aber hat Gudrun eine Tochter, die Schwanhild heißt, an Schönheit vor andern Frauen ragend, wie die Sonne vor andrem Gestirn. Jörmunrek (Ermenrich), ein gewaltiger König, läßt durch seinen Sohn Randver und seinen Rathgeber Bicki (Sibich) um Schwanhild werben. Sie wird den Boten übergeben und zu Schiffe hingeführt. Der Königssohn sitzt bei ihr im Oberraume des Schiffes. Da spricht Bicki zu Randver, ziemlicher wäre für ihn die schöne Frau, als für den alten Mann. Als sie aber heimgekommen, sagt er dem Könige, Randver habe der Braut volle Gunst genossen. Der zürnende König läßt seinen Sohn zum Galgen führen. Randver nimmt einen Habicht, rupft ihm die Federn aus und schickt ihn so dem Vater. Dieser erkennt in dem Vogel ein Zeichen, wie er selbst aller Ehren entkleidet sei, und will den Sohn noch retten. Aber Bicki hat betrieben, daß Randver bereits todt ist. Jetzt reizt er den König gegen Schwanhilden. Sie wird im Burgthore gebunden, von Rossen soll sie zertreten werden. Als sie aber die Augen aufschlägt, wagen die Rosse nicht, auf sie zu treten. Da läßt Bicki ihr das Haupt verhüllen und so verliert sie das Leben.

Gudruns Söhne.

Gudrun mahnt ihre Söhne, die Schwester zu rächen. Hambir und Sörli ziehen aus, wohl gewappnet, daß kein Eisen durchdringt; aber zumeist vor Steinen heißt die Mutter sie auf der Hut sein. Auf dem Wege finden sie ihren Bruder Erp und fragen: wie er ihnen helfen werde? Er antwortet: Wie die Hand der Hand oder der Fuß dem Fuße. Unzufrieden damit, erschlagen sie den Bruder. Bald aber strauchelt Hambir und stützt die Hände unter, Sörli gleitet mit dem einen Fuß und wäre gefallen, hätt' er sich nicht auf beide gestützt; da gestehen sie, daß sie übel an ihrem Bruder gethan. Sie gehen vor König Jörmunrek und fallen ihn an. Hambir haut ihm beide Hände ab, Sörli beide Füße. Ab müste nun das Haupt, wenn Erp lebte. Nun dringen die Männer auf sie ein, sie aber wehren sich tapfer. Kein Eisen haftet auf ihnen, da räth ein alter, einäugiger Mann, sie mit Steinen zu werfen. So werden sie getödtet.

Aslög.

Aslög, Sigurds Tochter von Brünhild, ist drei Winter alt, als ihre Eltern sterben. Heimer, ihr Pflegvater, fürchtet, daß man sie suchen werde, um das ganze Geschlecht zu vertilgen. Er verbirgt das Mägdlein, sammt manchen Kleinoden, in einer Harfe und trägt es so von dannen. Wenn es weint, schlägt er die Harfe und schweigt es damit. In Norwegen kehrt er in einem kleinen Gehöft ein, wo ein alter Bauer mit seinem Weibe wohnt. Der Mann ist im Walde; das Weib zündet dem Wandrer ein Feuer an, und als er die Harfe neben sich niedersetzt, bemerkt sie den Zipfel eines kostbaren Kleides, der aus der Harfe hervorsteht; als Heimer sich am Feuer wärmt, sieht sie einen Goldring unter seinem schlechten Gewande vorscheinen. Sie führt ihn darauf in eine Scheune, wo er die Nacht schlafen soll. Als nun ihr Mann nach Hause kommt, reizt sie ihn auf den Tod des Fremdlings, um seinen Schatz zu gewinnen. Sie gehen in die Scheune, das Weib nimmt die Harfe weg und der Mann schlägt Heimern mit der Axt. Im Verscheiden erhebt dieser so lautes Geschrei, daß das Gebäude einstürzt und die Erde bebt. Der Bauer und sein Weib wissen die Harfe

nicht anders zu öffnen, als indem sie dieselbe zerbrechen. Da finden sie das Kind. Sie geben es für ihre Tochter aus und ziehen es als solche auf. Aslög hütet die Ziegen, als König Ragnar Lodbrok sie findet; von ihrer Schönheit ergriffen, erhebt er sie zu seiner Gemahlin und zur Stammmutter nordischer Könige.

Hilde.

Hedin, König Hiarandis Sohn, entführt Hilden, des Königs Högni Tochter, während Högni nicht zu Haus ist. Als dieser es erfährt, will er Hedin mit Schiffsmacht aufsuchen und findet ihn mit einem zahlreichen Heer auf Haey (einer der Orkaden). Hilde geht zu ihrem Vater und bietet ihm in Hedins Namen Frieden an, setzt aber hinzu, daß Hedin zum Kampfe bereit sei und nichts weiter geben werde. Sie geht dann wieder zu Hedin und sagt, daß Högni den Frieden verwerfe, weshalb sie ihn ermahne, sich zur Schlacht zu rüsten. Beide steigen ans Land und ordnen ihre Heere. Hedin ruft seinen Schwäher an, bietet ihm Frieden und viel Goldes zur Buße. „Zu spät!" sagt Högni; „schon hab' ich Dainsleif aus der Scheide gezogen, das Menschen tödten muß, so oft es bloß ist, und keine Wunde, die es schlägt, ist heilbar." Sie beginnen den Streit und schlagen den ganzen Tag. Am Abend gehen die Könige zu Schiff, aber Hilde geht in der Nacht zur Walstatt und weckt durch Zauberkunst alle auf, die getödtet waren. Den andern Tag gehen die Könige zum Schlachtfeld und es kämpfen auch alle, die den vorigen Tag fielen. So dauert der Kampf Tag für Tag, und alle Männer, die fallen, und alle Waffen, die auf dem Felde liegen, werden (Nachts) zu Steinen; aber wenn es tagt, stehen alle Todten auf und die Waffen werden neu. Bis zum Weltuntergange soll dieses fortwähren.

II. Erklärung der Heldensage.

Die Alten pflegten mittelst erhabener Arbeit auf Steintafeln ihrer Jugend die Gestalten des epischen Cyclus anschaulich zu machen. Eine solche tabula iliaca hat die Inschrift: „Merke dir frühzeitig die Ordnung Homers, damit, wenn du belehrt bist, du das Maaß aller Weisheit

inne habest!" Ich habe versucht, Ihnen die Bildertafel der deutschen Heldensage aufzustellen. Unsre Zeit wird von der Erklärung eines epischen Kreises nicht das volle Maaß der Weisheit erwarten. Aber das habe ich mittelst der gegebenen Umrisse zu erreichen gesucht, daß die Anschauung der Bilder nun auch die Deutung derselben aus der Kunde des germanischen Alterthums wünschenswerth gemacht haben möchte.

Es wird zwar, wie ich hoffe, diesen unverfälscht wiedergegebenen Sagenbildern eine poetische Geltung für sich nicht abzusprechen sein, sie werden sich durch ihr bloßes Dasein als Erzeugnisse dichterischer Schöpfungskraft kund gethan haben. Diese poetische Geltung kann auch, wo sie fehlt, durch keine antiquarische Erklärung begründet oder ersetzt, wohl aber, wo sie vorhanden ist, durch ergänzende Nachweisung der Zusammenhänge und durch nähere Beleuchtung des Einzelnen gehoben und verstärkt werden.

Die Fragen, welche sich bei Betrachtung der Bilder aufwerfen, die Beziehungen, welche vorzüglich zur Erläuterung auffordern, dürften sich auf folgende Hauptpuncte zurückführen lassen:

1. Die geschichtlichen Namen, die geographischen Bezeichnungen, welche dem Nachdenken die erste Handhabe darzubieten scheinen, führen sie auf einen wirklichen, innern Zusammenhang der Sage mit historischen Personen und Ereignissen? ist die Dichtung aus dem Grunde der Geschichte entsprossen oder hat sie ihrerseits sich des geschichtlichen Stoffes bemächtigt? wie dachte man hierüber in den Zeiten selbst, in welchen die Sage lebendig war?

2. Die Lieder zeigen uns aber auch, gerad als Gegenseite des Geschichtlichen, einen bedeutenden Vorrath offenbar fabelhafter, mythischer Erscheinungen. Außer den Asen und Walküren der nordischen Darstellung, stoßen wir überall auf Riesen, Zwerge, Drachen, Meerweiber, dämonische Abkunft der Helden, Verzauberungen u. s. f. Wo sind nun diese Mythen ursprünglich zu Hause? stehen sie, auch wo sie abgerissen und verdunkelt erscheinen, doch in größern mythologischen Zusammenhängen? sind sie die Hieroglyphik untergegangener Glaubenslehren und welcher? liegt in ihnen der Kern und die Bedeutung dieser ganzen Sagenpoesie?

3. Es treten ferner in unsern Heldenliedern menschliche Charaktere, Gesinnungen, Sitten und Einrichtungen von scharfem und doch oft

fremdartigem Gepräge hervor; lassen nun die einzelnen Züge sich zu einem bestimmten Umkreis des geselligen und sittlichen Zustandes zusammenfassen? ist in ihnen eine bewegende Idee nachzuweisen? entsprechen sie dem, was uns die geschichtliche Kenntnis des vaterländischen Alterthums darbietet und ist hiernach das Ethische der Gedichte wirklich in Leben und Sitte germanischer Vorzeit begründet?

4. Endlich haben wir uns auf eine gegebene Anzahl von Liedern und Sagen bezogen; der Inhalt dieser, den wir in Umrissen dargelegt, muß seinen bestimmten poetischen Ausdruck gehabt haben. Hier fragt es sich nun um alles dasjenige, was wir unter den Formen der Poesie im weitesten Sinne begreifen: von dem Technischen an, der Art des Vortrags, der Versweise, dem Stil, bis zu der Fortbildung und Anordnung des gesammten Sagenstoffes zu einem in sich abgerundeten Ganzen und zu einzelnen, unter sich zusammenhängenden Dichtwerken; es fragt sich hiebei sowohl um das Gemeinsame dieser poetischen Bildungen, als um die besondre Beschaffenheit der einzelnen Erzeugnisse.

Die Erklärung der Heldensage versuchen wir demnach in 4 Abtheilungen und erörtern in diesen:

1. Das Geschichtliche und Örtliche.
2. Das Mythische.
3. Das Ethische oder die Begründung in Leben und Sitte der Zeit.
4. Die Formen.

Von den zahlreichen Schriften, welche zur Erläuterung des deutschen Epos, namentlich in Beziehung auf das Lied der Nibelunge, erschienen sind, bemerke ich vorerst nur diejenigen, welche sich mehr über den ganzen Sagenkreis, nicht bloß über eine besondre Seite desselben, die historische, mythische u. s. w. verbreiten.

Die Hauptschrift ist:

Die deutsche Heldensage von Wilhelm Grimm. Göttingen 1829.

Der Verfasser hat schon in der gemeinschaftlich mit seinem Bruder herausgegebenen Zeitschrift: Altdeutsche Wälder, B. I. Cassel 1813. S. 195 ff. eine Sammlung der Zeugnisse über die deutsche Heldensage, und einen Nachtrag hiezu B. III. Frankfurt 1817. S. 252 ff. gegeben. Dort hat er aber nur die äußern Zeugnisse zusammengestellt, d. h. was sich außerhalb der deutschen Heldendichtungen selbst, von der frühesten Zeit bis in das sechzehnte Jahrhundert, über Gegenstände dieses Sagen-

kreises gesagt findet, oder was je eine dieser Dichtungen vom Inhalt andrer berührt. In dem neuen Werke hat er nun nicht bloß die äußern Zeugnisse ergänzt, sondern auch die innern damit verbunden, dasjenige nemlich, was die Dichtungen selbst über ihre Quelle aussagen oder schließen lassen, auch was sie über Genealogie, Heimath und Attribute der Helden unter sich Abweichendes enthalten und wodurch sie eben auf vorangegangene Umbildung hinweisen. Dieser Zusammenstellung der Zeugnisse ist noch eine Abhandlung über Ursprung und Fortbildung der Heldensage beigefügt, welche mit inhaltreicher Gedrängtheit die bedeutendsten Gesichtspuncte, welche hiebei in Frage kommen, aushebt und aus der sachkundigsten Betrachtung der Denkmäler selbst erörtert. Die Grundsätze sind einfach und klar, die Ergebnisse ungezwungen. Man kann daher, auch wo man abweichender Meinung ist, das Verhältnis zu des Verfassers Ansichten überall genau bezeichnen. Das ist jedoch zu bemerken, daß dieses Buch, um seinen Nutzen zu erweisen, die nähere Bekanntschaft mit den Dichtungen schon voraussetzt.

Fast gleichzeitig mit Grimms Werke ist eine kleinere Schrift herausgekommen:

Das Heldenbuch und die Nibelungen. Grundriß zu Vorlesungen von Karl Rosenkranz. Halle 1829.

In dieser Schrift können diejenigen, welche mit dem Gegenstande noch nicht näher bekannt sind, manches Belehrende finden.

1. Geschichtliches und Örtliches.

Was uns in der Heldensage zuerst auf geschichtliche Beziehungen hinweist und wodurch sie selbst den Anspruch macht, für geschichtliche Überlieferung zu gelten, das sind bedeutende Königsnamen, welche, wie sie in den Liedern voranstehn, so auch in der Völkergeschichte vorleuchten. Diese sind: Etzel, der gewaltige Hunnenkönig; Ermenrich und Dietrich, Dietmars Sohn, die Amelunge; Gunther, König der Burgunden. In Etzeln erscheint Attila, der Welteroberer, der anfangs mit seinem Bruder Bleda, in den Liedern Blödel, die Herrschaft getheilt.[1] In den deutschen Reimchroniken des Mittelalters wird Attila

[1] Lachm. Krit. d. Sag. v. d. Nib. 3 [zu den Nibel. S. 334]: Seine Gemahlin Hercha, bei Priscus Κρέκα oder ἡ Ῥέκαν.

stets Etzel genannt und umgekehrt ist in dem lateinischen Heldengedichte von Walthers Flucht der Etzel der deutschen Lieder mit dem geschichtlichen Namen Attila bezeichnet. Ermenrich ist Ermanarich, der erste mächtige König der Ostgothen. Dietrich, Dietmars Sohn, ist Theoderich, Theodemirs Sohn, Gründer des ostgothischen Reiches in Italien. Beide, Ermanarich und Theoderich, stammten aus dem Königsgeschlechte der Amalen, Amelunge. In Gunthern erkennen wir den Gundicar der Geschichtschreiber, der das Reich der Burgunden in Gallien gestiftet, aber mit Stamm und Volk von den Hunnen unter Attila vertilgt wurde, denselben, der im burgundischen Gesetzbuche als Gundahar zugleich mit Gibica und Gislahar genannt wird, gerade wie in den Liedern Gibich und Giselher, als Vater und Bruder, Gunthern zur Seite stehen.

Vertheilt sich gleich die Erscheinung dieser Könige in der Geschichte auf einen Zeitraum von nahe zweihundert Jahren (Ermanarich st. 376, Gundicar 450, Attila 453, Theoderich ist geb. 453 oder 456, gest. 526), so hebt dieses doch die geschichtliche Beziehung nicht auf. Einzelne sind wirklich Zeitgenossen (Attila und Gundicar), alle aber gehören einer Epoche, einer großen Weltbewegung an, jener langen Gährung von Völkerzügen und Völkerkämpfen, woraus die neue, germanische Zeit hervorgieng. Sie waren, hell oder blutig glänzend, die Sterne ihrer Volksstämme, und so stehen auch in der Sage ihre Namen, als die rechten Königsnamen, bezeichnend und vertretend, je an der Spitze des angehörigen Stammes. Sind daher sonst in ihr, in den größern Zügen, die Verbindungen und Gegensätze der Völker und ihre gewaltigen Schicksale richtig aufgefaßt und nachgefühlt, so wird uns nichts hindern, jene Heldennamen als geschichtliche Denksäulen anzuerkennen.

Wir versuchen es, nach diesem Gesichtspuncte die Sage mit dem Entsprechenden in der Geschichte näher zusammenzustellen.

Als geschichtliche Hülfsmittel sind im Folgenden vorzüglich gebraucht:

Mascou, Gesch. d. Teutschen bis zu Anfange der fränkischen Monarchie. 2 Thle. Leipzig 1726. 4. Manso, Gesch. d. ostgothischen Reiches in Italien. Breslau 1824. 8.

Bevor noch die gothischen Völkerschaften in das westliche Römergebiet einbrachen, hatten sie selbst sich in zwei Reiche, das ostgothische und das westgothische, gespalten. Erster König der abgesonderten

Ostgothen war jener Ermanarich, der in großen Kämpfen viele Volksstämme unter seiner Herrschaft vereinigte, weshalb er dem großen Alexander verglichen wird.

Jornandes, der, selbst ein Gothe, um 552 das kleine Werk de rebus geticis schrieb, sagt C. 23:

Gothorum rege Geberich rebus excedente humanis, post temporis aliquod spatium Ermanaricus, nobilissimus Amalorum, in regno successit, qui multas ac bellicosissimas arctoas gentes perdomuit et suis parere legibus fecit. Quem merito nonnulli Alexandro Magno comparavere majores.

Als darauf die Hunnen, aus den Steppen Nordasiens zahllos hervorbrechend und den Völkerzügen nach dem Westen den gewaltsamen Anstoß gebend, sich auf die Ostgothen warfen, da gab der alte Ermanarich, der den Sturm nicht zu beschwören vermochte, sich freiwillig den Tod.

Ammianus Marcellinus, ein Zeitgenosse dieser Ereignisse (nach Chr. 375) erzählt rer. gest. l. 31, c. 3:

Igitur Hunni . . . Ermenrichi late patentes et uberes pagos repentino impetu perruperunt, bellicosissimi regis, et per multa variaque, fortiter facta vicinis nationibus formidati. Qui vi subitæ procellæ perculsus, quamvis manere fundatus et stabilis diu conatus est, impendentium tamen diritatem augente vulgatius fama, magnorum discriminum metum voluntaria morte sedavit.

Die Ostgothen, nach fruchtlosem Widerstande, sind fortan, obwohl unter eigenen Königen, den Hunnen pflichtig, wie späterhin so manche deutsche Volksstämme. Darum, als mit Attila die hunnische Herrschaft ihre höchste Macht und weiteste Ausdehnung erreicht hat, schreiten in seinem Zuge nach Gallien, auch die Ostgothen, auf deren Könige er besonderes Vertrauen setzt, von den königlichen Brüdern aus Amalerstamme, Theodemir (Dietmar, Dietrichs Vater) und Widemir geführt (Mascou, 1, 430. N. 2), sammt Thüringern und andern deutschen Namens. Die sich dem Eroberer entgegenstellen, wie Gundicar mit den Burgunden, werden vertilgt, bis in der catalaunischen Völkerschlacht, wo auf Attilas Seite die Ostgothen, auf römischer ihre Stammgenossen, die Westgothen, kämpfen, durch die entscheidende Tapferkeit der letztern, die hunnische Strömung gegen Westen zum Stillstand und zur Umkehr gebracht wird.

Über den Antheil der Ostgothen an dieser berühmten Schlacht sagt Jornandes C. 38 u. a.:

Cornua vero ejus [Attilæ] multiplices populi et diversæ nationes, quas ditioni suæ subdiderat, ambiebant. Inter quos Ostrogotharum præeminebat exercitus, Walamire et Theodemire et Widemire germanis ductantibus, ipso etiam rege, cui tunc serviebant, nobilioribus: quia Amalorum generis eos potentia illustrabat.

(Man sieht die hohe Meinung des gothischen Geschichtschreibers von dem Stamme der Amalen, mit dem Jornandes selbst, C. 50, sich einiger Verwandtschaft rühmt.)

In den Liedern nun ist Etzel, der König von Hünenland, ein gewaltiger Vogt über viele Könige und Fürsten, deren Länder er bezwungen hat und die mit Furcht ihm unterthan sind. In den Donaustädten Gran (Nib. Z. 6002. [Str. 1437.] Dietr. Fl. 4529. 7871) und Etzelburg[1] (vermuthlich Ofen; Nib. 5529. [Str. 1319.] Dietr. Fl. 4645. 7220) ist sein Hofhalt, da findet man allezeit die kühnsten Recken, als Lehnsmannen, Geisel oder Schützlinge, Christen und Heiden von gar mancherlei Sprachen.[2] So hört an Attilas Hofe der Zeitgenosse Priscus lateinisch, hunnisch und gothisch sprechen (Masc. I, 425. 426. Not. b). Etzels Boten fahren ohne Geleite sicher auf den Wegen, denn man fürchtet ihres Herren Zorn. Bei der Werbung um Kriemhilden läßt er ihr zwölf mächtige Kronen bieten und dreißig Fürstenlande. Als seine Mannen, die Braut einholend, durch Österreich reiten, da stäubt die Straße vier Tage lang, als ob es bränne; und als nun Etzel selbst ihr entgegenzieht, da reiten vor ihm Reußen, Griechen, Polen, auf schnellen Rossen sich tummelnd, die von Kiew und die wilden Petschenegen (Peschenære), mit starkgezogenen Pfeilen die Vögel im Fluge schießend, Walachen, selbst wie fliegende Vögel, Hünen, Dänen, Thüringer, Amelunge, ritterliche Speerbrecher. Wohl vier und zwanzig Fürsten reiten bei dem Könige, darunter Hawart von Dänemark und Iring sein Mann, Irnfried von Thüringen und Dietrich von Bern. (Irmenfried, Hermenefried, der letzte König von Thüringen, ist auch historisch gleichzeitig mit dem

[1] Über den Hauptsitz von Attilas Reiche siehe Masc. I, 425.

[2] Nib. 5365. Lachm. 1278:

Von vil maneger sprâche sach man ûf den wegen
vor Etzelen rîten manegen küenen degen,
von kristen und von heiden manege wîte schare.

visigothischen Theoderich, mit dessen Schwestertochter Amalaberg er vermählt war.) Als sie dann auf der Donau sich einschiffen, wird das Wasser verdeckt von Ross und Mann, als ob die Erde schwämme; über die Schiffe, die man zusammengeschlossen, sind Zelte gespannt, als wär es Land und Feld.

Wenn unter den aufgezählten Völkern, besonders den slavischen, manche genannt sind, die mit diesen Namen erst lange nach Attila in der Geschichte auftreten, wenn das Land der Hunnen schon Ungarn genannt wird (Nib. Z. 4661. 5505. [Str. 1313]), wenn Städte weit späteren Ursprungs schon hier blühen, so hat mit diesen Bezeichnungen, die an die Stelle älterer getreten, die fortlebende Sage je nach den Begriffen der Zeit die örtlichen und geschichtlichen Verhältnisse veranschaulicht. Die Grundverhältnisse aber sind unter dem Wechsel der Namen geblieben, Hauptsitz und Ausdehnung des hunnischen Reiches, scharfer Unterschied der Hauptstämme, Schwanken deutscher Völkerschaften zwischen Kampf und abgenöthigtem Bündnis mit den Hunnen. Wie die deutschen Stämme, die mit Attila zogen, doch ihre Selbständigkeit nicht ganz verloren hatten (Manso S. 11) und zumal die Ostgothen bei ihm angesehen waren, so läßt er auch im Liede Christen und Heiden je nach ihrer Satzung leben (Nib. Z. 5353—6. [Str. 1275]); er schlägt seine Hunnen verächtlich mit dem Schwerte zurück (Nib. Z. 7621—3. [Str. 1832]), während er den Amelungen hohe Achtung zollt.

Erscheint in dem lateinischen Gedichte von Walthers Flucht, aus dem 10ten Jahrhundert, die Schilderung der Örtlichkeiten und der Sitten an Attilas Hofe geschichtlich treuer, als in den deutschen Liedern, stimmt sie namentlich mit der Erzählung des Augenzeugen Priscus oft auffallend überein, so muß man diese größere Genauigkeit im Einzelnen nicht der lebendigen Überlieferung, sondern der Belesenheit des Verfassers in den Geschichtbüchern zuschreiben.

Das Verhältnis der Hunnen zu den Gothen (Amelungen) ist auch in den Liedern feindlich und freundlich zugleich. Hunnische Heere kämpfen in großen und siegreichen Schlachten gegen den mächtigen Kaiser Ermenrich, wie sie in der Geschichte dem Reiche Ermanarichs ein Ende machen; Dietrich von Bern dagegen, Dietmars Sohn, ist König Etzels Schützling, ficht aber dafür, wie geschichtlich sein Vater und seine Oheime, an der Seite der Hunnen im entscheidenden Kampf und gilt, gleich jenen, für eine Stütze des Hunnenreichs. „Verlieren wir

Dietrichen, heißt es im Liede (Schlacht v. Raben Str. 1083. Rüdiger zu Helche Str. 1082. 1095 f. 1131), des haben wir immer Schaden in hunnischen Reichen."

Betrachten wir ferner das Schicksal des Amelungenreiches in sich! Der Name Amelunge bezeichnet zwar zunächst das Königsgeschlecht, dem Ermenrich ebenso wohl, als Dietrich, angehört, gerade wie in der Geschichte Ermanarich und Theoderich beide dem ostgothischen Königsstamme der Amalen entsprossen sind. In weiterer Ausdehnung aber gebrauchen die Lieder das Wort Amelunge überall auch für Volk und Land, worüber jene Könige herrschen. Sie kennen überhaupt zur Bezeichnung der Gothen nur dieses Wort, wie denn auch der Name Amalen in der Stammtafel der Könige dieses Geschlechts (Masc. II, 91) über die Zeit der Trennung der Ostgothen von den Westgothen, die dem Königshause der Balden folgten, hinausreicht. Jornandes C. 14 giebt diese Stammtafel, ut ipsi suis fabulis ferunt und darin wird genannt: Amala, a quo et origo Amalorum decurrit. In A. W. Schlegels ind. Bibl. B. I, S. 2. Nr. 5. §. 1 [1, 233] wird, nach der Bedeutung, welche das Wort amala im Sanscrit habe, das Geschlecht der Amalen als das ohne Mal oder Mackel erklärt (Manso S. 11). J. Grimm [Gramm. 2, 1017] zieht dieses aus Gründen der gothischen Sprache in Widerspruch. Dieser große Zwiespalt im Innern des Gothenstammes hat nun in den vielbesungenen Kämpfen der Blutsverwandten Ermenrich und Dietrich sein Gegenbild. Ermanarich wird vom Geschichtschreiber als Urheber jener Spaltung bezeichnet. Jornandes C. 48: Ostrogothæ Ermanarici regis sui decessione a Vesegothis divisi. Er ist der erste König der abgesonderten Ostgothen und hat selbst in vielen Kämpfen sein Reich gegründet, das den Hunnen unterliegt; und so ist er als Sagenheld der unselige Stifter der Entzweiung und der verderblichen Bruderkriege unter den Amelungen. Vorgerückt hat ihn aber die Sage in die Zeit des ostgothischen Reiches in Italien, und an die Spitze der Gegenpartei hat sie den glänzenden Namen Dietrichs von Bern gestellt, desselben, den wir auf ähnliche Weise seine Vorfahren, den Vater und die Oheime, in dem Verhältnis zu Attila vertreten sahen. Hinwieder heißt in dem ältesten deutschen Liede, aus dem 8ten Jahrhundert, der Gegner Dietrichs Otacher (Hildebrand und Hadubr. 15: floh her Otachres nid hina mit Theotriche. 21.), gleichnamig mit Odoacer, dem Theoderich

in bedenklich schwankendem Kampfe[1] die Herrschaft über Italien abgewann.

Hier wird nun auch überall in den Liedern das Reich der Amelunge gedacht, ihre Heimath heißt bald Amelungeland oder auch nur Amelunge, bald Lamparten oder römisch Land. Unter den vielen Ortsnamen aber sind diejenigen, an welchen die Sage lebendig und dauernd haftet, Bern, Garten, Raben, Meran. Bern, Verona, ist die Stadt, von welcher Dietrich zugenannt ist und häufig nur der Berner heißt, sowie sie noch bei deutschen Schriftstellern des 16ten Jahrhunderts nach ihm Dietrichs Bern genannt wird (Grimm, Heldensage S. 304)[2] sein eigentlich Erbgut, wo er im Kreise seiner Recken sitzt, von wo er zu den Heldenfahrten seiner Jugend auszieht, von wo er so schmerzlich in das Elend scheiden muß, wohin er stets sich zurücksehnt, bis er nach langen Kämpfen siegreich zurückkehrt. In der Geschichte erscheint Verona, nächst Ravenna, als ein Hauptsitz des ostgothischen Reiches; vor den Mauern dieser Stadt erfocht Theoderich den ersten Sieg über Odoacer und sie fiel ihm als Frucht des Sieges zu; sie war eine seiner Lieblingsstädte, wo er häufig Hof hielt und die er mit Bauwerken schmückte (Masc. II, A. 102, 2. Manso S. 126, Not. p). Garten, Garda an dem nach ihr benannten See, erst Otnits Burg, unter deren Linde Wolfdietrich ihn bezwingt und nachher selbst dort wohnt, dann dem alten Hildebrand, des Berners Meister, gehörig, ist geschichtlich nicht ausgezeichnet, aber als eine Zugehör der nahen Verona zu betrachten, daher auch Bern und Garten so oft zusammen, als Dietrichs Erbe, genannt werden. Raben, Ravenna, dagegen ist gewöhnlich in Verbindung mit Ermenrich gesetzt, seine Zuflucht, wenn er sieglos ward, und der Ort, nach welchem die große sagenberühmte Schlacht zwischen Dietrich und Ermenrich den Namen hat. Schon unter den Kaisern war Ravenna Sitz der Regierung des abendländischen Römerreichs geworden, wogegen in Rom mehr und mehr die geistliche Gewalt Wurzel faßte; Odoacer, der den letzten Kaiser des Westreichs vom Throne gestoßen, herrschte gleichfalls zu

[1] Manso S. 41—43. Masc. II, 9. Theoderich muste, nachdem er schon Verona eingenommen, mit aller Habe nach Pavia zurückziehn. Bemerkenswerth ist der Verräther Friederich. Vgl. über ihn Manso S. 38.

[2] Vgl. Grimm, Heldensage 40: Verona a Teutonicis Berna nuncupatur (1135).

Ravenna (Manso S. 34); dort muste Theoderich, nachdem Verona schon in seinen Händen war, den Gegner noch drei Jahre lang belagern (ebd. 43 f.); als ihm Ravenna endlich zugefallen, erhob er sie zur ersten Stadt des Ostgothenreiches (Masc. II, A. 95, 2). Unter den Amelungen des Heldenliedes ist Ermenrich der mächtige und gewaltige, der auch seines Neffen Dietrichs Erbtheil verschlingen will, wie er das der Harlunge schon verschlungen hat, und vor dessen Übermacht Dietrich auf lange Zeit ins Elend weichen muß. Daher wird Ermenrich auch Kaiser genannt, Vogt zu Rom, und sein Reich heißt das römische; durch nichts besser konnten Dichter des Mittelalters die höchste Gewalt veranschaulichen, wiewohl das ostgothische Reich auch schon von Zeitgenossen als Fortsetzung des römischen dargestellt wurde (Ennod. Panegyr. bei Manso S. 476. 482). Gleichwie aber in der echteren Sage Raben als die Stadt Ermenrichs dasteht, so entspricht es auch den geschichtlichen Andeutungen, daß dem obersten der Amelunge eben diese erste Stadt des Gothenreiches angewiesen sei. Meran endlich ist der Name von Burg und Land des treuen Herzogs Berchtung. Dort lehrt er seinen Zögling Wolfdietrich die Waffen führen, dort läßt er seine sechszehn Söhne dem jungen Fürsten die Treue schwören, die sie so herrlich bewähren, von dort aus ziehen sie mit Heeresmacht und schiffen sich (in Sigin?) [1] ein, um Constantinopel, Wolfdietrichs Erbe, zu erkämpfen. Auch König Rothers getreuer Rathgeber, der alte Berther, ist Herzog von Meran. Unter Meran verstand man im Mittelalter Dalmatien, überhaupt, wie es scheint, die Seeküste des adriatischen Meerbusens, wo auch die Stadt Marano, an der Grenze von Istrien, liegt. (Auch Mirano und Murano kommen bei Venedig vor.) Dieses ganze Küstenland, mit Inbegriff Dalmatiens, gehörte zum Reiche der Ostgothen (Manso S. 321. 325). Im Heldenliede tritt nun noch weiter Bertram von Pole (ein getreuer Alter, wie Berchtung und Berther) hervor, der seinen Schatz dem Berner anbietet, als dieser seinen Getreuen lohnen möchte und seine Kammern leer sind. Bertram selbst mit sieben der besten Recken Dietrichs reitet durch Isterreich nach Pole, wo er Haus hat (Dietr. Fl. 3607.-3681. 8093), das Gold zu holen. Auf der Heimkehr fallen sie in den Hinterhalt, den Ermenrich ihnen gelegt,

[1] [Pocula quæ sculpsit Guielandus in urbe Sigeni. Vita Merlini S. 10 bei Michel. Grimm, Heldens. 41. K.]

und werden bis auf einen gefangen, ein Ereignis, womit Dietrichs langes Unglück beginnt (Dietr. Fl. 3704. 3633—42). Später, als er zum zweitenmal aus Hunnenland durch Isterreich zurückkehrt, um an Ermenrich Rache zu nehmen, erschlagen die Bürger von Pole die Besatzung, welche Ermenrich in ihre Stadt gelegt, und ergeben sich ihrem rechten Herrn, der seine Fahne vor der Stadt aufgesteckt (Dietr. Fl. 8085—192). Daß aber namentlich die Stadt Pola in Istrien Theoderichs Herrschaft unterworfen war, zeigt sein noch vorhandener Befehl an den dortigen Bischof in Cassiodori[1] Variar. l. IV, 44: Antonio viro venerabili polensi episcopo Theodericus Rex.

Noch kommt in den Gedichten, besonders denjenigen, welche von Dietrichs Kämpfen mit Ermenrich handeln, eine Menge italischer Örtlichkeiten vor. Die meisten bedeutendern Städte Italiens, besonders des obern, sind mit im Spiele. Ermenrichs und Dietrichs Recken sind als Herzoge, Markgrafen, Grafen mit diesen Städten und Gebieten belehnt. Öfters am Schlusse der Kriegsfahrten werden solche Vergabungen aufgezählt. Keinem Zeitpuncte der Geschichte Italiens entspricht diese Vorstellung völlig. Unter Theoderich, der vieles von römischen Einrichtungen beibehielt, ist eine solche Zertheilung des Landes noch nicht zu finden. Weit mehr entwickelte sich unter den Langobarden das Lehenswesen und die Gewalt der Herzoge, deren mehr als dreißig geraume Zeit ein Zwischenreich ohne König führten; die langobardische Königsstadt war übrigens Pavia und in Ravenna war der Sitz des griechischen Statthalters. Unter den deutschen Kaisern zeigt sich noch weitere Zerstücklung in die manigfaltigsten Herrschaften, aber die Städte, deren Bedeutung auch in den Gedichten durchscheint, waren der Oberherrlichkeit der großen Lehensträger entwachsen. Im Ganzen erkennen wir in den Gedichten die Spuren verschiedener Zeiten und Zustände, ohne daß wir diese weiter auszusondern versuchen.

Die Deutschen des Mittelalters hatten stets Gelegenheit, Italien kennen zu lernen, aber diese Kenntnis war nicht bei allen Bearbeitern der Sagen dieselbe; das Bedürfnis epischer Umständlichkeit, welche überall bestimmte Bezeichnungen verlangt, die Lust der Ausschmückung führten

[1] Cassiodors Variæ sind eine Sammlung amtlicher Schreiben, welche derselbe, geborner Römer und ein bedeutender Staatsbeamter unter Theoderich, in des Königs oder in eigenem Namen in lateinischer Sprache verfaßt hat.

zur Willkühr, die um so sichtbarer waltet, je mehr ein Gedicht mit Orts- und andern Namen überladen ist. Uns hat genügt, zu zeigen, daß diejenigen, welche der eigentliche Anhalt der Sage sind, zugleich in der Geschichte ihren Anklang finden, und zwar mit ausschließlicher Beziehung auf einen bestimmten Zeitraum der Geschichte. Zu keiner Zeit, als unter den Amelungen, d. h. den Ostgothen, hat eine Herrschaft bestanden, deren Hauptsitze Ravenna und Verona (Raben und Bern) waren und welche von da aus nicht bloß über Italien, sondern auch über Istrien (Pola), Dalmatien (Meran) und beide Rhätien sich erstreckte (Masc. II, 160 und Mans. 114. 321).

Rhätien, dessen wir hier zuerst erwähnen, begreift die Alpgebirge, welche gegen Norden Italiens Bollwerk sind. Dort hatte Theoderich einen Grenzherzog bestellt, zur Jagd, heißt es in der Urkunde, gegen die Anfälle der wildesten Völker.

Cassiodor. Var. VII, 4: Formula ducatus Retiarum: ... Retiæ namque munimina sunt Italiæ et claustra provinciæ. Quæ non immerito sic appellata esse judicamus, quando contra feras et agrestissimas gentes, velut quædam plagarum obstacula, disponuntur. Ibi enim impetus gentilis excipitur et transmissis jaculis sauciatur furibunda præsumtio. Sic gentilis impetus vestra venatio est, et ludo geritis, quod vos assidue feliciter egisse sentitis.[1]

Gleichen Schutzes wegen ließ Theoderich bei Trient eine Burg festigen (Cassiod. Var. III, 48. V, 9. Hormayrs sämmtliche Werke I, 55—60). Die tirolischen Gebirge, das Etschthal, der Gardasee, auch in den Liedern bedeutend, geben uns noch weiter Anlaß, zu zeigen, wie die Sage auch den Eindruck der Natur, in der sie erwachsen, treulich in sich bewahrt hat.

Zu Bern und Garten ist das Heimwesen der Helden. Dorthin führen alle Straßen, darauf die Recken sich um Dietrich sammeln. Dort sind auch die Hausfrauen, sie sehen von den Mauern zu Bern, wenn die Helden über die Etschbrücke ausreiten in das ebene Land (Alphart Str. 40. 57. 118). Als die drei Jünglinge, Dietrichs Bruder und Etzels Söhne, gegen ihres Meisters Befehl von Bern weggeritten sind und in der Frühe, gegen Raben hin, auf eine schöne, weite Heide

[1] Vgl. Var. I, 1: Servato duci Retiarum u. s. w., wo die Breones genannt sind.

kommen, da wird es eben licht, der Nebel weicht und heiter scheint die Sonne. „Nun freu' ich mich, spricht Scharpf, dieser Wonne!" „Heiliger Christ, ruft sein Bruder, wie recht schön ist hier dieß herrliche Land! wahrlich, Vogt von Berne, ihr mögt hier wohl immer wohnen gerne" (Rab. Schl. 372, 4. 5. Str. 375. [Heldenb. 1855. 1, 413.]). In diesen Ebenen werden die großen Schlachten gefochten und die festen, volkreichen Städte belagert, an denen das Land reich ist. „Es ist nicht eine kleine Ehr' um eine so herrliche Stadt, wo die ein reicher Fürst hat; eine Stadt erzwinget ein Land," sagt Rüdiger von Raben (Dietr. Fl. 6956—9). Wenn dabei der Wankelmuth der Städte angedeutet (ebd. 6950—5), wenn anderswo des Potestats (podestà) von Prandiz (Brindisi, Dietr. Fl. 1415. 1428. 1437) gedacht wird, so erkennen wir leicht die Anschauung späterer Zeit. Auf der andern Seite schaut das Hochgebirge wunderbar über das Land herein und so öffnet sich auch in ihm eine Welt von Wundern und Abenteuern, bald kühnen und ungeheuren, bald märchenhaft lieblichen.

Einsam, eine Felswand entlang, reitet Otnit, um zu suchen, wovon ihm geträumt. Die Sonne scheint eben über die Berge und durch die Wolken, als er auf eine Aue kommt, am Gartensee; da sprießen allenthalb Blumen und Klee und laut erschallt der Vogelsang; ein Pfad, von schmalen Füßen getreten, führt ihn zum Brunnen und zu der Linde, die fünfhundert Rittern Schatten gäbe. Unter ihr findet er den schönen Zwerg Elberich, seinen Vater, dem viel Berg' und Thale dienen und der ihm aus der Esse im Berge glänzende Waffen bringt, darin der Jüngling fröhlich und kampflustig durch den grünen Wald reitet. Im Gebirg, oberhalb Trient, in einer Felskluft, erwachsen die Lindwürme, die bald bis an die Burg zu Garten das Land verheeren. Mit Horn und Hund reitet Otnit in die Wildnis hinauf, die Ungeheuer zu vertilgen. Dort ist die Zauberlinde, darunter er entschläft; dort der hohle Berg, darin eine feenhafte Frau, die den Baum bezaubert hat, ihn lange festhält. Nach manchen Kämpfen unterliegt er den Würmen. Sein Ross und sein Bracke laufen gen Garten vor das Thor, daran die Kaiserin seinen Tod erkennt. Auch Wolfdietrich, Otnits Rächer, besteht viel Abenteuer in diesem Gebirg; eine feuerspeiende Viper verbrennt ihm den Schild vor der Hand, da springt er, die Flamme zu löschen, in den Gartensee (Wolfd. 127 b, 2 u.) Zuletzt haut er dem

[illegible] er (im Jahr 481) [illegible] Der jüngere, als [illegible] dem Kaiser Leo zum [illegible] am griechischen Hofe bis [illegible] Waffengefährte [illegible] Thessalonich [illegible] Wiedereinsetzung des [illegible] Feldherrnstelle des ältern [illegible] gegenüberstand, bald [illegible] Kaiser zum Patricier und [illegible] angenommen.

[illegible] amplissimum honorem [illegible] stipendiis triumpham [illegible] quasi summum bonum [illegible] sed etiam equestrem [illegible] Malch. II, 6.

[illegible] Willen des zwei- [illegible] mitten unter jenen [illegible] in dem Jahre [illegible] vor Byzanz erschienen.

[illegible] Einzelne der Sage im Be- [illegible] Zusammenstellung im Ganzen [illegible] Anstalt der Gothen in [illegible] Kämpfe und Verbin- [illegible] überhaupt in eine Zeit, in [illegible] auf dem Schauplatze der Weltbegeben- [illegible] in Rom seine große Macht noch nicht [illegible] von Osten heranziehend, in die [illegible]

[illegible] besonders durch [illegible] Bekanntschaft [illegible] Der Name des [illegible]

helden mahnt an den Langobardenkönig Rotharis (J. 636—52); sein Wohnsitz, die Stadt zu Bare, Bari, gehörte zu dem langobardischen Herzogthum Benevent (Muratori, Antiq. Ital. I, 69. E). Dieser Held nun erwirbt unter mancherlei Fährlichkeiten die Tochter des Königs Constantin zu Constantinopel. Die Stadt erscheint hier mit ihrem Hippodromus, dem Poderamushofe, wo glänzende Feste gehalten werden, und mit ihren besondern Heiligen, sieben der Zwölfboten und der Kreuzfinderin Helena (Rother 4398—401). Der König Constantin, bezeichnender Name für den byzantinischen Herrscher aller Zeiten, ist gegen Rother und seine Recken gerade so aufgeblasen und verzagt, schwach und treulos, wie die griechischen Kaiser gegen bedenkliche Nachbarn und Gäste, von den Gothen bis zu den Kreuzfahrern, so häufig sich erwiesen. Constantin entschuldigt sich einmal wegen einer hochfahrenden Rede, worüber der riesenhafte Asprian zürnend mit der Stange droht, damit, daß er solche in der Trunkenheit gethan habe (Rother 1019—28. Vgl. 1083—90. 1122—6). Nicht minder wahr ist der übermüthige Trotz der fremden Helden an jenem Hofe geschildert; und wie Asprian vor Constantins Tische den Löwen zerschmettert, der den Knechten das Brot nimmt (Rother 1145—95), so würgten im Jahr 1101 die Kreuzfahrer aus Frevel den zahmen Lieblingslöwen des Kaisers Alexius, leonem domitum, qui erat gratissimus in palatio imperatoris. Albert. Aquens. (Will. II, 123 f.).

In Wilkens Geschichte der Kreuzzüge (Th. II. Leipzig 1813) findet sich eine besondere Beilage (Beil. S. 17—24) mit der Überschrift: „Kaiser Alexius als Kaiser Constantinus in dem altdeutschen Gedicht: König Rother.“ Wilken sucht hier aus einzelnen Zügen der Dichtung zu zeigen, daß der Verfasser derselben entweder selbst unter den Kreuzrittern sich befunden und Zeuge der Angst des Kaisers Alexius und seiner Griechen vor den ungeschlachten Gästen gewesen, oder daß ihm von andern Kreuzbrüdern davon erzählt worden sei. Die Vergleichung scheint sonst etwas zu sehr ins Einzelne und auf den besondern Fall zu gehen. Der hervorstechendste Zug aber ist die Tödtung des Löwen, und dieser Umstand kann wohl von dem wirklichen Ereignis des Jahres 1101 in das nach der Mitte desselben Jahrhunderts in seiner jetzigen Gestalt verfaßte Gedicht übergegangen sein (vgl. Grimm S. 50 f.). Von Löwenkämpfen zu Constantinopel kommt übrigens auch sonst Meldung vor.

Thiere das Haupt ab und wirft es in die Fluth, die selbst davon entbrennt. Die Lindwürme fällt er bis auf zween, die für Dietrich von Bern aufbehalten bleiben. Dieser Held zieht frühe schon nach den Bergen, deren Höhe er anstaunt.[1] Lindwürme bezwingt er dort und Riesen, die sich Bäume zur Wehr ausreißen, gerade wie des geschichtlichen Theoderichs Grenzherzog dort die wilden Nachbarvölker erjagen soll (contra feras et agrestissimas gentes velut quædam plagarum obstacula disponuntur ... transmissis jaculis sauciatur furibunda præsumtio ... gentilis impetus vestra venatio est). Von jener Seite kommt der riesenhafte Jüngling Ecke (diese furibunda præsumtio) nach Bern gelaufen, sich mit Dietrich zu messen. Er hört, daß der Berner in den Wald zu Tirol ausgeritten und eilt sogleich wieder von dannen. Die Leute, die an den Zinnen liegen, gaffen ihm nach, wie er an der Etsch hinauf zum Gebirge geht. Er läuft an diesem Tage noch bis Trient und wird von da auf den Berg Nanis[2] gewiesen, wo er und Dietrich sich schlagen (Eck. 55—53), daß der Wald raucht (ebd. 126). Am reichsten erschließen sich die Zauber des Gebirgs, als die Helden den kleinen König Laurin aufsuchen, der die Schwester Dietleibs von Steier entführt hat. Sie kommen zu dem Rosengarten, der mitten im Gewilde Tirol erblüht, dann zu dem Anger voll duftender Obßbäume, Vogelsangs und spielenden Wildes, wo Dietrich meint im Paradiese zu sein; wie den Wandrer oft im rauhesten Gebirg ein grünes Thal oder hoch auf Felsen ein üppiges Beet von Alprosen erfreut oder zwischen tirolischen Bergwänden südliches Wachsthum überrascht. Die Helden kommen weiter, im Mondschein reitend, zu den hohlen Bergen, die von Spiel und Tanz der Zwerge wiederhallen, und wenn die goldene Schelle gezogen wird, öffnet sich der Berg und sein leuchtendes Gestein erhellt fernhin den nächtlichen Wald. Als Otnit in der Burg zu Garten seine Hochzeit feiert, da läßt plötzlich, im Kreise der Ritter und Frauen, Elberich, der Bergkönig sich schauen, seine Krone schimmert von Karfunkeln und eine Harfe rührt er in süßen Tönen; so ist in die Heldensage der Berggeist sichtbar herabgestiegen und läßt in ihr seine wundervollen Lichter und Klänge spielen. Es heißt einmal im Otnitsliede (Str. 683):

[1] Dietr. Drachenk. 9: auch höher perg ich nie gesach
pei allen meinen zeiten.

[2] Der Nansberg, drei Meilen von Trient. Iselin, Lex. Laßb. 51: Nones.

Do sprach der Lamparter: jo du vil cleiner geist,
e du von hinnan scheidest, du mûst sagen alles das du weist.

Verfolgen wir die Amelungensage weiter in ihren geschichtlichen Beziehungen, so macht sich bemerklich, daß, während sie von jenen lichteren Puncten aus überall in Italien sich anknüpft, und auch das kaiserliche Rom auf die schon angezeigte Weise berührt, doch nirgends des Pabstes Erwähnung geschieht, viel weniger ihm Theilnahme an der Handlung selbst eingeräumt ist. Mehrfach und bedeutend sind dagegen die Verhältnisse mit Constantinopel und dessen Kaiserhofe.

Wolfdietrichs Ahnen herrschen zu Constantinopel. Zu Salneck (Thessalonica, Salonichi [1]), wo sein Vater Hugdietrich mit List eingedrungen, ist er geboren. Ihm ist das Reich zu Constantinopel zum Erbe bestimmt, aber seine Brüder vertreiben ihn. Zu Meran wird er unterrichtet, sucht in vergeblichem Kampfe sein Reich zu gewinnen, fährt weit umher in Morgen- und Abendlanden, bezwingt zu Garten den Kaiser Otnit, der einst von seinem Vater Schatzung gefordert, wird selbst König in Lamparten und erobert endlich von dort aus Constantinopel. Sein Sohn heißt wieder Hugdietrich und von diesem im dritten Gliede, durch Amelung und Dietmar, den Bruder Ermenrichs, stammt Dietrich von Bern. All dieses lautet gar ungeschichtlich, aber gerade hier mögen sehr alte Erinnerungen dämmern. Der Name Dietrich, der in dieser fabelhaften Stammtafel sich forterbt, war bei den Gothen ein beliebter Königsname, der öfters wiederkehrt; er verkündet geschichtlich und sagenhaft den gothischen Königshelden. Schon vor dem Stifter des Ostgothenreichs in Italien, seinem Vater gleichzeitig, glänzte der Westgothe Theoderich, der in der catalaunischen Schlacht gegen Attila siegreich focht und fiel. Zeitgenosse des berühmten Ostgothen Theoderich, wenn auch den Jahren nach älter, war Theoderich, des Triarius Sohn, auch König genannt, doch kein Amale, Häuptling eines in Thracien ansäßigen Gothenstammes. [2] Diese beiden Theoderiche standen in sehr lebhaftem Verkehr mit den griechischen Kaisern. Der ältere ertrotzte sich den Befehl über die zween bedeutendsten Heerhaufen des Kaisers Leo

[1] Berhtram von Salnicke kommt auch im Reime vor, Rab. 71. 716. Grimm, Heldens. 212, c.

[2] Masc. I, 457. 459. 493. 498. 502: Marcellin. in Chron.: Theodoricus Triarii filius, rex Gothorum. Mans. 15. 18—27.

und als er unter Zeno diese Stelle verlor, rückte er (im Jahr 481) gegen Constantinopel, kam jedoch bald darauf um. Der jüngere, als siebenjähriger Knabe von seinem Vater Theodemir dem Kaiser Leo zum Geisel eines Friedensschlusses übergeben, erhielt am griechischen Hofe bis zum achtzehnten Jahre seine Erziehung, war nachher Waffengefährte Theodemirs, als dieser, in Griechenland vordringend, Thessalonich bedrohte, half, als König seines Volkes, bei der Wiedereinsetzung des vertriebenen Zeno, empfieng von diesem die Feldherrnstelle des ältern Theoderich, dem er bald eifersüchtig und feindselig gegenüberstand, bald wieder sich einigte, wurde von demselben Kaiser zum Patricier und Consul ernannt, sogar, nach Jornandes, an Sohnes statt angenommen.

Jornand. c. 57: Et post aliquod tempus, ad ampliandum honorem ejus in arma sibi eum filium adoptavit[1] suisque stipendiis triumphum in urbe donavit; factusque est consul ordinarius, quod summum bonum primumque in orbe decus edicitur: nec tantum hoc, sed etiam equestrem statuam, ad famam tanti viri ante regiam palatii collocavit. (Masc. II, 6. Manso S. 21.)

Selbst zu dem Zuge nach Italien brach er mit Willen des zweideutigen Kaiserhofes auf, denn diesem war er mitten unter jenen Freundschaftsverhältnissen furchtbar geworden und noch in dem Jahre vor dem Aufbruch nach Italien verheerend vor Byzanz erschienen. (Manso S. 28.)

Sucht man nun auch keineswegs das Einzelne der Sage im Besondern der Geschichte nachzuweisen, die Zusammenstellung im Ganzen erinnert an die früheren Niederlassungen und Umzüge der Gothen in jenen östlichen Gegenden, an ihre manigfachen Kämpfe und Verbindungen mit den byzantinischen Kaisern, überhaupt an eine Zeit, in welcher diese noch eine Hauptrolle auf dem Schauplatze der Weltbegebenheiten behaupteten, der Bischof zu Rom seine große Macht noch nicht begründet hatte, die Amalen aber, von Osten herabziehend, in die Stelle der weströmischen Kaiser eintraten.

Constantinopel blieb den Völkern des Abendlandes besonders durch die Kreuzzüge fortwährend bekannt und wichtig. Diese Bekanntschaft äußert sich auch in dem Gedichte vom König Rother. Der Name des

[1] Diese Adoption als germanische Sitte siehe Grimm, Rechtsalterthümer S. 166 f. 3. S. 464 unten.

Helden mahnt an den Langobardenkönig Rotharis (J. 636—52); sein Wohnsitz, die Stadt zu Bare, Bari, gehörte zu dem langobardischen Herzogthum Benevent (Muratori, Antiq. Ital. I, 69. E). Dieser Held nun erwirbt unter mancherlei Fährlichkeiten die Tochter des Königs Constantin zu Constantinopel. Die Stadt erscheint hier mit ihrem Hippodromus, dem Poderamushofe, wo glänzende Feste gehalten werden, und mit ihren besondern Heiligen, sieben der Zwölfboten und der Kreuzfinderin Helena (Rother 4398—401). Der König Constantin, bezeichnender Name für den byzantinischen Herrscher aller Zeiten, ist gegen Rother und seine Recken gerade so aufgeblasen und verzagt, schwach und treulos, wie die griechischen Kaiser gegen bedenkliche Nachbarn und Gäste, von den Gothen bis zu den Kreuzfahrern, so häufig sich erwiesen. Constantin entschuldigt sich einmal wegen einer hochfahrenden Rede, worüber der riesenhafte Asprian zürnend mit der Stange droht, damit, daß er solche in der Trunkenheit gethan habe (Rother 1019—28. Vgl. 1083—90. 1122—6). Nicht minder wahr ist der übermüthige Trotz der fremden Helden an jenem Hofe geschildert; und wie Asprian vor Constantins Tische den Löwen zerschmettert, der den Knechten das Brot nimmt (Rother 1145—95), so würgten im Jahr 1101 die Kreuzfahrer aus Frevel den zahmen Lieblingslöwen des Kaisers Alexius, leonem domitum, qui erat gratissimus in palatio imperatoris. Albert. Aquens. (Wilk. II, 123 f.).

In Wilkens Geschichte der Kreuzzüge (Th. II. Leipzig 1813) findet sich eine besondere Beilage (Beil. S. 17—24) mit der Überschrift: „Kaiser Alexius als Kaiser Constantinus in dem altdeutschen Gedicht: König Rother." Wilken sucht hier aus einzelnen Zügen der Dichtung zu zeigen, daß der Verfasser derselben entweder selbst unter den Kreuzrittern sich befunden und Zeuge der Angst des Kaisers Alexius und seiner Griechen vor den ungeschlachten Gästen gewesen, oder daß ihm von andern Kreuzbrüdern davon erzählt worden sei. Die Vergleichung scheint sonst etwas zu sehr ins Einzelne und auf den besondern Fall zu gehen. Der hervorstechendste Zug aber ist die Tödtung des Löwen, und dieser Umstand kann wohl von dem wirklichen Ereignis des Jahres 1101 in das nach der Mitte desselben Jahrhunderts in seiner jetzigen Gestalt verfaßte Gedicht übergegangen sein (vgl. Grimm S. 50 f.). Von Löwenkämpfen zu Constantinopel kommt übrigens auch sonst Meldung vor.

Schon Paulus Diaconus (gest. um 799) de gest. Langob. l. II, c. 30 erzählt ziemlich sagenhaft, daß Peredeus, der Mörder Alboins (gest. 563), zu Constantinopel vor Kaiser und Volk einen Löwen von erstaunlicher Größe getödtet habe, und darauf, auf Befehl des Kaisers, der sich vor seiner Stärke gefürchtet, der Augen beraubt worden sei. Benjamin von Tudela, ein Jude, der um 1173 seine Reise nach dem Morgenlande beschrieben hat, berichtet auch von dem Hippodrom, wo der König sich zu vergnügen pflege und jedes Jahr an Weihnachten ein großes Schauspiel gebe, wobei man auch Löwen und andere wilde Thiere mit einander kämpfen lasse (Übers. des hebr. Itinerars von Baratier. Amsterdam 1734. S. 47. v. d. Hagen Vorred. z. Volf. S. XXII. Vgl. Göttling, Nib. u. Gib. 59). Conz (kl. pros. Schr. III. Ulm 1825. S. 276. Not. 8) hat wahrscheinlich gefunden, daß die Gefangennehmung der Boten Rothers auf die Verhaftung und schmähliche Behandlung der Gesandten Friedrichs I durch den Kaiser Isaak bei dem Kreuzzuge von 1189 Beziehung haben dürfte. Aber das Gedicht von Rother ist vor 1189 zu setzen.

Wenn nun diese Dichtung zunächst die Farbe der Kreuzzüge trägt, so deuten die Lieder von Wolfdietrich und durch den ursprünglichen Zusammenhang mit diesen, welcher später nachgewiesen werden wird, doch auch das Rotherslied selbst in viel frühere Zeit hinauf.

Unergiebiger als bei den Amelungen ist die Vergleichung zwischen Lied und Geschichte bei den Nibelungen. Dieser Name selbst entzieht sich aller geschichtlichen Deutung und was von ihm Historisches angeführt werden kann, besteht nur darin, daß der urkundliche Personenname Nibelung, Nevelung u. s. w., am frühesten (von der zweiten Hälfte des 8ten Jahrhunderts an) und am häufigsten bei den Franken vorkommt (Leichtlen, 38—40. Mone, Quell. und Forsch. 1, 25 ff. Lachm. Krit. S. 3 u. [Anmerkungen S. 334 f.]), sowie auch der Name Siegfried, Sigofried, zuerst in fränkischen Urkunden, vom Ende des 7ten Jahrhunderts, erscheint (Lachm. ebd. 24. chart. a. 690. 692. 693. bei Mabillon de re diplomatica n. 14. 15. 18. 19). Gehen wir für die Nibelungensage auf geschichtliche Königsnamen und Ereignisse aus, so haben wir uns an die Burgunden zu halten, auf die der Name Nibelunge in den Liedern mit Erwerbung des Hortes übergeht. Das Erheblichste ist hier zuerst die schon berührte Namengleichheit, indem die Burgundenkönige der

Lieder, **Gibich, Gunther** und Giselher, Vater und Söhne, den im burgundischen Gesetze zusammen genannten Gibica, Gislahar und Gundahar entsprechen und merkwürdig genug die zween erstern Königsnamen, Gibica und Gislahar, eben nur im Gesetzbuch und wieder in der Heldensage vorkommen.

Lex Burgundion. tit. III (von Gundebald im Anfange des 6ten Jahrhunderts): Si quos apud regiæ memoriæ auctores nostros, id est Gibicam, Godomarem, Gislaharium, Gundaharium ... liberos fuisse constiterit, in eadem libertate permaneant.[1]

Sodann kommt in hauptsächlichen Betracht jene historische Nachricht, daß Gundicar, König der Burgunden in Gallien, von den Hunnen zu Attilas Zeit mit Volk und Stamme vertilgt worden sei.[2]

Die Stellen hierüber[3] sind: Prosper in chron. consulari ad a. 435. (Masc. I, 408. N. XI. 1). Cassiodori chronicon ad e. a. (Masc. ebd.) Paul. Diacon., hist. miscella. Derselbe wiederholt dieses in der hist. episc. metens (Masc. I, 432. N. XXVII. 2).

Diese Vertilgung der Burgunden durch die Hunnen ist, da ein Burgundenreich auch ferner bestand, mit Beschränkung zu verstehen.

Mannert, Gesch. d. alt. Deutschen, bes. d. Franken (Stuttgart 1829) S. 118 hat neuerlich behauptet, man dürfe bei diesem Anfall auf die Burgunden nicht an die Hunnen des später herrschenden Attila denken; ein freiwilliger Haufe habe den Aetius, welcher die Unterstützung des wilden Volkes häufig zu seinen Absichten benützt, nach Gallien begleitet und daselbst nach eigenem Gutdünken gehaust. Mannert bezieht sich hiefür gleichfalls auf Prosper a. 437: Bellum adversus Gothos, Hunnis auxiliantibus, geritur.

Dieses steht im Widerspruche mit der Erzählung des Paulus Diaconus, daß Attila bei seinem Einfall in Gallien (im Jahr 450) Gundicarn

[1] Statt Godomars steht in deutscher Sage Gernot, mit gleicher Allitteration, Grimm 13; in den nordischen Liedern ist aus Godomar durch Umstellung Guttormr geworden. Lachmann, Kritik d. Sage v. d. Nib. 3: „Gunthomâr ward im Norden, wo Namen auf mâr nicht häufig sind, in den unverständlichen Guttormr verderbt: die deutsche Sage hat ihn, ich weiß nicht auf welchen Anlaß, mit einem ähnlich lautenden Gêrnôt vertauscht, wie sie hingegen Giselher allein mit der färöischen aufbewahrt hat."

[2] Lachmann ebend. 2.

[3] [Sie stehen bei Grimm, Heldensage S. 70. K.]

aufgerieben habe. Wenn man auch annehmen wollte, daß dieser spätere Geschichtschreiber die Beziehung auf Attila erst als seine Vermuthung zugesetzt habe (obgleich der besondere Umstand „Gundicarium sibi occurrentem protrivit" eine eigene Quelle andeutet), so ist doch, was Mannert angiebt, nicht minder Vermuthung. **Non multo post**, bei Prosper, kann wohl von einem Zeitraume von 15 Jahren gelten und wenn von der Niederlage der Burgunden durch die Hunnen gesprochen wird, ohne ausdrückliche Erwähnung, daß dieses nur durch einen hunnischen Haufen, der den Römern zuvor als Hülfsschaar gegen die Gothen gedient, geschehen sei,[1] so ist doch eher auf den großen und bekannten Einfall der Hunnenmacht zu schließen. Sidonius Apollinaris (in **Avit.** carm. 7) nennt zwar unter den Völkern, welche damals Attilas Zuge folgten, auch die Burgunden (Scyrum Burgundio cogit. Masc. I, 431. N. 3), was eine frühere Unterjochung vorauszusetzen scheint (Grimm, 70); aber es ist ungewiss, ob diese von den Burgunden waren, welche Gundicar nach Gallien geführt (vgl. Masc. I, 381), und so kämpfen auch, nach Jornandes, in der darauf folgenden catalaunischen Schlacht noch Burgunden auf der Seite der Römer.

Die Völkerstämme schweiften in jener Zeit in manigfacher Zerspaltung umher.[2]

Dieser Punct schien eine ausführlichere Erörterung zu fordern, weil denn doch diese Niederlage des burgundischen Königs Gundicar, cum populo suo ac stirpe, durch die Hunnen, in Bezug auf die Katastrophe des Nibelungenliedes, den Untergang des Burgunder Gunthers mit seinen Blutsfreunden und Recken bei Etzeln im Hunnenlande, stets für eine der stärksten geschichtlichen Anmahnungen angesehen worden ist.

Von einem burgundischen Königssitze zu Worms meldet die Geschichte nichts. Die Lieder selbst schwanken, indem die dortigen Könige und ihr Volk abwechselnd auch Franken und Rheinfranken genannt werden. Das Burgundenreich wurde wirklich frühe schon (im J. 534. Masc. II, 89) den fränkischen Königen unterworfen, die fortan dasselbe regierten, und davon weiß allerdings die Geschichte, daß austrasische Frankenkönige zu Worms ihren Sitz hatten. (Die Königin Brünehild hielt sich (um 575) mit den Prinzen, ihren Mündeln, dort auf. Masc.

[1] Vgl. Masc. I, 410 ob.

[2] Vgl. Göttling über d. Gesch. im N. L. 18.

II, 226.) Auch der siegreiche Zug der Helden von Worms gegen den Sachsenkönig Lüdeger, wovon das Nibelungenlied erzählt, kann nur in den Kriegen eine geschichtliche Beziehung finden, welche, von fränkischen Königen um dieselbe Zeit gegen die angrenzenden Sachsen glücklich begonnen (Masc. II, 89. 166), erst nach zwei Jahrhunderten mit der Bezwingung dieses Volkes ihr Ende nahmen.

Die Kraft der Sachsen brach vorzüglich mit Wittekinds Unterwerfung und Taufe (J. 785. Hahn, Reichsgesch. I, 35), wobei er den Namen seines Bekehrers Lüdger empfangen haben soll. Hiemit setzt Göttling (über das Geschichtl. im Nibelungenliede. Rudolstadt 1814. S. 49) den Lüdeger des Nibelungenliedes in Verbindung (vgl. Kronika van Sassen S. 10—14); sehr problematisch.

Worms also ist in diesem Sagenkreise das Haus der Helden, wie bei den Amelungen Bern und Garten. Der Rosengarten zu Worms, wie noch ein Feld in der Nähe dieser Stadt, aber jetzt am rechten Rheinufer (Mone, Quell. u. Forsch. I, 5 u.), genannt ist, wird blutig von ihren Kämpfen, der Wasgenwald (Wasgauwald), der Odenwald, der Spechtshart (Spessart), erschallen von ihrer Jagdlust.[1] Ein Wanderer in den Vogesen möchte wohl noch jene malerische Felskluft entdecken, die in der Sage von Walthers Flucht mit Hiltgund als Kampfstätte gemeint ist, den Wasgenstein, wie die Anspielungen in den deutschen Liedern sie nennen. Die Mannen der Könige sind von bekannten Orten der Rhein- und Moselgegend benannt, von Alzei, Tronje[2], Speier, Straßburg, Metz. Von Santen, aus Niederlanden, kommt Siegfried herauf; zu Odenheim vor dem Odenwald, einem Dorfe, das jetzt verschollen ist, fließt, bei dem letzten Bearbeiter des Nibelungenliedes, noch der Brunnen, wo der Held erschlagen ward. Der alte Bischof von Speier ist ein

[1] Der Wasgenwald kommt schon in Urkunden der fränkischen Zeit als königlicher Jagdort vor; dort wurden zur Zeit der Merowingen Büffel gejagt, s. v. d. Hagen Anmerk. zu d. Nib. Noth. Frankf. 1824. S. 102. 106. Der Odenwald war gleichfalls, schon unter den Merowingen, fränkischer Königsforst und zwar, wie es scheint, im Zusammenhang mit dem Königssitze zu Worms, denn dem dortigen Bisthum wurde schon damals ein Theil dieses Waldes geschenkt. Wencks Hess. Landesgesch. B. I. 1783. 4. S. 72 f.

[2] Troneja, Tronia, im elsäßischen Nordgau; die Beziehung auf Troneck bei Trier ist etymologisch unrichtig; W. Grimm, altdän. Heldenl. 432. Lachmanns Krit. 6. N. 3.

gehandelt; der Stand ihrer Bildung, die Erfahrung bei allen Völkern auf ähnlicher Stufe bringt dieses mit sich, aber auch ausdrückliche Zeugnisse bestätigen es. Mit Gesang ehrend (cantibus honoratum. Jorn. c. 41) trugen die Westgothen ihren gefallenen König Theoderich, angesichts der Feinde, von der catalaunischen Walstatt. Um Attilas Leiche schwenkten sich die erlesensten Hunnen im Reiterspiele, seine Thaten singend.

Jornand. c. 49: Nam de tota gente Hunnorum electissimi equites in eo loco, quo erat positus, in modum Circensium cursibus ambientes, facta ejus cantu funereo tali ordine referebant.

Auch von burgundischem Gesange wird gemeldet, der, kurz nach Gundicars Fall (436), am Mahl ertönte. Sidon. Apollin. um 472 (Masc. I, 481. N. 8.), carm. XII: quod Burgundio cantat esculentus u. s. w.

Die Ostgothen hatten, nach Jornandes, schon über ihren Zug zum Pontus alte Lieder fast geschichtlicher Art.[1]

Jornand. c. 4: Nec mora, illico ad gentem Spalorum adveniunt, consertoque prælio victoriam adipiscuntur, exindeque velut victores ad extremam Scythiæ partem, quæ pontico mari vicina est, properant: quemadmodum et in priscis eorum carminibus pene historico ritu in commune recolitur: quod et Ablabius descriptor Gothorum gentis egregius verissima adtestatur historia.

Das Lob ihrer Ahnen laut anstimmend, stehen sie den Römern in Mösien zur Schlacht gegenüber.

Ann. Chr. 377. Ammian. Marcell. l. 31, c. 7: Barbari vero majorum laudes clamoribus stridebant inconditis. (Masc. I, 293. N. ob.)

Vor ihren Königen singen sie zum Saitenspiel die Thaten der Vorfahren, von denen im Volke große Meinung ist, wie kaum das wundervolle Alterthum seine Heroen gerühmt.

Jornand. c. 5: ante quos etiam cantu majorum facta modulationibus citharisque canebant: Ethespamaræ, (al. Eterpamaræ, Etherpamaræ, Erpantanæ), Hanalæ (Hannalæ), Fridigerni, Vidiculæ (Vidicojæ, Vuidigoiæ) et aliorum, quorum in hac gente magna opinio est, quales vix heroas fuisse miranda jactat antiquitas. (Grimm S. 1.)

[1] Über gothischen Gesang und Tanz vgl. Constantin. Porphyrogen. de ceremoniis aulæ byzantinæ, l. 1, c. 83. Finn Magnusen, Lexicon mythologicum S. 481.

Finden übrigens diese Namen auch einigen Anklang in Geschichte und Sage, so gestatten sie doch keinen Schluß auf den Inhalt der Gesänge.

Fritigern, Fürst der Theruinger, eines westgothischen Volksstamms, schlägt den Kaiser Valens 378 und tritt auch sonst geschichtlich hervor. Vidicula, Vuidigoia erinnert an Wittich und Witigouwe, Namen der Heldensage; Vitiges heißt auch ein ostgothischer König nach Theoderich; ein Witigîsen kommt in den Liedern vor.

Jornandes spricht weiter C. 11 von den capillatis, im Gegensatze von den pileatis, einer alten gothischen Priesterkaste:

quod nomen [capill. sc.] Gothi pro magno suscipientes, adhuc hodie suis cantionibus reminiscuntur.

Ein äußerer Grund, zu den früher dargelegten innern, für die geschichtliche Beziehung unsres Sagenkreises liegt nun in diesen Nachrichten vom Heldensang in der Zeit der Völkerwanderungen. Sind die Thaten der Helden in der Zeit selbst in Gesang aufgefaßt worden und leben die Namen von Helden dieser Zeit noch jetzt in Liedern, deren Ursprung sich hoch hinauf in unbestimmter Ferne verliert, so kann es nicht für unzulässig erachtet werden, diese Erscheinungen zu verbinden und eine fortlaufende Entwicklung von der gleichzeitigen Auffassung der Ereignisse bis zur letzten Gestalt der Sage anzunehmen.

Der Glaube an geschichtliche Geltung der Heldensage war von früher Zeit an das Mittelalter hindurch verbreitet.

Der Tod Ermanarichs (Jahr 376) war nach kaum zweihundert Jahren dem Jornandes, der um 552 das kleine Werk de rebus geticis schrieb, welches jedoch selbst nur ein Auszug aus dem verlorenen Werke von Cassiodor, dem Geheimschreiber Theoderichs († 526), ist, in doppelter Erzählung bekannt, einer sagenhaften, welche nach den Hauptzügen noch in den nordischen Dichtungen vorliegt und von deren Vorhandensein auch in deutscher Überlieferung noch Spur aus dem 12ten Jahrhundert übrig ist, und in der geschichtlichen, wie dieses Ereignis in der zuvor ausgehobenen Stelle des Zeitgenossen Ammianus Marcellinus berichtet wird. Jornandes C. 24 will weder die eine noch die andre Erzählungsweise aufgeben; so wenig wagt er die Glaubhaftigkeit der Sage anzutasten, und sucht beide zu vereinigen.

Zwar erhebt sich weiterhin bei den lateinischen Geschichtschreibern

des Mittelalters der gelehrte Zweifel [1] an der Zeitgenossenschaft Ermenrichs, Etzels und Dietrichs. Zuerst äußert der Verfasser des Chronicon urspergense (erste Hälfte des 12ten Jahrhunderts) sein Bedenken hierüber,

quomodo illud ratum teneatur, quod non solum vulgari fabulatione et cantilenarum modulatione usitatur, verum etiam in quibusdam chronicis annotatur.

Noch bestimmter erklären sich nach ihm gegen diese Gleichzeitigkeit Otto von Freisingen, gleichfalls aus der ersten, und Gottfried von Viterbo, aus der zweiten Hälfte des 12ten Jahrhunderts. Aber mit dem Bedenken zieht auch die Sage hindurch; man sieht, wie sie auch den Gelehrten in so fester, geschichtähnlicher Haltung vor Augen stand, daß sie stutzten und eine Widerlegung für nöthig hielten. Der Verfasser der urspergischen Jahrbücher, der sich am ausführlichsten einläßt, giebt doch am Schlusse noch die Wahl, ob Jornandes mit seinen historischen Nachrichten oder die Meinung des Volks im Irrthum sei, und will der letztern damit durchhelfen, daß ein andrer Ermenrich und ein andrer Theoderich zu Attilas Zeit gelebt haben könnten. (Die betreffenden Stellen siehe bei Grimm S. 36. 38. 44.)

Die Welt- und Kaiserchroniken in deutschen Reimen, wodurch seit der ersten Hälfte des 12ten Jahrhunderts der Quell der Geschichte auch den Ungelehrten erschlossen werden sollte, schwanken gleichfalls, wo sie auf Etzel und Dietrich kommen, zwischen Sage und schriftlicher Überlieferung. Daß Dietrich Etzeln gesehen, wird zwar auch hier für unzulässig erklärt; er heiße das Buch vortragen, der es behauptet! (Kaiserchr. Altd. Wäld. 3, 283.) Dennoch steht ein fabelhafter Stammbaum der Amelungen im Ganzen gleichlautend in Gedicht und Chronik (Dietrichs Fl. im Eingang und Heinrich von München, Fortsetzung von Rudolfs von Ems Weltchronik aus dem Anfang des 14ten Jahrhunderts, Altd. Wäld. 2, 115 ff.). Überhaupt läuft durch diese Chroniken eine Vermischung von Sage und Geschichte derselben unzulässigen Art, die wir bei Jornandes bemerkt haben (vgl. Grimm S. 203). Noch zu Anfang des 16ten Jahrhunderts ist Aventin (Joh. Turnmayr, geb. 1477,

[1] Frühe Spuren einer sagenhaften Auffassung Theoderichs s. in den Excerpt. de Odoacre, Theoderico u. s. w. hinter Ammian. Marcell. ed. Gronov. S. 719—21.

gest. 1534, schrieb nach 1512), den man sonst den Erzvater deutscher Geschichtschreibung nannte, von der heimischen Heldensage, die er noch im Munde des Volkes lebend fand, so sehr bewältigt, daß er den elfenhaften Laurin, den Mönch Ilsan und den getreuen Eckhard (Larein, Ilsing, Högkar), als uralte Könige von Deutschland aufzählt (Baierische Geschichte 1580. Bl. 36. 38).

Gerne verwob man auch die Sage mit den Namen fortlebender, fürstlicher und Adelsgeschlechter, denen man dadurch höheren Glanz zu verleihen dachte, oder in denen wohl auch von Alters her solche Erinnerungen gehegt waren. Für die Amelungensage ist dieses der Fall mit einigen Fürstenhäusern des südöstlichen Deutschlands, welche dort vom 9ten und 10ten Jahrhundert an sich mächtig erhoben.

Das Haus Andechs hatte seine Stammsitze in Oberbaiern, um den Ammersee und den Würmsee. Jenseits der Alpen waren die von Andechs Markgrafen in Istrien und seit 1181 (Hormayrs Werke III, 167) führen sie den Titel als Herzoge von Dalmatien oder Meran, ein Name, den wir zuvor schon als sagenberühmt kennen gelernt haben. Von den heimischen Besitzungen hießen sie Grafen zu Wolfratshausen und zu Dießen. Auf den Preis dieses Hauses ist es im Gedichte vom König Rother abgesehen. Als Rother nach seinen gefangenen Boten, darunter sieben Söhne Berthers von Meran, gen Constantinopel fährt, da befiehlt er sein Reich Amelgern von Tengelingen (V. 742—747). Aber von sechs Markgrafen werden die Lande verstört; sie wollen den Herzog Hademar von Dießen zum Könige haben. Indeß wird Wolfrat, Amelgers Sohn, schwertmäßig, er waltet über Land und Leute, bis Rother wiederkehrt (V. 2947—67). Zu des Königs zweiter Fahrt nach Constantinopel verspricht Wolfrat zwölftausend Ritter, seinem Verwandten Lüpolt, dem Sohne des Herzogs Berther von Meran, zu Liebe; denn als Wolfrats Vater vertrieben war, gewann ihm Berther sein Land wieder und erschlug seinen Feind, den Herzog Elvewin[1] vom Rheine (V. 3402—33). Smaragde und Jacchante leuchten im Wettstreit über das Feld, als unter schneefarber Fahne der junge Held Wolfrat sein bairisches Reitervolk, 50000 Erlesene, dem Könige zuführt. Mann und Roß sind in Seide gekleidet; nie beschien das Licht so manchen

[1] Vgl. Conybeare S. 60. Z. 139: Mid Aelfwine. Vgl. S. 18. Z. 194. S. 20. Z. 230.

goldgezierten Helm. Man seh' es den Baiern noch immer an, meint der Dichter, da sei noch mancher Mann in schmuckem Gewande.

Iz scînet den Beyeren immer mêr an;
dâ ist noch manich wâtziere man.

(V. 3474—76. 3560—83.) Herrlich kämpft dieser Held und seine Schaar, daß man immer davon sagen muß (V. 4214 f. 4258—67. 4333—72). Darum, als Rother nach der Heimkehr seine Getreuen mit reichen Lehen bedenkt, giebt er dem Herrn von Tengelingen Österreich, Böheim und Polen. Hier, wie an andern Stellen, ist der Dichter voll vom Lobe dieses Geschlechtes. Von keinem andern ist so mancher theure Held entsprungen. Alle noch starben sie so, daß sie nie Unrechts wider jemand bezichtet wurden; gewaltig ohne Übermuth, weisen Sinns, werden sie Fürstennamen tragen, so lang diese Welt steht. Daß nun unter dem gerühmten bairischen Fürstenstamme der von Andechs verstanden sei, ergeben die Namen. Tengelingen, wovon er im Gedichte benannt wird, ist Denklingen (Denchlingen in einer Urkunde von 1186. Lang, Regest. rer. Boic. I, 331) in der Gegend des obern Lechs, wo die Andechser zu Hause waren; unferne liegt Dießen, wovon sie den Grafentitel führten und wo sie ihre Burg zum Kloster umwandelten; zwar ist im Liede Hademar von Dießen ein Feind der Herren von Tengelingen, wohl aber mag dieses auf alte Fehden mit Stammgenossen und Nachbarn deuten; auch erinnert Hadmarsberg bei Dießen ebenso an jenen Hademar, wie das nahe Wolfratshausen, welches gleichfalls einer andechsischen Grafschaft den Namen gab, an den Helden Wolfrat, der als Stammvater des fürstlichen Geschlechtes im Gedichte hochgepriesen wird. Österreich, Böheim und Polen empfängt er zum Lohne treuer Dienste und wird dadurch der mächtigste Fürst bei dem Meere, was nur dann einen Sinn giebt, wenn für Österreich Isterreich gelesen wird. Markgrafen in Istrien waren die Andechser seit 1173 (Hormayr III, 181. 188). Der Herzogsname von Dalmatien oder Meran gieng erst 1181 auf sie über, nach dem Erlöschen der gleichfalls oberbairischen Grafen von Dachau, welche solchen von 1140 an geführt hatten. Die Schwester des letzten Dachauers war mit Berthold IV von Andechs, Markgrafen in Istrien, vermählt. So erscheinen auch im Gedichte die Helden von Meran noch neben denen von Tengelingen, obgleich mit diesen verwandt. Berther von Meran und seine Söhne spielen darin eine wichtige

Rolle und werden stets in Ehren genannt, doch ist es auf ihr Lob nicht so augenscheinlich abgesehen, wie auf das der Tengelinger, welche sonst nicht so wesentlich in die Handlung eingreifen. Es läßt sich nach all diesem muthmaßen, daß das Gedicht vom König Rother zwischen 1173 und 1181 so gestaltet worden sei (vgl. Grimm S. 53). Der Markgraf Berthold (IV) von Istrien, welcher in diese Zeit fällt, erscheint auch sonst als ein Freund der Dichtkunst; in einem noch vorhandenen Schreiben erbittet er sich von dem Abte Rupert zu Tegernsee (von 1155—86) zur Abschrift libellum teutonicum de Herzogen Ernesten (Hormayr III, 238. Freyberg, Geschichte von Tegernsee S. 284). Auch späterhin sind die Fürsten dieses Hauses den Sängern hold und gefeiert.

Dem andechsischen benachbart war das berühmte Fürstenhaus der Welfen. Von diesen sagt Aventin (Bl. 363 a), daß sie ihren Ursprung von dem Helden Wolfdietrich herleiten wollten. In den Liedern selbst findet sich keine Hindeutung auf sie; der Anlaß mag in dem Anklange der Namen Welfen und Wölfinge liegen, oder in der entfernten Ähnlichkeit der welfischen Stammsage (Grimm, deutsche Sagen II, 233—36) mit den Erzählungen von der Entstehung des Namens Wolfdietrich.

Das dritte Fürstengeschlecht, welches hier zu nennen, ist das der steirischen Ottokare d. h. der Grafen im Traun- und Chiemgau, Markgrafen und später Herzoge von Steier, in welchem Hause, bis zu dessen Aussterben 1192, der Name Ottokar, Otaker, Jahrhunderte hindurch herrschend war (Hormayr III, 214 ff.). Die Beziehung desselben zur Heldensage ist diese: Otacher, der geschichtliche Odoacer, erscheint im Kaiserbuche, das zwischen Fabel und Geschichte zu vermitteln sucht, als ein Fürst zu Steier, der von Ecius (Aetius) verlockt wird, aus seinem Lande, wo er nur Gebirg und Enge hat, hervorzubrechen, und dann zu Rom sich krönen läßt; aber Dietrich, Sohn Dietmars von Meran, hilft dem Kaiser Zeno, erschlägt den Ecius in der Schlacht vor Raben und belagert Otachern, der mit den Überresten des Heers sich in die Stadt geflüchtet (Hormayr III, 268 ff. Altd. Wäld. III, 278 ff.). Schon früher ist bemerkt worden, daß, nach dem Bruchstücke des alten Hildebrandliedes, Hildebrand mit Dietrich vor Otachers Neide ostwärts geflohen. Und so kennen auch lateinische Chroniken des 11ten und 12ten Jahrhunderts die Sage, daß Ermenrich auf Anstiften seines Verwandten Odoacer, der hier den Sibich der Lieder vertritt, seinen Neffen Theoderich zu Attila vertrieben habe

(Grimm 24 f. 32 f. 37). Auch sonst sind in die Heldenlieder von den Amelungen Namen bekannter Geschlechter eingeflochten. So kämpfen auf Ermenrichs Seite Herren von Schwangau (in Oberbaiern. Rab. Schlacht Str. 710 f.), von Zähringen (ebd. 716. Dietrichs Fl. 8611).

Dem milden Rüdiger, Etzels Markgrafen zu Bechlarn, dessen Burg stets den Gästen offen steht, wo sie in weitem, schönem Bau, darunter die Donau hinfließt, gegen die Lüfte sitzen, ihm hat man eine gastliche Aufnahme in die Geschichte nicht versagen können; ohne erweislichen Grund ist er in einer Chronik von 1343 als ein geschichtlicher Markgraf von Österreich aufgeführt (Nibelungen 5294—96. Hagens Anmerkungen S. 137—140. Grimm S. 99. Lachmann, Kritik S. 10 f.). Wenn nun hier ein Sagenheld in der Geschichte Fuß gefaßt, so ist umgekehrt ein geschichtlich einflußreicher Mann, Pilgrim, aus edlem Stamm entsprossen, von 970 Bischof zu Passau, später zu dem auf sein Betreiben hergestellten Erzbisthum Lorch erhoben, eifriger Bekehrer der Ungarn, gest. 991, in die Dichtung eingetreten und hoch in die Zeit hinaufgerückt, als Mutterbruder der burgundischen Könige, der Kriemhilden, seine Nichte, und nachher ihre Brüder auf der Reise in Etzels Land zu Passau freundlich empfängt und zuletzt ihr schreckliches Geschick durch seinen Schreiber Konrad in Latein niederschreiben läßt. (Hagens Anm. S. 160—165. Klage Z. 2145 ff.)

Daß der Name Nibelung, Nivelung, sich in den Urkunden als ein fränkischer erweise, ist bereits angeführt worden. Insbesondere war er erblicher Familienname in dem erloschenen Geschlechte der Dynasten von Hardenberg, die zu Hardenberg und Hardenstein an der Ruhr, im ripuarischen Franken, saßen. Er kann hier urkundlich als solcher von der Mitte des 12ten Jahrhunderts bis in das erste Viertel des 15ten verfolgt werden. Auch findet sich als Wappen dieses Geschlechts ein aufgerichteter Drache und der letzte dieser hardenbergischen Nivelunge hatte nach der Erzählung eines gleichzeitigen Schriftstellers, um das Ende des 14ten Jahrhunderts, auf seiner Burg Hardenstein an der Ruhr einen Hausgeist, der sich König Goldemer nannte (Goldemar ist sonst in den Sagen von Dietrich der Name eines Zwergkönigs) und wie Elberich das Saitenspiel lieblich zu rühren verstand, lusit dulcissime in instrumento musicali chordis aptato. (Gobelin. Persona in seinem Cosmodrom. bei Meibom, Script. rer. Germ. Th. 1, S. 286. Die urkundlichen Notizen

über dieses Geschlecht sind zusammengestellt bei v. Ledebur, Island und Nibelungenland. Dorow, Denkm. II, 59—61. Vgl. Grimms Heldensage 174. 338. Mone, Quellen I, 25. Über den Namen Nivelo in französischen Adelsgeschlechtern s. Mone I, 23 f. 35 f.)

Im Norden wird durch des selbst noch sagenhaften Dänenkönigs Ragnar Lodbrok (gest. 799) Vermählung mit Aslög, Sigurds angeblicher Tochter von Brünhild, die Stammtafel der Könige in das Heldengeschlecht der Wölsungen hinaufgeführt.

Noch ist hier eines angelsächsischen Gedichtes zu erwähnen, des Lieds vom Wanderer, herausgegeben in Conybeares Illustrations of Anglo-Saxon Poetry. London 1826. 8. S. 9 f. [Grein, Bibl. der ags. Poesie I, 238]. In diesem Liede des 7ten bis 8ten Jahrhunderts ist ein Sänger gedacht, der, einem angelsächsischen Königsgeschlechte dienend, die ganze bekannte Welt durchzogen hat und nun in der Meethalle singt, was er von den Völkern und ihren Herrscherstämmen gesehen und erfahren hat. Unter den vielen, nun ganz verhallten Beziehungen, neben denen auf Alexander und Cäsar, kommen auch solche vor, die in unsrer Heldensage anlauten. Ätla herrschte über Hunnen, Eormanrik über Gothen, über Burgunden Gifica (Gibich). Bei den Burgunden hat der Sänger von Guthere (Gunther) einen Armring empfangen, ein ergötzliches Kleinod, als Lohn des Gesanges (Grimm S. 18—20). Östlich von England hat er die Heimath Eormanrics, des zornigen, treulosen besucht und ist auch von diesem Gothenkönige mit einem Armringe beschenkt worden. Im Lande der Gothen hat er auch die Herelingen (Harlungen) Emerka und Fridla (Imbreck und Fritil), ferner Theodric und Sifeca (Sibich) besucht; die Gesellen Wudga und Hama (Wittich und Heime), die ausländischen goldbewundenen sah er den gellenden Speer werfen, über Männer und Weiber herrschen.

So finden wir auch hier, sehr frühe schon, das Reich unsrer Sagenkönige, in historisch-geographischer Ansicht, über die Welt verbreitet.

Aber nicht etwa bloß an den Höfen der Großen und zur Verherrlichung angesehener Geschlechter war die Heldensage gangbar; hinreichend ist bezeugt, daß das Volk, die Bauern, von jenen Helden gesagt und gesungen haben.

Chronic. Quedlinburg. (aus dem Ende des 10ten und Anfang des 11ten Jahrhunderts): Et iste fuit Thideric de Berne, de quo cantabant rustici olim. (Grimm S. 32.)

Chron. ursp. (erste Hälfte des 12ten Jahrhunderts): vulgari fabulatione et cantilenarum modulatione. (Ebend. 36.)

Otto Frising. (ebens.): vulgo dicitur. (Ebend. 38.)

Königshoven, Elsäß. Chron. um 1386: Dieterich von Berne, von dem die geburen also vil singent und sagent. (Ebend. 281.)

Aventin (Anfang des 16ten Jahrhunderts), Annal. Bojor. 165: Nam et adhuc vulgo cantatur (Attila) et est popularibus nostris, etiam litterarum rudibus, notissimus. (Ebend. 302.)

Derselbe, baierische Chronik Bl. 259[a]: Vnser Leut singen vnd sagen noch viel von jm [Dietrich v. Bern], man findet nit bald ein alten König, der dem gemeinen Mann bey vns so bekannt sey, von dem sie so viel wissen zu sagen. (Ebend. 379.)

An Denkmäler der Natur und der Menschenhand hat sich die Sage vielfach angeknüpft. Wir können solche auf einem weiten Wege vom südlichen Amelungensitze bis nördlich zum scandinavischen Sunde verfolgen. Es hat vielleicht einigen Reiz, Städte und Gebirge auch einmal mit offenem Auge für dasjenige, was von heimischer Sagenpoesie darauf abglänzt, zu durchwandern.

Zu Verona zeigte man Dietrichs Haus; ein Schriftsteller des 12ten Jahrhunderts (de fundat. monast. Gozecensis. Grimm S. 40) erwähnt desselben auf eine Weise, daß darunter die Überreste des römischen Amphitheaters verstanden scheinen. In den Epistolæ obscur. vir. (Anfang des 16ten Jahrhunderts [S. 210 Böcking]) heißt es davon:

Et una sabbatorum venimus ad Veronam. Illa est pulchra civitas, habens muros, castra et fortalitia. Et vidimus ibi domum Ditheri de Bern, ubi ipse habitavit et ibi superavit et mortificavit multos gigantes, qui bellaverunt cum ipso. (Grimm S. 303.)

Des Wunderhauses, welches Dietmar, Dietrichs Vater, zu Bern gebaut, erwähnt auch die schon angeführte Reimchronik Heinrichs von München (Grimm S. 202. 204. Vgl. 189). Nach dem prosaischen Anhang zum Heldenbuch ist die schöne, starke Burg zu Bern in drei Nächten vom Teufel gebaut worden. (Ebd. S. 294.)

Ziehen wir, die Straße der Helden, an der Etsch hinauf, so kommen wir zur Burg an der Klause, oberhalb Trient, welche Hildebrands Burg hieß.

Arnold. Lubec. (schrieb zwischen 1171 und 1209) l. 7, c. 18: quo [Tridento] relicto venit ad transitum arduum montibus præclusum, qui

Veronensium clusa dicitur, ubi castrum est firmissimum, quod ex longa antiquitate urbs Hildebrandi dicitur. (Grimm S. *49.)

Weiter aufwärts im Etschland, im Schlosse Tirol, wurde der Harnisch des Zwergkönigs Laurin gezeigt.

Aventin, bair. Chron. Bl. 36ª: Die von Tyrol am Oschland (Horm. III, 196: Oetschland) zeigen noch den Harnisch König Lareyns, vnnd der gemein Mann solts jhnen gleich glauben, daß ers sey. (Grimm S. 302.)

Schreiten wir aus dem Etsch- und Eisakthal, auf dem großen Heerweg, über den Berg Isel, so liegt an dessen Fuße, kaum eine Viertelstunde vor Innsbruck, die Prämonstratenserabtei Wilten (Veldidena). Man wundert sich hier an der im neuern Stil erbauten Stiftskirche, in den Nischen am Eingang, zwo ausgehauene Riesengestalten, mit Schwert und Keule, zu erblicken. Erkundigt man sich um ihre Bedeutung, so erfährt man aus Legende und Volkssage, daß es die Riesen Heymo und Thyrsus seien. Heymo sei im Jahr 860 vom Rheinstrome her gekommen und habe bei Seefeld im obern Innthale den ihm an Größe und Stärke nicht ungleichen Helden Thyrsus im Kampf erschlagen. Der Ort, wo des letztern Burg gestanden, oder wo der Zweikampf geschehen, heiße noch „am Thyrsenbach“ und eine daselbst an der Straße befindliche Kapelle zeige gleichfalls die Abbildung der beiden Riesen. Zur Sühnung dieser That habe Heymo den Bau der Kirche und des Klosters Wilten begonnen und selbst dabei als der geringste Arbeiter Hand angelegt. Aber vom nahen Thalgeklüft, von wo die Sill in rauschendem Falle herabstürzt, sei jede Nacht aus finstrer Felsschlucht (noch jetzt die Drachenhöhle genannt) ein Drache gekommen und habe das Werk des Tages zerstört, auch Menschen und Vieh großes Unheil zugefügt. Heymo habe das Ungethüm erlegt und ihm die Zunge ausgerissen, die man noch neuerlich im Kloster wißbegierigen Pilgern zeigte. Er sei als Laienbruder 875 gestorben und im Chore beigesetzt worden. Oft habe man seine Grabstätte ausfindig machen wollen; der letzte Versuch habe den Einsturz der Kirche zur Folge gehabt. Ich glaube, die Spur dieses Heymo, nicht in der Klosterkirche, sondern in der Heldensage gefunden zu haben. Heymo ist mir der Heime der deutschen Lieder, den wir als Mordrecken bei Alpharts Tode kennen gelernt haben. Er hieß, laut der Vilt. S. C. 17, nach einem grimmigen Drachen dieses Namens, der gleichen Gemüthsart wegen. Er reitet südwärts über das Gebirg, um sich mit Dietrich

von Bern zu messen. Mit diesem besteht er einen gewaltigen Kampf und wird nur dadurch überwunden, daß ihm sein Schwert zerbricht. In spätern Jahren begiebt er sich reuig in ein Kloster (Vadincusan S. 615 [S. 368 Unger] schwed. Wadhinkusan). Als aber das Kloster von dem Riesen Aspilian bedrängt wird, besteigt er wieder sein altes Roſs, das Steine zum Kirchenbau gezogen (S. 609), und erschlägt den Riesen im Zweikampf (C. 387 f.). Leicht erkennt man in den Grundzügen dieser Sagen von Heime die Ähnlichkeit mit der Legende von Heymo. Thyrsus, der Name des Riesen, mit welchem Heymo (Heime) zu kämpfen hatte, ist nichts anders, als das alte turso, Türse, was appellativ eben Riese bedeutet (Schmell. I, 458). Abermals eine, gewiſs sehr alte örtliche Anknüpfung der Amelungensage im Tirol. (Vgl. F. A. Graf von Brandis, des Tirol. Adlers immergrünendes Ehrenkränzel. Botzen 1678. 4. S. 33 f. v. Hormayr, Tiroler Merkwürdigkeiten und Geschichten. Th. 3. Wien o. J. S. 244—46. Grimm, deutsche Sagen I, 210 f. Beyrer, Wegweiser von Innsbruck.)

Wir wenden uns den Rheingegenden zu. Die Überarbeitung des Nibelungenliedes nennt (4020ᵃ), wie schon erwähnt worden, ein Dorf Otenheim, vor dem Otenwalde gelegen, wo noch der Brunnen fließe, über dem Siegfried erstochen worden. Von den verschiedenen Orten dieses Namens kommt der im Liede bezeichneten Lage am nächsten: Odenheim im Kraichgau, ein vormaliges Reichsstift, zwischen Sinsheim und Bruchsal; zwei Stunden nordwärts davon heißt das Gebirg schon Odenwald (vgl. Heldensage S. 150. Mone, Quellen I, 5 f.). Doch liegt auch dieses dem eigentlichen Schauplatz zu ferne und jenes Dorf Otenheim[1] ist wohl als ein verschollenes zu betrachten. Zeichen des Andenkens an Siegfried glaubt Leichtlen (Neuaufgefundenes Bruchstück des Nibelungenliedes. Freiburg 1820) in den Siegfriedsbrunnen zu erkennen, deren er zwei in Urkunden erwähnt gefunden hat: den ersten, in einer Urkunde um 1330, unweit Freiburg im Breisgau, den andern, in einer Urkunde von 1418, nahe bei Villingen. Grimm (S. 154 f.) bemerkt hierüber, daß die Brunnen in jener Zeit häufig solche besondere Namen geführt

[1] Im Weisthum von Hirschhorn (am untern Neckar, am Rande des Odenwaldes) und im dortigen Jurisdictionalbuche von 1560 kommen Entrichtungen vor, welche Probst, Dechant und Capitel zu Odenheim jährlich auf das Schloß zu Hirschhorn zu leisten haben (J. Grimm, Rechtsalterth. 257. 359. 374).

haben, deren er mehrere nachweist; indessen hält er es doch für möglich, daß die Erinnerung an die Sage, durch die einsame und schauerliche Lage eines Waldbrunnen angeregt, ihm einen solchen Namen ertheilte, der etwa so viel als Mordbrunnen aussagte. Laut derselben Überarbeitung (4584 ff.) liegt der kühne Held Siegfried in einem langen Sarge im Kloster zu Lorsch, wohin sein edles Gebein von Worms aus gebracht und daselbst zum zweitenmal begraben worden. Auch Frau Ute, Kriemhilds Mutter, welche (wovon freilich die Geschichte nichts weiß) diese Fürstenabtei gestiftet und dort ihren Sedelhof (Wittwensitz) gehabt, liege daselbst noch in einem Sarge bestattet.

Zu Worms selbst war Siegfrieds Gedächtnis lebendig. Der Name der Stadt sollte von dem großen Wurme herrühren, der die Königstochter durch die Luft entführt und welchen Siegfried im Odenwald erschlagen; ein fliegender Drache war auch Schildhalter des Stadtwappens, worin ein Schlüssel, derselbe, den Siegfried dem Riesen abgenommen und damit den Drachenstein aufgeschlossen. Der Held nebst dem Drachen und der Jungfrau mit ihren Brüdern stand an einem überalten Gebäu, die Münze genannt, auf dem Markt, abgemalt; dabei hieng Gebein von Riesen und Drachen, die Siegfried überwunden, in eiserne Ketten gefaßt. An Thor und Mauerturm sah man dergleichen Bilder. Ein großes, altes Haus, vermuthlich einst die Wohnung fränkischer Könige, Herzoge oder Grafen, hieß das Riesenhaus, und eine naheliegende Aue im Rheine (nach andern ein Feld am Ufer desselben) wie noch jetzt, der Rosengarten, wo die Heldenkämpfe stattgefunden. Auch Siegfrieds Speer, ein ungeheurer Baum, wurde gezeigt und des Helden Grab in der Kirche der heiligen Cäcilie. Als Kaiser Friedrich III (1440—1493) vom Feldzug in den Niederlanden zu Worms ausruhte, und die Wundersagen von dem riesenhaften, fast durch ganz Deutschland besungenen Helden zu seinen Ohren kamen, gelüstete ihn, den Gebeinen des Riesen nachgraben zu lassen, wie zu Wilten nach Haymos gegraben worden. Man wühlte die Erde auf, doch ohne die mindeste Spur zu finden, bis das Wasser hervorquoll, auf den lebendigen Quell der Poesie hinweisend. Auch heimischer Gesang von diesem eingebürgerten Helden wurde zu Worms gepflegt: wer in der Schule der Meistersänger die Geschichte vom hörnernen Siegfried aus dem Kopfe tadelfrei singen konnte, empfieng vom Rathe der Stadt, alter Gewohnheit nach, ein Stück Geldes zur Verehrung.

Diese Nachrichten von Fischart, Freher, Quad von Kinkelbach, Staricius, Schriftstellern aus der zweiten Hälfte des 16ten bis zur Mitte des 17ten Jahrhunderts finden sich bei Grimm S. 311. 315—317. 319 f.

Die Heidelberger Handschrift 405 enthält eine gereimte Beschreibung des im Jahr 1575 zu Worms gehaltenen Armbrustschießens durch Lienhard Flechsel, Pritschmeister von Augspurg. Auch dieser erzählt, wie er auf seinem Gange durch die Stadt die in Eisenketten an der Münze aufgehangenen Riesenbeine, dann an der Trinkstube die Riesen mit ihren Eisenstangen und Krimhilden mit einem Kranze gemalt gesehen habe.

Bl. 13b: Wie ich bin zuo der Müntz ganngen
An Eissenketn sach ich hangen
Mechtig vill grosse Rissen bain
Ich stünd darbey was nit allein
Besach mir der bain gleich ebn gnug.

Den Drachenfels an der Haardt ($1^1/_2$ Stunden von Dürkheim in Rheinbaiern), einen steil und kühn aufragenden Felsvorsprung, hat die Volkssage schön ausersehen zum weitschattenden Horste des Drachen, daraus die Jungfrau traurig in die Ferne geblickt, und zur Kampfstätte, die von Siegfrieds Ringen mit dem Ungethüm erzittert.

Schreibers Handbuch für Reisende am Rhein, 2te Auflage S. 72:

Dieser Fels tritt aus einem der höchsten Berge der Gegend hervor und bildet eine Terrasse, unter welcher sich eine Aushöhlung, wie ein Brückenbogen, befindet, wo man auf der einen Seite das anmuthigste Gemälde des Rheinthals [wohl auch den Blick auf das nahe Worms], auf der andern die ganz verschiedene Darstellung des Überblicks waldiger Gebirge sieht. In den Legenden des Landmanns spielt derselbe die bedeutende Rolle des Orts, wo der gehörnte Siegfried die geraubten Töchter des Landes aus der Gewalt des Drachen befreite.

Ein anderer Drachenfels, entfernter von Worms, erhebt sich im Siebengebirge, gegenüber von Bonn. Er ist der steilste von den Siebenbergen und trägt auf seiner Felswand alte Burgtrümmer. Dieser Drachenfels, mons draconis, wird in Urkunden des 12ten Jahrhunderts genannt (bei Günther, cod. dipl. Rheno-Mosell. I. Grimm S. 155). Von ihm sagt Schreiber S. 277:

An dem südwestlichen Abhang, in der untern Hälfte, bemerkt man die enge aber hohe Öffnung einer Höhle, worin, der Sage nach, der Drache hauste, welchen der hörnerne Siegfried erschlug.

Ob nicht erst seit dem neuerregten Interesse für das Nibelungenlied die Siegfriedssage hieher bezogen worden, muß ich unentschieden lassen. Im Rheinischen Antiquarius von 1744 (S. 669) steht nichts hierüber. Dagegen habe ich in: Teutscher Nation Herligkeit, durch Matthis Quaden von Kinkelbach (Cölln a. Rh. 1609) folgende Sage gefunden:

Cap. 77, S. 293: Der nahm Drakenvels aber ist jhm [dem Berge bei Bonn] daher entstanden: Es hat vor alten Zeiten ein Drach oben auff diesem Berg seine Wohnung gehabt, welcher beid Menschen vnd Vieh gantz sehr schedtlich was, denselben ertödet ein stoltzer Ritter burtig aus Griechenland, oder ja von einem Griechischen Vater her geboren. Deßhalben jhm seine menliche und kühne That wider vergolten ward vnd man gab jhm denselben Berg, mit eim guten Theil daran gelegener Landtschafft, vnndt verheyrathete jhn an die Dochter des Veldtöbersten der Quaden die sich zu Oberwinter niedergeschlagen hatten.

Man erkennt hier leicht die Sage von Wolfdietrich, der von Griechenland, Constantinopel, gekommen, die Lindwürme erschlagen und dafür die Hand Sidrats mit den Landen ihres von diesen Würmen getödteten Gemahls Otnit empfangen. Die Quaden sind ein gelehrter Zusatz. Daß die Abenteuer Wolfdietrichs am Niederrheine volksmäßig bekannt waren, zeigt die Darstellung eines solchen in einem alten holländischen Volksliede (de Jager uyt Grieken), dessen Held ein griechischer Königssohn ist (Altdeutsche Wälder I, 161 ff. Pantheon, von Büsching und Kannegießer III. 1810. S. 115 ff.)

Brünhildenbett, einst urkundlicher Name eines Felsensteins mitten auf dem hessischen Feldberge, erinnert an Brünhilds Zauberschlaf auf dem Gebirge. Urk. v. 1043: lapis qui vulgo dicitur lectulus Brunnihilde. Auch in einer Urk. von 1221. Grimm S. 155. N. v. d. Hagen, Eddalied. VIII, 42. Not. 51: in medium montem Veltberc, ad eum lapidem, qui vulgo dicitur lectulus Brunehilde. Vgl. Schreibers Handb. 442. Über Kriemhildensteine s. Grimm a. a. O.

Alzei, woher der tapfere Spielmann Volker benannt ist, führt noch die Geige in Wappen und Siegel, und davon heißen die Alzeier in der Umgegend spottweise die Fiedler. Auch adeliche Geschlechter, die Truchseße, die Winter von Alzei, hatten dieses Wappen, und in dem Alzeier Weisthum, muthmaßlich aus dem 14ten Jahrhundert, werden die Volkerte als Mitbesitzer eines Hofes genannt (Storck, Darstellungen aus dem preußischen Rhein- und Mosellande. Bdch. I. Essen 1818. S. 256

Heldensage, in einigen Hauptpuncten aufgefaßt worden: bei der Nachricht von Ermenrichs eigenthümlicher Todesart seien wir im Stande, beides, Geschichte und Sage zu vergleichen und ihre völlige Verschiedenheit zu bemerken; während die Geschichte den ostgothischen Theodorich als einen in allen Unternehmungen glücklichen, in unbestrittener und glänzender Übermacht herrschenden König darstelle, sehen wir den Dietrich der Sage von der Gewalt seines Oheims unterdrückt, in beständigem Kampfe gegen sein hartes Geschick den grösten Theil seines Lebens bei einem fremden Könige zubringen; erst nach seines Gegners Tode wag' er in sein Reich zurückzukehren; Etzels feigherziges Wesen (es ist wahr, er spielt bei aller Bekleidung mit äußerer Macht doch als Charakter in den Liedern eine geringe Rolle) stehe wieder in völligem Widerspruche mit der Geschichte.

Ich halte für überflüssig, diese Widersprüche mit weitern Beispielen zu vermehren oder näher ins Einzelne auszuführen. Aber bedeutender noch, als die Widersprüche, nach Umfang und Gehalt, drängen sich diejenigen Erscheinungen hervor, auf welche eine eigentlich historische Erklärung, eine Vergleichung mit bestimmten Personen und Ereignissen, gar nicht anschlägt, welche mit der Geschichte weder im Widerspruche noch im Einklang stehen und mitten durch solche geschichtliche Beziehungen unberührt hindurchschreiten, wie Geister, die durch Wand und Riegel ihren Gang nehmen. Und gerade diese Erscheinungen sind es großentheils, welche Phantasie und Gemüth vorzugsweise in Anspruch nehmen. Die Annahme, als hätte auch ihnen eine geschichtliche Unterlage nicht gefehlt und wäre nur diese jetzt nicht mehr urkundlich nachweisbar, kann uns nicht befriedigen. Nicht bloß weil wir zugleich dieselben Widersprüche anzunehmen hätten, welche sich da gezeigt, wo wir die Sage mit der Geschichte zu vergleichen im Stande waren, sondern hauptsächlich weil uns die Sage großentheils solches erzählt, was nie und nirgends wirklich so geschehen sein konnte, und wir uns schon damit auf einen idealen Grundbestand derselben hingewiesen finden.

Bevor wir nun in dieser Erörterung weiter gehen, gebe ich litterarische Notiz von solchen, mir bekannten Schriften, welche sich hauptsächlich mit dem Geschichtlichen und Örtlichen in der Heldensage beschäftigen oder sonst hier vorzüglich in Betracht kommen; wie ich denn auch sonst das über die Heldensage Geschriebene, dessen schon eine ansehnliche

Litteratur ist, jedesmal bei demjenigen Gesichtspuncte anzeige, der in den einzelnen Schriften der vorwaltende ist.

Es wird sich schon bei einer kurzen Anzeige bemerklich machen, daß von andern noch manche geschichtliche Beziehungen versucht worden sind, die ich in der obigen Darstellung übergangen habe, und so auch umgekehrt. Man kann hier über den einzelnen Fall leicht verschiedener Meinung sein und ich gedenke auch die Abweichungen nicht im besondern aufzuzählen und zu beleuchten. Die allgemeinern Normen aber, die mich geleitet haben, werde ich nachher angeben.

Johannes Müller (Geschichte der schweizerischen Eidgenossenschaft, Th. 1, Cap. 7) hat zuerst die geschichtliche Begebenheit, die Besiegung der Burgunden durch Attila, hervorgehoben und dann weitere Fragen aufgeworfen:

Ist in Hildich, deren Hochzeit Etzeln tödtlich war, Spur der Chriemhilde? Oder war der Untergang des Königs Gonthahar und seiner 20000 Mann, dessen Idacius bei 436 erwähnt, Chriemhildens Rache? Ist historischer Grund in der Fabel der Nibelungen? Kam von dieser Ausrottung der Großen, daß, da vielleicht Gonthahars im Jahr 436 unmündiger Sohn im Jahr 450 im Felde gegen König Etzel erschlagen wurde, der königliche Stamm der Burgundionen erlosch? Die anziehende Beleuchtung des ältesten, größten, originellsten Heldengedichts teutscher Nation ist nicht eine Sache weniger Zeilen, sondern ein Geschäft, des Schweißes der Edlen werth. (Göttl. S. 6 f.)

Die historischen Andeutungen wurden weiter verfolgt in Abhandlungen von A. W. Schlegel (im deutschen Museum 1812), von der Hagen, Grimm und andern, wie denn überhaupt niemand, der über die Heldensage schrieb, den historisch-geographischen Gesichtspunct, wär' es auch nur, um ihn streitig zu machen, ganz übergehen konnte. Ausschließlich oder doch vorherrschend ist derselbe in folgenden Abhandlungen eingehalten:

Über das Geschichtliche im Nibelungenliede von K. W. Göttling. Rudolstadt 1814.

Hier wird Siegfried in dem 575 ermordeten austrasischen Könige Siegbert, dem Gemahl der westgothischen Königstochter Brunehild, wiedergefunden (S. 22 f.). Hagen ist Egnius, ein fränkischer Feldherr, und in Volker wird Falko vermuthet, der den Frankenkönig Chilperich ermordet. So wenig ich diese speciellen Angaben einleuchtend finde,

miskenne ich doch nicht das Verdienstliche der Schrift in Aufsuchung des Geschichtlichen, die im Anfang auch nicht ohne Misgriffe abgehen konnte.

Von demselben Verfasser: Nibelungen und Gibelinen. Rudolstadt 1816.

Eine schon in der frühern Schrift angeregte Behauptung wird hier zu erweisen gesucht, daß nemlich der in den Heldenliedern des 12ten und 13ten Jahrhunderts hervortretende Gegensatz der Nibelunge gegen die Wölfinge in der Erscheinung des Kampfes der Gibelinen mit den Welfen seine Erklärung finde. (S. 62 oben. Vgl. 10 f. oben.) Nibelunge sei die ältere Form für Waiblinger oder Gibelinen (S. 29), Ermenrich sei durch Namensähnlichkeit vertwebt mit dem Gibelinen Heinrich IV und so erinnere der Meister Hildebrand an den Pabst dieses Namens u. s. w. (S. 93 f. oben. S. 87 unten.)

Nachtrag zu dieser Schrift: Isis 1818. S. 338 ff.

Es wäre ungerecht, eine Hypothese noch zu bestreiten, welche nach Verfluß von 12 Jahren, in welchen diese Studien bedeutende Fortschritte gemacht, vielleicht von dem Verfasser selbst aufgegeben ist, wiewohl wir sie bei andern noch immer spuken sehen. (Vgl. Mone, Quellen I, 32 f. oben. 39, 8. 53 ff.)

Neuaufgefundenes Bruchstück des Nibelungenliedes aus dem 13ten Jahrhundert von E. J. Leichtlen. (Auch: Forschungen im Gebiete der Geschichte, Alterthums- und Schriftenkunde Deutschlands. B. I, Heft 2.) Freiburg 1820.

Der Herausgeber des Bruchstücks hat demselben unter anderm „Aufklärungen über die geschichtlichen Personen des Liedes“ beigegeben, worin, neben manchen dankswerthen Nachweisungen z. B. über den Namen Nibelung, über die Siegfriedsbrunnen u. s. w., auch die Beziehungen auf Siegbert, Egnius u. s. w. näher zu begründen gesucht werden.

Isländ und Nibelungenland nach dem Nibelungenliede. Eine historisch-geographische Untersuchung von Leopold v. Ledebur. (In Dorows Museum für Geschichte, Sprache, Kunst und Geographie. Berlin 1827. Auch: Denkmäler alter Sprache und Kunst. B. 2.)

Der Verfasser, durch Untersuchungen in der Geographie des Mittelalters verdient, sucht zu entwickeln, daß unter Brünhilds Land nicht das nordische Island, sondern das zur heutigen Provinz Over-Yssel

gehörige Salland, das Isselland des Mittelalters (lateinisch Isalandia, S. 30) zu verstehen sei (S. 21); Norwegen des Nibelungenliedes sei Norwenich, eine vormalige Grafschaft im jetzigen Herzogthum Jülich (S. 43 f.); das Nibelungenland aber ein Gau des Mittelalters, Nievenheim, unweit Neuß am Unterrhein (S. 46). Schon ein Satz, von welchem der Verfasser ausgeht, das Geographische sei der Boden, auf dem sich das Geschichtliche bewege; während dieses durch des Dichters Phantasie ausgeschmückt und verändert erscheine, stehe jenes als der Schauplatz der Begebenheiten unverändert fest (S. 35), kann in seiner zweiten Hälfte nicht für richtig anerkannt werden; wir haben, besonders im letztern Theile unsrer Ausführung gesehen, daß die geographischen Anknüpfungen der Sage mit derselben Freiheit vor sich gehen, wie die historischen. Richtiger ist folgende Bemerkung S. 56:

> Dieses eigenthümliche Wesen der auf geschichtlichem Boden gewachsenen Sage, die bald wirklich historische Namen und Begebenheiten an uns vorüberführt, uns schnell Jahrhunderte durchfliegen läßt, das Wunderbare mit dem Natürlichen verbindet und Mythisches an das Wahre knüpft, eben dieser neckende Geist hat bei Untersuchungen des Geschichtlichen im Nibelungenliede auf tausend Irrwege und zu vielen einseitigen Ansichten geführt. Wo man gleiche Namen fand oder oberflächliche Ähnlichkeit in Ursache und Wirkung, da war unverkennbare Beziehung.

Allein diese Bemerkung scheint mir auf die geographische Hypothese des Verfassers selbst anwendbar zu sein, die weder Sprache, noch Inhalt der Lieder, noch Localsagen der Gegenden, wohin der Verfasser den Schauplatz verlegt, für sich hat.

Am Schlusse des Aufsatzes finden sich einige neue Nachweisungen über den erblichen Gebrauch des Namens Nivelung in dem erloschenen Geschlechte der Dynasten von Hardenberg an der Ruhr (S. 59 f.), wovon im Obigen Gebrauch gemacht wurde.

Über die geschichtliche Bedeutung des Nibelungenliedes. Ein Beitrag zur deutschen Sagengeschichte. Von Dr K. H. Hermes. Erster Artikel. Das burgundische Element der Nibelungensage. Morgenblatt 1829, N. 244—247.

Der Verfasser sucht darzuthun, daß die Sage, außer jenen ältesten geschichtlichen Anhalten im burgundischen Gesetzbuch und der Erzählung vom Untergange Gundikars, noch weiter ihren Kreislauf durch die

burgundische Geschichte genommen habe, so daß z. B. Crothilde, eine burgundische Königstochter, Gemahlin des Frankenkönigs Chlodwig, sich in Kriemhilden abgespiegelt. Die Parallele zwischen Sage und Geschichte ist hier weiter in das Einzelne gezogen, als ich sie für fruchtbar halte, worüber ich nachher mich im Allgemeinen erklären werde.

Über die Heimat der Nibelungen, von F. J. Mone, in dessen Quellen und Forschungen zur Geschichte der teutschen Litteratur und Sprache, Band I. Aachen und Leipzig 1830. S. 3—108.

Mone hatte in seinen frühern Schriften der Heldensage fast ausschließlich einen mythischen Gehalt, mit Ablehnung des historischen (Geschichte des Heidenthums II, 292 γ. 312) zuerkannt; in dieser neuern Abhandlung verfolgt er nun aufs Eifrigste die geschichtlichen und örtlichen Beziehungen der Sage. Daß diese Nachweisungen mit manchen seiner frühern Ansichten im Widerspruche stehen, bemerkt er selbst ausdrücklich am Schlusse (S. 108 oben). Während er im Einzelnen die Forschung mehrfach fördert, z. B. in den urkundlichen Belegen des Namens Nibelung, in der Beziehung der Harlungensage auf dasjenige, was Jornandes vom Schicksal der Heruler erzählt (S. 40 ff.), so geht er doch im Ganzen, wie sonst in der mythischen Richtung, so nun in der historisch-geographischen, meines Erachtens, viel zu weit. Er bestreitet Ledeburs Localisierung, der den Isenstein der Lieder zu Ysselmonde suchte, verlegt aber denselben nach dem benachbarten Ysselstein, wogegen sich dasselbe, wie gegen Ledeburs Hypothesen, einwenden läßt. Besonders abrr ist Mone allzu sehr geneigt, historischen Charakteren und Ereignissen, welche Ähnlichkeit mit den sagenhaften zeigen, darum auch einen unbezweifelten Einfluß auf die Bildung der Sage einzuräumen, dieselben als wirkliche Bestandtheile der Sage zu betrachten. So ist ihm bei den ältesten niederdeutschen Völkern der erste Siegfried Arminius, der Cherusker, der zweite der Bataver Claudius Civilis (S. 71. 73). Die Geschichte dieser germanischen Helden bietet wohl mehr oder minder ähnliche Züge mit der des Sagenheros dar und ich habe selbst früher das Verhältnis des Civilis zu Veleda mit dem des Sigurd zu seiner Valkyrie Brynhild zusammengestellt. Allein es liegt ein bedeutender Unterschied darin, ob wir ein bestimmtes geschichtliches Verhältnis für die Grundlage einer bestimmten Sagenbildung annehmen, oder ob wir es, ohne eine solche specielle Verknüpfung, als Beispiel

und Beleg älterer Sitte und Volksansicht zur Erklärung der Sage benützen. Auf diesen allgemeinern Gebrauch muß man sich beschränken, so lange nicht für die besondere Anknüpfung dringende Anzeigen vorliegen. Indem nun Mone den angegebenen Unterschied nicht eintreten und so vieles, auch entfernt nur Ähnliche für identisch gelten ließ, setzt sich ihm die Nibelungensage aus einer Reihenfolge geschichtlicher Personen und Vorfälle so stückweise zusammen, daß schwer einzusehen ist, wie sie auf solchem Wege ein organisches Leben habe erlangen und bewahren können.

Am meisten scheint es mir von Interesse zu sein, Sie mit den Ansichten von W. Grimm bekannt zu machen, der diesen Gegenständen so lange und tiefgehende Forschung gewidmet hat.

Seine Ansichten sind vorzüglich in folgenden Stellen der sein Werk über die deutsche Heldensage beschließenden Abhandlung über Ursprung und Fortbildung dieser Sage niedergelegt.

Die historische Erklärung (d. h. diejenige, welche geschichtliche Wahrheit für die erste Grundlage hält, nur mit freier Phantasie ausgebildet und durch die Zuthat des Wunderbaren geschmückt), scheint sicherer zu gehen (als die mythische, die aus der Göttersage); aber schon nach wenigen Schritten muß sie auf ihrer Bahn einhalten. Mehr als ein paar historische Namen kann sie nicht nachweisen; sie sieht sich genöthigt, auf zukünftige Entdeckungen zu hoffen, bis dahin aber allgemeinen Sätzen zu vertrauen. (S. 336 f.)

Neigung zu historischer Anlehnung und geographischen Bestimmungen verrathen schon die ältesten Denkmäler. Ich verstehe unter jener die Annäherung und Berührung der Sage mit der wirklichen Geschichte. Sie ist natürlich für eine Zeit, welche zwischen Poesie und Historie nicht unterscheidet und in die Wahrheit der Überlieferung keinen Zweifel setzt. Die Sage läßt dann geschichtliche Helden in ihr Gebiet eintreten oder sie knüpft ihre Erzählung an wirkliche Begebenheiten. Übereinstimmung der Namen kann eben so leicht Veranlassung gewesen sein,[1] als Ähnlichkeit der Ereignisse; überhaupt mögen viele der hier möglichen Fälle eingetreten sein. (S. 342.)

Nach dem was darüber [über die Frage, ob der Ursprung der Sage mythisch oder historisch sei] vorgebracht ist, darf ich als ausgemacht betrachten, daß die geschichtlichen Beziehungen, welche die Sage jetzt zeigt, erst später eingetreten

1 Wie denn Grimm für den Atli der nordischen Lieder die Beziehung auf den historischen Attila läugnet (S. 9) und die Einführung des Hunnenkönigs erst für eine spätere Veränderung hält (S. 345).

sind, mithin die Behauptung, daß jene Ereignisse die Grundlage bilden, aller Stützen beraubt ist. Noch eine andere, wie mir scheint, nicht geri gere Schwierigkeit macht die damit verknüpfte Vorstellung von absichtlicher, poetischer Ausbildung des historischen Factums. Der Dichter der Nibelungenoth muste darnach vorsätzlich chronologische Verstöße begehen und sehr genau wissen, daß die Gestalten, die er auftreten ließ, bis auf einige Namen, Geschöpfe seiner eigenen Einbildungskraft waren; gleicherweise konnte er sich über die Unwahrheit der Thaten, die er vollbringen ließ, unmöglich täuschen. Wie steht das in Widerspruch mit der nicht bloß in der frühsten Zeit, sondern noch bei den gebildetsten Dichtern des Mittelalters herrschenden Überzeugung von der vollkommenen Wahrheit der Überlieferung! ... Kann man glauben, daß gerade die, welche man sich als Verfasser jener Werke denkt, eine andere, der Klugheit unsrer Zeit entsprechende Ansicht nicht allein hegten, sondern auch mit ungewöhnlicher Schlauheit verbargen? Überall bricht ein ehrlicher Glaube an die Wahrheit durch, jede Zuthat nnd weitere Ausbildung galt für eine bloße Ergänzung derselben. Dieser Glaube ist freilich höchst naiv, aber nicht unverständig, denn er will in dem Gemüthe von Menschen, die Historie und Poesie zu trennen noch nicht gelernt haben, nicht mehr sagen, als daß hier nichts aus der Luft gegriffenes, sondern seiner letzten Quelle nach im wirklichen Leben begründetes aufgenommen sei. Setzt man hinzu, daß auf eine Wahrheit dieser Art das Ganze, wie jeder einzelne Theil, vollkommen denselben Anspruch machen könne und nach einer historischen Grundlage zu fragen vergeblich, ja sinnlos sein würde, da in dieser poetischen Läuterung und Herübernahme in das Gebiet des freien Gedankens jedes äußere Merkmal des Geschichtlichen leicht verschwinden muste, so hat man, wie es mir scheint, das richtige getroffen. (S. 397 f.)

Meine Ansicht, die mit der von Grimm in wesentlichen Puncten übereinstimmt, fasse ich, nach meiner Gedankenfolge, in folgende Sätze:

1. Wir haben es wesentlich mit Poesie zu thun. Es versteht sich also zum voraus, daß, sofern diese Poesie in Verhältnis mit der Geschichte tritt, es sich von einer durch die Phantasie erleuchteten, durch das Gemüth belebten und erwärmten Auffassung des Thatsächlichen, von einer vergeistigten Geschichte handeln müsse. Wir müssen aber noch insbesondere auf das zurückgreifen, was früher in der Einleitung zum gegenwärtigen ersten Hauptabschnitt über das Wesen der Volkspoesie gesagt worden ist. Diese ist uns die geistige Auffassung eines ganzen Volkslebens durch die Gesammtheit des Volkes. In solcher Ganzheit des Volkslebens sind nothwendig auch die äußern, geschichtlichen Schicksale des Volkes in ihren bedeutendern Zügen begriffen. Da wir jedoch niemals bis zur Wiege

der Völker zurückgehen können, so vermögen wir auch nicht bis zum Ursprung ihrer Poesie vorzudringen; er ist die unaufgefundene Quelle des Nils, diese Poesie fließt wohl gar, wie das Alterthum von seinen heiligen Strömen glaubte, von den ewigen Gestirnen herab. Jedem Zeitraum der Volksgeschichte, zu dem wir aufsteigen können, ist daher schon irgend eine Entwicklung der Volkspoesie vorangegangen.

Was nun so in jedem Zeitpunct Entwickeltes vorliegt, ist immer der jeweilige beste Besitz des geistigen Volkslebens, es enthält den Keim des weiteren Wachsthums und das Maaß der Kraft, die in neuen Bildungen und so auch an der neu hinzutretenden Geschichte sich versuchen kann. Der frühere Zustand ist je in dem späteren unverloren, das Fortschreiten aber um so mehr ein allmähliches, als hier die schwerere Bewegung einer ganzen Volksmasse und das ermäßigte Mittel der mündlichen Überlieferung obwalten. Jenes immer schon Vorhandene und immer neu und anders sich Erzeugende kann allerdings in seinen Bestandtheilen näher nachgewiesen werden und auf einer solchen Abtheilung beruht eben der Gang, den wir für die Erklärung der Heldensage eingeschlagen; hier jedoch mochte es genügen, das Geschichtliche als einen solchen Bestandtheil zu begründen zugleich und zu beschränken. Es ergiebt sich uns aus dem Vorgetragenen die Grundansicht, daß die Volkspoesie und ihr gröstes Erzeugnis, die Heldensage, weder überhaupt in der Geschichte für sich, noch weniger in irgend einem bestimmten Zeitraume derselben ihre Grundlage haben könne, daß sie aber durch jeden bewegteren Zeitraum der Geschichte einen auf sie selbst einflußreichen Durchgang genommen haben müsse.

2. Von dem bisherigen ausgehend muß ich mich zuerst gegen die Zweckmäßigkeit und Glaubhaftigkeit allzu specieller historischer Nachweisungen erklären. In den Einzelheiten erscheinen mir die Widersprüche natürlicher, als die Übereinstimmungen. Sowie in der Volkspoesie die Persönlichkeit der Dichter verschwindet, so nicht minder die Einzelheit der geschichtlichen Personen und Ereignisse. Die Gesinnung, die in einem Volke lebt, ist auf die Dauer mächtiger, als der gewaltigste einzelne Held, dieser wird sich in der poetischen Überlieferung stets nach jener gestalten; die Lebensansicht, die sich durch Jahrhunderte bildet, überwältigt jede einzelne Thatsache und verarbeitet sie nach sich. Erst wenn schon die schriftliche Aufzeichnung Platz gewonnen hat, können einzelne

Züge, die eben frisch im Gedächtnis sind, wie etwa jene Anekdote vom Löwen zu Constantinopel, Aufnahme für die Dauer finden. Das Individuelle, Charakteristische der epischen Gestalten ist nicht das Werk einer ängstlichen Bildnismalerei nach geschichtlichen Originalen, sondern das Werk des poetischen Triebes, der Ideen, Weltanschauungen, allgemein menschliche Verhältnisse in sichtbaren und lebendigen Gestaltungen darstellt. Die Dichtung geht hier den Gang der Schöpfungsgeschichte; erst sind Himmel und Erde geschaffen, bevor diese mit lebenden und webenden Einzelwesen bevölkert wird.

3. Auf der andern Seite aber kann ich das Geschichtliche, was in der Sage durchscheint, keineswegs für eine bloße Nomenclatur ansehen. Daher scheint mir z. B. Grimm zu weit zu gehen, wenn er behauptet, die historische Erklärung müste nach wenigen Schritten schon auf ihrer Bahn einhalten und mehr als ein paar historische Namen könne sie nicht nachweisen (S. 336 u. f.), die Übereinstimmung zwischen Dietrich von Bern und dem ostgothischen Theoderich beschränke sich auf ein paar Namen, Dieterich, Dietmar und Amelung. Ich kann es mit dieser Abweisung einer größern geschichtlichen Beziehung nicht wohl verträglich finden, wenn derselbe Verfasser (S. 70 f.) nicht für unwahrscheinlich hält, daß die berühmte catalaunische Schlacht der Dichtung einzelne Züge verliehen habe. Jornandes, sagt er, erzähle, ganz in dem Ton der Sage, ein Bach auf dem Schlachtfeld sei von dem Blut der Getödteten zu einem reißenden Strom herangeschwellt und, die der heiße Wundendurst dahin geleitet, seien von den Fluthen weggetragen worden, und die Unglücklichen haben das Blut getrunken, das sie vergossen; die Dichtung (Nibelunge Noth) drücke sich auf ähnliche Weise aus, das Blut fließe allenthalben aus dem Saal und die Durstigen trinken auf Hagens Rath davon. Auch anderwärts hat Grimm Übereinstimmungen zwischen Sage und Geschichte mit Sorgfalt nachgewiesen.

Was ich im Vorhergehenden ausgeführt habe, die Geschicke der Völker im Größern, die von Grimm selbst (S. 70) historisch bezogene Vertilgung der Burgunden durch die Hunnen, die feindlichen und freundlichen Verhältnisse der Hunnen mit den Gothen, der allmähliche Herabzug der Gothen vom Osten nach dem Westen, ihre Beziehungen zum griechischen Kaiserreiche und dann ihre Ansiedlung in Oberitalien, darin dürfte doch

mehr, als bloßer Namenanklang, sich fühlbar machen. Von dem Verfahren bei den historischen Anlehnungen und geographischen Bestimmungen, bei jener Annäherung und Berührung der vorhandenen Sage mit der wirklichen Geschichte, wie Grimm es nennt (S. 342), müssen wir uns eine möglich bestimmte Vorstellung zu machen suchen. Hier nun glaube ich, daß zuerst die Meinung abzuweisen sei, als wären auf dem Wege einer gelehrten Geschichtskenntnis die historischen Beziehungen in die Sage gekommen. Dafür sind sie zu eingreifend, zu lebendig und zu frühzeitig nachweisbar; schon das alte Hildebrandslied vom Schlusse des 8ten Jahrhunderts, kaum vierthalb Jahrhunderte nach den Ereignissen, setzt Theodrichen mit Otachern in feindlicher, mit dem Hunnenkönige in freundlicher Stellung voraus; schon das vielleicht noch ältere angelsächsische Lied vom Wanderer deutet dieselben sagenhaft-geschichtlichen Verhältnisse an, die wir in den spätern Dichtungen finden; und wie sollte in jenen Zeiten der bloß mündlichen Fortpflanzung der Poesie die Schrift sich so einflußreich geltend gemacht haben? Ganz verschieden von dieser alten lebendigen Durchdringung der Sage und der Geschichten zeigten sich uns die spätern, misglückten Versuche der Reimchroniken, die Sage mit der Erzählung der Geschichtschreiber zusammenzulöthen. Sind uns nun bloße Namenähnlichkeiten nicht ausreichend, gelehrte Anknüpfungen aber widernatürlich, so bleibt uns wieder nur das übrig, was wir den Durchgang der Sage durch die Geschichte genannt haben. Die weltgeschichtlichen Erscheinungen der Völkerzüge wurden unmittelbar, wie sie sich begeben hatten, von der in den Völkern wirkenden Dichtkraft erfaßt, die vorhandene und stets fortlebende Sagenpoesie drang in sie ein, verjüngte sich in ihnen, nahm von der neuen Jahreszeit ein neues Gefieder an. Ein solcher Durchgang aber ist nicht bloß ein Wechsel oder eine Forterbung von Namen, er ist eine lebendige Wiedergeburt, und wenn so die Sage durch manchen Zeitenwechsel hindurchzieht, verändert sie mit den äußern Umkleidungen auch ihre innere Bedeutung.

4. Musten wir aber vor dem Eintritt jeder geschichtlichen Epoche ein schon geistig Vorhandenes annehmen und so auch stets wieder, wie Grimm es schön bezeichnet (S. 397), eine poetische Läuterung und Herübernahme des Geschichtlichen in das Gebiet des freien Gedankens, haben wir das historische Element nur als einen der Bestandtheile kennen-

gelernt, aus welchen das Ganze der epischen Volkspoesie gebildet ist, so fordert uns dieses auf, nun auch die übrigen Bestandtheile zu erforschen, und zwar finden wir uns zunächst auf denjenigen hingeleitet, welcher dem Geschichtlich-materiellen eben als das Geistigste dieser Poesie gegenüberzustehen scheint, auf das Mythische nemlich, auf die Erklärung der Heldensage aus der Glaubenslehre der germanischen Völker.

Ich habe meine Ansicht der Sage von geschichtlicher Seite schon früher in ein Gleichnis gebracht und wiederhole dasselbe hier, weil in Sachen der Poesie oft das Bild am leichtesten erklärt.

Die Sage ist ein Lagerfaß voll edeln, alten Weines; wann er angesetzt worden, weiß niemand mehr; jeder sonnige Herbst bringt ihm frischen Aufguß und vom ersten Stoffe ist wohl nichts mehr vorhanden, als der immer fortduftende Geist; draußen aber auf den grünen Bergen thränen und blühen die Reben, und wenn sie blühen, gährt es auch innen im Fasse; blutrothe Trauben reifen und goldhelle; die Zeiten steigen am Weinberge geschäftig auf und nieder und tragen den neuen Gewinn herzu; indeß fließt unten rein und klar der goldene Quell und die Sänger sind die Schenken, die das duftige Getränk umherbieten.

2. Mythisches.

In der Erklärung des Mythischen sind zweierlei Mythenkreise zu unterscheiden,

1. der nordisch-deutsche, wohin zunächst dasjenige gehört, was wir in den Umrissen als Nibelungen- und Hegelingensage gegeben;
2. der gothische, dem die Amelungensage eigen ist.

In den altnordischen Liedern und Sagen erscheint oft ein großer alter Mann, einäugig, bärtig, mit niedrigem Hut, in den Mantel eingehüllt. In der Wildnis und in der Königshalle, in Seesturm und in Schlachtgewühl zeigt er sich; jungen Königssöhnen und lebensmüden Helden tritt er nahe, hier gabenspendend und hülfreich, dort zankstiftend und todbringend. Mancherlei Namen führt er; bald wird er nicht genannt, doch kenntlich bezeichnet, bald auch hat er den rechten Namen, Odin, der Asen höchster. Versuchen wir dieß sein irdisches Wirken am Beispiele berühmter Sagenhelden klar zu machen.

Hadding, der Sohn eines erschlagenen Dänenkönigs, irrt einsam

umher, auf Vaterrache sinnend. Ein alter, einäugiger Mann erbarmt sich des Verwaisten und verbindet ihn durch Blutbrüderschaft mit dem Seehelden Liser. Als Hadding in einer Schlacht fliehen muß, bringt ihn der nemliche Greis auf raschem Pferd in seine Wohnung, wo er durch einen köstlichen Trank den Jüngling erquickt und stärkt. Wieder zu Pferde, seinen Mantel um Hadding schlagend, führt er diesen zur vorigen Stelle. Schüchtern blickt der Jüngling durch eine Öffnung des Mantels, da sieht er, wie das Roſs über dem Meere hineilt, und auf des Alten Warnung wendet er die erstaunten Augen von dem schauderhaften Wege. Zwar geräth er darauf in Gefangenschaft; doch, wunderbar gekräftigt, zerreißt er seine Bande, während der hülfreiche Greis die Wächter in Schlaf gesenkt. In gewaltiger Seeschlacht rächt Hadding den Tod seines Vaters. Auf einem Schiffzuge gegen die Biarmier sieht er, wie von Norwegens Küste ein Greis eifrig mit dem Mantel winkt. Gegen den Rath seiner Gefährten nimmt Hadding ihn an Bord und empfängt von ihm die Anweisung zu einer neuen keilförmigen Schlachtordnung. Im Kampfe stellt der Greis selbst sich hinter die Reihen, zieht aus der Tasche, die ihm vom Nacken hängt, einen Bogen, der anfangs klein erscheint, bald aber weit sich dehnt, und legt an die Sehne zehen Pfeile zugleich, die mit kräftigem Schuß in die Feinde geschnellt ebenso viel Wunden bohren. Die Biarmier führen durch Zauberlieder ungeheure Regengüsse herbei, aber der Greis vertreibt durch Sturmgewölk den Regen. Hadding siegt und der Alte scheidet, indem er ihn ermahnt, glänzende Feldzüge den ruhmlosen, ferne den nahen vorzuziehen, und ihm den Tod, nicht durch Feindesgewalt, sondern durch eigene Hand, weissagt (Saxo Gramm., hist. dan. lib. I, ed. Klotz. S. 8 ff. zweite Hälfte des 12ten Jahrhunderts).

Harald Hyldetand, König von Dänemark, ist durch die Gunst Odins, von dem sein Vater sich den Sohn erfleht, unverwundbar durch Eisen. Dafür hat er dem Gotte die Seelen derjenigen gelobt, die durch sein Schwert fallen würden. Ohne Harnisch, in festlicher Kleidung, das Haar mit Gold bewunden, schreitet er in die Schlacht. Die Pfeile, die auf ihn gerichtet sind, prallen stumpf von ihm zurück. Auch ihm begegnet der große, einäugige Greis in haarigem Mantel und lehrt ihn Schlachtordnung zu Land und Wasser, wodurch Harald nachher siegt. Weit ausgebreitet hat er die dänische Herrschaft, niemand wagt gegen

ihn aufzustehn und ein fünfzigjähriger Friede tritt ein. Der König ist gealtert und wünscht sich den Tod, aber nicht den auf dem Krankenbett. Er hat einen Vertrauten, mit Namen Bruno, der oft zwischen ihm und seinem Neffen, dem Schwedenkönige Sigurd Ring, geheime Botschaft hin und her trägt. Einst wird Bruno auf solcher Reise vom Strome verschlungen; Odin nimmt dessen Namen und Kleidung an und weiß durch trügerische Botschaften die Bande der Freundschaft zwischen den verwandten Königen zu lösen. Der Haß steigert sich zur offenen Kriegserklärung. Sieben Jahre vergehen über den Rüstungen zu der ungeheuren, vielbesungenen Brawallaschlacht, in der die gepriesensten Helden des Nordens mitkämpfen. Der Himmel scheint über der Erde einzubrechen, Wald und Feld zu versinken, der Welt Untergang gekommen zu sein. Harald hat sein Heer durch Bruno ordnen lassen. Alt und blind, auf einem Streitwagen fahrend, bemerkt er an dem dumpfen Getös der Seinigen, daß den Feinden das Glück sich zugeneigt. Bruno, sein Wagenführer, den er um Rings Schlachtordnung befragt, nennt sie ihm hohnlachend. Erschrocken fragt Harald weiter, von wem Ring diese Stellung gelernt, die ihm selbst nur Odin mitgetheilt. Bruno schweigt, Harald aber ahnt, daß dieses Odin sei, einst sein Schutzgeist, jetzt ihm zur Hülfe genaht oder zum Verderben. Er fleht um Sieg für die Dänen und verspricht, die Seelen der Erschlagenen ihm zu weihen. Unerbittlich stößt Bruno den König aus dem Wagen, reißt dem Fallenden die Keule aus der Hand und zerschmettert ihm das Haupt. Zahllose Leichname liegen umher, bis über die Räder des Streitwagens gehäuft. Sigurd Ring läßt nach der Schlacht seines Oheims Leiche aufsuchen, die sammt der Keule gefunden wird. Er schirrt sein eigenes Schlachtroß goldgesattelt an den Wagen Haralds, weiht es diesem und fleht, daß er seinen Todesgenossen damit voranziehe, Freunden und Feinden glückliche Wohnstätten erbitte (Saxo a. a. O. VI, S. 212 ff. B. VIII, S. 220 ff.).

Erik, ein schwedischer König, hat sich zween Tage hindurch mit Styrbiörn, seinem Brudersſohne, geschlagen. In der folgenden Nacht geht er zu Odins Heiligthum und giebt sich selbst hin, indem er, wenn er siegen würde, seinen Tod nach zehen Jahren angelobt. Kurz darauf naht sich ihm ein Mann mit niedrigem Hut und giebt ihm einen Rohrstengel, den er über das feindliche Heer hinschießen und dabei sprechen

soll: „Odin will euch alle." Erik folgt der Weisung. Blindheit schlägt die Feinde, ein Bergfall zermalmt einen Theil derselben. Styrbiörns dänische Streitgenossen fliehen und erlangen ihr Gesicht erst wieder, als sie außerhalb des Raumes sind, worüber der Rohrstengel hinfuhr. Styrbiörn, der stehen geblieben, wird mit all den Seinigen erschlagen (Müllers Sag. Bibl. III, 142. 144 f.).

Es genügt an diesen Zügen, die sich leicht vermehren ließen, ohne noch die Wölsungensage zu berühren. Die Geschichten Rolf Krakes, Starkadders und anderer Sagenhelden enthalten Ähnliches. Bald ist Odin selbst, als einäugiger Alter, des Helden Pflegvater, bestimmt sein Schicksal, verleiht ihm Waffen und Sieg und bedingt sich Seelen aus; bald zürnt er, daß Krieger, die auf eigene Kraft trotzen, seine Gaben verschmähten, stiftet ihnen Unheil und erscheint als Verderber in der Schlacht; da fallen Schläge eines Schwertes, das durch Eisen, wie durch Wasser, schneidet, und wem das Auge mit heiligem Zeichen geweiht ist, der sieht den Einäugigen selbst, mit weißem Schild, auf hohem Roß umherreitend.

So blickt das Mythische selbst in denjenigen Darstellungen hindurch, in welchen die alten Sagen geschichtlich aufgefaßt sind. Manches ist allerdings durch diese Richtung, sowie durch die christliche Anschauungsweise der Erzähler, verdunkelt. Die Walküren, Odins schlachtlenkende Dienerinnen, durch die Luft und über das Meer dahinreitend, müssen hier in der Gestalt ehrgeiziger Fürstinnen und streitbarer Jungfraun errathen werden.[1] Stellen wir nun mit dem bisherigen die Erscheinung Odins in den Liedern und Sagen vom Wölsungenstamme zusammen!

Berühmte Geschlechter von Odin abzuleiten, war im Norden gebräuchlich. Die Wölsungen stammen von Odin; daher wohl auch die Auszeichnungen dieses Geschlechts, Unverletzbarkeit durch Gift (Grimms Edd. 126) und das scharfe, leuchtende Auge, das durch jede Verwandlung hindurchscheint (ebd. 91. Wols. S. 201). Sigi war Odins Sohn, sein Vater geleitet ihn in die Welt hinaus und verhilft ihm zu Heer-

[1] Sculda, die Streitstifterin, und Ruta in Rolf Krakes Geschichte (Saxo B. II) sind doch wohl dieselben, die in Völuspa (I, 42) als Skuld, in der j. Edda (S. 196) als Rota und die jüngste Norne Skuld, unter den Walküren aufgezählt werden. Die Schildjungfrauen in der Brawallaschlacht, dann in Alwildens Abenteuern (Saxo B. VII, S. 195—197) u. s. w. gehören eben dahin.

schiffen. Rerin, der Sohn Sigis, und seine Frau bitten die Götter um einen Erben, da sendet Odin den befruchtenden Apfel, sechs Winter hindurch geht die Königin mit dem Kinde, das von ihr geschnitten und Wölsung genannt wird. Wölsung hat zehen Söhne und eine Tochter Signi, die er an Siggeir, den König von Gothland, vermählt. Er hat einen stattlichen Saal erbauen lassen; mitten darin erhebt sich eine große Eiche, deren Zweige über das Dach hinausragen und dasselbe beschatten, während der Stamm tief in der Halle wurzelt, der Kinderstamm genannt. Ein Gastmahl wird bei Signis Vermählung gehalten und die Männer sitzen abends am Feuer. Da tritt ein Mann in den Saal, unbekannt von Aussehen. Er ist sehr lang und bejahrt, einäugig, barfuß, hat einen niedrigen Hut auf und einen fleckigen Mantel umgethan; in der Hand trägt er ein Schwert. Dieses zieht er aus und stößt es bis an das Heft in den Stamm. Alle scheuen sich, ihn zu begrüßen, er aber spricht: „Wer dieses Schwert aus dem Stamme zieht, der soll es von mir zur Gabe nehmen; er wird selbst erproben, daß er nie ein besser Schwert in Händen trug." Hierauf geht er aus dem Saale und niemand weiß, wohin er gegangen. Die Männer drängen sich hinzu, das Schwert herauszuziehen, doch keiner vermag es, das Eisen rührt sich nicht. Zuletzt kommt Sigmund, Wölsungs ältester Sohn, und zieht das Schwert heraus, als ob es los vor ihm gelegen wäre. Siggeir, sein Schwager, will es ihm mit Gold aufwägen, Sigmund aber sagt: „Du konntest es nicht minder nehmen, denn ich, wenn dir es zu tragen ziemte." Daraus erwachsen Zwietracht und Verrath, König Wölsung fällt in blutiger Schlacht gegen Siggeir, seine Söhne werden umgebracht, nur Sigmund wird gerettet (Volf. S. 3. 5. 8. 13). Dieser muß, um einen gänzlich furchtlosen Gehülfen zur Rache zu gewinnen, mit seiner eigenen Schwester, unbewust, den Sinfiotli zeugen, der vor dem Vater umkommt. Als Sigmund schon alt ist, hält er eine Schlacht mit König Lingwi; kräftig haut er noch durch das Heer der Feinde, die Arme blutig bis zur Achsel. Da tritt ihm ein Mann entgegen, mit niedrem Hut und blauem Rock, einäugig, einen Speer auf Sigmund schwingend. Dieser haut mächtig dagegen, sein Schwert trifft auf den Speer und zerspringt in zwei Stücke. Sein Glück ist gewichen und er fällt mit dem meisten Theile seines Heeres. Hiordys, seine Frau, geht in der Nacht auf die Walstatt, findet ihn dort liegend

und fragt, ob er noch zu heilen sei. Der Held will nicht geheilt sein; Odin wolle, daß er fürder kein Schwert ziehe, seit dieses hier zerbrochen; die Schwertstücke sollen für den Sohn verwahrt werden, mit dem Hiordys schwanger gehe; er selbst werde jetzt die Blutsfreunde sehen, die vorangegangen (V. S. 54. 56). Sigmunds berühmteste Söhne sind Helgi, mit Borghild, Sigurd, mit Hiordys erzeugt. Mit diesen spaltet sich der Lindenstamm, der im Wölsungenhause wurzelt, in zween große Äste. Helgi erscheint in dreifachem Leben. Zuerst als Sohn Hiorwards, Königs in Norwegen. Stumm, namenlos sitzt der Jüngling am Hügel. Neun Walküren reiten daher und die herrlichste darunter Swawa, des Königs Eylimi Tochter, ruft ihn auf beim Namen Helgi. Zur Namensfeste (Geschenk beim Namengeben) entdeckt sie ihm ein wunderbares Schwert. Er vollführt damit manch Heldenwerk und rächt an Rodmarn seinen Muttervater. Swawa schirmt ihn oft in Schlachten und auf dem Meere. Leuchtend unter dem Helme, reitet sie in der Nacht vor ihren Gefährtinnen her, die Wolkenrosse schütteln sich, aus ihren Mähnen tropft Thau und Hagel. Helgi verlobt sich mit Swawa, fällt aber in der Schlacht mit Alf, dem Rächer seines Vaters Rodmar. Der Todwunde bescheidet seine Braut auf die Wahlstätte und bittet sie, seinem Bruder Hedin sich zu vermählen. Aber Swawa hat gelobt, nimmermehr einen andern zu umfangen. Wiedergeboren wird Helgi als ein Sohn Sigmunds, des Wölsungen, von Borghild. Nacht ist's in der Burg, Nornen kommen, der Sturm tost, während sie die Schicksalsfäden knüpfen. Fünfzehnjährig erschlägt Helgi den König Hunding. Auch Alf und Eyiolf, die Rache suchenden Söhne, erliegen ihm in der Schlacht. Unter dem Aarsteine ruht er, da bricht ein Licht hervor, daraus Blitze fahren, behelmte Walküren erscheinen, die Panzer blutbespritzt, Stralen auf den Spießen. Vom Rosse spricht Sigrun, Högnis Tochter, die wiedergeborne Swawa, dem Hodbrod hab' ihr Vater sie verheißen, dem müsse Helgi sie abkämpfen. Helgi fährt aus gegen Hodbrod und Sigrun rettet im Seesturm die Schiffe. In der Schlacht schwebt sie schützend hernieder und wünscht ihm Heil, als Hodbrod gefallen. Doch in derselben Schlacht bleibt auch Sigruns Vater mit seinem einen Sohne. Helgi vermählt sich mit Sigrun und sie zeugen Söhne, aber nicht alt wird er. Dag, Högnis zweiter Sohn, opfert dem Odin für Vaterrache. Odin leiht ihm seinen Spieß, womit Dag

den Schwager durchbohrt. Sigrun verwünscht ihren Bruder. „Odin allein,“ erwidert er, „ist Schuld an allem Unheil; er warf Zwist unter Verwandte.“ Einst geht die Magd der Sigrun Abends zu Helgis Grab und sieht ihn mit vielen Männern auf den offenen Hügel zureiten. Sigrun, als sie es vernommen, eilt hinaus und grüßt den todten Helden. Sein Haar ist bereift, eiskalt seine Hände, überall ist er mit Blut benetzt. Er sagt ihr, jede Zähre, die sie um ihn geweint, sei blutig auf seine Brust gefallen. Sie ruhen beisammen im Hügel, bis der Morgen sich röthet; da reitet Helgi mit seinen Männern fort. Vergeblich erwartet ihn Sigrun am nächsten Abend, er kehrt nicht wieder aus den Sälen Odins. Auch sie lebt nicht lange mehr, vor Gram und Sehnsucht. In neuer Wiedergeburt, wovon die verlorenen Karalieder sangen, schwebt sie als Kara, Halfdans Tochter, in Schwansgestalt, schirmend über dem kämpfenden Helgi. In der Hitze des Streites auf dem beeisten Wänersee schwingt er das Schwert so hoch, daß er sie tödtlich trifft. Die Walküre sinkt herab, Helgis Glück ist vorbei, das Haupt wird ihm gespalten (Grimms Edd. 121. Sag. Bibl. II, 547). So viel von Helgi. Die Schicksale seines Bruders Sigurd sind schon früher, in dem Umriß der nordischen Sage, erzählt worden. Hier ist nur hervorzuheben, was auf Odin und die Walküren ausdrückliche Beziehung hat.

Odin legt bei der Sühne für Ottur zu dem übrigen Golde den Ring, auf dem der Fluch haftet, daß er den Besitzern des Schatzes Verderben bringt. Als der junge Sigurd unter den Rossen des Königs sich eines erkiesen darf, begegnet ihm im Walde ein alter Mann mit langem Barte, nach dessen Rath er dasjenige wählt, welches allein den Strom durchschwimmt; es ist Grani, von Odins Rosse Sleipner stammend (Volf. S. 63 f.). Aus den Stücken des Schwertes, das Odin einst in den Baum stieß, wird Sigurds treffliches Schwert Gram geschmiedet, womit er seinen Vater rächt und den Lindwurm ersticht. Auf der Fahrt zur Vaterrache bricht Sturm herein; da steht ein Mann auf dem Berge, der sich mit Namen nennt, die nur Odin zukommen; er tritt in das Schiff, stillt das Ungewitter und giebt dem Jünglinge Kampflehren, wobei er die keilförmige Schlachtordnung als siegbringend bezeichnet. „Gekämmt und gewaschen, schließt er, soll jeder sein und zu Morgen gespeist, denn ungewiss ist, wohin er zu Abend kommt;

bös ist's vor dem Schicksal zu sinken" (Grimm 173). Als Sigurd auf der Heide den Lindwurm erwartet, da kommt wieder der alte, langbärtige Mann und räth ihm, gegen Reigens Hinterlist, mehrere Gruben zu machen, in der einen sitzend den Wurm zu durchbohren, in die andere aber das Blut ablaufen zu lassen (ebend. 82). Odin hat die Walküre Brynhild, weil sie einem andern, als seinem Günstlinge, den Sieg verlieh, in den Zauberschlaf gesenkt und bestimmt, daß der ihren Schlaf breche, den nichts erschrecken könne (Gr. Edd. 283). Dieser ist Sigurd, den sie Weisheit lehrt und Ruhm oder Vergessenheit wählen heißt. Er gelobt, stets den Tod der Flucht vorzuziehen (ebend. 223). Sigurds frühzeitiger Tod wird in langer Reihe blutiger Thaten durch den völligen Untergang des Giukungengeschlechtes gerächt, und als die letzten dieses Stammes, Hamder und Sörli, nicht mit Waffen zu verletzen sind, kommt nochmals der einäugige Greis und räth, sie mit Steinwürfen zu tödten (Volf. S. 206. Saxo B. VIII, S. 242; unklar im Eddalied IV, 208).

Öffnen wir den Blick nun auch dahin, wohin die freudig sterbenden Helden aufblicken, wohin der Jüngling Hadding aus der Schlacht entführt und wo er mit köstlichem Tranke gelabt ward, von wo der todte Helgi zu seinem Grabhügel niederkommt und wohin er morgens auf Luftpfaden zurückkehrt, zu den himmlischen Sälen Odins! Abgestreift hat dieser den Hut und den Mantel, die seine Gottheit verhüllten; einäugig aber ist er, weil er das andere Auge für einen Trunk aus dem Weisheitsquelle verpfändet hat (J. Edd. 177). Walhall, die Halle der Erschlagenen, heißt seine weite, goldstralende Burg. Dort sitzt er am Mahle, mit den übrigen Asen und mit den Einherien, den Helden, die im Kampfe gefallen. Von Schilden ist das Dach, von Speeren die Decke, auch die Wände sind mit Schilden geschmückt, statt mit Teppichen, die Bänke mit Brünnen belegt [1] und am Abend werden Schwerter in den Saal gebracht, die so hell blinken, daß man keiner andern Erleuchtung bedarf. Auf Odins Schultern sitzen zween Raben, die jeden Tag die Welt umfliegen und ihm ins Ohr sagen, was sie gehört oder gesehen. Er genießt nichts denn Wein; die Speise, die auf seinen

[1] Vgl. Sagabibl. III, 305: Erlings Sal var ikke behængt med Tapeter, men Ringebrynien, Sværd og Hielm hang over hver Mands Hoved.

Tisch kommt, giebt er seinen zween Wölfen. Die Einherien aber essen vom Fleische des Ebers, der jeden Abend wieder ganz ist; sie trinken den Meth, der unversieglich aus dem Euter einer riesenhaften Ziege fließt. Jeden Morgen rüsten sie sich, gehen hinaus in den Hof, kämpfen und tödten einander; zur Zeit des Mahles aber reiten sie gesund zur Halle zurück und setzen sich an den Tisch, wo die Walküren ihnen das Trinkhorn reichen. So viel ihrer sind und stets noch kommen, nimmer sind es zu viele, wenn der letzte Kampf naht, wenn die Götterdämmerung hereinbricht. Schreckliche Zeichen gehen ihr voran, Axtzeit und Schwertzeit, Schildespalten, Windzeit und Wolfzeit; Brüder fällen einander, Blutsfreunde bekämpfen sich, keiner schont des andern. Dann kommt von Süden Surtur mit dem flammenden Schwerte, Steinberge krachen und der Himmel berstet; los sind alle Ungeheuer des Abgrunds. Odin, mit dem Goldhelm und dem Spieße Gungner, der immer trifft, reitet den Einherien voran zur Ebene Wigrid. Er kämpft mit dem Wolfe Fenrir, von dem er verschlungen wird. Götter und Menschen kommen um, die Sonne verlischt, die Erde sinkt ins Meer, vom Himmel fallen die Sterne, in Rauch und Flamme vergeht der Weltbau. Aber neu und grün hebt die Erde sich aus dem Meere, die Sonne hat eine Tochter geboren, so schön wie die Mutter, deren Bahn sie wandelt. Die Asen leben auf und das Geschlecht der Menschen erblüht neu in heiligem Frieden.

Was in den irdischen Erscheinungen Odins widersprechend und räthselhaft sich darstellen mochte, wird in der Beziehung auf dieß sein höheres Leben ausgeglichen und erklärt. Es ist überall der gleiche Grund, warum er Helden und Heldenstämme pflegt, waffnet, wunderbar begabt, warum er sie anfeindet, aufreizt, verderbt. Er dürstet nach Seelen der Tapfern, darum sucht er die Häuser der Helden auf, erzieht und rüstet ihre Söhne zur Tapferkeit, stiftet große Kämpfe, darin sie sich bewähren kann; er will nur solche, die im Streit gefallen sind oder freiwillig sich den Tod gegeben. Seine Günstlinge müssen die Seelen ihrer Erschlagenen ihm geloben, ihnen selbst giebt er Heldenruhm und kurzes Leben, oder, wenn sie gealtert sind, erbarmt er sich ihrer und rafft selbst sie gewaltsam hin. Aber nicht leere Lust am Tode der Tapfern treibt ihn, er bedarf ihrer, doch eben nur ihrer, der Erprobten, und dieser kann ihm nie zu viel werden, zu jenem grösten,

ungeheuern Kampfe, welcher der Welt und den Göttern selbst den Untergang droht. [1]

Diese Ansicht von Odin ist ein Glaube der Wehrhaften und Rüstigen. Er wurzelt in den Verhältnissen und Gesinnungen eines kriegsmuthigen Volkes, das für die ewigen Kämpfe, darein es hingerissen ist, höhere Bedeutung und Weihe sucht. Ihm ist das Leben der Tüchtigen ein Kampf, ihre Zukunft ein größerer, göttlicher Kampf, wozu der irdische als Übung und Probe dient. Selbst die Lust des himmlischen Daseins ist ihm ein Kampfspiel, ein stets erneuter Wechsel von Waffentod und Wiederaufleben. Der Geist, der die Welt bewegt, ist ihm ein Gott des Krieges. Odin, der höchste und mächtigste der Asen, der, nach der Eddalehre, den ersten Menschen den Geist eingehaucht, der den Schiffern Fahrwind und den Sängern Begeisterung giebt, er ist auch der Kriegssturm, der die Seelen der Männer zu Kraft und That aufregt. Erfinder der Schlachtordnungen, wird er, wenn die Schlacht am wildesten wogt, den Kämpfenden sichtbar und nimmt seine köstliche Beute. Heervater, Siegvater, Walvater wird er angerufen, gemäß solchem kriegerischen Wirken. Die Menschen schreiten über die Erde hin, wie ein Heereszug, und die Blüthe des Lebens ist ein Todeskampf. Die nicht mit dem Zuge können, die Schwachen, Feigen, Siechtodten, fahren auch nicht zu Odin und seiner leuchtenden Halle, sie müssen hinab zu Hels dunkler Wohnung.

Ein solcher Glaube, wie er nur aus der Kühnheit des Lebens selbst sich gestalten konnte, muste rückwirkend begeisternden Einfluß auf das Leben äußern. Die Todesverachtung, das Spiel mit der Gefahr, das Lachen in der Todesqual, wovon Lieder und Sagen des Nordens voll sind, zeugen von einer Gesinnung, die in der Wirklichkeit nicht fehlen

[1] Edd. 198 und Gesang auf Hakon Adelsteins:
Da sprach Göndul,
Auf ihre Lanze gelehnt:
Nun gedeiht der Götter Sache,
Da sie Hakon
Mit einem großen Heer
Heim zu sich geladen. (Münt. 453.)
Im Lied auf Erich Blutaxt sagt Odin:
Fra Verden hid vist ædle Hette
Stunde saa glædes nu mit Hjerte. (Sagabibl. II. 374.)

kann, wo sie in der Dichtung so häufig sich ausspricht. Aber auch die geschichtlichen Ueberlieferungen sind reich an merkwürdigen Beispielen solcher Todesfreudigkeit und die Unternehmungen der nordischen Eroberer beurkunden den Geist, von dem sie ausgegangen. Jener Fels, von dem die Mitglieder eines Geschlechtes sich stürzen, wenn ein Zeichen sie gemahnt hat oder wenn sie im Alter eine Krankheit zu Odin fahren wollen (Sagabibl. II, 579. Vgl. Müllers Sagabibl. 195), ist wohl nicht leere Erdichtung des Sagenschreibers; noch haftet diese Meinung an einem Felsen des Hallebergs, der einsam und jäh über den Wenersee hereinhängt (Arndts Reise I, 276).

Allen Glaubenslehren ist gemein, daß sie von ihren Anhängern bald mehr wörtlich und handgreiflich, bald mehr sinnbildlich und geistig aufgefaßt werden. Auch bei den Verehrern Odins setzen wir solche Verschiedenheit der Auffassung voraus; im Allgemeinen jedoch ist nach dem sonstigen Bildungsstande der Nordbewohner in der Zeit, da jene Mythen lebendig waren, wohl anzunehmen, daß Bild und innere Bedeutung, noch im Bewußtsein nicht geschieden, in dichterischer Einigung zusammenhielten und daß weder für die sinnlichern Darstellungen der Glaube, noch für die höhern Beziehungen des Geisterlebens die Empfänglichkeit fehlte. Im Uebrigen liegt es nicht in unsrer Aufgabe, das Wesen Odins von allen Seiten und im vollen Zusammenhang der Asalehre darzustellen. Vielmehr wenden wir uns von dem Standpunct aus, den wir im Bisherigen gewonnen, zu der Erklärung der Heldensage nach ihren mythischen Hauptzügen zurück.

Mancherlei Wege hat Odin, um Helden zu erwecken, Streit anzuschüren und die Seelen der Streiter sich zu erringen. Er steigt herab zu den Töchtern der Erde und wird Stifter von Heldengeschlechtern. Er tritt selbst in die Schlacht mit seinen göttlichen Waffen. Was irgend Hader unter den Männern erregt oder zum Werkzeug ihres Zornes dient, wird ihm zugeschrieben. Mittel zu seinem Zwecke sind darum vornemlich auch Waffengeschenke, Gold, Blutrache.

Waffen, besonders Schwerter, von innwohnender Wunderkraft, an denen das Geschick eines ganzen Stammes hängt, kommen häufig in den Sagen vor. Es ist wichtig, daß der Jüngling, wenn er zur Wehrhaftigkeit gereift ist, mit solch einem Rüstzeug die Heldenbahn beschreite. Helgi, Hiorwards Sohn, dem die Walküre, Odins Dienerin,

.ht, wird zugleich von ihr mit dem verborgenen Zauber-
..attet. Vorzüglich wirksam aber ist das Wölsungenschwert,
..en Stamm gestoßen. Es wird zum Zankapfel zwischen
.. seinem Schwager und führt eine mörderische Schlacht
.. Odins Speer geschwungen, zerspringt es in der Hand
..und wird ihm zum Unheil. Sigurd läßt aus den Trüm-
..n das Schwert Gram schmieden, womit er den Vater rächt
..hütenden Lindwurm erschlägt.
..t den Krieg in die Welt gebracht. Als die Menschen sich
..angemaßt, warf Odin vom Göttersitze den Speer unter sie
.. der erste Krieg. (Edd. I, 40.) Auch jenes Lösegeld, das,
..r fluchbringend, die drei Geschlechter der Wölsungen, Bud-
.. Giukungen ins Verderben zieht, hat von Odin seine unheil-
..e empfangen. Eine Erdenwanderung Odins eröffnet diese
.. Geschichten und er ist es, der den Fluchring der Buße beifügt.
..ache, die Rache für erschlagene Verwandte, bildet fast all-
..n Inhalt und die Verwicklung der nordischen Sagen. Ist
..ut geflossen, so wirkt die Rache fort, bis ganze Geschlechter
..ab. Odin aber empfängt Opfer für Vaterrache und leiht dann
..en Speer dazu, wie zum Tode des Wölsungen Helgi. Mit
..urfe nach der Fischotter, scheinbar unbedeutend, beginnt die
..eihe von Gewaltthaten. Es zeigt sich, daß die Otter Reidmars
..ar, dieser soll gebüßt werden. In die Buße selbst aber legt
..en Keim neuen Zwistes, der, in Mord und Rache sich fortwäl-
die Heldenstämme verschlingt. Wie Ottur, im Beginn, fallen
und Hamder, die letzten in dieser Sage, von Steinwürfen.
..s stehen aber dem helden- und kampferregenden Odin noch be-
..e dämonische Dienerinnen zu Gebot, die Walküren. Das heid-
.. Nordland kennt dreierlei weibliche Wesen, die, von göttlichem
..e getrieben, auf das Schicksal der Sterblichen einwirken: Nornen,
..m, Walküren. Die drei großen Nornen zwar, die Zeit- und
..salsgöttinnen, die, am Urdarbrunnen wohnend, jeden Tag die
..e Weltesche begießen, sind so sehr Gedankenwesen, daß sie hier nicht
..mittelbar in Betracht kommen. (Edd. I, 38. 97. 255 f. S. Edd. 179.)
..nn von ihnen diejenigen unterschieden werden, welche sich bei jedes
Kindes Geburt einfinden und ihm Lebensdauer und Geschick zutheilen

(3). Edd. 119. Edd. IV, 32. Saxo B. VI, S. 152. Müll. S. 76: im Rheinbogen sitzende Norner), so sind dieß nur verschiedene Bezeichnungen derselben Macht, die bald das Schicksal der Welt, bald das der einzelnen Menschen bestimmt. So erscheinen die Nornen bei des Welsungen Helgi nächtlicher Geburt, begaben ihn, der kühnste und beste der Könige zu werden, weben goldne Schicksalsfäden und festigen sie mitten unter des Mondes Saale. Nur insofern waren diese Wesen hier zu nennen, als ihre Thätigkeiten und Merkmale häufig auf diejenigen Dienerinnen der Götter übertragen sind, welche persönlicher in die Wirklichkeit eintreten.

Wenn die Nornen das Schicksal weben, so verkündigen es die Wölen. Mythische Wölen weissagen von den Weltschicksalen und deuten die Träume, von welchen die Himmlischen geängstigt werden. Aber auch irdischer Weise, noch in christlicher Zeit, ziehen Wölen umher und werden über die Zukunft des Landes oder des Einzelnen befragt (Sagabibl. I, 353. II, 494. 531. 610. Finn. M. Edd. I, 5—10. Besonders die Beschreibung einer Wöle aus Eriks d. Rothen Sag. Vgl. Sagabibl. I, 293. Nisl. S. Cap. 228, S. 251. In der Sage von Nornagest werden sie auch Nornen genannt und scheiden dem Kind in der Wiege sein Loos zu Rafn, Nornag. K. 10. S. 129 f. Vgl. Sagabibl. II, 112).

Die Walküren endlich sind für unsern Gegenstand die wichtigsten. Sie werden von Odin zu jeder Schlacht ausgesandt, wählen die, welche fallen sollen, wovon sie den Namen haben, und walten über den Sieg. Darum heißen sie auch Odins Mädchen (Edd. I, 43), Kriegsschwestern (Edd. III, 295), Siegsjungfrauen (Sagabibl. III, 141). Die Namen, unter denen sie einzeln aufgezählt werden, beziehen sich großentheils auf Waffensturm und Kampflärm (Edd. I, 180). Helmgeschmückt, Flammen auf der Lanzenspitze, in Glanz und Wetterleuchten, reiten sie durch die Luft; wenn ihre Rosse sich schütteln, fällt von den Mähnen Thau in die Thale und Hagel auf die Wälder, davon den Menschen fruchtbares Jahr kommt (Edd. III, 263. 268. 279. 290 f. 299). Auch in Schwangestalt fliegen sie aus (Edd. III, 246. Sagabibl. II, 547. Saxo B. VI, S. 150). Sie rufen den Jüngling auf, in welchem der Heldengeist noch schlummert, sie schweben in Schlacht und Seesturm über ihren Günstlingen. Den Nornen sind sie verwandt. Die jüngste Norne Skuld (Zukunft) trägt selbst den Schild an der Spitze der Walküren, da, wo deren Austritt

den Göttern Unheil bedeutet (Edd. I, 42. J. Edd. 196); anderseits weben auch die Walküren das Schicksal. Am Tage der Schlacht sieht man sie, gepanzert, einem Hügel zureiten, bei dem sie verschwinden; aber durch eine Öffnung desselben wird bemerkt, wie sie, ihr weissagendes Lied singend, auf Spießen ihr blutig Geweb aufziehen, mit Pfeilen statt der Weberschiffe. (Vulpius Wörterb. 338 ff. Vgl. Hothers Geschichte bei Saxo B. III, S. 54. 59.) Ein andermal sitzen Walküren, mit abgestreiftem Schwangefieder, am Ufer eines Sees und spinnen köstlichen Lein (Edd. III, 246). Die Wölsungensage erzählt, daß Sigurd, als er bei Brünhilds Verwandten weilte, einst seinem entflogenen Habicht auf einen hohen Thurm nachstieg und unvermuthet durch ein Fenster desselben Brünhilden selbst erblickte, wie sie in ein goldenes Gewebe seine vollbrachten Thaten wirkte (Volf. S. C. 32. S. 111 f.). Man hat diese Erzählung, wovon die Eddalieder nichts enthalten, als eine im Geschmack der Ritterzeit ausgemalte Darstellung des Zusammentreffens von Sigurd und Brünhild in der umloderten Schildburg verdächtig gefunden (Sagabibl. II, 66 f.). Gleichwohl ist ein nordischer Anlaß nicht durchaus abzustreiten, wenn man sich hier in Brünhild die schicksalwebende Walküre denkt. (Vgl. Grimm, Kinderm. III, 363.)

Wenn übrigens die Nornen der Welt und den Göttern selbst das Verhängnis bestimmen, so sind die Walküren Sendbotinnen des Schlachtengottes Odin und Brünhild wird von ihm bestraft, als sie gegen seine Anordnung den Sieg austheilt (Edd. IV, 40. 43 f. 92). Dem Wesen der Wöle nähert sich diese Walküre, wenn sie, kundig der Mähren aus allen Theilen der Welt (Edd. IV, 44), den Sigurd Runen und andere Weisheit lehrt, oder wenn sie sterbend die lange Folge schrecklicher Geschicke weissagt. Doch betreffen auch jene Lehren großentheils das Kriegsleben, ein Seitenstück zu denen, welche Odin selbst, als Hnikar an Bord getreten, dem jungen Helden ertheilt. Sowie die Walküren auf Erden in Odins besonderem Dienste geschäftig sind, dienen sie ihm noch in Walhall, den Tisch ordnend und die Trinkhörner umherreichend (Edd. I, 180. J. Edd. 196).

Es genügt nicht, den Ursprung der Mythe von den Walküren in Naturerscheinungen, in Luftgesichten, zu suchen (Finn. Magn. Edd. I, 262. Münter S. 39). Mögen ihre Rosse, von deren Mähnen Thau und Hagel träuft, Luft und Wolken bedeuten (Grimm, Edd. 44),

mag das Licht, das bei ihrem Nahen vorbricht und daraus Wetterstralen aufleuchten (vgl. Ebend. 65. Edd. III, 279), dem wunderbaren Spiele des Nordscheins entsprechen, die wesentlich geistige Macht der Walküren, ihre Einwirkung auf Willen und Leidenschaft ist damit keineswegs erklärt. Eben so wenig sind in ihnen etwa nur die Begriffe kriegerischer Aufregung und Begeisterung persönlich gemacht. [1]

Die himmlischen Walküren zwar, deren Austritt der Götterdämmerung vorangeht, zeigen schon in ihren Namen allegorische Bedeutung. (Edd. I, 42.) Aber nicht in solcher Höhe, auch nicht als bloße Kriegsgewalten, erscheinen andere, sondern (wie Swawa, Sigrun, Brünhild) menschlich und neben dem dämonischen Beruf in tiefer, gemüthkräftiger Weiblichkeit. Was von nordischen Amazonen, Schildjungfrauen, sagenhaft gemeldet wird, kann auch nicht zur Erklärung dienen (Münt. S. 40), da die geschichtlichen Berichte der Isländer, in welchen die Sitten der Norweger glaubhaft geschildert werden, solcher Wehrhaftigkeit des weiblichen Geschlechts nirgends erwähnen. Jene Schildjungfrauen möchten, genauer betrachtet, meist den Walküren der Dichtung gleichartig erfunden werden, also mit diesen der Erklärung bedürfen. [2]

Der Glaube an Walküren beruht auf jener den Völkern germanischen Stammes gemeinsamen Ansicht, daß den Frauen etwas Göttliches inwohne. Die weibliche Seele erschien als ein klarer Spiegel für die Offenbarungen des Himmlischen. So vermochten die Wölen Künftiges zu schauen und zu verkünden, sie ertheilten nach dieser inneren Erleuchtung Rathschläge und Warnungen. Daß die weisen Frauen im kriegerischen Norden besonders auch über Vorzeichen und Erfolge des Krieges befragt wurden, ist an sich schon glaubhaft und wird durch die Nachrichten von dem Einfluß der Wahrsagerinnen im verwandten Deutschland bestätigt. Zu diesem Glauben an die prophetische Gabe der Frauen kam die Meinung, daß es der Menschenseele möglich sei, während der Leib bewegungslos daliege, in einer fremden Gestalt umherzuwandern und mit verstärkter Kraft zu wirken. Mit wem dieses geschehen, den nannte

[1] Vulp. Wörterb. S. 337: Die Walküren sind Personificationen der Heldentugenden.

[2] Müller, Sagnhist. 122: Overalt er det underligt, at Saxo saa ofte nævner Skiöldmöer, og at de ikke forekomme hos Islænderne undtagen i de eddiske Sange og i Sögubrots Fremstilling af Bravallaslaget.

man hamramr (Sagabibl. II, 516. Sagnhist. 35). Nicht bloß durch Wiedergeburt in verschiedenen Menschenaltern, wie bei Helgi und Swawa (Edd. III, 274. 294. 311 f. IV, 75), konnten die Seelen ihre Hülle wandeln, sondern auch in demselben Leben durch Übergang in einen andern menschlichen oder thierischen Körper. Die Wölsungensage ist voll von solchen Verwandlungen. So vertauscht Signi, Sigmunds Schwester, die Gestalt mit einem Zauberweibe (Cap. 11. S. 25), Sigurd die seinige mit Gunnar, der Zwerg Andwari wird zum Hecht und von Reidmars Söhnen geht der eine als Fischotter auf den Fang, der andere brütet als Lindwurm auf dem Golde; die gräßliche Verwandlung in reißende Thiere, dergleichen auch im vordern Theile jener Sage manches vorkommt, hat noch lange im Aberglauben von den Wehrwölfen gespukt. Den strengen Verboten der christlichen Zeit gegen das Verlarven, besonders in Thiersgestalt, scheint die Besorgnis zu Grunde zu liegen, daß dabei solches Teufelsspiel unterlaufe.

Schöner und edler ist die Erscheinung der Walküren. Auf Wolken und in leuchtenden Luftgesichten daherfahrend nehmen sie den Flug, der einer bloß geistigen Gegenwart am nächsten kommt. Und nach gleicher Ansicht rauschen sie auch als Schwäne dahin. In der Poesie aller Völker wird den Vögeln, die, leichtbeschwingt und schnell gleich Gedanken, durch den unermeßlichen Luftraum schweifen und aus den Wolken herab alles Irdische überschauen, ein geistiges Leben beigelegt, sie sind die Boten räumlich entfernter Ereignisse, und es ist nützlich, ihre Sprache zu verstehen, wie Sigurd von ihnen gewarnt und über die Zukunft belehrt wird. Der Liebling der Sagen aber ist der Schwan. Dieser Zugvogel ist besonders im hohen Norden heimisch; selbst lichtglänzend gehört er zwei hellen Elementen an: zum klaren Himmel schwingt er sich auf und taucht nieder in die Wassertiefe, die den Himmel spiegelt; sein aufgehauchtes Gefieder scheint nichts von irdischem Stoffe zu umschließen, in der Luft ist er ein lichtes Gewölk, auf dem See ein glänzender Schaum; in kalten und finstern Winternächten soll seine Stimme wie lieblicher Gesang [1] ertönen.

[1] Finn Magnusen Eddalæren, B. II. Kjöbenh. 1824. S. 253: Mange af Klassikernes nyere Fortolkerne have villet ansee Svanernes Sang for en reen Fabel, men i Island overbevises man om Sagnets Rigtighed, og finder den endda velklingende. ... Tidt har jeg i Island forlystet

Zween Schwäne leben in dem Brunnen der Nornen, der Alles zur Schneefarbe läutert, und von ihnen stammt dieses Vogelgeschlecht (s. Edd. 180). Schwangefieder ist denn auch die luftige Schwinge, welche die Walküren hinträgt, wohin der Geist begehrt; im Schwanensange tönt ihr Schicksalswort aus den Lüften. So umschwebt Kara als Schwan ihren Helgi in der Schlacht. Der Dänenkönig Fridlev, bei Saxo,[1] vernimmt, als er nachts aus dem Lager gegangen, ein seltsames Geräusch in der Luft und dann von oben das Lied dreier Schwäne, wodurch er zu einer Heldenthat aufgerufen wird.

Hilde (Hildur) heißt der Walküren eine (Edd. I, 42. 180) und dieser Name wird für Krieg überhaupt gebraucht. Brünhild sagt von sich, man habe sie Hilde unterm Helme, d. h. Walküre, genannt. (Edd. IV, 92. Grimm S. 283.) Hilde bist du uns gewesen, d. h. Ursache des Kriegs, sagt Helgi zu Sigrun (Edd. III, 303. Grimm S. 103). Hilden wecken heißt die Schlacht beginnen (Edd. III, 295); Hildens Spiel, Hildens Sturm ist den Skalden der Krieg, die Schlacht (Edd. IV, 36. Sagabibl. II, 574), Hildens Rinde der Panzer (Edd. 575). Heißt nun weiter der Schild Ring von Högnis Tochter und wird im Beginn der Schlacht gesungen, Hedins Weib werde bald kommen,[2] so erhellt, daß die Walküre, die Kriegweckerin Hilde, dieselbe ist, von der wir zuvor erzählt, wie sie, von Hedin geraubt, zwischen ihm und dem verfolgenden Vater durch zweideutige Vermittlung (ähnlich der Trugbotschaft Odins, als Bruno, zwischen Harald und Sigurd Ring) die Schlacht auf Haey angestiftet, die man den Streit der Hiadninge nennt; wie sie in der Nacht die Gefallenen wieder aufweckt, wie

mig ved Svanernes Sang, og anförer her endvidere et lignende Vidnesbyrd (af Auditeur Fr. Fabers Prodromus der isländischen Ornithologie, Kopenhagen 1822. S. 81): Den Namen cygnus musicus verdient er zu behalten; wenn er nämlich in kleinen Schaaren hoch in der Luft einherzieht, so läßt er seine wohlklingende melancholische Stimme wie fernher tönende Posaunen hören.

[1] Saxo B. VI, S. 150: Ubi Fridlevus, noctu, speculandi gratia, castris egressus, cum inusitatum quendam icti aëris sonum cominus percepisset, fixo gradu suspiciens, trium olorum superne clangentium hoc aure carmen excepit u. s. w. Denique post ipsas alitum voces lapsum ab alto cingulum literas carminis interpretes præferebat.

[2] Auch Beowulf empfängt von Hilde einen Helm. Edd. III, 24.

nun Tag für Tag die Männer kämpfen, bei Nacht aber mit ihren Waffen zu Steinen werden, und wie dieser Kampf fortdauern wird bis zur Götterdämmerung. Davon nannte die Dichtersprache den Kampf der Hiadninge Sturm, Waffen hießen der Hiadninge Feuer oder Stab, Krieger Högnis Volk (ebend. 574 f.). In großem, düstrem Bilde vergegenwärtigt uns diese uralte Sage noch einmal den Odinsglauben vom endlosen Kampf als Loos und Bestimmung des Erdenlebens. Ein späterer Zusatz ist es, daß, als König Oluf Tryggvesen, der kräftige Verbreiter des Christenthums in Norwegen am Ende des 10ten Jahrhunderts, einst abends bei der Insel Haey gelandet, einer seiner Mannen in der Nacht den gespenstischen Kampf auf immer gestillt habe (ebend. 573. 577); dennoch ist uns diese Erzählung bedeutsam: die odinische Kampflehre muß weichen vor der Botschaft des Christenthums, der Lehre des Friedens.

Vergleichen wir nun mit diesen mythischen Anschauungen des Nordens die deutsche Darstellung der Sage!

Von den wunderbaren Geschicken des Wölsungenstammes bis auf Sigurd ist nichts in unsern Gedichten übrig. Im Nibelungenlied erwächst Siegfried, Sohn des Königs von Niederlanden, in der Burg zu Santen, unter sorgsamer Pflege der Eltern, Siegmunds und Siegelinds. Zu seiner Schwertnahme wird ein ritterliches Fest gefeiert. Seiner frühern, wunderbaren Thaten wird fast nur beiläufig erwähnt. Einen Linddrachen hat er erschlagen und sich in dem Blute gebadet, wovon seine Haut hörnen geworden; nur zwischen den Schultern, wohin ihm ein Lindenblatt gefallen, ist er verwundbar und an dieser Stelle wird er von Hagen mit dem Speere durchschossen (Z. 409 ff. [Str. 101]. Z. 3610 ff. [Str. 842]). Die Erwerbung des Hortes wird vor dem Drachenkampf und unabhängig von diesem also erzählt. Einsam reitend kommt Siegfried zu einem Berge, daraus eben der Hort getragen ist. Schilbung und Nibelung, zween Königssöhne, wollen dieses Erbe ihres Vaters Nibelung theilen. Sie bitten Siegfrieden, die Theilung vorzunehmen, und, da er es zusagt, geben sie ihm zum Lohne Nibelungs Schwert Balmung. Des Goldes und Gesteines ist aber so viel, daß der Held mit der Theilung nicht zu Ende kommt. Darüber werden sie zornig, es erhebt sich Streit, Siegfried erschlägt die beiden Könige sammt zwölf Riesen und bezwingt mit dem gefürchteten Schwerte siebenhundert Nibelungenrecken, die ihm Land und Burg unterthan machen. Der starke Zwerg Alberich will seine

Herren rächen, aber Siegfried gewinnt ihm die Tarnkappe ab und wird so des Schatzes Herr. Er läßt diesen an den vorigen Ort zurückbringen und setzt den Zwerg, der ihm Eide schwören muß, als Kämmerer darüber (V. 357—408). Als er nachher mit Gunthern auf dessen Werbung um Brünhilden gen Island gezogen, schifft er von da, binnen Tag und Nacht, zum Nibelungenlande, verstellt sich und prüft mit Kampfe zuerst den Wächter seiner Burg, einen Riesen, dann den Zwerg Alberich, der eine Geisel mit sieben Knöpfen gegen ihn schwingt. Nachdem er beide gebunden, nennt er sich und wählt aus dreitausend Nibelungenrecken ein Drittheil, das er zu Gunthers Schutze von dannen führt (V. 1941 ff.). Weiterhin wird gemeldet, daß er mit Kriemhilden, deren „Morgengabe" von ihm der Hort ist (V. 4480. 88), auf Nibelungs Burg, in der Mark zu Norwegen, gewohnt (V. 2969—72). Brünhild ist in diesem Liede eine königliche Jungfrau, von großer Stärke, auf der Burg Isenstein in Island. Nur durch Kampfspiele, die den Freier, wenn er besiegt wird, das Haupt kosten, kann sie erworben werden. Siegfried fährt mit Gunthern, Hagen und Dankwart von Worms den Rhein hinab und über Meer in zwölf Tagen dorthin, stellt sich als Siegfrieds Dienstmann an, wird jedoch von Brünhilden erkannt und begrüßt. Durch die Tarnkappe unsichtbar, die ihm zwölffache Mannesstärke giebt, vollbringt er siegreich die Kampfspiele, wozu Gunther nur die Gebärde leiht. Später, als Brünhild in der Hochzeitnacht Gunthern gebunden, bändigt Siegfried, wieder mittelst der Tarnkappe, sie dem Freunde, nimmt aber Gürtel und Ring mit, sich selbst zum Verderben. Brünhild, Gunthers Weib geworden, ist fortan nicht stärker als eine andere Frau. (V. 2724. 2740 f.)

Das Lied vom hörnenen Siegfried läßt den Knaben, den sein Vater Siegmund nicht zu Hause festhalten kann, zu einem Schmiede kommen, dem er dienen will. Als er aber das Eisen entzwei, den Ambos in die Erde schlägt und, wenn man ihn schilt, sich an Knecht und Meister vergreift, schickt dieser ihn, vorgeblich nach Kohlen, zu der Linde, wo der Drache liegt. Siegfried wirft Holz auf das Nest der Würme, zündet es an und verbrennt sie. Ihre Hornhaut schmilzt zu einem Bächlein, darein Siegfried den Finger stößt; als dieser erkaltet, ist er hörnen, worauf der junge Held sich den ganzen Leib bestreicht, außer zwischen den Schultern. Darauf zieht er an den Hof des Königs Gibich zu

Worms, dessen Tochter Kriemhild ein Drache raubt, der an einem Ostertage zum Manne wird (Str. 22) und nach fünf Jahren sie zum Weibe zu nehmen droht (Str. 25—28. 124—6). Siegfried bekämpft auf dem Drachensteine das feuerspeiende Ungethüm und befreit die Jungfrau. Dabei ist ihm der Zwerg[1] Eugel bald als Wegweiser behülflich, bald macht er mittelst seiner Nebelkappe den Helden unsichtbar (Str. 89), bald versieht er ihn mit Speise (Str. 118), bald erweckt er die unmächtige Jungfrau, indem er ihr eine Wurzel in den Mund giebt (Str. 151 f.), endlich verkündet er aus den Sternen Siegfrieds zukünftiges Schicksal (Str. 160 ff.). Der Riese Kuperan dagegen, der den Schlüssel zum Drachensteine hat, muß durch Streit zum Öffnen gezwungen werden, zeigt auch nur in hinterlistiger Absicht das Schwert, mit welchem allein der Drache besiegt werden kann (Str. 107 f.), muß aber seine Treulosigkeit mit dem Leben büßen. Der Hort liegt zuerst im Drachenstein und gehört zween Zwergkönigen, Nibelungs Söhnen, welche Brüder von Eugel sein sollen. Aus Schrecken über den Drachenkampf, wovon der Berg wankte, lassen sie den Schatz heraustragen. Siegfried ladet ihn auf sein Ross, in der Meinung, daß entweder Kuperan oder der Drache denselben gesammelt habe. Als er an den Rhein kommt und des kurzen Lebens gedenkt, das ihm bestimmt ist, schüttet er das Gut in den Strom. (Str. 13—15. 133—7. 140 f. 156—8. 164—8.)

Die Wilkinensage berichtet Siegfrieds Aufenthalt beim Schmied und die Härtung seiner Haut, sodann die Bändigung Brünhilds für Gunthern, in der Hauptsache übereinstimmend mit den deutschen Liedern, doch mit Beimischungen aus der nordischen Darstellung. Von der Jungfrau auf dem Drachenstein und von der Erwerbung des Hortes enthält sie nichts. (Cap. 142—8. II, 23 ff. Cap. 204—8. II, 154 ff. Sagabibl. II, 206—14. 226—29.)

Die mythische Sage von Hilde ist im deutschen Gudrunsliede nur noch in wenigen Zügen zu erkennen. Wenn in der Erzählung der prosaischen Edda Hedin, Harandis Sohn, des Königs Högni Tochter Hildur raubt, so läßt im deutschen Liede Hettel, König zu Hegelingen, durch seinen Neffen Horand, Hilden, die Tochter des Königs Hagen von Irland, entführen. Auch hier eilt der beleidigte Vater zu Schiffe

[1] Schon Str. 38 wird unklar gemeldet, daß dem Helden 5000 Zwerge gedient und williglich ihr Gut gegeben, weil er einen Wurm erschlagen.

nach und es findet eine blutige Schlacht am Strande statt, worin Hettel und Hagen selbst verwundet werden. Aber zuletzt versöhnen sie sich und von dem Erwecken der gefallenen Kämpfer durch Hilden ist nur darin eine Spur geblieben, daß sie den Helden Wate, der durch ein wildes Weib zum Arzte geworden, fußfällig erbittet, ihren Vater und die übrigen Verwundeten zu heilen. (Gudr. 2115 [Str. 529] ff.)

Im Allgemeinen finden wir das Mythische, das in der nordischen Darstellung vollständig, zusammengreifend und bedeutungsvoll erscheint, in der deutschen mangelhaft, zerstreut, in Widersprüche und Misśverständnisse verwickelt.

Der größere Zusammenhang im heidnischen Glauben ist aufgelöst, Odin, der Schlußstein des Ganzen, völlig verschwunden. Nimmt man hinzu, daß die deutschen Lieder ausdrücklich auf Island und Norwegen hinweisen, so scheint sich die Ansicht zu begründen, als ob all dieses Mythische und, sofern solches nicht bloß eine den Skalden herkömmliche Einkleidung, sondern lebendiger Bestandtheil der Sagen ist, die ganze Siegfriedssage, sammt der von den Hegelingen, im Norden ursprünglich zu Hause gewesen und von dort erst auf deutschen Boden verpflanzt worden sei, hier aber die Götterfabel nur in trüber Erinnerung fortgelebt habe.

Neben den Hauptgottheiten der alten Glaubenslehren lebt und webt eine Menge untergeordneter Geister, welche bald unsichtbar und leise geahnt die Natur erfüllen (Grimm, Elfenm. LIII), bald in luftigen Erscheinungen hervortreten, dem Menschen in freundlicher oder feindlicher Gesinnung sich nähernd. Diese geisterhaften Wesen sind auch dem Christenthume nicht gewichen, wenn gleich der Klang der Kirchenglocken ihnen zuwider ist, und sie werden nicht untergehen, so lange die Völker noch mit einiger Einbildungskraft die Natur anschauen, deren wunderbares Leben sie umgiebt. Von den christlichen Bekehrern selbst ist dieses Geisterreich anerkannt worden, indem sie es als gefährlich und teuflisch verrufen haben, und die alten Götter haben sich nur in dasselbe zurückgezogen, indem auch sie nicht für Geschöpfe der Einbildungskraft, sondern für leibhafte Unholde, welche sich die Herrschaft über die Menschen angemaßt hatten, erklärt worden sind.

In einem Briefe des Pabstes Nicolaus I an Erich, König von Dänemark, vom Jahr 1028 heißt es u. a.: Desine ergo idola colere

et dæmonibus jam servire desiste. Omnes enim dii gentium, dicente psalmista, dæmonia.“ (Münt. 529.)

Dieses Geisterwesen der neueren Völker ist von den Brüdern Grimm, in der Einleitung zu den irischen Elfenmährchen (Leipzig 1826), unter dem Namen der Elfen sehr zweckmäßig zusammengefaßt und gründlich geschildert worden. Die Eddalehre insbesondere unterscheidet Lichtelfen und Schwarzelfen, Geister des Lichts und der Finsternis, Bewohner der leuchtenden Himmelsgegenden und der dunkeln Erde; die schwarzen, unterirdischen Elfen werden auch Zwerge genannt. (Grimm, Elfenm. LXII f. Edd. II, 14. 15. J. Edd. 180.) Unsere Heldenlieder nennen fast nur Zwerge; aber wie man allerwärts die beiderlei Arten verwechselt, ihre äußern Kennzeichen gleich ihren Gemüthseigenschaften vermischt hat und eben diese zweideutige Natur ein hervorstechender Zug des Elfenwesens geworden ist (Grimm LXIII f. LXXIX), so haben wir uns auch jene deutschen Zwerge nicht mit dem Nebenbegriffe der Mißgestalt vorzustellen; Alberich oder Elberich, der sich im Namen schon als Elfenkönig kund thut und in den Nibelungen- wie in den Amelungensagen herrscht, ist an manchen Stellen mit den hellsten Farben gemalt.

Als er bei Otnits Hochzeitfeste sich schauen läßt, heißt es im Liede (Otn. Str. 517):

> Manige schœne frowe uz rôtem munde sprach:
> Ich wæne, daz nie kein ouge schœner bilde ie gesach.

Als der Zwergkönig Laurin in seiner glänzenden Waffentracht daherreitet (Ettm. 503 ff.):

> Dô sprach Wittich der degen:
> „nu müeze got unser pflegen!
> Dietrich, lieber herre mîn,
> daz mac et zwâr ein engel sîn;
> sant Michel sicherlîche
> vert dâher ûz dem himelrîche!“

Odin und die andern Asen erscheinen im Nibelungenliede nicht mehr bei der Erwerbung des Hortes; aber der Zwerg Andware und das Geschlecht Reidmars, dessen kunstreicher Sohn Reigen im Eddaliede (Edd. IV, 19. Grimm, Edd. 153) auch ein Zwerg genannt wird, sind ersetzt durch den Zwerg Alberich, den Hüter des Hortes, sowie durch den König Nibelung, den Besitzer desselben und seine Söhne Nibelung und Schilbung, die sich in das Erbe des Vaters theilen wollen und

gleichfalls darüber umkommen. Daß auch diese drei als Zwerge zu betrachten seien, ergiebt der Zusammenhang, wonach sie den Hort aus einem hohlen Berge hervortragen lassen; sie werden auch im Siegfriedsliede ausdrücklich als Zwerge bezeichnet. (Str. 13 f. 156. 168.) Nibelungen heißen nun zunächst die beiden Söhne des alten Zwerges (Nib. Z. 358 f. Str. 88, 2 f.), dann die Recken Nibelungs, die zu seinem Lande gehören und nun auch Siegfrieden dienen (Z. 388. 403. 2899. 2019. 2404), nach dessen Tod aber mit dem Hort an die burgundischen Könige kommen (4479. 4512. 6105), endlich diese Könige und ihr Volk selbst (6118. 22. 6874. 6924. 7520 f. 8806. 9636).

Schon jene ursprüngliche Verbindung des Namens Nibelung mit dem aus dem hohlen Berg entnommenen Horte deutet darauf, daß solcher ein Name für Erdgeister, Schwarzelfen, Zwerge sei, denen er auch zuerst gegeben ist. Damit stimmt auch die Wortbedeutung des Namens überein, mögen wir nun diejenige annehmen, welche Lachmann geltend macht, wonach es einen, der vom Nebel, aus dem Nebelreiche stammt, bezeichnen würde, oder die von Leichtlen in seinen Neuaufgef. Bruchst. d. Nib. L. 40 f. damit verbundene, wo er sagt:

Über die Bedeutung des Namens Nibelung ist wohl jetzt kein Zweifel mehr. Die erste und natürlichste liegt im Worte selbst. Niblend braucht Pictorius in seinem Wortbuche von einem, der mit den Augen schelb (scheel) und höhnisch sieht, torvus; und Frisch erklärt dies weiter dahin, daß die Augen und Blicke solcher Leute aussehen, wie der neblige Himmel. Nübler ist bei Frisch ein Blinzaug, lusciosus, myops. Mit der Bedeutung eines schielenden hängt die eines neidischen Menschen (Nidung) zusammen. Da ferner niblig die alte Form für nebelig, nebelhaft ist, so leuchtet eben auch aus dem Namen Nibelung eine Anspielung auf die Bewohner eines fernen, wie im Nebel dämmernden Landes, wofür sich ein zauberkundiger König, das Getwerg Niblung, vortrefflich schickt, hervor.

Den von Leichtlen für die Beziehung auf den Blick angeführten Stellen füge ich noch Folgendes bei: Stalder, Schweiz. Idiot. (Aarau 1812) II, 236:

„Nibel, Sauernibel m. sauersichtige Person, Kind; herbes Gesicht; daher nibeln, sauernibeln (m. haben), unfreundlich, finster drein sehen, wie nebeliges Wetter (B. Gl. Z. Schf.) Altd. s. Schott. S. 1369.“ (Vgl. Stald. I, 94: älbsch.)

Schottel, Ausführl. Arbeit von der teutsch. Haubtsprache. Braunschweig 1663. S. 1369:

„Nibel nibelen torvum videre. niblend torvus.“

Von diesem Worte nibeln, das in den ältern Wörterbüchern und noch heutzutage, namentlich in der Schweiz, so viel heißt als finster, nebelhaft drein sehen, kann der Name Nibelung auf ähnliche Weise gebildet sein, wie der (von Leichtlen gleichfalls angeführte) Nîdung von nîden, neiden. Reinmar von Zweter (13tes Jahrhundert) Man. II, 147: Nîdunk in Sibechen wîse.

Der Beziehung auf den Blick zur Probe mag der Name des andern Bruders Schilbung dienen, von schelb, scheel, schielend. (Vgl. jedoch Lachmann, Krit. d. Nib. S. 22.) In dieselbe Verwandtschaft mag der Zwergname Eugel, im Siegfriedsliede, gehören.[1] Diese Namen sind in der elfischen Natur selbst begründet. Den Bewohnern und Beherrschern der hohlen Berge, der dunkeln, unterirdischen Reiche geziemt der trübe, nebelhafte Blick. Sie haben auch die unsichtbar machende Nebelkappe, Heblkappe; in Laurins hohlem Berge wird auf die Gäste ein Zauber geworfen, daß keiner den andern sieht (Luar. 1669 ff.). Die Elfen haben aber auch in der Volksmeinung das böse, schielende Auge (Grimm, Elfenm. CII. 228. Finn. M. Edd. I, 190), dessen Blick zauberhaft und verderblich wirkt. Heinrich von Morunge (Man. I, 50[b]) singt:

> von der elbe wirt entsehen vil maniger man,
> alsô wart ich von grôzer liebe entsehen.

Dieses Entsehen, das auch sonst vorkommt (Grimm, Elfenm. LVIII), ist wörtlich eine Bezauberung durch das Auge. Einen lebendigen Zug, der obige Ansicht bestätigt (den übrigens auch Lachmann auf andere Weise für die seinige geltend macht), hat die Wilkinensage aufbewahrt. Nach ihr ist der grimme Hagen Sohn eines Elfen, der seine Mutter im Garten beschlichen hat. Als er in seiner Kindheit mit andern Knaben spielt, wird ihm vorgeworfen, daß er aussehe wie ein Unhold (trold), nicht wie ein Mensch, und seinem Angesichte gleiche sein Sinn. Zornig hierüber geht er an ein Wasser und besieht sein Bild darin; da sieht er, daß sein Antlitz bleich ist wie Bast und fahl wie Asche, auch daß es groß und grauenhaft (grueligt) ist (Wilkinens. C. 150. II, 40—42. Rafn II, 1. S. 241 f.). Weiterhin, als Held, wird er beschrieben: schwarzhaarig, langen, dunkelfarbigen und grimmen Angesichts, mit einem Auge, das aber scharf und schrecklich ist (C. 165. II, 667. Rafn II, 1.

[1] Grimm, Elfenm. LXXII vermuthet Englin statt Euglin.

S. 256 f.). Das andere hat er im Streite mit Walthern verloren (Wilkinensage C. 87. I, 289), was, obgleich unter andern Umständen, auch das lateinische Gedicht von Walthern erzählt. Lusce Sicamber, heroum turbas transversa tuenda salutans, wird dort Hagano von Walthern angeredet und verspottet (V. 1389—91. 1432—35), wenn nicht die verschiedenartigen Erzählungen hievon etwa nur das grauenhafte Bild, um es natürlich zu erklären, in Handlung setzen. Im Nibelungenliede läßt Hagen spähend sein Auge (Lachm. 85 ougen) wanken (V. 345) und wirft über die Achsel schwinde Blicke (V. 1668. 7055); der jungen Tochter Rüdigers dünkt er forchtlich zu küssen (V. 6675—8); er ist hoch gewachsen, mit breiter Brust, seine Haare sind graugemischt, schrecklich sein Aussehen (V. 6953—6).[1] So erscheint dieser Held in Blick und Antlitz durchaus elfisch, nibelsichtig, ein echter Nibelung.

Das Elfenwesen ist der gesammten Heldensage gemeinsam und wir schließen darum hier auch den Kreis der Amelungen nicht aus, wenn wir gleich diese nachher auch in ihren besondern mythischen Beziehungen betrachten werden. Vollständig ist die Natur der Elfen dargestellt in den beiden Zwergkönigen Elberich und Laurin. Beide gebieten im Gebirg und walten über dessen unterirdische Schätze. Sie sind klein, doch wohlgestalt. Elberich erscheint als ein schönes Kind, Laurin wird einem Engel verglichen, ihre Kleidung ist herrlich, voll Goldes und edler Steine. Sie besitzen übermenschliche Stärke und machen sich nach Gefallen unsichtbar, Laurin mittelst der Tarnkappe; doch wird man ihrer ansichtig, wenn man einen wunderbaren Ring an den Finger steckt. Sie sind überaus neckisch und äffen die Menschen durch allerlei Zauber- und Blendwerk; die Musik lieben sie und Elberich spielt selbst die Harfe. Beide trachten nach schönen Frauen aus dem Menschengeschlechte. Nach zwo verschiedenen Richtungen aber bringen sie das Elfenleben zur

[1] Lachm. 1672:
Der helt was wol gewahsen, daz ist al wâr;
grôz was er zen brüsten; gemischet was sîn hâr
mit einer grîsen varwe; diu bein wârn im lanc,
eislich sîn gesiune; er hete hêrlichen ganc.

V. 1665: Der dritte der gesellen der ist sô griulich [al. gremlich]
(unt doch mit schœme lîbe, küneginne rîch),
von swinden sînen blicken, der er sô vil getuot,
er ist in sînen sinnen ich wæne grimme gemuot.

Erscheinung. Laurin zeigt dessen innern Haushalt, den unterirdischen Glanz der Gebirge, Spiel und Tanz des kleinen Volkes in seinen verborgenen Wohnstätten; dahin hat er Similden entführt, dahin lockt er auch die Helden, die ihn angegriffen und die nun seine ganze Bosheit erfahren. Elberich dagegen tritt am schönen Maientage hinaus, besucht die irdische Frau in ihrem Gemache, bringt seinem Sohne Otnit die kostbaren Waffen aus der Esse des hohlen Berges und schließt sich forthin, nach Art der Hausgeister, an dessen menschliches Treiben an, ist ihm getreu und hülfreich und nur den Feinden des Helden boshaft und gefährlich. Wir finden hiemit in diesen beiden Zwergkönigen die manigfachen Eigenschaften ausgeprägt, welche, nach der Brüder Grimm umfassender Darstellung, der elfischen Doppelnatur im Glauben der verschiedensten Völker zukommen.

In Wolfdietrichs und des Berners Kämpfen mit Drachen und Riesen sind gleichfalls die Zwerge stets berathend, heilend und hülfreich. Riesen und Zwerge erscheinen durch die ganze Heldenfabel nur selten getrennt; aber jene treten in roher Gewalt und wilder Treulosigkeit auf, die durch kein sittliches Band zu bezähmen ist; diese zeigen sich kunstreich, gewandt, zwar, wenn sie einmal bezwungen sind, unermüdlich im Dienste, doch mehr einem Gegenstand, als innerer Zuneigung gehorchend. Beide zusammen stellen (Grimm, Hausm. I. Vorr. XLIII) die Naturkräfte im Gegensatz ihrer wilden und stillen Wirkungen dar. Aber auch das Unheimliche und Dunkle der Naturgewalten, welche, wenn sie auch der Mensch sich dienstbar macht, doch stets gefährliche Diener sind, ist diesen beiderlei Wesen gemein, obgleich das Gemüth des Volkes auch ihnen mehr oder weniger von seiner Wärme mitgetheilt hat.

Auch im Amelungenkreise finden wir die Abstammung der Helden von elfischen Vätern, zur Begründung ihrer übermenschlichen Kräfte und Eigenschaften. Wolfdietrich wird, nach der einen Gestaltung seiner Sage, der Abkunft von einem bösen Geiste wenigstens verdächtig gemacht (Casp. v. d. Röhn Wolfd. Str. 17. 19). Otnit hat den Zwergkönig Elberich zum Vater; Dietrich von Bern einen hohlen Geist, der seiner Mutter weissagte, der Sohn, den sie trage, werde der stärkste Mann sein, der je geboren worden; Feuer werde aus seinem Munde schießen, wenn er zornig werde (Anhang z. Heldenb. Bl. 210ᵃ). Damit hängt zusammen, daß Dietrich am Ziele seiner Bahn von einem Zwerge

abgeholt wird (ebend. Bl. 212a). In der Wilkinensage (C. 365. III, 113. Rafn S. 549) schilt Dietrich, im Unmuth, daß er Hagen so lange nicht bezwingen kann, diesen einen Elfensohn und wird dafür von dem Gegner ein Sohn des Teufels gescholten. In einem der Rosengartenlieder reizt Hildebrand den zögernden Helden zum Kampfe, indem er ihm vorhält, die schönen Frauen vom Rheine spotten seiner und sprechen, er sei ein rechter Alf (V. 2051—5); so daß wir also das rechte Wort, Elfe, auch im deutschen Liede ausgesprochen finden. Der treulose Wittich, Sohn des elfischen (Grimm, Edd. 9. Edd. III, 249 f.) Schmiedes Wieland, wird, vor Dietrich fliehend, von seiner Ahnfrau, der Meerminne Waghild (vgl. Wilkinensage C. 18. I, 63 f.) in den Grund des Meeres aufgenommen (Rab. Schl. 964). Bei ihm, wie bei Hagen, taugt solcher Ursprung zu der Gemüthsart. Anders scheint es sich mit den edlern, gepriesenen Helden der Amelungen zu verhalten. Hier ist es glaublich, daß, statt der dunkeln Geister, der boshaften Elfen, von denen sie erzeugt sein sollen, früher, wie bei den Königsgeschlechtern des Nordens, größere Götter genannt waren. Der Geschichtschreiber der Gothen selbst berichtet, daß dieses Volk seine siegreichen Fürsten für Halbgötter, d. h. Göttersöhne, erklärt habe.

Jornand. c. 13: Jam proceres suos, quasi qui fortuna[m] vincebant, non puros homines, sed semideos, id est Anses,[1] vocavere.

Wir kommen nun zum gothischen oder persisch-gothischen Mythenkreis, zur Amelungensage.[2]

Bevor ich näher auf die Beziehungen eingehe, die uns das Schah-Nameh zur Amelungensage darbietet, halte ich für angemessen, von der persischen Heldensage aus einen Flug durch das weite Gebiet der allgemeinen Sagenpoesie zu nehmen. Der Kampf des Vaters mit dem Sohne, welcher den Gegenstand unsres deutschen Hildebrandsliedes ausmacht, zieht sich durch die Heldensage der verschiedensten Volksstämme hindurch.

Betrachten wir denselben zuerst nach dem persischen Heldenbuche! Hier kämpft Rusthm, der gefeiertste Held der persischen Sage, mit seinem unerkannten Sohne Sehrab. Schon vor Firdusi hatte der etwas

[1] Vgl. oben S. 112. Hugdietrichs Vater heißt in einigen Handschriften, namentlich der Öhringer, Anzius. Vgl. Grimms Heldens. 230. 315.

[2] Vgl. oben S. 138.

ältere Ansari diese Geschichte dichterisch bearbeitet und dieselbe gilt noch jetzt in Persien für eine der rührendsten und berühmtesten. In den Heldensagen der europäischen Volksstämme können wir die Behandlung dieses Kampfes in keltischer, slavischer und germanischer Poesie, in letzterer aber wieder nordisch und deutsch aus verschiedenen Zeiten aufführen.

Bei dem slavischen Volksstamme finden wir den Kampf des Vaters mit dem Sohne im russischen Heldenliede: Fürst Wladimir und dessen Tafelrunde. Alt-russische Heldenlieder. Leipzig 1819. In diesen Liedern sammeln sich um Wladimir, der geschichtlich bis zum Jahr 1015 regierte, die russischen Helden auf ähnliche Weise, wie um Dietrich von Bern die Helden der Amelungensage, und auch einzelne Züge sind gemeinsam. Der deutsche Bearbeiter (v. Busse) sagt im Vorbericht (S. XIII—XV), diese Lieder haben sich nicht schriftlich, sondern nur in dem Munde des Volks erhalten, denn was davon niedergeschrieben worden, scheine durch Beimischung vieles Modernen einer späteren Zeit anzugehören; diese neueren Zusätze seien in der Übersetzung verworfen, aber nichts Eigenthümliches ausgelassen oder entstellt worden. Viele dieser Lieder oder Sagen seien an des Übersetzers Wiege gesungen und erzählt worden, andre seien ihm aus dem Knabenalter erinnerlich.

v. Götze, Stimmen des russischen Volks in Liedern (Stuttgart 1828), vermuthet im Vorbericht (S. 29), daß Busse seinen Stoff aus den von dem Kosaken Kirscha (Cyrill) Danilow, Zeitgenossen Peters des großen, gesammelten und nach eigenem Zuschnitt zugerichteten altrussischen Dichtungen genommen habe (S. 55). In den Grundzügen ist hiernach das Alter dieser Heldenlieder nicht zu bezweifeln und ihr Inhalt selbst bestätigt dieses. S. 75 steht das hieher bezügliche Lied von Iljas von Murom Kampf mit seinem Sohne.

Gehen wir zum germanischen Volksstamme über, so begegnet uns auf skandinavischer Seite der Kampf zwischen Vater und Sohn in der norwegischen Saga von An, dem Bogenschwinger. Von dieser Saga hat man Handschriften aus dem 14ten Jahrhundert; Müller (Sagabibl. II, 545) nimmt aber an, daß eine viel ältere Sage zu Grunde liege. Ich gebe die hieher gehörende Scene nach Rafns dänischer Übersetzung dieser Saga im dritten Band seiner nordischen Kämpfergeschichten S. 251.

An, zugenannt Bogenschwinger, der Held der Saga, vom König Ingiald friedlos erklärt, hat sich einige Zeit bei einem einzelnwohnenden Manne aufgehalten und mit dessen Tochter einen Sohn erzeugt, nachher aber eine reiche Wittwe, Jorun, geheirathet und ist ein angesehener Mann geworden. An lag seiner Arbeit ob, wie zuvor, und als er eines Abends vom Werkhause weggieng, sah er draußen auf einer Insel Feuer brennen. Er dachte, der König wolle ihn noch heimsuchen, oder es könnten Räuber sein, welche sich seiner Habe bemächtigen wollten. Begierig, zu erfahren, was es wäre, gieng er allein zum Strand hinab, nahm sich ein Boot und ruderte nach der Insel. Hier sah er einen jungen und großen Mann bei einer Feuerstätte sitzen; derselbe war mit einem Rock und leinenen Beinkleidern angethan; er speiste, eine Silberschüssel stand vor ihm; er hatte ein Messer mit beinernem Hefte, woran er die Speise aus dem Kessel steckte. An bemerkte, daß der Fremde nicht auf seine Sicherheit bedacht war; er schoß nach ihm und traf das Stück, welches jener eben aus dem Kessel gezogen, und es fiel nieder in die Asche. Er legte den Pfeil an seine Seite und speiste fort wie vorher. An schoß den zweiten Pfeil ab und dieser traf den Teller, welcher vor ihm stand, und dieser fiel in zwei Stücke; der Mann blieb sitzen, ohne darauf zu achten. Da schoß An den dritten Pfeil ab; dieser traf das Messerheft, welches von seiner Hand hintenaus stand, und das Heft flog fort in zwei Stücken. Da sagte der junge Mann: „Dieser Mann that mir Schaden und sich selbst nur wenig Vortheil, indem er mein Messer verderbte.“ Er hob nun seinen Bogen auf; aber An dachte, daß man nicht wissen könne, wohin ein noch nicht abgeschossener Pfeil treffen möchte; er gieng daher hinter eine Eiche, so daß diese zwischen beiden stand. Der junge Mann schoß jetzt den ersten Pfeil ab, so, daß An glaubte, derselbe würde ihn in der Mitte getroffen haben, wenn er vor der Eiche gestanden wäre. Der andere Pfeil würde ihn, wie es ihm schien, auf die Brust getroffen haben, und der dritte in das Auge; solchergestalt steckten sie alle in der Eiche, hinter welcher An stand. Da sagte der junge Mann: „Nun soll der, der nach mir schoß, sich zeigen, damit wir uns treffen, wenn er etwas mit mir abzumachen hat.“ An trat vor und sie begannen zu ringen, und ihr Kampf war sehr heftig. An wurde zuerst müde, denn der andre war stark und stand fest auf den Beinen. An schlug vor,

eine Weile auszuruhen; der junge Mann sagte, daß er zu allem bereit sei; An aber rieth zur Ruhe. Er fragte: „Was ist dein Name?" Jener sagte, er heiße Thorer und sein Vater heiße An, „aber wie heißest du?" „Ich heiße An," antwortete der andre. (Wortspiele.) An sagte: „Was hast du aber zum Wahrzeichen, wenn du deinen Vater findest?" „Ich bin gewiss," sagte Thorer, „daß sich wahrhafte Merkmale meiner Aussage finden werden, aber dir bin ich nicht schuldig, sie vorzuzeigen." An sagte, es gezieme sich, daß er ihm das Zeichen vorweise. Thorer zeigte ihm hierauf den Ring. An sagte: „Wahrhaft ist dieses Merkmal und hier hast du deinen Vater getroffen; laß uns nun heim fahren und bessere Herberge suchen!" Sie thaten so und kamen heim, und Ans Männer saßen da und harrten sein mit Angst und Schrecken, denn sie wusten nicht, was aus ihm geworden. An setzte sich auf den Hochsitz, und Thorer an seine Seite. Jorun fragte, wer der junge Mann sei. An hieß ihn selbst seinen Namen sagen. Da sprach er: „Ich heiße Thorer und bin Ans Sohn." Sie sagte: „Nun muß man das Sprichwort wahr nennen, daß mancher reicher ist, als er scheint; nicht sagtest du mir, daß du diesen Sohn hättest." Weiter sprach sie zu Thorer: „Wie alt bist du?" „Achtzehn Winter," antwortete Thorer. Sie sagte: „Das glaube ich, daß ich dich Hochbein nennen kann, denn niemand sah ich noch höher bis zu den Knieen auf." „Dieser Name behagt mir wohl," sprach er, „und must du mir etwas zur Namensfeste geben, damit die Leute mich so nennen können." Sie sagte, das solle geschehen, und gab ihm etwas Gold.

In deutscher Heldendichtung treffen wir schon am Schlusse des 8ten Jahrhunderts auf das Lied von Hildebrand und Hadubrand, in Stabreimen. Dieses älteste poetische Denkmal in deutscher Sprache behandelt gerade jenen weitverbreiteten Sagenstoff. Vgl. Grimms Ausgabe S. 7.

Zwischenein tritt hier das Gedicht von Biterolf und seinem Sohne Dietleib, aus dem 13ten Jahrhundert, dessen hieher bezüglichen Inhalt ich in den Umrissen der Heldensage erzählt habe, wie nemlich Dietleib seinen Vater Biterolf, der vor manchen Jahren Weib und Kind verlassen, aufsucht und mitten im Schlachtgewühl auf ihn trifft und wie sie dann, sich für Gegner haltend, mit einander kämpfen, bis Biterolf bei einem starken Schlage, den er empfängt, den Klang seines Schwertes

Welsung, das er daheim gelassen, erkennend, von Ahnung und Sehnsucht ergriffen wird.

Endlich ist der Kampf Hildebrands mit seinem Sohne, wie er im ältesten deutschen Liede besungen war, wenn auch, nach der Natur der Volkspoesie in veränderter Gestalt, als Volkslied noch auf fliegenden Blättern des 16ten und selbst des 17ten Jahrhunderts im Umlauf gewesen. Versmaaß und Reim sind in diesem Volksliede häufig gestört, aber der Ton ist rüstig und tüchtig. Vgl. Grimms Hildebrandslied S. 53.

Es ließen sich noch mehrere Darstellungen sowohl des Hildebrandsliedes insbesondre, als des Kampfes zwischen Vater und Sohn überhaupt anführen. So kämpft in dem dänischen Volksromane von Olger dem Dänen Göde, König von Dänemark, mit seinem Sohne Galder (Grimm, Hildebrandslied S. 77); so in dem altenglischen Gedichte Sir Degoré dieser Held mit seinem Vater; die Erkennung geschieht hier dadurch, daß der Vater die abgebrochene Spitze des Schwertes bei sich trägt, das er einst für den Sohn zurückgelassen. (Ein Auszug dieses Gedichts in Ellis, specimens of early english metrical romances. 2 edition. B. III. London 1811. S. 361. 379 ff.)

Die durchlaufende Ähnlichkeit, nicht bloß in der Grundlage, sondern auch in manchen Einzelheiten ist in die Augen fallend und wird selbst dadurch nicht aufgehoben, daß die endliche Wendung hier traurig, dort heiter ausfällt. Überall sind drei Personen im Spiele: Vater, Sohn und Mutter. Der Vater ist gealtert, scheint anfangs dem jugendlichen Ungestüm des Sohnes zu weichen, bewährt aber zuletzt, siegreich, die langgeprüfte Heldenkraft. Im persischen Gedichte ruft Sehrab den unerkannten Vater so an: „Auf dem Kampfplatz ist dir nicht Stand, vor meiner Faust wirst du niederliegen.“ Rusthm aber erwidert: „Milde, o Jüngling! erstarrte und dürre Erde, heiße und kalte Luft hab' ich auf dem Schlachtfelde gesehen; viel Heere hab' ich vernichtet, mancher Diw verdarb von meiner Hand, nie noch bin ich unterlegen.“ Gleicherweise im deutschen Hildebrandsliede des 8ten Jahrhunderts der Vater zu dem kampflustigen Sohne: „Sechszig Sonnen und Winter bin ich herumgewallet, weit von meinem Vaterland, immer ward ich zu den vordersten Kriegern gestellt, auf keiner Burg hat man mir die Beine in Bande

gelegt.“ Mehr im Hintergrunde steht die Mutter, sie wird entweder nur in der Erinnerung genannt, oder sie beklagt den verderblichen Ausgang, wie Sehrabs Mutter, oder sie schließt den fröhlichen ab, wie Frau Ute im Volksliede. Im ältern Hildebrandsliede wird der im Lande zurückgelassenen Gattin nur im Gespräch erwähnt, aber das Lied ist am Ende mangelhaft.[1] In der nordischen Erzählung von An Bogenschwinger erscheint am heitern Schlusse die Stiefmutter und wundert sich, daß ihr Mann reicher war, als sie geglaubt; aber sie nimmt den Stiefsohn auf, indem sie ihm Namen und Namensgeschenke giebt. Die Verhinderung des frühern Erkennens liegt meist in dem durch herkömmliche Begriffe von Heldenehre gebotenen Verschweigen des Namens und Zeichens. Rusthm verweigert seinen Namen, weil sonst Sehrab, den zu bezwingen er vom Schah ausgesendet ist, nicht mit ihm kämpfen möchte. Im deutschen Volksliede verstellt sich Hildebrand, um den Sohn im Kampfe zu prüfen. Das endliche Wahrzeichen des Erkennens ist theils ein Schwert, gröstentheils aber ein Ring. Sehrab hat den goldnen Armring unter dem Panzer und im Volksliede von Hildebrand läßt dieser den Ring wenigstens am Schlusse noch in den Weinbecher fallen.

Die tragische Schlußwendung, in der persischen und gälischen Sage, erscheint als die ältere und ursprüngliche. Durch sie hat die Scene einen schärfern, selbständigern Abschluß in sich. Die tiefeinschneidenden Grundstriche des Ernstes sind überall das Ursprüngliche der Sagenpoesie; das Humoristische ist die Kehrseite dessen, was zuvor im Ernste geschaffen war. Unter den deutschen Hildebrandsliedern selbst ist das ältere, obgleich sein abgebrochener Ausgang wohl auch kein trauriger war,[2] noch nicht in dem fast scherzhaft rüstigen Tone abgefaßt, der das spätere Volkslied auszeichnet. Mit tiefer Bekümmernis ruft dort Hildebrand aus: „Nun soll mich mein eignes, liebes Kind hauen mit seinem

[1] Die eben erwähnte Klage Rudabehs ist eine der ergreifendsten Stellen der persischen Darstellung, womit dieselbe schließt. Görres, das Heldenbuch von Iran 1, 269.

[2] [Einen tragischen Schluß des ahd. Hildebrandsliedes nimmt Grein an in seiner Ausgabe des Gedichts. Göttingen 1858. S. 39. Vgl. auch Mythus von Thor S. 207. 211 ff. Müllenhoff in Haupts Zeitschr. 10, 179. in seinen Denkmälern S. 254. Pfeiffers Germania 9, 313 f. K.]

Schwert, dahinstrecken mit seinem Beil, oder ich soll sein Mörder werden." Das ist dieselbe Saite, auf der das persische Gedicht anstimmt: „Pferde kennen ihr Junges und Fische im Meere, nur der Mensch nicht, weil Gier und Leidenschaft ihn verblenden."

Es entsteht nun die Frage: ist aus der Ähnlichkeit in Grundzügen und Einzelheiten der Erzählung bei den verschiedenen Volksstämmen auf eine gemeinsame Sagenquelle, die in die verschiedenen Sprachen sich ergossen hätte, zu schließen? oder auch auf die Verpflanzung der Sage, auf eine Entlehnung derselben, je von einem Volke zum andern? Das Letztere kann in Beziehung auf das Verhältnis der russischen Lieder von Wladimir und seinen Helden zur deutschen Heldensage wirklich der Fall gewesen sein. Die slavischen und deutschen Völker haben sich vielfach berührt und der geschichtliche Held des russischen Kreises fällt selbst erst an die Scheide des 10ten und 11ten Jahrhunderts, also in eine Zeit, in welcher die deutsche Amelungensage, wie das älteste Hildebrandslied und das angelsächsische Gedicht vom Wanderer zeigen, wenigstens schon seit drei Jahrhunderten gestaltet war. Schwieriger ist, was uns am nächsten angeht, das Verhältnis der persischen Erzählung zur deutschen. Man ist gewohnt, den Orient überall auch als den Aufgangsort der Mythen und Sagen anzusehen. Hier aber tritt der Umstand ein, daß Firdusis Heldenbuch wieder um zwei Jahrhunderte jünger ist, als das deutsche Hildebrandslied. Eine Einwirkung germanischer Sagenpoesie auf die persische würde gleichwohl allem sonst bekannten historischen Zusammenhange widerstreben; und da Firdusi aus ältern Königsbüchern und Überlieferungen sein Werk bearbeitet hat, so verliert sich auch der Ursprung der persischen Sage in unbestimmte Ferne. Nur in dieser Zeitenferne, nur in einem uralten, gemeinsamen Sagentypus, nicht in dem Abdruck einer schon ausgeprägten persischen Heldensage in der germanischen, oder umgekehrt, könnte der geschichtliche Grund der Verwandtschaft mehr geahnt, als nachgewiesen werden.

Allein selbst das ist noch in Frage, ob denn überhaupt die vorliegenden Ähnlichkeiten aus einem geschichtlichen Zusammenhange erklärt zu werden brauchen, ob nicht unter den gleichen Bedingungen auch dieselben poetischen Gebilde sich bei den verschiedenen Völkern unabhängig erzeugt haben können, ob nicht schon in der Natur des dichtenden Menschengeistes der gemeinsame Typus gegeben sei.

Erwägen wir nun, daß alle diese Heldensagen eine Poesie des Kampflebens seien, daß eine solche Poesie die manigfachen Verwicklungen, die im Kampfe möglich sind, in ihren Bereich ziehen, daß sie, als Poesie, die herzergreifenden Scenen mit Vorliebe erfassen und pflegen werde, so müssen wir sehr natürlich finden, daß der Kampf zwischen Vater und Sohn, die einander nicht kennend zusammentreffen, fast unvermeidlich einen beliebten Gegenstand der Darstellung ausmache. Auch andere Kämpfe dieser Art, zwischen Brüdern, Verwandten, Waffenbrüdern, kommen häufig in der Sage vor. Sind aber einmal Vater und Sohn zusammengeführt, so stellt die Mutter, als dritte theilnehmende Person, von selbst sich ein. Daß Vater und Sohn wissentlich oder im Hasse sich bekämpfen, solche Unnatur läßt das gesunde Gemüth der dichtenden Völker nicht leicht in ihrer Poesie aufkommen. Es muß also ein Nichterkennen und ein Grund desselben gesetzt werden. Dieser ergiebt sich in einer frühern, durch Geschick oder Wankelmuth getrennten Verbindung, in einer langen, freiwilligen oder nothgedrungenen Abwesenheit von Hause. Auch die mögliche Aufklärung durch gegenseitiges Befragen und Antworten über Namen und Herkommen muß beseitigt werden und ein gültiges Mittel hiezu liegt in der, dem kriegerischen Trotze natürlichen Abneigung, demjenigen Rede zu stehen, der die Bereitwilligkeit hiezu als Furcht auslegen könnte.[1] Ein Wahrzeichen der endlichen Erkennung ist gleichfalls nothwendig und das nächste hiefür ist das Schwert selbst, mit welchem gekämpft worden, oder der Ring, der einst die langgetrennte Verbindung geschlossen. So scheint die Scene, in den Grundzügen und Ähnlichkeiten, sich überall von selbst zu dichten; die Manigfaltigkeiten und Abweichungen aber sahen wir nicht minder sich geltend machen, soweit es irgend die Einfachheit der Situation zuläßt; wir fanden selbst verschiedene Grundtöne, den klagenden und den fröhlichen, angestimmt.

In solcher Erwägung des Ähnlichen und Unähnlichen, des möglichen Zusammenhangs und der nicht minder möglichen Selbständigkeit geräth das Urtheil in Schwanken und der erste Eindruck auffallender Ähnlichkeiten bei Völkern, die sich der Zeit und dem Raume nach ferne stehen, bricht sich an der Betrachtung des menschlich Gemeinsamen; wir verlangen noch ein besondres Wahrzeichen, wodurch auch hier Vater und

[1] Vgl. Grimm, Heldensage S. 363 f.

Kind sich ausweisen, woran die eine Sage als der andern durch Abstammung oder in der Seitenlinie verwandt erkannt werde.

Aus allgemeinen Gründen der Ähnlichkeit oder Verschiedenheit scheint mir sonach der einzelne Fall, wie der im vorgetragenen Beispiele, nicht entschieden werden zu können. Die besondre Verwandtschaft der persischen und deutschen Sage kann durch dasselbe für sich allein um so weniger bewiesen werden, als die Ähnlichkeit im Ganzen und Einzelnen auch durch andere Volksstämme fortläuft. Ich habe dieses Beispiel, welches mit dem Mythischen nicht unmittelbar zusammenhängt, hier zunächst nur zur Sprache gebracht, um zu zeigen, wie nahe sich die Verwandtschaft legen kann, ohne doch mit Sicherheit behauptet werden zu können, und um die Nothwendigkeit strengerer Kriterien zu begründen.

Solche glaube ich darin zu finden, wenn die Ähnlichkeit nicht in einfachen, aus den natürlichen Zuständen des ältern Volkslebens unmittelbar erklärbaren, in sich abgeschlossenen und verständlichen Situationen beruht, sondern wenn sie auf zusammengesetztere Verhältnisse, weitere Umrisse und gewissermaßen conventionelle oder technische Anordnungen des Sagenstoffes, auf die Anlage und Eintheilung größerer Dichtungen sich erstreckt; wenn hierin zur Erklärung der Sage des einen Volkes die Kenntnis der Sage des andern unentbehrlich ist, wenn uns in der letztern plötzlich das Licht aufgeht, das wir in der erstern, nicht mehr verstandenen, vermissten.

Können solche Beziehungen der deutschen Sage zur persischen nachgewiesen werden, und ist aus ihnen einmal die äußere Verwandtschaft beider dargethan, dann wird rückwirkend auch für den Kampf des Vaters mit dem Sohne und andre gemeinsame Züge, zu deren Erklärung die Annahme eines verwandtschaftlichen Zusammenhangs nicht durchaus nöthig wäre, dieser Zusammenhang doch in einem höheren Grade wahrscheinlich sich darstellen.

Die Erklärer der Heldensage von der mythischen Seite haben großentheils die Gesammtheit derselben auf die Eddalehre bezogen, so daß sogar Siegfried, Wolfdietrich und Otnit identisch für Balder, oder für Thor und Balder zugleich, angenommen worden sind (Mone, Geschichte des Heidenthums im nördlichen Europa. 2 Theile. Leipzig und Darmstadt 1822—3. II, 329 f.). Dieses Nichtunterscheiden hat wohl vorzüglich darin seinen Grund, daß man, vom Nibelungenliede aus-

gebend, zu ausschließlich die Siegfriedssage und deren mythische Darstellung in den Eddaliedern vor Augen gehabt hat. Darüber ist dasjenige Gedicht hintangesetzt worden, welches, nach meiner Ansicht, die eigenthümlich gothische Heldensage und in ihr auch einen besondern gothischen Mythenkreis am treuesten aufbewahrt hat, das Wolfdietrichslied. Selbst W. Grimm hat diesem Gedichte weder in Beziehung auf dessen Stelle in der ganzen Sagenentwicklung, noch insbesondre hinsichtlich seiner mythischen Bestandtheile, die demselben, meines Erachtens, zukommende Würdigung angedeihen lassen. Rosenkranz (das Heldenbuch und die Nibelungen. Halle 1829. S. 43) stellt dasselbe an den Schluß des Kreises und glaubt, daß in Wolfdietrich offenbar nur der alte Dietrich von Bern christlich apotheosirt sei; wie denn auch Grimm in Berchtung, Wolfdietrichs Meister, nur den alten Hildebrand wieder sieht (S. 358). Mir steht, umgekehrt, Wolfdietrich an der Spitze der Amelungensage, mir scheinen in diesem Gedichte die Spuren einer mythisch-symbolischen Darstellung desjenigen durchzuleuchten, was in den übrigen Amelungenliedern sich in epischer Charakteristik ausgedrückt hat; die christlichen Ansätze aber halte ich für spät und äußerlich, während eine uralte Verwandtschaft mit den persischen Glaubenslehren überzeugend nachzuweisen sein möchte.

Von dem Verhältnisse des Gedichtes zur dichterischen Bildung des gesammten Amelungenkreises wird weiterhin anderwärts die Rede sein. Dieses Verhältnis wird sich auch richtiger bestimmen lassen, wenn wir hier erst das mythische Alterthum desselben begründet haben.

Es ist angemessen, aus den früher gegebenen Umrissen zuerst an die Anlage der Wolfdietrichssage zu erinnern. Wolfdietrich hat vor der Gewalt seiner Brüder von seinem väterlichen Erbe zu Constantinopel weichen müssen; dort werden seine getreuen eilf Dienstmannen, sein Meister Berchtung nemlich und dessen zehen Söhne, in Gefangenschaft gehalten; er selbst zieht allein nach Lamparten, um dort den mächtigen Kaiser Otnit im Zweikampfe zu besiegen und sich so dessen Beistand zur Wiedererlangung seines Erbes und zur Rettung seiner Dienstmannen zu verschaffen. Durch Erlegung der Lindwürme wird er Rächer des von ihnen getödteten Otnit, dessen Wittwe und Reich ihm dafür zum Lohne wird; dadurch ist er in den Stand gesetzt, sein Erbe zu erkämpfen und seine Mannen zu befreien.

Bevor er nun zu Otnit gelangt und späterhin, auf einsamer Irrfahrt, hat er eine Reihe der manigfachsten Abenteuer zu bestehen. Ich habe in den Umrissen nur die Anlage des Gedichts und die Hauptcharaktere desselben, nicht aber diese Abenteuer gegeben, wovon die bedeutendern erst hier ihre Stelle finden sollten. Wie in alle Reisegedichte, von der Odyssee bis zum Volksbuche vom Herzog Ernst, sind auch in den Rahmen des Wolfdietrichsliedes die verschiedenartigsten Abenteuer, älteren und jüngeren Gepräges, eingefaßt. Darunter finden sich allerdings mehrere ritterlich-christliche, z. B. wenn Wolfdietrich Heiden tauft, am heiligen Grabe betet, einem Ringstechen anwohnt. Ein anderer, bedeutender Theil aber hat ein viel älteres, mythisches Aussehen und ich hebe davon für unsern Zweck folgende aus:

Wolfdietrichs eilf Dienstmannen werden, noch vor ihrer langen Trennung von ihm, in der Nacht von zwölf Riesen überfallen und auf Balmunds Burg Tremunde in einen tiefen Thurm geworfen. Er bekämpft die Riesen und befreit die Seinigen.

Als er nachts im Walde über seine Dienstmannen Wache hält, verzaubert ihn die rauhe Else, daß er anderthalb Jahre wahnwitzig in der Wildnis läuft. Nachdem sie den Zauber gelöst, baden sich beide in einem Jungbrunnen, aus dem Else als das schönste Weib hervorgeht und fortan Siegeminne heißt. Wolfdietrich, gleichfalls genesen, nimmt sie zur Frau.

Siegeminne giebt ihm ein Schiff mit Greifengefieder, worin er gen Lamparten fährt.

Kaiser Otnit macht im Wald ein Feuer auf [Bl. 74 a], das die Würme gewahren; er, der gegen die Lindwürme ausgeritten, entschläft nachher unter einer Linde, an die ein wildes Weib ihren Zauber gelegt, so daß, wer darunter ruht, bis zum dritten Tage schlafen muß. Vergeblich sucht sein Hund ihn mit Bellen, sein Ross mit Scharren und Beißen zu erwecken, als der Lindwurm herankommt. Die wilde Frau aber nimmt ihn aus dem Rachen des Wurmes, giebt ihm ein Kraut zur Genesung und behält ihn ein Jahr lang in ihrem hohlen Berge (Bl. 74 b). Otnit findet einen Elephanten im Kampfe mit einem Lindwurme; weil er selbst einen rothen Elephanten im Schilde führt, steht er jenem bei und verjagt den Lindwurm. Als er nachher abermals unter einer verzauberten Linde in Schlaf fällt, ringt der Elephant für

ihn mit dem Lindwurme, wird aber getödtet. Der Wurm trägt den Helden hinweg und wirft ihn seinen Jungen vor.

Wolfdietrich bekämpft zwölf Räuber, die sich schon um die Beute, die sie an ihm machen wollten, gestritten. Er kommt zu den wilden Reußen, vor Budin, die Burg des Heiden Belligan, dessen Tochter Marpilie die Gäste mit einem Trank einschläfert, worauf ihnen die Köpfe mit einer Diele abgestoßen und auf die Zinne gesteckt werden. Solcher Köpfe stecken dort wohl an tausend. Ein See, der sich plötzlich um die Burg zieht, hindert die Umkehr. Wolfdietrich, den Marpilie mit dem Tranke verschont, muß mit ihrem Vater einen Kampf im Messerwurfe bestehen, erlegt denselben, leidet aber große Bedrängnis bei dessen Weibe, die aus einer Büchse einen Nebel erregt, und durch Marpilien selbst, die rings um ihn Wasser zaubert und selbst als eine Krähe davonfliegt. Seine Ankunft in dieser Burg und die Gefahr für Belligan war durch ein Buch mit Weissagungen vorher verkündigt.

Der Riese Baldemar in Sicilien fordert Hand oder Fuß als Zoll durch einen Wald. Wolfdietrich erschlägt ihn. Ein alter Weiser sieht dieses in den Sternen.

Das Riesenweib Romina, mit sieben ihresgleichen, bewirtet den Helden und trägt ihn, sammt seinem Rosse, 72 Meilen weit übers Gebirge.

Wolfdietrich trifft einen Löwen im Kampfe mit einem Lindwurm. Er hilft dem Löwen, weil er das goldne Bild eines solchen im Schilde führt, wird aber sammt dem getödteten Löwen von dem Wurm in seine Höhle getragen, wo dessen Junge den Löwen fressen, der Held aber die Lindwürme erschlägt.

Er schneidet den Würmen die Zungen aus und überweist damit nachher den Herzog Gerwart, der die Köpfe der erschlagenen Würme mit sich nahm und dadurch den auf ihre Erlegung gesetzten Preis sich zueignen wollte.

Wieder hilft er einem Löwen, der mit einer feuerblasenden Viper kämpft, die ihm den Schild verbrennt. Er muß vor dem Feuer in den Gardasee tauchen, haut ihr aber zuletzt den Kopf ab. Der Löwe folgt ihm fortan und hilft seinem Retter in Kämpfen.

So gestalten sich die Abenteuer im gedruckten Heldenbuche und den demselben entsprechenden Handschriften. Es giebt aber noch eine andre

Gestaltung der Gedichte von Otnit und Wolfdietrich, die bis jetzt nu in der Bearbeitung des Caspar v. d. Röhn aus dem 15ten Jahrhunder (Theil I des Heldenbuches von v. d. Hagen und Primisser) bekannt in reinerer Darstellung jedoch handschriftlich zu Wien vorhanden ist, so viel sich aus einer kurzen Inhaltsanzeige in v. Hormayrs Werke (B. II, 356 f.) entnehmen läßt. In dieser andern Gestalt der Dichtung ist schon der Rahmen der Abenteuer verschieden und die Verbindung derselben etwas bestimmter angedeutet, als in jener erstern Form. Wolfdietrich wird mit seinem Meister und dessen zehn Söhnen auf der Burg desselben von seinen Brüdern in das fünfte Jahr belagert. Da reitet er aus, mitten durch das feindliche Heer, um die Hülfe des Kaisers in Lamparten durch Kampf mit ihm zu gewinnen. Sein Meister hat ihm von der Reise abgerathen: er hab' ein halbes Jahr, eh' er zu Otnit komme, durch die wüste Rumeney (Romanien) zu reiten, die, ohne Bewohner und Straßen, von Würmen öde liege und wo er nicht Speise noch Trank finden werde. Wolfdietrich aber hat sich getrost auf sein gutes Roſs Falke gesetzt und die Fahrt angetreten. Von seiner Mutter ist ihm ein gefeites Hemd mitgegeben, das ihn vor Feuer und Wasser, vor Waffen und Zauber schützt.

Von seinen Reiseabenteuern sind folgende anzuführen, welche in der erstern Gestaltung des Liedes theils gar nicht, theils anders erzählt sind: Er findet viel Wildes, mit dem er kämpft und es in seine Höhlen jagt, worauf er ein Feuer macht, dessen Glut über den Wald scheint (Strophe 173). Er muß in der Wüste seinen Harnisch zurücklassen, weil sein müdes Roſs ihn nicht mit diesem zu tragen vermag. Er schläft unter einer Linde auf seinem Sattelbogen. Da kommt aus des Meeres Grund ein scheußliches rauhes Weib, nimmt ihm sein Schwert und verbirgt es, wirft ihm, als er erwacht ist, vor, daß er sein Roſs in ihrem Grase weiden ließ (Strophe 183 f.), und verlangt von ihm, daß er sie zur Ehe nehme. Als er sich davor entsetzt, zieht sie den rauhen Balg ab, zeigt sich in glänzender Schönheit und bietet ihm süße Worte. Aber er hat vor seinem Ausritte geschworen, sich durch kein Weib von der Lösung seiner eilf Dienstmannen abhalten zu lassen. Er muß ihr

1 [Gedruckt in F. H. v. d. Hagen Heldenbuch. Leipzig 1855. 1, 71 ff. K.]

jedoch versprechen, ihr einen seiner Brüder zu geben, wenn er im Streite gegen dieselben obsiege. Sie giebt ihm, als er Wein und Speise von ihr begehrt, ein Kraut mit, das ihm und seinem Rosse zur Nahrung dienen soll. Auf sein Befragen um die Wege nach Lamparten räth sie ihm, beim Meere hinzureiten, indem das Land viel Unfrieden habe (Str. 197 f.). Er läßt sich aber dadurch nicht abhalten und bekämpft vierzig Räuber, die im Lande Mord und Brand gestiftet und schon um sein Roſs und seine Waffen gelooſt haben.

Als er nachher im Walde schläft und der Lindwurm ihn ergreifen will, reißt sein Roſs den Zaum ab und treibt den Wurm hinweg. Es tritt seinen Herrn mit den Füßen, daß er wachen soll, aber er schläft noch immer auf dem Schilde. Da kommt der Wurm zum andern mal, das Roſs läuft ihn wieder an und treibt ihn nochmals ab, obgleich es übel zugerichtet von Blute trieft. Wolfdietrich erwacht und beklagt die Noth seines Rosses, das ihn gerettet (Str. 221—9).

Auf einer Burg wird Wolfdietrich von Frauen (24 Göttinnen, Str. 295) köstlich bewirtet. Sie wollen, daß er bei ihnen bleibe; als er jedoch sich dessen weigert, setzt ihm eine zum Abschied einen Kranz von Rosen auf, der aber draußen ihm vom Haupte sinkt und zu einem drei Klafter langen Wurme wird. Dieser windet sich kräftig um den Helden, der ihn mit sich führen muß und dem es erst am vierten Morgen gelingt, ihn von sich zu stoßen.

So einfach schön die Grundanlage der Gedichte von Wolfdietrich ist (Rettung der gefangenen oder belagerten eilf Dienstmannen durch ihren Herrn), so verwirrt und fremdartig erscheinen diese wunderbaren Abenteuer. Es drängen sich daher die Fragen auf, ob diese Abenteuer nicht einst zu einem bessern Zusammenhange geordnet waren, ob diese Lindwurmkämpfe, diese mitstreitenden Löwen und Elephanten, diese Zauberwesen u. s. f. bloß willkührliche Erfindungen seien oder ob all dieser fabelhafte Bestand der Wolfdietrichssage in irgend einem hier verdunkelten Mythenkreise Heimat und Bedeutung finde.

Allerdings fließt uns die Quelle einer solchen Erklärung, obwohl in weiter Ferne, in persischer Heldensage und Glaubenslehre. Je häufiger die Mythen des Orients zum Spielraum der willkührlichsten Verknüpfungen und Ableitungen gemacht worden sind, um so nöthiger scheint es, die eben aufgestellte Behauptung gegen den Vorwurf gleicher

Willkühr zu sichern und zu diesem Zwecke nicht bloß die Ergebnisse der Vergleichung gothischer Sage mit persischer darzulegen, sondern auf dem Wege der Untersuchung selbst zu diesen Ergebnissen zu führen. Manche Übereinstimmungen zwischen deutscher und persischer Heldensage, namentlich einzelner Abenteuer Rusthms mit denen Wolfdietrichs, sind zwar bereits von Görres (Einleitung zum Heldenbuch v. Jr. I, CCXXXVIII) und W. Grimm (Altdänische Heldenlieder. Heidelberg 1811. S. 467) bemerkt worden; auch hat ersterer auf die allgemeine physiognomische Ähnlichkeit der beiderseitigen Sage aufmerksam gemacht (Der gehörnte Siegfried und die Nibelungen, Zeit. für Einsiedler, 1808. Nr. 12, S. 91—93). Aber eine umfassende zugleich und bestimmtere Zusammenstellung, eine Begründung des gothischen Epos auf der gleichen mythischen Unterlage mit dem persischen, ist bisher nicht versucht worden.

Die Verwandtschaft des germanischen Sprachstammes mit dem persischen ist eine von den Sprachforschern anerkannte Sache. Hierüber kann auf einige leicht zugängliche neuere Schriften verwiesen werden: Rask, über das Alter und die Echtheit der Zendsprache und des Zendavesta, übersetzt von von der Hagen. Berlin 1826. B. Dorn, über die Verwandtschaft des persischen, germanischen und griechisch-lateinischen Sprachstammes. Hamburg 1827.

Die Sprachverwandtschaft macht zum Voraus auch einige Gemeinschaft desjenigen glaublich, was sich in den verwandten Sprachen von geistiger Bildung ausgeprägt hat. Die einstige nähere Berührung jener beiden Sprachstämme muß aber in eine solche Periode hinaufgerückt werden, in welcher Sagen und Mythen den geistigen Besitz der Völker ausmachen.

Wir haben von dem ältesten geistigen Besitze des persischen Volksstammes zweierlei Hauptdenkmäler, die Zendbücher, das Zendavesta, die Urkunden der alten persischen Glaubenslehre, deren Stifter oder Läuterer Zoroaster (Serduscht) in das 5te bis 6te Jahrhundert vor christlicher Zeitrechnung gesetzt wird, und das iranische Heldenbuch des Firdusi, aus dem 11ten Jahrhundert nach Christi Geburt.

Wir sprechen zunächst nur von dem letztern.

Firdusis Schah-Nameh oder Buch der Könige ist ein episches Gedicht, das in wenigstens 60000 kunstreich gebauten Doppelversen (Görres I, VII) die Geschichten der Beherrscher Persiens erzählt. Es

ist im ersten Viertel des 11ten Jahrhunderts (um 1020) abgefaßt, gründet sich aber auf ältere einheimische Urkunden und Überlieferungen, deren Inhalt es zwar mit dem üppigen Schmucke morgenländischer Poesie bekleidet, aber seinem sagenhaften und geschichtlichen Bestande nach keineswegs zu verfälschen bezweckt hat. Sagenhaft, die reiche Quelle der ursprünglichen persischen Heldensage, ist dieses Werk, soweit es von den Dynastieen der Pishdadier und Kaianiden berichtet, oder bis zur Eroberung Persiens durch Alexander den großen. Dieser Theil des Schah-Nameh ist von Görres in einem deutschen Auszuge gegeben, welcher, mit Abstreifung des poetischen Schmuckes der Darstellung, den Sageninhalt nach seinem ganzen Umfange mittheilt: Das Heldenbuch von Iran aus dem Schah-Nameh des Firdusi von J. Görres. 2 Bände. Berlin 1820.[1]

Eine kürzere Übersicht dieser sagenhaften Geschichte der ältern persischen Dynastieen, mehr vom historischen Standpuncte, giebt Malcolm, the history of Persia (2 Bände. London 1815. 4), vol. I, chapt. 3. 4.[2]

Die Blüthe des persischen Heldenthums fällt unter die Herrschaft der vier ersten Kaianiden, d. h. der von dem Stifter dieser Dynastie, Kai Kobad, abstammenden Schahe Kai Kawus, Kai Chosrew, Lohrasp und Guschtasp, unter welchem Sarduscht (Zoroaster) lehrend auftrat. Den Mittelpunct dieser Heldensage aber bildet der Pehlwan (Held) Rusthm, aus dem Geschlechte der Statthalter von Sejehstan, welche die eigentlichen Schirmer und Erhalter, die Majordome des persischen Reiches und Königshauses, sind. Rusthms fabelhaft langes Lebensalter, von mehr als 700 Jahren, zieht sich durch die Regierungszeit aller der genannten Schahe hindurch und er ist überall der Träger der bewegteren Handlung. Diese selbst betrifft hauptsächlich die Kriege Irans, Persiens, mit Turan, den demselben nördlich jenseits des Oxus gelegenen, hinterasiatischen Ländern (später Tartarey, Turkestan; Malcolm I, 32) und Masenderan, dem Uferlande des kaspischen Meeres. Zu den bedeutenderen

[1] [A. F. v. Schack, Heldensagen von Firdusi. Berlin 1851. 8. Von demselben: Epische Dichtungen aus dem Persischen des Firdusi. 2 Bände. Berlin 1853. K.]

[2] Mirkhond, Rauzat-us-safa, history of the early kings of Persia, translated from the original Persian, by David Shea. 8. London 1833.

Helden gehört auch Asfendiar, der Sohn des Schahs Gustasp, und seine Fahrt nach Rewindes, einer Burg im feindlichen Turan, ist dasjenige Stück des persischen Heldenbuchs, welches wir zunächst mit den Abenteuern Wolfdietrichs in Beziehung setzen.

In Josephs v. Hammer Geschichte der schönen Redekünste Persiens (Wien 1818. 4.) S. 59—76 ist die Erzählung von dieser Heldenfahrt vollständig metrisch übersetzt, unter dem Titel: „Die sieben Abenteuer Isfendiars." Im Auszuge von Görres (Heldenbuch von Iran II, 281 ff.) macht sie die fünfunddreißigste Sage aus: „Asfendiars Zug nach Rewindes auf dem Wege der sieben Tafeln."

Diese sieben Stationen Asfendiars, worin sich bereits die Ähnlichkeit mit Wolfdietrichs Abenteuern bemerken läßt, sind nur ein Nachbild dessen, was von dem ältern Helden, Rusthm, dem gefeiertsten der persischen Heldensage, berichtet wird, demselben, den wir im Kampfe mit seinem Sohne Sehrab kennen gelernt. Auch er legt einen gefahrvollen Weg von sieben Tagreisen zurück und die Abenteuer, die er auf demselben zu bestehen hat, treffen noch näher und einleuchtender mit denen im Wolfdietrichsliede zusammen.

Es ist die vierzehnte Sage im Heldenbuche von Iran (I, 161 ff.): „Die Sage von Key Cawus und seinem Zuge nach Masenderan."

Die Ähnlichkeit dieser persischen Sagen mit der abenteuervollen Geschichte Wolfdietrichs ist auffallend. Geben wir uns nun darüber bestimmtere Rechenschaft!

Was die Anlage der Dichtungen betrifft, so ist die Gleichheit im Größern unverkennbar: der Held macht eine Fahrt voll gefährlicher und wunderbarer Abenteuer, um die Seinigen aus einer langen und harten Gefangenschaft zu befreien. Da Personen und Umstände schon in den beiderlei persischen Darstellungen wechseln, so dürfen wir uns um so weniger wundern, daß die deutschen Lieder hierin beträchtlich von ihnen abweichen. Der Sitte des Morgenlandes ist es gemäß, daß der minder kriegerische, aber sich in Hochfahrt übernehmende Schah in die hülflose Lage gerathe und der Pehlwan, der Majordomus, der erste Kriegsheld, zu seiner Rettung ausziehe. In germanischer Ansicht von der Rüstigkeit der Könige erschien es größer und rührender, daß der Herr ausreite, den alten Meister und die getreuen Dienstmannen zu erlösen. Die doppelte Gestaltung der Sage im persischen sowohl, als im deutschen

Heldenbuche, zeigt nicht nur, wie hoch in der Zeit hinauf schon diese Sage manigfach bearbeitet worden, sondern belehrt uns auch, wie unter den verschiedensten Namen und Farben doch der gleiche Kern der Sage sich erhalten könne. Das Einzelne spielt in den verschiedenen Darstellungen auf merkwürdige Weise herüber und hinüber. Wir finden in den deutschen Liedern Züge aus beiden persischen Sagenformen, in der Art, daß, was je nur in einer der letztern vorhanden ist, dort, in den deutschen Gedichten, sich manchmal beisammen findet. Die ältere der persischen Sagen erzählt, wie der Schah Cawus und sein Heer im Zauberlande Masenderan mit Nacht und Blindheit geschlagen waren, bis der Retter Rusthm mit dem Herzblute des Diws ihnen das Licht wiedergab. Hievon mag es eine Spur sein, daß Wolfdietrichs Dienstmannen, wie sie auf der Mauerzinne an Ketten gehen, immer nur nächtlich gedacht sind. Im Dunkeln der Nacht werden ihm auch dieselben von den Riesen entführt und in einen unterirdischen Kerker geworfen, aus dem er sie errettet; und in dieser Episode scheint wieder der Grundzug des Ganzen verkleinert hindurch.

Die Anlage der persischen Darstellungen beruht nun weiter darauf, daß dem rettenden Helden zweierlei Wege zur Wahl stehen; ein längerer und bequemerer, von zwei bis drei, oder gar sechs Monaten, und ein kürzerer, aber beschwerlicher und gefahrvoller, der in sieben Tagen durch dürre Wüsten voll Löwen, Drachen, Zauberweiber u. s. w. führt. Der Held, im Eifer seiner Treue und im Gefühle seiner Kraft, wählt diesen letztern Weg. Asfendiar spricht: „Der kürzeste Weg ist immer auf Erden der beste" (II, 282). Von dieser Wahl des Weges finden wir in der einen Gestalt des Wolfdietrichsliedes die Spur gänzlich verwischt, wohl aber bemerken wir sie noch, halbverloren, in der andern Form bei Caspar von der Röhn, wenn wir einmal durch die persische Erzählung aufmerksam gemacht sind. Als Wolfdietrich von der belagerten Burg nach Lamparten zu Otnit ausreiten will, sagt ihm sein Meister, er hab' ein halbes Jahr zu reiten, eh' er denselben finde.

Str. 153. Durch die wüsten Rumeneye,
da durch du kumen müst,
die ist leüt vnd stros freye
vnd ist mit wurmen wüst.
dar vmb ich disse reisse

dir pilliglich tu wern:
an trinken vnd mit speisse
kanstu dich nit genern.
Str. 157. Dietrich wolt nit enperen,
die reis die wolt er than.

Später, schon mitten auf der Fahrt, fragt er das Zauberweib um die Wege nach Lamparten. Sie räth ihm, beim Meere hin zu reiten, das Land habe viel Unfrieden. Er aber kehrt sich nicht daran. Offenbar hätte diese Warnung zu der des Meisters beim Beginne der Ausfahrt gehört. Aber auch so noch läßt sich der einstige Zusammenhang, dem persischen gleichmäßig, erkennen.

Auf diesem kürzern Wege durch die Wüste hat nun der persische Held sieben Tagereisen zurückzulegen und für jeden Tag ist ihm ein eigenes Abenteuer zugewiesen. Ob und welche Bedeutung dieser Siebenzahl zu geben sei, werde ich nachher berühren. Hier bemerke ich, daß durch diese Zahlbestimmung der Stationen, die schon im Begriffe des kürzern Weges liegt, auch die nothwendige Begrenzung für die Anlage des Gedichtes gegeben sei. Es ließ sich in diese sieben Tagfahrten zusammenbringen, was die persische Poesie von schreckbaren Naturbildern und dämonischen Gestalten Bedeutendstes und Eigenthümlichstes vorzuführen hatte. Nehmen wir an, daß auch in der deutschen Wolfdietrichssage einst eine solche Begrenzung stattgefunden habe, so ist uns eben damit der Maaßstab einer bessern Anordnung der verworrenen Abenteuermasse gegeben.

Wenn selbst in den beiderlei persischen Darstellungen die sieben Abenteuer nicht dieselben sind, wenn sie besonders gegen das Ende der Heldenfahrt sich über diese Zahl zu häufen scheinen und nicht mehr völlig klar ist, welches einzelne Abenteuer dem einzelnen Tage angehöre, so läßt sich leicht erachten, daß, wenn erst die Schranke der bestimmten Zahl gänzlich durchbrochen war, wie in den Wolfdietrichsliedern, auch für die Anhäufung des Abenteuerlichen, im Sinne der verschiedensten Zeiten, kein Ziel mehr gesteckt und der Zustand der Verworrenheit, in welchem wir diese Lieder jetzt finden, unvermeidlich geworden sei.

Dafür aber, daß auch die deutsche Sage einst ihre bestimmten Stadien gehabt habe, spricht nicht nur die bis zu diesem Puncte hin gleichmäßige Anlage, sondern auch die in die Augen fallende Überein-

stimmung der einzelnen Abenteuer Wolfdietrichs mit denen der beiden persischen Helden. Nicht als ob wir für jedes Abenteuer der deutschen Lieder das Seitenstück im persischen Gedichte fänden, oder umgekehrt. Aber mehrere der erheblichsten und ausgeführtesten Abenteuer sind beiden Sagen bis in das Einzelne gemeinsam. Der gemeinschaftliche Grundtypus der persischen und deutschen Sage wird durch dasjenige, was sich nicht auf beiden Seiten nachweisen läßt, um so weniger aufgehoben, als wir sonst auch die sagenmäßige Identität der beiden persischen Darstellungen selbst wegen ihren Abweichungen im Einzelnen aufgeben müßten.

So weit von der Anlage der Gedichte. Wir heben nun die hervorstehendern Ähnlichkeiten in den einzelnen Abenteuern hervor.

Als Rusthm ausfährt, heißt es von seiner Mutter:

Voll Wasser die Augen kam Rudabeh herab und klagte: „Du gehst und läßt mich in Sorge und Trauer zurück; auf Gott setze deine Zuversicht und dein Vertrauen!“ Rusthm sprach tröstend ihr zu und sagte: „O werthe Mutter, nicht aus Lust geh ich diesen Weg; es ist mein Loos also vom Verhängnis bestimmt: du denke meiner in deinem Gebete!“

Im deutschen Liede, nach Caspar von der Röhn, finden wir gleichfalls den Abschied Wolfdietrichs von seiner Mutter.

Str. 159. die fraw gros leit do hete,
sprach: wem befilchstu mich?

Sie giebt ihm das Rothhemd, das vor Feuer und Wasser, Waffen und Zauberei bewahrt. Er legt darüber sein Streitgewand an.

Str. 163. sein muter die rymen pant.
mit clagen vnd mit weinen
clagten sie in also ser,
sie meinten all gemeine,
sie sechen in nymer mer.

Dieses gefeite Hemd schützt den Helden nachher in der Lindwurmhöhle.[1] Es ist aber auch, wie wir eben gehört, gegen allen Zauber gut. Asfendiar stößt dem Zauberweibe Gul einen stählernen Dolch, den ihm Serduscht gegen allen Zauber geweiht, ins Genick (Heldenbuch

[1] Vgl. noch die Meinungen der Perser von der Weihe und dem heiligen Ursprung des Hemdes Sadere und des Gürtels Kosti. Kleukers Zendav. III, 201 f. 20. I, 59. 118.

von Iran II, 285). In Hammers Übersetzung, ohne Zweifel nach einem andern Texte, ist es eine stählerne Kette.

Str. 64. Er hatt' eine Kette von feinem Stahl;
Die hielt er der Zauberin versteckt allzumahl.
Einst trug sie am Arm Serdehuscht,
Der dem Kuschtasp sie bracht' von Erdehuscht.
Mit dieser Kette scheute Isfendiar
In dieser Welt keine Gefahr;
Er warf die Kett' um den Hals ihr,
So daß sie den Leib hinunterfiel ihr.
Die Hex' als Löwin daherfährt,
Da griff der Weltfürst sogleich nach dem Schwert.
Sie sprach: Du schadest mir nicht,
Wenn du häufst auf mich Erzgebirgegewicht.
Es sprach zu ihr Isfendiar voll Gewalt:
O häßliche Hexe, verfault und alt,
Für deine geschminkten Wangen
Kannst du vom Schwerte Antwort empfangen.
An der Kette macht' er ihr die Hölle heiß,
Kohlschwarz vom Gesicht, von Haaren schneeweiß.
Er führt' einen indischen Säbelstreich,
Womit er sie spaltet vom Haupt bis zum Busen gleich.

Rusthm sattelt sein edles Ross Reksch, das in den Sagen von ihm so berühmt ist. Von Wolfdietrich heißt es:

Str. 158. Er wapet sich vil schire,
sas auf sein Valcken gut,
er sprach: bestê all tire
durch meinen [lies deinen] vbermut!

Reksch ist so übermüthig, die Ungethüme zu bestehen, daß sein Herr ihm nachher wehren muß (Heldenbuch von Iran I, 172 unten). Zu Reksch sprach er: Streit sollst du heben mit keinem; kommt ein Feind, dann eile zu mir! mit Diws und Löwen kämpfe mir nicht!

Rusthm kommt auf einen Anger, darauf Heerden von Waldeseln ziehen. Er jagt nach ihnen, kein Wild mag seinem Strick entgehen. Einen der Waldesel fängt er, zündet mit geriebenem Holze Feuer an, und bratet seine Beute. Bei Caspar von der Röhn wird gesagt:

Str. 173. Wolfdieterich nach den landen
kert auf Lamparten zu;

im kom vil wilds zu handen
wolt vechten mit in nu,
durch seinen vbermute
floch es die hölen ein:
er macht ein feur, das glute
vnd vber den walt erschein.

Gerade dieses minder erhebliche Ereignis, wodurch nur der Eingang der Wildnis, welche noch bewaldet ist und Nahrung darbietet, bezeichnet zu werden scheint, hat sich in beiden Sagen als das erste der Fahrt erhalten. In der persischen wiederholt es sich noch am Schlusse der zweiten Tagreise. Bemerkenswerth ist hiebei, daß Rusthm überall als ein berühmter Waidmann erscheint. Eine eigene Sage des iranischen Heldenbuchs (die siebenzehnte bei Görres; I, 215 ff.) handelt „von Rusthms Jagd in Turan." Es gehörte also auch in der Sage der sieben Tagreisen zur Charakteristik des Helden, daß er sich als rüstigen Jäger zeigt, und im Wolfdietrichsliede finden wir nun diesen vereinzelten Zug. Rusthms und Asfendiars Kämpfe mit Löwen sind in den deutschen Liedern anders gewendet. Hier steht der Held dem Löwen im Kampfe mit Lindwurm und Viper bei. Zum Danke folgt ihm der Löwe und ist ihm in Kämpfen hülfreich. Aber schon diese mehrmalige Erscheinung des Löwen in der deutschen Fabel, sowie das ähnliche Verhältnis Otnits zu einem Elephanten, weist uns auf die Thierwelt eines andern Erdstrichs hin. Im Heldenbuche von Iran sind Löwen und Elephanten heimatlich, in ihrer wirklichen furchtbaren Erscheinung, in Gleichnissen, als Heerzeichen und Wappenbilder.

Aus der Geschichte des unglücklichen Zusammentreffens des Jünglings Sohrab mit seinem Vater Rusthm hat v. Hammer (a. a. O. S. 56 ff.) eine Episode übersetzt des Inhalts: „Sohrab frägt um das Feldzeichen Rostems den Hedschir, der es ihm verbirgt." Darin folgende Stelle:

S. 57. Sohrab sprach: Der grüne Zeltflorpalast,
Wovor Irans Große stehn sonder Rast,
Und aufgesteckt ist die Fahn' vor dem Zelt,
Ein grimmiger Lindwurm in violnem Feld,
Ein Prachtthron glanzvoll erhebt sich zur Schau,
Davor stralt hell das gestirnte Bild Kau.
Es sitzt damit herrschend ein Pehliwan,

Mit Glanz, Macht, Großmuth und Herz angethan.
Der Schaar, die da sitzt vor seinem Fuß am Thor,
Entragt sein Haupt einen Kopf hoch zuvor.
Das Rofs, hoch wie er, vor ihm aufgeschirrt,
Defs Fußband am Knöchel hell klingend klirrt,
Es wallt in sich selber hoch aufgebäumt,
Du meinst wohl, es ist das Meer, welches schäumt.
Du siehst Elephanten stehn vor dem Haus;
Der Fürst wallt und wogt ein Meer voll Gebraus,
Es lebt kein Mann in Iran hoch wie er,
Ich seh' auch kein Rofs so hoch und so hehr.
Im Banner sieh den Elephanten schwer,
Von Gold ein Löw glänzet hell auf dem Speer.
Du sag' mir, wes Namens der Ritter sei,
Der immerfort braust und brüllt wie ein Leu.
Hedschir nun also zu sich selber sprach:
Wenn ich Rostems Zeichen sag', gebend nach,
Sag' ichs diesem Manne von Löwenherz,
So ists um Rostem geschehen, welcher Schmerz!
Es däucht mich viel besser, wenn ichs verhüll'
Und von seinem Namen ganz schweige still.

Wir finden hier die ganze Menagerie von Thiergestalten, die sich, in den deutschen Liedern, in die tirolischen Waldgebirge verlaufen hat: Lindwurm, Löwen, Elephanten. Wie Rusthm als Feldzeichen den Elephanten und den goldnen Löwen führt, so wird in unsern Liedern gesagt, daß Otnit einen Elephanten, Wolfdietrich einen goldnen Löwen im Schilde gehabt und daß sie deshalb den Thieren, deren Bilder sie führten, im Kampfe mit den Lindwürmen geholfen. [1]

Rusthms erster Kampf ist eben der mit dem Löwen. Dieser trifft den Helden im Schilfgeröhre schlafend und will erst sein weidendes Rofs zerreißen. Aber Reksch wehrt sich mit Huf und Zahn und zerreißt den Löwen. Als der Held erwacht, spricht er: „O kluges Thier, warum streitest du mit dem Löwen? Wärst du getödtet worden, wie wollt' ich

[1] Der Löwe ist noch jetzt in Persien häufig (Malc. II, 518). Ob der Elephant jemals dort einheimisch gewesen, bezweifelt Malcolm, nicht aber dessen frühern zahlreichen Gebrauch, wovon auch die alten persischen Steindenkmähler zeugen (ebendas. II, 515. I, 35). Seine Einbürgerung in der persischen Sage und Heraldik ist ohnehin nach dem Obigen unzweifelhaft.

diesen Panzer und dieß Gewaffen nach Masenderan hin tragen! Warum kamst du nicht mit Geschrei zu mir?“ Er schläft wieder ein; am Morgen der zweiten Tagreise durchreitet er eine wasserlose Wüste unter heißem Sonnenbrand. Er und das Ross schmachten vor Hitze. Rusthm steigt ab; den Speer in Händen wandelt er mühlich fort und sieht keinen Weg zur Hülfe; ermattet sinkt er zur Erde, die Zunge ist ihm von brennendem Durste zerrissen, bis ihm der Himmel ein Schaf zusendet, das ihn zu einer Quelle leitet.

Von Wolfdietrichs kämpfendem Rosse nachher! Aber die Noth in der Wüste wird so erzählt:

Str. 174. Die nacht pis an den tage
der kune degen reit,
keinr stras vnd weg er pflage,
müd was sein pferd gemeit;
des selben erschrack er palde,
der künn Wolfdietereich
sprach: Las in dissem walde
fur war hie mein kunckreich.

Str. 175. Do zugt er ab die prünne
vnd legtz auf einen ron:
„wem sol ich dich hie günne?“
vnd sche[i]d sich do darvon.
„wie sol ich mich erneren?“
sein leit was also gros.
„kan mich meiner veint nit weren,
ich bin nun harnisch plos.“

Str. 176. „Meines vaters reiche
das wirt mir nimer mer.“
do tet er fur pas streiche,
do flus ein wasser her.

In jener Durstesnoth blickt Rusthm zum Himmel und spricht: „O Gott, alles Übel häuffst du auf meinem Haupte; gedenke meiner in Bälde, damit das Schicksal Cawus nicht verderbe und die Iranier den Klauen der Diws entrinnen!“ Wolfdietrich klagt, daß er sein Reich hier lassen müsse, und öfters in großer Gefahr ruft er:

Str. 228. „Wer sol mir denn erlosen
Zu Krichen mein eilf dienstman?“

oder (gedrucktes Heldenbuch S. 67 b):

„Herr got von hymmelreiche,
Berat mein eyleff dienstman!“

Das dritte Tagwerk Rusthms ist sein Kampf mit einem Haupte der Diws, Asdiw genannt, der in Gestalt eines furchtbaren flammenathmenden Drachen den Schlafenden überfallen will. Dreimal weckt das treue Ross seinen Herrn, denn die beiden ersten Male hat der Diw sich bei Rusthms Erwachen unsichtbar gemacht. Beim dritten Erwachen bekämpft und erschlägt der Held das Ungethüm; Rekſch aber hat tapfer mitgestritten und dem Drachen die Schuppenhaut mit den Zähnen zerrissen. Diesem entsprechen nun in gröster Ähnlichkeit die Drachenkämpfe Otnits und Wolfdietrichs. Otnit schläft unter der Zauberlinde, als der Lindwurm herankommt. Vergeblich sucht ihn sein Ross mit Treten, Scharren und Beißen zu erwecken (Heldenbuch S. 74 b). Von Wolfdietrich heißt es bei Caspar von der Röhn:

Str. 223. Der wurm den heren schmeckte
vnd eilt nach ym gin holtz,
vnd er sein schnabel reckte,
des heren ros was stoltz
vnd reis do ab sein zaume
vnd lief den wurm do an,
den wurm es [do] gar kaume
treib von dem heren dan.

Str. 224. Das ross trat mit den fussen
den hern, er wachen solt:
do sliff er also süssen,
das er nit wachen wolt.

Str. 225. Noch schlief er auf dem schilde,
sein ros tet pei im stan;
kom aber der wurm wilde,
das ros lieffs aber an:
der wurm dem ross zureisse
sein leib vnd schones fel,
das von ym ran der schweisse
vnd wurd von plut so hel.

Str. 226. Das ros den wurm tet schwachen,
treib in verr in den than;
Wolffdieterich tet erwachen

vnd sach sein ros do an.
„Das ich das ye versliffe!
du hast geliden not;
wan got vnd auch dein hilffe,
so wer ich leider todt.“

Das wiederholte Winken, die Anrede an das treue Thier, gerade wie bei Rusthms Kampfe mit dem Diw und dem frühern mit dem Löwen.

Das vierte Abenteuer Rusthms und Asfendiars, mit dem Zauberweibe, das die Helden bestricken will, als sie im Baumesschatten bei Mahl und Becher ausruhen, findet in den deutschen Liedern sein Seitenstück in dem wilden Weibe, das an die Linde, unter welcher Otnit rastet, seinen Zauber gelegt hat; auch die rauche Else, von der Wolfdietrich verzaubert wird, gehört hieher. In der Darstellung des Liedes bei Caspar von der Röhn ist es, wie in den persischen Dichtungen, ein besonderes, von dem Lindwurmkampfe unabhängiges Abenteuer, wie das scheußliche Weib mit raucher Haut dem Helden, der unter der Linde schläft, das Schwert wegnimmt, ihn dann zur Ehe begehrt und sich in eine glänzende Schönheit verwandelt, so daß er nur in der Erinnerung an seinen Eid, sich durch kein Weib von der Rettung seiner Dienstmannen abhalten zu lassen, ihren Lockungen entgeht. In der persischen Sage ist die Verwandlung umgekehrt, von der Schönheit in die grauenhafte Missgestalt. Dazu stimmt eher ein anderes Abenteuer Wolfdietrichs, wie der Rosenkranz, den ihm eine zauberhafte Frau aufgesetzt, zur umstrickenden Schlange wird. Von der Zauberin, die zu Asfendiar kommt, heißt es (II, 285): „der Abgrund der Hölle in einen Rosengarten verwandelt.“

Rusthms Kampf mit dem Grenzhüter Ewlad, dessen ganze Schaar er allein abfertigt, hat einen Anklang in dem Streite Wolfdietrichs mit den Räubern, deren in der einen Darstellung zwölf, in der andern vierzig sind (Caspar von der Röhn 199 f.). Auch hier begegnen wir einer auffallenden Ähnlichkeit in einem einzelnen Zuge. Dort, erzählt die persische Sage (I, 176), war seiden der Boden, die Erde vom Alter verjüngt, Grüne und rinnend Wasser überall. Dem Helden kam die Lust an, des Schlafes zu pflegen, er ließ Reksch grasen auf einem weiten Saatfelde in der Nähe, und das Schwert unter dem Haupt, die Hand

am Dolche, also entschlief er. Wie der Hüter des Feldes das Pferd weidend in den Saaten erblickte, kam er schreiend heran, und mit einem Stocke schlug er auf Rusthms Fuß. Wie davon der Reine erwachte, schrie der Hüter ihn an: „O Ahrman! warum hast du also zum Grasen das Pferd in meine Saaten gelassen?“ Davon findet sich zwar nichts in Wolfdietrichs Abenteuer mit den Räubern, wohl aber in dem mit dem Zauberweibe:

Str. 177. do kom er auf ein gröne
zu einer linden wanck,
dar vnter stund gras schöne
wol zweier ellen lanck.

Str. 178. „Des wil ich got hie loben,
futer meym ros zu teil.
auf meinem satelpogen
wil ich schlaffen ein weil.“

Als er erwacht, macht ihm das Zauberweib Vorwürfe:

Str. 183. sie sprach: „Wer tet dich heissen
zu fretzen in dem gras?“

und weiter

Str. 184. „die wissz, lindt vnd die strosse,
vnd das ist alles mein.“

Weniger Bezügliches bieten die letzten Abenteuer Rusthms und Asfendiars dar. Wir haben aber bereits bemerkt, daß diese letzten Tagwerke selbst sich weniger klar und ausführlich, als die frühern, hervorstellen. Doch erinnern die tiefen Wasser, die den Weg der Helden, namentlich den Asfendiars nahe vor dem Schlosse Rewindes, unterbrechen, an den See, welcher um Wolfdietrich vor der Burg des Heiden gezaubert wird und durch den er, nach der einen Darstellung, drei Tage lang schwimmen muß.

Außer diesen Vergleichungen, welche von den sieben Abenteuern Rusthms und Asfendiars aus mit Wolfdietrichsliedern angestellt werden konnten, ließen sich noch manche Ähnlichkeiten, in größern und kleinern Zügen, zwischen deutscher und persischer Sage bemerklich machen. Ich führe deren nur noch einige an.

Vom Kampfe des Vaters mit dem Sohne in beiden Sagen ist genügend gesprochen.

Wolfdietrich bricht dem Lindwurm die Zähne aus, um sich als

Tödter desselben ausweisen zu können. Dasselbe thut der persische Guschtasp einem von ihm erlegten Drachen, in der 32sten Sage des Heldenbuches von Iran (II, 255), welche selbst mit der Siegfriedssage sich berührt. Wie Siegfried kommt der Jüngling Guschtasb zu einem Schmiede, der ihn wieder fortschickt, weil von seinem gewaltigen Schlage Eisen, Amboß und Hammer mit einander zerbrechen (II, 250).

Gleichwie Wolfdietrichs Ankunft auf der Burg des Heiden Belligan und der Tod des letztern durch die Hand eines Dietrichs lange zuvor durch Weissagung verkündigt ist, und wie ein alter Heide den siegreichen Kampf Wolfdietrichs mit dem Riesen Baldemar in den Sternen sieht, kommen auch in den persischen Sagen überall solche Vorausverkündungen und Anzeigen in den Gestirnen vor.

Von Chosrew (Cyrus) wird in der 26sten Sage berichtet:

Er ließ einen goldenen Thron aufstellen, und ein Baum, dessen Stamm Silber, dessen Zweige von Gold, dessen Blüthe und Früchte edles Gestein, beschattete den Thron.

Ähnliche Kunstbäume finden wir in den Wolfdietrichs- und Rosengartenliedern.

Bemerkenswerth ist endlich die Geschichte der Kindheit des Cyrus, wie sie bei Herodot im ersten Buche und bei Justinus (lib. I, c. 4) erzählt wird. Auf ähnliche Weise läßt Hugdietrich bei Caspar von der Röhn seinen jungen Sohn, der ihm als das Kind eines bösen Geistes verdächtigt ist, durch Puntung von Meran, den er nur durch Drohungen dazu bewegt, nachts hinwegtragen, damit er im Walde getödtet werde. Aber Puntung hat Mitleid mit dem Kinde, legt es an einem Brunnen nieder und beobachtet es. Da kommen wilde Schweine, Hirsche, Bären und eine große Schaar von Wölfen zu dem Brunnen, um daraus zu trinken. Die Wölfe setzen sich um das Kind her und hüten es. Da erkennt Puntung, daß es nicht vom Bösen stammen könne, und entschließt sich, es zu retten.

Str. 43. er sprach: „Du pist genesen
von den wolffen wunderlich,
dar vmb dein nam sol wesen
hinfür Wolfdieterich."

Wie sehr jene Abtheilung einer Heldenfahrt nach bestimmten Stadien oder Abenteuern, die wir nach Anleitung des persischen Heldenbuchs

auch in dem Gedichte von Wolfdietrich annahmen, in der Sagenpoesie typisch geworden ist, davon zeugt ein weiteres, eben erst bekannt gewordenes Beispiel aus der altfranzösischen Heldensage. Erst kürzlich ist erschienen: Der Roman von Fierabras, provenzalisch, herausgegeben von Immanuel Bekker. Berlin 1829. 4. In den Prolegomenen zu diesem provenzalischen Dichtwerke ist aus einem andern nordfranzösischen Gedichte, Agolant, gleichfalls dem Sagenkreise von Karl dem großen angehörig, ein beträchtliches Stück abgedruckt, worin erzählt wird, wie der Herzog Naims von Baiern, einer der zwölf Pärs Karls des großen, um als Bote des Kaisers die Macht der Saracenen auszuforschen, einen gefahrvollen Ritt über den Berg Aspremont wagt. Auf diesem Wege hat er, den persischen Helden ähnlich, eine Reihe von Abenteuern zu bestehen, Kämpfe mit Greifen, Löwen, Schlangen, reißendes Wasser ohne Brücke, Hagel und tiefen Schnee.

Es kehrt uns nun die Frage wieder, ob etwa jener Siebenzahl der Tagreisen und Abenteuer in den beiden persischen Darstellungen eine tiefere, mythische Bedeutung beizulegen sei.

Görres, in der Einleitung zum Heldenbuch von Iran (CXX ff.) giebt dem Zuge nach Masenderan (ebendaselbst B. I, 161 ff.) eine solarisch-planetarische Beziehung.

Ich lasse diese, mir wenigstens sehr problematische Deutung auf sich beruhen. Daß den sieben Tagfahrten eine bedeutsamere Beziehung unterliegen könne, als nur überhaupt die Bestimmung des Zeitmaaßes für den kürzern der beiden Wege, unter welchen zu wählen war, und die technische Abgrenzung und Eintheilung der Abenteuer, wovon früher die Rede war, will ich damit keineswegs bestreiten. Eine Vermuthung werde ich selbst nachher vorbringen.

Wenden wir uns aber von dem, was, so wie es jetzt vorliegt, mehr die äußere Form der Anordnung ausmacht, zu den in dieselbe gefaßten mythischen Erscheinungen, welche wir der deutschen Heldensage mit der persischen gemeinsam gefunden haben, und suchen wir hierüber eine Aufklärung zu erhalten, welche uns den in persischer und gothischer Sage durchlaufenden mythischen Sinn und Zusammenhang auf ähnliche Art erschlöße, wie uns der odinische Glaube über die andern Sagenkreise Aufschluß gegeben hat, so sehen wir uns auf das andre Hauptdenkmal der früheren Geistesentwicklung bei den Persern hingewiesen,

auf die Zendbücher, das Zendavesta, die Urkunden der alten persischen Glaubenslehre, deren Stifter oder Läuterer Zoroaster, Serduscht (den wir auch in der Sage nennen hörten) in das 5te bis 6te Jahrhundert vor unsrer Zeitrechnung gesetzt wird, wie ich schon früher angeführt habe.

Wem, wie mir selbst, hiebei nicht die Bekanntschaft mit den Quellen in der Ursprache zu Gebote steht, der kann sich vorzüglich in folgendem Werke näher unterrichten: Zend-Avesta, nach dem Französischen des Anquetil du Perron von J. F. Kleuker. 2te Ausgabe. 3 Theile in 4. (Riga 1786) nebst 2 Bänden Anhang. Dieses Werk giebt die erhaltenen Zendschriften in deutscher Übersetzung, mit vielen darauf bezüglichen Abhandlungen und Erläuterungen. Besonders dient zur Übersicht dieser Glaubenslehre die im ersten Band enthaltene kurze Darstellung des Lehrbegriffs der alten Perser und ihres heiligen Dienstes nach den Zendbüchern (von Kleuker). Einiges zur Ergänzung bringt eine neuere Schrift bei. Fragmente über die Religion des Zoroaster, aus dem Persischen von Vullers. Bonn 1831.[1] Soweit aber die Darstellung der persischen Glaubenslehre für unsre Zwecke nöthig ist, gebe ich sie nach dem kurzen Umriß derselben in Görres Mythengeschichte der asiatischen Welt, Band I. Heidelberg 1810. S. 219 ff.

Die Wurzel aller Dinge ist urbeginns durch Zervane akerene, die Zeit ohne Grenzen, das in Vollkommenheit verschlungene Wesen gegeben. Sie hat Zervane gemacht, die lange Zeit, das große Weltjahr von zwölf Jahrtausenden bis zur Auferstehung, in ihr das All der übrigen Wesen, sie selbst aber geschaffen; die Ewigkeit aber hat nichts über sich; sie hat keine Wurzel, ist immer gewesen und wird immer sein. Vom Throne des Guten aber ist gegeben das Wort, Honover, das vortreffliche, reine, heilige, schnell wirkende, weit aussehende, das war, ehe der Himmel war und irgend ein Geschaffenes. Mit ihm ist das erhabene glänzende Urlicht zu Anfang gegeben, das Licht, was von sich selbst in einem Nu aufglänzt, wodurch die Sterne, der Mond und die Sonne leben, Aniran, das erste Licht; mit ihm das seit Urbeginn wirksame Feuer und das süße, hülfreiche, erhabene, reine, durchsichtige, goldfarbige Urwasser, Ardvisur, in ihnen der Same aller Dinge. In dem

[1] Die Theologie Zoroasters nach dem Zend-Avesta, von A. Hölty, in Illgens Zeitschrift für die historische Theologie, neue Folge, 2ten Bandes 1tes Stück. Leipzig 1838. S. 1—38.

Worte und den Urelementen aber ist Ormuzd geworden, aus der Mischung von Urfeuer und Urwasser kam er hervor. Er ist glänzend und schimmernd in Lichtherrlichkeit, allvollkommen, allvortrefflich, allrein, allmächtig, allweise, allnährend, Körper aller Körper, Quell aller Freuden. Ihn hat die Zeit ohne Grenzen zum König bestellt, begrenzt durch den Zeitraum von zwölf Jahrtausenden (das große Weltjahr), und sie behauptet ihre Herrschaft über ihn. Das kräftig wirkende Urfeuer ist Grund der Einigung zwischen ihm und dem in Herrlichkeit verschlungenen Urwesen, das der Mensch nicht zu erklären sich bescheiden muß. Seine Ausdehnung ist Licht, er wohnt im Lichtkreise der Welt, in der Mitte des Urlichts. Unbegrenzt ist er in seinem Wesen, aber begrenzt in seiner Umhülle, dem Lichte nemlich. Und weil das Licht daher seine Grenze hat, darum ist außer ihm die Finsternis, und in der Mitte dieser Finsternis wohnt Ahrman mit seinem Gesetze, der in Laster verschlungene, der Quell der Übel, der einzig ist böse und unrein und verwünscht, ein Nichts des Guten, das Laster selbst. Er kann nichts Gutes denken, nichts Gutes reden, nicht weise sein. Er der Diw, der die Welt quält, der Lügner, der Arge, der Ungerechte, der Unreine, todschwanger, Irrthümer säend, der finstere König der Darvands, der Lügendrache. Seine Urwohnung ist die tiefe Finsternis, der Duzakh; er der Böse war allein in ihrer Mitte, in ungeheurer Weite sah ihn Ormuzd unter sich, schwarz, bedeckt mit Unrath und Fäulnis, und im Bösen begriffen. In den ersten Finsternissen wohnte einsam der Schlangendrache, sein Wesen im Keime der dicksten Finsternis, weit ausgedehnt sein Körper, soweit die Dunkel reichen. Er lebt durch Gottes Macht; ihn hat die ewige Zeit gegeben, wie sie Ormuzd gegeben, wie Finsternis mit dem Licht gegeben ist. Aber er ist mehr böse durch eigene Sünde, als durch die Nothwendigkeit seiner Natur, weil Ormuzd, ehe er ihn bekämpft, ihn von seiner Sündhaftigkeit abzuwenden sucht, und weil er nach der allgemeinen Auferstehung, nachdem ihn die glühenden Metallströme ausgebrannt, wird heilig werden, das himmlische Wort reden, und lobpreisen die Gottheit und Ormuzd, und das reine Gesetz gründen in dem Duzakh. Unendlich sind beide Wesen in sich selbst, begrenzt in ihrer Umhülle, einsam lebten sie in der Mitte dieser Abgründe, aber die Zeit ohne Grenzen hatte ihnen das Vermögen zu schaffen mitgetheilt; die 12000 Jahre waren so unter sie vertheilt, daß Ormuzd im ersten Drittheile

allein regiere, im folgenden abwechselnd mit Ahrman, im letzten dieser allein. Ormuzd regte sich daher zuerst und sprach das Wort, das vortreffliche, das ganz Lichtnatur ist, das lebendige, schnellwirkende, das seine Seele ist, und Ahrman sank vor dem Worte betäubt in die Finsternis zurück; durch jenes Wort, den reinen, heiligen Honover sind alle reine Wesen, die sind und gewesen sind und sein werden, gemacht und in Ormuzds Welt gekommen, und noch jetzt spricht sein Mund das Wort in aller seiner Weite fort und fort. Himmel war die erste seiner Schöpfungen; in 45 Tagen war Himmel geworden und Licht zwischen Himmel und Erde, Sonne (Mithra), Mond und Sterne, die Stand halten und in Bahnen laufen; viele tausend Izeds aber, die Lichtgeister, das Volk in der Höhe, umgaben ihren König Mithra. Dieser aber dient selbst dem großen Bahman, dem ersten Amschaspand (Verweser) des Lichtreichs unter Ormuzd. Da feierte Ormuzd. Aber Ahrman machte sich auf, drang ein in den Himmel, mischte sich in die Planeten, maß sich gegen den Himmel der Sterne, drang durch Standstern und alles Geschaffene. Und er schuf auch einen Amschaspand des Bösen, Bahmans Gegenkämpfer, den heillosesten, lasterhaftesten unter den Diws und ihren König; den Diw Eschem, dem sieben Kräfte gegeben, setzte er dem Sonnenfürsten entgegen, und den Izeds der Himmelssterne schuf er zum Kampfe seine Diws, die in zahlreichen Haufen von Norden anstürmen. An die Wandelsterne aber heftete er seine Darvands. Neunzig Tage dauerte der Kampf, endlich wurde der Böse in den Duzakh gestürzt. Und mit dem Himmel wurde das Feuer geschaffen, fünf Arten des Feuers, und Ardibehesch, der Amschaspand, der Feuergeist, ward ihm gegeben. Ahrman aber drang ein in das Feuer und machte es dunkel brennend und befleckte es mit Rauch und schuf auch selbst eine eigene Art dunkeln sengenden Feuers und seinen Amschaspand, den nichtswürdigen Ander.

Die zweite Schöpfung Ormuzds war das jungfräuliche, heilige Wasser. Aber das faulende Ungeziefer, das Ahrman hervorgebracht, vergiftete das Wasser und gab ihm seine Salzigkeit. Doch abermals wurde der Diw geschlagen.

Zum dritten schuf Ormuzd den Nabel aller Berge, Albordi, aus dem alle Gewässer strömen, den Berg der Zeiten, um den die Himmelssterne laufen und von dem die Sonne ausgeht und der Mond, das

erhabene Gebirg der Herrlichkeit, das ganz Glanz ist und ganz Gold. Mit ihm hob die Erde sich über das Wasser hinaus und von ihm wuchsen die andern Berge auf. Dem Hüter der Erde Schariver, König des Glanzes, ist Savel, Fürst der Finsternis, von Ahrman zum Gegner gegeben.

Die vierte Schöpfung Ormuzds war die der Pflanzenwelt. Auch hier eilte Ahrman von Norden und aus allen Nordenden herbei, und durchdrang Pflanzen und Bäume mit Gift und Dornen.

Die Thierschöpfung war die fünfte. Ormuzd schuf den Urstier, den Keim und den König aller Thiere, einzig in seiner Art. Aber Ahrman sprang in Schlangengestalt vom Himmel auf die Erde, drang in ihre Mitte, gegen Süden verheerte er die Erde und schlug den Stier, daß er starb. Aber aus seinem Marke giengen neue lebendige Schöpfungen hervor. Sapandomad, die Tochter Ormuzds, wurde zur Herrin der Frucht und Thiere tragenden Erde bestimmt, und Naonghes, ihr Widersacher, zum Herrn alles schädlichen Ungeziefers bestellt. Kaiomorts, der Grundkeim des Menschengeschlechts, ward auch erschlagen von Ahrman und den Diws, aber aus ihm giengen die Menschenarten hervor. Ahrman verführte auch sie, daß sie ihn anbeteten, und sie verloren von 100 Glückseligkeiten, die sie besaßen, alle bis auf eine. Die Fervers aber, die Seelen der Menschen, sind stark, wohlausgerüstet und geschaffen in der Höhe, wirkend in der Höhe, schlagend, siegend, lebendig und siegreich, Licht gebend aus der Höhe, durch Feuer wirkend wider die Schlange, vom Winde begleitet, der Menschen Körper befreiend und erlösend, die die Diws gebunden halten. Stark sind die vortrefflichen Ferver der Heiligen, groß sind ihre Thaten, richtig und weiten Umfangs ihre Gedanken, ganz leben sie in dem, was sie thun, sie wandeln im Triumph und sind geschaffen vom Anbeginn und unsterblich und werden niedergesandt, um auf Erden zu wohnen und Ahriman zu bekämpfen. Serosch aber, der Statthalter Ormuzds auf Erden, der wirksamste der Izeds, wachend über die Städte und die Welt, groß machend die Erde, Schutz dem Menschen gebend, offenbarend das Wort, ist ihnen zum Herren gesetzt. Eschem dagegen, Urheber des bösen Gesetzes, mit sieben Stärken zur Zerstörung der Geschöpfe aller sieben Keschvars oder Zonen, ist ihnen zum Widersacher gegeben.

In 75 Tagen war die Schöpfung des Menschen vollendet und in 365 Tagen ist geschaffen von Ormuzd und Ahrman alles, was ist, und

es ist vertheilt die lange Zeit unter den lichtglänzenden Ormuzd und den lasterverschlungenen Ahrman. Und wie in Streit und Kampf die Welt und alle Dinge in ihr geworden sind, also soll auch das Leben selbst eine Fortsetzung des alten Streites beider Principien sein; gewaffnet soll immerdar der Mensch zum Kampfe stehen; auf die Seite der himmlischen Izeds, die im reinen Leben wandeln, muß er sich ordnen, und durch die Befolgung des Gesetzes und reine Thaten und Heiligung durch Opfer und Gebete und Gebräuche immerdar kämpfen mit den Diws und sie vernichten wie Schlangenbrut. Wenn aber in dem Streite die Zeit, die Zervane dem Bösen zugemessen, abgelaufen ist, dann soll die Auferstehung beginnen; dann erstehen die Urwesen wieder, alle neu glänzend, Ahrman stürzt in die Finsternis, wo fließend Erz ihn und seine Diws ausbrennt, bis alle das heilige Wort anstimmen. Die ganze Erde wird ewige Dauer gewinnen, der Stoff wird lichtglänzend und durchsichtig werden und rein, und ferner nicht mehr Schatten sein in ihr noch Finsternis, alles wird ein Lichtreich werden.

Daß dieses Weltsystem in seinem vollen Zusammenhang, in seiner geistigsten Auffassung in Persien volksmäßig gewesen sei, kann ich keineswegs behaupten. Es ist sogar für die Annahme einer frühen Sagenverwandtschaft zwischen den Völkern vortheilhafter, das Gegentheil vorauszusetzen. Aber Serduscht erscheint auch nur als ein Läuterer und Erneuer des Glaubens, und was er vergeistigt hat, mag nur stoffartiger zuvor als Mythus vorhanden gewesen sein, sowie es auch nachher im Epos wieder versinnlicht worden. Ich hebe nun diejenigen Sätze der Glaubenslehre aus, welche am deutlichsten und lebendigsten aus der iranischen Heldensage widerscheinen und ebendamit ihre volksmäßige Geltung verbürgen.

Es besteht für das Leben in der Zeit ein fortwährender Kampf zweier Grundkräfte, einer guten und einer bösen. Jene wohnt im Lichte, diese in der Finsternis. Das böse Princip ist Ahrman, für das gute kämpfen die starken und heiligen Menschenseelen. Ahrman hat jeder Schöpfung des guten Princips, Ormuzds, eine böse entgegengesetzt. Die erste Schöpfung war die des Himmels; in ihr erstanden die Lichtgeister, die Izeds der Himmelssterne, mit ihrem Oberhaupte Bahman; diesen zu Gegenkämpfern schuf Ahrman die Diwe, die Geister der Finsternis, mit ihrem Könige Eschem, dem sieben Kräfte zum Bösen gegeben sind; auch dem reinen Feuer, das mit dem Himmel geschaffen ward, hat

Ahrman ein dunkles, sengendes entgegengesetzt. So auch in der letzten Schöpfung, der Schöpfung der Thiere, hat er, den nützlichen Thieren gegenüber, das Ungeziefer und böse Gewürm erschaffen. Die gutgeschaffenen Menschen aber verführt er zu seinem Dienste. Er selbst erscheint und kämpft als Schlangendrache.

In der Heldensage finden wir diese Weltansicht wieder, nur heroisch gestaltet. Die starken und reinen Menschengeister sind streitbare Helden. Rusthm, der große Volksheld, heißt vorzugsweise der Diwbändiger. Ahrman aber und seine Vervielfältigung, die Diws, erscheinen zum Kampfe in Gestalt wilder, reißender Thiere, besonders aber als Drachen, die von jenem unreinen, sengenden Feuer lodern, das gleichfalls Ahrman erschaffen hat; Menschen verlockend, erscheinen sie als das reizende Zauberweib, mit Frühlingsduft, Rubinbecher und köstlicher Speise, die jedoch, vom Talismane berührt, schwarz wie die Nacht wird, oder zum reißenden Löwen sich verwandelt. „Ihm war unkund, heißt es von Rusthm (I, 175), daß es Zauber sei, und unter listigem Trugspiel Ahrman versteckt." Die Drachen werden überall als Diwe, Dämonen, bezeichnet. So erzählt Sam, Rusthms Großvater, von seinem Drachenkampfe ([Görres, Heldenbuch] I, 97 f., 10te Sage):

Mir gleich lebt auf Erden kein Held. Niemand hat in der Schlacht je meinen Rücken gesehen; unter Helden und Männern und Löwen ein Mann gürtete ich mich zum Streite mit den Dämonen. Wie jener Drache vom Flusse Keschf hervorkam, und die Erde gleich der flachen Hand machte, da erbebte alle Welt in Schrecken vor ihm; von Vögeln entleerte er die Luft, von Wohnungen die Erde, von seinem Feuer entzündete sich der Flügel des hochschwebenden Geiers, der Boden entbrannte vor seinem Gift, die furchtbare Seeschlange trieb er aus dem Wasser, aus dem Gewölke die Adler; die Erde wurde öde von Menschen und Vierfüßern. Ich aber gürtete im Namen des Allerhöchsten mir die Mitte, alle Furcht schlug ich aus dem Herzen; ich kam mit der stierköpfigen Keule, ihn zu bestehen, ich mit mächtiger Faust, er mit mächtigem Athem, gleich einem himmelhohen Berge wälzte er sich heran; sein Haar hängend zur Erde wie Stricke, seine Zunge gleich einem schweren Baumstamme, die Augen zwei Teiche voll Blut. Ich spannte den Bogen und er kam auf mich heran, Feuer entstob seinen Schuppen, aus Furcht vor ihm erzitterte die Erde, dunkler Rauch stieg von ihr auf, ihn umschäumte schwarzes Gift gleich dem Meere von Dschin. Wie ein Löwe schrie ich auf, einen diamantnen Pfeil schoß ich an den Himmel, gegen den Rachen hatte ich den Pfeil gerichtet, in staunender

Bestürzung blieb ihm die Zunge außer dem Munde. Noch einmal schoß ich auf seinen Hals, daß er sich krümmte und beugte. Zum dritten schoß ich den Pfeil in die Mitte des Rachens, und ein Strom rauchenden Blutes stürzte hervor. Mit der Keule schlug ich ihn vollends zusammen, auf sein Haupt schlug ich los, als ob der Himmel Berge auf ihn regne; der Strom Keschf wurde voll Blut und all sein Wasser zu Gift. Alles Gebirg umher, bedeckt mit Schaaren von Männern und Weibern, jauchzte mir zu, die Welt war Zeuge des Kampfes gewesen, und wie der Drache, ein Dämon, rasend gestritten u. s. w. Wie ich vom Kampfplatze gieng, war mein Panzer zerronnen, vom Pferde floß die Decke herab, nichts Lebendes war in dieser Gegend allum, Char und Chawer waren verbrannt, ich aber faßte eine Stahlwaffe und schlug ihm sein Haupt ab.

In der Sage von Guschtasbs Drachenkampfe wird gesagt (II, 255):

Auf dem Berge Thesthile liegt ein gräulicher Drache, Ahrmans Geburt, den sollst du schlagen.

Besonders aber heißt es von dem Drachen, den Rusthm auf dem Wege der sieben Tagreisen zu bestehen hat:

Es war aber auf diesem Felde die Wohnung eines Hauptes der Diws, Asdiw genannt. Dieser kam in Gestalt eines furchtlichen Drachen, also stark, daß ein Elephant ihm nimmer entgienge.

Und nachher spricht der Lindwurm zum Helden:

Aus dem Kampfe mit mir geht niemand frei aus, von Ende zu Ende ist diese Ebene mein Ort, der weite Himmel ist mein Luftkreis, ohne mich breitet der Adler nicht den Flügel zum Flug.

Dieser Asdiw, der ein Haupt der Diwe genannt wird und so großer Gewalt sich rühmt, mag der Diw Eschem sein, der König der Diwe, dem Ahrman sieben Kräfte zum Bösen, zur Befeindung der Geschöpfe aller sieben Zonen gegeben hat. Jedenfalls muß sich das, was dem obersten Diw zugetheilt ist, in den andern wiederholen. Diese sieben Ahrmanskräfte nun scheinen sich in den sieben Abenteuern des Tafelnweges dem Lichthelden gegenüber zu entfalten. Jede Gestalt, jedes Element steht den Dämonen zu Gebot, denn für jedes Geschaffene hat Ahrman seine Gegenschöpfung, in der seine Geister wirken können. Alle sieben Kräfte des Dämonenreiches muß Rusthm niederkämpfen, ehe von den in der Gefangenschaft der Diwe gebundenen Söhnen des Lichtlandes Iran, wie dasselbe (II, 254) genannt wird, die zauberhafte Finsternis, Ahrmans Erbtheil, weichen kann. In der letzten,

tiefen Schlangenhöhle muß der Diw Sefid bezwungen, Leber und Herzblut, die Zeichen der völligen Vernichtung, ihm entrissen sein, bevor, damit bestrichen, die Augen des Schahs und der Männer von Iran sich dem Lichte wieder öffnen. Und wie hier Rusthm mit dem Heldenschwerte, so hat Serduscht (Zoroaster) mit dem Stabe seiner geistigen Sendung den Ahrman bezwungen. „Ein Greis gab auf Erden sich kund, heißt es in der 33sten Sage des Heldenbuchs von Iran (II, 260. Vgl. S. 263), in seiner Hand der Stab von Aud, gesegnet sein Fußtritt, sein Name Serduscht, den Böses wirkenden Ahrman schlug sein Arm."

Auch auf die geschichtlichen und geographischen Verhältnisse ist der Dualismus, der große Gegensatz der Glaubenslehre, angewandt. Die vielen und langen Kämpfe zwischen Iran und Turan, welche den grösten Theil des persischen Heldenbuches einnehmen, tragen überall die Farben dieses Gegensatzes. Iran und Turan sind geschieden wie Feuer und Wasser (II, 30 ob.). Iran ist, wie schon erwähnt, das helle Lichtland. In Turan ist Land und Erde Ahrmans (II, 58 u.). Wenn Turan in der Schlacht Noth leidet, dann erbebt Ahrman und verwünscht sich selbst im Schmerze (II, 94 u.). Wie alles Böse von Ahrmans Wurzel ist, so sind auch die Herrscher von Turan aus seinem Stamme (II, 202 ob.). Diwe, Schwarzkünstler, werden sie genannt und als solche dargestellt. Afrasiab, der Schah dieses Reiches und der unermüdliche Feind von Iran, führt eines Drachen Bild in schwarzer Fahne (II, 43 u.). Und so ist auch im feindlichen Masenderan das Haus der trügerischen Diws, in den Banden ihres Zaubers ist dieses Land befangen (I, 164), ein Diw ist der Sänger, der von dessen wunderbaren Reizen singt und den Schah Cawus zum verderblichen Zuge dahin verlockt.

Wenn aber auch die sieben Tagreisen Rusthms und Asfendiars an bestimmte Örtlichkeiten angeknüpft sind, wenn hiebei auch geschichtliche Beziehungen stattgefunden haben mögen, so erhellt doch eben daraus, daß zwei verschiedene Helden auf verschiedenen Wegen in der Hauptsache dieselben Abenteuer bestehen, die mythisch-poetische Anlage dieser Dichtungen; und eine gewisse Ähnlichkeit der Anlage zeigt sich selbst noch in andern Sagen des iranischen Heldenbuches, der 15ten, von der Fahrt des Cawus nach Hamaveran, und der 26sten, von Kerkin und Peshen, in welchen beiden ebenfalls Rusthm der rettende Held ist.

Von dieser Auffassung der persischen Glaubenslehre und Heldensage machen wir nun die Anwendung auf die deutschen Heldenlieder des gothischen oder Amelungenkreises.

Die Übereinstimmung der Wolfdietrichssage mit der persischen von Rusthm und Asfendiar in der Anlage des Ganzen sowohl, als in einzelnen Abenteuern ist ausführlich dargelegt worden. Schon die Naturbilder, die im deutschen Gedichte spielen, Löwen, Elephanten, Lindwürme oder Schlangen, haben uns auf den fernen Osten als ihre Heimat hingewiesen. Daß aber jene Drachenkämpfe der persischen Dichtungen weder für willkührliche Einbildungen, noch für ein bloßes Ringen der menschlichen Körperkraft mit den Naturgewalten anzusehen seien, hat uns die Zusammenstellung der Heldensage mit der Glaubenslehre ergeben. Auch in den deutschen Liedern ist eine entsprechende, ursprüngliche Bedeutung dieser Kämpfe anzunehmen, wenn gleich die dämonische Natur der feindlichen Wesen längst in den Hintergrund getreten ist. Ich habe schon früher bemerkt, daß ich die Wolfdietrichssage an die Spitze des Amelungenkreises stelle. In Dietrich von Bern, sowie in Rother, erkenne ich nur Wiedergeburten des ältern Wolfdietrichs. Dieses sind zwar Behauptungen, deren Richtigkeit ich hier nur voraussetze, die ich aber in dem Abschnitte von der poetischen Entwicklung der Sage zu begründen hoffe. Wolfdietrich, Dietrich von Bern und Rother kämpfen und dulden alle drei für die Rettung ihrer getreuen Dienstmannen; dieses ist der Kern der gesammten Amelungensage, entsprechend der Anlage jener persischen Sagen. Warum aber in Wolfdietrich die älteste, deutsche Entwicklung dieses Sagenkerns anzuerkennen sei, soll dort näher beleuchtet werden. Hier führe ich, vorgreifend, nur den Grund an, welcher eben in dem Wunderbaren, Mythisch-symbolischen, liegt, welches den Abenteuern Wolfdietrichs vor denen der beiden andern Helden eigenthümlich, mit der persischen Sage aber gemeinsam ist. Auch von Dietrich von Bern werden zwar Drachenkämpfe erzählt, sie werden aber, bezeichnend, daß sie einer ältern Gestaltung der Dietrichssage angehören, in seine frühe Jugend hinaufgerückt und sind aus dem Verhältnis zu seinen Dienstmannen gänzlich hinausgeschoben. Das Menschliche, das Episch-charakteristische hat hier über das Wunderbare, Mythisch-symbolische gesiegt. Kein Drache speit mehr Gift und Flamme, aber der gewaltige Ermenrich, Dietrichs Oheim und unversöhnlicher Gegner, und der böse

Rathgeber Sibich brüten giftigen Verrath und legen Dietrichs Erbland öde. Ahrman und seine Diws wandeln nicht mehr in Schlangengestalt, sondern treten in menschlicher Tücke zu Tag. Welche Schwierigkeiten die Beziehung des geschichtlichen Ermanarich auf den Ermenrich der Heldensage habe, ist früher erwähnt worden. Aber ein mythischer Anklang macht sich hörbar, wenn auch nichts weiter daraus bewiesen werden soll. Die gothische Form von Ermenrich, Ermanarich, ist Aírmanareiks (Grimm, Heldensage 2). Rîch, reiks, ist Anhangsilbe, die in vielen Namen wiederkehrt, und bedeutet potens, dives, fortis (Grimm, Grammatik I, 49. Vgl. ebendaselbst II, 175. 448 f. Rechtsalterth. 291 f.). Als Hauptbestand bleibt sonach Aírman-s.

Die ausführlichere Charakteristik Ermenrichs, die Darlegung der Ahrmansnatur dieses Ungetreuen, Unreinen, wie ihn die Lieder nennen, bleibt dem nächsten Abschnitte vorbehalten.

Hier nur eine Stelle aus dem Liede von Dietrichs Flucht zu den Hunnen, worin Ermenrich recht als die Wurzel des Bösen in der Welt bezeichnet wird:

V. 3496. ist er zu der helle geporn,
daz endunck nieman unpillich:
untruwe ist von im in die rich
laider aller erst bekomen.

Vergleichen wir die beiderlei mythischen Weltanschauungen, auf die wir zur Erklärung der deutschen Heldensage zurückgehen musten, in ihrem Einfluß auf die verschiedenen Kreise der letztern, so zeigt sich dieser wesentlichste Unterschied: die odinische Ansicht ergreift im Heldenthume die ungeschiedene Kraft; gut und böse ist nur ein Verhängnis, unverwüstliche Tapferkeit ein Verdienst; aus beiden Heeren, die sich im Kampfe vernichten, fahren die Helden zu Odin; ein Gegensatz ist nur zwischen ihnen und den Feigen, Siechtodten, welche Hel in ihre dunkeln Wohnungen zieht, die aber gar nicht in das Heldenlied aufgenommen werden oder nur wie der Knecht Hialli, dem man das bebende Herz ausreißt, zum Unterschiede von Högnis nicht zuckendem; die parsisch-gothische Ansicht dagegen setzt den entschiedensten Dualismus, den Gegensatz des Lichtes und der Finsternis, des Guten und Bösen, der Held ist ein Kämpfer des Lichts gegen die Mächte der Finsternis. Mag auch im letzten Weltkampfe der odinischen Glaubenslehre, zu dem Götter und

helden bestimmt sind, ein solcher Gegensatz im Größern liegen, so ist er doch ohne fühlbare Einwirkung auf die Region der Heldensage und, wie es scheint, mehr in der priesterlichen, als der heroischen Ansicht begründet. Diese Verschiedenheit, die ich hier nur in den allgemeinsten Zügen angemerkt habe, wird sich bei der Betrachtung des Ethischen in der Heldensage näher legen.

So bestimmt wir nun in der Gesammtheit der Heldensage zweierlei Mythenkreise zu unterscheiden hatten, deren Herrschaft sich in die einzelnen Sagenkreise theilte, so ist doch leicht zu erachten, daß mit der frühzeitigen Vermischung und Verschmelzung dieser Sagenkreise selbst auch die ursprünglich geschiedenen Mythen mehrfach in einander übergiengen und sich in einem gemeinsamen Wunderbaren verloren. Wir haben dieses zuvor schon bei dem Elfenwesen, der Erscheinung der Zwerge in den verschiedenen Sagenkreisen, bemerkt. Besonders auch scheinen sich die sagenhaften Vorstellungen von dem Fortleben der Helden unsicher zu durchkreuzen.

Wolfdietrich endet sein Leben im Kloster, eine christliche Wendung der Sage, von deren älterem Bestande vielleicht im Kampfe, den der Held, auf seiner Bahre sitzend, mit den Geistern aller von ihm Erschlagenen zu kämpfen hat, und worüber ihm in einer Nacht die Haare grau werden, noch ein dunkler Überrest geblieben ist.

Vom Ende Dietrichs von Bern sind verschiedene Sagen. Zuerst die schon berührte Erzählung beim Heldenbuch:[1] Ein großer Streit geschieht vor Bern, darin alle Helden, die in der Welt sind, erschlagen werden, ja einer durch des andern Hand, ausgenommen der Berner.

[1] Bl. 212: Also reit der Berner vnd Hiltebrant hinweg [nach der Nib. Noth]. Die selben wunden woltent Hiltebrant nye geheilen bisz in synen todt. Darnach ward aber ein streite bereidt der geschach vor bern. do ward der alt Hiltebrant erschlagen von künig Günther [?]. der was fraw Crimhilten bruder. vnd do kame ye einer an den andern bisz das sy all erschlagen wurden. Alle die helden die in aller welt waren, wurdent do zůmal abgethan auszgenummen der berner. Do kam ein kleiner zwerg. vnd sprache zu jm. Berner berner du solt mit mir gan. Do sprach der berner. wo sol ich hin gan. do sprach der tzwerg. du solt mit mir gan. dyn reich ist nit me in diser welt. Also gieng der berner hyn wege vnnd weysz nyemant wo er kummen ist ob er noch in leben oder todt sy, weysz nyemant warlichen da von zů reden. Man vermeinet auch der getreu Eckart sey noch vor fraw fenus berg, vnd sol auch do belyben bisz an den jungsten tag, vnd warnet alle die in den berge gan wollen.

Zu ihm kommt ein kleiner Zwerg und spricht: Berner! Berner! Du sollt mit mir gehn! Dein Reich ist nicht mehr in dieser Welt! So geht der Berner hinweg und weiß niemand, wohin er kommen, ob er noch im Leben oder todt sei. Anders die Wilkinensage (Cap. 393. Rafn S. 625—8). Dietrich beginnt kraftlos zu werden vor Alter, doch führt er seine Waffen noch wohl. Einst nahm er ein Bad an dem Orte, der jetzt Dietrichsbad genannt wird. Da ruft einer von seinen Knechten: Herr, hier läuft ein Hirsch, nie sah man solch ein großes und prächtiges Thier. Der König springt auf, nimmt sein Badgewand um und ruft nach Roſs und Hunden. Die Knechte laufen darnach, aber der Hirsch rennt hin und der König wird ungeduldig. Da sieht er ein großes, gesatteltes Pferd stehn, schwarz, wie ein Rabe; darauf schwingt er sich. Indem werden die Hunde losgelassen, aber sie wollen nicht diesem Pferde nachlaufen. Rascher und leichter läuft es unter dem König hin, als ein Vogel fliegt. Er findet jetzt, daß es wohl kein Pferd sein möge, und will sich vom Rücken desselben los machen, aber er kann keinen Schenkel heben, so fest sitzt er. Sein bester Knecht reitet nach auf seinem besten Pferd, ihm folgen alle Hunde. Doch bald verliert er den König aus dem Gesicht und niemand weiß, wo Dietrich von der Zeit geblieben ist. Der Knecht ruft ihm zu: Herr, wann wirst du zurückkommen? warum reitest du so hastig? Dietrich antwortet: Ich reite übel, dieß muß ein Teufel sein, darauf ich sitze. Aber zurück mag ich kommen, wenn Gott und die h. Maria will. Deutsche Männer sagen, daß sie in Träumen erfahren, wie Gott und Maria den König Dietrich es genießen ließen, daß er ihrer Namen bei seinem Tod gedachte. Dieses ist ein gutmüthiger Zusatz im christlichen Sinne; man wollte den theuern Helden nicht zum Teufel fahren lassen. Nicht so gut kommt der Arianer Theoderich in den Dialogen des Pabsts Gregor (IV, 30) weg; ein Einsiedler auf Lipari hat gesehen, wie er gebunden von dem Pabst Johannes und dem Symmachus in Vulcani ollam, den Ätna, geworfen wird (Altd. W. I, 228). Otto von Freisingen, der dieses anführt (erste Hälfte des 12ten Jahrh.) kennt auch die Volkssage, daß Dietrich bei lebendigem Leib, auf einem Pferde sitzend, zur Unterwelt gefahren.[1] Deutsche

[1] Otto Fris. l. V, c. 3: hinc puto fabulam illam traductam, qua vulgo dicitur: Theodoricus vivus, equo sedens, ad inferos descendit. (Altd. W. I, 294.)

Gedichte erwähnen derselben mit dem Zusatz, daß Dietrich bis zum jüngsten Tage mit Würmen streiten müsse.

Bemerkenswerth ist noch, was die Jahrbücher des Mönchs von Köln zum Jahr 1197 erzählen. Damals sei einigen, die an der Mosel hingegangen, ein Gespenst von wunderbarer Größe, in menschlicher Gestalt, auf einem schwarzen Pferde sitzend, erschienen. Den Erschrockenen sich nähernd, hab' es sie ermahnt, keine Furcht zu hegen, habe sich Dietrich, einst König von Bern, genannt und mancherlei Noth und Elend, so über das römische Reich kommen würde, verkündet; nach diesen und andern Eröffnungen sei es, von ihnen zurückweichend, über die Mosel geritten und aus ihren Augen verschwunden.[1]

Das Gemeinsame dieser verschiedenen Sagen liegt darin, daß der Held in unbekannte Ferne entrückt wird, von wo ihm die Wiederkehr in künftiger Zeit vorbehalten ist. So ist nach dem Gedicht von der Klage (4368—404. Vgl. 4245—68) auch von Etzeln unbekannt, wohin

[1] Etz. Hofhalt. Str. 131: Vnd ist auch noch pey leben herr Diterich von Pern; got het jm pus zugeben, das mugt ihr horn gern: eyns tags er sich verjache zu Peren jn der stat, von red dasselb geschache, das was des teuffels rot. Str. 132: Dor vmb ward er beruret von eynem ros vnrein, vnd wurd do hin gefuret, das mocht der teuffel seyn, dor auf do must er reiden in die wust Rumeney: mit wurmen mus er streiden, pis vns der jungstag wont pey. Str. 133: Das las wir hie nun seyne, wo er nun komen sey; got hilfft jm noch aus peyne, mit sterck wont er im pey u. s. w. Ähnliches in Herm. v. Sachsenh. Mörin. S. sonst über die Sage v. d. Hagens Anmerk. 180 f. 31. Ebd. Briefe in d. Heimath II, 60 f., wo als eine Veronaer Sage erzählt wird: „Dietrich, um seine Lust an schönen Rossen, Jagdhunden und Falken zu büßen, machte mit dem Teufel einen Vertrag, daß seine Geister ihm in solcher Gestalt dienten, bis sie also ihn selber in die Hölle jagten. So stellt ihn hier ein halberhobenes Bildwerk des zehnten Jahrhunderts neben der Kirchthüre von S. Zeno dar, wie er, mit früher ungewöhnlich kurzem Mantel und Steigbügeln, auf die Jagd reitet; und die lateinischen Reimverse deuten das Bild durch einen thörigen König, dem der Teufel Roß, Falken, Hund und Hirsch sende, die ihn der Hölle zuführen, und meinen ohne Zweifel Dietrich." ... „Ähnliche Sagen haben wir dann von einem römischen Kaiser Donatus und von Kaiser Friedrich II; sie gehen in die vom wilden Jäger über und ihr gemeinsamer Sinn ist: wer der Welt Lust zu hitzig nachjagt, ist selber des Teufels Wildpret." Die Sage von Friedrich steht bei Grimm, deutsche Sagen II, 188 aus Cod. Pal. 844. Vgl. noch Manso 126. 166 f. 173 f.

er gekommen, und der persische Chosrew verschwindet, in der 31sten Sage des Heldenbuchs von Iran, auf hohem Gebirge.

Von den berühmtesten Kaisern des deutschen Mittelalters, besonders von Karln dem großen und den schwäbischen Friedrichen, bestand der Volksglaube, in örtlichen Sagen, welche zum Theil noch gangbar sind, diese Helden sitzen im Innern eines Berges oder unter einer alten Kaiserburg, halbschlummernd, auf den steinernen Tisch gestützt, durch den der lange Bart gewachsen. Wenn die Raben nicht mehr um den Berg fliegen, oder wenn der Bart dreimal um den Tisch gehe, in großer Noth des Landes, oder am Ende der Welt, werden sie wieder hervorkommen. Auf irgend einem weiten Felde wächst ein verhängnisvoller Baum; wenn dieser, dreimal umgehauen, wieder grünt und Früchte trägt, oder umgekehrt, wenn der grünende verdorrt, wird auf jenem Feld eine blutige Schlacht anheben; dazu wird der verlorene Held erscheinen und seinen Schild am dürren, jetzt neu ergrünenden Aste des Gerichtsbaums aufhängen (Grimm, d. Sagen).

Von der Beisetzung Karls des Großen in der Hauptkirche zu Aachen meldet der Mönch von Angoulême:

Corpus ejus aromizatum est, et in sede aurea sedens positum est in curvatura sepulcri, ense aureo accinctum, evangelium aureum tenens in manibus u. s. w. Vestitum est corpus ejus vestimentis imperialibus u. s. w. Sceptrum aureum et scutum aureum, quod Leo Papa consecraverat, ante eum posita sunt dependentia, et clausum et sigillatum est sepulcrum ejus. (Hahn I, 88.)

Otto III ließ im Jahr 1000 dieses Grabgewölbe öffnen, nach der Erzählung in Ademar. Chron.:

Otto Imp. per somnium monitus est, ut levaret corpus Caroli M. Imp. qui Aquis humatus erat, sed vetustate obliterante ignorabatur locus certus, ubi quiescebat, et peracto triduano jejunio, inventus est eo loco, quem per visum cognoverat imperator, sedens in aurea cathedra intra arcuatam speluncam, infra basilicam Beatæ Mariæ, coronatus corona ex auro et gemmis, tenens sceptrum et ensem ex auro purissimo, et ipsius corpus incorruptum inventum est, quod levatum populo demonstratum est. Solium ejus aureum Imp. Otto direxit regi Botisilano pro reliquiis S. Adalberti Martyris. (Hahn, a. a. O.) [Vgl. Karlmeinet S. 829.]

Wir sehen hier ein leibhaftes Vorbild zu den Volkssagen von den unterirdisch harrenden Kaisern. Das Heldenbuch von Iran erzählt in der neunten Sage (I, 69):

Feridun gieng, und sein Andenken blieb werth bis auf diese späten Zeiten, nie hatte er Böses gethan. Menutschehr setzte ihm eine Krone aufs Haupt, gürtete ihn, und nach der Weise der Schahe machte er die Todtenwohnung aus Gold und kostbarem Gestein. Dort ruhte er auf elfenbeinernem Stuhle, über seinem Haupte die Krone, so saß er gegürtet in der Weise der Alten.

Ähnliches in der siebenunddreißigsten Sage, „vom Tode Rusthms“ (II, 346 f.):

Und es begann der Trauerzug, zwei Tagereisen weit führten sie die Leichen nach Sabul, die Erde bewegte sich vor Trauer und allum erscholl lautes Klaggeschrei. Wie sie die Heimath erreicht, wählten sie einen schönen grün bewachsenen Garten, und errichteten dort ein Mal, das zu den Wolken den Gipfel hinaufhob. Zwei elfenbeinerne Sessel stellten sie darin einander gegenüber und setzten die Helden darauf. Über ihren Häuptern waren die Kronen aufgehängt, und die Diener goßen Moschus und Rosenöl zu ihren Füßen aus. Sie standen dann umher und sagten weinend dem Helden ihr Lebewohl. Sie sprachen: Nicht mehr, o Reiner! wirst du sitzen beim Gelage, und schmausend im Weine und guten Speisen dich mit deinen Freunden ergötzen; nicht mehr wirst du das Tigerfell zur Schlacht umhängen und greifen nach Bogen und Pfeil und Schwert, und der zermalmenden Keule, nicht mehr wirst du Reksch, das edle Ross, besteigen, noch auch, wenn Krieg und Schlacht vorüber, mit freigebiger Hand, reiche Schätze vertheilen. Alles ist dir jetzt gering; als ein nichtig Wesen siehst du es an: so möge deine Seele denn fröhlich sein im Paradiese! Sie brachten dann auch noch Reksch hinzu, und schlossen das treue Thier ein in das Grabmal des Herren, und also ward es gestellt, daß es stand wie ein lebendiges Ross auf seinen Füßen. Darauf giengen sie schweigend und traurig von dannen.

Die Helden des Nordens fahren nach Walhall zu Odin, kämpfen als Einherien täglich fort, fallen und leben wieder auf, bis der große Tag hereinbricht. Ihr Fortleben wird aber auch auf Erden sichtbar durch Wiedergeburt und anderes Erscheinen. Helge reitet mit vielen Männern zum Grabhügel zurück und Sigruns Dienerin ruft: „Ist es Götterdämmerung? todte Männer reiten daher.“ Gudrun sagt in der Todtenklage um den Gemahl: „Wende hieher, Sigurd, dein schwarzes Ross!“ (Edd. III, 305. 307. 310. IV, 197. von der Hagen, Eddalieder S. 94^{b} [Lüning S. 482]: enn blacca mar.)

Jene deutschen Könige sind an der Erde fest gehalten, ihr Fortleben ist als ein irdisches gedacht, sie harren, im Berge schlummernd, dem Kampf am Ende der Welt entgegen. Hiebei scheinen christliche

Ansichten eingewirkt zu haben, wonach die großen Ereignisse der letzten Zeit, die Bekämpfung des Antichrists und das jüngste Gericht sich auf der Erde begeben sollen. Das noch umgehende Volksbuch vom Untersberge bei Salzburg, in welchem Kaiser Karl der Zukunft harrt, besagt:

„Der Antichrist erscheint, auf den Feldern von Wals kommt es zur Schlacht, die Engelposaunen ertönen und der jüngste Tag ist angebrochen.“

Bruder Berthold, in seinen deutschen Predigten aus der zweiten Hälfte des 13ten Jahrhunderts (herausgegeben von C. F. Kling, Berlin 1824) sagt (S. 391): „Sie werden sich am Ende der Welt so unter einander schlagen, daß ihr Blut unter einander fließet,“ und er findet den Anfang dazu in den Kriegen seiner Zeit.

Gleichwohl erinnert das vorbestimmte Schlachtfeld auch an die Ebene Wigrid oder Oskopnir in der Edda (Edd. I, 88. IV, 33 [bei Lüning S. 159. 370. 85]) und der verhängnisvolle Baum an die Weltesche Ygdrasill, darunter der Götter Dingstätte, an welcher täglich große Mühsal zehrt und die im letzten Sturme zittert, doch stehen bleibt (Edd. I, 177. 179. 48. 51). Das schwarze Ross, auf welchem Dietrich dahin fährt und welches bei ihm, wie in andern deutschen Sagen (von Rechberger, Thedel von Walmoden), zu einem teuflischen geworden ist, zeigt ältere Verwandtschaft mit Helges und Sigurds Todtenpferden, sein Erscheinen zur Verkündung schwerer Geschicke mahnt an jenes Reiten der Todten vor der Götterdämmerung.

So blieb, durch alle Verdunklung und Vermischung der Sagen und Mythen, noch immer eine Ahnung, als könnten die alten Helden gewaltig wiederkehren, und manchmal noch wurden sie ihrem Volke sichtbar, so lang es ihrer nicht völlig vergessen hatte.

Was endlich die Litteratur der mythologischen Ansichten unserer Heldensage betrifft, so finden sich solche vorzüglich in folgenden Schriften: Mone, Geschichte des Heidenthums im nördlichen Europa. Zwei Theile. Leipzig und Darmstadt 1822—1823. (Auch als fünfter und sechster Theil der Creuzerischen Symbolik und Mythologie.) Schon früher, in der Schrift: Einleitung in das Nibelungenlied (Heidelberg 1818), sowie in der Einleitung zu seiner Ausgabe des Otnit (Berlin 1821) hat Mone die mythologische Auffassung der Heldenlieder als die einzig genügende darzustellen gesucht. Mone, über Walter von Aquitanien, im Archiv der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde von Büchler und Dümge. Frankfurt 1820. 2, 108:

„Ermenrich ist der teutsche Ahriman in mythologischer und der gothische Hermanarich in geschichtlicher Hinsicht, jedoch letzterer nur dem Namen, ersterer der Sache nach. Das gilt von allen Personen des Heldenbuchs, sie haben einen geschichtlichen Namen und mythologische Bedeutung."

Von der Hagen, Die Nibelungen, ihre Bedeutung für die Gegenwart und für immer. Breslau 1819.

Trautvetter, Sterndeutige Aufschlüsse über die altdeutschen Heldensagen, in Okens Isis. 1821. Heft IX. Derselbe Verfasser hat in der Isis von 1820, Heft IX eine Abhandlung gegeben: „Asciburg oder die germanischen Götter- und Heldenbilder des Tacitus und der Edda als Sternbilder dargestellt." Darin erfahren wir unter anderm (S. 614), daß Schwanhild, Sigurds schöne Tochter von Gudrun, vor deren leuchtenden Augen die Rosse zurückschrecken, die sie zertreten sollen, nichts anderes ist, als die Martinsgans. In einem spätern Aufsatze hat Trautvetter die Gestalten der Heldensage als chemische Stoffe erklärt.

W. Grimms Ansichten über das Mythische sind in folgenden Sätzen niedergelegt, die sich in der sein Werk über die deutsche Heldensage beschließenden Abhandlung über Ursprung und Fortbildung der Sage finden:

Heldensage S. 335: Die Sage folgt der Entwickelung des menschlichen Geistes, oder vielmehr sie begleitet ihn von einer Stufe zur andern. In diesem Fortgange kann sie alles, was ein Volk geistig besitzt, Himmlisches wie Irdisches, berühren und in sich aufnehmen. Dieses Verhältnis gestattet nicht, ihren Inhalt anders, als auf solche allgemeine Weise zu bestimmen; doch scheint bei selbständigen, in ruhigem und abgeschlossenem Dasein verharrenden Völkern ernste Betrachtung des Übersinnlichen das erste Bedürfnis des erwachten Geistes gewesen zu sein. Als durch äußere Einwirkungen Manigfaltigkeit des Lebens entstand, die den Einzelnen auszeichnete und zu eigenthümlicher Thätigkeit anregte, mochte die Sage vorzugsweise zur Verherrlichung irdischer Ereignisse sich geneigt fühlen. Wir unterscheiden daher Götter- und Heldensage und nehmen eine spätere Entstehung oder Ausbildung der letzteren an, deren Keime gleichwohl neben der erstern können vorhanden gewesen sein.

S. 336: Unter den verschiedenen, über Ursprung und Fortbildung der deutschen Heldengedichte geäußerten Meinungen haben sich zwei geltend zu machen gesucht, die einander geradezu entgegen stehen. Die eine findet den eigentlichen Inhalt in der älteren Göttersage, und nimmt an, daß diese bei längerer Fortdauer sich mehr verhüllt, irdisch und sinnlich umgestaltet habe. Die andere hält geschichtliche Wahrheit für die erste Grundlage, nur mit freier Phantasie ausgebildet und durch die Zuthat des Wunderbaren geschmückt. Ohne Zweifel

haben einzelne Wahrheiten auf diese Ansichten geleitet, aber auf jeder Seite stellt sich, so lange man unbefangen bleibt, sehr bald das Gefühl des unzulänglichen und völlig unhaltbaren ein. Will man nur den Ausdruck geistiger Vorstellungen finden, so muß man den das Ganze beherrschenden Gedanken immer weiter und allgemeiner fassen; bei dieser Allgemeinheit aber verschwindet der Inhalt der Sage unter den Händen oder zerfließt in eine unförmliche, leblose Masse. Wenn Siegfried zugleich Dieterich ist, als Baldur die nordische, als Sonnengott auch die griechische Mythologie in Anspruch nimmt, so schwankt überall der Boden, und der stolzen Aussicht von der Höhe bleibt zuletzt nichts mehr übrig, als eine graue, unübersehbare Ferne.

S. 398: Wer einen mythischen Ursprung annimmt, hegt folgende Vorstellung. Die Helden, welche die Dichtung in geschichtlichem Scheine auftreten läßt, waren früherhin Götter, verkörperte, sinnbildlich aufgefaßte Ideen über Erschaffung und Fortdauer der Welt. Als sich das Verständnis dieser Ideen verlor, bildete sich das Epos, in welchem die Götter zu menschlichen Helden, ihre Thaten zu geschichtlichen Begebenheiten herabsanken. Doch jene Göttermythen verdankten erst späterem, sinnlichem Wohlgefallen ihr Dasein, und rücken wir zu ihrem Ursprunge abermals zurück, so finden wir noch unverhüllter den Ausdruck einer höhern übersinnlichen Betrachtung. Die Aufgabe besteht also darin, das verborgene Philosophem in der doppelten Überkleidung, in welcher es jetzt sich darstellt, aufzusuchen. Was dahin sich deuten läßt, muß als der eigentliche Inhalt hervorgehoben, alles andere als nichtssagend zurückgelassen werden. Diese Ansicht, welche den Gegenstand bei der Wurzel zu fassen und die Aufgabe völlig zu lösen scheint, zeigt sich bei der Ausführung schwierig und muß zu unerweisbaren Voraussetzungen ihre Zuflucht nehmen.

S. 398: Geringfügig ist es [das Wunderbare im Epos] nicht, und es scheint allerdings, daß sein Einfluß früherhin noch mächtiger war, aber bei Fortbildung der Sage zurückgedrängt und verdunkelt wurde. Gleichwohl habe ich kein Beispiel von der Umwandlung eines Gottes in einen bloßen Menschen gefunden, oder eine Spur, daß der Ausdruck einer geistigen Wahrnehmung durch absichtliche Einkleidung in eine geschichtliche Begebenheit sich verloren hätte. Ich untersuche nicht, ob es unbezweifelte Beispiele einer solchen Umbildung giebt, es ist wohl möglich; ich behaupte nur, daß, wenn wirklich etwas Einzelnes dadurch eingeführt oder geändert wäre, dieß noch nichts entscheiden könnte, weil der Hauptinhalt selbst aus einer solchen Veränderung müste hervorgegangen sein. Das Epos, welches das ganze Leben zu erfassen strebt, kann den Glauben an überirdische Dinge nicht hintansetzen, noch die Weise, wie er sich äußert, ihm unbekannt bleiben. Es wird dort immer ein wesentliches Element seines Inhaltes finden, ja es scheint mir ohne eine solche Mischung des Leiblichen und

Geistigen gar nicht bestehen zu können, etwa wie Gesang beides Worte und Töne verlangt. Keinem Gedichte, wenn es wahrhaft beseelt ist, fehlt innere Bedeutung oder eine sittliche Erkenntnis u. s. w. Aber nichts berechtigt uns bis jetzt zu der Vermuthung, daß die deutsche Heldensage aus Erforschung göttlicher Dinge oder aus einer philosophischen Betrachtung über die Geheimnisse der Natur hervorgegangen sei und in einem sinnbildlichen Ausdrucke derselben ihren ersten Anlaß gefunden habe. Sie selbst hat, so weit wir zurückblicken können, sich allezeit neben der Geschichte ihren Platz angewiesen.

Ich bin mit diesen Ansichten im Allgemeinen einverstanden; nur glaubte ich auch durch den jetzigen Zustand der Gedichte hindurch den odinischen sowohl als den gothischen Volksglauben noch als ein zusammenhängendes Ganzes im Hintergrunde der epischen Gestalten nachweisen zu können, während sich Grimm mehr auf die Betrachtung der einzelnen Erscheinungen beschränkt. Den gothischen Mythen scheint überhaupt noch zu wenig Bedeutung beigelegt zu werden. Manche Ähnlichkeiten zwischen deutscher und persischer Sage hat zwar Görres in der Einleitung zum Heldenbuche von Iran (auch Zeitung für Einsiedler, Nr. 12, S. 91 u. 93) ausgehoben und W. Grimm hat schon in den Anmerkungen zu seiner Übersetzung des altdänischen Liedes von des Leuen und König Dietrichs Kampfe mit dem Lindwurm (Altdänische Heldenlieder, Balladen und Märchen, Heidelberg 1811, S. 467) auf die allerdings besonders auffallende Übereinstimmung der Drachenkämpfe Wolfdietrichs und Rusthms und ihrer getreuen Rosse aufmerksam gemacht. Aber die Hauptsache ist mir, daß die an der Spitze des Amelungenkreises stehenden Wolfdietrichslieder die Erklärung ihrer ganzen mythischen Unterlage nur in der persischen Heldensage und Mythe finden.

3. Das Ethische.

Weder von geschichtlicher, noch von mythischer Seite hat sich uns der wahre und volle Gehalt des deutschen Heldenliedes erschlossen. Das Geschichtliche fanden wir nur in Durchgängen und Umrissen erkennbar, das Mythische verdunkelt und missverstanden. Gleichwohl ist diese Heldensage nicht als verwittertes Denkmal alter Volksgeschichte oder untergegangenen Heidenglaubens stehen geblieben, sie ist im längst belehrten Deutschland lebendig fortgewachsen, im dreizehnten Jahrhundert in großen Dichtwerken aufgefaßt worden, hat noch lange nachher in der

Erinnerung des Volkes gehaftet und spricht noch jetzt verständlich zum Gemüthe.

Die Erklärung ist einfach, wenn wir sie im Wesen des Gegenstandes suchen. Unsere Sagenwelt ist weder Geschichte, noch Glaubenslehre, sie soll auch keines von beiden für sich sein. Sie ist Poesie, und zwar diejenige Art derselben, die wir als Volksdichtung bezeichnet und deren Haupterscheinung wir im Epos gefunden haben. Ihr Lebenstrieb muß daher ein poetischer, er muß in der Natur der Volkspoesie gekeimt sein. Eine zum Epos ausgebildete Volkspoesie stellt als solche das Gesammtleben des Volkes dar, aus dem sie hervorgegangen ist. Sie umfaßt also zwar auch Volksgeschichte und Volksglauben, aber sie vergeistigt jene und veranschaulicht diesen, sie nimmt dieselben ungeschieden von den übrigen Beziehungen des Lebens.

Denn wie die Geschichte selbst nicht bloß äußeres Ereignis ist, sondern theils in Thaten ein Erzeugnis des Volksgeists, theils durch äußere Einwirkungen, die er in sich verarbeitet, eine Entwicklung desselben, so sind noch weit mehr der Poesie die geschichtlichen Bestandtheile nur das Mittel, den Volksgeist zur Erscheinung zu bringen. Das Einzelne, Vorübergehende, faßt sie als Ausdruck des Allgemeinen, Dauernden. Nur in Beziehung auf das Letztere kommt ihr geschichtliche Treue zu, jenes löst sie in diesem auf. Und so finden wir uns, nicht auf die einzelnen Personen und Begegnisse, sondern auf Leben und Sitte des Volkes im Ganzen, als die Grundlage der epischen Darstellungen verwiesen. Einer urkundlichen Auffassung und Bewahrung des Geschichtlichen widerspricht auch geradezu die Natur einer fortlebenden Volkspoesie. Jedes denkwürdige Ereignis, jeder aufstrebende Held, der in den Gesang aufgenommen wird, reiht sich dem Kreise poetischer Überlieferungen an, deren Ursprung sich in die dunkeln Anfänge des Volkes selbst verliert, deren Geist und Wesen durch den neuen Zuwachs nicht so leicht umgewandelt, als, sich diesen aneignend, fortgebildet und vielgestaltiger ausgeprägt wird. Die Vorstellungen eines Volkes vom rechten und kräftigen Leben, vom Großen und Edeln, sowie von den Gegensätzen, die damit im Kampfe stehen, sind zu tief eingepflanzt, als daß nicht der geschichtliche Held, der gewaltigste Eroberer, dessen Name und Wirken in die Überlieferung eintritt, dem Charakter nach je mehr und mehr in jenen volksthümlichen Ansichten aufgehen müste. Geht aber mit dem

Volksgeiste selbst allmählich eine Umwandlung vor, so wechselt auch die Bedeutung der Sage, und das Geschichtliche, was in ihr lag, ist nothwendig dieser Veränderung mit unterworfen. Auf der andern Seite spricht sich der Glaube jugendlicher Völker nicht in abgezogenen Lehrbegriffen, sondern in dichterischen Bildern aus. Der innere Gehalt selbst, der unter diesen Bildern ruht, ist durch das äußere Leben vielfach bedingt. Die höchsten und einfachsten Erkenntnisse liegen in jedem Menschen und jedem Volke, wenn nicht entwickelt, doch der Entwicklung fähig; sie sind von jeder geistigen Natur unzertrennlich. Auch ohne Überlieferung müsten sie sich mit dem Menschengeschlechte ewig neu erzeugen und, wo sie durch Überlieferung entstellt oder verkümmert sind, werden sie aus dem Innern reiner und kräftiger wiedergeboren. Aber ihre Entwicklung, ihr Ausdruck, ihre Anwendung wird durch die Verschiedenheit der äußern Umstände auf das Manigfaltigste bestimmt. So bedeutend die Glaubenslehre auf das Leben eines Volkes einwirkt, so gewiss ist ihr Geist und ihre Gestaltung von dessen äußern Lebensverhältnissen abhängig. Je weniger dasselbe noch für allgemeine Wahrheiten empfänglich ist, je mehr ihm die religiösen Antriebe nur in unmittelbarem Bezug auf das Leben erkennbar und bedeutsam sind, um so mehr muß sein Glaube das Gepräge des Lebens an sich tragen. Daher der kriegerische Geist der odinischen Lehren, daher die sinnliche Gestalt, welche das Christenthum selbst im Mittelalter an sich genommen. Vornehmlich aber wird die Volkspoesie, im Unterschied von derjenigen eines besondern Priesterstandes, aus der Glaubenslehre nur dasjenige ergreifen, was sich in That und Leben gestalten läßt. Von der mythischen also, wie von der geschichtlichen Seite unserer Volkspoesie kommen wir auf dasselbe Gebiet; keine von beiden für sich konnte uns das Wesen dieser Poesie erschließen; nur da, wo beide zusammentreffen, wo die Geschichte aus der Gesinnung hervorgeht, wo der Glaube sich in Gestalt und Handlung zeigt, nur in dem Ganzen des Volkslebens und der Volkssitte, des Volkscharakters, der wie der Charakter des Einzelnen aus den manigfachsten innern und äußern Bestimmungen zusammengesetzt ist, kann uns auch das Gesammtbild, welches die Poesie giebt, seine volle Erklärung gewinnen. Die beiden Äußersten, Geschichtliches und Mythisches, haben sich in der Wirklichkeit wie im Gedichte bedeutend abgeschliffen; die geschichtlichen Erscheinungen haben andern und ander-

artigen Platz gemacht und ebenmäßig sind auch die geschichtlichen Bestandtheile des Epos vergessen oder verwandelt; der odinische Glaube, der gothische Mythus musten der christlichen Lehre weichen und so sind auch die mythischen Sagenbilder zurückgetreten; aber der Kern, in dem äußeres und inneres Leben zusammenschmolz, ist unaufgelöst geblieben, Grundzüge des germanischen Volkscharakters haben die mächtigsten, politischen und religiösen, Veränderungen überdauert, sie konnten darum auch im Gedichte fortleben und schon diese Fortdauer im Wechsel verbürgt ihnen zugleich eine allgemeine menschliche Geltung. Sie nun, als das Gemeinsame in Leben und Liede hervorzuheben, soll im Folgenden versucht werden. Es wird sich dabei zeigen, wie aus der allgemeinern Begründung, aus der gemeinsamen Wurzel auch das Einzelne in Gestalten und Ereignissen oft in auffallendem Einklange zwischen Wirklichkeit und Gedicht hervorgeht, ohne daß wir bei diesen Übereinstimmungen im Einzelnen einen eigentlich geschichtlichen Zusammenhang anzunehmen genöthigt oder befugt wären.

Staatenbildungen, darin der Einzelne mit Bewustsein sich der Idee des Gesammtvereines unterordnet, sind nicht das Werk der Zeitalter, in welchen die Sagendichtung erblüht. In der Jugend der Völker knüpft sich jedes gesellige Band unmittelbar durch Naturgesetz, nächstes Bedürfnis, persönliche Schätzung und Zuneigung; durchaus bindet sich nur Lebendiges an Lebendiges, Person an Person, das Nächste an sein Nächstes. So bildet sich eine Menge besonderer Genossenschaften im Gegensatz eines allgemeinen Gesellschaftsverbandes. Was aber allen Völkern auf derselben Lebensstufe gemeinsam ist, das haben auf ausgezeichnete Weise die germanischen Stämme auch in die vorgerückte, umfassendere Bildung ihres sittlichen und gesellschaftlichen Zustandes übergetragen und bis zum Wendepuncte des Übergangs der mittleren in die neuere Zeit beharrlich daran festgehalten.

Die erste und ursprünglichste jener Genossenschaften ist die Familie. Aus ihr oder nach ihrem Vorbilde gestalten sich die weiteren Vereine. Auf diese Fortbildung aber war es von bedeutend verschiedenem Einfluß, ob ein Volk von uralter Zeit in seinen Wohnsitzen geblieben war und sich auf den Vertheidigungskrieg, auf heimische und nachbarliche Fehden, beschränkt, oder ob es wandernd und erobernd sich auswärts verbreitet hatte.

Schon im ältesten Deutschland finden wir, bei Tacitus, die Grundformen vorgezeichnet und unterschieden, aus welchen sich das germanische Gesellschaftsleben im Lauf der Jahrhunderte nach jenen beiderlei Hauptrichtungen entwickelt hat.

In dem einen Zustande, dem seßhaften, stellt sich zuerst die Familie selbst in ihrem ursprünglichen Wesen dar. Das unstädtische Einzelwohnen der Germanen, wie es bis jetzt noch in abgelegenern Gegenden sich erhalten hat, die Abgeschlossenheit der eingehegten Höfe, jeder mit seinem Quelle, seinem Feld und Walde (Tac. Germ. C. 16), bezeichnet, schon in malerischem Anblick, die Vorliebe für Beschränkung auf den engeren Kreis des Hauses. Die Genossen desselben sind auf das genaueste unter sich verbunden und verbürgt, jeder muß die Feindschaften und Freundschaften seines Vaters oder Verwandten übernehmen, das ganze Haus empfängt die Sühne für Todtschlag und Gewaltthat an seinen Angehörigen (Germ. C. 21. 7). Auch in der Schlacht bildet nicht zufällige Zusammenrottung die Schaaren, sondern Hausgenossen und Blutsverwandtschaften stehen zusammen, ein vorzüglicher Anreiz zur Tapferkeit (C. 7). Je weniger nun bei alteingesessenen oder in großer Masse angesiedelten Völkern die gemeine Freiheit der andern, erobernden Richtung unterlegen ist, um so länger erhielt sich bei ihnen die volle Kraft des Familienbandes, um so stetiger erweiterte sich dasselbe zu den größern Bürgschaften der Gemeinde, des Gaues, des gesammten Volksstamms. Bei den Dithmarsen, die bis in späte Zeit ihre Volksfreiheit behauptet, bestand noch im 16ten Jahrhundert die Eintheilung in Geschlechter (Schlachten, Klufte), deren Mitglieder in Lieb und Leid, in Eid und Blutrache, sich auf alle Wege zu vertreten hatten. Überhaupt haben auch die größeren Vereinigungen, bis zu der Gesammtbürgschaft unter allgemeinem Volksrecht und Gerichte, sich nicht etwa bloß nach Ähnlichkeit des Familienverbandes ausgebildet, sondern diesem selbst wurden fortwährend seine unmittelbarsten Befugnisse belassen. Die ältern germanischen Rechte, wie sie besonders zur Zeit der fränkischen Herrschaft aufgezeichnet worden, gestatten bei gröbern Friedensbrüchen dem Verletzten und seiner Verwandtschaft noch immer die Wahl zwischen Klage und Selbsthülfe oder Selbstrache; ein solches Fehderecht besteht das ganze Mittelalter hindurch, und im Gerichtswege selbst, wie er durch Landrechte und Weisthümer bestimmt ist, bleiben die alten Blutsrechte in

der Klage auf Wehrgeld und der Eideshilfe durch die Gesippten anerkannt.

Das andere der beiden Grundverhältnisse, die Richtung auf Fahrt und Eroberung, hat ihre älteste Form in der Gefolgschaft. Abkömmlinge der edelsten Geschlechter umgaben sich, nach Tacitus, mit einer Schaar erlesener Jünglinge, denen sie Nahrung, Ross und Waffen reichten und deren Unterhalt sie, wenn die Anzahl groß und daheim langer Friede war, nur dadurch aufzutreiben vermochten, daß sie dieselben auswärts auf Krieg und Beute führten. Ein solches Gefolge hatte seine Abstufungen; Alle wetteiferten, wer dem Führer am nächsten stehe; er selbst rang mit ihnen um den Preis der Tapferkeit; seinem Ruhm auch ihre Thaten beizuzählen, ihn zu schützen und zu schirmen, war ihre heiligste Pflicht, ehrlos für immer, wer ihn überlebend aus der Schlacht gekehrt (Germ. C. 13. 14). Dieser einfachen Anlage war ein unbegrenzter Spielraum eröffnet in jener großen Bewegung, welche die Völker aus ihren Wohnsitzen aufrüttelte, in den Heereszügen, die Jahrhunderte hindurch von einem Ende Europas zum andern drängten. Aus der Gefolgschaft erwuchs in den bewältigten Ländern Königsgewalt und Mannendienst. Wie in der Richtung nach innen das Landrecht, so entwickelte sich in dieser erobernden das Lehenrecht. Fortwährend begünstigt durch den kriegerisch unternehmenden Geist des Mittelalters, erreichte sie ihr Äußerstes, indem sie das deutsche Reich zu einem vollendeten Lehenstaate umschuf. Aber auch sie verleugnet nicht die Beziehung auf die Bande des Bluts.

Die besondre Schutzpflicht, welche das Gefolge seinem Häuptling schuldig war, die Ächtung derjenigen, welche seinen Fall überlebten, entsprechen den Bürgschaften des Familienvereins. Verschiedene Arten der Bluts- und Waffenbrüderschaft traten hinzu und sollten ganz die Stelle der angebornen Verwandtschaft ersetzen. Der Lehensherr und die Mannen, die unter und mit ihm zu einem Lehenhofe vereinigt waren, bildeten eine Genossenschaft, die nach Art eines Geschlechts in sich verbunden und verbürgt war. Der Schlußstein jeder solchen Verbürgung, Recht und Pflicht der Blutrache, kann auch der Gefolgschaft und ihren Entwicklungen ursprünglich nicht gemangelt haben, und es ließen sich darüber bestimmte Nachweisungen geben. Selbst die eigentlichen Blutsbande fehlten nicht, denn je mehr im Zeitverlaufe Lehenbesitz und Dienst-

pflicht stetig und erblich wurden, um so vielfacher die engere Befreundung durch Heirath und durch Übertragung der Lehen auf Anverwandte; Mannschaft und Magschaft werden daher so häufig recht im Anklange zusammengenannt. Durchaus reiht sich auch im Lehenverbande je ein lebendiges Glied an das andre. Eben darum aber konnte durch das Lehenwesen niemals eine feste Staatsverfassung begründet werden, in deren Begriff es liegt, daß jeder Einzelne dem Ganzen diene. Die Verkettung gieng über ihren Grundsatz hinaus, sie war zu ausgedehnt, um noch lebendig fühlbar zu sein, und die Kraft der einzelnen, näheren Gliederungen war größer, als die des allgemeinen Zusammenhangs; sie schwächte diesen und hob ihn oft gänzlich auf. Der Feudalkaiser, an der Spitze des Ganzen, wurde dessen niemals mächtig und seine Hauptstärke lag in seinen unmittelbarern Lehensverbindungen. Die religiöse Idee des Kaiserthums trat zu wenig in die Wirklichkeit, um die fehlende Kraft der Einigung zu ersetzen: sie vermochte nicht, die Gegenwirkungen des germanischen Lebenstriebes zu bemeistern.

Je weniger in den allgemeinen Einrichtungen Gewähr der Sicherheit lag, um so fester musten die Glieder der besondern Genossenschaften sich zusammenschließen. Hier allein war Schutz und Anhalt in so stürmisch bewegter Zeit. Hier wurden Noth und Neigung, Liebe und Pflichtgefühl, Blutsband und Wahlverwandtschaft, Gewohnheit und bewährtes Vertrauen manigfach und unauflöslich verflochten. Der Inbegriff aber all dieser leiblichen und geistigen, natürlichen und sittlichen Bindmittel ist die Treue; in ihr erkennen wir die beseelende und erhaltende Kraft des germanischen Lebens.

Das allgemeine Gebot der Treue, sich wechselseitig zu vertreten und zu unterstützen, äußert sich nach der Natur jeder Genossenschaft und dem jeweiligen Bedürfnis ihrer Glieder, auf sehr verschiedene Weise. Wenn dithmarsische Bundbriefe die Verbindlichkeit auflegen, dem verunglückten Genossen das abgebrannte Haus wieder unter Dach zu bringen oder den gebrochenen Deich herzurichten, dem Erkrankten den Acker zu bestellen und die Ernte einzusammeln, so enthalten die Lehenssatzungen die ritterliche Mannenpflicht, den Herrn nicht im Kampfe zu verlassen, bei Verlust des Lebens, ja ihm, wenn er in Gefahr ist, statt des verlorenen Pferdes das eigene abzutreten, ganz entsprechend der vorerwähnten Verpflichtung des altgermanischen Gefolges. Von den Hülfleistungen

und Liebesdiensten jener mildern Art steigt die Treuepflicht an bis zu den strengsten der Fehde und der Blutrache.

Das Sicherheitsgefühl des Einzelnen beruhte vorzüglich darin, daß jeder Angriff auf ihn zugleich seine Blutsverwandten oder sonstigen Genossen verletzte und aufrief; der Erschlagene selbst lag nicht eine vergessene Leiche, er lebte fort in der beleidigten Genossenschaft, bis sein Fall vergolten war; seinen Harnisch und mit diesem die Rachepflicht übernahm der nächste Erbe gleich als erstände der Todte selbst in seinen Waffen.[1] Der gewaltsame Tod eines einzigen Mannes wucherte fort in blutiger Fehde der Geschlechter und Landsmannschaften. Davon sind die nordischen Geschichtsagen voll, und die gleiche Erscheinung zeigt sich bei den deutschen Stämmen, welche das altgermanische Wesen am treusten bewahrt haben. Ein Beispiel der ostfriesischen Geschichte des 12ten Jahrhunderts führt von der Bahre eines Erschlagenen, durch stufenweises Anschwellen einer zwanzigjährigen Fehde zwischen Ostringern und Wangerländern und ihren beiderseitigen Verbündeten, zuletzt auf Schlachtfelder, wo Hunderte und Tausende gefallen sein sollen.[2] Das deutsche Recht suchte den Gewaltthaten zu steuern, indem es Bußen festsetzte, welche der Beschädigte oder seine Angehörigen einzuklagen, der Thäter und die seinigen zu bezahlen hatten. Die wichtigste derselben war das Wehrgeld, die Buße für den Todschlag; Todesstrafe, überhaupt körperliche Bestrafung, den germanischen Völkern nur für einzelne Ausnahmfälle erhört, kam erst nach Einführung des Christenthums allmählich bei ihnen auf. Die Bußen erscheinen bereits bei Tacitus und im nordischen Mythus und sind überall in den ältesten Gesetzen mit großer Genauigkeit bestimmt und abgestuft.[3] Aber die Rechtshülfe durch Bußen war schon dem Grundsatze nach sehr unzureichend, sie konnte den Frieden nicht sichern, sie machte ihn nur möglich. Denn es stand bei den Beleidigten, ob sie durch Klage oder durch Fehde Genugthuung suchen

[1] Lex Anglior. et Werinor. Tit. 6. De Alodibus: Ad quemcumque hereditas terræ pervenerit, ad illum vestis bellica, id est lorica, et ultio proximi, et solutio leudis, debet pertinere.

[2] Wiarda, Ostfriesische Geschichte I, 160 ff.

[3] Die Lösung der Asen durch Füllen und Hüllen des Otterbalges mit Gold ist als eine Getraidebuße nachgewiesen, von der noch in sächsischen Bauernweisthümern Spuren übrig sind, nur daß die Fabel Gold statt des Waizens aufschütten läßt. (Grimm, Rechtsalterthümer S. 668—75.)

wollten, und der Beleidiger hatte die Wahl, vor Gericht oder auf dem Kampfplatze sich zu vertheidigen. Die Mordklage selbst noch war von kriegerischer Art, der Kläger auf Wehrgeld erschien in den Waffen, bereit, an dem widerspenstigen Gegner gewaltsam Genugthuung zu nehmen, den läugnenden im Gerichtskampfe zu überweisen. Überhaupt aber wurde in der Gesinnung der Wehrhaften die Fehde dem Abkommen auf das Wehrgeld vorgezogen. Es gab solche, die sich rühmten, niemals zu Bezahlung einer Buße sich verstanden zu haben; noch mehr aber galt es für fromm und ehrenvoll, Rache statt der Buße zu nehmen. „Ich will meinen Sohn nicht im Beutel tragen," sprach ein isländischer Greis, als ihm Buße für den erschlagenen Sohn geboten ward; er nahm lieber den edeln Ausweg, dem flehenden Todschläger Wohlthaten zu erweisen. Der dänische Geschichtschreiber Saxo, ein christlicher Priester nach der Mitte des 12ten Jahrhunderts, giebt bei Anlässen, die ihm seine Erzählung zahlreich darbietet, offen genug zu verstehen, daß er die Verwandtenrache für rühmlich ansehe. Wenn dagegen, ein Jahrhundert später, der Bruder Berthold eifrig wider dieselbe predigt, so zeigt er nur, wie fest diese Sitte noch damals im Sinne des deutschen Volkes begründet war. Es ist auch nicht zu misskennen, daß sie, so blutig ihre Früchte waren, doch in der tiefsten Treue selbst ihre mächtige Wurzel hatte.[1]

(Wer sich über die bisher nur in den allgemeinern Zügen bezeichneten Verhältnisse des gesellschaftlichen Zustandes der germanischen Völker näher unterrichten will, findet darüber Aufschluß in folgenden zugänglichern Schriften: in den größern Werken von Eichhorn (deutsche Staats- und Rechtsgeschichte) und J. Grimm, deutsche Rechtsalterthümer, Göttingen 1828. In letzterem Werk, das ich schon früher als eine treffliche Entwicklung des poetischen Elements im deutschen Rechte angerühmt

[1] Wehrgeld und Blutrache bei nichtdeutschen Völkern: bei den Griechen, Il. IX. 632—36. XVIII, 497—500. Od. III, 196—8. XV, 272. XXIII, 118—22. XXIV, 433—5. 470. Il. II, 262 f.: Geschlechter stehen in der Schlacht beisammen. VI, 58. 61: Auch das Knäblein im Mutterschooße nicht verschont, vgl. XXII, 63 f. Vgl. Heinecc. Elem. Jur. Germ. Tom. II, S. 15 f. §. XVIII. Bei den Serben, Talvj I, 279. Bei den Montenegrinern, Wila II. 263 f. Bei den Russen, v. Eggers, Altrussisches Recht. Die schottischen Clane, vgl. Minstrels I, LXX f. 290 f.

habe, ist überall auch umgekehrt auf das Rechtliche in den Gedichten Bedacht genommen. Rogge, über das Gerichtswesen der Germanen, Halle 1820. Diese kleinere Schrift eines frühe verstorbenen Lehrers an unsrer Anstalt, behandelt seinen Gegenstand mit der Gemüthstiefe, welcher allein der rechte Sinn der alten Volksrechte sich aufschließt. J. Grimm sagt in der Vorrede seines Werks (S. VII): „Hätte einer, der zu frühe gestorben ist, die Rechtsalterthümer bearbeiten wollen, so würde ich gern die Hände in den Schooß gelegt haben; ich meine Roggen." Phillips, Versuch einer Darstellung der Geschichte des angelsächsischen Rechts, Göttingen 1825. Das angelsächsische Recht ist, in Beziehung auf unsern Gegenstand, vorzüglich wichtig in der Entwicklung der Gesammtbürgschaft (Freoborg) und der Dienstgefolge. Die Verhältnisse der Lehenstreue erscheinen neben den deutschen Lehenrechten und den longobardischen libris feudorum mit besondrer Schärfe ausgeprägt in den Assisen des Königreichs Jerusalem, eines auf die Grundlage des von den germanischen Eroberern in Frankreich ausgebildeten Lehenswesens mitten unter feindlicher Umgebung colonieartig erbauten Feudalstaates. Guta-Lagh, d. i. der Insel Gothland altes Rechtsbuch, herausgegeben, übersetzt und mit Anmerkungen versehen von Schildener. Greifswalde 1818. 4. Über die dithmarsische Rechtsverfassung sind nachzusehen: Ant. Viethens Beschreibung und Geschichte des Landes Dithmarschen. Hamburg 1733. 4., und: Joh. Adolfis gen. Neocorus Chronik des Landes Dithmarschen, herausgegeben von Dahlmann. 2 Bände. Kiel 1827. Von den nordischen historischen Sagan, in welchen die Blutrache ein so bedeutendes Motiv ist, sind Auszüge gegeben im ersten Bande von P. E. Müllers Sagabibliothek. 3 Bände. Kiöbenh. 1817—1820. Dieser erste Band ist in's Deutsche übersetzt von K. Lachmann, Berlin 1816. Die beiden andern Bände sind nicht übersetzt, der zweite insbesondere betrifft großentheils die der deutschen Poesie mit der nordischen gemeinsame Heldensage und giebt darüber sehr werthvolle Abhandlungen.)

Wenden wir uns von diesem Blick auf das germanische Leben zu dem Ausdruck desselben in den Heldenliedern, so bemerken wir leicht, daß in ihnen sich vorzugsweise diejenige Seite des Lebens ausgeprägt, deren älteste und einfachste Erscheinung wir in den Gefolgschaften kennen gelernt haben. Schon der geschichtliche Bestandtheil der Lieder gehört den Zeiten der Völkerzüge, der wechselvollen Gestaltung germanischer

Königreiche in den eroberten Ländern an. In diese Richtung fällt überhaupt das gewaltigere, bewegtere Leben, dessen Wellenschlag im Liede tönt; wo das Heldenthum selbst, da ist der Ursprung des Heldenliedes. Die Eroberung ist über ganz Europa geschritten. Die kriegerische, feudalistische Richtung hat auch in der Wirklichkeit die Oberhand gewonnen und durch die Jahrhunderte, in welchen der Heldensang geblüht, ihre Herrschaft ausgebreitet und festgepflanzt. Aber diese Poesie ist nicht in der Art einseitig geworden, daß sie der künstlichern Abgemessenheit des Lebenwesens sich hingegeben hätte; sie hat sich ihre frische Volksthümlichkeit bewahrt, indem sie aus den verschiedenen Zeiten und Bildungsstufen, die sie durchzogen, nur das Gemeingültige in sich aufgenommen, indem sie noch überall die ursprünglichen Grundformen durchschauen läßt und an den natürlichen, einfach menschlichen Verhältnissen festhält. Die Treue, der Grundtrieb des germanischen Lebens, ist darum auch die Seele der Lieder; sie erscheint hier in ihrer vollen Stärke und Wahrheit, in ihren mildesten, edelsten Äußerungen, wie in den gewaltsamen der Blutrache, denn was die Zeit so mächtig und leidenschaftlich aufgeregt, dem konnte auch in der Poesie seine Geltung nicht entstehen.

Der dichtende Geist ist sich der Grundbestimmungen des Lebens, das er darstellt, auch nur in ihrer vollen, lebendigen Erscheinung bewußt. Diese ungetheilte Auffassung des Lebendigen ist am meisten denjenigen Zeitaltern eigen, in welchen alle geistigen Vermögen noch einzig und ungeschieden in der Poesie gesammelt sind. Die Hauptverhältnisse des Lebens treten daher durchaus in bestimmten Gestalten hervor; soferne aber diese nicht absichtlich erlesen sind, die Träger der Begriffe zu sein, sondern aus der Anschauung in's Gedicht übergehen, behaupten sie, neben der allgemeineren Bedeutung, ihren Anspruch als selbständige Charaktere. Die vorangestellten Andeutungen über das Wesen unsrer Lieder und ihren Zusammenhang mit dem Leben können daher nur dadurch vollständig erläutert und bestätigt werden, daß wir die Hauptcharaktere derselben, bald in Classen aufgefaßt, bald einzeln hervorgestellt, wie es die Lieder selbst ergeben, der Reihe nach aufführen und beleuchten. Das Grundverhältnis der Gefolgschaft unterlegend, stellen wir uns die Helden um ihren König, den Herrn des Gefolges, im Kreise versammelt vor.

Die Könige.

Unter den Königen unseres Sagenkreises erscheinen mehrere als Beherrscher ausgedehnter Reiche. Etzels Herrschaft ist bereits bei der Betrachtung des Geschichtlichen nach den Liedern geschildert worden. Dem mächtigen Ermenrich dient das römische Reich; er wird darum auch Kaiser oder König von Rom genannt. Ähnlicher Glanz fällt auf Rother, Ortnit, Wolfdietrich, der zur römischen Krone sein Erbreich in Griechenland erobert, und auf Dietrich von Bern.[1] Sie ertheilen Belehnungen über alle wälschen und deutschen Lande, führen Adler und Löwen in Banner und Schild, werden kirchlich zur Krone geweiht.[2] Man erkennt jedoch leicht hierin die Vorstellungen späterer Jahrhunderte

[1] Ermenrich im Alph. 64: der reiche kaiser (so durchaus im Alphartsliede) ... mir dient das römische reich. 52: er will wider das reich sich setzen. 61: von rome der kaiser rich. 101: der kaiser von Rome. Dietrichs Flucht (von Dietmar) 9: dem dient für aigen romische land. 249: konig von romisch lant. Ebenso 295 und sonst. 624: romische here. 1439. 1451: kunig von Rome. 1459: hof zu Latran. 1688: römisch könig. 1819: Latran. 2311: romisch ere und r. lant. Vgl. 2323. 2439. 2501: romisch marck. Ermenrich und Dietrich 2857: romisch lant. 3964 f.: romisch riche, lant, ere. 3992. 4764: vogt von rom. rich (Dietr.). 5049. 5693. 7825: romisch erde. 5420: rom. lant. 5627: Berne und romisch lant. 6019 f.: den vanen hiez here Ditrich der da (ge-)hort zu romisch rich. 5998. 6044: konig v. rom. rich (Dietr.). 6053: vogt von perne. 7419: der junge konig von romisch land (Diether). 7436: Lamparter und romisch rich. Rab. 2: romisch lant, Padauwe, Garten u. Berne. 158. 204. Rother 1—12: Über dem westeren mere sass ein kuninc der her Rother in der stat zu Bare, ... er was der allerheriste man der da zu Rome ie entfinc die cronen. 468: an romesker erden. 625: hof zo Rome. 650 f.: cronen vor den kuninc qvamen zo Rome. 3651: der koninc von Rome. 3787 f. 3911. 4333: von romischen landen. 4645. 4761 f.: rom. riche, Bare. Wolfdietrich heißt Dietr. Fl. 2287 f. konig uber romisch rich. Wolfdietrich 46. 116a. 117a. 127b. 136a. 144b. 148b.

[2] Belehnungen: Roth. 4823—90. Wolfd. 147a, 1—8. Krone Roth. 12. 650 f. Wolfdietrichs Sohn wird gekrönt 146b. Nib. 2595: dô wurden si gewihet. Nib. 2867 Siegfrit gekrönt. 874 Krone auf dem Schild. Gudr. 715 f. Zur Krone weihen 6436. krœnen 6668 f. Wolfd. 136b, 8. Adler in seiner Fahne Sigenot 64. Löwe und Adler in Dietrichs Schild Ecke 62. Goldner Löwe in Dietrichs Schild 129. 363. Roseng. I, 379. Alph. 94 f. Löwe und Adler Dietrichs Wappen 193. 260.

vom römisch-deutschen Kaiserthum und von der Verleihung aller weltlichen Macht durch geistliche Weihe. Ältere Verhältnisse blicken hindurch, wenn gleichwohl Amelungeland, Lamparten, Bern als heimisches Gebiet dieser Könige bezeichnet und sie davon zugenannt werden.[1] Vor allem aber ist darauf zu achten, welche Gestalt und Stellung ihnen im Leben und Wesen der Heldensage gegeben sei. Dann wird eben die ausgedehnteste Macht zum leeren Raume, zum verneinenden Gegensatz, zum Schatten im großen Bilde. Der Völkerfürst Etzel gewinnt nirgends eine kräftige Persönlichkeit, er ist leidend und willenlos, seine Herrschaft ist nur darin vergegenwärtigt, daß er einen weiten, reichen Hof öffnet zum Sammelplatz für alle Helden der Welt, welche nebst den Frauen des Königs, die handelnden Personen sind. Ermenrich ist ein Werkzeug in der Hand des treulosen Rathgebers Sibich: seine Gewalt und seine Schlechtigkeit sind bestimmt, die sittliche Kraft seines Gegners Dietrich in das vollste Licht zu heben. Auch unter den burgundischen Königsbrüdern ist der eigentliche Machthaber, Gunther, der unselbständigste. Kreuz, Krone, Königsmantel sind hier fremdartiger Staatsprunk. Die Liebe, die Phantasie der Dichtung zeigt uns jugendliche Edelinge an der Spitze ihrer Gefolgschaften.

König (altd. chuninc) bedeutet nach dem Wort einen vom Geschlecht (chunni),[2] d. h. von einem jener ausgezeichneten Geschlechter, aus welchen die deutschen Völker ihre Fürsten zu wählen oder anzuerkennen pflegten. Dergleichen Königsstämme sind unsre Amelunge, die Gibichinge oder Nibelunge zu Worms, die Wölsunge, die Hegelinge. Den Ursprung solcher Geschlechter und gleichmäßig den ihrer berühmtesten Heldensöhne hüllt die Sage in fabelhaften Glanz, aus dem sie mit wundersamen Eigenschaften begabt und verherrlicht hervorgehen. Am besten zeigt sich dieses in

[1] Dietr. Fl. 2438. Lamparten 7436. 2425 ff. 5200. (Dietr.) vogt von Perne 5377. 3372: nu wert uch Amelunges man (sagt Wolfh.) 5637. der jung Amelung (Dietr.) 7208. in der Amelunge lant 8054. der Amelung (Dietr.) Rab. 1. der von Berne 204. vogt von perne 375.

[2] Grimm, d. Gramm. II, 365: ahd. chuninc (primus in stirpe), mhd. künlinc (ejusdem stirpis). chuninc von chunni (goth. kuni) wie truhtin von truht, þiudans von þiuda, fylkir von folk oder fylki. II, 351: agf. derivativa: ädel-ing (nobilis), cyn-ing (rex). II, 103: agf. äd-el-e (nobilis, nicht edele). II, 364: das -ling neben -ing ist fehlerhaft entsprungen und setzt immer ein älteres -ing voraus.

der [illegible] [illegible]. [illegible], haben die Wölsunge [illegible] [illegible] (Grimm, [illegible]) ungemessene Stärke und den [illegible] [illegible] der [illegible]. [illegible] [illegible] sich vor seinen Feinden [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], aber die Steine brechen, die [illegible] [illegible] [illegible] die [illegible] [illegible] [illegible] edle Art (Grimm, [illegible]). [illegible] [illegible] die [illegible] [illegible], und die Kiste, die sie zer-[illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] (Volf. S. [illegible]). Der [illegible], als [illegible] Abzeichen, spielt auch [illegible] in den Sagen des Nordens. Regner und Thorald, schwe-[illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] gezwungen, [illegible] die [illegible] zu [illegible], und werden von [illegible] umschwärmt; [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]) und obgleich Regner sich für einen [illegible] des [illegible] [illegible], erkennt sie am leuchtenden Auge seinen [illegible] und [illegible] ihm als [illegible] ein Schwert zum Kampfe mit den [illegible] [illegible].[1] Der Jüngling Olo, von

[1] Saxo B. II. S. 30: „Tunc Suanhuita speciosissimam lineamentorum ejus naturam curiosiori contemplatione lustratam, impensius admirata, Regium te, inquit, non servum et tua perspicax luminum vibratus eloquitur. Forma prosapiam pandit, et in oculorum micatu naturæ venustas eminet. Acritas visus ortus excellentiam præfert. Nec humili loco natum liquet, quem certissima nobilitatis index, pulchritudo, commendat. Exterior pupularum alacritas interni fulgoris genium confitetur. Facies fidem generi facit, et in luculentia vultus majorum claritudo respicitur. Neque enim tam comptus, tam ingenua species, ab ignobili potuit auctore profundi. Sanguinis decus cognato frontem decore perfundit, et in oris speculo conditio nativa resultat. Minime ergo tam spectati cælaminis simulacrum obscurus opifex absolvit.“ Auf die Walkürenеigenschaft der Suanhuita (des Dänenkönigs Hading Tochter) deuten folgende Stellen: S. 29: „Hadingi filia Suanhuita sororibus in famulitium sumptis, Suetiam petit, clarissimæ indolis exitium muliebri ingenio præcursura. Cumque prædictos adolescentes, nocturnis gregum excubiis occupatos diversi generis portentis circumfundi videret, sorores, equis descedere cupientes [von den Wolkenpferden], tali poematis sono vetuit: .... Tutius excelsi terga premantur equi. S. 31: Admirata juvenis constantiam Suanhuita, ablegato nubilæ inumbrationis vapore, prætentas ori tenebras suda perspicuitate discussit, ensemque, variis conflictibus opportunum, se ei daturam pollicita, miram virginei candoris speciem novo membrorum iubare præferebat. Taliter accensi juvenis connubium pacta, prolato mucrone sic cœpit: In gladio, quo monstra tibi ferienda patebunt, suscipe, rex, sponsæ munera prima

königlicher Abkunft, sitzt in Bauernkleidung zu unterst im Saale eines wermischen Königs, dessen Tochter durch Kampf vor übermüthiger Werbung gerettet werden soll. Die Jungfrau läßt forschend den Schein des Lichtes auf des Fremden Antlitz fallen, als sie plötzlich, von der Schärfe seiner Augen getroffen, zu Boden sinkt. Sie hat in ihm einen Abkömmling von Königen erkannt, durch den sie Rettung hofft. Der Gast wirft die Verhüllung ab, glänzende Locken rollen von seiner Scheitel, aber die schreckenden Augsterne deckt er mit den Wimpern. Denselben Olo, später Dänenkönig, will Starkather im Bad erstechen, aber der vielversuchte Kämpe schrickt zurück vor dem Augenfunkel des Wehrlosen. Der König, nichts Schlimmes vermuthend und seinen Blick kennend, bedeckt sich das Gesicht und heißt Starkathern herzutreten. Da sticht ihm dieser das Schwert durch den Leib.[1] Gleiches erzählt wieder

twa. Sie kämpft hierauf selbst die Nacht hindurch gegen die Ungethüme und erlegt sie, unter ihnen die Stiefmutter Thorilde. Sie heirathet Regnern, erscheint in einer Seeschlacht und stirbt aus Trauer über Regners Tod S. 38. Das Ganze, ursprünglich in Liedern, erinnert durchaus an die Verhältnisse von Helgi und Swawa, Helgi und Sigrun: Erwecken des Jünglings durch die leuchtende Walküre, Schwertgabe, Verlobung, nächtlicher Schutz vor Zauberweibern, Tod aus Kummer und Sehnsucht. Svanhvit ist auch eine der Walküren, welche Schwanenfittige trägt, im Wölundsliede zugenannt (Grimm, Edd. 2. 4. 6 Edda III, 246 f.) Müller, Sagnhist. 25 weiß nichts Näheres über die Sage.

[1] Saxo B. VII, S. 215: Igitur Olo, tertium ætatis lustrum apud patrem emensus, quantum animi corporisque dotibus inclaruerit, incredibile reddidit. Præterea adeo visu efferus erat, ut quod alii armis, ipse oculis in hostem ageret, ac fortissimum quemque vibrante luminum alacritate terreret. S. 217: Consueverat autem virgo hospitum vultus propius accedendo, quam curiosissime prælato lumine contemplari, quo certius susceptorum mores cultumque perspiceret. Eandem quoque creditum ex notis atque lineamentis oris conspectorum perpendisse prosapiam, solaque visus sagacitate cujuslibet sanguinis habitum discrevisse. Quæ quum Olonem scrutabundis aggressa luminibus constitisset, inusitato oculorum ejus horrore perstricta, pene exanimis concidit. At ubi sensim redditus vigor spiritusque liberius meare cœperat, rursum juvenem conspicari conata, lapso repente corpore, ceu mente capta procubuit. Tertio quoque, dum clausam dejectamque aciem attollere nititur, non modo oculorum motu, certe etiam pedum regimine defecta, subito lapsu decidit. Adeo vigorem stupor heb tat. Quo viso Olauus, cur toties casum corpore præbuisset, interrogat. Qua se truculento hospitis visu perculsam, testante, eundemque et regibus ortum, et si raptorum vota refelleret, suis perquam

[illegible] von Sigurd. Guttorm hat sich durch Fleisch von [illegible] zum Mord erhitzt; zweimal tritt er in das Gemach, [illegible] Sigurd im Bette liegt, und zweimal weicht er muthlos zurück, [illegible] so scharf, daß niemand ihren Blick [illegible], vollbringt Guttorm die That [illegible] S. 110 f.).

[illegible] als Stammväter der Könige, sind in [illegible] getreten. Solcher Abkunft [illegible] wenn er zürnt, aus [illegible]

[illegible] in den Schicksalen der [illegible] unsern Helden mit [illegible] Völker gemein

[illegible] amplexibus asserente, rogatus a [illegible] (nam os pileo [illegible] habebat), discusso velamine cognoscendi capitis notas præbere. Tum ille cunctis moerorem deponere, animumque [illegible] a dolore habere iussis, detecta fronte, avidius omnium in se oculos eximiæ pulchritudinis admiratione deflexit. Flava quippe cæsarie, nitentique capillitio erat. Ceterum pupillas, ne visentibus formidini forent, palpebris arctius obstringendas curabat. Crederes, repente animis spe meliorum erectis tripudiare convivas, [illegible], summamque ægritudinem effusa mentium hilaritate convelli. B. VIII. S. [illegible] f.: „Duodecim duces, sive patriæ calamitatibus moti [illegible], sive Olono ob aliam olim causam infesti, [illegible] præparare cœperunt ... Ceterum ad peragendum [illegible] pecunia Starcatherum [illegible], utentem balneis [illegible], adoriri constituit. Quo [illegible] mobilitate [illegible] vestigium [illegible]. Itaque qui [illegible] aciem ferre [illegible] accedere eum [illegible] convictum, [illegible] alienissimum [illegible] regem, aitentes [illegible] B. VI, S. [illegible] cicatrices, adverso [illegible] [Ingellus], [illegible] corpus tanta vulnerum [illegible], daß es eine [illegible]

sind. Wolfdietrich hat kaum das Licht erblickt, als der Wolf ihn zu seinen Jungen in die Höhle trägt, die jedoch, nicht klüger als das Kind, ihm kein Leides thun.[1] Nach der andern Erzählung wird er am Waldbrunnen den wilden Thieren ausgesetzt, von den Wölfen aber nicht beschädigt, sondern gehütet.[2] Der neugeborene Siegfried wird, nach der Wilkinensage (Cap. 139. II, 20; Cap. 142. II, 23 f.), bei dem Tode seiner verfolgten Mutter, dadurch gerettet, daß er, in ein gläsernes Gefäß verschlossen, in die See treibt; dann säugt eine Hindin ihn zwölf Monden lang, daß er so groß und stark wird, als andre Knaben vier Winter alt. Derlei Sagen können in mehrfacher Bedeutung aufgefaßt werden: als Beweis, daß der Göttersohn im Schutze höherer Macht gestanden, als Erklärung der gewaltigen Körperkraft des von Waldthieren großgesäugten Wunderkindes, besonders aber als Verherrlichung des Helden, der aus dem Zustande der Verwerfung und tiefsten Erniedrigung um so glänzender in der Kraft und Schönheit seiner erhabenern Natur hervorgeht. Gleichwie die altdeutsche Poesie in der Darstellung der Natur den Frühling liebt, so denkt sie ihre Heldenkönige sich überall in der Blüthe jugendlicher Schönheit. Diese Voraussetzung findet durchaus statt, sie ist, wenn auch ausgeführte Gemälde nicht leicht vorkommen, schon in der allgemeinen Farbe der epischen Bezeichnungen angedeutet, die Schönheit ist überhaupt weniger beschrieben, als in Handlung gesetzt, und erscheint oft überraschend in lichten Puncten der Geschichte. Hugdietrich kann sich wohl als Jungfrau verkleiden, denn sein Antlitz ist rosenfarb, gelbe Locken schwingen sich ihm über die Hüfte nieder, und als er in Frauengewand zur Kirche geht, fragen die Leute, wer die Minnigliche sei (Wolfd. 30a, 4. 31b, 2 f.). So viel schöne Jungfrauen an Hellens Hofe sind, doch wird der junge Dietleib noch schöner gefunden; goldfarbe, magdliche Haare hängen ihm über die Schwertfessel herab, mit denen er sich vor Regen decken kann, wie ein Falke mit den Fittigen.[3] Als Kriemhild Siegfrieden zum ersten male grüßt, da sieht sie ihn vor sich stehen, wie seine Farbe sich „erzündet" (Nib. 1182); zuletzt läßt sie den Sarg des Ermordeten erbrechen, um

[1] Wolfd. 37b: Der wölff witz und des kindes waren geleich gestalt.
[2] Casp. v. d. R. Wolfd. 40: Die wolf sasen geringe vnd hüten des kindes wol.
[3] Dietl. 3256—81.

noch einmal „sein schönes Haupt“ zu sehen, das sie mit ihrer weißen Hand erhebt, während ihre lichten Augen Blut weinen (Nib. 4286 ff.). Von Dietrich meldet die Wilkinensage, er habe, so alt er geworden, nie einen Bart gehabt;[1] ein Zeichen, daß er stets als Jüngling gedacht werden muß, wenn auch Schicksale und Thaten auf seine Schultern gehäuft sind, die ein langes Leben zu erfordern scheinen.

Der Schmuck goldner Locken, in dem uns die Helden vorgeführt werden, ist theils ein Bild der Jugend, theils wohl auch ein Merkmal edler Abkunft, wie in den Märchen verlorene Königskinder an ihren Goldhaaren wieder erkannt werden, oder an einem goldnen Stern auf der Stirne,[2] und in dem Gedichte von den Hegelingen der von den Greifen entführte Hagen an dem goldnen Kreuz auf seiner Brust.[3]

Die Jugend aber, die wir bisher nur in ihrem äußern Gepräge beobachtet haben, durchdringt das Innerste des Heldencharakters. In nordischen und deutschen Sagen kommt es häufig vor, daß der Held in früheren Jahren sich stumm und träge, oder ungebärdig und ungelehrig anläßt, bis die Stunde schlägt, wo plötzlich die eingeborne Trefflichkeit aus dem Schlummer aufwacht.[4] Jener innern Verhüllung entspricht der gedrückte Zustand, darein der Jüngling gewöhnlich versetzt ist, wie dort die Königssöhne als Hirtenknaben dienen. Der Heldengeist scheint einem besondern Gesetze der Entwicklung zu folgen; erst wenn der urkräftige Stamm in die Höhe geschossen, breitet er die Äste aus; zur gewöhnlichen Thätigkeit ungeschickt, bleibt die dämonische Kraft für übermenschliche Werke aufgespart.

Wir beschränken uns auf Beispiele des heimischen Sagenkreises. Die Wilkinensage berichtet, abweichend vom Gedichte, wie Dietleib bis in die Jünglingsjahre blöd und verachtet am Feuerherd in der Asche gelegen. Auf einmal, als sein Vater zum Feste reiten will, erhebt er sich, schüttelt die Asche ab, richtet die verwirrten Haare, verlangt Roß und Waffen, deren Gebrauch er wohl beachtet hat, und vollbringt auf

[1] Wilk. Sag. Cap. 14. I, 42 f. Rafn, C. 14, S. 37. Fornald. S. I, 246: Hár hennar [Asl.] var biart ok sem á gull eitt sæi.

[2] Goldene Haare s. Grimm, Hausmärchen III, 37. 114. I, 356. III, 161. Stern 3, 182.

[3] Gudr. 587: Ob im an seiner pruste ain gulden creütz sey. Vgl. Z. 614.

[4] Müller, Sagabibl. (Übers.) I, 51. 216. 218. 261. 5. II, 525. 541.

dieser ersten Ausfahrt gewaltige Thaten (Wilk. S. Cap. 91—4. I, 298 ff.). Siegfried ist, nach dem deutschen Liede, ein unbändiger Knabe, verläßt den Königshof seines Vaters und dient einem Schmiede; aber Eisen und Amboß sind seinem Schlage zu schwach, und als er nach Kohlen in den Wald geschickt ist, erschlägt er den Lindwurm (Hörn. Siegfr.). Nach der Wilkinensage hat der Schmied, um Kohlen zu brennen, ein Feuer im Walde gemacht, als ein schöner Knabe zu ihm kommt, der ohne Kleid ist und nicht sprechen kann. Eine Hindin, seine Nährmutter, rennt herzu und leckt dem Knaben das Gesicht. Der Schmied nimmt ihn zu sich und giebt ihm den Namen Siegfried (Wilk. S. Cap. 144. S. 25 f.). In der höheren Darstellung der Eddalieder folgt Sigurd, bewustlos sicher den Rathschlägen des Trugschmieds; aber Odin wacht über dem Jüngling und die Vögel singen ihm Warnung. Er sucht den Schleier seines Schicksals zu lüften, er bittet die Walküre, ihn Weisheit zu lehren; da erfährt er, daß ihm Ruhm bestimmt ist und kurzes Leben. Darin eben beruht der ernste Reiz dieser Gesänge, wie aus ahnungsvoller Dämmerung das jugendliche Licht hervorbricht, um nach kurzem Glanze wieder zu erlöschen.

Jener Duft und Morgenhauch der Jugend waltet auch wesentlich über Dietrich von Bern, aber hier auf ganz eigenthümliche Weise. Nicht der einmalige Übertritt des Jünglings in das Heldenthum wird dargestellt; Dietrich bleibt im wunderbaren Zwielichte befangen, Dämmern und Aufleuchten des Heldengeistes wechseln bei ihm beharrlich. Scheu und zögernd steht er vor jeder kühnen That; aber es ist nicht das Zaudern der Überlegung und Vorsicht, es ist jugendliche Verschämtheit, Misstrauen in die Kraft, die er unbewust in sich trägt. Darum beschuldigen seine Recken, besonders der kampfdurstige Wolfhart, den Zweifelmüthigen manchmal der Zagheit, und bezeichnend ist jener feine Zug in den Rosengartenliedern, wo ihm vorgehalten wird, er streite nur mit Riesen und Lindwürmen im Walde, wo es niemand sehe.[1] Ist dann aber Dietrich einmal aufgereizt, oder drängt die äußerste

[1] Roseng. I, 257:
Do sprach der schribere: herre her Dieterich
Und lassent ir die rosen, ez stot üch lesterlich,
Ir turrent nun streiten, die schone Krimhilt giht,
Mit wurmen in dem walde, daz nieman fromes siht.

Noth zur Entscheidung, dann haucht er verzehrende Zornflamme, dann schlägt er siegreich den ungeheuern Schwertstreich. Schwankend im Entschluß, ist er stets sicher in der That; der letzte zum Kampfe, vollführt er, was kein andrer vermocht hätte; so steht er auch, nach dem Fallen sämmtlicher Helden, allein unbezwungen auf der Walstatt und wird lebendig der sichtbaren Welt entrückt.

In einer Reihe von Kämpfen und Abenteuern äußert sich dieser Charakter. Trefflich hervorgehoben ist derselbe durch den Gegensatz von Ecke, der die jugendliche Unklarheit auf völlig verschiedene Weise, durch Übermuth und ungemessenes Selbstvertrauen, darstellt. Sein gröster Kummer ist, daß er nicht genug zu fechten hat (Eck. A. 13); er rennt über Berg und Thal, sich mit dem Berner zu messen; ihn schrecken nicht die großen Wunden, die er einem andern Helden durch Dietrichs Schwert geschlagen sieht; durch Verheißung, Drohung, flehentliche Bitte sucht er diesen zum Kampfe zu reizen, ja er vermißt sich, auf jede Hülfe des Himmels zum Vortheile des Gegners zu verzichten. Dietrich reitet lange ruhig neben her, er will nicht den bestehen, der ihm kein Leides gethan, er scheut sich vor Eckes Riesengröße (Eck. A. 84); endlich, als er ungern vom Rosse steigt, wird dennoch der Schüchterne des Trotzigen Meister. Auf dem Zuge gegen Laurin ist Dietrich bereit, die Zerstörung des Rosengartens mit Gold zu büßen. Wittich wirft ihm vor, daß er eine Maus fürchte, wird aber selbst von Laurin besiegt und gebunden; und doch nur Dietrichs flammender Zorn vermag den wunderstarken

1825: Do sprach gezögenlichen Hiltebrant der alt:
Nu sint ir dick geritten nach strit in einen walt;
Do bestůndent ir risen, tier und do bi man:
Und getürrent ir vor den frouwen ein einigen nüt bestan,
Des hant ir iemer schande, wo man ez von üch saget:
Her Dieterich von Berne ist an strit gar verzaget.

Rosena. II, 413:
Da sprach meister Hildebrand: man sol euch ein vortheil geben [?].
Ihr gedürfet gen wilden thieren wol wagen euer leben;
Dort allein im walde da waret ihr mannheit voll:
Ihr fechtet nicht vor frauen, da man preis bejagen soll.

417: Das ersahe Wolfhart, er rufte den herren an:
Was thut ir, herre von Berne, schlaht ir euern magen und mann?
Da es niemand sahe, da waret ihr kühn, als man spricht:
Ihr gedürfet vor frauen keinen preis bejagen nicht.

Zwerg zu bezwingen. Im Rosengarten zu Worms zögert er lange, mit dem hörnenen Siegfried zu kämpfen; er will nur einen Gegner von Fleisch und Bein (Roseng. I. 1821); von seinem Meister gestraft schreitet er endlich zum Zweikampf, weicht aber vor Siegfrieds Schwertstreichen; erst als ihm zugerufen wird, der Meister sei von seinen Schlägen gestorben, lodert sein Zorn auf; rauchend, wie ein brennendes Haus, schlägt er durch Harnisch und Horn, Siegfried muß unter Kriemhilds Schleier fliehen. So kann auch der Verräther Wittich nach der Schlacht vor Raben dem Zornglühenden nur in den Grund des Meeres entrinnen.[1] In der Nibelungennoth betritt Dietrich nicht eher den Kampfplatz, als nach dem Falle seiner Recken, die wider seinen Willen gestritten; Gunther und Hagen sind allein noch von den Nibelungen übrig, diese bezwingt und bindet Dietrich, übergiebt sie Kriemhilden und geht mit weinenden Augen von dannen.

Jene dichterische Höhe des Königsadels wird aber auch nur denen eingeräumt, die ihr überlegenes Heldenthum wirklich erproben. Die ganze Anlage der Wilkinensage beruht darin, daß Dietrich seine Gefolgschaft der tapfersten Recken sich der Reihe nach selbst erkämpft. Im Nibelungenliede will Siegfried, so sehr ihn dürstet, nicht eher am Waldbrunnen trinken, als bis der König getrunken (Nib. 3925 ff.); im Liede von Walther dagegen läßt dieser Held demselben Könige zuletzt und nach seinem Dienstmanne Hagen den Becher reichen, weil Gunther lässig im Kampfe war. Hagen selbst weigert sich nicht, vor seinem Könige, wohl aber vor dem tapferen Walther, zu trinken (Walther 1405—16).

Die Herrschaft ist eine sehr beschränkte, denn der König ist bei jeder wichtigern Entschließung an Rath und Zustimmung von Verwandten und Mannen, deren Beistand er nöthig hat, gebunden; er bemerkt selbst ausdrücklich, wenn er etwas Unbedenkliches, einem Boten das Wort, „ohne Freunde-Rath" bewilligt. So König Gunther zum Markgrafen Rüdiger, der für Etzeln um Kriemhilden zu werben gekommen ist. Nib. Lachm. 1132:

[1] Die Meerminne Waghild sagt zu Wittich, daß er Dietrichen wohl hätte besiegen können. Rabenschl. 973 f.: Da waz daz edel gesmide allez recht erglut an sinem libe. Daz ist nu worden herte (dez la dich helt an mich!); verlorn wer din geuerte, ja slug er endelichen dich. Er ist ergrymmet an disen ziten: din drizzig mochten ym niemer gestriten.

Er rspach: swaz man uns mære bî iu enboten hât,
die erloube ich iu ze sagene âne friunde rât.

Aber den Bescheid in der Hauptsache giebt der König nicht für sich. Nibel. 1142:

Der künec nâch râte sande (vil wîslich er pflac)
unde ob ez sîne mâge dûhte guot getân,
daz Kriemhilt nemen solte den künic edeln [Eceln] zeinem man.

Die Ergebenheit seiner Recken wird durch sehr umfassende Verpflichtungen von Seiten des Königs bedingt; wir begreifen sie unter den Namen: Milde und Treue.

„Wozu soll ein reicher König, er habe denn milden Muth?“ heißt es im Otnitsliede (566). Milding ist ein nordischer Dichterausdruck für König. Diese Milde oder königliche Freigebigkeit besteht darin, daß der König nichts besitzt, das er nicht mit seinen Getreuen zu theilen oder für sie hinzugeben bereit wäre, eine Folge der innigen Gemeinschaft zwischen ihm und seinem Geleite. Willig theilt er sein Silber und sein Gold; der Dienstmann aber, der dieses empfangen, reitet in Noth und Tod. Epische Ausdrücke dieser Art wiederholen sich durch den ganzen Liederkreis. Wenn der König eine Heerfahrt entboten, wenn seine Recken ihm Hülfe mit ihren Mannen zugesagt, dann öffnet er den festen Turm, der mit Gold und Silber gefüllt ist, Rosse giebt er hin und Sturmgewand, daß keinem ein Finger bloß bleibt.[1] Gold in den Schilden, Silber ohne Wage wird hervorgetragen, wenn die Helden zu einem gefahrvollen Unternehmen aufgereizt werden sollen. Ist aber die Fahrt glücklich vollendet, dann theilt der König ihnen nicht bloß sein bewegliches Gut oder den Schatz, den er im Zelte des Feindes erbeutet (Alph. 4605); mit „der breiten Erde“[2] muß ihnen gelohnet werden und die meisten Abenteuer schließen mit großen Belehnungen an Burg und Land.

[1] Otnit 193. (Vgl. 204.) 217. 225.
217: Ich hab einen turn uff Garten, der ist gewurcket wol,
Mit silber vnd mit golde ist er gefullet vol.
Den schatz den wil ich teilen, ich gewinne ein creftig her;
Es gange mir wie got welle, ich wil faren uber mer.
225: Ros und liechte ringe gap der keiser do,
Do machte er die herren alle sament fro.

[2] Roth. 4823—90.

Der Hort ruht jetzt nicht mehr mythisch in der Elfenhöhle, er ist in bestimmtem, sichtbarem Verkehre flüssig geworden; der todte Schatz belebt sich in den Recken, die an ihn gebunden sind, er ist das Mark der kriegerischen Macht; das Schwert, das bei ihm lag, leuchtet an der Spitze von Tausenden rüstiger Mannen, er kann niemals versiegen, weil das Heldenschwert, die gebieterische Wünschelruthe, ihn stets zu ergänzen weiß. So sind die Nibelungenrecken unzertrennlich von dem Nibelungenhorte; als dieser, nach Siegfrieds Tod, gen Worms gebracht ist, zieht er „viel unkunder Recken" (Nib. 4521) in das Land und in den Dienst Kriemhildens, die reichlich ihr Silber und ihr Gold vertheilt. Da fürchtet Hagen, daß sie zur Rache mächtig werde; die Schlüssel werden ihr abgenommen und zuletzt der Schatz in den Rhein geschüttet, als gält' es, einen lebendigen Feind zu versenken.

Das lichte, rothe Gold, wie es in unsern Liedern genannt wird (Alph. 32. 149. 342), ist zu allen Zeiten ein mächtiges Bindungsmittel gewesen; aber hier gewinnt es seine vollste Macht durch die Gesinnung, in der es gegeben wird. Die Königsmilde, die rückhaltloseste Freigebigkeit, ist hier ein Drang des Herzens. Dieweil er ein Brot hat, will König Rother (4984—7) sein Gut theilen. Als Dietrich den ersten Sieg über Ermenrich erfochten, ist es ihm ein inniger Kummer, wo er das Gut nehme, das den Recken geziemte, die ihm Land und Ehre gerettet. Kisten und Kammern sind leer, die sein Vater Dietmar voll hatte; Gold und Gestein ist zertragen. Er klagt nicht um das Gut selbst, er klagt nur um die edeln Degen, denen er nichts zu spenden hat.[1]

In diesem Lichte betrachtet ist die Milde der Könige nur Ausfluß und Bestandtheil der großen Pflicht und Tugend, die wir als Treue bezeichnet haben. Ein Geringes muß es ihnen sein, ihr überflüssiges Gold mit denen zu theilen, welchen sie Land und Herrschaft, Glanz und Jugendluft, Blut und Leben zu opfern, freudig bereit sind. Die Thaten solcher Treue bilden den Grundbau ganzer Gedichte des ganzen Amelungenkreises; die Neigung, womit sie geübt wird, verbreitet über

[1] Dietr. Fl. 3571—88. Besonders:
er klaget so sere nicht daz gut,
noch hete darumb traurigen mût,
er klaget niwan die edeln degen,
den er nicht gûtes hete zu wegen.

die Darstellung den herzlichen, oft leidenschaftlichen Ausdruck des innigsten Gefühls.

König Rother sitzt auf einem Steine, drei Tage und drei Nächte, ohne ein Wort zu sprechen, trauernd um seine ausbleibenden Boten und nachsinnend, wie er von ihnen erfahren möge (Roth. 429—55). Dann fährt er selbst gen Constantinopel und befreit sie unter mancherlei Abenteuern. Über allen Irrfahrten Wolfdietrichs, der vom Vatererbe vertrieben ist, leuchtet als fester Stern der Gedanke an seine eilf Dienstmannen, die um ihrer Treue willen in Banden liegen. Kaum ist der betäubende Zauber von seinem Haupte gewichen, so fragt er nach ihnen. Er streitet mit Otnit, damit ihm dieser sie befreien helfe (59a, 3 f. b, 7 f. 61b, 6). In verzweifelten Kämpfen, in der äußersten Meeresnoth, denkt er nur daran, daß jene ihren Retter verlieren, und dieser Gedanke giebt ihm Sieg (67b, 4. 69a, 3. 82a, 7. b, 5. 83a, 2 v. u. 84a, 2. 88a, 2 v. u. 97b, 7. 98a, 1. 100a, 4. 103b, 5. 121a, 6. 121b, 2. 122a, 5). Am heiligen Grabe betend, empfiehlt er sie vor allem dem Schutze des Himmels (91a, 1). Im schönsten Glücke kann er nicht rasten, so lange sie gefangen sind (59b, 7 f. 108b, 6 f. 109a, 2 v. u. f. 115a, 8). Einst steht er vor einer Burg mit vielen Zinnen und Türmen, wie er nie eine herrlichere gesehen; da wünscht er, daß sie in Griechenland stände und seine eilf Dienstmannen sie inne hätten, er selbst irrte dann gern im Elend umher (91b, 1 v. u.). „Berathe Gott meine eilf Dienstmannen!“ ist der Kehrreim des großen Gesanges. In jener nächtlichen Begegnung, wie der Held vor die Burgmauer geführt wird, darauf seine Dienstmannen seit zehen Jahren als Wächter angeschmiedet sind, wie er ihre Klage vernimmt und doch schweigen soll, wie sie bei seinem Enteilen nur den Hufschlag, das Zusammenschlagen der Hände, den verhallenden Ausruf hören, aber schon davon in ihren Banden froh werden (104a, 1—b, 8): hier erscheint die Treue als ein rein geistiges Band, ein Gefühl durch die Finsternis, ein stets waches Angedenken, eine Nähe über Zeit und Raum. Als endlich die Erlösung naht, da ist schon Herbrands ahnende Seele von weissagendem Traume berührt, wie ein Adler die Könige, Wolfdietrichs Brüder, zerrissen und die Gefangenen gewaltig hinweggeführt. Der Traum der Treue täuscht nicht, der rettende Adler rauscht siegreich heran. Dem wiedergekehrten Herrn hält Hache ein Licht unter

das Angesicht: aber statt des Jünglings steht vor ihm ein Mann mit grauen Haaren (137b, 4 f.). Frühgealtert ist Wolfdietrich in rastlosem Umherschweifen. Prangen sonst die Könige in goldnen Locken, dieser ist schön im Altersschmucke der Treue.

Dietrich von Bern hat acht seiner Recken nach dem Horte zu Pola ausgeschickt. Auf dem Rückweg fallen sie, bis auf einen, in Ermenrichs Hinterhalt. Nacht und Tag klagt Dietrich um sie und wünscht sich den Tod; das Gold läßt er fahren, aber an seinen Recken lag sein höchster Trost (3771—94). Vergeblich bietet er um sie den Sohn Ermenrichs und achtzehnhundert Mannen, die er zuvor gefangen (3826). Ermenrich droht, jene zu tödten, wenn Dietrich nicht alle seine Lande ihm überantworte (3888—3906). Dietrichs Mannen rathen ihm, lieber die Sieben aufzugeben; da spricht er: „Und wären alle Reiche mein, die wollt' ich eher alle lassen, denn meine getreuen lieben Mannen“ (3997—4010). Er hält Wort, läßt um die sieben Gefangenen all sein väterlich Erbe und zieht mit ihnen in das Elend zu den Heunen.

Freundlich und anspruchlos (Rab. 533. 5) ist Dietrich stets gegen die Seinigen. Als er von Bern in den Streit ausreiten will, ruft er auf, wenn jemand hier sei, den er irgend beschwert hätte, der mög' es ihm erlassen; wisse er doch nicht, ob sie ihn je wieder schauen. Da wird ein Weinen und Klagen, Alle sprechen: „ihr habt uns Leides nicht gethan, Gott hab' euch in seinem Frieden (3087—96). Wie ihm Ermenrich mit Raub und Brand das Land verheert, klagt er nicht sein eigen Gut, er klagt den Jammer seiner Leute (4091—4). Innig ist seine Freude, wenn er einen seiner Getreuen wiedersieht (5451 ff. 4698—709). Schmerzlich klagt er um die, die er im Blute liegen sieht (9871—970. 10062—4. 7150. Rab. 6—12. 23 f.); wäre römisch Land alles Gold, er gäb' es um seiner lieben Mannen Leben (9684—8). Ein gewaltiger König war er; jetzt, nach dem Verluste seiner Getreuen, nennt er sich der arme Dietrich (Nib. 9390—2. Klage 1035. Dietrichs Flucht 7729. Rab. 892. 7. 9. Dietrichs Flucht 4746 f.). Als Etzels junge Söhne, die ihm anvertraut waren, von Wittich erschlagen sind, wirft er sich über sie, küsst sie in die Wunden (Rab. 886. Vgl. 460), Blut springt ihm aus den Augen (904. 7. Vgl. 444) und er beißt sich ein Glied aus der Hand (Rab. 894, 6. 1089. 1128). Grimmig, zornflammend, erhebt er sich zur Rache (Rab. 973 f. Vgl. 630. 803. 978. 23 f. Flucht 9526 f.).

Die burgundischen Könige bewähren in der letzten Noth ihre Treue. Schon haben sie den sommerlangen Tag sich gewehrt (Nib. 8435); ein kurzer Tod dünkt ihnen besser, denn lange Qual; blutfarb treten sie vor den Saal (8445—52) und bitten nur noch, daß man sie heraus in die Weite lasse, damit es kurz ergehe (8481—8). Kriemhild verspricht, sie alle leben zu lassen, wenn Hagen allein ihr zu Geisel gegeben werde (8513—6). Gernot antwortet: „Das wolle Gott nicht! Wären wir tausend deiner Blutsverwandten, wir lägen alle todt, ehe wir dir einen Mann herausgäben.“ Und Giselher: „Nie hab' ich einen Freund an Treue verlassen“ (8517—24). Da heißt Kriemhild den Saal an vier Enden anzünden. Giselher kämpft seinen letzten Kampf mit Wolfhart; nie mochte so junger König kühner sein (9296). Darum, als sie einander die Todeswunden geschlagen, heißt Wolfhart den Seinigen ausrichten, daß sie nach ihm nicht weinen; von eines Königs Handen lieg' er herrlich todt (9323 f.).

Dem Bilde deutscher Könige, wie ich es aus den Liedern entworfen habe, entsprechen geschichtliche Züge und die Zusammenstellung ist nach beiden Seiten auffallend.

Daß die deutschen Völker bei ihren Königen auf die Abstammung gesehen, hat schon Tacitus bemerkt. Germ. C. 7: Reges ex nobilitate sumunt. Bei den Cheruskern, den Batavern, den Markomannen, den Quaden, finden wir solche Königsstämme; aus ihnen gehen die Helden der früheren Kriege mit den Römern hervor.

Germ. c. 42: Marcomannis Quadisque usque ad nostram memoriam reges manserunt ex gente ipsorum, nobile Marobodui et Tudri genus.

Annal. l. XI, c. 16: Eodem anno [Chr. 47] Cheruscorum gens regem Roma petivit, amissis per interna bella nobilibus, et uno reliquo stirpis regiæ, qui apud urbem habebatur nomine Italicus. Paternum huic genus e Flavio, fratre Arminii; mater ex Catumero, principe Cattorum, erat, ipse forma decorus, et armis equisque in patrium nostrumque morem, exercitus.

Hist. l. IV, c. 12: Mox aucta per Britanniam [Batavorum] gloria, transmissis illuc cohortibus, quas vetere instituto nobilissimi popularium regebant.

Ebend. C. 13: Julius Paullus, et Claudius Civilis, regia stirpe, multo ceteros anteibant.

Bei den Völkerschaften, welche später germanische Reiche gegründet haben, dieselbe Erscheinung, mit bestimmter Benennung der Fürsten-

stämme. Die Ostgothen folgen den Amalern, denen sie göttlichen Ursprung beimessen, die Westgothen den Balthen, die Wandalen den Asdingen, die Franken den Merowingen, welche nach alter Sage von einem Meerwunder entsprungen sind (Grimm d. Sag. II, 72. Vergl. 47—9), die Baiern den Agilolfingen, der nordischen Königsgeschlechter nicht zu gedenken.

Jorn. de reb. get. c. 5: Divisi per familias populi, Vesegothæ familiæ Balthorum, Ostrogothæ præclaris Amalis serviebant.

C. 22: Visumar [Vandalor. rex] Asdingorum e stirpe, quæ inter eos eminet genusque indicat bellicosissimum.

Paul. Diac., hist. Lang. l. I, c. 14: Nolentes jam ultra Langobardi esse sub ducibus, regem sibi ad ceterarum instar gentium statuerunt. Regnavit igitur super eos primus Agelmundus, filius Ayonis, ex prosapia ducens originem Gungincorum, quæ apud eos generosior habebatur.

Leg. Baiuv. I, 3: Dux autem, qui præest in populo, ille semper de genere Agilolfingorum fuit et esse debet.

Überall wird auf die Abstammung von solchem Blute hoher Werth gelegt, sie giebt dem Führer kühner Unternehmungen zum voraus Vertrauen bei denen, die sich ihm anschließen; der letzte Sprößling eines solchen Stammes wird selbst in fremden Landen aufgesucht. Ein Beispiel von den Cheruskern ist schon angeführt worden. Die Heruler in Illyrien sollen, nach Procop, bis nach Thule geschickt haben, um von ihren dortigen Stammesgenossen sich, nach dem Abgang ihres Königs, einen andern vom königlichen Blute zu holen (Masc. II, 132. Geyer, Sv. Häfd. I, 92). Wird aber auch nicht leicht von dem bevorzugten Hause abgewichen, so ist doch die Freiheit der Wahl nicht ausgeschlossen; die Erhebung auf den Schild, der Zuruf der Wehrhaften, giebt erst den Ausschlag, eine geregelte Erbfolge ringt mühsam, sich zu befestigen. Öfters finden wir, wie bei den Burgunden und Amelungen der Lieder, mehrere königliche Brüder zugleich an der Spitze des Volkes, wenn auch dem ältesten einiger Vorrang zukommt; so wird das Verhältnis der drei ostgothischen Königsbrüder Walamir, Theodemir und Widemir, geschildert.

Jorn. c. 48: Sed nobis... ad Vuandalarii sobolem, quæ trino flore pullulabat, redeundum est. Hic etenim Vuandalarius, fratruelis Ermanarici,... tribus editis liberis, in gente Amala gloriatus est, i. e. Vualamir, Theodemir, Vuidemir. Ex quibus per successionem parentum Vualamir in regnum conscendit, adhuc Hunnis eos inter alias gentes generaliter

obtinentibus. Eratque tunc in tribus his germanis contemplatio grata, quando mirabilis Theodemir pro fratris Vualamir militabat imperio; Vualamir vero pro altero jubet ornando; Vuidemir servire pro fratribus æstimabat. Sic eis mutua affectione se tuentibus, nulli penitus deerat regnum, quod utrique in sua pace tenebant. Ita tamen... imperabant, ut ipsi Attilæ Hunnorum regis imperio deservirent.

In früher Jugend schon fanden die Söhne der Königsgeschlechter zu kriegerischen Ausfahrten bereite Folge. Der achtzehnjährige Theoderich zog, ohne Wissen seines Vaters, mit dessen Recken und bei sechstausend Männern aus dem Volke, die sich ihm aus Neigung gesellt hatten, gegen den König der Sarmaten aus, vertilgte ihn und kehrte mit Sieg und Beute zum Vater zurück.

Jorn. c. 55: Qui Theodericus jam adolescentiæ annos contingens, expleta pueritia, octavum decimum peragens annum, adscitis satellitibus patris, ex populo amatores sibi clientesque consociavit, pene sex millia viros.

Wir sehen hier ganz die altgermanische Gefolgschaft, wie Tacitus sie beschreibt, auf Theoderich, den geschichtlichen Dietrich von Bern, angewandt.

Cum quibus, inscio patre, emenso Danubio, super Babai, Sarmatarum regem discurrit, qui tunc de Camundo duce Romanorum victoria potitus, superbiæ tumore regnabat, eumque superveniens Theodericus interemit, familiamque et censum deprædans, ad genitorem suum cum victoria repedavit.

Theodemir erkrankte bald hernach, bezeichnete den versammelten Gothen seinen Sohn als Nachfolger und verschied. Theoderich aber führte sein Volk, mit dessen Zustimmung auf den größeren Heereszug nach Italien.

Jorn. c. 56: Nec diu post hæc rex Theodemir in civitate Cerras fatali ægritudine occupatus, vocatis Gothis, Theodericum filium regni sui designat heredem, et ipse mox rebus humanis excessit.

C. 57: Igitur egressus urbe regia Theodericus, et ad suos revertens, omnem gentem Gothorum, quæ tamen ei præbuerat consensum, assumens, Hesperiam tendit.

Römische Schriftsteller, aus der Zeit der Gründung germanischer Reiche in Gallien und Italien, zeichnen in ihren Schilderungen junger deutscher Könige nicht etwa bloß die hohe Gestalt und den starken Gliederbau, sondern namentlich auch die frische, zartblühende Schönheit dieser unverdorbenen Jugend aus, merkwürdig übereinstimmend mit der

Farbengebung unsrer Gedichte. Sidonius Apollinaris (gest. 482) beschreibt aus eigener Anschauung sehr umständlich die Person des zweiten westgothischen Theoderichs (453—466) und gedenkt dabei der gescheitelten, lockigen Haare, der schöngebogenen Nase, der feinen Lippen, dazwischen die wohlgereihten Zähne schneeweiß hervorscheinen, der milchweißen Haut, oft plötzlich von jugendlicher Röthe übergossen, nicht im Zorne, sondern aus Verschämtheit.

Sidon. Apollin. l. I, ep. 11. (Masc. I, 466. N. 1): Si forma quæratur, corpore exacto, longissimis brevior, procerior eminentiorque mediocribus. Capitis apex rotundus, in quo paululum a planicie frontis in verticem cæsaries refuga crispatur.... Aurium legulæ, sicut mos gentis est, crinium superjacentium flagellis operiuntur. Nasus venustissime incurvus. Labra subtilia, nec dilatatis oris angulis ampliata. Si casu dentium series ordinata promineat, niveum prorsus repræsentat colorem.... Menti, gutturis, colli,... lactea cutis, quæ propius inspecta juvenili rubore suffunditur. Namque hunc illi crebro colorem non ira, sed verecundia facit.

(Ganz wie bei dem jugendlichen Dietrich von Bern.) Dann aber auch:
Teretes humeri, validi lacerti, dura brachia, patulæ manus,... corneum femur, internodia poplitum bene mascula, ... crura suris fulta turgentibus, et qui magna sustentat membra pes modicus.

Derselbe Schriftsteller malt mit sichtbarem Wohlgefallen den hochzeitlichen Aufzug eines königlichen Frankenjünglings, Sigismer; mitten in der Reihe von buntgekleideten und wohlbewaffneten Gefährten, umgeben von Rossen, welche, reichgeschmückt, von Edelsteinen schimmern, schreitet der junge Freier nach dem Gezelte seines Schwähers, er glänzt in Gold, Scharlach und weißer Seide, aber Locken, Gesichtsfarbe, Haut leuchten nicht minder schön.

Sid. Ap. l. IV, c. 20 (Masc. I, 489. N. 2): Flammeus cocco, rutilus auro, lacteus serico; tum cultui tanto coma, rubore, cute concolor.

Auch an unsrem ostgothischen Theoderich rühmt Ennodius, in seiner schwülstigen Lobrede auf ihn, die hohe Herrschergestalt, den Schnee und Purpurschein der Wangen, das frühlingsheitre Auge; im Zorn aber sei er über alle Vergleichung blitzlodernd.

Ennod. Panegyr. Theoder. regi dict. XXI (Manf. S. 485 f.): Sed nec formæ tuæ decus inter postrema numerandum est, quando regii vultus purpura ostrum dignitatis irradiat. Exhibete, Seres, indumenta, pretioso

murice quæ fucatis, et non uno aheno bibentia nobilitatem tegmina prorogate; discoloribus gemmis sertum texatur, et quem vehementior vipera custodit, lapis adveniat. Quæcumque ornamenta mundo obsequente transmissa fuerint, decorata venerandi genio corporis plus lucebunt. Statura est, quæ designet prolixitate regnantem; nix genarum habet concordiam cum rubore; vernant lumina serenitate continua; dignæ manus, quæ exitia rebellibus tribuant, honorum vota subjectis.... Italiæ rector in amicitiam colligit duo diversissima: ut sit in ira sine comparatione fulmineus, in lætitia sine nube formosus.

In der Vorrede zum salischen Gesetze heißt das Volk der Franken nicht nur ein tapfres, kühnes und weises, sondern auch ein edles und gesundes an Leib, ein herrliches an Aussehen und Gestalt.

Gens Francorum inclyta, autore deo condita, fortis in armis, firma pacis fœdere, profunda in consiliis, corpore nobilis et incolumis, candore et forma egregia, audax, velox et aspera.

König Klodwig aber wird betitelt: der wohlgelockte und schöne, comatus et pulcher et inclytus rex Francorum. Der Schmuck langer, schöner Haare, darauf die Deutschen überall großen Werth legten, muste besonders bevorzugte Geschlechter auszeichnen, die wir auch bei Gothen (capillati) und Franken darnach zubenannt finden. Von den capillatis sagt Jornandes C. 11:

Quod nomen Gothi pro magno suscipientes, adhuc hodie suis cantionibus reminiscuntur.

In Cassiod. Var. hat l. IV, ep. 49 die Aufschrift: Universis Provincialibus, et capillatis, defensoribus et curialibus in Suavia consistentibus.

Agathias de imperio Justiniani (Masc. II, 327): Solemne est Francorum regibus nunquam tonderi.... Cæsaries tota decenter eis in humeros propendet, anterior coma e fronte discriminata in utrumque latus deflexa. Neque vero, quemadmodum Turcis et Barbaris, implexa iis et squalida sordidaque est coma,... sed smigmata varia ipsi sibi adhibent, diligenterque curant, idque velut insigne quoddam, eximiaque honoris prærogativa regio generi apud eos tribuitur. Subditi enim orbiculatim tondentur, neque eis prolixiorem comam alere facile permittitur.

Fredegar., hist. Franc. epit. c. 9: Franci electum a se regem, sicut prius fuerat, crinitum... super se creant, nomine Theodemerem, filium Richemeris (vgl. Masc. I, 391. N.).

Den Merowingen dienten die gescheitelten bis zur Erde niederwallenden Haare zum königlichen Abzeichen (Gregor. Turon. VI, 24.

VIII, 10) und das salische Gesetz legt auf unbefugtes Scheeren gelockter Knaben und Mädchen namhafte Buße. Als jedoch den Letzten des merowingischen Hauses von königlichem Wesen lediglich nichts mehr übrig war, als die langen gelben Haare, nahm man keinen Anstand, ihnen die Platte zu scheeren; ein andres, kräftiges Geschlecht bestieg den Königsstuhl und die Kirche gab ihren Segen dazu.

Das Verhältnis der deutschen Könige zu den Wehrhaften des Volkes, ihre Abhängigkeit von der Zustimmung der letztern, bedarf keiner besondern Ausführung.

Wenn die Gefolge der frühern Zeit, nach Tacitus, von der Freigebigkeit des Fürsten Streitroß und Speer, gemeinsame, reichliche Kost und die Theilung der Beute statt Soldes zu erwarten hatten, so erwies sich späterhin die Königsmilde vornehmlich in der Belehnung mit eroberten Ländereien. Aber auch der Hort der Könige, die wohlgefüllte Schatzkammer, als Zugehör und Mittel der Herrschaft, bleibt nicht unerwähnt.

Die alterthümliche Genossenschaft zwischen dem König und seinen Recken, und wie sie durch spätere Begriffe vom Königthum verdrängt worden, zeigt, in die Sinne fallend, ein Zug aus der westgothischen Geschichte. Unter den Gewaltthaten des Königs Leovigild (gest. 586) führt Isidor an, daß derselbe zuerst im königlichen Gewand auf einem Throne gesessen, denn vor ihm seien Kleidung und Sitz dem Volke mit den Königen gemein gewesen. Weiterhin kam Salbung und Krönung hinzu.

Isidor. Hispal. chron. Goth.: Primusque inter suos regali veste opertus solio resedit. Nam ante eum habitus et consessus communis, ut genti, ita et regibus erat. Masc. II, 202.

Ein Ausbruch des Schmerzes endlich, an Dietrich von Bern, der sich ein Glied aus der Hand beißt, erinnernd, wird von dem Alemannen Leuthar erzählt. Das Heer, welches dieser nach Italien geführt, wurde durch Krankheit aufgerieben; da soll auch er sich getödtet haben, indem er sich mit den Zähnen zerfleischte.

Murator. rer. ital. script. B. I, S. 426.

Paul. Diac. d. gest. Langob. l. II, c. 2: Tertius quoque Francorum dux, nomine Leutharius, Buccellini germanus, dum multa preda onustus ad patriam cuperet reverti, inter Veronam, de Tridentum, juxta lacum

Benacum propria morte defunctus est. (Fœda nempe rabie ita ut suas ipse dentibus carnes lacerans, ejulansque occubuerit, deleto vi morbi universo illius exercitu.)

Ebend. Excerpta ex Agathiæ histor. a fine Procopii ad Gothos pertinentia Hugone Grotio interprete. Ex libro secundo. S. 389: Nam mox orta lues pestifera multitudinem depascitur. Multi causam referebant ad cœli circumfluentis vitium: alii ad mutatam vivendi rationem, quod ab actibus bellorum, longisque itinerum repente ad mollia, ac delicias transiissent, veram interim causam, ni fallor, non attingentes. Ea enim erat, me judice, et immanitas facinorum, spretis Dei hominumque legibus, conspicua maxime in ipso duce [Leuthari] divina ultio. Vecordia enim, insaniaque, plane ut rabidi solent, agitabatur: trepidabat corpus: ejulatus edebat horrendos, et modo pronus, modo in hoc, rursumque in alterum latus humi cadebat, manante spumis ore, trucibus distortisque oculis. Eo denique furoris venit homo miserandus, ut suos ipse artus vesceretur; infixis namque in brachia dentibus carnes avellebat, mandebatque, ut feræ solent, sanguinem lingens. Ita simul et impletus sui, et paulatim decrescens, eum finem vitæ infelicissimum habuit; moriebantur interim et alii, nec remisit malum, donec omnes absumserat. Febre ardentes plurimi, mente tamen integra moriebantur, alias capitis gravedo vexabat, aliis aderat delirium: varia malorum facies: unus omnibus ad mortem exitus. Hunc terminum expeditioni Leutharis, et qui eum secuti sunt, fortuna constituit.

S. 383 ex libr. primo: Fratres hi [Leutharis et Butilinus] erant gente Alemanni, sed apud Francos eximie honorati, quippe et suæ nationis duces pridem facti.

Vollständiger wird sich die Stellung der Könige zu ihrem Gefolge aufklären, wenn wir nun auch dieses in seinen hervortretenden Gestalten nach Lied und Geschichte näher betrachten.

Die Meister.

Weil die Könige jung sind, bedürfen sie des Rathes der Erfahrenen. Den Jungen, „Tumben“ (Unerfahrenen), stehen die Alten und Weisen zur Seite. Jener eingeborne, blinde Trieb, welchem die siegreich entscheidende Kraft zugetraut wird, muß durch Erfahrung und Besonnenheit gepflegt, behütet, auf das Ziel gerichtet werden. Dieses ist das Amt des Meisters; er ist der Retter des ausgesetzten Heldenkindes,

Nährvater des Verwaisten, Waffenlehrer, Führer zur ersten Schlacht, kundiger, vielgereister Wegweiser zu Land und Meer, unzertrennlicher Berather, Warner, Beschirmer. Hiebei mag ein Verhältnis zu Grunde liegen, welches in den nordischen Sagen sich deutlicher herausstellt, als in den unsrigen. Knaben werden frühzeitig, oft von dem Vater selbst, in das Haus eines andern Mannes zu Pflege und Erziehung gegeben. Odin und Freia selbst siedeln sich wohl in einsamen Gegenden an, um Erdensöhne groß zu ziehen. Der Zögling tritt in die Genossenschaft des Pflegehauses; ein enges Band, dem der Blutsverwandtschaft gleichkommend, verknüpft ihn nicht bloß dem Pflegvater, sondern auch dessen miterzogenen Söhnen, den Pflegbrüdern. Auf solche Weise sind auch die Söhne unserer Meister den jungen Königen mit derselben aufopfernden Treue zugethan, wie die väterlichen Meister selbst.

Am innigsten und ursprünglichsten erscheint dieses Verhältnis in Wolfdietrichs Meister Berchtung und seinen Söhnen. Nach der einen Gestalt der Sage soll Berchtung den vierjährigen Königssohn, den man wegen seiner übermäßigen Stärke für ein Kind des Teufels hält, in der Wildnis tödten. Er weigert sich, wird aber mit seinem und seines ganzen Geschlechtes Tode bedroht. Da trägt er das Kind hin, das zutraulich an seinem Harnisch spielt. Er setzt es in das Gras und zieht sein Schwert aus der Scheide; als aber das Kind freudig nach dem glänzenden Stahle greift, wird ihm das Herz weich. Darnach kommt er zu einem Brunnen, darauf Rosen schwimmen, und setzt es auf den Rand desselben, damit es, nach den Rosen langend, sich selbst ertränke; auch dieses hilft nicht. Nun läßt er es im Walde zurück, verbirgt sich aber unfern und bewacht es. In der Nacht kommen die wilden Thiere zum Brunnen; aber dem Kinde thun sie nichts zu leid und die Wölfe setzen sich zu ihm, es zu hüten. Berchtung erkennt, daß dieses Kind nicht vom Bösen stamme, und beschließt, es zu retten, auf Gefahr seines eigenen Geschlechtes. Wolfdietrich, von jener wunderbaren Erhaltung so benannt, wird mit Berchtungs sechszehn Söhnen erzogen, die er alle, obgleich der jüngste, an Wuchs überragt (87 f.). Die andere Darstellung beginnt gleich damit, daß Berchtung die Söhne Hugdieterichs ritterliche Künste lehrt: fechten und schirmen, schießen, den Schaft schwingen, Steine werfen, den Schild tragen, den Helm binden, wohl im Sattel sitzen (44 a). Nach des Vaters Tode wird Wolfdietrich von

den Brüdern seines Erbes beraubt, da kämpft für ihn der treue Meister mit seinen sechszehn Söhnen. Sechse von diesen fallen in der Schlacht, jedesmal sieht Berchtung seinen Herrn lachend an, damit er es nicht merke. Berchtung führt den vertriebenen Herrn auf seine Burg, die Mutter zählt nur zehen Söhne und will Klage erheben; da droht Berchtung, sie von der Mauer zu werfen, wenn sie nicht schweige, denn Wolfdietrich habe sich aus Schmerz über die sechs Gefallenen erstechen wollen (Caspar von der Röhn St. 143—146). Manches Jahr lebt der Meister mit seinen Söhnen zu Konstantinopel in Gefangenschaft, weil sie nicht ihren Herrn abschwören wollten, den sie stets noch erharren. Zu Pfingsten halten die Könige einen Hof, alle Fürsten tragen reiche Gewande, Berchtung aber und seine Söhne, Herzogskinder, tragen graue Kleider und rinderne Schuhe. Da spricht der alte Mann: „O weh, Wolfdietrich! wärest du nicht todt, du ließest uns nicht in dieser Noth und Armuth!“ Fürder spricht er nicht mehr; er stirbt, weil er die Hoffnung auf seines Herrn Wiederkehr aufgegeben. Seine Söhne werden auf der Mauer festgeschmiedet (138 a); als aber Wolfdieterich vor dem Graben erscheint, knieen sie nieder und bitten Gott, wenn sie Treu und Ehre an ihrem Herrn behalten, ihre Bande zu lösen. Der Himmel giebt Zeugnis der großen Treue, die Ringe springen in Stücke, die Befreiten eilen von der Mauer und schwingen ihrem Herrn das Thor auf (138 b f.). Nach erkämpftem Siege findet Wolfdieterich seines Meisters Grab, reißt die Steine hinweg, küsst das Haupt des Todten, betet für sein Seelenheil und läßt Messe lesen; da liegt die Leiche weiß, rein, unversehrt im Sarge. Der Held gelobt, stets zu gewähren, um was bei Berchtungs Seele gebeten werde (143. Vgl. Caspar von der Röhn St. 311—314). Des Meisters Söhne werden herrlich belehnt und vermählt, und ihre Söhne, namentlich Eckart und Hildebrand, sind wieder die getreuen Meister der spätern Amelunge (147).

König Rothers Erzieher und Rathgeber ist Berchter von Meran, eine „Grundfeste aller Treue“ (4205. Vgl. 3652—3657). Der Name Berchter, den auch einer von Berchtungs Söhnen führt, und das gemeinsame Stammhaus Meran bezeichnen die epische Verwandtschaft. Auch Berchters Söhne sind Rothers getreue Dienstmannen (471—496); sieben derselben, als Boten nach Konstantinopel geschickt, liegen dort im Kerker und werden von ihrem Herrn befreit. Manchen kalten Winter hat

Berchter, der unverdrossene Mann, sein Lehen mit dem Schilde verdient (4885 ff.), nie ist ihm der Bart zu grau, daß er daheim bliebe (3375 f.). Auf blankem Ross, in lichtem Harnisch, sitzt der Altgreise, bis auf den Gürtel reicht ihm der breite, schöne Bart (2468 f. 4005), Schild und Helm leuchten von Edelsteinen, wie von Sternen, vermessentlich reitet er, das Ross geht ihm in Sprüngen, besser denn einem Jungen (4932 ff.). Ein merkwürdiger Ansatz zu der Sage ist es, wie der geistliche Bearbeiter die Meistertreue auch in der Sorge für das Seelenheil ausführt. In Rothers späteren Jahren kommt ein „schneeweißer Wigand“ über Land gestrichen, das „edle Haar“ an den Ohren abgeschoren; es ist Berchter, der von Grund auf geboren ist zu dem allertreuesten Mann, den je sich ein König gewann. Rother nimmt selbst das Pferd des Meisters in Empfang. Dieser spricht zum König: Als dein Vater an seinem Ende lag, befahl er dich mir bei der Hand; seitdem hab' ich dir beigestanden, daß niemand dir Arges bot, er hätte denn uns beide bedroht; nun aber kann ich dir nichts weiter frommen, du folgest denn meinem Rath und besorgest die „ewige Seele“ (5081 ff.). Dieses heißt im Sinne des christlichen Mittelalters, daß Rother der Welt entsagen und sich dem Klosterleben zuwenden solle. So erscheint dem Könige der Führer seiner Jugend (4483 ff.), der Gefährte seines Heldenlebens, im Alter noch als Schutzgeist und Wegweiser zum Himmel.

Als Ermenrich, nach den bösen Rathschlägen Sibichs, gegen seine Blutsverwandten wüthete, wurden auch seine Bruderssöhne, die beiden Harlunge, Fritel und Imbreck, von ihm treulos hingerichtet. Ihr Meister war der getreue Eckart, ein Enkel Berchtungs von dessen Sohn Hache. Wir vermissen über ihn das lebendige Lied, welches ohne Zweifel vorhanden war. In ungenügenden Überlieferungen wird er bald als Warner, bald als Rächer seiner Pflegbefohlenen gerühmt. Ersteres, die Warnung, ist hier die Hauptsache, und zwar nach folgendem Zuge, den allein noch die Wilkinensage aufbewahrt hat. Eckart (dort Fritila genannt, während einer der Harlunge Egard heißt,) erfährt an Ermenrichs Hofe, daß den Harlungen ein Überfall drohe. Er wirft sich auf sein Ross und reitet mit seinem Sohn Tag und Nacht, um, dem Heere voreilend, die Harlunge zu warnen. Diese wohnen auf ihrer Burg am Rheine, Breisach in deutscher Sage. Am Ufer des Stromes angelangt, will Eckart die Fähre nicht erwarten; sie schwimmen, die

Rosse nachziehend, durch den Rhein. An dieser Eile schon sehen die Harlunge, daß große Gefahr nahe sei (Wilkinensage Cap. 255, 6. II, 276 ff.). Eckart ist als Warner sprichwörtlich geworden.[1]

Der unglücklichste unter den Meistern ist Ilsan, in dessen Pflege Dietrich seinen Bruder und die zween hunnischen Königssöhne zu Bern zurückläßt. Sie sind dem Meister auf sein Leben anvertraut (Schlacht von Raben S. 292); aber so treulich er es meint, widersteht er doch nicht ihrer Bitte, sie vor die Stadt reiten zu lassen. Jammervoll ist des alten Mannes Ruf und Klage und wie er sich auf die Brust schlägt, als er jene im Nebel verloren (355 ff.). Darnach reitet er zu Dietrich und meldet selbst seine Schuld (869—873). Streng rächt der Berner die versäumte Meisterpflicht; als der Tod der Jünglinge kund geworden, schlägt er, wie er angedroht, mit eigener Hand dem Schuldigen das Haupt ab (1120).

Vielbesungen ist der alte Hildebrand, der Meister Dietrichs von Bern, sein treuester Gefährte in Kampf und Elend.[2] In ihm ist der

[1] In Dietrichs Fl. 2546—64 wird zwar der Harlungen Untergang erzählt, aber dabei Eckarts nicht erwähnt; eben so wenig bei Saxo B. VIII, 240 f. Die Namen Fritel und Imbreck kommen im Dietleib 4597 u. s. w. vor. Eckart wird daselbst 10242—5 Haches Sohn genannt. In Agricolas Sprüchwörtern (1534) findet sich Bl. 243 dieses: Der trewe Eckhart warnnt jederman. Bl. 244b: Wir brauchen dises Worts, wenn jemandt einen andern trewlich vor schaden warnet, vnd wir wöllens nach rühmen, so sagen wir: Du thuost wie der trew Eckhart, der warnet auch jedermann vor schaden. Er erscheint in dieser Beziehung als eine mythische Person. Der prosaische Anhang zum Heldenbuch besagt von ihm Bl. 212b: Man vermeinet auch der getreu Eckart sey noch vor fraw Venus berg, vnd sol auch do belyben biß an den jüngsten tag vnd warnet alle die in den berge gan wöllen. Ebenso Agric. a. a. O.: Nun haben die Teutschen jres trewen Eckharts nit vergessen, von dem sie sagen, er sitze vor dem Venusberg vnnd warne alle leut, sie sollen nit in den berg gehn u. s. w. Ferner (Bl. 244): Vor dem hauffen [des wüthenden Heers] ist ein alter man hergangen mit einem weißen stab, der hat sich selbs den trewen Eckhart geheißen; Diser alt man hat die leut heißen auß dem weg weichen, hat auch etliche leut heißen gar heim gehen, sie würden sonst schaden nemen. (Über Eckharts Beziehung zu Eckewart vgl. Grimm S. 394, 190.)

[2] Wilk. S. Cap. 382. III, 172: Das sagen deutsche Männer, daß er der treufesteste Mann war, so nur sein konnte; dazu war er beides tapfer und ritterlich, weise, milde und adlich. Laur. 204: Ich gan dir aller eren wol Baß dann dem leibe mein.

Ernst der Treue und die Erfahrung des Alters auf das glücklichste verschmolzen mit scherzhafter Heldenlaune und unerloschenem Jugendfeuer. Er ist ein Liebling des Volksgesanges geworden, und in diesem scheint sich eben jene scherzhafte Richtung immer mehr ausgebildet zu haben, während in dem alten Hildebrandsliede des 8ten Jahrhunderts noch der Ernst obwaltet.

Hildebrand hat nicht bloß die Brüder Dietrich und Diether erzogen (Dietrichs Flucht 2535—2540 [1]); als Haupt des Stammes der Wölfinge ist er ein Pflegevater vieler Helden und hält die Jüngeren unter seiner Zucht. Vollkommen berechtigt ihn hiezu seine große Erfahrung. Denn wie er der Zeit nach hundert Jahre und mehr erlebt, [2] so hat er dem Raume nach die weite Welt ermessen. Ihm ist kund alles Menschengeschlecht (Hild. u. Had. S. 11 [3]). Sechzig Sommer und Winter ist er auswärts gewallet, stets unter den Streitenden, ohne daß er je in einer Burg gebunden lag (ebendaselbst S. 43 ff. [4]). Einst wird ihm gerathen, daheim zu bleiben und gemächlich sich an der Glut zu wärmen; da erwidert er: Mir ist bei allen meinen Tagen zu reisen auferlegt, zu reisen und zu fechten bis auf meine Hinfahrt; das sag' ich und darauf grauet mir der Bart (Hildebrandslied, S. 6. 7 [5]). Ihm sind Straßen und Steige wohl bekannt, darum ist er auch Leiter des

[1] Diethern und Diethrich (die) zoch ein herzog rich, Hilteprant der alte, der kune und der balde, der sit not und arbeit durch sinen lieben herren leit. Ebend. 3589—98 räth Hildebrand seinem Herrn, ihr Gut anzugreifen, 4543 tröstet er denselben. Nib. 9410: Im half daz er sich waffente meister Hildebrant.

[2] Roseng. I: So bin ich in sülicher ahte, hundert jor sint mir gezalt. Wilk. S. Cap. 382. III, 172: Er war 180 Jahr alt, da er starb; etliche sagen, daß er 200 Jahr alt war.

[3] Chud ist min al irmin-deot.

[4] Ich wallota sumaro enti wintro sehstic ur lante, dar man mih eo scerita in folc sceotantero, so man mir at burc enigeru banun ni gifasta.

[5] Hildebrandslied (Meisterges.) 6: Du solts daheime bleiben vnd haben gut hausgemach bei einer heißen gluthe. Der alte lacht vnd sprach: Solt ich daheime bleiben vnd haben gut hausgemach, ist mir doch bei allen meinen tagen zu reisen aufgesatzt, zu reisen und zu fechten biß auf mein hinnefahrt. Da sag ich dir, viel iunger! darauff grauet mir der bart.

Heeres.[1] Er weiß die Fahnen der feindlichen Schaaren zu erklären (Rabenschlacht St. 474); wen niemand kennt, den weiß er zu nennen (ebendaselbst St. 496). Als Waffenmeister bewährt er sich, indem er mit kunstreichem Schirmschlag den Gegner unter seine Pflege nimmt.[2] Nie focht ein so alter Mann gleich ihm.[3] Er ist listig, mit guten Rathschlägen stets zur Hand; in den misslichsten Fällen hilft er mit einem sinnreichen Funde.[4] Seine Lehrart ist durchaus handgreiflich und kurzweilig. Dietrich will gegen seinen Rath nach dem Riesen Sigenot ausreiten, Hildebrand läßt ihn ziehen; erst als jener nicht binnen gesetzter Frist zurück ist, reitet der Meister selbst nach. Er findet, daß Dietrich besiegt und gefangen ist, und bekämpft nun selbst den Riesen. Der Berner, in der Wurmhöhle liegend, erkennt seinen Meister an den Schlägen: „wann ich bin sehr beschweret, so kommt er allezeit hernach, besorgt mich also schön.“[5] Aber Hildebrand ruft hinunter: „Euch ist geschehen, als dem, der weise Lehren übergieng; ihr wollt mir leider folgen nicht, ich laß euch liegen allein.“ Dietrich bittet: „Hilf mir heraus, lieber Meister! ich will dir folgen immerdar bis an dein Ende.“

[1] Dietr. Fl. 3154 f.: Hiltepranden was wol erkant die stige und die strazze. 8757: Wiser des heres was Hiltebrant. Schl. v. Rab. 338: Daz her von hunisch lande leidet durch die march, der die strazze wol bekande, Hildebrant der recke stark auf velde vnd vff st[illegible]igen. 581: Dannoch sollen wir eynen han, der vns die strazzen leyte, daz sei Hilteprant der (küene) vnuerzaite. 583: Hilteprant was wisere al dahin.

[2] Roseng. I, 2180: Hiltebrant der alte vichtet listeclich. Erst begunt er sůchen die ersten schirmschlege. Er hatte künig Gippich under siner pflege. Roseng. II, 388: schirmschlag. Hildebrandslied 3: schirmenschlag. Ebd. Dresd. 25: Das er mich nam gefangen, das macht ein schirmschlag.

[3] Sigen. 148: Kein elter riter vacht nye pas. Alph. 371: Er focht mit solchem grimme, kein alter es nimmermehr gethut.

[4] Ecke 2: Mit listen wer keyn kuner den der alt Hiltprant. Laur. 188b: Der kunde wyshait walten. 189a: Nu bistu ein getruwer man; niemant bas geraten kan zu sölichen sachen. 193b: Der vil wiser rete kan. 196a: Der wise man. 196a. Ebenso 196b: Ein wyser wigant. 201a: Der vil speher liste kan. 203b: Ich fürcht hiltprandes rat. Roseng. I, 2183: Hiltebrant hat vil sin und hat ouch vil der liste. Alph. 343: Also sprach aus listen der alte Hildebrant.

[5] Sigen. 172 f.: Werlich das ist der meister mein, das hor ich an den slegen, das er mir trew wil sein; wan ich bin ser beswerte, so kumpt er alle zeit hernach, besorgt mich also schone.

Da zerschneidet Hildebrand sein gut Gewand und macht ein Seil daraus, seinen ungehorsamen Herrn aus der Grube zu ziehen.[1] Als Dietrich sich scheut, mit Siegfried im Rosengarten zu kämpfen, straft ihn Hildebrand mit einem Faustschlag; dafür schlägt Dietrich den Meister mit dem Schwerte zu Boden. Jetzt hat dieser gewonnen Spiel, er stellt sich todt, in Zorn und Reue bezwingt Dietrich den Gegner; da springt der Scheintodte auf. „Nun habt ihr gesieget, nun bin ich wiedergeboren“ (Rosengarten II, 446). Seinen eigenen Sohn prüft er, indem er, unerkannt, nach langem Elend in Hunnenland, mit jenem, als dem Hüter der Bernermark, sich in Kampf einläßt; er kann wohl zufrieden sein mit der Kopfwunde, die ihm von dem Geprüften geschlagen wird, dennoch schwingt der Alte den Jungen kräftig in das Gras und giebt ihm die Lehre: „Wer sich an alte Kessel reibt, empfahet gerne Rahm“ (Hildebr. 13. Dresd. 14. Vgl. Rosengarten II, 393). Den Muth der Wölfinge versucht er einst dadurch, daß er sich mit seiner Schaar vor Bern lagert, mit umgekehrten Schilden, als wär' es Ermenrichs Heer. Der streitlustige Wolfhart kommt alsbald aus dem Thore gerannt, da wendet Hildebrand seinen Schild, Oheim und Neffe küssen sich, statt sich zu bekämpfen (Alph. S. 386 ff.[2]). Indem der alte Meister sich den Lehrproben so muthiger Schüler ausstellt, kann es nicht fehlen, daß er manchmal eine Beule davonträgt. Seine neckischen Anschläge fallen oft auf ihn zurück und die Lehren, die er der Jugend giebt, überspringt er selbst in jäher Aufwallung. Die Lieder zeigen ihn gern in Lagen, welche der musterlichen Haltung einigen Eintrag thun. Der Riese Sigenot bindet ihm Hände und Füße zusammen, schwingt ihn bei seinem langen grauen Bart mit einer Hand über die Achsel und trägt ihn so hinweg; da klagt der Alte: „Noch nie ward ich beim Barte genommen; hätt' ichs zu Bern gewust, ich hätt' ihn abgeschoren“

[1] Sigen. 187 f.: Und euch ist do geschehen, sam der weise lere vber gie. Ir wolt mir leider folgen nicht, den schaden habt ir wie mir geschicht; ich loß euch liegen eyne; hilff mir auß, lieber meyster mein! ich volg dir ymer mere piß an das ende dein.

[2] Einen ähnlichen Scheinkampf hat er mit seinem Sohne, um Uten zu necken, im Dresdener Hildebrandsliede St. 18 ff. In Dietr. u. s. Ges. schlüpft er gar unter das Hochzeitbett. Zu bemerken ist, daß im ältesten Hildebrandsliede der Vater den Sohn nicht täuschen will, sondern dieser jenen nicht anerkennt.

(Sigenot S. 157 f. Dresd. St. 158 f.). Als der junge Alphart auf die Warte ausgeritten, fürchtet Hildebrand, den Neffen zu verlieren. Er beschließt, ihn Streites satt zu machen und wieder in die Stadt zu bringen. In fremdem Sturmgewande eilt er nach, reitet den jungen Helden an, wird aber von dessen Schwertschlag auf die grüne Heide niedergestreckt. Er muß sich entdecken, um sein Leben zu retten, und kehrt unverrichteter Dinge nach Bern zurück, wo er, nach seinem Gefangenen gefragt, den Spott zu dem Schaden hat (Alphart St. 121 bis 241). Aber es ist Alpharts Verderben, daß der Anschlag des Meisters mislungen. In der Nibelungenoth wird Hildebrand von seinem Herrn ausgeschickt, um zu erkunden, ob wirklich Rüdiger erschlagen sei. Er will hingehen ohne Schild und Waffen; als jedoch der grimme Wolfhart ihn straft, daß er sich waffenlos dem Schelten der Burgunden preisgebe, da rüstet sich der Weise durch des „Tumben" Rath (9109) und mit ihm stehen alle Dietrichsrecken in den Waffen. Sie gehen nach dem Saale, bitterer Wortwechsel entspinnt sich, Wolfhart will in den Kampf springen, Hildebrand hält ihn fest; als aber doch der Löwe losbricht, da duldet der alte Meister nicht, daß einer vor ihm zum Streit komme; an der Stiege noch überfängt er den Neffen und schlägt selbst den ersten Schlag (Nibelungenlied 9097—9112. 9193—9211). Dieß der Anfang des Streites, darin alle Wölfinge fallen, außer dem Meister selbst. Aber ernst und schrecklich tritt derjenige, der sein langes Leben hindurch der Helden Pfleger und Leiter war, zuletzt noch als der Helden Rächer hervor. Kriemhild hat selbst dem gefangenen Hagen das Haupt abgeschlagen; das erträgt Hildebrand nicht, daß ein Weib die Recken erschlage, ob sie auch seine Feinde waren, obgleich Hagen ihm eine tiefe und lange Wunde geschlagen (Nibelungenlied 9516); zornig, mit schwerem Schwertschwank haut er die Königin zu Stücken (9617—9627). Er allein mit seinem Herren bleibt übrig; aber niemals bis in seinen Tod heilt die Wunde, die er an diesem Tag empfangen.[1]

Bei den Burgunden vertritt Hagen die Stelle des Meisters, bei den

[1] Anh. z. Heldenb. 212a. Hier erschlägt der Berner Chriemhilden. Also reit der Berner und Hildebrand hinweg. Die selben wunden [es sind ihm zwei ins Haupt geschlagen] woltent Hiltebrant nye geheilen biß in synen todt. In einem spätern Streit wird er von Gunthern erschlagen. Nach Wilk. Sag. III, 172 stirbt er an Siechthum.

Hegelingen Wate. Letzterer zeigt in den Fechterspielen am Hofe des Königs von Irland unerwartet seine Meisterschaft (Gudrun Z. 1411—86). Er ist ein alter, aber grimmiger Mann, mit breitem Bart, die greisen Locken in Gold gewunden.[1] Er weiß die rechten Wasserstraßen;[2] mit dem Schalle seines Hornes, den man wohl dreißig Meilen weit hört und davon die Ecksteine aus der Mauer weichen, giebt er dem Heere Zeichen und Befehl.[3] Am Hofe der Hegelinge dient er als Truchsäß.[4]

Wie der Schmuck der Locken die jungen Könige auszeichnet, so der lange, weiße Bart die greisen Meister. So heißt es von Berther im Rotherliede:

2468: Siestu jenen grawin man
Mit deme schonin barte stan?
2500: Vf den gurtel ginc ime der bart
Bi den ziden also lossam.
4947: Deme was die bart harte breit.

Dieser schneeweiße Wigand reitet auch auf einem weißen Streitrosse (4932: blankin marhe). Als der Riese Sigenot den alten Hildebrand am Barte davonträgt, da ruft der greise Mann: „O weh! nimmer kam in meinen Bart eines Mannes Hand. So lang ich lebe, werd' ich nie mehr einen Tag von Herzen froh sein, ich räche denn meinen Bart“ (Laßb. Str. 20 f.). Er rächt denselben auch wirklich, indem er nachher den Riesen erschlägt. Dieß sein Schicksal erzählt er nachher Dietrichen also (Laßberg Strophe 43):

Bi minem bart er mich gevie.
Bald er do von dannen gie
Gen ainem holen staine.
Also sprach maister Hiltebrant:
In minem barte lag sin hant,
Do wart min vrœde klaine,

[1] 1363: Sein part was im prait, sein har was im bewunden mit porten den vil gůten. 1421: Ir bayder greyse locke sach man in golde gewunden.

[2] 3345: Da sprach Wate der alte: ich wayss hiebey vil nahen ir rechte wasserstrasse [2981: merstrasse], wir mugens auf dem mer vil wol ergahen. 4500: Was half daz sy nu wiste der alte Wate vnd von Teuen Frute.

[3] 5401—16. 5569—80.

[4] 6447: Wate ward truchsässe der helt von Sturmlannd.

Won ich da alles des uergas,
Das mir ie wart ze liebe.
Den bart er mir da us gelas
Sa recht als ainem diebe.
Er het mich senfter wol getragen.
Hie lant die red beliben!
Ich han in drum erslagen.[1]

Sein grauer Bart ist ihm das Wahrzeichen seines langen Heldenlebens, wie er im Liede zu seinem Sohne spricht:

Str. 7: zu reisen und zu fechten biss auf mein hinnefahrt,
das sag ich dir, viel junger! darauf grawet mir der bart.

Vgl. Wilkinensage C. 375. Rafn S. 562. Dietleib Str. 2634:

Darzû ich das vernomen han,
Daz im grabe nu der bart.

Von Berther wird gesagt (Rother 4890), manchen kalten Winter hab' er sein Lehen, das er von Rother empfangen, mit seinem Schilde beritten, davon dem unverdrossenen Manne oft sein Bart bereift worden.

Wir haben das Verhältnis des Meisters angeknüpft an den einfachen Beruf des Nährvaters, wie er in den nordischen Sagen, noch den geschichtlichen, sich darstellt; in politischer Entwicklung möchten wir dasselbe in dem Majordomus wieder erkennen, der unter den fränkischen Königen so bedeutend hervortritt, aber auch dem ostgothischen Hofe nicht gefehlt hat.[2] Nicht als ob in den mächtigen Hof- und Staatsbeamten, welche statt des alterschwachen Königgeschlechtes herrschten und zuletzt dieses vom Throne warfen, noch etwas von der Herzlichkeit und Treue der sagenhaften Meister übrig geblieben wäre. Dem Hause Pipins ist mit den Wölfingen nur das gemein, daß beide dem Königsstamme, hier der Amelungen, dort der Merowingen, die nächsten sind und das Meisteramt von Glied zu Glied in sich vererben. Aber der letzten politischen Gestaltung musten ältere und einfachere Zustände vorangehen, und je weiter in der Zeit wir aufsteigen, um so mehr erscheint der

[1] Schon das Greifen an Locken und Bart galt für schimpflich und muste gebüßt werden. Lex Burgund. add. I, 5. Grimm, Rechtsalterth. S. 710. Diebe wurden geschoren. S. ebend.

[2] Theodahad läßt sich durch den Majordomus beim Heere vertreten. Cassiodor. Var. X, 18: majorem domus nostræ. Mans. 112. Masc. II, 61.

fränkische Majordomus auch nur als der erste des Gefolges, als Erzieher, Begleiter und Berather der Könige.[1] Die erste Erwähnung desselben, an der Grenze der Geschichte, findet sich in einer sagenhaften Erzählung, welche sogleich an das Meisterwesen in den Liedern erinnert. Childerich, Chlodwigs Vater, wird den Franken verhaßt und abgesetzt. Sein Freund Wiomad, aus einem der edelsten Geschlechter, der ihm sonst in allen Dingen gerathen und beigestanden, räth ihm jetzt, nach Thüringen zu entweichen, bricht seinen Goldring entzwei und giebt ihm die Hälfte; wenn ihm die andere gesandt werde und beide zusammen passen, soll es ihm das Zeichen zur Rückkehr sein. Die Franken wählen den Römer Ägidius zum König. Wiomad macht sich diesem beliebt und wird sein Majordomus. Als solcher räth er zu stets härtern Auflagen, dann zur Hinrichtung der Mächtigsten im Lande, der Feinde des vertriebenen Childerich. Dadurch wendet er die Franken von Ägidius ab, sie sehnen sich nach Childerich zurück und bald empfängt dieser die andere Hälfte des Rings, das Zeichen der Versöhnung (Gregor. Turon. histor. epitom. c. 11. Pertz S. 16. Grimm, deutsche Sagen II, 73 f.). So ist Wiomad gegen seinen rechten Herrn ein Eckart, gegen den andern ein Sibich.

Auch die langobardischen Geschichten, wie Paulus Diaconus sie aufgezeichnet, enthalten Mehreres, was diesen Verhältnissen angehört.

Die Recken.

Recke[2] bezeichnet in allgemeinerem Sinne jeden tüchtigen Kriegsmann, wornach dieser Name allerdings auch dem König und dem Meister ansteht; ist aber vom König und seinen Recken die Rede, so sind unter letztern die Erlesenen des Gefolges oder der Lehnsmannschaft, die nächste Umgebung des Fürsten, gemeint. Aus der ganzen Zahl der Mannen werden zu kühneren Unternehmungen die Recken ausgewählt,

[1] Pertz, Geschichte der merowingischen Hausmeier. Hannover 1819. S. 12.

[2] Grimm, Rechtsalterth. S. 733: Im Mittelalter war Recke ein vielgewanderter Held. Gudrun 5881: Er was auch ein recke vnd tet im streite wol. Walth. 452: Viro forti similis fuit. 330: More gigantis. Nib. 9299: Er [Giselher] wunte zû dem tote den Dieteriches man [Wolfhart] ez en-het an einen reken zware niemen getan.

daher wohl auch die Benennung Wählrecken.[1] Recken sind gleich „auserwählten Degen."[2] In Reckenweise fahren ist der Gegensatz von einer Heerfahrt oder von „viel Volkes führen," es ist der Ausdruck dafür, wenn der König mit wenigen seiner geprüftesten Helden sich auf ein Abenteuer begiebt, wie wenn Rother ohne die volle Heereskraft ausfährt, seine gefangenen Boten zu befreien, oder wenn Siegfried und Gunther nur zu vieren auf die mißliche Werbung um Brunhilden sich einschiffen.[3]

[1] Rab. 536: Drizzig tusent solt ir han der edeln welrecken. Rüdiger theilt sie Dietrich zu. 524: Die besten hiez er uzleeen, Rüdiger als Rottmeister. 635: Die edeln welrecken here, unbestimmt. 811: Die waren zu irn handen welrecken, bei Gunther. 850: Da kamen alrest zusamen welrecken. 858: Die recken uzerkoren. 923: Bistu ein welrecke, so lestu dich erbitten, Dietrich hinter Wittich her. Vgl. Not. 3 unten. Nib. 2033: Wol drîzech hundert recken die wâren schiere komen, ûz den wurden der besten tûsent dô genomen, bei den Nibelungen. 5903: Sô wel ich ûz in allen tûsent ritter gůt, zur Hunnenfahrt. 5925: Hagne welte tûsent die het er wol bekant, und swaz in starken strîten gevrümt het ir hant. 5940: Wir füeren mit uns hinnen sô manigen ûz-erwelten man. Vgl. Gudrun 6118: Da kam der kunig Herwig ze Ludwiges sal mit seinen walgenossen nach plůte far gegangen. 5666: Das haysse walplůt.

[2] Nib. 4125: Die ûzerwelten degene mit schilden komen dar, einlef hundert recken, die het an siner schar Sigemunt der herre. Vgl. Nib. 8931: Dô lief er zů den gesten einem degen [al. recken] gelîch. 8134: Der rât en-zæme niemen wan einem degene, Hagen von Giselher. Vgl. Not. 3. Dietrichs Fl. 3116: Sechs recken myn dan xu tusent tegen.

[3] Roth. 558: Sie reiten iren heren, Er solde mit grozen erin In reckewis over mer vare. 586: Der herverte ist ein teil zo vil, Vnde ob du iz ton wil, So machtu diche allerbest bewaren, Wiltu in recken wis over mere varen, damit die Boten nicht umgebracht werden. 719: Ich muoz vzme lande In einis reckin wise varen Vnd wille mich anderis namen. Rother fährt mit zwölf Herzogen, deren jeder zweihundert Ritter hat, und König Asprian zwölf seiner Mannen. Nib. 1373: Wie vil wir volkes fůrten. 1377: Wir sule in recken wise ze tal varen den Rin. 1384: Uns [viere] endurfen ander tusent mit strite nimmer bestan. 7319: Wan wichet ir uns reken? ja dunket es mich gůt [sagt Volker], ez heizent allez degene unde sint geliche niht gemůt. 8781: Gewaffent wart do Rüedeger mit funfhundert man, darüber zwelf recken ze helfe er do gewan. Vgl. 2803: Von drizech hundert reken wir geben dir tusent man. Dietl. 456: Er [Bitrolf] liez auch taugenlichen gar würchen, daz er wolte dan selbzwelffter seiner man füeren in die frömde lant die pesten recken, die er vant, die welet Pitrolf darzů. 7578: Und wie der alte Hildebrant welet daz der geste schar gegen hertem streite wurde gar.

Daheim sitzen die Recken im Saale des Königs,[1] hören mit an, wenn ihm Botschaft zukommt, geben Rath und verheißen Hülfe, wenn ein ernster Entschluß zu fassen ist. So geht, im Alphartsliede, der Vogt von Berne vor seine Recken, die kühnen Wölfinge, in den Saal, sie springen auf, den Fürsten zu empfangen, er heißt sie sitzen, klagt ihnen seine Noth, wie sein Oheim Ermenrich ihn vertreiben wolle, und mahnt sie, was sein Vater an ihnen gethan und wie sie demselben Treue geschworen; erst schweigen alle und sehen in herzlichem Leid einander an; dann, als er ausgesprochen, rufen sie einhellig ihm Trost zu und geloben, Leib und Leben für ihn zu wagen, er aber will all sein Vatererbe mit ihnen theilen (Alphart St. 72—86).

Bei hohen Festen begleiten die Recken, bloße Schwerter in der Hand, die Gemahlin oder Schwester ihres Fürsten, als Schirm und Zierde des Königshofes.[2]

Auf ein Gefolge solcher Helden wird hoher Werth gelegt und diese sind sich dessen stolz bewust. Als Kriemhild, mit Siegfried neu vermählt, von Worms scheidet, will sie auf all anderes Erbe verzichten, nur die Recken sollen zwischen ihr und den Brüdern getheilt werden.

[1] Nib. 321: Welt ir den herren [al. kunic, Gunther] vinden, daz mac vil wol geschehen; in jenem sale witen da han ich in gesehen bi den sinen helden; da sult ir hine gan; da mugt ir bi im vinden vil manegen herlichen man. 4754: Si giengen in den sal, da si den künic [Gunther] funden bi manigem herlichem man. Dietrichs Fl. 5791: Und auch die recken uberal, die by ym lagen auf dem sal, bei Dietrich zu Bern.

[2] Nib. 22: In diente von ir landen vil stolziu ritterschaft mit lobelichen eren unz an ir endes zit. 30: In waren undertan ouch die besten recken, von den man hat gesagt, stark unde vil küene, in scharpfen striten unverzagt. 1125: Do hiez der kunec riche mit siner swester gan, die ir dienen solden, wol hundert siner man, ir unt siner mage, die trugen swert en-hant. Daz was daz hove-gesinde von der Burgondenlant. 6725: Nu solte min herre Giselher nemen doch ein wip [sagt Hagen]. Ez ist so hoher mage der mark-gravinne lip, daz wir ir gerne dienten, ich unde sine man, und solde-s under krone da zen Burgonden gan. 4811: Welt ir ir des günnen, so sol si krone tragen vor Ezelen recken; daz hiez ir min herre sagen. 7744: Man sol mich [Hagen] sehen selten ze hove nach Ortliebe gan. Gudrun 67: Da sy bey recken solten tragen krone. 708: Die vor seinen helden ze hove solde gan [Hilde]. 5182: Wann ich [Gudrun] steen vnder crone vor ewrn recken gůt, so hayss ich küniginne. 2192: Die alten zu den jungen trůgen ze hofe swert.

Sie wählt sich Hagen und die Seinigen zum „Heimgesinde." Doch zürnend erwiedert er: „Wir Tronecker müssen bei den Königen bleiben, denen wir alldaher gefolgt haben." [1]

Diesen folgen sie auch ferner bis in den gemeinsamen Untergang.

Von solcher Treue in jeder Noth heißen die Recken manchmal auch Nothgestalden, Helden zu rechter Noth, dann die Stäten, die Nothfesten, die Sturmfesten. [2]

Über die germanischen Gefolgschaften berichtet Tacitus mehreres vornemlich hieher Bezügliche. Das war der Fürsten Macht und Würde, stets von einer großen Schaar erlesener Jünglinge umgeben zu sein, im Frieden eine Zier, im Krieg eine Schutzwehr. In der Schlacht war zwischen Fürsten und Gefolg ein Wetteifer der Tapferkeit. Ehrlos für immer, wer, ihn überlebend, aus dem Gefechte wich; ihn vertheidigen, schirmen, seinem Ruhme die eigenen Heldenthaten beimessen, heilige

[1] Nib. 2797 [Str. 705]: Do sprach diu vrowe Criemhilt: Habt ir [Siegfried] der erbe rat umb Burgunde degene! so liht ez niht enstat. si mag ein kunic gerne füeren in sin lant. Ja sol si mit mir teilen miner lieben brüeder hant. 2803: Von drizech hundert reken wir geben dir tusent man, die sin dir heimgesinde. 2809: Ander iwer gesinde die lat in volgen mite [sagt Hagen zornig], want ir doch wol bekennet der Tronegære site, wir müezen bi den kunigen. hie ze hofe bestan wir suln in langer dienen den wir alher gevolget han. 3306: Zwiu sold ich [Brunhild] verkiesen so maniges ritters lip, der uns mit dem degene dienstlich ist undertan? Gudrun 6496: Er sprach: Du solt sy mynnen, du hast von ir manigen recken gůten.

[2] Rother 3548: Rother lieuer herre min, daz sin die notstadele din. Dietrichs Fl. 9277: Da waren recken zu ir hant, die man heizzet genotigot wigant. 4657: Die sine [Hildebrands] notgestalden. 6619: Die stritherten. Rab. 149: Die notgestalden alle ... die dem von Perne wolden vff Ermrichen helffen als sie solden. 537: Wie vil der dinen notgestalden were. 834: Und sint auch daz die besten in herten striten die vil notvesten. 75: Ja sint ez helde stete. 86: Dez gewerten in die starcken vnd die steten. 837: Ahey daz waren helde stete, die slugen durch die ringe, daz daz plute dar auz schrete. Alphart 74: Zwene helden zu rechter not. 76: Zu den nœthen verwegen. 160: Alphart der junge degen was ein held zu rechter not. Klage 1057: Da ruwent si mich [Dietrich] sere die notgestallen mine. Dietleib 11013: Der sturmveste. 11292: Manig ritter sturmveste. 12129: Die sturmvesten. Gudrun 2483: Nu was der notueste kumen in das lanndt. Dietrichs Fl. 5120: Die starcken und die notuesten. 6297: Die notuesten.

Eidespflicht.[1] Später, im vierten Jahrhundert, sehen wir den Alemannen Chnodomar an der Spitze eines Gefolges, das, als der König sich römischer Übermacht ergeben, für schändlich hält, ihn zu überleben oder nicht mit ihm zu sterben, und sich mit ihm binden läßt.[2] An Kriemhilds Heimgesinde erinnert das große Gefolge edler und streitbarer Männer, das der Ostgothe Theoderich seiner Schwester Amalafrida bei ihrer Vermählung mit dem Wandalenkönige Thrasamund mitgiebt und welches nachher der Fürstin unglückliches Schicksal theilt.[3]

[1] Tacit. Germ. c. 13: Gradus quin etiam et ipse comitatus habet, judicio ejus, quem sectantur; magnaque et comitum æmulatio, quibus primus apud principem suum locus; et principum, cui plurimi et acerrimi comites. Hæc dignitas, hæ vires, magno semper electorum juvenum globo circumdari; in pace decus, in bello præsidium. C. 14: Cum ventum in aciem, turpe principi, virtute vinci, turpe comitatui, virtutem principis non adæquare. Jam vero infame in omnem vitam ac probosum, superstitem principi suo ex acie recessisse. Illum defendere, tueri, sua quoque fortia facta gloriæ ejus assignare, præcipuum sacramentum est. Principes pro victoria pugnant: comites pro principe.

[2] Ammian. Marcellin. l. XVI, c. 12: Quibus visis compulsus ad ultimos metus, [Chnodomarius] ultro se dedit, solus egressus: comitesque ejus ducenti numero, et tres amici junctissimi, flagitium arbitrati post regem vivere, vel pro rege non mori, si ita tulerit casus, tradidere se vinciendos. Nach Chr. 357. So will auch das Gefolge des Angelsachsen Byrhtnoth (991) den gefallenen Herrn nicht rachelos überleben. Conybeare S. XCIV—VI.

[3] Procop. l. I, c. 8: Conjuge, nec marem unquam, nec fœminam enixa, viduatus [Thrasamundus, Vandalor. rex], ut regnum optime stabiliret, missa ad Theodoricum Gothorum regem legatione, sibi uxorem poscit sororem ejus Amalafridam, a recenti viri funere viduam. Sororem illi misit cum comitatu Gothorum mille nobilium, qui stipatorum munus obirent: hos secuta sunt ministeria e viris bellicosis collecta ad quina circiter millia. Unum item e Siciliæ promontoriis (Lilybæum vocant) sorori Theodoricus donavit. Masc. II, Anm. 38 u. Sodann l. I, c. 9: Regnante Ilderico [Vandal. reg.] Mauri Bizaceni, qui parebant Antallæ, prœlio fudere Vandalos, hisque [Vandalis] societatem et amicitiam renunciarunt Theodoricus et Gotthi, ideo facti hostes, quod Amalafrida in custodiis asservaretur, cæsique, ad internecionem Gotthi fuissent, impacto illis crimine conjurationis in Vandalos et Ildericum. Minime tamen ultum ivit Theodoricus, suas opes intelligens non sufficere ingenti classi, qua bellum in Africam portaret. Masc. II, Anm. 40, 2. Amalafrid wurde später höchst wahrscheinlich umgebracht. Ebd. 39, 6.

Der Kreis der ausgezeichnetsten Recken, die zunächst um den König versammelt sind, ist gewöhnlich in der Zwölfzahl gedacht, in der Art, daß der König bald mitgezählt ist, bald nicht. So erfüllt Wolfdietrich mit seinen eilf Dienstmannen d. h. seinem Meister Berchtung und dessen zehn Söhnen diese Zahl. In Dietrichs von Bern Gefolge werden mit dem Meister Hildebrand bald eilf, bald zwölf Recken genannt. Den drei burgundischen Königsbrüdern sind neun namhafte Helden beigegeben; und wo sich die Heldenkreise feindlich gegenübertreten, kämpfen zwölfe gegen zwölfe.

Die Zwölfzahl bildet nun auch in den deutschen Rechten häufig eine volle Verwandtschaft. Für die gesippten Eideshelfer, welche ursprünglich und zugleich auch Fehdegenossen sind, ist zwölfe entweder die bestimmte Zahl oder, bei verstärkter Menge derselben, die Grundzahl; auch der Schöffen sind mit dem Richter oder ohne ihn zwölfe. Bei den Geschwornengerichten zeigt sich noch dasselbe Verhältnis (Rogge S. 191. 162. 244. Grimm, Rechtsalterth. S. 217). Von der Familie ist offenbar diese Zahl auch auf die Gefolgschaft und in das Heldenlied übergegangen, wo, wie öfters erwähnt worden, die vornehmsten Recken Mannen und Mage des Königs zugleich sind. Wo dieser in seiner Vollkraft, in seiner Ganzheit auftritt, erscheint er selbzwölfte.

Als Siegfried, Kriemhilden zu erwerben, gen Worms ziehen und sein Vater ihn dazu zahlreich ausrüsten will, sagt er (Nibel. Lachm. 60):

Si mac wol sus ertwingen dâ mîn eines hant.
ich wil selbe zwelfter in Gunthêres lant.

Als der Markgraf Rüdeger endlich entschlossen ist, gegen die Burgunden zu kämpfen, sagt das Lied (Nibel. Lachm. 2106):

Gewâffent wart dô Rüedegêr mit fümf hundert man;
dar über zwelf recken sach man mit im gân;
die wolten prîs erwerben in des sturmes nôt.

Dietleib 5241: Der pote sprach: ich sach da stan
wol zwelfe Dietriches man,
der yetzlicher seines rates phlag.

Im Volksliede von Hildebrand wird dieser gewarnt (Str. 23):

Was begegnet dir auf der marke? der junge Alebrand;
Ja rittestu selbzwölfte, von ihm würdestu angerand;

d. h. rittest du in ganzer, voller Genossenschaft.

Die Reihe der Recken, welche das Gefolge des Königs ausmachen und an deren Spitze der Meister steht, mustern wir nun noch weiter, in der Art, daß wir von den Spuren des höhern Alterthums zu den Ansätzen späterer Bildung vorschreiten.

Heergesellen.

Die Bande des Bluts waren die erste, natürliche Gewähr gegenseitigen Schutzes. Das Leben des Einzelnen schien in dem Grade sicher gestellt, je zahlreichere Verwandtschaft seinen Tod zu rächen drohte. Wir haben bereits erwähnt, wie im Norden ein der Blutsverwandtschaft in den Wirkungen gleichartiges Verhältnis dadurch gebildet wurde, daß man Kinder in die Pflege anderer Häuser übergab. Nicht bloß wurden hiedurch der Erzieher und dessen Söhne dem Pflegling als Vater und Brüder innig verbunden, die Allgemeinheit der Sitte scheint besonders auch darin ihren Grund gehabt zu haben, daß durch solche Übergabe die beiderseitigen Geschlechter selbst sich verwandt und hülfspflichtig wurden.[1] Aber noch eine weitere Ausdehnung der Verwandtschaftsbande war den Bedürfnissen der Zeit angemessen. Wenn der junge Normann die Waffen ergriff, wenn er auf kühne Seezüge ausfuhr, in welchen er den Beruf seiner kräftigen Lebensjahre fand, da musten ihm die erwünschtesten Genossen diejenigen sein, von deren Kraft und Fertigkeit er sich den wirksamsten Beistand versprechen durfte.[2] So knüpfte sich ein Band der Wahl, das man aber durch sinnbildliche Handlung denen des Blutes und der Pflege gleichzustellen suchte. Die Weihe solcher Verbrüderung bestand nämlich darin: man schnitt lange Rasenstücke auf,

[1] In der Orvarodssaga C. 1 (Rafn III, 2. S. 61) bittet sich Ingjald zum Lohne der Gastfreundschaft von Grim Lodinkin aus, daß dieser, ein sehr reicher und mächtiger Mann, seinen Sohn Odd ihm zurücklasse. „Nej," svarede Ingjald, „Penge har jeg nok af, men din Bistand og dit Venskab onsker jeg mig, og at du skal befæste det ved at lade din Sön Odd blive her tilbage." „Jeg veed ikke," sagde Grim, „hvad Lopthæna [Grims Frau] siger dertil." „Ja!" svarede Lopthæna, som var tilstede, „saa godt et Tilbud tager jeg med Glæde imod." Auch Ingjald ist ein reicher Bonde.

[2] Die Gesetze der Jomsvikingen verpflichteten zu gegenseitiger Blutrache. Den ene skulde hevne den anden som Fader eller Broder. Müllers Sagabibl. III. 63. 89.

befestigte sie an den Enden in der Erde, richtete sie auf und stützte sie mit einem Spieße; dann traten die Freunde darunter, verwundeten sich, ließen ihr Blut zusammenfließen und vermischten es mit Erde, fielen sofort auf die Kniee und schwuren bei den Göttern, einer des andern Tod zu rächen, wie Brüder, worauf sie sich die Hände reichten.[1] Das

[1] Müll. Sagabibl. I, 168 (Gisle Surssöns Saga.): De gaae nu ud paa en Odde, opskiære Strimler af Grönsvær, hvis Ender de befæste i Jorden, og understötte det med et Spyd saaledes, at man med Haanden kunde röre ved Naglen, der holdt Spydsjernet. Alle fire gaae derunder, saare sig, lade deres Blod löbe paa Jorden under Grönsværen, og röre Jorden og Blodet saamen. Derpaa faldt de paa Knæ, og svore ved alle Guder, at den ene vilde hevne den anden som en Broder. Men da de skulde give hinanden Hænder u. s. w. Ebend. I, 153 (Fostbrödresaga): Thorgeir og Thormod vare tvende tappre, men ustyrlige Ynglinge fra den nordlige Deel af Island, som uagtet den indförte Kristendom havde tilsvoret hinanden paa gammel Viis Fostbroderskab, og at skulle hevne hinandens Död. De havde nemlig skaaret trende lange Strimler af Grönsvær, fastgiort Enderne i Jorden, men saaledes löftet Grönsværen, at den sværgende kunde gaae derunder. Ebend. II, 656 (Saga om Illuge Grydefostre): De svore Fostbrödrelag, og lode deres Blod rinde sammen, under Löfte ad hevne hinandens Död. Saxo Gramm. l. 1. S. 12: Spoliatum nutrice Hadingum grandævus forte quidam, altero orbus oculo, solitariam miseratus, Lisero quidam piratæ solenni pactionis jure conciliat. Siquidem icturi fœdus veteres vestigia sua mutui sanguinis aspersione perfundere consueverant, amicitiarum pignus alterni cruoris commercio firmaturi. Quo pacto Liserus et Hadingus arctissimis societatis vinculis colligati, Lokero, Curetum tyranno, bellum denunciant. Id. l. IV. S. 82: Ipse equidem [Britann. rex] ac Fengo, ut alter alterius ultorem ageret, mutua quondam pactione decreverant u. s. w. Finn Magn. Edd. II, 287 (Lokasenna): Loke: Mindes du vel Odin! Da vi i Tidens Morgen Blanded fælles Blod (E. O. blandede Blod sammen); Da lod du som om aldrig En Drik du vilde smage Hvis ei manden os begge böd. In der Anmerkung zu dieser Stelle II, 308 sagt Finn Magn.: Blodpagter (hvortil vel ogsaa Omskjærelsen i visse Maades höres) vare fra ældgamle Tider af almindelige i Österlandene. Udförligst bescrives en saadan, ved et Fostbroderskabs Stiftels ei Armenien, af Tacitus Annal. 12, 47. Ifr. Lucians Toxaris (om Skytherne). Flere hertil hörende Efterretninger findes hos Herodot og Mela. Die Stelle in Tacit. ann. XII, 47, wo vom Frieden zwischen Rhadamistus und Mithridates, welcher verrathen wird, die Rede ist, lautet: Simul in lucum propinquum trahit, provisum illic sacrificium imperatum dictitans, ut diis testibus pax firmaretur. Mos est regibus, quotiens in societatem coëant,

zusammenfließende Blut bedeutet offenbar die Einigung in der Blutsverwandtschaft und in den aufgerichteten Rasenstücken erkennen wir das gemeinschaftliche Dach, unter welchem natürliche und Pfleggeschwister auferzogen werden; noch heute sind im höhern Norden die Häuser mit Rasen gedeckt.[1] Auch wurden diese Verbindungen Pflegbrüderschaft (Fostbrödralag) genannt. Sie wurden manchmal gerade von solchen eingegangen, die sich eben erst im Kampfe gegen einander geprüft hatten,[2] sie musten jeder engeren Freundschaft das Siegel aufdrücken und sagten dem kriegsrüstigen Geiste der Normänner so sehr zu, daß sie, obgleich ein abgeleitetes Verhältnis, dem ursprünglichen der Blutsverwandtschaft vorgesetzt wurden, daher Blutsfreunde selbst, welche sich zu Schutz und Trutz auf das festeste verpflichten wollten, den Pflegbrüdereid zusammenschweren.[3] Das Christenthum konnte diese Verbrüderungen zur Blutrache nicht für erlaubt anerkennen; dennoch hörten sie mit dessen Einführung nicht sogleich auf.[4]

Daß in der nordischen Darstellung unsres Heldenkreises die Pfleg-

implicare dextras, pollicesque inter se vincire nodoque præstringere: mox, ubi sanguis artus extremos suffuderit, levi ictu cruorem eliciunt atque invicem lambunt. Id fœdus arcanum habetur quasi mutuo cruore sacratum. Sed tunc, qui ea vincula admovebat, decidisse simulans, genua Mithridatis invadit, ipsumque prosternit; simulque, concursu plurium, injiciuntur catenæ. Vgl. auch Orph. Argon. 303 ff.

[1] Vgl. Sagan af Niáli. Kavpm. 1772. C. 80. S. 119. Troils Briefe über Island 72: „Das Dach wird mit Rasen gedeckt, die über Sparren, bisweilen auch, welches doch dauerhafter, aber auch kostbarer als Holz ist, über Ribben von Wallfischen gelegt werden.“ Der Spieß mag Stützen oder Holzsäulen, wovon öfters die Rede ist, bezeichnen.

[2] Z. B. Sagabibl. I, 178: At indgaae Staldbroderskab med hinanden. Vgl. die Rothgestalden.

[3] In der S. 260 angeführten Hauptstelle, Sagabibl. I, 168 gehen zwei Brüder und zwei Schwäger diese Verbindung ein, um die Weissagung Lügen zu strafen, daß ihr Übermuth nicht lange dauern werde; sie gerathen aber bei der Ceremonie selbst in Streit.

[4] S. die S. 260 aus Fostbr. S. ausgehobene Stelle. Sodann Sagabibl. I, 165 (S. von Biörn Hitdälakappe): Thorstein og Biörn indgik derpaa nöie Venskab, og lovede at hevne hinandens Död, dog betingede Thorstein sig, at efterdi de nu vare Kristne, og altsaa vidste bedre end för, hvad de burde giore, skulde ikke allene Manddrab, men ogsaa Böder og anden forbestemt Straf ansees for anstændig Hevn.

[illegible]

[illegible] IV. [illegible] Spor Begge [illegible] 113. [illegible] conjurato [illegible]

[illegible] Wer es das keme not, Auch [illegible] Das [illegible] sol[illegible]. Das schwuren sy besunder Zů [illegible] Das weyt man durch ein wunder In allen landen

schwören sich, nach hartem Streit, Gesellschaft zu.[1] Auch Heime hat gegen Wittich, der ihm aus Todesgefahr geholfen, sich vereidet, in keiner Noth denselben zu verlassen.[2] So getreulich in der Nibelungennoth die burgundischen Helden alle zusammenhalten, so besteht doch zwischen Volker und Hagen noch besondre Genossenschaft. Als die Burgunden an Etzels Hof angekommen und schon durch schlimme Anzeigen gewarnt sind, blickt Hagen über die Achsel nach einem Heergesellen, den er auch in dem kühnen Volker gewinnt. Diese beiden stehen fortan überall zusammen, schaffen sich im Kampf in die Hände, behalten einander wohl im Auge, erfreuen sich je einer an des andern Wort und That. Sie zween allein geben über den Hof und setzen sich trotzend Kriemhilds Saale gegenüber

weyt. Wolfdietrichs Dienstmannen heißen seine Eidgenossen 51b, 3. 55b, 8; er selbst 69a, 3 der tugend ein eydtgenoß; Riesen 51a, 2 des teüffels eydtgenosse: ebenso 82b, 1 ein riesenhaftes Ungethüm. Dem Verhältnis Wolfdietrichs zu seinem treuen Gesellen Wernher, den er als Heiden bekämpft und dann getauft, mag ursprünglich auch eine solche Genossenschaft zu Grunde gelegen seyn. 84b, 1 v. u.: Do sprach wolfdietheriche: Wernher, geselle mein, So rechte tugentliche Wiltu hie bey mir sein? Er sprach: ja, fürste here, Biß auf meins endes zil, Das ich mich nimmermere Von eüch gescheiden wil. 89a, 1—4: Vnd wernher an seiner seyten Was jm getreülich mit. Das was in herten streyten Gůtes gesellen sit. ... Do er [Wolfdietrich] nůn auf der heyde Den gesellen sein verlos, Do geschach jm also leyde, Sein sorge die war groß. Do er die rechten mere Aller ersten do vernam, Von seinen schlegen schwere Mancher zum tode kam.

[1] Laur. 196: Wir wollen all gesellen syn. Dietlieb und her Dietherich Mit ganzen truwen sicherlich Schwůrent do geselschaft. Sy hetten beyde grosse krafft Vnd der kleine laurin Můst in dem fryd begriffen syn, Es stund kurz oder lang. Laurin do her für sprang. Er sprach zu dem schwager syn: Seid wir nů gesellen syn, So wil ich vns machen vndertan Alles das ich gůtes han.

[2] Alph. 251: Hörst du das, geselle Heime? sprach Wittich der degen. Uns kan niemand gescheiden, denn allein mein leben. Ich mahn dich deiner Eide, sprach der hochgeborn. Und deiner stäten treue, die du mir hast geschworn. 252: Dass du mir gehiessest bis an deinen tod, Dass mich dein hand nicht liesse von keinerhande noth, Daran solt du gedenken, du auserwählter degen. Wo ich dir kam zu hülffe und fristete dir dein leben. 253: Das thät ich zu Mautaren, da half ich dir aus noth; da müsstest du fürwahre den grimmiglichen tod du und der von Berne beide genommen han, wenn nicht dass ich euch beiden so schier zu hulfe kam.

auf die Bank, wo sie gleich wilden Thieren von den Hunnen angegafft werden. Als nun die Königin mit einer großen Schaar Gewaffneter sich nähert, fragt Hagen seinen Freund, ob dieser ihm beistehen werde, wenn es zum Streite komme. Volker versichert, er werde keinen Fuß breit weichen und käme der König mit all seinen Recken. „Wes bedarf ich dann mehr?“ ruft Hagen getrost. Nachher gehen die Gäste mit Etzels Helden je paarweise zu Hof; da heißt es: wie sonst jemand sich gesellte, Volker und Hagen schieden sich nie, als in dem einen, letzten Sturme. In der Nacht vor dem Ausbruch des Kampfes übernimmt Hagen die Schildwache; alsbald erbietet sich ihm Volker zum Gefährten und dankbar antwortet jener: „In allen meinen Nöthen begehr ich niemand, denn dich allein.“ Seinem Gesellen muß Hagen helfen, und wär' es al seiner Blutsfreunde Tod. Ohnmaßen reut ihn, daß er [illegible] über dem Spielmann gesessen, den er so herrlich kämpfen sah. Wem von Hagen Friede ward, der hat ihn auch von Volkers Hand. Keine Noth an Magen und Mannen geht jenem so nahe, als da er Volkern erschlagen sieht, seine Hülfe, seinen besten Heergesellen. Rächend haut er dem alten Hildebrand die Wunde, die nie mehr heilt.[1] So finden wir auch hier die freigewählte Heergesellenschaft noch über [illegible] und [illegible] gestellt und die Todesrache, wenn nicht ausdrücklich beschworen, doch ohne Säumnis vollzogen. Aber eben [illegible] Heldenschaft dieser beiden ist langehin der mächtigste Schutz und [illegible]

[illegible]

[illegible] aller Helden[illegible] [illegible], der sich zur [illegible] entwickelt hat, ein Held [illegible] was nach dem strengeren [illegible] Äußerste der Kampf[illegible] In den deutschen

[1] [illegible] 1741. 7353. [illegible] 7978. 7980. [illegible] 5041. 6349. 7323. [illegible] 6619.

heldenliedern ist dieses die Rolle Wolfharts, vom Geschlechte der Wölfinge.

Der scharfe Norden hat seine Berserker, Kämpfer, welche, manchmal von plötzlicher Wuth ergriffen, mit den Zähnen knirschen, in ihre Schilde beißen, glühende Kohlen verschlingen, durch loderndes Feuer laufen, ohne Panzer (Berserker bedeutet bis aufs Hemd, Unterkleid bloß) in den Streit rennen, ja in ihrem Blutdurst gegen die eigenen Genossen toben und deshalb beim Ausbruch des Anfalls in Bande geschlagen werden. [1] Odin, der Kampfgott, ward auch für den Stifter dieses

[1] Sagabibl. I. 149 (Batnsdälasaga): Af Ingemunds Sönner var Thorstein den sindigste, Jökul den stridbarste, og Thorer henreves stundom af Bersærkergangen, hvilket ansaaes for et Uheld. 150: Thorstein havde, for at befrie sin Broder for Bersærkegangen, der stundom kom over ham, naar han mindst önskede det, giort det Löfte til den Gud, han ansaae for den mægtigste, den der havde skabt Solen, at han vilde opdrage et Frillebarn, som hans Systersön Thorgrim havde ladet udsætte. Auch I, 38. Saxo B. VII, S. 189: Hic [Syualdus] septem filios habebat, tanto veneficiorum usu callentes, ut sæpe subitis furoris viribus instincti solerent ore torvum infremere, scuta morsibus attentare, torridas fauce prunas absorbere, extructa quævis incendia penetrare; nec posset conceptus dementiæ motus alio remedii genere quam aut vinculorum injuriis, aut cædis humanæ piaculo temperari. Tantam illis rabiem sive sævitia ingenii, sive furiarum ferocitas inspirabat. B. VII, S. 190: Ea tempestate Harthbenus quidam, ab Helsingia veniens, raptas regum filias stupro fœdare gloriæ loco ducebat u. s. w. Tanta vero corporis magnitudine erat, ut novem cubitis proceritatis ejus dimensio tenderetur. Huic duodecim athletæ contubernales fuere, quibus officio erat, quoties illi præsaga pugnæ rabies incessisset, vinculorum remedio oborti furoris impetum propulsare. Ab his Haldanus Harthbenum ejusque pugiles viritim impetere jussus, non solum certamen spopondit, sed etiam victoriam sibi ingenti verborum fiducia promisit. Quo audito, Harthbenus, repentino furiarum afflatu correptus, summas clypei partes morsus acerbitate consumpsit, igneos ventri carbones mandare non destitit, raptas ore prunas in viscerum ima transfudit, crepitantia flammarum pericula percurrit, ad postremum omni sævitiæ genere debacchatus, in sex athletarum suorum præcordia furente manu ferrum convertit. Quam insaniam illi pugnanti aviditas, an naturæ ferocitas attulit, incertum est. Paul. Diac., hist. Lang. I, 20: Erant siquidem tunc Heruli bellorum usibus exercitati multorumque jam strage notissimi. Qui sive ut expeditius bella gererent, sive ut inlatum ab hoste vulnus contemnerent, nudi pugnabant, operientes solummodo corporis verebunda.

[illegible]

[illegible]

¹ [illegible] ... þeir drápu ... er kallat berserksgangr. ... Sangsmede ... Odin ... eller døve eller ... Ris-Qviste. ... som Hunde eller ... som Biørne eller Tiure. ... kunde bide paa ... Berserksgang ... De Berserkis ... eorum rabie vide annotationes ad Christni-Saga p. 142.

² Jus ecclesiast. vetus s. Thorlaco-Ketillian. constitut. an. Chr. MCXXIII. ed. Gr. J. Thorkelin. Havn. et Lips. 1776. Cap. XVI. um Blótskap. de Idololatria S. 78: Ef madr gengr berserks gáng oc ver þat fiörbaugsgard, oc ver ann karlmönnom þeim er hiá ero nema þeir hepti hann at, þa ver engum þeirra er þeir vinna stödvat. Ef optar kemr at, oc ver pat fiörbaugsgardi. Furore actus berserkico relegetur, præsentesque viri, nisi saltem compescant, eadem pœna afficiantur; si eum compescere possint, pœnæ obnoxii non sunt. Sæpius rabiens relegetur. Vgl. Münt. 544. 530.

³ Mother 756. 78. 851. 1039. 1659. 1732. 2165. 2678. 2739. 2751. 1279. 4668. 4679. 4686.

die Kette gelegt ist. Wenn sich Streit um ihn erhebt oder sonst sein Zorn erregt wird, sträubt er sich an der Lanne, brummt wie ein Bär, beißt in das Eisen, daß Feuerflammen herausfahren, schickt schreckliche Blicke umher und wirft mit Steinen um sich. Läßt man ihn von der Kette oder hat er selbst sie gebrochen, so schwingt er die ungeheure Stahlstange, womit er, wie mit Donnerschlägen, die Feinde zermalmt, daher er auch Widolt mit der Stange genannt ist. Unter den Kämpfern im Rosengarten erscheint der Riese Schruthan; wenn dieser sein Schwert auszieht und zu Streite geht, so verliert er seine Sinne, daß er niemand leben läßt; ein Heer würd' er vertilgen, wenn ihn sein Zorn ergreift.[1] Spuren solcher kriegerischen Wuth zeigen sich noch bei Wate im Gudrunliede, der leichter in starken Stürmen ficht, als er bei schönen Frauen sitzt, der, blutberonnen, „mit griesgramenden Zähnen," Fremden und Freunden schreckbar, in seinem Zorne dahertobt,[2] endlich bei Wolfhart, dessen Bild hier mit den festen und starken Strichen unserer Lieder wiederzugeben ist.

Wolfhart, ein Wölfing, Meister Hildebrands Neffe und Alpharts Bruder, ist ein junger Held, der nimmer Streites satt wird.[3] Er heißt der starke, der schnelle (Nib. 6893—9202), der kühne, der grimme,

[1] Rosenq. II, 126: Wer bestaht uns dann den Riesen, Der da heisset Schruthan, Dem die riesen alle, Bis an das meer sind unterthan? 127: Als er sein schwerdt ausziehet, Und zu streite gat, So verleurt er seine sinne, Daß er niemand leben lat, Und wär vor ihm ein heere, Wenn ihn begreift sein zorn Sie hätten sicherliche Alle den leib verlorn. Heldenb. 164a: Wer bestryt vns dann den ryse, Der do heysset schrůthan, Dem die recken gryse Biß an das mör sind vntertan? Wann er syn schwert gewinne Und damit zů streite gat, So verleürt er syn sinne, Das er nyemant leben lat; Und wer vor jm ein höre, Wan in begreyfft der zorn, Und hetten gleiche wöre, Ir leben hetten sy verlorn. Widolt und Schruthan sind ganz als Riesen gedacht, vielleicht weil solche Unbändigkeit der späteren Zeit völlig fabelhaft erschien; doch bezeichnet eben das Riesige die ungeheure Körperkraft, die wir als Ursache der Berserkerwuth angeführt, und auch die nordischen Berserker sind öfters Riesen, welche zu bekämpfen der edleren Helden Aufgabe und Verdienst ist.

[2] Gudrun Z 1371. 6041. 6082. 6091. 6625.

[3] Rosenq. I, 192: Ich gedenke noch, Wolfhart, Du werdest strites mat. Dietr. Fl. 8430—46: Da muz ich vechtens werden satt Oder ich muz da geligen tot. Dietl. 11415: Wie halt Wolfhart der mære Nie ware komen an die stat, Da er vechtens wurde sat, Doch was ermuedet so sein hant.

in Schlachten der wüthende Mann.[1] Überall räth und reizt er zur Gewalt, zur Rache, zum offenen Kampfe. Was soll ein Recke, von dem niemand spricht? Besser, von Heldenhand, als auf dem Stroh zu sterben; je mehr Feinde, desto mehr müssen ihrer unterliegen.[2] Er verlangt stets den Vorstreit, rennt vorschnell und unaufhaltsam einem Löwen gleich, in wilden Sprüngen, unter die Feinde und tobt umher, daß ihm das Blut von den Füßen über das Haupt springt.[3] Im wildesten Kampfe verjüngt er sich, sein Herz klingt vor Freuden, wie eine Schelle.[4] Zornigen Rufes, der laut, wie ein Horn, erschallt,[5] mahnt er die Streitgenossen, niemands zu schonen, Raben und Geier mit Blute zu laben, das Feld mit Leichen zu düngen; wen dürstet, der soll Blut trinken, die Schilde soll man wegwerfen und das Schwert kräftig in beide Hände nehmen.[6]

[1] Rab. 518.

[2] Sigen. 22: Was sult eynes edlen fursten leib, Des lob wurd gar verswigen u. s. w. 123: So geschech mir lieber von [eines] heltes hant, den das [eyner] (ich) posleichen alhie ersturb auf eynem stro: wurd ich erlich erslagen, des wer ich werlich fro. Dietr. Fl. 3393—95: Wir mussen doch ersterben; wir sullen hute werben, daz man uns klage hin nach. 6117—21: Ir geliget dester mer under. Rab. 526: Ir gel[e]it dester mer vnder ... ist ir vil (so) slahen wir ir desto mere. Dietl. 7764—90: Zweu sol der in herefart, von dem man nicht ze reden hat u. s. w.

[3] Nib. 9193 [Str. 2208]: Do wold er zů zim springen, wan daz in niht enlie Hildebrant sin œheim in vaste zim gevie: ich wæn du woldest wüeten, durch dinen tumben zorn u. s. w. Lat abe den lewen, meister! er ist so grimme gmůt u. s. w. Alsam ein leu wilder lief er vor in dan; im wart ein gæhez volgen von sinen vriunden getan. Swie witer sprunge er pflæge u. s. w. 9280 [Str. 2231]: So rehte krefteclichen er zů dem kunege drang, daz imez blůt under fůzen alůber daz houbet spranc. Dietl. 9338: Er sprang, als wir hœren sagen, als ein wilder liebhart.

[4] Dietr. Fl. 6981—92: Hei getet(en) wir noch eine vart, do uns so wol (an) gelunge! ach wie dan myn hertz klunge vor freuden als ein schelle! wurde ich in miner zelle noch ymmer gewaltig alsam ee, so geschech werlichen wee dem könig Ermriche u. s. w. Rab. 601: Wolfhart des tages in dem strite vaste junget.

[5] Roseng. I, 1163: Wolfhart dem kuenen wart die rede zorn. Er begunde rueffen daz sin stim lut als ein horn. Er sprach: ich wil noch me striten durch den alten grin u. s. w.

[6] Dietr. Fl. 6024—38: Sie werden kleine gespart u. s. w. 6402—30: Nu freuwt uch helde gute wir sollen in mannes blute heute waten untz

Sein Aufzug im Rosengarten, wo er billig den ersten Kampf hat, wird so beschrieben: er führt im Schild einen goldnen Wolf, sein Speer ist armesdick, sein Ross, weiß wie Hermelin, geht in Sprüngen, auf dem lichten Helme steckt eine silberweiße Stange mit Goldschellen, die, wenn er den Helm schüttelt, laut erklingen, [1] eben wie in seiner Brust das kampffreudige Herz.

Zierliches Benehmen bei Frauen ist nicht seine Sache, des Kusses entbehrt er wohl, des Streites nicht. Er scherzt gerne, doch nicht zum feinsten; nach dem Rosengarten, räth er, soll jeder Mann ein altes Trumm Seide mitnehmen, für den Fall, daß ihm der Schädel zertrennt würde; dort wird ihm auch, wie er selbst gesteht,

aber die sporn u. s. w. Ahei waz freude mir geschiht wen noch hute myn auge ansicht daz sich die geyr und die raben mit dem blute muzzen laben. 6456—64: Wolfhart der hochgemute schrey alsam ein wutend man: nu lant genesen nieman . . . daz manig frawe hernach clait. 6544—61. Wolfhart schrei sere: Ir lat ir einen hin nicht . . . ist under uns ieman, er sihe here oder furste, den von hitze durste, der leg sich nieder und trink daz blut und fecht aber als ein helt gut . . . wir sollen uns mit blute twahen. 6702—7: In der zit kam Wolfhart gerant, als ob er were ein tobend man. Er rieff Dietlaiben an: Lazza den schilt auf daz lant! nym das swert in baide hant und slahe slege vngezalt. 8437—46: Da soln vogel und tier buzzen ires hungers gier mit azze und mit blute u. s. w. 9370—77: Vaste rieff der sturmgite als ein wutender man: Lat, helde, dar gan und lazzet nieman genesen! Ez muz ein urtail wesen: wir soln auch nit langer leben. Ez wirt nieman von mir fried geben, jungen noch alten. Rab. 517—20: Wir tungen das gevilde, daz man hin abe sehe gan den bach von dem blute . . . sprach der wutende man . . . da von mynen handen muz fliezzen daz blut . . . ich mache satel lere u. s. w. 527: Raben und geyren die wartent ane zal. 601: Sie vielen vaste ane zal: owe, daz velt lag getunget. 747: Ahei! da sich ich myn tunge. 763: Der waz aller rot von blute. 855 f.: Ir tunget vast die wilde: werffet von den handen die schilde vnd nemt die swert mit krefften!

[1] Roseng. I, 1116: Also vermessenclichen sprangt Wolfhart in den tot. Sin helm was gesteinet und gap ouch liechten schin. Do fůrt er an dem schilte ein wolf, was rot guldin. Do fůrt er uf dem helme, der degen vil gemeit, Ein silberwisse stange, von der man wunder seit, Daran die goltschellen, daz rede ich ane wank, Wenn er den helm erschutte, daz ez vil lut erklank. Sin ros gieng in sprüngen, das was wiz als ein harm. Do fůrt er in der hende ein sper groz als ein arm.

sein ungekämmtes Haar von Hagens Schwerte nur allzu wohl geschlichtet.[1]

Sein jäher Zornmuth verursacht, gegen Dietrichs Verbot, den Kampf der Wölfinge mit den Nibelungen, darin jene, außer Hildebrand, sämmtlich untergehen. Als er selbst von Giselhern die Todeswunde empfangen, läßt er den Schild fallen, hebt hoch das Schwert und giebt dem Gegner den Tod. Hildebrand sieht den Neffen im Blute liegen und will ihn aus dem Hause tragen, aber Wolfhart ist ihm zu schwer. Aus dem Blute blickend, heißt er den Oheim den Verwandten sagen, daß sie um ihn nicht weinen, von eines Königs Handen lieg' er hier herrlich todt und sein Leben habe er so vergolten, daß von ihm allein wohl hundert erschlagen liegen.[2] Nachher findet Dietrich den Leichnam;

[1] Im Sigenot (126—32) scherzt er mit Uten, sie soll sich nicht um einen Alten grämen; ihm selbst kehren alle Frauen das Hintertheil zu. Roseng. I. 145—56: Nu küsse sy der teuffel ... ich minne lieber ein junckfrowe muleht unde swartz. 195—244: Solt ich noch Wurmez riten vmb einen rosencranz? Ich belib lieber hie heimen, so blibet mir der schedel ganz ... Ich wil ir lon die rosen, ich hab ir heimen genûg. Ich hab disen sumer gegangen, daz ich ir keine trûg ... Ich wil mich nit me ruemen, den ich vol bringen mag. Ich gebe für daz küssen lieber einen schlag ... Ires kusses enbir ich wol, irs strites enbir ich nicht ... Ieder man sol mit im füeren ein altez sidin dron, Wirt im sin houbet endrennet, zû dem ist ez im fron. 671—78 zürnt er, daß man den einzigen Fergen fürchte: wie süllent wir den in dem garten zwelf gesigen an? Wir sullen ime fleben als man dem esel tût, Wenne er nüt seck wil tragen, mit einem knütel gût u. s. w. 2255—66: Wolfhart ist ungezogen u. s. w. Er setzet rosen krenze uf ungekemtez hor ... Min hor ist mir gekembet gar unvermessenlich ... Also mir ist geslichtet, ich trüeg ez lieber krump. Hagene von Tronie mir mines hores pflag. Mit sinem gûten swerte gap er mir mangen slag u. s. w. Roseng. II, 38 verschmäht er das Magdthum der Jungfrau: das ist mein beste freude, wenn ich fechten soll.

[2] Nib. 9301 [Str. 2234]: Also der küene Wolfhart der wunden do enpfant, den schilt den liez er vallen, hoher an der hant hûb er ein starkes waffen, daz was scharpf genûc; durch helm unt durch ringe der helt do Giselheren slûc. Sie heten beide einander den grimmen tot getan. 9310 ff.: Hildebrant was gegan, da Wolfhart was gevallen nider in daz blût. Er besloz mit den armen den reken küen unde gût. Er wolden uzem huse mit im tragen dan; er was ein teil ze swære, er mûse in ligen lan. Do blikte uz dem blûte der re-wunde man, er sach wol daz im gerne sin neve het geholfen dan. Do sprach der totwunde u. s. w. Unde

mit röthlichem (jugendlichem) Bart und durchbissenen Zähnen liegt Wolfhart unter den Erschlagenen, das Schwert so fest in die Hand verklemmt, daß man es mit Zangen aus den langen Fingern brechen muß. [1]

Beständig in Dietrichs Gefolge, dient Wolfhart dazu, den Charakter des Haupthelden durch Gegensatz hervorzuheben. Wenn Dietrich zögert, tobt Wolfhart, durch Hohn und Trotz sucht er den zweifelmüthigen Herrn aufzureizen [2]; aber des Berners Zornflamme, die nur im rechten Augenblick auflodert, ist entscheidend und siegreich, während Wolfharts nimmersatte, voreilige Wuth ihn selbst und andre in Noth und Verderben reißt.

Der Spielmann.

In einer Welt, die gänzlich vom Gesange getragen ist, muß der Gesang selbst seine Geltung haben. Je weiter hinauf im Reiche der Lieder und Sagen, je unbedenklicher führen noch Könige und Helden das Saitenspiel, je wirksamer greift der Zauber der Töne in den Gang der Begebenheiten ein.

Drei Helden deutscher Sagenkreise sind der Töne mächtig, Rother,

ob mich mine mage nach tode wellen klagen, den næhesten und den besten den sult ir von mir sagen, daz si nach mir niht weinen, daz ist ane not, vor eines küneges handen lige ich hie herlichen tot. Ich han ouch so vergolten hier inne minen lip, daz ez wol mugen beweinen der guten ritter wip Ob iuch des iemen vrage, so mugt ir balde sagen, vor min eines handen ligent wol hundert erslagen.

[1] Klag. 1758 [Lachm. 835]: Do sah er [Dietrich] Wolfharte mit rotelihtem barte Tot gevallen in das bluot . . . Wolfhart der wigant der het verchlomen in der hant daz swert in sturmesherter not, swie der helt doch wære tot, daz dietrich und hiltebrant im daz swert uz der hant chunden nie gebrechen, dem zornmûtes vrechen, unz daz sis mit zangen uz sinen vingern langen mûsen chlosen dem man. Do man daz wafen gewan, owe, sprach her Dietrich, vil guot swert, wer sol dich nu mer so herliche tragen? du wirst nimmer mer geslagen so vil bi kunigen richen, also dich vil lobelichen hat geslagen Wolfhart . . . Wolfhart vor den wiganden mit durchbizzen zanden noch lach in dem bluote. In hiez der degen guote heben uz der aschen: sin herre bat in waschen und vlæwen uz den ringen.

[2] J. B. Dietl. 7870—99. 8129—48. 11115 ff.

Horand und Volker, außerdem, daß manchmal eine rüstige Schaar singend daherreitet.[1]

Das Gedicht von Rother hat noch recht seinen Grundton in den drei Harfenschlägen, welche dieser König den abfahrenden Boten zum Zeichen giebt, daran sie in der Noth seiner gewiss sein sollen. Getrost auf diese Klänge fahren sie hin, mit lautem Ruf und sausenden Segeln. Als sie zu lang ausbleiben, nimmt er wieder die Harfe und steigt selbst zu Schiffe. Die Königstreue, die sonst mit dem Schwerte sich bewährt, waltet hier im Wohllaut des Saitenspiels. Denn als die Gefangenen, auf Rothers Bürgschaft, zum erstenmal wieder außerhalb des Kerkers gespeist werden, da erklingt hinter dem Umhang der Leich, von dem ihnen Becher und Messer entfallen; freudetrunken begrüßen sie den „reichen Harfner," dessen erste Klänge ihnen die Losung zur Freiheit, der Königstochter aber, als Zeugin dieser wunderbaren Wirkung, das Wahrzeichen sind, woran sie den König erkennt, dem sie jetzt zu folgen bereit ist.[2]

Im Hegelingenliede führt nicht der König Hettel selbst die Braut heim, sondern sein Recke, der sangeskundige Horand. Aber in diesem erscheint noch jene Ansicht des Alterthums, daß der Musik ein Zauber, eine unwiderstehliche Gewalt über die Natur und das menschliche Gemüth innwohne. Wenn Horand singt, dann schweigen die Vögel, die Thiere des Waldes lassen ihre Weide stehen, das Gewürm kriecht nicht weiter im Grase, die Fische schwimmen nicht von der Stelle, Traurige werden getröstet und Kranke gesund, den Gesunden schwinden die Sinne; dann muß die Jungfrau aus der Kammer an die Zinne und zuletzt folgt sie dem Sänger über das Meer. Die süße Weise, von der sie bezwungen wird, hat weder zuvor noch hernach ein Christenmensch gelernt, Horand hat dieselbe auf der „wilden Fluth" gehört, d. h. von irgend einem Wassergeiste.[3] Denn eben den Naturgeistern in Berg und Fluth sind solche Wunderklänge vornehmlich eigen, wie auch unser Bergkönig

[1] Roth. 4976. Wolfd. 35a, 3. Gudr. 2179. 2780. 4472. 6244. 6356. 6787. Mor. 3100.

[2] Roth. 163. 802. 2499. Sonst kommen in diesem Liede noch mehrmals Spielleute als eigentliche joculatores vor: 1710. 1880—908. 2169 f. 3061. 83. 3710—3. 4292—301. Die Rückentführung durch den Spielman ist Wiederholung dessen, was ursprünglich durch den König selbst geschieht.

[3] Gudr. 1489. 1507. 1516. 1521. 1524. 1532. 1535. 1553. 1570. 1587. 1620. 1624. Vgl. 6356. Hjarrandahljod S. Herrauds ok Bosa, Fornald. S. III, 223.

Elberich die Harfe herrlich spielt.[1] All dieses stimmt oft wörtlich mit den Schilderungen überein, die in schwedischen, dänischen und schottischen Volksliedern von der Wunderkraft des Gesanges oder der Goldharfe gemacht sind, wodurch die Tochter des Bergkönigs oder die Jungfrau im Elfenhaine den Christenmann verlockt, oder umgekehrt der christliche Bräutigam dem Wassernix die geraubte Braut abnöthigt, oder auch eine Hirtin, ein Mühlmädchen den König hinreißt, die Goldkrone auf ihr Haupt zu setzen. Von solchen Zaubertönen heißt es dann in den Liedern: die Vögel auf den Zweigen vergessen, was sie singen sollen, Waldthiere und Fische, wohin sie springen oder schwimmen wollten; der Falke breitet seine Schwingen aus, der Fisch spielt mit seinen Floßen; die Wiese blüht, der Wald belaubt sich; Menschen und Wassergeistern lacht und weint das Herz; der König und seine Hofleute tanzen, Holz und Halm tanzen mit; die Rinde wird vom Baume gespielt, das Horn von der Stirne des Stieres, der Turm von der Kirche; Leichen erstehen aus den Gräbern, die versunkene Braut hebt den weißen Arm aus den Wellen und eilt auf den Schooß des Geliebten zurück.[2]

Daß man vom Wassernix (Strömkarl, Necken) Musik lernen könne, daß es eine den Elfen abgehörte Tanzweise gebe, bei welcher Junge und Alte, Blinde und Lahme, die Kinder in der Wiege, selbst alle Hausgeräthe, zu tanzen anheben und wovon der Spieler selbst nicht ablassen könne, wenn er nicht das Stück rückwärts zu spielen wisse oder ihm von hinten die Saiten der Geige zerschnitten werden, ist im Norden alter Volksglaube, und auf Ähnliches deutet in einem altdeutschen Gedichte, einer Erzählung des 13ten Jahrhunderts, der Albleich (Elfenspiel), die süßeste Weise, die Fiedlern zu Gebot steht.[3]

[1] Otn. Str. 522: Do trůg Elberich der cleine ein harpfe in der hant. Er rûrte also geschwinde die seiten alle sant In einem süssen tone, Das der sal erdoß u. s. w. Darum kann auch Laurin zû Bern ein gaugkler sin (Heldenb. 207 a). Die Berge Laurins u. s. w. sind ohnehin voll Klanges. Silv. de romanc. S. 244. 261.

[2] Svensk. Folkvis. I, 33. 35. 128 (Riddaren Tynne). III, 47 (Vallpiga). 51 f. (Vallkulla). 54. 57 (Qvarnpiga). 142. 144. 147 (Harpans kraft). 170 (schwed. Elfenhöh'). Udv. dansk. Vis. I, 235 (Elvehöj. Vgl. Grimm 156. 521). 328 f. (Harpens kraft). Bei den Alten Orpheus, Sirenen. Jamieson, Popul. Ball. and Songs. Edinburg 1806. I, 93. 99.

[3] Arndt, Reis. III, 17. IV, 241 f. Svensk. Folkv. III, 128. Grimm,

Verweisen wir die einzelnen Erzählungen der Geschichtbücher von deutschen Königen, welche Gesang und Tonkunst übten, immerhin in das Gebiet der Sage, z. B. daß der Wandalenkönig Gelimer, mit dem Reste seines Volkes auf dem Gebirg eingeschlossen und ausgehungert (a. Ch. 534), sich vom feindlichen Feldherrn ein Saitenspiel zum letzten Trost erbeten habe (Procop. hist. misc. l. II, c. 6. Grimm, d. S. I, 13 f.); oder daß noch der angelsächsische Alfred (um 878) als Harfner das Lager der Dänen ausgespäht![1] die Sagen selbst setzen einen Begriff von der Würde des Gesanges voraus, wonach man diesen mit jedem höchsten Berufe vereinbar fand; ist ja doch das Lied den Heldenaltern der Ausdruck aller geistigen Regung und Bildung. Im skandinavischen Norden, wo Odin, der Schlachtengott, den Dichtertrank geraubt hat und den Dichtern Gesänge giebt (Edd. III, 9),[2] ist vollkommen geschichtlich bestätigt, daß, als Skalde zu glänzen, den Königen und den gepriesensten Helden für ehrenvoll galt. Noch in späteren Jahrhunderten, in der Blüthe des deutschen und romanischen Minnesanges, stehen die höchsten Namen in der Reihe der Sänger.

Aber neben dieser freien Übung edler Kunst zeigt sich von frühester Zeit ein gewerbmäßiger Betrieb, der zwar als ergötzlich, ja als unentbehrlich gehegt und belohnt, jedoch mehr und mehr mit dem Stempel der Unehre bezeichnet ward, eben weil hier die Kunst mehr um Sold, als um Ehre, diente, weil das Lob in solchem Gesange für ein feiles galt und die Begehrlichkeit der Sänger zu gemeinen und sittenlosen

Elfenm. LXXXIII. Grimm, zur Recens. Vorr. II, nach Pf. Hands. 341. Bl. 357; da saßen Fiedler und videlten alle den albleich, die süßeste Melodie. Vgl. Silva de romanc. 244: del conde Arnaldos y del marinero. Fauriel II, 80. 390. [Grimm, deutsche Mythol. S. 438 f. K.]

[1] Vgl. Beda IV, 24: Unde nonnunquam in convivio, cum esset lætitiæ causa, ut omnes per ordinem cantare deberent, ille, ubi appropinquare sibi cytharam cernebat, surgebat a media cœna. Lingard I, 211. N. 1 findet diese Geschichte, die Ingulf S. 26 und einige nach ihm erzählen, an sich selbst unwahrscheinlich, auch sei sie Assern nicht bekannt gewesen. Hume I, 53 führt W. Malmesb. 2, 4 an und erhebt keinen Zweifel gegen die Erzählung.

[2] Heimskr. I, 10 f. (Yngl. S. C. 6): Mællti han allt hendingum, sva sem nú er þat qvedit, er skalldskapr heitir: Han oc hofgodar hans heita lióda-smidir, því at sú íþrótt hófz af þeim í Nordrlöndum. Vgl. oben S. 266.

Hülfsmitteln griff, daher auch in den Rechtsbüchern des dreizehnten Jahrhunderts die Spielleute den Ehr- und Rechtlosen beigezählt sind. In diesem Doppellichte des heldenhaften und des gewerbmäßigen Kunstberufes betrachten wir den Spielmann Volker und dessen Auffassung im Nibelungenliede. [1]

Die Eddalieder und die Wolsungensage wissen nichts von Volker, sie theilen dem Könige Gunnar selbst die Gabe des Harfenspieles zu, ganz mit alterthümlicher Zaubermacht. Von Atli in den Schlangenhof geworfen und an den Händen gefesselt, schlägt er die Harfe, die ihm seine Schwester zugeschickt, mit den Zehen so herrlich, daß Frauen weinen, Kämpfer erschüttert sind und das Gebälke zerspringt; die Schlangen aber schlafen ein, ausgenommen eine Natter, die den Helden ins Herz sticht. Fern über den Sund hat Oddrun, seine Geliebte, die mächtigen Saitenklänge vernommen, womit er sie zu Hülfe ruft, eilend fährt sie hinüber, trifft ihn aber nicht mehr lebendig (Edd. IV, 105. 138 f. 151. 175. Volf. S. Cap. 46, S. 190). In dem deutschen Liede nun hat der König das Saitenspiel an seinen Recken Volker abgegeben.

Schwert und Saitenspiel in denselben Händen bilden an sich einen Gegensatz, der um so stärker den Witz, ja die ironische Betrachtung hervorrief, je seltener diese Vereinigung in der Wirklichkeit geworden war. Volker von Alzei, einer von den tapfersten und mächtigsten Recken der burgundischen Könige, der Bannerführer ihres Heeres, erscheint zugleich als Spielmann, als Fiedler; denn bezeichnend ist schon die Fiedel, die Geige mit dem Bogen, an die Stelle der älteren Harfe getreten, welche noch vom König Rother geführt ward und im Liede von Morolf stets die deutsche Harfe heißt (Mor. 561. 610. 2483. 3578. 3702. 3759. Venant. Fortun. um 570: Romanusque lyra, plaudat tibi barbarus harpa. Masc. II, 342).

Da wird denn im Nibelungenliede für nöthig erachtet, besonders zu erklären, warum Volker der Spielmann genannt war, nemlich: „weil er fiedeln konnte," d. h. nur, weil er der Kunst mächtig war, nicht aber

[1] Nib. 35. 5917. 6349. 7324. 9184. 6623. 6705. 6679. 6696. 6829. 6795. 7093. 7161. 7202. 7317. 7365. 7602. 7605. 7612. 7941. 7982. 7993. 8081. 8100. 18122. 8145. 8152. 8189. 8256. 9024. 8797. 8917. 9177. 9185. 9219. 9245. 9248. 9259. 1406 ff. Roseng. I, 175. 1071. 1704. 1707. 1771. Roseng. II, 131. 342. 343. 345. 346. 347. 349. 350.

nach Art der fahrenden Leute auf Erwerb damit ausgieng. Beigefügt ist ausdrücklich, er sei ein edler Herr gewesen, dem viel guter Recken unterthan waren, dessen Gefolge solch Gewand trug, daß ein König sich nicht daran zu schämen hätte (Str. 1416 f.); und so führt er auch im Verlauf des Gedichtes, gleichsam zur Wahrung seiner Ehre, meist ein auszeichnendes Beiwort: der edle, der kühne Spielmann; kühnerer Fiedler war nie einer (Nib. 7370. Lachm. 1772), küener videlære wart noch nie dehein); groß war seine Kraft neben der Kunst (7374. Lachm. 1773: sîn ellen zû der fûge diu wârn beidiu grôz); und als ihn die Tochter des Markgrafen Rüdiger unter den sechs vornehmsten Gästen mit Kuss empfängt, wird namentlich bemerkt, daß ihm als Helden solches widerfahren. Nib. Z. 6679 f. Lachm. 1605: si kuste ouch Dancwarten, dâ nâch den spilman; durch sînes lîbes ellen wart im daz grüezen getân. Wenn nun dieser edle und kühne Recke dennoch gleich andern Spielleuten in Rüdigers gastlichem Saale kurzweiliger Sprüche voll ist und zum Abschied vor der Hausfrau süße Töne fiedelt und ihr seine Lieder singt, auch dafür zwölf Goldringe zur Gabe empfängt, die er zu Hofe tragen soll, und wieder umgekehrt, wenn er wie ein wilder Eber ficht und doch ein Spielmann ist (8082. Lachm. 1938: Dâ vihtet einer inne, der heizet Volkêr, Alsam ein eber wilde, unde ist ein spilman), das muste den Zeitgenossen des Liedes überaus ergötzlich vorkommen. Mit dem grauenvollen Ernste der Begebenheiten steigert sich die Ironie dieses Gegensatzes zu schneidendem Heldenscherze. Einen Fiedelbogen, stark und lang, einem scharfen, breiten Schwerte gleich, zieht Volker an sich, als er vor Kriemhilden auf der Bank sitzt; schweren Geigenschlag droht er den zudringenden Hunnen, laut erklingt ihm der Fiedelbogen an seiner Hand, ungefüg fiedelnd geht er durch Etzels Saal; wie ein wilder Eber ficht er und ist doch ein Spielmann, seine Leiche lauten übel, seine Züge sind roth, seine Töne fällen manchen Helden. Da spricht Hagen zu Günthern: „Nun schaue, König! Volker ist dir hold, er dienet williglich dein Silber und dein Gold, sein Fiedelboge schneidet durch den harten Stahl, nie sah ich einen Fiedler so herrlich stehen, seine Leiche hallen durch Helm und Schild, wohl soll er reiten gute Ross' und tragen herrlich Gewand" (Lachm. 1943 f. 1944. Av. 33). Geld, Rosse, Kleider sind die Gaben, darum bei Festlichkeiten, wie früher in demselben Liede bei Siegfrieds Schwertnahme (Nib. 158 f. 165—72),

von den Fahrenden gedient wird, auf deren Gewerbe Hagen hier anspielt; so wie in der vorerwähnten Stelle, wonach Volkers Mannen Gewand tragen, dessen ein König sich nicht zu schämen hatte (Nib. 5917 ff.), angedeutet ist, daß er seinem Gefolge so kostbar gebe, was andere Spielleute zum Lohne zu empfangen pflegen. Dem Gegensatz enthoben, ein Genosse jener alterthümlichen Harfner, erscheint Volker in der nächtlichen Schildwache, die er vor dem weiten Saale hält, darin die burgundischen Gäste, am Vorabend der letzten Noth, voll banger Ahnung sich niedergelegt haben. Mit seinem Heergesellen, dem grimmen Hagen, tritt er vor die Thüre des Hauses, beide in lichtem Sturmgewand. Volker lehnt seinen guten Schild an die Wand, holt seine Geige und setzt sich damit auf den Stein an der Thüre. Erst klingen seine Saiten ermuthigend und stark, daß all das Haus ertost, dann süßer und sanfter, bis er alle die „sorgenden" Männer in den Schlaf gespielt. Nun nimmt er wieder den Schild zur Hand und hütet ihrer in Treue (Nib. Lachm. 1768. 1772 ff.). Diese schöne Stelle, worin das Saitenspiel in reiner Macht und Bedeutung anschlägt, ist wohl auch diejenige, wodurch der Spielmann Volker ursprünglich dem Liede angehört; durch alle Umwandlungen der Sage meinen wir in seinem Geigenstrich einen Nachhall von Gunnars wunderbarem Harfenschlage zu vernehmen; wie vor diesem die Balken zerspringen, so ertost von jenem noch all das Haus, und wie Gunnar die Nattern einschläfert, so Volker die nagenden Sorgen seiner Freunde. Auch im Rosengarten ficht Volker von Alzei, der Spielmann, und es fehlen auch hier nicht die scherzhaften Vergleichungen des Kampfes mit Geigenstrich und Tanze; bereits aber ist die goldene Fiedel in den Schild der Helden versetzt und geht damit in eine heraldische Beziehung über, welche sich in den Wappen der Stadt Alzei und einiger von dort ausgegangener Adelsgeschlechter erhalten hat.

Aus dieser örtlichen Nachweisung, welche zuerst in Storcks Darstellungen aus dem Rhein- und Mosellande, Essen und Duisb. 1818, B. I, 256—8 gegeben worden, zusammengenommen mit dem Umstande, daß Volker im Nibelungenliede zuerst in der Sage erscheint, während er noch im spätern Dietleibsliede und der Sage, wie sie in diesem vorausgesetzt wird, fehlt, erklärt sich W. Grimm (Heldens. 355) die Einschiebung desselben in das erstere Gedicht folgendermaßen:

Jetzt, sagt er, bin ich auch im Stande, Nachweisungen über seinen wahrscheinlichen Ursprung zu geben. Die Herrn der Burg Alzei, welche durch ihre Lage nahe bei Worms schon Anspruch darauf hatte, an der Sage Theil zu nehmen, führten eine Fiedel im Wappen und hießen im Volk die Fiedeler (oben S. 323). Daraus wird deutlich, warum die Fiedel, daz wâfen, auch Volkers Schwert ist und beide in manichfachen Ausdrücken (ez ist ein rôter anstrich, den er zem videlbogen hât 1941, 3; sîn videlbogen snîdet durch den herten stâl 1943, 3) mit einander vertauscht werden, oder mit andern Worten, warum er zugleich Held und Spielmann ist, und die Geige, sein Wappen, mit in den Kampf trägt. Ich meine auch, daß der ganze etwas phantastische Charakter gegen die sonstige geschichtliche Haltung des Nibelungeliedes absticht, so wie seine durch frühere Ereignisse nicht erklärte Freundschaft zu Hagen auffällt.

Sollte auch wirklich der Spielmann Volker erst auf diese Art in das Lied gekommen sein, obgleich eine eigentlich heraldische Beziehung noch nicht im Nibelungenliede, sondern erst in den Rosengartenliedern sich zeigt, und sollte nicht umgekehrt das Wappen von Alzei aus der Sage stammen, so ist doch anzunehmen, daß ein Charakter, der so bedeutend, wie Volker, im Liede auftritt, wenigstens für seine Aufnahme in dasselbe einen Anhalt in der Sage vorgefunden haben werde. Einen solchen würde das vorerwähnte Harfenspiel des Königs Gunnar darbieten.

Dazu, wie Volker die Helden in den Schlaf geigt, findet sich ein ländliches Seitenstück im Menchinger Vogtsrecht (bei Nördlingen) von 1441 (Grimm, Rechtsalterth. S. 395):

Und soll man den rechern die groß glocken leuten, die sollen dann, so man leutet, in den amthof kommen und mit einem pfeifer vorausbin pfeifen laßen, unz auf die vorgen. mad und des abends sol er [der Amtmann] in wider heim laßen pfeifen.

Ähnlich im Sigolzheimer Hofrecht (Elsaß), ebendaselbst:

Und sol muns in [dem Köhler und Zimmermann, wenn sie den Zins bringen] wol bieten und [so es] erberliche zu naht wird, so sol man in stro umbe das vür zetten unde einen giger gewinnen darzu, der in gige, das sie entslaven, unde einen knecht, der in hüte irs gewandes, das es in nit verburne.

Spielleute, welche in die Handlung eingreifen, sind noch Werbel und Swemmel, die Fiedler des Königs Etzel. Sie gehören nicht, wie Volker, in die Reihe der Helden, aber als Diener und Boten des mächtigsten Königs sind sie höher gestellt, denn die gewöhnlichen Fahrenden.

Bei Etzels Hochzeit mit Kriemhilden und auf ihren Botschaftsfahrten werden sie reichlich beschenkt (Nib. 5509—12). Mit einem Gefolge von vier und zwanzig Recken (5649) werden sie gen Worms geschickt, um die burgundischen Könige nach Hunnenland einzuladen (Av. 24). Werbeln bekommt diese Botschaft übel, zum Lohne dafür schlägt ihm der zürnende Hagen vor Etzels Tische die rechte Hand auf der Fiedel ab (Av. 33. Str. 1900—2. Z. 7929—37). Er übt damit eine Gewaltthat, die in dem Gesetze der Angeln und Weriner besonders vorgesehen ist: die Hand des Harfners, gleich der des Goldschmieds, wird darin durch erhöhte Buße geschützt.[1] Swemmel bringt die Nachricht vom Falle der burgundischen Könige, sammt ihren Waffen und Rossen nach Worms. Auf dem Rückwege muß er dem Bischof Pilgrim zu Passau, dem Oheim dieser Könige, die ganze Geschichte ihres Untergangs, als Ohren- und Augenzeuge vorerzählen, und der Bischof läßt solche zum ewigen Gedächtnis niederschreiben (Klage Z. 1728—40. 2145 ff. Lachm.).

Der streitbare Mönch.

Eine gewaffnete Geistlichkeit vertrug sich zwar nicht mit Lehre und Ordnung der christlichen Kirche, die nicht selten dagegen eiferte, wohl aber mit der Kriegsverfassung und dem kriegerischen Geiste des Mittelalters; sie begegnet uns daher in manigfaltigen Erscheinungen von den fränkischen und angelsächsischen Bischöfen und Äbten an, die an der Spitze ihrer Schaar zogen,[2] bis zu dem kölnischen Erzbischof am Ende

[1] Lex Anglior. et Werinor. hoc est Thuringor. tit. V. § XX.: Qui harpatorem, qui cum circulo harpare potest, in manum percusserit, componat illum (Herold. illud) quarta parte maiori compositione, quam alteri eiusdem conditionis homini. Aurifices similiter. Fœminas (Herold. aurifici ... fœminæ) fresum facientes similiter. Georgisch, Corp. Jur. Germ. ant. S. 448. Bei Saxo l. VI, S. 143 beginnt auch Starkather an Ingells verweichlichtem Hofe sein Strafgericht damit, daß er dem Pfeifer (tibicen) ein Bein ins Gesicht wirft.

[2] Pertz 95. 190—92. Philipps 86. bes. die Stelle aus dem Chron. Fontanell. Bouq. II, S. 661 (Pertz 190): Wido sortitur locum regiminis [monast. Fontanellens.]; hic namque propinquus Caroli [Martelli] principis fuit, qui etiam monasterium S. Vedasti, quod est in Atrebatensi territorio, jure regiminis tenuit anno uno sicut et istud. Erat autem de secularibus clericis, gladioque quem semispacium vocant semper accinctus, sagaque

des dreizehnten Jahrhunderts, der als Gefangener des Herzogs von Brabant in voller Eisenrüstung im Kerker sitzen muste (Ottokar Cap. 525—37. Schacht S. 254). Bei Heereszügen zu Rettung und Verherrlichung des Christenglaubens hatte das Schwert in Priesterhand nichts Befremdliches. Nicht immer bedienten sich geistliche Besitzer von Lehen und Eigen des Rechtes, die Kriegspflicht, die davon zu leisten war, durch Stellvertreter aus dem Laienstande versehen zu lassen.[1] Söhne tapferer Geschlechter, die für geistliche Würden bestimmt wurden, Fürsten und Ritter, die nach kriegerischer Laufbahn in das Kloster traten, die beste Ruhestätte für das Alter in jener stürmischen Zeit, empfiengen mit der Priesterweihe und dem Ordenskleide nicht sogleich auch den Geist der Demuth und des Friedens. Erscholl das Geräusch der Waffen bis in die einsame Klosterzelle, dann regte sich wohl auch der alte Kampfmuth in der Heldenbrust, wie der aquitanische Herzog Hunold im achten Jahrhundert nach fünf- und zwanzigjährigem Klosterleben nochmals zu Schwert und Fahne griff (Masc. II, 312).

Was sich so im Leben gestaltet, nahm auch in den Dichtungen seine Stelle ein. Der Helden geistliches Ende ist zwar häufig nur für einen Zusatz mönchischer Bearbeiter anzusehen. Dagegen ist der streitbare Mönch als lebendiger Charakter in die Genossenschaft verschiedener Heldenkreise eingetreten und aus letzteren wieder in die Klosterlegenden übergegangen. Auch die deutsche Heldensage hat diesen Charakter, der ihr nicht ursprünglich angehörte, wohlgefällig in sich aufgenommen und gehegt.

König Rother folgt dem Rathe des getreuen Berchter, sich mit ihm zu „mönchen“ (Roth. 5172: Wir munichin uns); ähnlich dem westgothischen Könige Wamba und dem langobardischen Ratchis.[2] Wolfdietrich, der Welt müde, opfert Krone und Sturmgewand auf den Altar des Klosters Tustkal (Wolfd. 149a, 2), wo er sich einbrüdert. Es erbarmt ihn, daß man den Armen spärlichere Kost reicht, er schüttet die Speise

pro cappa utebatur, parumque ecclesiasticæ disciplinæ imperiis parebat. Nam copiam canum multiplicem semper habebat, cum qua venationi quotidie insistebat, sagittatorque præcipuus in arcubus ligneis ad aves feriendas erat, hisque operibus magis quam ecclesiasticæ disciplinæ studiis se exercebat.

[1] Außer den Stellen in voriger Note vgl. Raumer V, 486. VI, 123. 392 f.

[2] Wamba 680. Ratchis 749. Masc. II, A. 228 f. II, 319 Note.

zusammen und theilt sie gleich aus, die widerspenstigen Ordensbrüder hängt er mit zusammengeknüpften Bärten über eine Stange auf. Mit ungeschwächtem Heldenmuthe rennt er in das Heer der Heiden, die das Kloster bedrängen, blutroth sind die Buchstaben, die er schreibt (ebd. 150a, 4. b, 2 f. 153a, 1 v. u. b, 4 f.), übel der Segen, den er spendet. Um seine Sünden in einer Nacht abzubüßen, setzt er sich im Münster auf eine Bahre, wo er mit den Geistern aller von ihm Erschlagenen den härtesten seiner Kämpfe bestehen muß. Die Wilkinensage erzählt, daß Heimr, der Amelungenrecke, unter anderem Namen sich in ein Kloster begeben und seine Waffen zu des Abtes Füßen gelegt. Sie werden wieder hervorgenommen, als Heime für die Rechte des Klosters einen Riesen im Zweikampfe besteht. Der Ruf dieser That bringt zu Dietrich von Bern, der daran den Helden erkennt und ihn aus dem Kloster zurückholt. Den Mönchen ist nicht leid um ihn, weil sie alle sich vor ihm gefürchtet und er den Abt selbst mißhandelt.[1] Nach der Chronik des Klosters Novalese in Piemont (Chron. monast. Novalic. l. II, c. 7—13, bei Muratori, Script. rer. ital. t. II, p. II. Grimm, d. Sag. II, 55 ff.) hat auch Walther, der Held des lateinischen Gedichts, im Alter sich zum geistlichen Leben gewendet und dieses Kloster, das er der strengen Zucht wegen vor allen gewählt, gegen feindliche Gewalt vertheidigt. Das Schulterblatt eines weidenden Kalbes dient ihm gelegentlich als Waffe.

Mitten im Heldenleben tummelt sich der handfeste Mönch Ilsan. Er ist vom Meistergeschlechte der Wölfinge, ein Bruder Hildebrands, und erscheint im Liede von der Ravennaschlacht noch selbst als Meister der jungen Fürsten, die durch seine Nachgiebigkeit so kläglich umkommen. Dagegen ist in den Rosengartenliedern das Mönchthum ihm wesentlich. Als Dietrich an den Rhein ausreiten will, fehlt noch ein Recke zu zwölfen. Hildebrand schlägt seinen Bruder Ilsan vor (Roseng. II, 140 f.

[1] Sag. om K. Didrik, S. 387—391. Rafn II, 1. S. 602—21. Bei Heimes Kampf mit dem Riesen heißt es S. 613: og saa sige tydske Kvad, at han skar saa meget af hans Laar, at een Hest ikke kunde drage mere. Daß nachher die Mönche von Heime ermordet und das Kloster von ihm und Dietrich, weil es diesem Schatzung versagt, ausgeraubt und verbrannt wird, mag in dem auch sonst bemerklichen Hasse gegen Dietrich als Arianer seine Quelle haben.

170 f. 192). Sie ziehen vor das Kloster Eisenburg oder Ilsenburg, wo derselbe schon zwei und dreißig Jahre Mönch ist (Roseng. I, 300). Er bedenkt sich nicht lange, die Fahrt mitzumachen, und die Klosterbrüder beten, daß er nicht wiederkehre, denn er hat sie manchmal an den Ohren umgezogen, wenn sie nicht thun wollten, was er ihnen gebot (Roseng. II, 209. I, 454—64). Den starken Rheinfergen, der zum Fährgelde Fuß und Hand begehrt, lockt er herüber, indem er sich für einen Wallbruder ausgiebt, und bezwingt ihn dann mit Faustschlägen (I, 651 ff.). „Nummer dummer amen!" (d. h. in nomine domini; ebd. 725) spricht der Ferge, vor dem geistlichen Herrn am Boden liegend, und ist nun bereit, mit seinen zwölf Söhnen die lieben Gäste überzuschiffen. Im Rosengarten kämpft Ilsan nach dem einen Liede mit Studenfuß, nach dem andern mit Volker. Die graue Kutte über dem Stahlgewand, watet er durch die Rosen oder wälzt sich gar darin (Roseng. I, 1639: Do begunt sich walgern der münich Ilsan In dem rosegarten, nieman greif in an, In den liehten rosen) und alle Frauen lachen über ihn (I, 308). Wen er Beichte hört, der empfängt schwere Buße. Der eine genügt ihm nicht, er giebt noch weitern zwei und fünfzigen den Segen, so viel als seiner Klosterbrüder sind, deren jedem er einen Rosenkranz mitzubringen gelobt hat. Gleich viele Küsse muß ihm Kriemhild geben und er reibt sie mit seinem Barte, daß ihr rosenfarbes Blut nachfließt (Roseng. II, 454 f.). Man will ihn nicht mehr in sein Kloster einlassen, doch er stößt das Thor auf (Roseng. I, 2454 f.), drückt die Kränze auf die Platten der Mönche, daß ihnen das Blut über die Stirne rinnt, und zwingt sie, ihm seine Sünden büßen zu helfen (II, 468 ff.); die es nicht thun wollen, hängt er, wie Wolfdietrich, an den Bärten über die Stange (Gedr. Heldenb. 186 b). Im Alphartliede führt der Mönch Ilsan zur Rache um seinen Neffen eilfhundert Klosterleute herbei, die über den lichten Ringen schwarze Kutten tragen. Sie singen gar üble Töne und fällen manchen in das Gras (Alph. 319. 381. 435. 459). Durch diese getreue Hülfe wird Ilsan mit Dietrich ausgesöhnt, dem er vor Garten den Oheim erschlagen (402—8). Über Alpharts Grab geführt, heißt er das Weinen lassen und nur auf Vergeltung denken (409 f.). In den dänischen Kämpferliedern führt er, auf Dietrichs Heldenfahrt, Kutte und Kolben im Schild und ein Messerlein an der Seite, das nicht über eilf Ellen lang ist

(Grimm 25. Dansk. Vis. I, 6); **auch sonst hat der kahle Mönch mit dem Kolben, daran fünfzehn Männer zu tragen haben, mancherlei derb**lustige Abenteuer (Dansk. Vis. I, 167—72. 395 f. Grimm 313—15. 494. 531—3) außer- und innerhalb des Klosters.

Daß dem Mönche nicht ziemlich sei, die Waffen zu handhaben, ist in unsern Liedern genugsam ausgesprochen. Der Abt verweigert dem Bruder Ilsan den Urlaub; das Recht der Gottesknechte sei, nicht zu streiten, sondern Tag und Nacht dem Herrn zu dienen. Erst als der Mönch die ganze Brüderschaft dafür verantwortlich macht, wenn einem der Helden im Rosengarten Leides geschehe, willigt der Abt ein, indem er sich selbst einen Kranz ausbedingt (Roseng. II, 199—203). Auch hat Ilsan beim Eintritt in das Kloster seinem Herrn noch eine Fahrt gelobt (Roseng. I, 303—6. 395—400. Vgl. II, 173 f.), gleichwie Wolfdietrich sich vorbehalten, zur Vertheidigung des Klosters wieder zum Schwerte zu greifen (Wolfdietr. 149 a, 1 f.). Dennoch reichen diese und andere (I, 1759—66) Entschuldigungen nicht völlig aus. Im Rosengarten muß Ilsan von Kriemhilden hören: zu Chore gehen und Messe singen ständ' ihm besser an (II, 309); und Volker meint, klare Seide würd' ihn besser kleiden, als die Kutte, man sollt' ihn, nachdem er gestritten, aus dem Kloster jagen (I, 1758). Hierauf erwidert er, das Streiten sei ihm von den Wölfingen angeboren. Der Widerspruch des weltlichen Treibens mit dem geistlichen Beruf ist bei Ilsan gedoppelt, indem er um den Kuss der Frauen Leib und Seele wagt. Ward nun schon der kämpfende Spielmann ironisch aufgefaßt, so muste der Mönch, um Frauendank fechtend, ganz zur lustigen Person werden. „Wem hat der Berner seinen Thoren her gesandt?" wird ihm zugerufen (II, 312). Scherzhaft ist durchaus seine Erscheinung gehalten und wiederkehrend sind die meist doppelsinnigen Anspielungen auf Paternoster und Benedicite, auf Beichthören und Bußegeben, auf den Predigerstab, die tönende Kutte, das kurze Möchshaar mit dem Rosenkranze, den rauhen Bart, der zarte Lippen wund reibt. Ergötzlich sind in dem einen Liede Volker und Ilsan einander im Kampfe gegenübergestellt: der Spielmann mit dem blutigen Fiedelbogen und der Mönch mit dem lichten, scharfen Predigerstabe.[1]

[1] Roseng. I, 385. 415. (Vgl. Ctn. 1368.) 725. 1439. 1654. 1659. 1665. 1682. 1685. 1704. 1717. 1739. 1750. 1753. 1757. 1767. 1770. 2285. 2289. 2298. 2302. 2357. Roseng. II. 306 f. 309—313. 318. 451 ff.

Rumold.

Neben dem Kriegs- oder Lehendienste bildete sich ein Hofdienst, der, aus den Bedürfnissen jedes größeren Haushalts hervorgegangen, sich in verschiedene Hauptämter sonderte, denen die niederen Dienstleute zugetheilt und untergeordnet waren. Vier solcher alter Hofämter sind es vorzüglich, die wir das ganze Mittelalter hindurch von den Höfen der Könige bis zu denen der Grafen und Äbte überall bestellt finden: Kämmerer, Marschalk, Truchseß und Schenk. Doch sind diese bekanntesten nicht die einzigen, namentlich wird nicht selten auch des Küchenmeisters erwähnt. Der Hofdienst muste an sich weniger ehrenvoll erscheinen, als der Kriegsdienst, theils weil ihm als solchem die Waffenehre abgieng, theils weil ursprünglich Hörigkeit damit verbunden war. Bald zwar wusten jene Hauptämter sich hoch genug zu stellen; stets in der nächsten Umgebung des Herrn, bekleideten die Inhaber derselben sich mit Glanz und Macht, die kriegerische Würde kam zu der höfischen, erblicher Landbesitz verband sich dem Amte, das nur noch im Prunkdienste bei hohen Festlichkeiten sich äußerte.[1] Die Inhaber der vier Reichsämter standen zu oberst in der Reihe der deutschen Fürsten (Majer, t. Staatskonst. S. 81).

Der burgundische Königshof des Nibelungenliedes ist mit seinen Amtleuten wohl ausgerüstet: Dankwart, Hagens Bruder, ist Marschall; Ortwin von Metz, dessen Neffe, Truchseß; Sindolt Schenk; Hunolt Kämmerer; Rumolt Küchenmeister. Bei ihnen hat das Hofamt noch seine Bedeutung; steht ein Fest bevor, dann sind sie „unmüßig" mit ihrem Gesinde, alles zu ordnen und zu richten; sie pflegen der Gäste so, daß all das Land davon Ehre hat (Nibelungen Z. 1244). Zugleich aber sind sie tapfere Recken und ziehen mit auf Heerfahrt; dann ist besonders der Marschalk als Führer und Verpfleger der reisigen Knechte thätig. Auch Rumolt, der Küchenmeister, ist ein kühner und getreuer Held, er streitet wacker gegen die Sachsen und ihm werden Land und Leute befohlen, als die Könige zu den Hunnen fahren. Dennoch ist an ihm der Spott hängen geblieben, wie der Ruß an seinem Schilde. Die Verwaltung der Küche, scheint es, konnte nicht zu rechter Würde

[1] Philipps 77. Masc. II, 328. Raumer V, 22. Rössig 288 f. Lang Regest. I, 387: Liupoldus magister coquinæ aulæ imperialis, dictus de Nortenberch.

gelangen, und wo neben dem Truchseß ein Küchenmeister bestand, mochte jenem der Ehrendienst im Saale, diesem die Aufsicht in der Küche zukommen. Darum wird scherzweise von Rumold angerühmt, wie gut er seine „Unterthanen" hergerichtet, die weiten Kessel, die Häfen und Pfannen. Während Ortwin, der Truchseß, zu Gewaltthaten wie zu Siegfrieds Ermordung, gerne stimmt und selbst bereit ist (485—92. 3473 f. 3489—91), so gilt Rumolts Rath sprichwörtlich für einen überaus friedlichen. Er, der Küchenmeister, räth seinen Königen, als die Fahrt zu den Hunnen besprochen wird, nicht so kindisch das Leben zu wagen, gemächlich daheim zu bleiben, mit guten Kleidern sich zu schmücken, den besten Wein zu trinken und schöne Frauen zu minnen; an Speise, so köstlich je ein König in der Welt sie hatte, soll es ihnen nicht fehlen. Trauern muß der getreue Mann, als sie dennoch die verderbliche Reise antreten.[1]

Im Liede von Dietleib wird der Scherz über Rumold noch weiter ausgesponnen. Rußfarb, mit Sinnbildern der Kochkunst bemalt, ist der Schild des Küchenmeisters, der wie ein Löwe streitet, übel sind die berathen, denen Hunolt (Sindolt) da den Wein schenkt und Rumold die Braten anrichtet oder Krapfen austheilt, davon die Glieder schwären.[2]

Auch bei den Hegelingen werden beim Feste die ersten Helden zu den Hofämtern berufen; Irold wird Kämmerer, Wate Truchseß, Frute Schenk, statt des abwesenden Horands; der Marschall bleibt unerwähnt.[3]

Rüdeger.[4]

Höher, innerlicher aufgefaßt ist die Verbindung der Häuslichkeit mit dem Heldenthum, des friedlichen Dienstes mit dem kriegerischen, in dem

[1] Nib. Z. 37. 953. 3117 (Vgl. 2265—68. 1240—44. 3213—21). 5165. 5873. 6033. 6081. Walth. 436. Klag. 4084—4138.

[2] Dietl. 7749. 10557. 10606. 12011. 12245. 12697.

[3] Gudr. Z. 6445.

[4] Vgl. Tac. Germ. c. 21. Nib. 6783 f., bei Lachm. 1630. Cæs. de bello gall. VI, 23. Pomp. Mela III. Vgl. Grimm, Rechtsalterth. 122. 190, 6. 249 u. 399—402. Klage 3371. B. d. Hag. Anmerk. S. 137—143. Dietrichs Flucht 4686. 4784. 4926. 5100. 5292—96. Rab. 129. Roseng. I, 798. 817. 822. 959. 1481. 1491. 2451. 2385. 2391. Dietl. 5097. 4167. 4235. 4304. 6035. Nib. 4603. 4740. 4760. 4625. 4651. 4698. 4704.

Charakter des Markgrafen Rüdeger, der mit vollstem Rechte der milde, der gute, der edle, der getreue zugenannt wird.

Aus seiner Heimat vertrieben, von Etzeln wohl aufgenommen und ansehlich belehnt, widmet er seine Dienste zunächst der Königin Helke, als Vollzieher ihrer wohlwollenden Absichten, als Schatzmeister ihrer Mildthätigkeit. Den heimatlosen Dietrich und dessen Gefährten bewillkommt er freudig im Hunnenreiche, schafft ihnen Pferde, Gold und Kleider, und zwar heimlich, damit niemand ihrer Armuth inne werde. Er führt sie zu der Königin, wo sie unter seiner Obsorge herrlich bewirtet und ausgestattet werden. So wird der Empfang bei Etzeln vorbereitet, der ihnen, auf Helkens Fürsprache, seine Hülfe zusichert. Der Markgraf führt selbst das hunnische Hülfsheer gegen Ermenrich. Als auf diesen Zügen die zween Söhne Etzels umgekommen sind, ist er der Vermittler zwischen Dietrich und den gekränkten Eltern. Wie er selbst sich jedes Gastes freut, ist auch er überall gerne gesehen und darum geschickt zu Botschaften, zumal an Frauen, denen er durch seine freundliche Sitte sich empfiehlt. Nach dem Tode seiner Gebieterin Helke wirbt er als Etzels Bote um Kriemhilden. Diese läßt sich erst erbitten, nachdem er, auch ihr mit allen seinen Mannen zu dienen und, was ihr Leides geschähe, zu rächen, beschworen hat. Die volle Freundlichkeit seines Wesens zeigt sich in seinem eigenen gastlichen Hause zu Bechelarn, als er die Burgunden auf der Hunnenfahrt beherbergt. Hier ist alles heiter, „wonniglich," heimatlich; aufgethan ist die Burg, offen stehen die Fenster an den Mauern; an der Hand werden die Gäste in den schönen, geräumigen Bau geführt, wo die Donau untenhin fließt und sie fröhlich gegen der Luft sitzen. Wie das Haus, so die Bewohner, er der beste Wirt, der irgend an der Straße wohnt, dann seine liebe Hausfrau und die schöne Tochter, deren Kuss die Helden begrüßt. Am

4750. 4767. 4770—72. 4820. 4785. 4897. 4905. 4914. 4918. 4907. 4934. 4949. 5035. 5040—51. 5045. 5077. 5236. 5293. 5301. 5309—12. 5407. 5442—44. 5504. 5713. 6565. (Lachm. 1579.) 6580. 6597. 6604. 6615. 6640. 6642. 6656. 6660. 6687. 6700. 6710. 6719. 6726. 6740. 6764. 6767. 6774. 6782. 6789. 6829. 6837. 7240. 7537—45. 8062. 8644. 8663. 8959 f. 8965 f. 8696. 8699. 8703. 8717. 8728. 8730. 8742. 8769. 8804. 8825—49. 8838. 8873. 8880—912. 8916. 8925. 8973. 8976. 8985. 8989. 9021. 9033. 9042. 9049. 9078. 9088. 9092. 9095. 9135. 9139. 9144. 9145. 9149. 9155. 9157. 9170. 9176. 9369—75. 9440. Klag. 426—46. 2061—282.

wohlbesetzten Tische, bei gutem Weine geht allen das Herz auf. Wie sehr sie sich wehren, müssen sie doch bleiben bis zum vierten Morgen und zum Abschied werden sie auf das reichlichste beschenkt. Jeder empfängt eine herrliche Gabe, Waffenkleid, Schwert, Schild, Goldringe; die herrlichste der Jüngling Giselher, dem der milde Wirt seine schöne Tochter verlobt. Er geleitet dann die Gäste an Etzels Hof, wo ihm der herzzerreißende Kampf bevorsteht zwischen den Pflichten dieser innigen Gastfreundschaft und dem Eide, womit er sich Kriemhilden verpflichtet hat. Er soll die verderben, die er in sein Haus geladen, denen er Trank und Speise sammt all seiner Gabe geboten. Welches er läßt und welches er beginnt, so hat er übel gethan. Er heißt Etzeln widernehmen, was er von diesem empfangen, Land und Burgen; Weib und Tochter an der Hand, will er zu Fuß ins Elend gehen; aber nicht erläßt man ihn seines Schwures. Da giebt er Seel' und Leib an die Wage, daß die Rächerin Kriemhild selbst darob weinen muß. Seinen Freunden kündet er Dienst und Gruß auf, obschon sie ihn der Gastgeschenke mahnen. Wollte Gott, jene wären daheim am Rhein und er selbst mit Ehren todt! Noch giebt er seine letzte Gabe; an Hagen, dem der Schild vor der Hand zerhauen ist, vergiebt er den seinigen. Wie grimm und hartgemuth Hagen ist, doch erbarmt ihn des, er und sein Geselle Volker geloben, Rüdegern nimmer im Streite zu berühren. Als nun der Markgraf sich aufgerafft und in die Schaar der Burgunden gedrungen, trifft er fechtend auf Gernot, einer fällt von des andern Schlage, Rüdeger von dem Schwerte, das er selbst dem Gegner gegeben. Nie ward so reiche Gabe schlimmer gelohnt. Von ungeheurem Jammer erschallet Haus und Turm, zergangen ist alle Freude in Hunnenland. Den grimmigen Amelungen rinnen Thränen über die Bärte, ein Vater ist ihnen erschlagen; „säh' ich heute meinen Vater todt, mir würde nimmer leider," ruft Wolfwin aus; sie erheben um seine Leiche den Kampf, in dem sie untergehen.

Mit sichtlicher Liebe verweilen die Lieder bei Rüdegers Charakter. Mit den innigsten Worten, in blühendem Bilde, wird seine Milde, seine Güte gepriesen. Er ist ein Trost der Elenden, ein Vater aller Tugenden; sein Herz trägt Tugenden, wie der süße Mai Gras und Blumen trägt. „Wie Rüdeger erschlagen ward," ist eine der ausgeführtesten Abenteuren, die rührendste Darstellung im Nibelungenliede. Hier

erscheint nicht bloß äußerer Kampf, wo Trotz gegen Trotz, Kraft gegen Kraft anringt. Die mildesten Tugenden selbst, die Gastfreundschaft, die Diensttreue, sind unter sich in den schmerzlichsten Widerstreit gerathen und das Herz, das sie ausgeboren, muß in der unauflösbaren Verwicklung brechen. Es gilt nicht Leib und Leben allein; daß er die Seele verliere, hat er auch das geschworen? (Nib. Lachm. 2087, 3). Er ruft zu Gott, der ihm das Leben gab, ihn recht zu weisen. Brot und Wein, Gold und Tochter, Schwert und Schild, alles hat er gerne gegeben, das Leben selbst gäb' er willig hin, aber auch die Ehre, die Treue, die eigene Seele noch soll er hinopfern. Seine Dienstwilligkeit ist ihm zum Fluche geworden, die Gabe seiner Gastfreiheit giebt ihm den Todesstoß. Diese Empörung von Pflicht gegen Pflicht, von Tugend gegen Tugend, diese Zerspaltung des edelsten Herzens, ist der tiefste Schnitt des furchtbaren Geschickes, das in dem Liede waltet. Keiner der Helden versinkt so jammervoll in den allgemeinen Untergang, als eben dieser, der bestgesinnte.

Es ist an seiner Stelle bemerkt worden, daß Rüdeger als geschichtliche Person, als ein Graf der Ostmark im 10ten Jahrhundert nicht zu erweisen, wahrscheinlicher der Sagenheld in die Geschichte übertragen sei. Wenn er in der eigenthümlich nordischen Sage nicht vorkommt (wohl aber in der Wilkinensage), so erklärt sich dieses daraus, daß überhaupt der gothische Bestandtheil des Sagenkreises dem Norden fremder geblieben. Hiernach kann auch nicht behauptet werden, daß der Charakter dieses Helden erst in der späteren Ausbildung christlichen Sinnes und ritterlicher Sitte (vgl. Grimm S. 361) seinen Grund habe, obgleich der Einfluß christlich-ritterlicher Ansicht auf die Darstellung desselben keineswegs zu verkennen ist. Neben den strengern Eigenschaften des Heldenthums, welche in manigfaltigen Gestalten unsres Sagenkreises zur Erscheinung gebracht sind, musten doch die mildern Tugenden, wie sie im germanischen Leben selbst nicht gefehlt haben, auch in den Liedern ihre Vertretung finden. Sie fanden solche in Rüdeger, dessen gastliche Freigebigkeit, die wir auf die höchsten Güter sich erstrecken sahen, demjenigen entspricht, was uns aus frühester Zeit von der unbegrenzten Gastfreiheit der Deutschen berichtet ist; eben die von Rüdegern so rückhaltlos geübte Sitte, dem abgehenden Gaste keinerlei Geschenk zu versagen, ist durch Tacitus als eine altgermanische bewährt.

Das aber liegt ganz im Wesen der epischen Entwicklung, daß, wenn einmal die mildern Gesinnungen in einem der Heldencharaktere ihren Vertreter hatten, sich an diesen alles anschloß, was die Herrschaft des Christenthums von sanfterer Sinnesart und Sitte auch im Heldengesang entfalten konnte, daß er vorzüglich ergriffen wurde, um, im Gegensatze der wilden Naturkraft, die innere ethische Richtung zur Reife zu bringen. Bricht jene zumeist noch in der Berserkernatur Wolfharts hervor, der auch bei Rüdegers Tode zornmüthig nur darüber klagt, wer nun zu so mancher Heerfahrt der Recken Weiser sein werde (Nib. 9149 f.), so erscheint dagegen der Durchbruch des innern Lebens vor allem in jenem Seelenkampfe des edlen Rüdegers.

Ich komme zu einer weiteren Schilderung: Waffen und Rosse. Es fällt vielleicht auf, daß ich diese Gegenstände gewissermaßen in die Reihe der Persönlichkeiten und Charaktere aufnehme. Ich erkläre mich darüber.

Waffen und Rosse.

Als noch der reisige Held einer wandelnden Burg zu vergleichen war, als der volle Harnisch einen Theil seiner Person auszumachen schien, da gebührte den Gegenständen dieser Ausrüstung allerdings eine Stelle im Kreise der durch wechselseitige Treue verbürgten Genossenschaft. Sie waren nicht todtes, willenloses Werkzeug, sie erschienen belebt, von dämonischen Kräften beseelt, sie waren Zeugen und Symbole der wichtigsten Handlungen des Lebens, innig befreundete Gefährten in Noth und Tod.

Göttliche Verehrung des Schwertes ist von manchen barbarischen Völkern, unter den deutschen namentlich von den Quaden, berichtet. Als Zeichen solcher Verehrung wird das Schwören auf das Schwert angeführt, besonders zur feierlichen Bekräftigung von Friedensverträgen. Franken, Sachsen, Dänen, Normannen sehen wir, nach Volkssitte, den Eid des Friedens und der Treue auf ihre Waffen schwören. Sie schwuren bei dem, sagt ein fränkischer Geschichtschreiber von den Normannen, wovon sie vor allem Schutz und Heil erwarteten. Auch die Gesetze der Langobarden und der Baiern kennen den gerichtlichen Eid auf geweihte Waffen, neben dem auf die Evangelien. Noch bis zum 15ten Jahrhundert erkennen die Gerichte den Eid auf das Schwert.

In den Heldenliedern der Edda soll bei Schiffes Bord und Schildes Rand, bei Rosses Bug und Schwertes Schneide geschworen werden. Darum wird auch dem Eidbrüchigen geflucht, daß ihm das Schiff nicht schreite, wenn auch erwünschter Wind wehe, daß ihm das Ross nicht renne, wenn er vor Feinden fliehen müsse, daß ihm das Schwert nicht schneide, als auf sein eigen Haupt. Der deutsche Siegfried stößt vor dem Drachensteine sein Schwert in die Erde und schwört darauf drei Eide, daß er nicht ohne die Jungfrau von dannen kehren wolle.

Bei der Betrachtung des Mythischen ist angeführt worden, wie der Heldenjüngling von Odin selbst oder von der Walküre, die über ihm waltet, zuerst das Schwert empfängt. Diesem höheren Ursprung gemäß haften auf solchen Waffen wunderbare Kräfte und strenge Geschicke, die durch ganze Geschlechter fortwirken. So giebt es Schwerter, die nicht entblößt werden können, ohne jemands Tod zu werden, oder die jeden Tag einen Mann heischen. Dem Schwerte Tyrfing ist angewünscht, daß es, so oft es gezogen würde, seinen Mann fälle, das Werkzeug zu den drei grösten Schandthaten werde und dem Besitzer den Tod gebe; hierauf beruht die Entwicklung der berühmten Herwarasage. Das Wölsungenschwert hat seine eigene Geschichte, ebenso das Schwert Nibelungs, Balmung, welches Siegfried für die Theilung des Hortes empfängt und das er sogleich gegen die Geber selbst wendet (Nib. 381. 389). Sein Mörder, Hagen, bemächtigt sich auch des Schwertes (9334 f. 3833) und läßt es, übermüthig trotzend, auf seinen Knieen vor Kriemhild spielen, die dadurch ihres Leides gemahnt, zu weinen beginnt (7152—60). Aber das übel gewonnene (7216: daz er vil übele gewan) wird ihm zum Verderben. Als er, in Banden, vor Kriemhild geführt, den Schatz anzuzeigen sich weigert, da ist ihr doch das Schwert wieder geworden, das ihr Liebster trug, da sie ihn zuletzt sah; sie zieht es aus der Scheide und schlägt dem Mörder das Haupt ab (9605—12), wird aber selbst dafür von Hildebrand erschlagen. Leicht erkennt man, wenn es auch nicht ausgesprochen ist, die Verbindung Balmungs mit dem Fluche des Hortes und dem ganzen Verlauf der furchtbaren Geschicke.

Sowie Schwerter durch Zaubersprüche stumpf gemacht werden können, giebt es andererseits gefeite Harnische, darauf kein Eisen haftet. Auch bloßen Hemden von Seide, auf zauberhafte Weise verfertigt, wird in

nordischen Sagen diese Eigenschaft zugeschrieben. Wer ein solches an hat, ist nicht bloß durch Eisen unverwundbar, auch Feuer beschädigt ihn nicht, von Kälte leidet er weder zu Lande noch zur See, kein Schwimmen ermattet ihn, kein Hunger quält ihn. Es sind dieß die Nothhemde des deutschen Mittelalters. Dahin gehört nun auch Sanct Georgs Hemd, das Wolfdietrich trägt. In diesem Hemde, von schneeweißer Seide, wird er, nach der einen Bildung des Heldenliedes, von einem frommen Einsiedler getauft; es schützt ihn gegen Stich und Schlag, gegen Feuer und Wasser, auch gegen alle Zauberei; anfangs klein, ist es ihm doch stets gerecht und er gewinnt mit jedem Jahr eine Mannsstärke weiter. Nach der andern Gestalt der Sage ist Sanct Jörg selbst Wolfdietrichs Pathe und das Hemd sollte wohl das Pathengeschenk sein, wenn gleich erzählt wird, daß der Held solches dem Heiden Palmunt abgenommen, der es aus einem Kloster geraubt hatte. In großen Nöthen ruft Wolfdietrich den Heiligen an, dessen Hemd ihm zu tragen vergönnt ist, und dieses behütet ihn vor jeder Art Waffen, wie vor dem Rachen der Lindwürme.

Der christliche Patron behauptet hier dieselbe Stelle, die in andern Fällen der Heidengott einnimmt, der seinem Schützlinge zauberhafte Waffen verleiht. Die Ertheilung des Namens (Namenfeste) war schon im nordischen Heidenthum eine feierliche Handlung und stets von einem bedeutendern Geschenke, besonders an Waffen, begleitet. Wir haben schon früher bemerkt, wie nach Verdrängung der großen Götter, bald christliche Heilige, bald untergeordnete Naturgeister, die der Volksglaube fortleben ließ, in die Obliegenheiten jener sich theilten. Wesen der letztern Art, die elfischen Zwerge, sind es dann auch meist, von denen die jungen Helden mit wunderbaren Waffen ausgestattet werden; dieses lag um so näher, als schon nach heidnischer Ansicht die Erdgeister, die in ihren Berghöhlen über den Hort der Erze zu walten hatten, solchen auch kunstreich verarbeiteten und für die Götter selbst Waffen und anderes Geräthe schmiedeten. Odins Speer, Thors Hammer, Freyrs Schiff, der Göttin Sif Haare von Gold, Freyas Halsschmuck u. s. f. sind Kunstwerke der Schwarzelfen, Söhne Iwalds. Gleichnamig mit diesem erscheint noch in unserem Volksbuche von Siegfried der Zwergekönig Egwald. Wie dort den Göttern, so sind auch gewaltigen Helden die Zwerge, obgleich meist nur gezwungen, mit herrlicher Arbeit zur Hand.

Das Lied von Otnit läßt uns in die Esse selbst, in die Höhle des Berges, hineinschauen, daraus Elberich die von ihm gefertigten, wunderbar leuchtenden Waffen seinem Sohne hervorholt.

Wo die Waffen so vieles galten, war auch der Waffenschmied ein wichtiges Glied der Gesellschaft. Von allen Handarbeiten jener Zeit war die seinige die kunstreichste. Der Wunderglaube, der auf dem Werke haftete, muste den Meister mit berühren. Im Gebirge, wo die Erze wuchsen, stand auch die Werkstätte des Schmiedes; der schaffende Geist, der in den Bergen wirkte, schien an der Esse fortzuarbeiten. So spielen denn die Waffenschmiede in Liedern und Sagen eine bedeutende Rolle, sie sind angesehen und gefürchtet, sie gelten meist für Elfen oder Elfensöhne.

Viel Abenteuerliches wird erzählt von den Schicksalen und Wettkämpfen der Schmiede, in der Götterwelt und bei den Menschen. Die Schwarzelfen wetteifern, wer den Göttern die kostbarsten Werke bereite; Loke selbst verwettet darüber sein Haupt und sucht, zur Bremse verwandelt, die Arbeit zu stören; die Asen auf ihrem Richtersitze berathen das Urtheil. Der berühmteste von allen Schmieden aber ist Wieland; in Scandinavien und in Deutschland, in England und in Frankreich, war seit den ältesten Zeiten sein Name sagenhaft. Wielands Werk hieß jedes kunstreichste Waffenstück oder Prunkgeräthe. Er ist der Dädalus des Nordens. Ein Lied der Edda singt seine Geschichte, wie er, ein Fürst und Genosse der Elfen, Gemahl einer Walküre, von dem schwedischen Könige Nidud räuberisch überfallen wird und, mit zerschnittenen Fußsehnen auf einen Holm gesetzt, Schmiedarbeit für denselben fertigen muß; wie er dann, Rache brütend, des Königs beide Knaben in seiner Werkstätte ermordet, aus ihren Hirnschaalen silbergefaßte Becher für den Vater, aus den Augen edle Steine für die Mutter, aus den Zähnen Bruststringe für die Schwester fertigt und, nachdem er auch diese überlistet und entehrt hat, hohnlachend in die Wolken entfliegt. Auch die Wilkinensage erzählt, in den Hauptzügen übereinstimmend, diese Geschichten, schickt übrigens ausführliche Nachrichten über sein Geschlecht, seine Jugend und Lehrzeit voran. Hier ist er ein Sohn des Riesen Wade, den König Wilkinus mit einer Meerfrau erzeugt. Die Schmiedekunst erlernt er zuerst bei Mimer, zu dem auch Sigurd gekommen, dann bei zween Zwergen in einem Berge, die, auf seine

Geschicklichkeit eifersüchtig, ihm nach dem Leben trachten. Nachher dient er dem Könige Nidung, wo er unter andrem mit dem Schmiede Amilias eine Wette auf Leib und Leben eingeht. Wieland soll ein Schwert, Amilias Helm und Harnisch schmieden; dringt das Schwert durch diese, so ist Amilias, wo nicht, Wieland des Haupts verlustig. Als die Zeit der Probe gekommen, setzt Amilias sich in seiner Rüstung auf einen Stuhl. Wieland stellt sich hinter ihn, setzt das Schwert an den Helm und schneidet bis zum Gürtel hindurch. Dem Amelias ist es zuerst, als gösse man kalt Wasser über ihn, und als er sich schüttelt, fällt er in zwei Stücken vom Stuhl herab. Dieses ist das Schwert Mimung, welches Wieland nachher seinem Sohne Wittich giebt, in dessen Geschichte dasselbe häufig vorkommt. Als Vater dieses Helden, als Verfertiger des Schwertes Mimming und andrer herrlichen Waffen wird Wieland auch in den deutschen Liedern genannt. So sind nach dem Dietleibsliede die dreizehn trefflichen Schwerter, die nur Fürst oder Fürstenkind tragen durfte, von den Schmiedemeistern Mime (Mimer der Wilkinersage), Hertrich und Wieland verfertigt. Daß aber auch sonst Wielands Abenteuer verbreitet waren, zeigt der Anhang zum Heldenbuch, wonach derselbe, ein Herzog, durch zween Riesen von seinem Lande vertrieben und dadurch in Armuth gekommen, des Königs Elberich Gesell und ein Schmied im Berge zu Glockensachsen ward, darnach zu König Hertwich (obigem Hertrich) kam und von dessen Tochter die zween Söhne Wittich und Wittigowe gewann. Merkwürdig erscheint im Tristan, also aus nordfranzösischer Quelle, ein Herzog Gilan (zu Swales), als Besitzer eines wundersamen Hündleins, das ihm aus Avalun, der Feien Land, von einer Göttin aus Liebe gesendet worden. Dieses „fremde Werk von Avalun" läßt im ergötzlichsten Farbenwechsel seine seidenen Haare spielen und hat am Hals eine Schelle hängen, deren süßer Klang jedes Leid vergessen macht. Um dasselbe für die Geliebte zu erlangen, bekämpft Tristan einen Riesen, der den Herzog Gilan und dessen Land bedrängt. Dieses feenhafte Geschöpf ist doch wohl ursprünglich ein Kunstwerk des Wieland (Guielandus, Gilan), der im Anhang zum Heldenbuch 208 b auch als ein von Riesen bedrängter Herzog bezeichnet wird.

Die Heldenwaffen haben Namen, als Ausdruck der poetischen Persönlichkeit, zu der sie durch den Ruhm des Meisters, durch besondre Gaben

und eine eigene Geschichte sich erhoben. Diese Namen sind meist von ihrer Abkunft oder von ihren Eigenschaften, dem Glanz, der Schärfe u. s. w. entnommen. Z. B. Balmung, das berühmte Schwert Siegfrieds, das er mit dem Nibelungenhorte erhielt, hat seinen Namen von Balm (Stalder, Schweiz. Idiot. 1, 127: Balm, Balme, f. Höhle, oder ein oben überhängender Fels) und der Abstammungssilbe ung; also eigentlich: Kind der Felshöhle; denn es kommt mit dem Zweghorte aus dem hohlen Berge. (Vgl. Nib. 363. 389.) Jedes Schwert hat auch seinen eigenthümlichen Klang, woran es, wie der Mensch an der Stimme, kenntlich ist. Schöne Sagen sind hierauf gebaut. Wermund, ein alter blinder Dänenkönig, wird nach Saxos Erzählung (B. 4, S. 96) vom Könige der Sachsen zum Kampf um sein Reich gefordert. Uffo, Wermunds Sohn, bisher für stumm und träge gehalten, erhebt sich plötzlich und begehrt nicht bloß mit einem, sondern mit zween Gegnern den Holmgang zu bestehen. Aber jeder Harnisch zerspringt über seiner breiten Brust; man muß ihm den des Vaters zerschneiden und mit einer Spange heften. Jedes Schwert zerbricht von seiner Hand geschwungen. Der alte König hat eines gehabt, mit Namen Skrep, dem auf den ersten Hieb nichts zu widerstehen vermochte. Er hat es längst in die Erde gegraben, weil er es seinem Sohne nicht anvertraut, Fremden nicht gegönnt. Jetzt sucht er es hervor und reicht es dem Sohne. Es ist vor Alter morsch und zerfressen, aber wenn dieses bricht, so hält kein anderes. Auf einer Insel der Eider treffen sich die drei Kämpfer. Beide Stromesufer sind mit Zuschauern angefüllt, Wermund stellt sich an den Rand der Brücke, um sich in die Wellen zu stürzen, wenn sein Sohn besiegt würde. Dieser, dem Schwerte misstrauend, wehrt erst nur mit dem Schilde die Schläge der beiden Sachsen ab. Der blinde Vater meint, es geschehe aus Schwäche und neigt sich schon zum Sturze. Da hört er den Klang des Schwertes Skrep und seine Seele ist erfrischt; der eine Feind, so sagt man ihm, ist mitten hindurch gehauen. Zum zweitenmal dringt der Klang seines Schwertes ihm ins Ohr; auch der andere ist hingestreckt. Freudethränen vergießt der Greis und die Dänen jauchzen dem Sieger. Auch in einer altdänischen Ballade (Dansk. Vis. 1, 141) hört ein Vater weither über das Gebirg die Schwerter seiner Söhne schallen, die unter sich in mörderischen Kampf gerathen sind; gerade wie Oddrun (Edd. 4, 138) die letzten Harfenschläge Gunnars über den Sund vernimmt.

(Vgl. Wunderh. I, 275.) In den nordischen Sprachen heißt es, die Schwerter singen; Rolf Krakes Schwert Sköfnung singt hoch auf, wenn es auf Knochen trifft. Im deutschen Liede begegnen Vater und Sohn, Biterolf und Dietleib, einander unbekannt sich im Getümmel der Schlacht; dieser führt gewaltige Schläge auf jenen, da erkennt Biterolf den Klang des Schwertes Welsung, das er vor manchen Jahren daheim gelassen, und schmerzliche Sehnsucht ergreift ihn (3694. 3656. 10935. 12260). Auch sonst wird oft genug der Klang edler Schwerter gerühmt. Walthers Schwert ertönt im Kampfsturm wie eine Glocke. Aber auch andere Kennzeichen giebt es. Mimings Spur erkennt Dietrich an den tiefen und weiten Wunden, die den jungen Königen von Wittich geschlagen sind. Am Glanze wird Dietrichs Helm Hildegrin überall erkannt.

Das selbständige Leben, das man den Waffen beimaß, scheint selbst in der Gesetzgebung sich zu äußern. War jemand in ein fremdes Haus gegangen und hatte seinen Spieß außen an die Thür gelehnt, oder waren sonst Waffen an einen Ort gelegt worden, wo sie ruhig sein konnten, und hatte dennoch ein anderer sie genommen und damit Schaden gethan, so muste, nach englischnormannischem Rechte, zwar der Thäter diesen Schaden büßen, aber auch der Eigenthümer sollte die Waffen nicht zurücknehmen, bevor sie von aller Anschuldigung rein waren.[1] Die Waffe ist hier mit Schuld belastet, fast wie ein der Zurechnung fähiges Wesen.

Die Geschichte der Helden beginnt mit der meist wunderbaren Erwerbung der Waffen, dieser Werkzeuge künftiger Thaten. Ein „edles" Schwert ist wohl ein Land werth. (Laurin 191 a, Siegfr. 71. Ecke 196. Dietleib 12875 f. Rab. 798. 4111.) Die Dichtung verherrlichte, was im Leben selbst eine wichtige Handlung war. Die Waffennahme bezeichnete den Übergang des schwertmäßigen Jünglings zur Mündigkeit, sie war eine nothwendige Ergänzung der Person; denn nur der Wehrhafte konnte sich und andern Sicherheit verbürgen. „Die Waffen zu nehmen," sagt Tacitus (Germ. 13), „ist keinem durch Volkssitte gestattet, bevor ihn die Gemeinde für tüchtig erkannt. Dann wird der Jüngling

[1] Die Stellen in Phill. Gesch. des angels. Rechts S. 109. N. Namentlich Leg. Henr. Pr 87: Observet autem ille, cujus arma erant, ut ea non recipiat, antequam in omni calumnia munda sint.

in der Versammlung selbst von einem der Fürsten, oder vom Vater, oder von einem Verwandten, mit Schild und Speer geschmückt. Dieß ist bei den Germanen die Toga, dieß der Jugend erste Ehre; vorher sind sie für einen Theil des Hauses angesehen, jetzt des Gemeinwesens.“ Die feierliche Wehrhaftmachung, Schwertnahme, Schwertleite finden wir bei den germanischen Stämmen das ganze Mittelalter hindurch. Sie fiel in der Folge zusammen mit der Ertheilung der Ritterwürde, und die Rittergedichte sind freigebig mit ausführlichen Beschreibungen dieser Festlichkeit. Im Nibelungenliede selbst empfängt Siegfried nicht mehr das umgeschmiedete Wölsungenschwert aus der Hand des kunstreichen Reigen, im Münster zu Xanten läßt ihn sein Vater Siegmund nach christlichem Brauche festlich zum Ritter werden. Wir überlassen diese Feste dem Ritterwesen und richten hier unser Augenmerk auf die Verbindungen, welche, nach germanischer Sitte, mit der Waffennahme eingegangen wurden. Es war zunächst der Vater, oder wer dessen Stelle vertrat, der dem Jüngling die Waffen reichte. Fränkische und angelsächsische Könige, wie später hohenstaufische Kaiser, sahen wir den Sohn oder Enkel mit dem Schwerte gürten. Diese Obliegenheit ward aber auch von solchen, die mit dem Jüngling entfernter oder gar nicht verwandt waren, namentlich von mächtigen Schutzherrn, übernommen und diese traten damit in die Pflichten und Rechte des Vaters ein. So erklärt sich uns die in frühern Zeiten vorkommende Sohnesannahme durch Waffen (adoptio per arma). Schon der wehrhaftmachende Fürst, bei Tacitus, kann hieher bezogen werden. Der ostgothische Theoderich macht den König der Heruler sich zum Sohne durch Waffen. „Ich gebe dir,“ läßt er demselben schreiben, „Rosse, Schwerter, Schilde und andres Kriegszeug, aber, was stärker als diese ist, ich theile dir meine Gerichte zu.“ Selbst der byzantinische Kaiser folgt dieser Sitte und nimmt den Gothen Eutharich, zum Zeichen des Friedens, als Waffensohn an. Von dem Westgothen Theoderich empfängt der Suevenkönig Remismund zum Bundespfande Waffen und Frau. Der Merowinge Gunthram versöhnt sich mit seinem Neffen Childebert, indem er, selbst kinderlos, denselben für seinen Sohn erklärt. Er setzt ihn auf seinen Stuhl und übergiebt ihm das Reich, mit den Worten: „Ein Schild deck' uns, ein Speer schütz' uns!“ Selbst wenn er noch Söhne bekommen würde, soll Childebert zu ihnen gezählt sein. Was sich in solchen Fällen als

Form staatsrechtlicher Verhältnisse darstellt, das zeigt sich uns in den Sagen als mythische Einkleidung. Odin, den Heldenjünglingen das Schwert verleihend, erklärt sie für seine Söhne. Elberich giebt dem jungen Otnit sich als Vater zu erkennen und reicht ihm die herrlichen Waffen (Otn. 774).

Wie sich Geber und Empfänger der Waffen als Vater und Sohn verbanden, so scheinen diejenigen, welche zugleich von demselben Waffenvater das Schwert nahmen, sich zu Brüdern geworden zu sein. Wenn ein Fürst seinen Sohn zum Ritter machte, so ließ er mit ihm eine zahlreiche Schaar edler Jünglinge die Waffen nehmen und stattete sie reichlich mit Rossen und Kleidern aus. Sie heißen in unsern Liedern Schildgefährten, Schildgesellen, Schwertgenossen. Mag dieses zum bloßen Festprunke geworden sein, ursprünglich ward auch hier gewiss ein engeres Verhältnis begründet. Der Vater bezweckte, dem Sohn eine schützende Umgebung tüchtiger Altersgenossen für das ganze Leben zu verbrüdern. Sie waren des jungen Fürsten erstes und angestammtes Gefolge.

Aber auch mit den Waffen selbst wurde beim Empfang derselben eine Verbindung geschlossen, welche sich weit über das bloße Recht des Besitzes erhob. Daß der poetische Sinn der Zeit dem durch stetes und nahes Bedürfnis vertrauten Geräthe Leben und Seele lieh, ist schon aus früherem ersichtlich. Das treue Schwert, des Helden beständiges Geleite, gewann auch Freundesrecht. „Gewissen Freund, versuchtes Schwert, soll man zu Nöthen sehen," ist ein altes deutsches Sprichwort.[1] „Ich minne Schild und Speer," antwortet der heimatlose Wolfdieterich der Königin, die ihn eine unter ihren Jungfrauen wählen heißt. Im Saale zu Bern sitzen Dietrichs Recken bei einander, je zu zweien oder dreien gesellt, aber in der Ecke sitzt einer, der Held Rudung, der hat keinen Gesellen, über seine Beine hat er ein Schwert gelegt, „das war ihm so lieb." Als auf Brunhildens Burg die gefährlichen Wettspiele vorbereitet werden, da bedauern Dankwart und Hagen, daß sie beim Empfang, obwohl ungern (Nib. 1644), ihre Waffen abgegeben. Brunhilde hört es und läßt ihnen solche zurückstellen. Beim Wiedersehen seines Schwertes wird Dankwart vor Freuden viel roth. Dieß ist sonst

[1] Walther v. d. Vogelw. I, 131 b. Bruder Wirner (Alt Meisterges. B. LVIII): Getruwer vriunt, versuchtez swert, die zwene sint in noten gůt; sie sint wol hoer eren wert, der sie hat dicke wol behůt. [Freidank 95, 18. K.]

Bezeichnung der Freude beim Anblick der Geliebten (Nib. 1155). „Gunther ist unbezwungen,“ ruft er, „nun wir unsre Waffen haben.“ Es ist ein oft wiederkehrender Ausdruck, daß der Held sich jeder kühnen That vermißt, „ihm breche denn das Schwert an seiner Hand.“ Gernot rühmt von dem Schwerte, das ihm Rüdiger gegeben, es sei ihm in all der Noth nicht gewichen, es sei „lauter und stet, herrlich und gut.“ Der alte Hildebrand, von seinem unerkannten Sohn aufgefordert, Harnisch und Schild abzugeben, weigert sich solchen Undanks. „Mein Harnisch und mein grüner Schild, die haben mich oft ernährt (gerettet).“ Auf gleiche Anforderung erwidert Walther: „Meinen Schild will ich wehren, für gute Dienste bin ich sein Schuldner, oft hat er sich meinen Feinden entgegengeworfen und Wunden, statt der meinigen, aufgefangen.“ In den Schild sinkt der wunde, der todte Held nieder. Im Tode noch hält Wolfhart sein Schwert so fest in die Hand verklemmt, daß man es mit Zangen aus den langen Fingern brechen muß. „O weh,“ spricht Dietrich, „viel gut Schwert, wer soll dich nun so herrlich tragen? du wirst nimmermehr so viel und löblich geschlagen bei gewaltigen Königen, als Wolfhart dich geschlagen hat.“

Die Waffen folgten dem Helden auch auf den Scheiterhaufen, wie schon Tacitus berichtet, nachher in das Grab. Hiebei lag ohne Zweifel die Vorstellung vom fortwährenden Kampfleben in einer andern Welt zu Grunde. Beraubung der Todten (Reraub) war ein besondres Verbrechen. Darum bittet Wolfdieterich den todten Otnit, zu erlauben, daß er dessen Harnisch, Kreuz und Krone nehme. Eines Engels Stimme antwortet aus Otnits Helme gewährend. Das aufgefundene Schwert Otnits legt jedoch Wolfdieterich, der Seele Heil wünschend, auf den Leichnam und bekleidet diesen mit seiner eigenen Brünne. „Beraubt' ich einen Todten,“ spricht er, „ich möchte die Krone nicht haben.“ Auch Dietrich von Bern bedenkt sich sehr, die Waffen des erschlagenen Ecke zu nehmen; und er thut es nur, indem er seine zerhauenen dafür austauscht. Den Todten deckt er mit grünem Laube zu.

In nordischen Sagen kommt wohl auch vor, daß ein Grabhügel erbrochen wird, um das Heldenschwert herauszuholen, oder daß der Todte, durch Zaubergesänge beschworen, sein berühmtes Schwert herauswirft. Doch pflegt dieß wenig Heil zu bringen. Das Volk in Dänemark erzählt, wie ein erschlagener König bei Nacht umgeht, sein gutes

Schwert zu suchen, oder wie ein riesenhaftes Schwert im Hügel gefunden und mit zwölf Pferden auf den nahen Hof geführt wird, wie aber dasselbe, weil nachts alle Wände zittern und die Scheiben klirren, bald an seine Stätte zurückgebracht werden muß.

Was hier über die Waffen ausgeführt worden, gilt in seiner Art auch von dem Streitroß.

Der Kriegsdienst zu Pferde war von frühester Zeit bei den deutschen Völkern einheimisch. Der Begriff einer Auszeichnung knüpfte sich daran. So erscheinen in der Alemannenschlacht Chnodomar und seine fürstlichen Gefährten zu Rosse, werden jedoch genöthigt, abzusteigen, um das Schicksal ihres Volkes zu theilen. Bei den Tenkterern, welche Tacitus als das pferdelustigste Volk bezeichnet, soll das Pferd nicht auf den ältesten, sondern auf den tapfersten Sohn vererbt worden sein. Den Wahrzeichen und Mahnungen aus dem Gewieher und Schnauben dieser Thiere, die man für Vertraute der Götter hielt, schenkten die Germanen vorzüglichen Glauben. Weiße Pferde, von keiner irdischen Arbeit berührt, wurden zu diesem Behuf in den heiligen Hainen genährt. Noch die fränkischen Kirchenversammlungen eifern gegen die Zeichendeutung von Pferden.

Wie Odin Waffen gab, so half er auch, nach der Wölsungensage, dem jungen Sigurd aus dem Gestüte seines Stiefvaters das trefflichste Roß auswählen, den berühmten Grane, von Odins Sleipner abstammend. Das Pferd muß der Größe und Stärke des Helden gewachsen sein. Wolfdietrich drückt ein fremdes, das ihm angeboten wird, mit der Hand zur Erde. Nur sein eigenes, das sein Meister ihm gezogen, trägt ihn, in klafterweiten Sprüngen. Vierzehn Tag' und Nächte läuft es, ohne von seiner Macht zu verlieren.

Auch die Pferde haben Namen, von ihrer Farbe, Stärke, Geschwindigkeit; Falke heißt Dietrichs Roß, das über Feld fliegt, als ob es wehte. Er versucht es, indem er eine Hindin überreitet. Sie haben Verständnis und treue Anhänglichkeit, warnen ihren Herrn und helfen ihm.

Als Otnit unter der Zauberlinde eingeschlafen und der Lindwurm herankommt, sucht ihn sein Bracke mit Springen und Gebell, sein Roß mit Schreien und Scharren zu erwecken. Des Berners Roß, während des Fußkampfs mit Ecke an einen Baum gebunden, schlägt um sich,

und schreit, als es seinen Herrn in Bedrängnis sieht. Eckharts Roschlin beißt und schlägt zornig in der Schlacht und treibt dreihundert Feinde zurück. Eine dänische Ballade erzählt, wie zween Stallbrüder, auf der Jagd über den Vorzug ihrer Rosse und Hunde in Streit gerathen, einander erschlagen und wie dann auch die Pferde kämpfen und die Hunde sich zerreißen.

In jenem Reiterstücke, in der Rabenschlacht, wie der zürnende Dietrich Wittichen bis ins Meer verfolgt, mahnt Wittich sein Ross Scheming zur Eile, indem er ihm Öhmd und lindes Heu verspricht, wenn es ihm das Leben rette; da macht das Ross weite Sprünge. Der Berner aber wirft diesem Rosse, das einst ihm gehört, klagend vor, daß es nun seinen Feind von hinnen trage (Rab. 958—60).

Das Besteigen des Rosses gehörte zur Wehrhaftmachung, zum Ritterwerden. Wenn die jungen „Schwertdegen" aus dem Münster kommen, wo sie das Schwert empfangen, dann stehen außen die gesattelten Rosse, darauf sie sogleich als Kampfprobe den Schaft brechen. So bei Siegfrieds Schwertnahme im Nibelungenliede. Gleichwie nun das Vermögen, Ross und Waffen zu handhaben, Bedingung der Selbständigkeit war, so galt auch derjenige, der die Kraft hiezu verloren hatte, für ritterlich todt. Das bajuwarische Gesetz bestimmt die strenge Bestrafung eines Herzogsohnes, der seinem Vater die Herrschaft entreißen wollte, für den Fall, daß der Vater noch das Ross mannlich besteigen und die Waffen rüstig führen könne. Der Sachsenspiegel macht die Fähigkeit, fahrendes Gut zum Nachtheil der Erben zu vergeben, davon abhängig, daß der Mann vermöge, begürtet mit einem Schwert und mit einem Schild auf ein Ross zu kommen von einem Stein oder Stock, einer Daumellen hoch, ohne Hülf', also doch, daß man ihm das Ross und den Stegreif halte. So wird auch in Rechten und Urkunden des Mittelalters ausdrücklich erheischt, daß der Geber oder Verpfänder verfügt habe, „dieweil er reiten und gehen konnte." Der Werth solcher ritterlichen Rüstigkeit wird auch in unsern Heldenliedern, in episch wiederkehrendem Ausdruck, damit bezeichnet, daß der Held, gewappnet, ohne Bügel, in den Sattel springt. Die Rosse springen freudig unter den Jünglingen, ist gleichfalls ein episch wiederholtes Bild; von dem greisen Berchter aber, im Rothersliede, heißt es: „Hei! wie vermessentlich er ritt! ihm gieng das Ross in Sprüngen, baß, denn einem Jungen."

War hiernach das Reiten nicht bloß eine Standesauszeichnung der Edlen, sondern selbst ein Kennzeichen der Mündigkeit und Vollkraft, so dürfen wir uns nicht wundern, das Fußgehen als schimpflich betrachtet zu finden. Von dem englisch-dänischen Könige Harald, dem Sohne Kanuts des großen, erzählt der Chronikschreiber, er sei von seinem Vater gänzlich abgeartet, denn unbekümmert um Ritterschaft und Hofsitte, hab' er nur seinem Eigenwillen gefolgt und sei, gegen seine königliche Würde, lieber zu Fuß gegangen, als geritten, daher man ihn seiner Leichtfüßigkeit wegen Harald Harefoot (Hasenfuß) genannt habe. Hieraus erklären sich manche Züge in den Liedern. Der Fußgänger Ecke, den kein Ross zu tragen vermag, der, gleich Wolfdietrichs Pferde, vierzehn Tage und Nächte ohne Müdigkeit fortlaufen kann, der in weiten Sprüngen, davon der Wald rauscht und Wild und Vögel verscheucht werden, vom Rheine zur Etsch rennt, der dann kampffodernd neben dem reitenden Dietrich herschreitet, muste den Hörern des Heldenliedes eine überaus eigenthümliche und merkwürdige Erscheinung sein. Im Liede selbst bittet ihn die königliche Jungfrau, die ihn herrlich gewappnet, um ihrer Ehre willen zu reiten, und der alte Hildebrand ruft ihm befremdet zu, in solch reichem Gewande sollt' er geritten sein. Selbst der Zwerg Laurin erscheint beritten, weil er wehrhaft, kampfrüstig vorgestellt ist. Dietrichs Vertreibung von Bern, das Opfer, das er der Treue bringt, wird dadurch besonders als mitleidswerth dargestellt, daß er zu Fuße von dannen zieht. „Dir wird die Ehre nimmer gethan," sagt Ermenrich zu ihm, „daß ich dich reiten ließe; zu Füßen must du arbeiten auf der Straße, damit du dich selbst unehrest." Zu wiederholten Malen wird dieser schmähliche Abzug von Männern und hohen Frauen, die solcher Mühsal nicht gewohnt sind, bejammert. Gleicherweise sagt Rüdiger, als er mit seinen Gastfreunden kämpfen soll: „Ich will auf meinen Füßen in das Elend gehn."

Noch sonst haben die Pferde, mit den Waffen, ihren Antheil an bedeutenden Handlungen und Ereignissen des Menschenlebens. Sie gehörten zum Brautkauf, wie schon Tacitus meldet, daß der germanische Bräutigam ein gezäumtes Ross mit Schild, Speer und Schwert, als Heirathgabe eingebracht. Bei Ostgothen, Thüringern, Franken, führen fürstliche Freier dem Brautvater erlesene und geschmückte Pferde zu; und so ist es auch zu verstehen, wenn im Hegelingenliede der König

Hettel seinem Schwäher Rosse von Dänemark auf den Strand führen läßt, denen die Mähnen bis auf die Hufe reichen.

Des germanischen und altnordischen Gebrauchs, das Ross mit dem Helden zu verbrennen oder zu begraben, geschieht zwar in unsrem Sagenkreise nicht mehr Erwähnung, obgleich Habichte und Diener auf Sigurds Scheiterhaufen gelegt werden. Nicht unbetheiligt bleibt aber das treue Ross bei dem Tode seines Herrn. Sigurds Grane kommt allein aus dem Walde zurück; weinend geht Gudrun, das Ross zu befragen; da fährt es zusammen und verbirgt sein Haupt im Grase, denn es weiß, daß sein Herr nicht mehr lebt. Nach einem andern Eddaliede hängt das Grauross den Kopf über den Todten. Otnits Ross und Hund, aus dem Walde vor das Thor zu Garten wiederkehrend, sind der Kaiserin Boten von dem Tode des Gemahls. Helke, aus dem Blumengarten kommend, sieht, erschreckend, die Pferde ihrer Söhne mit blutigen Sätteln auf dem Hofe stehn. Rüdigers Ross Boymund geht rückwärtsblickend an der Hand des Knappen, der es nach Bechlarn heimführt; manchmal sonst, wenn es seinen Herrn nicht sah, brach es den Zaum und lief die Wege zurück, nun liegt er todt, der es dahingeritten und oft mannlich auf ihm gestritten. Zuvor schon ist es der Tochter seines Gebieters im Traum erschienen, wie es, mit silberner Decke klingend, daherſprang, dann aus einem Wasser trank, darin es auf der Stelle versank.

Wir schließen diese Schau der Waffen und Rosse mit einem Satze nordischer Rechtsbücher (Gutalagh 95, 4), der uns in einem kleinen Bilde malerisch darstellt, wie dem Manne sein Kampfgeräthe Haus und Hof war. Gleich dem Angriff auf einen Mann in seinem Haus oder auf seinem Acker, den er pflügt oder schneidet, wird der gewaltsame Überfall dessen gebüßt, „der sonst wo auf dem Felde seinen Spieß und Schild hingesetzt oder seinen Sattel niedergelegt und so sich Herberge genommen hat.“

So haben wir, das Leben und die Sitte, wie sie in den Liedern dargestellt sind, mit den geschichtlichen Alterthümern vergleichend, den Heldenkreis abgeschlossen, zu welchem König, Meister und Recken von manigfachem Charakter, durch wechselseitige Treue unter sich verbunden sind, und in dem selbst Waffen und Streitrosse, als belebte und beseelte Wesen hervortretend, ihre Stelle fanden.

Zu diesem Bunde der Treuen aber bildet, wie der Schatten zum Lichte, ein andres Geschlecht den Gegensatz, die Ungetreuen, von denen jetzt noch zu handeln ist.

Die Ungetreuen.

Wo die Treue Urquell und Inbegriff der edelsten Tugenden ist, da muß die Untreue Wurzel und Krone alles Bösen sein. Treu und ungetreu bezeichnet in unsern Liedern den Gegensatz von gut und böse. Der Getreue ist mild und tapfer; sich selbst vergessend, giebt er für die Bande des Blutes und der Genossenschaft jedes Gut des Lebens und das Leben selbst dahin. Der Ungetreue in seiner Selbstsucht ist karg und zugleich feige. In vollständigem Gegenbilde stehen den getreuen Königen, Meistern, Recken die ungetreuen gegenüber, die auch überall mit diesem Beiwort gezeichnet werden.

Ermenrich.

Der ungetreue König ist Ermenrich. Seine Gestalt steht in den deutschen Liedern bleich und gespensterhaft im Hintergrunde, theils weil der Gesang sich nicht darin gefallen mochte, die Verneinung zu beleben, theils weil die ausführlicheren Darstellungen seiner früheren Geschichte nicht auf uns gekommen sind. Doch kann mittelst der Auszüge beim Heldenbuch und der Wilkinensage das Nothwendige ergänzt werden. Der Anfang seiner Frevel ist die Untreue gegen seinen Marschalk und Rathgeber Sibich, den er versendet, um während dessen Abwesenheit das schöne Weib desselben zu seinem Willen zu zwingen. Üppig, in einer Reihe von Verbrechen und Unheil, wuchert diese Schandthat fort. Sibich übt heimtückisch Rache, indem er durch boshafte Rathschläge die Gier nach fremdem Besitz in die Brust seines Herrn wirft und ihn damit antreibt, gegen sein eigenes Geschlecht zu wüthen. Die Harlunge, seine Brudersöhne, läßt Ermenrich verrätherisch greifen und aufhängen, um sich ihrer Erblande zu bemächtigen. Seine eigenen Söhne kommen um, indem er, nach erweiterter Herrschaft trachtend, sie auf gefährliche Fahrten aussendet. Doch erscheint sein Sohn Friedrich noch in den Kämpfen, welche den Hauptgegenstand unserer Lieder ausmachen. Diese Kämpfe,

worin Ermenrich auch seines andern Bruders Söhne, Dietrich und Diether, ihres Erbes berauben will, werden von ihm mit Mord und Brand gegen die Wehrlosen, mit schnödem Verrath gegen die tapfern Gegner, ja an den eigenen Freunden und Mannen, geführt. Zuerst sucht er den Berner damit in die Falle zu locken, daß er denselben unter dem Vorwande zu sich ladet, als wollt' er, den Tod der Harlunge abzubüßen, zum heiligen Grabe fahren und indeß sein Reich in des Neffen Pflege geben. Dietrich, von dem Boten Randolt selbst gewarnt, kommt nicht und nun bricht Ermenrich los, mit Feuer und Schwert die Lande verwüstend. Aus dem Felde geschlagen, sinnt er auf andere Mittel. Den Recken, welche Dietrich nach dem Schatze zu Pola ausgeschickt, legt er Hinterhalt, nimmt sie gefangen und droht, sie zu hängen, wenn ihm nicht Dietrichs Städte und Lande überantwortet werden. Er achtet nicht, daß achtzehnhundert seiner Mannen und sein Sohn Friedrich selbst des Berners Gefangene sind. Sie alle will er preisgeben, während Dietrich um seine sieben Dienstmannen alles hingiebt. Vor Bern unter seinem Gezelte liegend, weidet der Unbarmherzige sich an des Neffen kläglichem Abzug. Umsonst mahnt ihn dieser, mit weinenden Augen, der Bande des Bluts, vergeblich ist die Fürbitte von mehr denn tausend Frauen und Jungfrauen, deren Schönheit Gott vom Himmelreiche schauen möchte. Sie flehen ihn bei aller reinen Frauen Ehre, königlich an ihrem Herrn zu thun. Mit schmählicher Drohung weist er sie von sich, scheint er doch selbst nicht von einer Frau geboren zu sein, da er nachher zu Raben schamlos Frauen und Kinder hängen und enthaupten läßt. Stets, wenn seine Sache übel steht, entflieht er heimlich aus der Schlacht oder um Mitternacht aus der erstürmten Stadt, überläßt die Männer, die für ihn kämpfen, ja den eigenen Sohn, treulos ihrem Schicksal und vergießt nur dann Thränen, als er sie mit schwerem Gold aus der Gefangenschaft lösen soll (Dietr. Fl. 7065). Dem Ehrlosen, Zagen ist denn auch nicht der Tod der Helden bescheert, in elendem Siechthum bersten ihm die Eingeweide.

Die Lieder, welche diese Geschichten erzählen, sind voll von Jammer und Verwünschungen über Ermenrichs Untreue. Er ist der ungetreuste, der je von Mutter geboren ward, durch ihn ist Untreue zuerst in die Reiche kommen, von ihm ist das Land öde, er hat allen Mord gebraut, ihm fluchen Männer und Frauen.

Der nordische Jormunrek und sein Rathgeber Bichi (in Saxos getrübter Darstellung B. VIII, S. 240 f. Jarmerich und Bicco) erscheinen erst am Schlusse der Wölsungengeschichte. Der König läßt, auf des treulosen Bicke Anstiftung, aus Eifersucht, seinen Sohn Randwer hängen und seine Gemahlin Swanhild von Pferden zu Tode treten und wird dafür von ihren Brüdern an Händen und Füßen verstümmelt. Daß Jornandes diese Sage auf den gothischen Ermanrich bezieht und daß dieselbe einst auch in Deutschland volksmäßig war, ist im geschichtlichen Theile [oben S. 96. 99. 113] angezeigt worden.

Sibich.

Als Sibich erfuhr, daß Ermenrich ihm sein Weib entehrt, sprach er bei sich: „Nun bin ich allwegen ein getreuer, frommer Mann gewesen, und ward mir der Name geben: der getreue Sibich; nun will ich werden der ungetreue Sibich.“ Er vollzieht das Werk der Rache durch das langsame Gift seiner boshaften Rathschläge. Wie die getreuen Meister, Hildebrand, Eckart u. a. die Schutzgeister ihrer Herren sind, sie zu wackern und rühmlichen Thaten anweisen, so führt Sibich den seinigen in Laster, Schande, Verderben. Durch Sibich sind die ungetreuen Räthe in die Welt gekommen; Sibichs Rath ist der Same alles Bösen und wenn Ermenrich einmal etwas Löbliches vornimmt, wie die Loskaufung der Gefangenen, so wird ausdrücklich bemerkt, daß nicht Sibich, sondern ein anderer, den Rath gegeben. Wie das ganze Geschlecht des treuen Meisters die Gesinnungen desselben theilt, so gehören Sibichs Verwandte, sein Sohn Saben und Ribestein, zu den Verräthern. Er und die Seinigen sind, wie ihr König, feig und feldflüchtig. Sie werden, um den Gegensatz hervorzuheben, je von einem des getreuen Meistergeschlechts, Sibich von Eckhart, Saben von Wolfhart, gefangen, quer auf das Ross gebunden und dem schmählichen Tod am Galgen zugeführt.

Wittich und Heime.

Ungetreue Recken sind Wittich und Heime, Schildgesellen, durch gleiche Gesinnung verbunden. Tapfer und kriegskundig werden sie

gesucht und gefürchtet. Sie verkaufen ihren Dienst um Gold, leihen sich der Hinterlist und Grausamkeit, verschmähen kein ehrloses Mittel und werden flüchtig in der Angst des bösen Gewissens.

Wittich, des elfischen Wielands Sohn, führt im Schild eine Schlange. Auch Madelger, nach deutscher Sage Heimes[1] Vater, scheint zum Geschlechte der Elfen gehört zu haben. So ist schon in der Abkunft die unheimliche Natur dieser beiden begründet.

Erst sind sie Dietrichs Mannen und ziehen mit ihm in den Rosengarten. Doch scheuen sie sich anfangs vor den riesenhaften Gegnern und Wittich kämpft nicht eher, als bis Dietrich, nachdem er Gold und Land vergeblich geboten, das treffliche Ross Scheming, welches früher dem Recken gehört, ihm zurückzugeben verspricht. Auf der Fahrt zu Laurin ist Wittich ebenso gewaltthätig in Zerstörung des Gartens, als argwöhnisch und scheu, dem Zwerg ins Gebirge zu folgen; erst von den andern verspottet, sprengt er zornig voran. Seinen Übergang in Ermenrichs Dienst beschönigt er im Rosengartenliede damit, daß er den Haß der Wölfinge nicht länger ertragen könne. Besonders missgönnt Wolfhart ihm das Ross Scheming. Die getreuen Wölfinge sind natürliche Widersacher des ungewissen Dienstmanns. Dietrich mahnt den Wegreitenden der ihm geschworenen Eide und Wittich verflucht sich, wenn er sie breche. In den Kriegen des Berners mit seinem Oheim sind Wittich und Heime Hauptleute bei Ermenrich. Sie führen den folgeschweren Überfall der von Pola zurückkehrenden Helden, als diese entwaffnet bei ihren Feuern rasten. Später selbst von Dietrich gefangen schwört Wittich ihm von neuem Treue, wird zum Markgrafen von Raben bestellt und, nach dieser Darstellung, jetzt mit dem guten Scheming beschenkt. Verrätherisch überliefert er die Stadt an Ermenrich, der Frauen und Kinder hinwürgen läßt. Das kalte und finstre Wesen dieser „Mordrecken" zeigt sich vornehmlich darin, daß sie als Feinde und Verderber alles Schönen auftreten. Sie sprechen ihre Nichtachtung der Frauen ungescheut aus; ihrer lauernden Fechterkunst unterliegen die blühendsten, feurigsten Jünglinge. Wie der grimme Wittich die Rosen zertreten, so schlachtet er jugendliche Helden. Die drei Königssöhne

[1] Vgl. Saxo B. VI, S. 159: Hama. B. VIII, S. 234. B. IX, S. 264, 2. Grimm, Heldensage S. 17. Auch in der Brawallaschlacht auf Rings Seite ein König Hama, Saxo B. VIII, S. 223.

Diether, Scharpf und Ort, der Hut ihres Meisters entritten und auf der Heide verirrt, sehen, als der Nebel weicht, einen Recken streitfertig unterm Schilde halten. Diether entbrennt von Zorn und Schmerz, als er den Mann erkennt, der an ihm und seinem Bruder so große Untreue begangen. Wittich, angerannt von den Jünglingen, warnt und schont noch im Gefechte, aus letzter Erinnerung an die alten Bande und aus Furcht vor Dietrichs Rache. Doch als er schwere Wunden empfangen, faßt ihn sein Grimm und er haut sie in ihren Sommerkleidern durch Hirn und Zähne, durch Leber und Herz. Unedler ist sein Kampf mit dem jungen Alphart auf der Warte. Unheil ahnend, nur auf Ermenrichs dringenden Aufruf, reitet er hinaus. Er wird von Alphart aus dem Sattel gestochen; sein Roß Scheming läuft hin und ißt das grüne Gras, als achtet' es wenig den Fall des ungetreuen Herrn (Alph. 235). Aber unfern im Schatten hält Heime und kommt jetzt seinem Gesellen zu Hülfe. Gegen Ehr' und Sitte bekämpfen die zween den einen, sie hauen auf ihn von vorn und hinten, dem Gefallenen reibt Wittich das Schwert im Leibe um und schneidet ihm das junge Leben ab. Das Bewußtsein ihrer Schuld macht die Mörder zaghaft. In der Schlacht zur Rache um Alphart brechen sie die Zeichen von ihren Helmen und schwingen die Schilde hinter sich, um nicht erkannt zu werden; sie entfliehen mit Sibich und Ermenrich. Nach der Schlacht von Raben aber, als Dietrich, von den Leichen der drei Königssöhne hinweg, zornglühend Wittichen verfolgt, rennt dieser in unaufhaltsamer Flucht bis in den Schooß des Meeres, wo seine Ahnfrau, die Meerminne Waghild, ihn aufnimmt. So kehrt er zurück in das Reich der tückischen Geister, dem er entstammt ist.

Hagen.

An den Schluß dieser Heldenbilder stellen wir denjenigen Charakter, welcher Eigenschaften in sich vereinigt, die in andern nur einzeln hervortreten und unter sich durchaus unverträglich scheinen. Es ist Hagen, der Nibelunge Trost, der Mörder Siegfrieds, der getreuste zugleich und der ungetreuste Mann [1]; der getreuste, stets wachsame für die Macht

[1] Nib. 5056: Mich hât der leidege Hagene mînes guotes ân getân.

und Ehre des Königshauses, dem er als Verwandter und Dienstmann verbunden ist, aber aus eben dieser Treue der ungetreuste gegen jeden, der jenes Haus verdunkeln oder gefährden möchte. Gegen solche entladet er ganz die finstere, feindselige Gewalt seines Wesens, all seinen Hohn und seine Härte, mit einem Worte den Grimm, wovon er den Beinamen hat. Mit sichrer Hand, in wunderbaren und doch folgerechten Gegensätzen, ist diese Doppelnatur durch die Verwicklungen des Nibelungenliedes hindurchgeführt.

Hagen von Tronje, Aldrians Sohn, wird im Eingang des Liedes zuerst unter den Recken genannt, die den Stolz und die Kraft des burgundischen Hofes ausmachen. Sein Aussehen wird gelegenheitlich geschildert: er ist grauenhaft (griulich) und doch von schönem Leib, wohlgewachsen, mit breiter Brust und langen Beinen, halbgreisem Haar, aber herrlichem Gang; seine jähen, schrecklichen Blicke verrathen die grimme Sinnesart; rabenschwarz, von Edelsteinen funkelnd, sein Gewand. In früher Jugend war er als Geisel seines Königshauses bei Etzel. Ihm sind die fremden Reiche kund. Darum, als Siegfried selb zwölfte zu Worms auf den Hof geritten, sendet Gunther nach Hagen, um zu erfahren, wer diese Gäste seien: Hagen geht an ein Fenster und läßt sein Auge nach ihnen wanken. Obschon er Siegfrieden nie gesehen, erkennt er ihn doch, erzählt von seinem Drachenkampf und der Erwerbung des unendlichen Hortes, und räth, den jungen Helden wohl zu empfangen, damit man sich ihn verbinde. Doch als nun Siegfried übermüthig hervortritt und Gunthern zum Zweikampf um Land und Krone ausfordert, als die Burgunden zornig dastehn und Ortwin nach Schwertern ruft, da schweigt Hagen lange, zum Befremden des Königs; zuletzt spricht er: „Das sollt' er unterlassen haben; meine Herren haben ihm nicht solches zu Leide gethan." Zwar wird dieser erste Zusammenstoß beschwichtigt, aber schon bemerken wir in Hagens dunkler Seele den Unwillen über die Anmaßung des Fremden, die Berechnung, ihn zu benützen, aber auch die Ahnung, daß solcher Anfang zum Bösen führe. Auf Hagens Rath bittet Gunther den Gast, für ihn die Sachsen zu bekämpfen, und nachher auf der gefährlichen Brautfahrt nach Brunhilden ihn zu begleiten. Hagen selbst entzieht sich keiner dieser Unternehmungen. Als Brunhild, durch Siegfrieds Hülfe besiegt, Gunthern ihre Gewalt einräumt, da freut sich dessen der kühne Hagen. Die

Botschaft nach Worms, wohin er vorausgesandt werden soll, lehnt er ab und schiebt sie auf Siegfried, der um Kriemhilds willen gebeten wird. Nachdem diese dem jungen Helden, zum Lohn seiner Dienste, vermählt ist, heißen ihre Brüder sie tausend Recken auswählen, die ihr als Heimgesinde in Siegfrieds Reich folgen sollen. Sie sendet alsbald nach Hagen, aber zürnend erwidert dieser: „Uns mag Gunther niemand auf der Welt geben; ihr kennt doch wohl der Tronjer Sitte, wir müssen bei den Königen hier zu Hofe bleiben; denen wir bisher gefolgt, sollen wir ferner dienen.“ Die Boten, welche nachher ausgeschickt werden, um Siegfried und Kriemhilden nach Worms zum Feste zu laden, kommen reichbeschenkt zurück und weisen die empfangenen Gaben, Gold und Kleider, vor. „Er mag leicht geben,“ spricht da Hagen; „er könnt' es nicht verschwenden, und lebt' er ewig; den Hort der Nibelunge hält seine Hand verschlossen; möchte der noch einst in der Burgunden Land kommen!“ Bei dem Feste bricht der Zank der Königinnen aus. Von Kriemhilden hat Hagen sich losgesagt, als sie den Hof ihrer Brüder verlassen; Brünhilden, der Frau seines Königs, ist nun sein Dienst gewidmet. Zu ihr geht er und fragt die Weinende, was ihr sei. Er gelobt ihr, daß Siegfried ihren Kummer entgelten müsse, und setzt sein eigenes Leben dafür ein (3465 ff.). Den Männern hält er den Schimpf vor, den Siegfrieds Reden auf das Königshaus gebracht. „Sollen wir Gauche (Kukuksbrut, Bastarde) ziehen?“ fragt er und räth fortan auf Siegfrieds Tod. Wie er Kriemhilden das Geheimnis von dessen Verwundbarkeit ablockt und die verrätherische Jagd anstellt, wie er den Wein vergißt und den Wettlauf nach der Quelle veranlaßt, wie er den Waffenlosen hinterrücks durchbohrt und vor dem Todwunden die Flucht ergreift, darin zeigt er die volle Meisterschaft der Untreue. „All unser Leid und unsere Sorge,“ ruft er über dem Sterbenden, „hat nun ein Ende; wir finden keinen mehr, der uns bestehen dürfte; wohl mir, daß ich seine Herrschaft abgethan!“ Er rastet auch nicht, bis der Nibelungenhort nach Worms gebracht und die Schlüssel Kriemhilden entrissen sind. „Laßt mich den Schuldigen sein!“ sagt er zu dem zögernden Gunther. Er versenkt auch den Hort im Rheine, da jetzt noch (dô) kein ruhiger Genuß desselben möglich ist.[1] Er allein widerräth die Vermählung der

[1] Nib. Z. 4564. Lachm. 1077: Er wânde er sold in niezen; des kunde dô niht gesîn. Z. 4575. Lachm. 1080: Sô enkunden sis in selben noch ander

Wittwe an Etzeln; auch der Fahrt zu den Hunnen widersetzt er sich, bis Gernot und Giselher ihn, der schuldbewust den Tod fürchte, daheim bleiben heißen. Da zürnt er und duldet nicht, daß sie ohne ihn fahren. Rumold hält ihnen vor, daß Hagen sie noch nie verrathen habe. Hagen reitet nun der Schaar zuvorderst, den Nibelungen „ein helfelicher Trost." Die Meerfrauen weissagen ihm, daß keiner zurückkommen werde, außer dem Kapellan, und nachdem er, ungläubig erst, an diesem bei der Überfahrt über den Strom die Probe gemacht, schlägt er das Schiff zu Stücken, verkündet die versagte Wiederkehr und heißt die Helden sich waffnen. Auf dem Zuge durch Baiern übernimmt er die Nachhut und schlägt Gelfrats nächtlichen Anfall ab. Seinen lieben Herren heißt er den Kampf verschweigen, damit sie ohne Sorge bleiben, bis die aufgehende Sonne die blutigen Waffen zeigt. „Wie konnt' ein Held seiner Freunde besser hüten!" Ihn schreckt nicht die Warnung des Grenzwächters Eckewart. „Mög' uns Gott behüten!" erwidert er; „wir sorgen um nichts, als um die Herberge für diese Nacht" (6557 ff.). Für Giselhern wirbt er um des gastlichen Rüdigers Tochter, die ihm mit Furcht den Willkommkuss gegeben. „Sie ist so hoher Blutsfreunde," sagt er, „daß wir ihr gerne dienten, ich und seine Mannen, gienge sie unter Krone bei den Burgunden." Giselher, der jüngste, edelste und tapferste unter den Brüdern, ist durchaus Hagens Liebling, der in ihm die Blüthe des Königsstammes erkennt; darum wohl sucht er ihm in dem fremden Lande die Freundschaft und den Schutz des trefflichen Rüdigers zu verschaffen. Die Wilkinensage (C. 364. Rask II, 547) hat den Zug aufbehalten, daß Hagen in der letzten Noth für Giselhern um Frieden bittet, weil dieser unschuldig an Siegfried sei, dem er, Hagen, allein die Todeswunde gegeben. Auch in unserm Lied ist Giselher vom Antheil am Morde rein erhalten und darum allein in Kriemhildens Gunst geblieben.

nimmen gegeben. Nimmt man an, daß Hagen sich allein den Schatz zugedacht, wie es in der Überarbeitung noch stärker herausgehoben ist, so widerspricht der einzige Vers der durch das ganze Lied gehaltenen Charakteristik Hagens. Doch ist ein solcher Widerspruch bei dem Erwachsen des Liedes aus älteren allerdings möglich. Unverkennbar ist aber, daß der Hort, wie alles Mythische, das rechte Verständnis eingebüßt hat, indem alle Bedeutung sich auf das Innere der Charaktere gezogen, daher dort etwas nicht zum Ganzen Passendes wohl stehen bleiben konnte. Unklar ist alles, was vom Horte, besonders dessen Versenkung, gesagt wird.

Je näher die Gefahr hereindroht, um so freier und unerschrockener blickt Hagen ihr ins Auge. Mit trotzigem Hohn erwidert er Kriemhildens feindlichen Empfang. Als sie nach dem Horte fragt, antwortet er, an seinen Waffen hab' er genug zu tragen gehabt. Als sie den Gästen die Waffen abnehmen will, erwidert er, das hab' ihn sein Vater nicht gelehrt, daß eine Königin seinen Schild trage, er wolle selbst Kämmerer sein. Endlich als er mit Volkern vor dem Hause sitzt, Kriemhildens Saale gegenüber, als sie mit gewaffneter Macht herankommt, er aber nicht vor ihr aufsteht, und über seinen Knieen das Schwert mit dem grasgrünen Jaspis spielen läßt, das einst Siegfrieds war, als sie dann fragt, wer nach ihm gesandt, und er antwortet, man habe die geladen, die seine Herren heißen; als sie zuletzt, um ihn vor den Ihrigen zu überweisen, den Mord an Siegfried ihm vorwirft, da spricht er laut und offen: „Was soll des mehr? ich bins, Hagen, der Siegfrieden schlug; sehr entgalt er, daß Kriemhilde Brunhilden schalt; ich bin all des Schadens schuld, räch' es nun, wer wolle, Weib oder Mann!" Sein Absehen ist fortan nur darauf gerichtet, nicht wehrlos und unvergolten unterzugehen. Gleich als Kriemhilde Giselhern allein gegrüßt, band Hagen sich den Helm fester (6968); in der Nacht vor dem Feste hält er mit Volkern vor dem Saale, wo die Burgunden schlafen, getreulich Schildwache und schon der Glanz ihrer Waffen scheucht die Hunnen zurück. Am Morgen, als die Helden sich zum Kirchgang schmücken wollen, heißt er sie, statt der Rosen, die Waffen zur Hand nehmen, statt der gesteinten Kränze die lichten Helme, statt der Seidenhemde die Halsberge, statt der reichen Mäntel die weiten Schilde. „Geht nur zur Kirche, klaget Gott eure Noth! denn wisset, daß der Tod uns nahet!" (7445 ff.) Noch verhält er seinen Grimm, bis Dankwart beim Mahle blutig unter die Thüre tritt und den Tod der Knechte verkündet; da giebt er die Losung des unversöhnbaren Kampfes, indem er Etzels jungem Sohne das Haupt abschlägt, daß es der Königin in den Schooß springt. Den Schild auf den Rücken geworfen, tobt er mit Schwerthieben durch den Saal. Todestrunken, kennt er keinen Rückhalt mehr. Im brennenden Saale heißt er die Dürstenden Blut trinken. „Das ist in solcher Hitze besser, denn Wein." Von Dietrich überwältigt und vor Kriemhilden geführt, weigert er sich, ihr den versenkten Hort anzuzeigen, und als sie ihm Gunthers abgeschlagenes Haupt vorhält, spricht er: „Nun ist

ergangen, wie ich mir gedacht; den Schatz weiß nun niemand, denn Gott und ich; der soll dir, Teufelin, ewig verhohlen sein!" Da giebt sie ihm mit Siegfrieds Schwerte den Todesstreich.

So erscheint Hagen zwar, gleich jenen andern Ungetreuen, schlau und hinterlistig, geizig auf den Hort, den er jedem Fremden missgönnt, zaghaft im Augenblicke des vollbrachten Meuchelmordes. Argwöhnisch und behutsam überall, sucht er besonders die rächenden Folgen jener Frevelthat durch Vorsicht abzuwenden. Als aber seine Könige, für die er solche verübt, seinen Rath nicht achtend, dem Verderben entgegen gehn, nimmt er seine Schuld auf sich und folgt ihnen. Er hört die Weissagung des Todes, erprobt sie und zerschlägt die Brücke der Rückkehr. Da erst ist sein Heldengeist entbunden; er steht dem Schicksal, das er heraufbeschworen, trägt mit Riesenkraft den brechenden Bau und stürzt, der letzte, unter den Trümmern.

In der nordischen Darstellung ist Hagen selbst einer der königlichen Brüder und zwar, der Eide gedenkend, dem Mord an Sigurd abgeneigt. Er schiebt solchen auf Guttorm, den jüngsten Bruder, der nicht mitgeschworen (Edd. IV, 66 f. Volf. S. Cap. 39). Wie in unserm Liede Gunthers Haupt vor Hagen, so wird hier Högnis ausgeschnittenes Herz vor Gunnar gebracht. Högne hat gelacht, als man es ausschnitt, und Gunnar erkennt dasselbe daran, daß es nicht zittert, nachdem man ihn durch das bebende Herz eines Knechtes vergeblich zu täuschen gesucht (IV, 148 f. 175. Volf. S. Cap. 46). Auch im deutschen Siegfriedslied ist der grimmige Hagen ein Bruder von Günther und Gernot, König Gibichs Söhnen; er will nicht dulden, daß sein Schwager die Lande regiere, und erschlägt ihn am Brunnen im Odenwald. Es liegt in der Art der Fabellieder, daß Genossen Brüder heißen, und der nordischen Sage ist dieses nahe Blutsband um so angemessener, als sie überall die Schicksale der Geschlechter darzustellen pflegt. Vermittelnd ist die Wilkinensage, die Hagen zum Halbbruder der Könige macht, von einem Elfen erzeugt, wodurch sein Aussehen und seine Sinnesart erklärt wird (C. 150. Rask II, 241). Im Nibelungenliede selbst ist Hagen ein Verwandter (Oheim) seiner Herren und die Eigenschaften von „Mann und Mage" sind auch hier ungetrennt. Ist gleich Hagens Bruderrecht als das Einfachere und Ursprüngliche anzuerkennen, so finden wir doch in deutscher Sage schon über zwei Jahrhunderte vor dem Nibelungenliede

das Verhältnis der Diensttreue hervorgestellt. In dem Gedichte von Walthers Flucht steht Hagen, Agaciens(?) Sohn, mitten im Widerstreit der Pflichten gegen seinen Herrn, den König Gunther, und seinen Genossen, den heimkehrenden Walther. Nachdem er jenem vergeblich von der Verfolgung und Bekämpfung Walthers abgerathen, sieht er vom nahen Hügel[1] dem Kampfe zu. Dieses Verhalten wird ihm vom König und nachher, in der Nibelungennoth, von Hildebrand als Zaghaftigkeit vorgeworfen. Noch bleibt er sitzen, als sein Neffe Patafried, gegen seine und Walthers Mahnung angreifend, von diesem erschlagen ist. Erst als die eilf andern Begleiter des Königs hingestreckt sind, erhebt er sich auf dessen dringende Bitte. Durch List räth er Walthern aus dem Verhau zu locken; aber in dem Kampfe, der nun beginnt, streckt er aufopfernd sein Haupt dem Streiche vor, der dem am Boden liegenden Könige den Tod gegeben hätte. Mit dem Verluste des rechten Auges kehrt er aus diesem Streite zurück. In bestimmten Zügen sehen wir hier vorgezeichnet, was im Nibelungenliede seine volle Entwicklung erhält.

W. Grimm hat bei mehreren Heldencharakteren zu zeigen sich bemüht, wie sie ursprünglich edler gehalten waren und in der Fortbildung der Sage sich verböserten. So insbesondere auch bei Hagen. In den Eddaliedern, wo Högni noch in der Reihe der Königsbrüder erscheint, rathe er sogar noch vom Morde Sigurds ab, der durch Guttorm erschlagen wird (S. 343). Noch im lateinischen Waltharsliede sei Hagano durchaus edelmüthig gesinnt und das finstre und böse Wesen, das die Nibelungennoth beschreibe, ihm fremd (S. 368. 370). Aber der Zwiespalt der Pflichten, den wir kaum zuvor ausgehoben, ist doch schon im lateinischen Gedichte ein Hauptmotiv und wirft auf den Helden, der erst der einen und dann der andern zu genügen sucht, ein zweifelhaftes Licht. Nachdem er sich einmal für seinen König, gegen den Genossen, entschieden, so greift er auch schon zur Hinterlist, indem er den Rath giebt, daß sie beide, der König und er, sich in einen Hinterhalt zurückziehen und so Walthern aus seinem sichern Verhau hervorlocken.

V. 1112: Secedamus, eique locum præstemus eundi;
Et positi in speculis tondamus prata caballis.

[1] Über das Sitzen auf dem Hügel vgl. die Laxdälasaga. Sagabibl. I, 216.

Donec jam castrum securus deserat artum.
Nos abiisse ratus campos vi calcet apertos.
Insurgamus et attonitum post terga sequamur.

Und so greifen sie ihn auch wirklich zu zweien an.

V. 1282: Adversum solum conspirant arma duorum.

Als nach dem Kampfe die Helden zusammentrinken, sagt Walther zu Hildegund V. 1406:

Jam misceto merum Haganoni et porrige primum!
Est athleta bonus, fidei si jura reservet.

Jedenfalls scheint mir der tiefe Sinn, der in der Bildung des Epos thätig war, sich gerade darin zu erweisen, daß dieser schwierigste Charakter, der abschreckend und anziehend zugleich, in Widerstreit und Verbindung der entgegengesetztesten Eigenschaften einen wunderbaren Abgrund des Gemüthes aufschließt und die bedeutendste Geisteskraft entfaltet, mit Vorliebe gepflegt worden ist, sich der Herrschaft im Liede bemächtigt und die Lösung der Widersprüche großartig in sich vollendet hat.

Die Frauen.

Das Sittengemälde, welches wir nach den Heldenliedern, im Vergleich mit den germanischen Alterthümern, entworfen haben, würde eines wesentlichen Bestandtheils entbehren, wenn wir nicht zum Schlusse noch das Leben der Frauen beleuchteten.

Die Stellung und Geltung der Frauen in diesem kriegerischen Kreise, ihre Freuden und Bedrängnisse, ihre leidende und thätige Theilnahme an so sturmbewegtem Leben, erheischen unsre besondre Aufmerksamkeit.

Die klare Auffassung dieser Verhältnisse wird dadurch erschwert, daß eben hier die bedeutendste Vermischung des Geistes verschiedener Zeiten in unsern Liedern eingetreten ist. Die Aufzeichnung und Gestaltung der letztern fiel in eine Zeit, welche nicht bloß das Mythische der Heldensage gröstentheils in natürliche Zustände aufgelöst hatte, sondern auch den aus fremder Poesie eingedrungenen Zierlichkeiten des Minnewesens und der Rittersitte auf ganz verschiedenartige Gegenstände einigen Einfluß gestattete. So kam es, daß in demselben Liede die

noch erkennbare Walküre Brünhild und die wirtliche Hausfrau Gotelind[1] sich zusammenfinden, daß derselbe Siegfried, der so minniglich um Kriemhilden warb, ihr nachher der unbesonnenen Zankrede wegen den Leib zerbläut (Nib. 3590[2]). Dennoch lassen sich Züge unterscheiden, welche zu fest im germanischen Leben begründet sind, zu tief in den Bestand der Sage eingreifen, als daß sie nicht ursprünglich und eigenthümlich ihr angehören sollten, wenn sie auch mit dem Sagenstoffe selbst den allmählichen Wandlungen der Zeit gefolgt sind.

Noch ist die Gabe der Weissagung nicht gänzlich von den Frauen gewichen. Ihr Herz sagt ihnen, beim Auszug der Helden, das nahende Leid; von fallenden Thränen wird ihnen dann das Gold vor der Brust trübe. Doch nicht bloß diese dunkle Ahnung ist ihnen gegeben, in bedeutsamen Träumen bildet sich ihnen die Zukunft vor. Helke sieht in angstvollem Morgentraume, wie ein wilder Drache durch das Dach der Kammer fliegt und ihr beide Söhne gewaltsam hinwegführt auf eine weite Heide, wo er sie zerreißt. Kriemhild träumt noch mitten in den Ehren und dem Glanz ihrer Jugend, bevor noch Siegfried auf dem Hofe zu Worms erschienen, ihr künftiges Geschick, wie sie einen schönen Falken gezogen, den ihr zween Aare mörderisch ergreifen; und ihre Mutter, der sie den Traum vertraut, giebt ihm die rechte, traurige Deutung. Nachher, als Siegfried in den Wald reiten will, sagt sie ihm, weinend ohne Maß, die Träume der vorigen Nacht, wie ihn zwei wilde Schweine über Heide jagten und die Blumen da roth wurden, wie ob ihm zween Berge zusammenfielen und sie ihn nimmermehr gesehen. Vor der Nibelunge Hinfahrt nach Hunnenland träumt Frau Uten, wie alles Geflügel im Lande todt sei. Rüdegers Gemahlin und Tochter theilen sich ihre bangen Träume mit; die Mutter sah ihn ganz ergraut, sein Gesinde war von einem Schnee befallen und von einem Regen genäßt, ihr eignes Haupt von Haar entblößt, in ein finstres Gemach hieß er sie gehen, darin er selbst stand, er schloß die Thüre zu, und nimmer kamen sie herfür. Die Tochter sah des Vaters Pferd sehr springen, laut erklang an ihm die Silberdecke; es trank aus einem Wasser und versank

[1] Dietl. 979: Da saget das gesinde der schœnen Gotelinde, da waren kommen geste. Hausfraw die peste, die ye fursten haus besaz, gepot dem yngesinde das, daz man ir schone solte pflegen.

[2] Dietl. 12605—22. Brunhilt soll auch von ihrem Manne geschlagen werden.

zur Stelle. Indeſs ſie ſo einander erzählen, ſind ſchon die Trauerboten eingeritten.

Traum und Traumdeutung der Frauen fehlt begreiflich auch in der nordiſchen Darſtellung nicht. Hier findet ſich aber noch eine weitere, wunderbare Eigenſchaft derſelben, die Zauberkunde. Frauen wiſſen vorzugsweiſe die Runen zu ſchneiden und zu deuten. Sigurdriſa (Brunhild) reicht dem Sigurd in der Flammenburg den Gedächtnistrank, voll iſt das Horn von guten Zaubern und Freudenrunen, ſie lehrt ihn die Runen, ihre manigfachen Arten und Kräfte. Aber Grimhild, die Mutter der Giukunge, ſchenkt ihm nachher, um ihn an ihr Haus zu knüpfen, einen andern Zaubertrank, von dem er Brunhilden vergißt, und ſich mit Gudrun verbindet. Durch ähnlichen Trank, im Horne, darein Runen geritzt ſind, bringt ſie ſpäter ihre Tochter dazu, des ermordeten Siegfrieds vergeſſend, ſich mit Atli zu vermählen.

Die Heilkunde iſt ein Theil dieſer zauberhaften Weisheit. Heilende Hände (læcnis-hendr) erfleht Brunhild von den Göttern für ſich und Sigurd, als ſie ihm den Gedächtnistrank giebt. Zweigrunen, auf Rinde und Baumäſte geſchnitten, bezeichnet ſie als ärztliche (Gr. Edd. 213. 217). Nach dem Kampf am Wasgenſteine verbindet Hildegund die Verwundeten. Zu den Müttern, den Gattinnen brachten die Germanen, nach Tacitus (Germ. 7), in der Schlacht ihre Wunden, und die Frauen ſcheuten ſich nicht ſie zu zählen oder auszuſaugen. Die Jungfrau, welche Dietrich von Faſolds Verfolgung befreit, ſieht ein Wundkraut, das auf hoher Haide blüht; ſie holt es und zerreibt es unter den Händen; von ſeinem Geruche verläßt den Helden die Müde und er geneſt völlig. Auch dem ermatteten Roſſe giebt ſie davon, daß es froh und kräftig, mit ſchnellen Sprüngen den gewappneten Herrn trägt.

Von heilbringenden Frauenhänden werden die ausziehenden Helden gewappnet. Die ſchöne Magd zu Terfis wappnet Wolfdietrichen zum Ringſtechen. Die junge Königin Seburg wappnet Ecken, den ſie zum Kampf ausſendet; Ute bindet ihrem Hildebrand den Helm auf; ſie giebt auch ihrem Pflegeſohn Alphart Waffenrock und Waffen. Mit dieſer Wappnung hängt der Segen zuſammen, den die Frauen auf die Fahrt geben. Als Ute Alpharten gewappnet, ſegnet ſie ihm nach mit ihrer ſchneeweißen Hand. Nach ihm ſegnen auch andre ſchöne Frauen, ihm Heiles bittend. Ebenſo thut Frau Ute ihrem Gemahl, dem ſie den

Helm aufgebunden, manchen Segen nach. Daß diese Segen ursprünglich nicht bloß allgemeine Heil- und Siegeswünsche, sondern eine wirkliche Feiung waren, zeigt eine Stelle des Liedes von Etzels Hofhalt. Dort wappnet Jungfrau Selde Dietrichen von Bern und thut ihm dann einen Segen, der ihr von Gott kund ist und der den Helden sichert, niemals im Kampf erschlagen zu werden. Von Frauen sind auch die undurchdringlichen Zaubergewande, Nothhemde, verfertigt. Noch sind uns alte Formeln des Nachsegnens aufbewahrt, die, wenn gleich christliche Schutzengel und Heilige darin angerufen werden, doch schon in den durchklingenden Stabreimen auf früheren Ursprung deuten, z. B. (Graffs Diutisca B. II, S. 70. 293. 1827) „Ich dir nachsehe, ich dir nachsende mit meinen fünf Fingern fünfundfünfzig Engel; Gott gesunden heim dich gesende! offen sei dir das Siegethor, so sei dir das Seldenthor, beschlossen sei dir das Wagethor, so sei dir das Waffenthor!" Oder: „Herre Sanct Michael, heute sei du sein Schild und sein Speer, meine Frau Sancta Maria sei seine Halsberge! Herre Gott! du müssest ihn beschirmen vor Wage (Wasser) und vor Waffen, vor Feuer, vor allen seinen Feinden, sichtbaren und unsichtbaren!" Man erinnert sich hiebei an Sigurdrifas Heil- und Siegesgebet beim Gedächtnistrank und an die Siegrunen, die, nach ihrer Lehre, auf Schwertgriff und Schwertgehäng eingeschnitten werden, unter zweimaliger Nennung des Siegesgotts Tyr.

Ob die häufig vorkommende Bitte und Mahnung „durch aller Frauen Ehre" erst eine Folge des ritterlichen Frauendienstes sei, ist zweifelhaft. Als Beweggrund, die Frauen zu ehren, wird manchmal daran erinnert, daß wir von ihnen gekommen sind. Von Ermenrich, der die Frauen zu Raben hinrichten ließ, wird gesagt, er sei nicht von Frauen kommen. Sowie man bei ihrer Ehre bittet, erscheinen die Frauen selbst als Fürbitterinnen. Die von Bern treten vor Ermenrich und flehen ihn, obwohl vergeblich, um Gnade an seinem Neffen Dietrich; fußfällig mahnen sie ihn, alle reinen Weiber zu ehren und dazu alles himmlische Heer, damit sie ihm Sieg verleihen. In Urkunden des Mittelalters ist es eine hergebrachte Form, daß Vergabungen der Fürsten, besonders zu frommen Zwecken, auf Fürbitte ihrer Gemahlinnen geschehen.[1] Die Fürsprache der Frauen wird aber in den Liedern nicht

[1] Murator. Antiq. Ital. T. III. Diss. 40. S. 697 f.

selten zu einem vollkommenen Schutzrechte. König Constantin, Rothers Zorn fürchtend, reitet diesem, ohne seine Mannen, mitten unter den Frauen entgegen. Den grimmigen Asprian beschwichtigt der alte Berchter mit den Worten: „Hier soll die Zucht vergehn, nun er unter den Frauen ist kommen; und hätt' er benommen allen meinen Kindern den Leib, wir sollen an ihm diese Weiber ehren, es käm' uns anders übel.“ Eine Jungfrau, die selbst zu Bern als Geisel ist, übernimmt es doch, den Boten vom Rheine, welche ohne Geleit gewappnet in Dietrichs Land geritten, durch ihr Fürwort sicheres Geleit zu geben. Vor allen aber kommt die Stelle des Rosengartenliedes in Betracht, wie Siegfried vor Dietrichs starken Schlägen in den Schooß Kriemhildens flieht und diese, den Schleier über ihn werfend, ihm Leib und Leben fristet. Ganz entsprechend wird in einer isländischen Saga (Broddhelgesaga. Sagabibl. I, 98 ff.) der geschichtlichen Gattung ein blutiger Kampf dadurch niedergeschlagen, daß die Frauen Kleider auf die Waffen werfen. Von spätern Anklängen werde hier nur die Erzählung vom Wartburgkriege angeführt, wonach Heinrich von Ofterdingen, der im Wettsange sein Leben verspielt, sich unter dem Mantel der Landgräfin birgt; dann das Lied Reimars von Zweter [Hagens Minnes. 2, 218], flüchtete sich ein Wolf (das Bild des friedlosen Geächteten) zu Frauen, man sollt' ihn um ihretwillen leben lassen.

Abgesehen von diesen Erinnerungen des alten Glaubens, stehen die Frauen unsrer Lieder, deutschem Rechte gemäß, in Pflegschaft und Obhut des Gemahls, des Vaters, der Brüder, überhaupt der männlichen Anverwandten. Von der jungen Kriemhild und den drei Burgundenkönigen heißt es: „die Frau war ihre Schwester, die Fürsten hatten sie in ihrer Pflege.“ Umschlossen und geschirmt von dem Kreise der männlichen Genossenschaft, halten sich edle Frauen mit ihrem weiblichen Gefolge gewöhnlich abgesondert in den innern Gemächern des Hauses; lange sieht Kriemhilde nur heimlich durchs Fenster den Helden Siegfried, wie er auf dem Hofe Schaft und Stein wirft“ (Nib. 529 bis 56). Als die Helden vom Rheine vor Isenstein anschiffen, heißt Brunhilde ihre Jungfrauen aus dem Fenster treten, damit sie nicht den Fremden zur Schau ständen; an den „engen Fenstern“ beobachten sie dann die Ankommenden. Die weiblichen Hände sind beschäftigt, die Kleidung zu bereiten, Gold in Seide zu wirken und Gestein in das

Gold zu legen. Nicht gering ist der Frauen „Unmuße", wenn ein Fest herannaht, eine Brautfahrt oder Hofreise der Helden, deren prunkvolle Ausstattung ihnen dann obliegt. Sie selbst erscheinen zum Empfang der Gäste, die von ihnen freundlich begrüßt und die angesehenern wohl auch mit einem Kusse bewillkommnet und an der Hand in den Saal geführt werden (Nib. 5185. 5407—24. 6617—24. 6661—84. Alph. 463 f. Laur. 207 b). Wenn sie an festlichen Tagen hervorgehn, dann schreiten mit ihnen die Mannen des Fürstenhauses, Schwerter in Händen tragend, zum Zeichen des stets wachen Schutzes (Nib. 1125—8). Beleidigung einer Frau wird auch sogleich Sache der gesammten Genossenschaft. Brünhild, von Kriemhilden gehöhnt, sendet alsbald nach ihrem Gemahl und seinen Recken und klagt vor ihnen den Schimpf. Siegfried, der sich des Unglimpfs gerühmt haben soll, muß im Ringe der Burgunden den feierlichen Eid schwören, daß er nichts dergleichen ausgesagt habe, und selbst dieses versöhnt nicht den heimlichen Groll der eifrigsten Wächter des Hauses, die auf seinen Tod sinnen (Nib. 3416 bis 64). Das angegebene Verfahren stimmt mit den ältesten deutschen Gesetzen überein, welche zur Rettung beleidigter Frauenehre solch eidliche Erklärung vorschreiben (Rogge, Gerichtswes. d. Germ. S. 195).

In der nordischen Erzählung entzweien sich Brunhild und Gudrun beim Haarwaschen im Strome darüber, welche, nach dem Vorzug ihres Mannes, oben stehen solle (Volſ. C. 37. S. 96. J. Edd. 263); woraus im Nibelungenliede, nicht eben christlich, ein Streit um den Vortritt zur Kirche geworden ist (Nib. 3324. 3385—7). So finden sich auch bei den isländischen Sagaschreibern Beispiele, wie aus dem Rangstreite der Frauen über das frühere Nehmen des Handwassers oder den Vorsitz beim Gastgebote, Mord und rächende Fehde unter den Männern und Blutsverwandten sich entspinnen. Aus der ostgothischen Geschichte berichtet Procop (B. III), wie die Gemahlin des Königs Ildebad, durch Brajas übermüthige Frau beim Besuche des Bades verächtlich behandelt, von ihrem Gatten Rache heischt und dieser nun den Braja, der doch zu seiner Wahl das Meiste beigetragen, hinterlistig umbringen läßt, wodurch er selbst bei den Gothen verhaßt und bald hernach, aus andrem Anlasse, gleichfalls ermordet wird.

Bei den Blutsfreunden, unter deren Pflege die Jungfrau steht,

muß auch um ihre Hand geworben werden; so läßt sich Siegfried von Gunthern dessen Schwester zuschwören und auch Rüdiger wirbt für Etzeln zuerst bei Kriemhildens Brüdern. Die Ehe wurde in früherer Zeit in Form eines Kaufs abgeschlossen; die bevormundenden Verwandten empfiengen den Kaufpreis.[1] Ihnen muste daher auch für gewaltsame Wegnahme der Jungfrau die Buße bezahlt werden. Sowie aber trotzige Männer sich rühmten, niemals Wergeld oder andere Buße zu bezahlen, so scheint es auch für rühmlich gegolten zu haben, sich die Braut ohne Kaufgeld zu gewinnen oder, wo sie der friedlichen Werbung versagt wurde, sie mit Gewalt oder List hinwegzuholen, und die Fehde der beleidigten Verwandtschaft auf keine Weise zu scheuen. Wie bei verschiedenen Völkern der alten Welt,[2] so ist es noch jetzt bei slavischen Völkerschaften (Serben, Morlaken) gebräuchlich, die Braut zu rauben. Daß dieselbe Ansicht bei den germanischen Stämmen zu bekämpfen war, davon zeugen die Gesetze gegen den Jungfrauenraub. In nordischen Sagen, dänischer, schwedischer, schottischer Balladendichtung sind solche Entführungen ein vielbehandelter Gegenstand, und an der Spitze deutscher Geschichten steht das berühmte Beispiel des Arminius, der des Segestes Tochter, die einem andern versprochen war, geraubt und darüber den unauslöschlichen Haß des Schwähers zu tragen hat (Tac. Ann. 1, 55). In diesem Zusammenhange stehen nun auch aus unsrem Liederkreise die gefahrvollen und meist verderblichen Brautfahrten Rothers, Hugdietrichs, Otnits, Gunthers, der Hegelingen.

„Was Leides leiden die Männer, das beweinen alles die Weiber," sagt das Lied von Dietrichs Flucht. Theilnehmend, nachfühlend, innerlich auffassend, bilden sie durchaus den Chor zu den tragischen Geschicken der Helden. Weinend stehen sie an Zinnen und Fenstern und geleiten mit ihren Augen die Männer, die, von ihren Träumen und Ahnungen vergeblich gewarnt, ausziehen. Sie schauen hinaus auf die

[1] Noch die Limburger Chronik, um 1400, braucht gewöhnlich kauffen für heirathen. Vgl. Grimm, Rechtsalterth. 421—4. 601, 4.

[2] Otfr. Müller, Prolegom. zu einer wissenschaftlichen Mythol. Göttingen 1825. S. 422: „Eine merkwürdige Übereinstimmung althellenischer und italischer Sitte ergiebt die Bemerkung, daß der Raub der Braut, der in Sparta immer im Gebrauch geblieben war und vielleicht auch in griechischen Mythen vorkommt, auch in Rom nach Festus alte Sitte war."

Straße, von wo die Wiederkehr geschehen soll; schon sehen sie den Staub aufsteigen: aber nicht, wie sonst, erschallt der frohe Gesang der Knappen. Verbergen heißt man die blutigen Sättel, daß nicht die Weiber weinen (Nib. Lachm. 252). Dieses Weinen der Frauen wird bei Beschreibung der Kämpfe stets im Hintergrunde gezeigt. Wenn die starken Schläge fallen, wenn ein tobender Recke gewaltig um sich haut, wenn der edle, schöne Held den tödtlichen Streich empfängt, dann heißt es immer: das beweinte manig Weib; da geschah den Frauen Herzeleid; ihn klagen alle werthen Frauen u. dgl. Sie gehen auch selbst nach der Schlacht auf die grüne Heide hinaus, wo sich ihr Weinen und Klagen über den Gefallenen erhebt. Mit Thränen schmerzlicher Erinnerung nimmt Gotelinde den Schild des erschlagenen Nudung, den Hagen sich zur Gabe erbeten, von der Wand herab.

Im Eddaliede sticht Brunhild nach Sigurds Tode sich selbst das schneidende Schwert ins Herz, um mit der Leiche dessen, der ihr zuerst verlobt war, auf dem Scheiterhaufen verbrannt zu werden. Ähnliches kommt auch sonst in nordischer Überlieferung vor. Die Geschichte meldet, daß bei dem germanischen Stamme der Heruler die Gattin, welche nicht auf ewig entehrt sein wollte, am Grabe des Mannes sich das Leben mit dem Strange nehmen muste.[1] Unsre Lieder kennen nicht mehr diese heidnische Sitte; Brunhild bleibt hier am Leben, im Übermuthe der gestillten Rache, aber offenbar ist sie fortan müßig in der Handlung. Händeringen, Zerschlagen der Brust, Ausraufen der Haare, Blutweinen, Ohnmacht, sind in den deutschen Gedichten die Ausbrüche weiblichen Jammers. Ein eigenes ausführliches Gedicht, Klage genannt, schließt sich, wohl nicht ohne ältere Anlässe, an der Nibelungen Noth, ganz der Wehklage um die Erschlagenen, ihrer Bestattung, der Heimsendung ihrer Waffen, der Trauerbotschaft an die Wittwen und Waisen gewidmet.

Aus dieser allgemeinern Haltung aber, worin die Theilnahme der Frauen an den Ereignissen mehr auf Dulden, Sorgen und Empfinden

[1] Procop. S. 419: Ubi vir quispiam Erulus fato concesserat, ut virtutem probaret uxor, ac relinqueret superstitem sibi gloriam, necesse habebat vitam paulo post ad mariti tumulum finire laqueo: ni faceret, in æternum dedecus et propinquorum mariti offensionem incurrebat. Masc. II, 42. N. 1.

beschränkt erscheint, treten weibliche Charaktere hervor, welche sich thatkräftig genug zum hülfreichen Wirken, zum ausdauernden Widerstand der Treue, zum entscheidenden Eingreifen in die Handlung, und statt der Todtenklage zur blutigen Rache erheben. Die folgenden Charakterbilder werden versuchen, die bedeutendsten Richtungen weiblicher Wirksamkeit zu bezeichnen.

Helche.

Frau Helche, Etzels erste Gemahlin, die Tochter Oserichs, ist das vollkommene Bild der Königin. Sie heißt die gute, die milde, die getreue und, wenn auch nicht mehr jugendlich, (im Nibelungenliede) die schöne. Wie der König im Kreise seiner Recken steht, so hat sie eine Schaar edler Jungfrauen um sich versammelt, Königs- und Fürstentöchter, die ihr zur Erziehung gegeben sind, oder, wie Hiltegund, dem Könige als Geisel verpfändet, von ihr liebevoll gepflegt werden. Gehen diese mit ihr zum Feste hervor, je zwo und zwo sich bei den Händen haltend, dann gleichen sie der Sonne, deren Schein alle Königreiche überleuchtet. Aber auch gegen die Helden ist sie „viel mutterlich" gesinnt. Sie ist Fürsprecherin der Besiegten, Trost und Hülfe der Elenden, Vertriebenen, die sich an Etzels Hof geflüchtet, versieht sie mit Waffen, Rossen und allem Bedarf, verschafft ihnen vom Könige Beistand oder Belehnungen. So hat sie den edeln Rüdeger sich verpflichtet, der fortan, als Verwalter ihrer Mildthätigkeit, ihr beständig zur Seite geht; so hat Adrian, Hagens Vater, sich ihrer Huld zu erfreuen gehabt; vornehmlich aber findet der heimatlose Dietrich in ihr eine mütterliche Freundin und Helferin. Verschämt über sein Elend, birgt er sich hinter dem Fenster, als er Helchen mit Rüdigern zu Gran einreiten sieht; aber schon ist ihm ein Licht des Trostes aufgegangen. Helche weint, als sie sein Missgeschick vernommen; sie läßt die Vertriebenen herrlich speisen und bittet den Berner durch Rüdigern, ihr Gold anzunehmen; sie weiß, daß „den Elenden das Gut nach Ungemüthe sanfte thut;" sie verheißt und gewährt ihm ihre Verwendung bei dem Könige, ja es entgeht ihren Blicken nicht, wie unter aller Kurzweil des Hofes Dietrichs Augen oft sich trüben. Als er, von Etzeln mit Heeresmacht versehen und von ihr selbst reichlich ausgestattet, doch sein Land

nicht wieder zu erobern vermag, ermüdet ihre hülfreiche Sorgfalt nicht; sie vermählt ihm ihre Schwestertochter Herrad, verschafft ihm ein neues Heer und vertraut ihm ihre beiden Söhne an. Schmerzlich ist ihre Klage über den frühen Tod der Jünglinge, die ihre Augenweide waren, wenn sie des Morgens gegen ihr kamen und mit den Händen ihr liebkosten. Sie verwünscht den Berner, durch dessen Schuld sie umgekommen, sie verflucht ihr mildes Geben. Dennoch, als Rüdiger ihr sagt, daß Dietrich selbst seinen Bruder verloren und die jungen Könige in die Wunden geküsst habe, erbarmt sie des Helden, sie bereut die Verwünschung und wird seine Vermittlerin bei Etzeln.

In dem Benehmen Helchens gegen die Fremden, die sich an ihres Gemahls Hofe sammeln, ist die Güte und Milde mit weiblicher Klugheit gepaart. Sie erkennt, daß es dem Reiche nützlich und dem Könige ehrenvoll sei, solche Helden durch Wohlthaten sich zu verbinden. „Des ist getheuert immermehr dein Land," sagt sie zu Etzeln, „behältst du Dietrichen." Sie bedient sich für diesen Zweck eines wohlberechneten Bandes, indem sie ihnen Bräute aus der Zahl ihrer Jungfrauen wählt; so empfängt Dietrich Herraden, so giebt die Königin, durch Hagens Flucht aufmerksam gemacht, ihrem Gemahle den Rath, daß er Walthern, die Säule des Reichs, durch Vermählung mit einer hunnischen Fürstentochter, besser festhalten möge.

Markgraf Rüdeger preist einst die Mutter selig, von der so viel Treue und Güte zur Welt gekommen, er segnet den Tag der Geburt Helchens. Groß ist denn auch die Trauer bei ihrem Tode; verwaist sind ihre Jungfrauen, freudelos das Volk, voll Jammers das Land, die Welt wird immer sie vermissen; der finstre Hagen selbst stimmt in ihren Nachruhm ein.

Die historische Beziehung, welche der Namen Helche, Herche, zu Kerka, einer der Frauen Attilas, welche Priscus selbst kennen lernte, darbietet, ist hier nachträglich zur Erklärung der Heldensage von der geschichtlichen Seite [S. 91] zu bemerken. Warum König Etzel im deutschen Gesange nicht zu fester, lebendiger Gestaltung gelangen konnte, haben wir dort zu zeigen versucht. Der Glanz des Königthums ist gänzlich auf seine Gemahlin übergegangen. Die farblose Alleinherrschaft vermochte nicht, sich im deutschen Sinne dichterisch zu beleben; statt ihrer wurde die sittliche Gewalt weiblicher Tugenden aufgestellt und verherrlicht.

Im Gedichte von Dietleib soll Helche gegen zweifachen Vorwurf gerechtfertigt werden: wenn die Taufe an ihr verdorben, indem die Heiden sie von ihrem Vater weggeführt, so habe sie doch christlich gethan; wenn sie guten Recken hold und hülfreich gewesen, was man jetzt den Frauen übel deuten würde, so habe dieses ihr nur von solchen geschehen können, denen ihre Sitte nicht gehörig bekannt war, König Etzel selbst habe gut dazu gesehen. Diese wohlmeinenden, wenn auch misverstehenden Äußerungen des Bearbeiters aus dem 13ten Jahrhundert stimmen im Übrigen wohl zu obiger Ansicht. Man wollte Helchen, wenigstens der Geburt nach, den deutschen, christlichen Völkern, im Gegensatz der heidnischen Hunnen, aneignen; aber die Poesie hatte dieses längst auf bessere Weise gethan und die milde Königin selbst, zu der man sich hingezogen fühlte, war eine Schöpfung deutscher Sinnesart; diese Schöpfung aber muste aus einer frühen Zeit herstammen, in der sie noch keiner Rechtfertigung bedurfte, sondern in ungetrübter Reinheit natürlich hervorgieng und ebenso mit unbefangenem Sinne aufgefaßt und gewürdigt wurde.

Ute.

Die Hausfrau des Meisters ist in Frau Uten, des alten Hildebrands Ehegemahl, dargestellt. Durch sie wird das Haus der Helden zu Bern wohnlich und heimatlich. Sie wappnet und segnet die Ausziehenden, empfängt und bewirtet die Heimkehrenden. Sie ist die treue Pflegemutter der jungen Helden, besonders der Wölfinge, ihrer Neffen. Ihren Zögling Alphart entläßt sie klagend zu seinem verhängnisvollen Ausritte, legt ihm selbst den Harnisch an, giebt ihm einen guten Waffenrock, läßt ihm das Ross darziehen, bindet ihm den Helm, reicht ihm den Schild an den Arm und den Speer in die Hand, segnet weinend ihm nach mit ihrer schneeweißen Hand. Darum hält er auch so kühn auf der Warte, würdig derjenigen, die ihn von Kindheit auf erzogen. Utens mütterliche Fürsorge greift im entscheidenden Augenblick auch thätig in die Handlung ein. Als Dietrich von seinem Erbe weichen soll, da macht sie sich auf, um das letzte Mittel der Rettung zu versuchen, die weibliche Fürbitte. An der Spitze von mehr denn *tausend* Frauen tritt sie vor Ermenrich und fleht ihn fußfällig an, zu Ehren

aller reinen Frauen königlich an seinem Neffen zu thun. Vergeblich ist die Bitte, da nimmt Hildebrand Frau Uten an seine Hand und so die andern Recken jeder die seinige. Bitter ist der Abschied vor Garten, als sie ihn mit Armen umschließt und er, seinem Herrn ins Elend folgend, ihr kein Ziel des Wiedersehens zu geben weiß. So würdevoll Frau Ute in diesen ernsten Augenblicken dasteht, so ist doch von dem launigen Zug in Hildebrands Charakter einiges auf sie übertragen worden und die Zärtlichkeit dieser alten Ehgesponsen einem gutmüthigen Spotte nicht entgangen. Als Hildebrand ausreiten will, um seinen Herrn aufzusuchen, der von dem Abenteuer gegen den Riesen Siegenot nicht heimkehrt, da ist Frau Ute voll Angst und Trauer. Wolfhart verweist ihr, daß sie um einen Alten sich so gehabe, sie soll sich einen jungen nehmen, der sie besser trösten könne. Doch ihr ist nicht spaßhaft zu Muthe, wenn sie den scheiden sieht, mit dem sie so manchen lieben Tag verlebt. Sie bindet ihm den Helm auf und küsst ihn zum Abschied. „Verloren ist nun der Riese,“ ruft Wolfhart, „wenn Hildebrand an diesen Kuss gedenkt!“ Alle lachen, wie sehr sie im Leide sind. Auch im Rosengarten, als der listig fechtende Meister seinem Gegner zu weichen scheint, bedroht Dietrich ihn, wenn er sich besiegen lasse, Frau Uten einen andern, jüngern Mann zu geben, des sie wohl werth sei. „Nein,“ entgegnet Hildebrand; „würd' ich erschlagen, so hörte man Frau Uten jammern und klagen; groß ist ihre Treue gegen mich, seit sie mir zur Ehe gegeben ward; fröhlich will ich streiten um die minnigliche Frau.“ Er kämpft siegreich, und als ihn Kriemhild halsen und küssen will, spricht er: „Den Kuss behalt' ich meiner lieben Hausfrau; mit Treu' ist sie gepriesen und mit Frömmigkeit; warum sollt' ich denn küssen eine ungetreue Maid?“ Schön verschmolzen ist Laune mit Rührung in dem Liede von Hildebrands Wiederkehr aus langer Verbannung; zweiunddreißig Jahre hat er Frau Uten nicht gesehen, sie erkennt ihn nicht mehr und wundert sich, daß ihr Sohn den Gefangenen oben an den Tisch setze. Alebrand sagt ihr, es sei kein Gefangener, es sei Hildebrand, sein liebster Vater. Da hebt sie an zu schenken und trägt es ihm selber her, Hildebrand aber läßt aus seinem Munde den Goldring in den Becher sinken, das Unterpfand ungerosteter Liebe und Treue.

Ein Ring, in den Becher geworfen, ist in vielen Sagen und Liedern (von Horn und Rimenild, dem edeln Möringer, Heinrich dem

Löwen, dem Grafen von Calw u. a.) das Wahrzeichen, wodurch ein lang Abwesender der heimgebliebenen Gattin sich wieder zu erkennen giebt oder getrennte Liebende sich heimlich verständigen. Auch der Ring für sich allein leistet solche Dienste. In unsrem Liederkreise sucht Rother, als Pilgrim verkleidet, seine Frau, die ihm gestohlen worden, zu Constantinopel auf, findet sie beim Hochzeitmahl an der Seite eines heidnischen Königssohns, setzt sich neben ihr auf den Fußschemel und giebt ihr einen goldnen Ring, worauf sein Name gebuchstabt ist, daran sie seine Gegenwart erkennt. Auch als Waller sitzt Wolfdietrich an einem Brunnen vor der Burg, worin seine Frau, Sigeminne, von einem Riesen festgehalten wird; er verkündet ihr sein Kommen, indem er ihrer Dienerin, die bei dem Brunnen Kräuter holen soll, seinen Ring ansteckt. Hier der Brunnen, dort das Gastmahl, lassen vermuthen, daß ursprünglich auch das Trinkgefäß nicht gefehlt, wie nach einer andern Erzählung, in Caspars von der Röhn Heldenbuche (Str. 302), Wolfdietrich bei Sidratens schon bereiter Hochzeit mit demjenigen, der sich für den Erleger der Lindwürme fälschlich ausgegeben, in Pilgerkleidung erscheint und den Ring Otnits, darauf dessen und ihr Name geschrieben, in den goldnen Kopf (Becher) sinken läßt, oder wie im Morolfsliede, wo ein Ring im Weine der Trinkenden unwiderstehliches Sehnen anzaubert.

All dieses Sagenhafte geht davon aus, daß es Geschäft der Frauen war, den Gästen den Labetrank zu kredenzen. In dem angelsächsischen Gedichte von Beowulf, des 7ten oder 8ten Jahrhunderts, trägt die Königin den Becher rings im Saal umher. Im Liede von Walthers Flucht schenkt Hiltegund den wunden Helden den Wein. In Odins Halle selbst sahen wir die Walküren das Trinkhorn bringen. Aber auch dieses häusliche Geschäft des Schenkens gewinnt in Frauenhand Bedeutung und Weihe. Der Willkommbecher wird zum Tranke des Gedenkens und des Vergessens, auch zum Verlobungsbecher (Löftebeker, noch in neuerer Zeit bei den Ditmarsen). Wie die verschiedenen Beziehungen in einander übergehen, sieht man aus den halbgeschichtlichen Sagen von Theudelinde. Um sie, die bairische Herzogstochter, hat der Langobardenkönig Authari freien lassen, will aber auch selbst, von ihr unerkannt, seine Braut sehen und berührt, als sie ihm den Willkommbecher reicht, nur leise mit dem Finger ihre Hand. Nach Autharis Tode soll sie den

Nachfolger wählen, sie beruft den Herzog Agilulf, empfängt ihn mit dem Becher, aus dem sie zuerst getrunken, erlaubt ihm den Kuss und thut ihm ihren Entschluß kund (Paul. Diac. III, 29. 34). Walther und Hiltegund, in unsrem Liede, sind einander in der Kindheit von den Vätern zugeschworen und leben beide als Geisel bei den Hunnen. Von einem Kriegszuge heimkehrend, läßt Walther sich von der Jungfrau den Becher reichen, drückt ihre Hand und erneuert so das frühe Verlöbnis. Auch hier kommt wieder Sigurdrifas Minnetrank[1] in Betracht; sie bringt ihn dem Sigurd zum Willkommen, Segenswünsche darüber aussprechend, und daß hierauf die Verlobung mit dem verhängnisvollen Ring erfolgte, giebt der Zusammenhang der Fabel. In der Wölsungensage nimmt Sigurd in Brunhildens Turme zugleich mit dem Goldbecher ihre Hand und giebt ihr dann den Ring, worauf er den Eid der Verlobung schwört. Wenn in den angeführten Fällen der Finger berührt, die Hand ergriffen wird, so erscheint der angesteckte Ring als ein Zeichen, daß sie für immer festgehalten sei.

Wie bei der Verlobung, so gehören nun auch beim Wiederfinden nach langer Trennung Ring und Becher zusammen. Im Liede von dem edeln Möringer (gedruckt u. a. in Gräters Bragur B. VIII), der auch als Pilger zurückkommt, als eben seine Frau mit einem andern am Hochzeitmahl sitzt, ist ausdrücklich gesagt, daß er in den Becher das Ringlein geworfen, womit sie ihm zuerst vermählt worden.[2] So feiert denn auch Hildebrand mit seiner alten Hausfrau durch den Ring im Becher eine goldene Hochzeit. Im dänischen Hildebrandslied ist es nur ein Stück vom Ringe, denn oft wird beim Abschied ein Ring entzweigebrochen, damit die zusammenpassenden Hälften um so sicherer zum Wahrzeichen dienen mögen.

Gudrun.

„Willt du nicht haben Freude, so must du haben Leid" (Gudr. 3984), sagt die grausame Gerlinde zu Gudrun, deren Schicksale oben im Zusammenhang erzählt sind. Diese freiwillige Ausdauer in Kummer

[1] Isl. minni, scyphus memorialis, memoria. Schmeller II, 593.

[2] Vgl. auch die Sage von Wernh. v. Strättlingen. Schweizer Burgen II, 327.

und Noth, dieses beharrliche Verschmähen eines glänzenden Looses um der Treue willen, ist zumeist in zwei weiblichen Charakteren unsres Kreises dargestellt, entsprechend jener selbsterkorenen Gefangenschaft der Dienstmannen Wolfdietrichs.

Sidrat, Otnits Gemahlin, wird nach Ablauf der Jahresfrist seit dessen Ausritt gegen die Lindwürme von den Herren des Landes gedrängt, sich einen andern Gemahl zu wählen. Doch ihr ist von dem Scheidenden empfohlen, nur den zu nehmen, der durch Erlegung der Würme sein Rächer sein würde (Wolfd. Bl. 71b). Hieran festhaltend, wird sie vom Reiche verstoßen, die Schlüssel zu dem Turm auf Garten, der voll Goldes und Silbers ist, werden ihr abgenommen. Sie nährt sich mit ihrer Hände Arbeit, der Burggraf und dessen Frau schicken ihr mitleidig Brot und Wein. So treibt sie es ein Jahr und sieben Tage, bis zu Otnits Wiederkehr (Bl. 75b). In gleicher Noth lebt sie bis ins dritte Jahr, nachdem Otnit wirklich von den Lindwürmen erwürgt ist. Nachts auf der Zinne klagt sie, mit dem treuen Wächter, wie ihre Schenken und Truchseße nun ihre Herren seien, wie sie, ihres Erbes beraubt, nun spinnen müsse. Da verkündet der gewaltige Steinwurf aus der Dunkelheit die Nähe des Rächers (Bl. 116).

Am vollständigsten jedoch erweist sich eben in Gudrun die unbezwingliche Kraft des weiblichen Herzens, durch langes, bitterstes Leid bis zum endlichen Siege.

Hinweggeführt aus der gebrochenen Heimatburg, von wo die trauernde Mutter nachschaut, des Vaters und so vieler Verwandten beraubt im blutigen Kampfe derselben mit den Entführern, ist ihr die Wahl gegeben, mit Hartmut die Krone zu tragen, der, von ihrem Vater abgewiesen, sie dem Verlobten gewaltsam entrissen und dessen Vater den ihrigen erschlagen, oder der schmählichsten Dienstbarkeit sich zu unterwerfen. Ihre Wahl ist gleich getroffen, sie verwirft die Krone und wählt die Knechtschaft. Sieben Jahre hindurch und wieder sieben weist sie erneute Anerbietungen von sich und ihr Dienst wird darum stets härter gesteigert. Schon auf der Seefahrt wurde sie von dem ergrimmten Vater Hartmuts bei den Haaren aus dem Schiff geworfen und kaum noch von Hartmut selbst an ihren falben Zöpfen zurückgezogen. Jetzt muß sie den Ofen heizen, mit ihren Haaren den Staub abwischen, schlafen auf harter Bank, mit Roggenbrot und Wasser sich

nähren, schlechte Kleider tragen, sie wird geschlagen, muß waschen am Meere, und selbst im Schnee, beim kalten Märzwinde baarfuß, im Hemde, zum beeisten Strande gehn. Sie ist strenger gehalten, als all ihre mitgefangenen Jungfrauen; nur Hildeburg theilt aus freiem Entschluß dieses härteste Loos. Aber ungebrochen bleibt Gudruns stolzes Herz; wie sie bei ihrer Ankunft von Gerlind, der Mutter des verschmähten Freiers, der Anstifterin des Unheils, nicht geküsst sein will, so trotzt sie dieser noch nach Jahren. „Ich soll nicht haben Wonne; ich wollte, daß ihr mir thätet noch leider." Es ist ihr lieb, mit dem Waschen selbst ihre geringe Nahrung zu bezahlen. Und diese Hochfahrt, dieser grimme Muth, dieses „sich theuer Dünken," wie ihre Feindin es nennt, bewährt sich nicht bloß im Dulden und Ausharren; mit ungeschwächter Kraft weiß sie auch, als das Ende der langen Trübsal herannaht, die Hoffnung und das Glück zu ergreifen. Sowie, als man ihr eines Tages Wein und gute Speise giebt, sogleich ihre angeborne Farbe rosenroth erblüht, so, nachdem der wunderbare Vogel Heil verkündet, nachdem ihr Bruder und ihr Bräutigam sie am Strande begrüßt, wirft sie, freudig und zürnend zugleich, die Leinwand in die Flut; darzu ist sie zu hehr, daß sie Gerlinden je mehr wasche, zween Könige haben sie geküsst und mit Armen umfangen. Sie soll mit Dornen gezüchtigt werden, aber im listigen Hohne läßt sie sich an, als wolle sie jetzt die Krone annehmen, die auch ihren Bedrängern nicht lange mehr bleiben wird; Boten mit dieser Kunde versendet sie zahlreich ins ganze Land, damit in der Burg der Feinde um so weniger seien; sie gebietet ein Bad, läßt sich herrlich kleiden und speisen, erhält Schenken und Truchsesse, und, als ihre Jungfraun weinen, lacht sie seit vierzehn Jahren zum ersten mal, ein ungestümes Lachen, das Gerlinden befremdet und erschreckt. Gudrun hat sich geschämt, daß die zween Boten sie im nassen Hemde, mit zerwehten Haaren, vor Frost bebend, sollten waschen sehen; jetzt ist sie bereit, die Ihrigen königlich zu empfangen. Burgen und Huben verheißt sie derjenigen ihrer Dienerinnen, die ihr zuerst den Morgenstern verkünden wird, der den Tag der Freiheit und der Rache heraufführt.

Gudruns Geschichte ist nicht ein bloßes Liebesabenteuer. Um sie kämpfen zwei mächtige Geschlechter den Kampf der Vertilgung. Die Kränkung des einen mittelst der abgewiesenen Werbung wird durch

gewaltsame Entführung und die Niederlage der Verfolgenden gerächt. Die Treue gegen den Verlobten und die Erinnerung an die umgekommenen Blutsfreunde sind in Gudruns Seele gleich mächtig; wäre sie ein Ritter, nicht dürft' ihr der ohne Waffen nahe kommen, der ihr den Vater erschlagen; das stolze Bewustsein, einem trefflichen Stamme anzugehören, hält sie aufrecht in allen Mühsalen vierzehnjähriger Dienstbarkeit. Sie ist aber auch von den Ihrigen nicht vergessen; wohl ist die Macht dieser auf langehin gebrochen, ein neues Geschlecht muß erst zum Schwert erwachsen, aber der Gedanke der Rettung und Rache bleibt immer wach, die Söhne schärfen ihren Grimm am Grabe der erschlagenen Väter. Als das Heer am feindlichen Strande angelandet und Kundschaft nach der gefangenen Gudrun ausgesandt werden soll, da tritt zuerst Ortwin hervor, dessen Schwester sie ist von Vater und von Mutter; der andere will Hartmut sein, dem sie zum Weibe gefestet ist; sie gehen zusammen und so erscheinen auch hier die Bande der Verlobung und des Blutes zu einer größern Genossenschaft verknüpft. Bei der Begegnung der waschenden Jungfraun ist anfangs nur ein halbes Erkennen, dunkle Ähnlichkeit und leise Ahnung, die erst durch die Ringe an den Händen der Verlobten bestätigt werden muß; ein schönes Beispiel der Treue, die stillkräftig im Herzen fortlebt, wenn auch Zeit und Schicksal die äußeren Züge verwandelt und die Bilder der Erinnerung verwischt haben. Über die Nachricht, daß ihre Königstochter waschen müsse, weinen die Männer im Heere der Hegelingen; zürnend erhebt sich Wate und heißt sie die Kleider, welche Gudrun weiß gewaschen, mit Blute röthen. Ihm muß Gerlind, die ihr jenes Waschen auflegte, mit dem Haupte büßen, ebenso Hergart, die nicht mit ihr in der Knechtschaft aushalten wollte. Blutfarb tritt auch Herwig vor die wiedererkämpfte Braut.

Gudruns unheildrohendes Lachen nach langer Leidenszeit ist ein Zug, der auch sonst in Liedern vorkommt. Nicht mehr lachen ist der epische Ausdruck für herbes, unheilbares Leid; im Gegensatze hiezu steht jenes erste Lachen nach manchen Kummerjahren; es ist ein furchtbares, weil in diesen Geschichten der Umschwung des Schicksals ein gewaltsamer zu sein pflegt und nach unersetzlichen Verlusten der Ausbruch der Freude nur die endlich befriedigte Rache verkünden kann. So lacht in den Eddaliedern Brunhild laut auf, als sie Gudruns Wehgeschrei über Sigurds Ermordung hört, aber sie wechselt selbst die Farbe über diesem Lachen.

Im Nibelungenliede steht Kriemhild im Fenster, als ihre Blutsfreunde, der verderblichen Ladung folgend, heranziehen. Etzel lacht vor Lust und Kriemhilde ruft aus: „Nun wohl mir meiner Freuden!“ Gewiss kam hier ursprünglich ihr das gefährliche Lachen zu; wie noch in der entsprechenden dänischen Ballade von Loumor und Signild, welche bei ähnlichem Anlaß nach acht Jahren zum erstenmale lachen; ein Gelächter, darob die Mauer sich spaltet und das Kind in der Wiege zu sprechen anfängt. [1]

Die zwei mal sieben Jahre der Dienstbarkeit Gudruns sind Verdopplung des Zeitraums, der so häufig in Sagen und Mährchen für die Dauer der Unterdrückung und Gefangenschaft angenommen ist. Auf eine theologische Beziehung dieser Siebenzahl, nemlich auf ihren Zusammenhang mit den alttestamentlichen Feier- und Erlaßjahren, deutet der Sachsenspiegel in folgender Stelle: „Das siebente Jahr, das heißt das Jahr der Losung; so sollte man ledig lassen und frei alle, die gefangen waren und in Eigenschaft gezogen, wenn sie ledig und frei wollten sein. Über sieben mal sieben Jahr kam das fünfzigste Jahr, das heißt das Jahr der Freuden, so muste allermannlich ledig und frei sein, er wollte oder wollte nicht.“ [2] Die Leidenszeit Kriemhilds von Siegfrieds

[1] Grimm, Edd. S. 235. 257. Danske Viser III, 173: Saa hjertelig loe da Herr Loumor; Han loe ikke för i otte Aar. 174: Her Loumor begyndte atter at lee, Den haarde Mur der revnede ved. Meldte det Barnet i Vuggen laae, Det talede aldrig förend da. Det er ikke for det gode, Min Fader leer ad min Moder. 179: Herr Loumor lader brygge og blande Vin, Saa byder han hjem Södskende sine. Da loe stolt Signild den væne Maar. Hun loe ikke för i otte Aar. Grimm, altd. Wäll. 253. 255. 524. Vgl. auch Mai und Beaflor. Nib. 6876 [St. 1654]: Chriemhilt diu vrowe in ein venster stuont; si warte nach den magen; so vriunt nach vriunden tuont. Von ir vaterlande sach si manigen man. Der künic vriesch ouch diu mære, vor liebe er lachen began. Nu wol mich miner vreuden, sprach do Chriemhilt. Hie bringent mine mage vil manigen niwen schilt und halsberge wize. Swer nemen welle golt, der gedenke miner leide und wil im immer wesen holt. Grimm, Kinderm. I, 41 erzählt von einer Königstochter, die zum ersten male lacht. Vgl. 205. 246. 354. II, 88. 184. III, 280. 284. 325. I, 53 sitzt die Königstochter, sieben Jahre nicht sprechend und nicht lachend, spinnend auf einem Baume. Vgl. III, 84. 92. II, 181. 200. 246.

[2] 3 Mos. 25, 4. Sachsensp. B. III, Art. 42. § 4. S. 145 f.: Ok hebbe wie orkünde des mer. Got ruwede den sevenden dach. Die sevenden weken gebot he ok to haldene, als he den ioden die e gaf vnde vns den hilgen geist. Den seueden manet gebot he ok to haldene, vnde dat seuede iar,

Tode bis zum Tage der Rache und die einzelnen dazwischen liegenden Zeitabschnitte finden wir gleichfalls nach der Siebenzahl bestimmt, sowohl in der Theilung, vierthalb Jahre, als vervielfacht, bis zu vier mal sieben. Wenn aber auch die Lieder diese Jahrzahlen mit den Ereignissen in Einklang zu bringen suchen, so muß man doch dabei mehr jene innere Geltung, als das abgezählte Zeitmaß vor Augen haben. Sonst würden sich die Zeiträume auf eine Weise dehnen, welche mit der epischen Feststellung der Charaktere unverträglich wäre. Wir sahen, daß Dietrich von Bern ewig jugendlich bleibt, wie viele Thaten und Schicksale sich in seinem Leben zusammendrängen, und daß Hildebrand von Anbeginn der alte ist; so müssen auch unsre Heldinnen, ob sieben oder vierzehn, oder doppelt so viele Prüfungsjahre vergangen seien, doch immerdar in unverwelkter Schönheit dastehn.[1]

Ich schließe die Reihe der weiblichen Charaktere mit dem Bilde der Heldin des Nibelungenliedes.

Kriemhild.

In den Geschichten Siegfrieds und der Nibelunge spielen zween weibliche Hauptcharaktere, Brünhild und Kriemhild. Letztere heißt in der nordischen Darstellung, gleich jener Königstochter der Hegelinge, Gudrun, während ihre Mutter, im deutschen Lied Ute genannt, den Namen Grimhild trägt. Wie die beiden Heldinnen um den Besitz Siegfrieds und um den Vorrang ihrer Gemahle eifern, so machen sie sich auch den Preis der dichterischen Gestaltung streitig; in der nordischen Dichtung trägt ihn Brünhild, in der deutschen Kriemhild davon. Die nordische Brünhild, die erhabene Walküre, deren Flammenwall Sigurd

dat het dat iar der losunge [al. irlosunge]; so solde man ledich laten vnde vri alle, die gevangen waren vnde in egenscap getogen, mit also gedaneme gerede als man sie vieng, of sie ledich vnde vri wolden wesen. Ouer senenwerf seuen iar quam dat veftegiste iar, dat het dat iar der vrouden, so muste aller manlik ledich vnde vri wesen, he wolde oder newolde. Schwabensp. C. 52. §. 12. In Burgermeisters Corp. Jur. S. 372 steht ungefähr dasselbe, bei Schilter, Thes. II steht es nicht.

[1] Gudr. 4085. 4279. 4360. 5281. Nib. 4437 [1046 Lachm.]. 4581 [1082 Lachm.]. 5561. 5576. Wilkinensage C. 334. S. 502. C. 332. S. 498. Danske Viser III, 172 ff. Grimms altdän. Heldenl. 252 ff. 8 Jahre, aber 7 Brüder.

allein zu durchreiten, deren Zauberschlaf nur er zu lösen vermag, ist seine erste und ewige Liebe. Mit ihr trinkt er den Minnetrank, von ihr lernt er Weisheit und verlobt sich ihr. Nur ein entgegenwirkender Zauber läßt ihn all dieses vergessen und zieht ihn zu Gudrun; nur die Verwandlung der Gestalten bringt Brünhilden dahin, sich mit Gunnar zu vermählen. Aber in Kurzem weicht beiden die Täuschung; das Bewustsein, daß sie, die Zusammengehörenden, getrennt worden, erwacht in voller Stärke. Der Zank der Frauen hat ganz den Trug enthüllt. Bald irrt Brünhilde verzweifelnd umher (Edd. IV, 63), bald brütet sie in verstelltem Schlummer über finsteren Gedanken. Sigurd soll sie trösten, aber er selbst wird von solchem Schmerz ergriffen, daß ihm der Ringpanzer entzweispringt (IV, 59). Gewaltsam löst Brünhild die Verwicklung, indem sie die Giukungen zum Mord an Sigurd aufreizt. Dann sticht sie sich selbst das Schwert in die Brust, um mit dem Geliebten vereint auf dem Scheiterhaufen zu liegen. Gudrun dagegen, die Kriemhild des Nordens, ist nur durch den Trank des Vergessens auf kurze Dauer mit Sigurd verbunden; versteinert sitzt sie über seiner Leiche und rührend sind auch ihre spätern Erinnerungen an ihn (IV, 196—8), aber sie bleibt für fernere, schreckliche Geschicke aufbehalten. Sie vermählt sich mit Atli, doch nicht um Sigurds Tod an ihren Brüdern zu rächen; vielmehr ist Atlis Gier nach dem Horte die Ursache der verrätherischen Einladung; Gudrun warnt ihre Brüder, kämpft selbst an deren Seite und rächt den Fall derselben durch das thyestische Mahl, das sie Atlin bereitet.[1] Wie die Wogen des Meeres, darin sie sich ertränken will, sie emporheben und zum fernen Lande tragen, so wird sie noch lange unselig umhergetrieben und muß den gänzlichen Untergang der Heldengeschlechter erleben; ihr eigenes Ende bleibt ungewiss (vgl. IV, 198).

Umgekehrt nun, in der deutschen Behandlung, ist Brünhilds früheres Verhältnis mit Siegfried verdunkelt und zur Seite gestellt. Wohl kostet es ihr heiße Thränen, als sie Kriemhilden hochzeitlich neben Siegfried sitzen sieht (Nib. Z. 2485—8. Lachm. Str. 572), wohl wirft sie, als später Siegfried nach neun Jahren mit seiner Frau zum Feste kommt,

[1] In der dänischen Ballade von Loumor und Signild (Danske Viser III, 172 ff. Grimm S. 252 ff.) sind gleichfalls die nordischen Motive, nur daß kein Hort dabei vorkommt.

lauernde Blicke auf Kriemhilds unverblühte Schönheit (Nib. Z. 3210—12. Lachm. Str. 742); aber es erhellt nichts von einem älteren Anrecht auf Siegfried, der mit ganzem Herzen Kriemhilden angehört. Bitter gekränkt durch den enthüllten Trug und durch Kriemhilds Schmachreden, läßt sie sich von Hagen Rache an Siegfried angeloben (Nib. 3466—72) und hat, nachdem der Mord verübt ist, kein Mitleid mit den Thränen seiner Wittwe (Nib. 4413); aber sie folgt dem Helden nicht im Tode und verschwindet, fortan unbeachtet, von der Bühne der Begebenheiten; wie gegentheils in der nordischen Darstellung Gudruns Ende nicht recht erhellt. Nur in der Klage (3641—772. 4019—50) erscheint Brunhilde noch, aber ohne Bedeutung.

Welche dieser verschiedenen Behandlungen die ursprüngliche sei und worin die Ursache der Verschiedenheit liege, läßt sich auf dem Grunde des deutschen Liedes noch hinlänglich durchschauen. Die kampfrüstige Brünhild ist, wie anderwärts erörtert wurde, nur eine menschlicher umgewandelte Walküre. Ihre frühere Bekanntschaft mit Siegfried ist auch hier noch angedeutet; sie grüßt den Helden vor dem König Gunther.[1] Die Kampfspiele und das Ringen in der Brautnacht sind eine Theilung und Verdopplung dessen, was das nordische Abenteuer von der Flammenburg in einem Zusammenhange giebt. Auch das lautlose Verschwinden Brünhilds aus der Handlung verräth Unsicherheit und Ablösung ehemaliger Bestandtheile. War Brünhild nun auch im deutschen Gesang als Walküre und erste Geliebte Siegfrieds vorhanden, so ist klar, daß neben diesem heiligen Bande nicht eine irdischere Liebe mit der Gewalt und Innigkeit bestehen konnte, wie wir sie jetzt zwischen Siegfried und Kriemhilden festgeknüpft sehen. Soll die Fabel irgend Einheit und Mittelpunct haben, so muß nothwendig das eine von beiden Verhältnissen vorherrschend sein; so lang aber Brünhild mit ihrer mythischen Herrlichkeit umkleidet ist, kann ihr der Vorzug nicht streitig bleiben. Nicht minder einleuchtend ist jedoch, warum sie diesen Vorrang in der Folge dennoch an die Nebenbuhlerin abtreten muste. Die deutschen Sänger hatten auch, wie Siegfried, vom Becher der Vergessenheit getrunken; die Walküre, die hohe Gestalt des alten Glaubens, verwischte sich vor ihren Blicken, ihre Neigung wandte sich entschieden der

[1] Nib. 1333. 1585. 1657. 1677. besonders 1689 (398 Lachm.).

Gegnerin zu, in der das Menschliche entwickelt und gehoben werden konnte. Eine solche Entwicklung mit Brünhilden selbst vorzunehmen, dagegen stand die Achtung vor dem Überlieferten, die Macht des altbegründeten Sagenstoffes. Man ließ die Walküre als Kampfjungfrau verkörpert gelten, man erhielt sie durch die Leidenschaft schmerzlich gekränkter Eifersucht mit dem neuen Ganzen in Verbindung und Einklang, aber eine vollständige, geistige Wiedergeburt wurde nicht versucht. Jene stoffartige Vermischung und Verwechslung der beiden Heldinnen aber, die wir im Liede vom hörnernen Siegfried finden, ist erst einer weitvorgerückten Verdunklung der Sage zuzuschreiben. Anderseits bot der eine, naheliegende Gedanke, Siegfrieds Wittwe zu seiner Rächerin zu erheben, der bildenden Dichterkraft ein weites Feld innerer und äußerer Entfaltung dar. Auch in Beziehung auf sie, die zur Kriemhilde gesteigerte Gudrun, liegen unerloschene Spuren einstiger Übereinstimmung der deutschen mit der nordischen Sage vor. Abgesehen davon, daß die Geschichtschreiber selbst von Etzels Tod in der Hochzeitnacht, von dessen Ermordung durch Weiberhand erzählen, und daß noch im dreizehnten Jahrhundert auch in der deutschen Volkssage Sörli und Hamder (Gudruns Söhne) bekannt waren, läßt auch das Nibelungenlied, welches doch die ausgeführteste Charakteristik Kriemhilds giebt, noch frühere Zustände durchblicken, welche nicht ganz in die jetzige Auffassung verarbeitet sind. Wie es schon bei Hagen misslautend erscheint, daß ihm, in dessen Charakter die Treue gegen das burgundische Königshaus der Grundzug ist, doch einmal die Absicht unterlegt wird, sich für seine Person des Nibelungenhortes zu versichern (Nib. 4563. Lachm. 1077), so stört uns auch Kriemhilds wiederholte Nachfrage nach dem Horte (Nib. 6973—7000. 9581—92, 9601—8), während doch im Geiste des Ganzen nur der Gedanke an den ermordeten Siegfried die Triebfeder ihrer Handlungen sein kann. Unverkennbare Überbleibsel von dem einst bedeutendern und auch jetzt nicht völlig beseitigten Gewichte des fluchbeladenen Goldes, an das in der nordischen Darstellung alle Verhängnisse geknüpft sind. Gleichwie der Verrath an den Brüdern von Etzeln auf Kriemhilden übertragen ist, so, scheint es, auch das Trachten nach dem Horte, als ein Beweggrund der trügerischen Ladung. Etzels müßige Stellung im deutschen Liede weist schon darauf hin, daß er einst größere Bedeutung gehabt habe. Dieses bestätigt sich, wenn wir die hauptsächlich

auf deutsche Überlieferungen gegründete Wilkinensage vergleichen. Sie steht vermittelnd zwischen der nordischen und der nunmehrigen deutschen Gestaltung; nach ihr sucht Grimhild (Gudrun) dadurch Rache für Sigurd zu erlangen, daß sie ihren Gemahl auf das Gold reizt, das die Brüder ihr hätten verabfolgen sollen (C. 334. S. 502 f. C. 349. S. 527. C. 359. S. 541. C. 366. S. 549); daß aber Etzels Gier nach dem Horte einst noch bestimmter als Ursache des Verraths hervortrat, zeigt die Wiedervergeltung, welche nach der genannten Sage an ihm genommen wird: Hagens nachgeborner Sohn lockt und verschließt Etzeln in den Berg, wo der Schatz verborgen liegt, und läßt ihn dort mitten unter dem Golde, nach dem er gedürstet, verschmachten (C. 367. S. 550—52. C. 386. S. 597—602). Die altdänischen Balladen wenden dieses auch auf Grimhilden an (Danske Vis. I, 116. 123. Grimm S. 6. 10), wogegen die Überarbeitungen der Klage (4368 ff. 4245 ff. Lachm. S. 311) zweifelhaft lassen, ob Etzel erschlagen worden (wie in der nordischen Darstellung), ob er lebend begraben worden, ob er sich in Löcher der Steinwände verloren (wie in der Wilkinensage) u. s. w. Nach der Wölsungensage (C. 47. S. 139 f.) wird Atli von Högnis Sohne in Gemeinschaft mit Gudrun ermordet, offenbar eine bloß äußerliche Vereinigung zweier verschiedenen Überlieferungen. Merkwürdiger ist der Zug des Nibelungenliedes (Z. 7717), daß Kriemhild, um den Streit anzufachen, ihren jungen Sohn Ortlieb zum Gastmahle tragen läßt und dem Zorne Hagens über die erschlagenen Knechte preisgiebt, was die Wilkinensage (C. 353. S. 531) und der Anhang zum Heldenbuche (Bl. 212 a) deutlicher in der Art erzählen, daß sie den Knaben anweist, dem essenden Hagen Backenstreiche zu geben, bis dieser ergrimmt ihm das Haupt abschlägt. Bei gröster Verschiedenheit der Anlässe und Umstände, eben deshalb aber nur um so älter begründet, zeigt sich hierin ein unverkennbarer Zusammenhang mit den Eddaliedern, in welchen Gudrun ihre Söhne von Etzeln der Rache an diesem, wie dort der an den Nibelungen, so grausam aufopfert.

Wenn wir durch all dieses eine bedeutende Annäherung der deutschen Sage an die nordische, je höher in der Zeit hinauf, um so enger zusammenrückend, darzuthun und eben damit die deutsche Gestaltung Kriemhilds als eine verhältnismäßig neuere zu erweisen versucht haben, so ist doch keineswegs die Meinung, als ob diese Veränderung erst im

Nibelungenliede vorgegangen sei. Dagegen spricht die feste Begründung des Charakters selbst, die manigfaltige Behandlung desselben Gegenstandes in den verschiedenen der deutschen Richtung angehörenden Liedern und Sagen, ja sogar, mit bestimmter Jahrzahl, die Erzählung Saxos [1] von dem sächsischen Sänger, der im Jahr 1130 Grimhildens wohlbekannten Verrath an ihren Brüdern dem Dänenherzoge Kanut zur Warnung gesungen.

In der vollständigsten und tiefsten Entwicklung aber giebt allerdings das Nibelungenlied den Charakter Kriemhilds, es löst in sicherem Vorschreiten die großartige Aufgabe, wie die herrlich aufblühende, jedes Herz gewinnende Jungfrau durch den grausamen Verrath, der an ihrer Liebe zu dem edelsten Helden begangen wird, zur furchtbaren Rachegöttin, zum blutdürstenden Ungeheuer sich verwandelt.

Wie der rothe Morgen aus trüben Wolken geht Kriemhild hervor, als Siegfried sie zum ersten male sieht. In Sommerzeit und Maientagen war sein Herz nie freudenvoller, als da sie an seiner Hand geht. Sein jugendlicher Heldenmuth, seine Treue, freudige Dienstfertigkeit gewinnen ihm das Herz derjenigen, die immer ohne Mannes Minne leben wollte. Als seine Gattin rühmt sie sich gegen Brünhilden, einen Mann zu haben, dem all diese Reiche zu Handen stehen sollten, der herrlich vor den Recken stehe, wie vor den Sternen der lichte Mond. Darüber erhebt sich der verderbliche Frauenzank, Brünhilds Schmach ruft um Rache. Ahnungsvoll um den Geliebten besorgt, entdeckt Kriemhild selbst dem Verräther die Stelle, an welcher allein Siegfried verwundbar ist. Von schweren Träumen geängstigt, weinend ohne Maaß, bemüht sie sich vergebens, ihn von der unheilvollen Jagd zurückzuhalten. Siegfried fällt verblutend in die Blumen und seine Erscheinung war nur darum so glänzend heraufgeführt, daß ihr frühes Verschwinden um so herber gefühlt werde, daß sie unauslöschlich in Kriemhilds gequältem Herzen fortlebe. Da wird das schöne Morgenroth zum sturmvollen Tage, die kurze Sommerlust zum endlosen Gewitter. Schonungslos haben sie den Leichnam des Ermordeten vor Kriemhilds Kammerthüre gelegt. „Von ihr war allen Freuden mit seinem Tode widersagt.“

[1] B. XIII, S. 373 f.: Igitur speciosissimi carminis contextu notissimam Grimildæ erga fratres perfidiam de industria memorare adorsus, famosæ fraudis exemplo similium ei metum ingenerare tentabat.

Sprachlos sinkt sie zur Erde, „die schöne Freudelose“; dann schreit sie, daß all die Kammer erschallt, das Blut bricht ihr aus dem Munde vor Herzensjammer. Sie hebt sein schönes, blutiges Haupt mit ihrer weißen Hand. „Dein Schild ist dir nicht mit Schwertern verhauen, du liegst ermordet; wüßt' ich, wer es gethan, ich rieth' ihm immer auf den Tod. Wollte Gott,“ ruft das jammerhafte Weib, „wär' es mir selber gethan!“ Als der Todte zum Münster getragen ist und Hagen mit Gunthern zur Bahre tritt, da bluten die Wunden, daran der Schuldige erkannt wird. Noch läßt Kriemhild ihren Todten nicht begraben. Drei Tage und drei Nächte weicht sie nicht von ihm; sie hofft, der Tod werde auch sie hinnehmen. Am vierten Morgen wird er zu Grabe getragen, aber zuletzt noch muß man ihr den Sarg aufbrechen, daß sie noch einmal sein schönes Haupt sehe; sie küßt den Todten und ihre lichten Augen weinen Blut. Man trägt sie, sinnlos, von dannen. So hat sie recht mit dem bittersten Leide sich gesättigt und den Keim furchtbarer Entschlüsse tief in ihre Brust gesenkt. Sie läßt sich am Münster eine Wohnung bauen und besucht täglich das Grab ihres Liebsten; kein Trost verfängt an ihrem wunden Herzen. Vierthalb Jahre spricht sie nie ein Wort mit Gunthern und sieht in dieser Zeit niemals ihren Feind Hagen. Durch Giselhers Bitte wird sie endlich bewogen, sich mit Gunthern zu versöhnen, doch unter vielen Thränen. Auch läßt sie, auf das Andringen ihrer Brüder, den unermeßlichen Nibelungenhort, ihre Morgengabe von Siegfried, zum Rheine bringen. „Wäre sein tausend mal so viel gewesen und sollte Siegfried genesen sein, bei ihm wäre Kriemhild mit bloßen Händen geblieben.“ Daß sie durch ihre Freigebigkeit so manchen Mann in ihren Dienst gewinnt, erregt Hagens Argwohn und er verursacht ihr neue Kränkung, indem er sie des Hortes beraubt. Nach dreizehnjährigem Wittwenthum läßt der mächtige König Etzel um sie werben. Sie will anfänglich nichts davon hören und ihre Klage wird nur erneut. Da erst, als Rüdiger, der Bote der Werbung, ihr schwört, sie alles des zu ergötzen, was ihr je geschehen, hofft sie auf Rache für Siegfrieds Tod. „Ich will euch folgen“, spricht sie, „ich arme Königin.“ Am Hochzeitfeste selbst werden ihr die Augen heimlich naß, in der Erinnerung, wie sie mit ihrem edeln Mann am Rheine gesessen. Im dreizehnten Jahr ihres Aufenthalts bei den Hunnen glaubt sie ihre Macht hinreichend befestigt, um endlich ihr Leid rächen zu können. Den Boten

welche abgesendet werden, ihre Blutsfreunde zum Feste zu laden, giebt sie auf, nichts davon zu sagen, daß sie jemals betrübt gesehen worden, und besonders den wegkundigen Hagen nicht daheim bleiben zu lassen. Die Nibelunge folgen der Ladung, ungeachtet mancher abmahnenden Stimme und zuletzt noch der Warnung Dietrichs, daß er Kriemhilden alle Morgen um Siegfried weinen und klagen höre. Da ist sie erst wieder freudenvoll, als sie, am Fenster stehend, die Gäste heranreiten sieht. „Nun steht der Sommer im schönsten Grün," ruft sie nach der Wilkinensage hier aus. Die Mordgedanken, die sie längst im finstern Busen gehegt, gehen jetzt in üppigem Wachsthum auf. Doch ist zunächst nur auf Hagen ihr Anschlag gerichtet.

Diese zwo mächtigsten Gestalten, Hagen und Kriemhild, die in ihrem feindlichen Ringen die ganze Heldenwelt mit sich ins Verderben reißen, sind einander darin ähnlich, daß sie die scheinbar widerstreitendsten Eigenschaften in sich vereinigen. Auch in Kriemhilden sind Treue und Untreue, doch beide aus demselben Keime, wundersam gepaart; Treue gegen ihren Todten, Untreue gegen seine Mörder. Sich untereinander kehren Hagen und Kriemhild stets nur die schneidende Seite zu und eben daraus erwächst jener ungeheure Kampf. Ganz entgegengesetzt aber ist in beiden der Umschwung des Guten und Bösen; Hagen, der mit Verrath begonnen, wird größer und größer in der treufesten Gesinnung, womit er seine Schuld auf sich nimmt, Kriemhild, in Lieb' und Treue aufgeblüht, endigt mit Verrath und Blutgier.

Seit der Ankunft der Nibelunge und dem bittern Willkommen zwischen ihr und Hagen ist sie unermüdlich, Hader und Kampf zu stiften, er aber, ihrer Feindschaft Hohn und Trotz zu bieten. An der Spitze ihrer Dienstleute, die sie gegen ihn gewaffnet, tritt sie, die Krone auf dem Haupte, vor ihn und verlangt Rechenschaft; Hagen aber steht nicht auf und läßt das Schwert Balmung, das Siegfrieds war, auf seinem Schooße spielen. Er läugnet nicht den Mord, räch' es, wer da wolle, Weib oder Mann! Weinend muß sie abziehn, denn keiner der Ihrigen wagt den Angriff. Nachdem sie vergebens bei Dietrich Hülfe gesucht, reizt sie durch Versprechungen den Bruder Etzels zum Überfall der Knechte. Sie schont ihres eigenen Sohnes nicht, Streit im Saale zu erregen. Dem, der ihr Hagens Haupt brächte, verheißt sie, einen Schild bis zum Rande mit Gold zu füllen, dazu Burgen und Lande. Iring springt

hinan und schlägt Hagen eine Wunde; das tröstet ihr Herz und Muth, als sie Hagens Gewand von Blute geröthet sieht; sie nimmt in Dank und Freude selbst den Schild von Irings Hand. Zum zweiten male läuft er an; doch es ist sein Tod, wie seiner Freunde, die ihn rächen wollen. Noch will Kriemhild ihre Brüder leben lassen, wenn sie Hagen herausgeben. Sie verschmähen es und nun läßt sie den Saal anzünden. Als auch das Feuer sie nicht bändigt, läßt sie von neuem Gold auf Schilden herzutragen, um ihnen Feinde zu werben. Rüdigern mahnt sie dringend seines Eides und bietet sich mit Etzeln ihm flehend zu Füßen. Da nun auch er zu den Waffen greift, weint sie vor schrecklicher Freude. Schon sind alle erlegen, bis auf Gunthern und Hagen, welche Dietrich ihr gebunden überliefert, mit dem Beding der Schonung. Als aber Hagen, den sie um den Hort mahnt, ihr auch dann noch trotzt, trägt sie Gunthers abgeschlagenes Haupt am Haare vor ihn und schlägt ihm seines ab mit Siegfrieds Schwerte, das allein ihr geblieben. Von Hildebrand zu Stücken gehauen, endet sie mit lautem Schrei ihr Leben.

Die Verwandlung der minniglichen, tugendreichen Jungfrau, der „niemand gram war," zur Teufelin (Valandinne), wie Dietrich von Bern zürnend sie schilt, ist eben in dem Abscheu dieses edeln, reinen Helden treffend bezeichnet; beschämt und verstummend, muß sie sich von ihm abwenden, der keinem Verrathe dienen will; dahin ist es mit dem herrlichsten Weibe gekommen. Aber diese furchtbare Umwandlung selbst macht Kriemhilden zum Gegenstande tiefen Erbarmens; welch' ein Seelenschmerz, der solche Verwilderung bewirken, welche Liebe, die solchen Haß gebären konnte! „Siegfrieds Wunden thaten Kriemhilden weh," sagt das Lied. Umsonst hat Hagen gespottet, Siegfried komme nicht wieder, er sei vor mancher Zeit begraben. Er ist wieder gekommen, er hat fortgelebt in Kriemhilds Brust und sein Schwert hob sich rächend in ihrer Hand.

Schon das Nibelungenlied rühmt an verschiedenen Stellen (Z. 4428. 4434. 4519. 4584. 5049. 5052. 5859 f. Lachm. 1401) die große Treue, mit der Kriemhild den Tod Siegfrieds bis zum Tage der Rache beklagt. Noch bestimmter führt der Verfasser der Klage wiederholt ihre Rechtfertigung. „Treue ehret Mann und Weib. Kriemhild hat nach ihrer Treue in großem Schmerz die Rache vollbracht. Wohl glauben manche, sie trage um ihre große Schuld an Heiden und Christen die Qual der

Hölle; wer das erkunden sollte, der müßte selbst zur Hölle fahren, ich will nicht dahin Bote sein; des Buches Meister sprach: dem Getreuen thut Untreue weh; wes Leib mit Treuen Ende nimmt, der geziemt dem Himmelreiche." Dem frommen Bischofe selbst, Kriemhilds Oheim, wird in den Mund gelegt: „Hätten es nur die entgolten, die ihr Siegfrieden todt schlugen, so wäre sie des unbescholten."

Indem wir die Hauptcharaktere des deutschen Heldensanges, ihrer vielgestaltigen Persönlichkeit unbeschadet, in der Idee der Treue und deren Gegensätzen begründet fanden, ergiebt sich zum voraus, daß die Handlung, zu der sie manigfaltig verflochten sind, von derselben Gesinnung bestimmt, daß daher sowohl der Bau der einzelnen Lieder, wie sie je zu einem besondern Kreise von Handlung in sich abgeschlossen sind, als die Verbindung aller zum Ganzen des Epos, von dem gleichen Geiste geschaffen und beseelt sein müsse.

Überblicken wir in dieser Beziehung zuvörderst die bedeutendern einzelnen Liedergestaltungen, so beruhen die Gedichte von Rother, Wolfdietrich, Dietrichs Flucht, gänzlich auf der gegenseitigen Treue des Königs und seiner Dienstmannen. Das Nibelungenlied, in welchem das vom hörnenen Siegfried aufgegangen, zeigt uns in großen Zügen die verderblich wuchernde Macht der Untreue. Die Brautfahrten Otnits, Hugdietrichs, auch Rothers und der Hegelinge, greifen in das Schutzrecht ein, unter dem die Jungfrau steht, und erwecken die Rache der beleidigten Blutsverwandten; in diesem Kampfe der Geschlechter bewährt sich Gudruns weibliche Treue. In den Rosengartenliedern messen zween Heldenstämme ihre Kraft, zwölfe kämpfen nach einander gegen zwölfe, der begonnene Streit muß durch die ganze Sippzahl durchgeführt werden, weil je einer des andern Rächer ist; mit gleicher Nothwendigkeit reiht sich in den Liedern von Walther, von Dietleib, von den Nibelungen Kampf an Kampf. Das Alphartslied, eine Zwischenhandlung in Dietrichs Geschichten, könnte, nach heutigen Kunstbegriffen, mit dem Tode des Heldenjünglings füglich geschlossen scheinen, aber im Geiste des Alterthums war ein zweiter Theil unerläßlich, die Rache enthaltend; es ist derselbe Zusammenhang, wie zwischen Siegfrieds Tod und Kriemhilds Rache, Dietrichs Flucht und der Schlacht vor Raben. Selbst in dem Märchen von Laurin fehlen solche Triebfedern nicht; Dietleib tritt gegen seine Gesellen auf des Zwergkönigs Seite, sobald

dieser ihn als Schwager zur Hülfe ruft; aber nachher im Zauberberge will er nicht auf ihre Kosten geschont sein. Der Zwiespalt der Pflichten, die Treue gegen den Herrn und die Rachepflicht gegen die erschlagenen Blutsfreunde im Widerstreite mit der Treue gegen den Genossen, ist ein wesentlicher Bestandtheil des schon erwähnten Liedes von Walther. Daß die nächsten Blutsverwandten, Vater und Sohn, unwissend einander bekämpfen, bildet den Inhalt des Hildebrandliedes, sowie der Episode von Biterolf und Dietleib.

Hier weiter in das Einzelne zu gehen, scheint überflüssig, da von der Gestaltung der Lieder noch besonders die Rede sein wird, ihr Inhalt aber in Umrissen dargelegt worden ist. Aus dieser Entwicklung der Hauptcharaktere ergiebt sich auch, in wie manigfachen, sinnreich glücklichen Zusammenstellungen, Abstufungen und Gegensätzen dieselben einander wechselsweise hervorheben, ergänzen und entfalten.

Dagegen beschäftigt uns hier in Beziehung auf den Grundgedanken, den sie alle zusammenwirkend zur Erscheinung bringen, eine auffallende Verschiedenheit der zween bedeutendsten Sagenkreise, aus welchen das Ganze der Heldensage zusammengesetzt ist. Der gothische Liederkreis, die Amelungensage, stellt mehr bejahend die Macht und Herrlichkeit der Treue dar, der rheinische, fränkisch-burgundische, die Nibelungensage, mehr verneinend das zerstörende Wirken der Untreue. In Charakteren und Handlung zeigt sich diese verschiedene Richtung. Der Hauptcharakter des erstern Kreises, der gothische Dietrich, ist in mehrfacher Erscheinung, als Wolfdietrich, als Rother, der sich selbst Dietrich nennt, und als Dietrich von Bern, doch in jener sittlichen Beziehung stets derselbe, das leuchtende Gestirn der Treue, der König, der für seine Mannen sich und all seine Königsmacht zum Opfer bringt, zuletzt aber aus der freigewählten Erniedrigung siegreich hervorgeht. Ebenso steht an der Spitze der Dienstmannschaft in ungetrübter Stätigkeit der treue Meister, mag er nun Berchtung, Berther oder Hildebrand heißen. Zwar sind auch die Verräther zur Stelle, Ermenrich, Sibich und ihr Anhang, aber mehr nur als finstere Schatten hinter den Lichtgestalten der Getreuen. Wie anders im Nibelungenkreise! Der glänzendste Held desselben, Siegfried, erscheint doch bei der Erwerbung des Hortes[1] und

[1] Nibel. Str. 92. 94—96. Wird Siegfried hier durch die Unmöglichkeit, die Theilung zu vollbringen, und hierauf durch die Nothwehr entschuldigt?

der trügerischen Bezwingung Brünhilds in sehr zweifelhaftem Lichte. Kriemhild, Hagen, Gunther, Brünhilde, Hauptcharaktere dieses Kreises, sind alle mehr oder weniger von Verrath verschattet; die helleren Gestalten, wie Giselher, sind hier gerade nur die Kehrseite, wie es bei den Amelungen die finstern sind. So muß denn hier auch alles blutig ausschlagen und das ganze schuldbefleckte Geschlecht zu Grunde gehn.

Nicht unbemerkt darf hiebei bleiben, daß auch geschichtlich unter allen den germanischen Völkern, die im alten Römerstaate neue Reiche gründeten, die Ostgothen von der mildesten, die Franken[1] von der herbsten Gesinnung beseelt erscheinen. Ob hierauf die frühere oder spätere Annahme des Christenthums eingewirkt habe, lassen wir unentschieden. Auch nach dessen Einführung wuchern im merowingischen Königshause Verrath und Mord in unerhörten Greuelthaten fort. Anderseits kann auf die Gestaltung der gothischen Heldensage wenigstens kein ursprünglicher und unmittelbarer Einfluß christlicher Ansicht nachgewiesen werden. Dagegen haben wir schon in der vorchristlich mythischen Unterlage der Heldensage die wesentliche, ethische Verschiedenheit des odinischen und des gothischen Mythenkreises erkannt. Der odinische Mythus, dem die Siegfrieds- und Nibelungensage angehört, hat sein schärfstes Gepräge in der nordischen Darstellung dieses Sagenkreises bewahrt.

Hier wirkt die Treue mehr noch mit der Nothwendigkeit und Unbewußtheit des Naturtriebs. Ebenso ist aber auch das Böse mehr nur ein Übel, das über den Thäter kommt, ohne ihm zugerechnet werden zu können. Liebe und Haß, Naturgebot und Leidenschaft, sind unwiderstehliche Fügungen der Götter. Odin waltet über der Blutrache, er sendet die Berserkerwuth, die, ein Unheil dem Sterblichen, ihn zu blinden Freveltbaten hinreißt. Am Eingange der Geschichten Sigurds und der Niflungen treten die Götter auf und belegen das Lösegeld mit dem Fluche, der in langer Reihe von Frevel und Rache bis zur völligen Vertilgung der Geschlechter fortwirkt; nicht umsonst wandert und waltet hier Odin in Gemeinschaft mit Loke, dem Anstifter alles Bösen. In andern berühmten Sagen des Nordens giebt ein Gott dem

[1] Vopisc. in Proculo C. 13: Hunc [Proculum] tamen Probus fugatum usque ad ultimas terras, et cupientem in Francorum auxilium venire, a quibus originem se trahere ipse dicebat, ipsis prodentibus Francis, quibus familiare est ridendo fidem frangere, vicit et interemit. Masc. 1, 197 N.

Helden schon bei der Geburt den Unsegen mit, eine Zahl verrätherischer Thaten, Nidingswerke, zu vollbringen, oder auf einem Schwerte haftet solcher Fluch für jeden Besitzer.[1] Übereinstimmend mit diesen Ansichten ist bemerkt worden, daß selbst im Rechte Schuld und Zufall, beide im Begriff eines unvermeidlichen Schicksals zusammentreffend, nicht immer unterschieden werden.[2] Im gothischen Mythus dagegen fanden wir den entschiedensten Dualismus im Gegensatze des Guten und Bösen, und zwar in ältester Gestalt in den Drachen- oder Lindwurmkämpfen.

Den allmählichen und mittelbaren Einfluß des Christenthums aber auf die Ausbildung der deutschen Heldendichtung zu ihrer jetzigen Gestalt setze ich darein, daß durch die Herrschaft der christlichen Lehre nicht bloß die Gesinnung gemildert, sondern vorzüglich auch das innere Leben mehr und mehr erschlossen worden. Diesem gemäß wird in der Amelungensage der ursprünglich symbolische Drachenkampf mehr wieder nach innen aufgelöst und zu einem ethischen Gegensatz der Charaktere, der Getreuen und Ungetreuen, umgewandelt; auch im Nibelungenkreise und dessen Verbindung mit der Amelungensage sehen wir statt der Naturkräfte psychische Triebfedern, statt der dämonischen Gewalt freie Willensthätigkeit wirksam geworden.

Rüdiger, der in diesen Kreis gezogen worden, kämpft einen innern Kampf im bewusten Widerstreite der Pflichten. Hagen spricht zuletzt noch zu Kriemhilden: „Du hast es nach deinem Willen zu einem Ende bracht, und ist auch recht ergangen, als ich mir hatte gedacht" (Nib. Z. 9597. Str. 2307). In der Art und Weise besonders, wie die beiden

[1] Starkather; nach Saxo B. VI, S. 156 ist es Odin, der ihm die Nidingswerke auflegt, nach Gautreks und Hrolfs Saga Thor, der Odins gute Gaben zu verkümmern sucht. Sagabibl. II, 580. Hervörs S. C. 1. S. 6.

[2] Schildener, Gutal. S. 190 f. N. 152, über die Verhängnisbuße, wådabot, sucht darzuthun, daß Schuld und Zufall oder Schicksal im religiösen Sinne des Alterthums nicht immer unterschieden waren. Vgl. 178. II: Todtschlag, als Fügung des Schicksals. 160. 170 a. 175. Darauf kann auch bezogen werden, daß der Baum, der einen erschlagen hat, den Verwandten zur Buße verfällt, Phill. 101. N. u. Vgl. ebd. 109. N. u.: Observet autem ille, cujus arma erant, ut ea non recipiat antequam in omni calumpnia munda sint. Sind auf diese Art die Schicksalsschwerter, Fluchringe u. s. w. unrein? Vgl. Eichhorn I. 210.

Sagenkreise, der gothische und fränkisch-burgundische, zur Gesammtheit des deutschen Epos verschmolzen und abgeschlossen worden, finden wir den sittlichen Grundgedanken sicher und vollständig durchgeführt. Nachdem die beiden Geschlechter sich vielfach kämpfend entgegengesetzt sind, werden auch die Amelunge in die furchtbaren Gerichte der Nibelungennoth verflochten. Der milde Rüdiger, den wir gern aus dem gothischen Kreise stammen lassen, ist das beklagenswertheste Opfer des Zusammentreffens mit dem finstern Nibelungengeschlechte. Aber der gothische Volksheld, der edle, reine Dietrich, schreitet, einzig unverletzt, durch den allgemeinen Untergang; wohin er gekommen ist, weiß niemand zu sagen, und noch lange hin erscheint er als Wächter und Warner in deutschem Lande.

Die Treue der Blutsverwandtschaft und Genossenschaft ist in der Idee des heutigen Staates zur umfassendern Bürgerpflicht, in der Lehre des Christenthums zur allgemeinen Menschenliebe erweitert. Aber was jene alterthümliche, germanische Treue in ihrem allerdings beschränkteren Kreise sich aneignete, das ergriff sie fest und ganz; was ihr an äußerem Umfange abgieng, suchte sie durch intensive Stärke zu ersetzen. Daß jedoch auch ein allgemeineres Wohlwollen den ältern Zeiten nicht gänzlich gebrach, davon zeugt die Gastfreiheit, der wir so bedeutende Rechte eingeräumt sahen und die, im Epos, in besondern männlichen und weiblichen Charakteren ihre Vertretung fand; denn diese Pflicht der Gastfreiheit besteht ja eben darin, daß man dem, der nicht dem engeren Verband angehörte, dem Fremden, Elenden, Schutzsuchenden, die wohlwollendste, hingebendste Rücksicht schuldig war.

Es fehlt in den Liedern nicht an Stellen, worin die Treue gepriesen, die Untreue bejammert und verflucht wird; es wird ausgesprochen, daß der Ungetreue sich selbst erschlage.[1] Man kann solche Äußerungen als Erzeugnisse späterer Zeit anheimgeben, aber die Hauptsache ist, daß Charaktere und Handlung gänzlich in diesem Sinne begründet und gebildet sind. Das ganze deutsche Epos ist eine Poesie der Treue. Wie die Treue selbst im Gemüthe wurzelt, so sind auch diese dichterischen Schöpfungen unmittelbar aus dem Gemüth entsprungen. Diesem Ursprunge gemäß haucht auch in der Sprache der Lieder eine Innigkeit,

[1] Nib. 4004 [Holtzm. 1008.] 3674 (Lachm. 858). 8524 (Lachm. 2043). Agric. Sprüchw. 26 a: Untrew schlegt iren eigen herrn.

welche, jeden äußeren Glanz verschmähend, einfach wieder zum Herzen geht. Dieses kann seiner Natur nach im Ganzen nur empfunden werden, die spätere Betrachtung des Stils wird uns jedoch auch Einzelnes bestimmter erkennen lassen. Dietrich von Bern nennt einen seiner Recken, dessen Tod er beklagt, „der Treue recht eine Rose" (Dietr. Fl. 9954 f.). Eine Rose der Treue, eine Blüthe deutschen Gemüths ist diese gesammte Dichtung. Die drei Harfenschläge, womit der getreue König den freudig erschreckenden Dienstmannen sich zu erkennen giebt, sind der Grundton dieser Gesänge. Die ethische Grundkraft hat sich dichterisch gestaltet und ausgetönt.

Je wilder und finstrer wir uns nicht bloß die Zeit der deutschen Völkerzüge, sondern auch das ganze nachfolgende Mittelalter auszumalen gewohnt sind, je weniger die Lieder selbst auch diese feindliche Seite verdecken, um so wohlthuender muß uns die überall und ewig waltende Macht des Göttlichen hervorleuchten, wenn wir mitten in Sturm und Nacht der Zeiten die Poesie der innigsten Treue geboren und gepflegt, wenn wir der tobenden Gewalt gegenüber eine Thatkraft der Liebe emporwachsen sehen, welche friedlicheren Zuständen entbehrlich ist.

Der Abtheilung, die ich hiemit schließe, über das Ethische in der Heldensage, über ihre Begründung in Leben und Sitte, kann ich nicht auf gleiche Weise eine Litterarnotiz beigeben, wie ich es bei dem geschichtlichen und dem mythischen Theile gethan habe.

Es fehlt in den Schriften, die der Heldensage gewidmet sind, keineswegs an allgemeinern und speciellern Bemerkungen auch über diese Seite des Gegenstandes. Ich finde darunter Ansichten, denen ich widersprechen müste, z. B. wenn v. d. Hagen in seiner schon angeführten Schrift: Die Nibelungen: ihre Bedeutung für die Gegenwart und für immer. Breslau 1819. S. 144 behauptet:

„Auch ohne die Kenntnis aller jener mythischen und anderweitigen geschichtlichen Beziehungen sind die Nibelungen doch eine genugsam verständliche, menschlich-wahre und in der That auch christliche Helden- und Ritter-Geschichte aus der Hohenstaufen Zeit."

Es dünkt mir hiebei, daß man die Bedeutung des Gedichtes verfehle, wenn man sie zu weit ausdehnen und neben der germanisch-heidnischen Grundsitte auch noch eine christliche Gesinnung der Helden geltend machen will. Andere Ansichten scheinen mehr zu denjenigen zu

stimmen, von welchen ich ausgegangen bin, z. B. wenn Rosenkranz (das Heldenbuch und die Nibelungen u. s. w. Halle 1829. S. 61) die Blutrache und die Lehenstreue als die Hauptmomente hervorhebt, die im Nibelungenliede in Verbindung und Widerspruch treten. Eine umfassendere Beleuchtung der Heldensage von der ethischen Seite ist jedoch noch nicht gegeben, und gleichwohl wird man bei einem so ausgebreiteten und manigfaltigen Stoffe, wie diese Sage ihn darbietet, einen allgemeinen Gesichtspunct nur dann für sich und andere zur Überzeugung bringen können, wenn man wirklich den Versuch gemacht hat, ihn durch das Ganze hindurchzuführen.

Auf dieser Seite des Gegenstandes liegt auch gerade dasjenige, was ihm ein nicht bloß wissenschaftliches, antiquarisches, sondern ein allgemein menschliches, ein poetisches Interesse für die Dauer sichern kann.

Nicht nur hat sich das Epos selbst innerlich mehr und mehr nach dieser Richtung ausgebildet, sondern es ist auch in den Beziehungen, welche schon im 13ten Jahrhundert von andern Dichtern auf die Heldensage genommen werden, vorzüglich jener ethische Gehalt der Charaktere ins Auge gefaßt, auf den wir besonderen Werth gelegt. Ich führe hievon zum Schluß einige Beispiele an:

Wolfram von Eschenbach spielt in seinen Rittergedichten auf Wolfharts unersättliche Streitlust, auf Rumolts wohlgemeinten Rath, auf Sibichs feige Feldflüchtigkeit, auf Frau Utens treues Erharren ihres Gemahls Hildebrand an (Grimm, Heldens. 60—63). Der Liederdichter Spervogel rühmt von einem seiner Freunde oder Wohlthäter, dessen Tod er beklagt, daß derselbe all sein Gut vertheilt, daß er Rüdegers Muth gehabt habe, der seiner Tugend wegen so kundig (mære) geworden (Gr. 163). Reinmar von Zweter, ein lehrhafter und satirischer Dichter, sagt, als Sibich gestorben, hab' er Kinder hinterlassen, die nun bei diesen Zeiten so gewaltthätig (swinde) geworden, daß man sie leiden müsse, wo man ihrer wohl entbehrte (Gr. 156 f.).

In einer poetischen Erzählung des 13ten Jahrhunderts wird ausgerufen: Daz im vrou Kriemhilt lône! In einer andern schilt ein Vater seine eigenwillige Tochter eine Kriemhild (Gr. 167 f.). Als Muster der Heldenkraft wird öfters Dietrich von Bern genannt und ein Meister im Gesange wird mit Horand verglichen.

Die Formen.

Ich habe den Inhalt der Heldensage, der zuerst in Umrissen dargelegt worden, von geschichtlicher, mythischer und ethischer Seite, je in besondern Abtheilungen, ausführlich erläutert. Es könnte erwartet werden, daß dieses ebenso auch von der poetischen Seite geschehe. Allein der dichtende Geist muste durch alle jene verschiedenen Bestandtheile hindurch thätig sein. Darum habe ich durch die im Eingange dieses ersten Hauptabschnitts gegebenen Bemerkungen über das Wesen der Volkspoesie im Allgemeinen zuvörderst die poetische Grundlage festzustellen gesucht und dann in den einzelnen Abtheilungen der Erläuterung nicht nur auf diese allgemeine Grundlage, als in der die besondern Bestandtheile sich zur Gesammtheit verbinden, zurückgewiesen, sondern auch jeden derselben in seinem eigenthümlichen poetischen Verhältnis bezeichnet, in der Art, daß das Geschichtliche durch die Poesie vergeistigt, die Glaubensansicht durch sie versinnlicht, das Ethische in Charakteren und Handlung gemüthskräftig vergegenwärtigt und belebt erschien.

Außer dieser geistigen Wirksamkeit durch das Ganze hat aber die Poesie doch noch ihr besonderes Gebiet, ihre Kunstwerkstätte, wo sie das, was sie innerlich erschaffen, im Stoffe bildet und ausprägt, wo sie ihre Werkzeuge und Geräthschaften handhabt. Dieses Technische der Poesie ist der Gegenstand unserer Schlußabtheilung: von den Formen der Heldendichtung. Wenn wir bisher Inhalt und Bestand der letzteren, abgelöst von dessen äußerer Erscheinung, betrachtet haben, so ist uns nun übrig, von den Formen zu handeln, in welchen dieser innere Gehalt sich ausgedrückt und entwickelt hat. Form ist uns hiebei jede Wirkung künstlerischer Thätigkeit, wodurch das innerlich Angeschaute zur äußern Aufstellung, zur Mittheilung und zum Genusse für andere gebracht wird, von den eigentlich technischen Fertigkeiten an, bis zur Bildung und Anordnung des Sageninhalts zu einem in sich abgerundeten Ganzen und zu einzelnen, unter sich zusammenhängenden Dichtwerken. Denn eben, weil es sich hier vom Ausdruck handelt, scheint es angemessen, auch vom Äußerlichsten, in die Sinne fallenden, auszugeben, von dem Schall an, der das Ohr der Hörer trifft, aufzusteigen bis dahin, wo die Form sich anknüpft an die innere Sagenbildung, die uns bisher in mehreren Beziehungen beschäftigt hat.

Wir sprechen demnach
1. vom Vortrag,
2. vom Vers,
3. vom Stil, und
4. von der Composition oder der Gestaltung der Lieder.

1. Vortrag.

Der Vortrag, für welchen ein dichterisches Erzeugnis bestimmt ist, übt auf dessen Beschaffenheit und Umfang nothwendigen Einfluß. Für unsern Zweck kommen, nach Anleitung der Gedichte selbst, dreierlei Arten des Vortrags in Betracht: Singen, Sagen, Lesen.

Gesang ist das allgemeinste und wirksamste Mittel der Überlieferung geistigen Besitzes bei Völkern, welche nicht durch und für die Schrift gebildet sind. Er war auch die hallende Stimme unsrer Heldendichtung in der Zeit, als dieselbe noch in lebendigem Trieb und Wachsthum stand. Dafür sprechen, außer jener allgemeinen Erfahrung im Völkerleben, die bestimmtesten innern und äußern Zeugnisse. Sowie der Gesang ein rhythmisch abgefaßtes Gedicht voraussetzt, so kann umgekehrt der Vers ohne die ursprüngliche Bestimmung zum Gesange nicht wohl gedacht werden; bei strophischen Versmaaßen zumeist ist dieses einleuchtend, aber selbst die unstrophische Weise, in welcher manche unserer größern Lieder verfaßt sind, kann, mittelbar, nur aus einem früheren Zusammenhange mit der Tonkunst entstanden sein. Gemessener Silbenfall ohne Ausdruck durch Musik ist eine Scheidung dessen, was natürlich zusammengehört und sich stets wieder sucht. Von mehreren unserer Lieder ist die Tonweise benannt; der Hildebrandston hat seinen Namen von einem Heldenliede, das schon in Bau und Bewegung sich als Gesang erweist; „gesangsweise“ in diesem Ton ist das Siegfriedslied abgefaßt; selbst das lange, obgleich strophische Lied von der Schlacht vor Raben verspricht groß Wunder zu singen und zu sagen; noch weit im 15ten Jahrhundert (um 1472) hat Caspar von der Röhn seine Bearbeitung der Heldenlieder ausdrücklich zum Singen bestimmt. Da, wo allein noch die alten Sagenlieder im Munde des Volkes leben, auf den Faröen, werden sie zum Tanze gesungen. Aber auch die vielen Schriftstellen, welche des Heldenliedes erwähnen, von der frühesten Zeit bis zu seinem Absterben, bezeichnen dasselbe als ein gesungenes; theils sagen

sie im Allgemeinen, daß von den alten Königen und Helden, von ihrem Kampf und Untergange, gesungen worden, theils nennen sie die Helden und die einzelnen Abenteuer des deutschen Sagenkreises, welche Gegenstand der Gesänge waren.

Dieser Heldensang ertönte zuerst vor denjenigen, aus deren Leben und Sinnesart er seine Nahrung sog, vor den Königen und Helden der germanischen Stämme selbst; von den gothischen Königen erzählt Jornandes, daß die wundervollen Thaten ihrer Ahnen zur Cithar vor ihnen gesungen worden.[1] In dem angelsächsischen Gedichte von Beowulf, aus dem 7—8ten Jahrhundert, singt ein Mann des Königs, im Zug der Helden reitend, vom Drachenkampfe Sigmunds (hier an Siegfrieds Stelle), dessen Thaten er in das Lob Beowulfs einflicht (S. 81 ff. [S. 28 Heyne]). Obgleich Gedicht, zeigt diese Erzählung doch die Sitte der Zeit. Der Geist, der in diesen Liedern wehte, war der Geist aller Thatkräftigen im Volke. Fortwährend im Laufe der Jahrhunderte finden wir den Gesang derselben, wahrhaft volksmäßig, unter allen Ständen verbreitet und geübt. Eine Chronik des 11ten Jahrhunderts erwähnt schon, daß die Bauern vor Alters von Dietrich gesungen;[2] hieran schließen sich ähnliche Zeugnisse späterer Geschichtbücher. Aber auch den ritterlichen Dichtern des 12ten und 13ten Jahrhunderts, wenn sie gleich großentheils mit Vorliebe sich fremden Fabelkreisen zuwandten, blieb doch der heimische Volksgesang stets gegenwärtig; aus ihrer Mitte, in eben dieser Zeit, traten die trefflichsten der auf ihn gegründeten Dichtwerke hervor, in welchen die Heldensage auf uns gekommen ist.

Die Sänger der Heldenlieder waren, mit dem Wechsel der Zeiten, nach Ansehen und Bildung verschieden: Sänger der alten Königshöfe, Spielleute und Fahrende bei den Festen des Mittelalters, Marktleirer in der Zeit des Verfalls. Blinde werden, wie bei andern Völkern, als Pfleger des Heldensanges genannt. Bernlef, ein blinder Friese, um

[1] Jorn. C. 5 [S. 32 Closs]: Ante quos [ihren Königen] etiam cantu majorum facta modulationibus citharisque canebant, Ethespamaræ, Hanalæ, Fridigerni, Vuidiculæ, et aliorum, quorum in hac gente magna opinio est, quales vix heroas fuisse miranda iactat antiquitas. Grimm, Altd. W. I, 199—201. III, 252. Fritigern schlägt den Kaiser Valens 378.

[2] Chron. Quedlinb. (Anfang des 11ten Jahrhunderts): Et iste fuit Thideric de Berne, de quo cantabant rustici olim. Grimm, Heldens. 33, 4.

das Ende des 8ten Jahrhunderts, war seinen Nachbarn sehr werth, weil er die Thaten der Väter und die Kämpfe der Könige, nach der Sitte seines Volkes, wohl zu singen wuste.[1] Der Blinden Gesang von Siegfrieds Härtung im Drachenblute wird im Titurel am Ende des 13ten Jahrhunderts erwähnt (Tit. 24, 255. [Grimm, Heldens. 173]).

Die Begleitung des Gesanges durch Saitenspiel ist gleichfalls nicht zu bezweifeln. Jornandes nennt dasselbe Cithar. Bei den Franken gedenkt Venantius Fortunatus der Harfe (Grimm S. 374), wenn auch nicht in bestimmter Beziehung zum Heldenliede; so finden wir sie auch im angelsächsischen Liede von Beowulf und in den deutschen von Rother und Morolf; im Nibelungenliede dagegen die Geige, Fiedel. Konrad von Würzburg sagt: „Also kann ich leiren, sprach einer, der von Eggen sang.“[2] Noch Fischart kennt „schwäbische blinde Leirer“ (Prakt. 88. Vgl. Gargant. 260: ein blinder Spieler auff der strassen). Den Gesang selbst haben wir uns wohl, zumal bei größern Stücken, als Recitativ, nur etwa zum Eingang und vornehmlich am Schlusse des Verses oder Gesetzes mit vollerem Tonspiel, nach Art des Kirchengesanges zu denken.

Sagen, die zweite Weise des Vortrags, wird häufig mit Singen zusammen genannt; Singen und Sagen, ein alter Stabreim, als welcher es namentlich in den angelsächsischen Gedichten gebraucht wird, bezeichnet überhaupt die mündliche Überlieferung, die dichterische Festeslust; von einem denkwürdigen Ereignis, einer namenkundigen Person heißt es sprichwörtlich, davon möge man immer singen und sagen. Die umfassende Bedeutung des Wortes sagen macht dasselbe auf jeden Vortrag anwendbar und in diesem allgemeinen Sinne finden wir es häufig gebraucht; ebenso bestimmt aber auch in einem besondern, im Gegensatze vom Singen. Ist gleich der Vers ursprünglich dem Gesange verschwistert, so hat sich doch neben diesem im Mittelalter ein mündlicher

[1] Altfridi († 849) Vita S. Liudgeri B. II, C. 1: Et ecce illo [Luidg.] discumbente cum discipulis suis, oblatus est cecus, vocabulo Bernlef, qui a vicinis suis valde diligebatur, eo quod esset affabilis, et antiquorum actus regumque certamina bene noverat psallendo promere u. s. w. Pertz, Monum. Germ. historic. II, 412.

[2] Minnes. II, 207a: Alsus kan ich liren, sprach einer der von Eggen sang. Vgl. Docen in Aretins Beitr. VII, 321.

Vortrag in gebundener Rede ausgebildet, welcher, besonders in den nordfranzösischen Erzählungen, scharf unterschieden von den zum Gesange bestimmten Liedern, hervortritt. Das deutsche Gedicht vom Herzog Ernst berichtet (Z. 5220 ff.), beim Abschied des Helden und seiner Gefährten von Jerusalem, mit guten Sageliedern sei ihrer wohl gedacht und ihr Lob zu Schalle gebracht worden (V. 5220). Der recitative Vortrag, eine Vermittlung von Singen und Sagen, mag bei diesen Sageliedern gemeint sein, zum Unterschied von kürzern, ganz musikalischen Stücken, den Minneliedern und andern. Aber auch in gewöhnlicher, ungebundener Sprache giengen ohne Zweifel die alten Heldensagen von Munde zu Munde. Im Norden, wo die Göttin Saga jeden Tag mit Odin fröhlich aus goldner Schale trinkt (Edd. I, 170, 7), hat die mündliche Erzählung in Prosa, besonders die geschichtliche, am Hofe der norwegischen Könige, auf der isländischen Volksversammlung und auf dem Stuhle des Erzählers in der Hütte, am langen Winterabend, einen Grad kunstartiger Ausbildung, eine Sicherheit und Fülle erlangt, vermöge welcher die endliche Auffassung derselben in Schrift von einem neuern Geschichtsschreiber mit dem Abpflücken einer reifen Frucht verglichen wird (Geijer, Sv. H. S. 215 f.). Mag nun diese hervorstechende Erscheinung auch nur aus den eigenthümlichen Verhältnissen Islands zu erklären sein, wo noch jetzt die lebendige Saga sich erhalten hat (ebend. 215. N. 5), so darf doch angenommen werden, daß auch anderwärts, vor Einführung der Schrift, die bloße Erzählung zu festerer Form eingeübt worden sei. Ein Überbleibsel hievon sind die Kinder- und Hausmärchen, welche noch in unsern Tagen sich treu, oft wörtlich, in ihrem beschränkten Kreise vererben (Grimm, Hausm. I, X f.). Solche Märchen haben denn auch manches aus der ältesten deutschen Heldenkunde aufbewahrt, das einzige, was von ihr durch den Vortrag des Sagens bis auf die heutige Zeit gekommen ist.

Das Lesen endlich, als Vorlesen, ist unter den angeführten Arten der Mittheilung die späteste, aber gerade diejenige, für welche die meisten und bedeutendsten Gedichte unseres Kreises, so wie sie noch vorhanden sind, berechnet waren, wenn auch mittelst der herkömmlichen strophischen Form noch die Möglichkeit des Absingens vorbehalten ist. Schon Karl[1]

[1] Eginhard. vit. Car. M.: Item barbara et antiquissima carmina, quibus veterum actus et bella canebantur, scripsit memoriæque mandavit. Grimm,

der große ließ die uralten deutschen Lieder von den Thaten und Kriegen der Vorfahren aufschreiben. Man kann davon denjenigen Sagenkreis nicht ausschließen, der sich als der gefeiertste bewährt hat. Am Schlusse des 8ten Jahrhunderts wurde das stabgereimte Lied von Hildebrand und Hadubrand, das sich aufs Sagenhören (ik gihôrta dat seggen) beruft, niedergeschrieben, in der ersten Hälfte des 10ten Jahrhunderts das lateinische Gedicht von Walthers Flucht. Am Schlusse desselben Jahrhunderts erwähnt Flodoardus (hist. eccles. Remens.) gleichfalls schon vorhandener schriftlicher Aufzeichnung der Heldensage; Fulko, Erzbischof von Rheims, habe den König Arnulf in einem Schreiben ermahnt, redlich gegen Karl den einfältigen, den letzten des königlichen Stammes, zu verfahren;

subjicit etiam ex libris teutonicis de rege quodam Hermenrico nomine, qui omnem progeniem suam morti destinaverit impiis consiliis cujusdam consiliarii sui, supplicatque ne sceleratis hic rex acquiescat consiliis, sed misereatur gentis hujus et regio generi subveniat decidenti.

Bis gegen das Ende des 12ten Jahrhunderts war die Geistlichkeit fast ausschließlich im Besitze des Lesens und Schreibens; von da an bemächtigen sich auch die Laien dieser Fertigkeiten, doch, soviel das Schreiben anbelangt, wohl meist nur dictierend. So werden stets weitere Theile der Heldensage in schriftliches Gedicht gefaßt. Das muß hiebei im Allgemeinen bemerkt werden, daß es nicht auf bloßes, wörtliches Aufschreiben der in mündlicher Überlieferung vorhandenen Lieder und Sagen abgesehen war. Wer schrieb oder schreiben ließ, hatte irgend einen Zweck, die Sache weiter zu führen, für seine Zeit wirksam zu machen, Übertragung von einer Sprache oder Mundart in die andere, Umarbeitung aus der Sprache und Versart einer früheren Zeit in die der neueren, Sammlung und Anordnung des Zerstreuten zu einem größeren Ganzen, endlich auch absichtliche Verschönerung und Zudichtung. Dichten, Dichter, wird in der Sprache des Mittelalters von jeder solchen Abfassung gesagt, keineswegs bloß von der freieren Erfindung. [1] Selbst

Heldensage S. 27 bemerkt hiebei: „Scripsit kann nicht heißen, er habe sie selbst geschrieben, denn S. 25 wird ausdrücklich gesagt: tentabat et scribere, sed parum prospere successit labor."

[1] Rother 3488. 4859. Laur. Ettm. 2932. Sigfr. 179. Klage 4394. 4405 (Lachm. 2155). 1685 (Lachm. 800). Dietl. 23. Berth. 179. Grimm, Heldensage S. 109.

noch die spätere Verpflanzung der Lieder aus der Schrift in den Druck gieng nicht ohne Umwandlungen der Sprache und Form von statten. Es war überall nicht um Alterthumskunde, sondern um das Fortleben des Sageninhalts zu thun.

Da jedoch die Kunst des Lesens fortwährend, besonders unter den Männern, eine seltene blieb, so konnte die Wirkung des niedergeschriebenen Gedichts auch nicht auf das einsame Lesen berechnet sein. Wie das Gedicht häufig dem Schreiber vorgesagt war, so sollte es auch vorgelesen werden. Daher der Ausdruck: ich hörte davon lesen, an einem Buche hört' ich lesen.[1] Auch das Lesen, wie das Singen und Sagen, geschah vor einem Kreise von Hörern. In diesen werden wir noch recht anschaulich durch manche Formeln versetzt, die von dem belebteren Gesang auf das Lesen übergegangen sind. Dahin gehört am Eingang der Gedichte der Aufruf, sich schweigend und ruhig zu verhalten; die epische Wiederkehr des Ausdrucks: „Nun höret, wie er sprach!"; der Frageton der Erzählung im singbaren Hildebrandliede; in andern volksthümlichen Liedern, namentlich den unserem Kreise verwandten von Morolf und Orendel, die Beiziehung der ganzen Hörerschaft zum Rathe, wie bei misslichen Fällen, z. B. bei Gefangenschaft der Helden, zu helfen sei: „Nun rathet alle in diesem Ringe, wie wir sie von dannen bringen!" oder: „Nun rathet mit euren Sinnen, wie man einen Boten gewinne!"; ebenso das Verlangen des Vorlesers nach Anfrischung seiner Kehle: „Bis kommt der Bot', bringt Wein!" Wenn die Erwartung gespannt ist, wenn der Held schon in Fesseln geschlossen wird oder vom Schlage des Gegners zu Boden liegt, dann heißt es: „Nun muß er verlieren sein werthes Leben, man wolle denn dem Leser zu trinken geben."[2]

So viel in allgemeinern Zügen über die verschiedenen Arten des

[1] Rother 661. 4109. 5096. 1847. Wolfdietr. 53b, 3. Laur. 207. Sigfr. 179. Dietl. 125. 179. 1674. 2006. 10663. Gudr. 6792. Alex. 1958. 2960. Grimm, Rechtsalterth. 577 f. 580 f. 583. W. Grimm, Runen S. 51. Herzog Ernst 3411.

[2] Grimm, Rechtsalterthümer S. 53. Laur. 187 b. Laur. Caspar v. d. R. 40. Rab. 1. Dietl. 1. Mor. I, 2407. 2795. 3311. 4119. Sir Bevis of Hampton bei Ellis II, 109. Alex. 125. 4564. Orend. 382. 2069. 3226. 3335. 3643. Kyng Horn bei Ritson II, 91. Percy II, 135—138. Hildebr. 17. 20. 2.

Vortrags; die Beschaffenheit der einzelnen noch vorhandenen Gedichte in dieser Beziehung wird sich späterhin näher ergeben.

Nicht mehr in den Zeitraum, den unsere Darstellung umfaßt, gehört eine Art des Vortrags, deren Anwendung auf die Heldensage erst aus dem 16ten Jahrhundert nachgewiesen werden kann, das Spielen, die mimische, dramatische Behandlung. Hans Sachs gab 1557 eine Tragedia: der hörnen Siegfried; Jac. Ayrer in der 2ten Hälfte des 16ten Jahrhunderts drei Stücke: von Hugdietrich, Otnit und Wolfdietrich.

In der zweiten Hälfte des 17ten Jahrhunderts erwähnt Joh. Prätorius (Weltbeschreib. 1666) närrische Gaukelers Zelte „wo der alte Hildebrand und solche Possen mit Docken gespielt werden, Puppen-Comedien genannt.“ [1]

Was ich hier über die Natur des rhapsodischen Gesanges, über die dabei thätige Gedächtnißkraft und über die schriftliche Auffassung desselben bemerkt habe, findet seine Bestätigung in dem Beispiel eines noch jetzt lebendigen Volksgesanges, des serbischen.

Der durch J. Grimm verdeutschten serbischen Grammatik von Wuk Stephanowitsch (Karadschitsch), dem Sammler der serbischen Volkslieder, (Leipzig und Berlin 1824) hat der Sprachgelehrte Joh. Sever. Vater Bemerkungen über die neueste Auffassung langer Heldenlieder aus dem Munde des serbischen Volks vorangeschickt. Diese Bemerkungen haben die Beglaubigung des Sammlers selbst, eines Freundes und Hausgenossen von Vater.

Ich hebe aus denselben Folgendes aus:

S. LVIII f.: „Besonders ragt unter den Helden der Nation und dieser Gesänge Marko Kraljewitsch hervor, auch schon aus der letzten Zeit des serbischen Reichs und seiner Unterjochung durch die Türken, welcher also historisch berühmt, aber durch die Mythe zu Thaten eines Simson, Hercules, Roland, zu Abenteuern im Vaterlande und in Arabien (wohin sich dabei der Spielraum auch dieser Ritterwelt erstreckt) zu einem durch magische Kräfte verlängerten Leben von mehreren hundert Jahren erhoben und vielfach besungen ist; in der gegenwärtigen Sammlung im 2ten Bande in 12 Numern, welche Lieder alle an 100, 200,

[1] Grimm, Heldens. S. 309. 315. 319, der auch in seiner Abhandlung über die Fortbildung der Sage § 11—12 dem, was wir hier unter dem Vortrag begriffen, eine belehrende Ausführung gewidmet hat.

300 bis 434, 570 Verse zählen; und es giebt noch viele andere von ihm, welche der sinnige Geber jener noch nicht in ihrem ganzen Umfange zu hören bekam. In einer, so weit es möglich ist, chronologischen Zusammenordnung würden sie eine Art von Leben des braven, redlichen und frommen Helden werden. Aber sie sind weder im Munde der Nation dazu zusammengewachsen, noch ursprünglich darauf angelegt; obwohl mehrere dieser Lieder genug Stoff zu einem größeren epischen Ganzen, genug Verwickelungen und Abwechselungen der Ereignisse enthalten."

Weiter sagt dann Vater über das gröste der aus dem Munde der serbischen Volkssänger aufgenommene Lied, ein Lied von 1227 sechsfüßigen trochäischen Versen:

S. LIX f. „Ursprünglich dazu [zu einem größern epischen Ganzen] angelegt ist die Darstellung der verwickelten Begebenheit des Maxim Cernojewitsch. Zur Gusle ist einst auch diese zwölfhundertzeilige Hochzeit gesungen worden. Ein über ganz Serbien verbreitetes Volkslied ist sie. Wo sie gesungen wird, ist derselbe Anfang und Ausgang, und diese und andere Theile sind auch jedem kürzeren Vortrage derselben gemeinschaftlich. Mögen dann auch in den Worten einzelne Abweichungen stattfinden, der Faden der Erzählung läuft überall auf ähnliche Weise fort. Noch giebt der Sänger, wenn er selbst mehr natürliche Bildung und Gesangskraft hat, auch im einzelnen etwas Schöneres und Ausgemalteres. Andere eilten, den Faden der Hauptbegebenheiten abzuwickeln; dieser, nicht bloß die Grundlage, ist bei allen derselbe; und das Ganze wäre in allen Gestalten seines Vortrags nicht so schön und hätte sich nicht Jahrhunderte im Volksmunde erhalten, wenn es nicht schon beim Entstehen schön und umfassend gesungen worden wäre. Manche einzelne Verse sind so vielen dieser Volkslieder gemein, daß man nicht dafür stehen kann, in welchem sie zuerst erfunden waren. Das große Volkslied ist begreiflich oft nur in abgekürzter Gestalt im Munde der Singlustigen, aber auch einzelnste Umstände, z. B. der vom goldnen Hemde [einem verhängnisvollen Hochzeitgeschenke], kommen überall mit eben denselben Worten vor. Herr Dr W[uk] K[aradschitsch] hat dieses Lied oft und vielfach gehört und war auf jede seiner Gestalten aufmerksam geworden. Ein Greis Milia (mit grauem im Kampfe mit den Türken zerhauenem Haupte) stand in dem Rufe, sie am vollständigsten zu singen; und so fand sich es auch, als er von dem preiswürdigen Unterstützer dieser litterarischen Unternehmung, Fürsten Milosch, herbeigeholt worden war, wenn er die Gusle in der Hand sein fühlendes Gemüth dem geliebten Gesange hingab. Oft muste er ihn singen, und Herr Wuk merkte nun bald, wenn er etwas ausließ oder mehr gab. Erst nun schrieb er auf und konnte den Alten erinnern, wenn er etwas übersprang; so wurde dieser große Gesang aufgezeichnet."

2. Vers.[1]

Ich werde mich bei diesem Gegenstand ausführlicher verweilen, als es die bloße Darlegung der epischen Versweise erfordern würde. Es ist hier das erste mal, daß wir die rhythmischen Formen unsrer ältern Poesie berühren, und es erscheint angemessen, mit der Betrachtung des epischen Verses die allgemeineren Notizen zu verbinden, welche für die Kenntnis der altdeutschen Verskunst überhaupt erforderlich sind und auf welche dann, wenn in den folgenden Abschnitten auf das Technische die Rede kommt, zurückgewiesen werden kann, so daß jedesmal nur das, was in den weitern Gedichtgattungen sich besonders entfaltet hat, beigefügt zu werden braucht.

Wir besitzen noch keine besondere und umfassendere Bearbeitung der altdeutschen Vers- und Reimkunst. Eine solche wird von Lachmann erwartet. Diesem, theils in beiläufigen Bemerkungen, z. B. in der Vorrede zu seiner Auswahl aus den hochdeutschen Dichtern des 13ten Jahrhunderts, Berlin 1820, in Recensionen u. s. f., theils in seinen Mittheilungen zu J. Grimms deutscher Grammatik, sodann dem Verfasser dieser Grammatik selbst, besonders in dem, was in der Buchstabenlehre über Prosodie und Reim gesagt wird, verdankt man hauptsächlich, was bis jetzt an richtiger Einsicht über diese Gegenstände gewonnen ist.

Unser deutsches Epos nun hat seinen eigenen Vers, seine eigene Reimstrophe, Lied im engeren Sinne. (So sagt z. B. Kaspar von der Röhn am Schlusse seines Hildebrandliedes: 29 liet hat das geticht

[1] [Dieser Abschnitt ist so vielfach umgearbeitet worden, daß das Manuscript durch die zahlreichen darin vorgenommenen Änderungen und Zusätze in diesem Theile eben so schwer zu entziffern ist, als es Zeugnis von dem beharrlichen Fleiße gibt, welchen der Verfasser gerade diesem Gegenstande in verschiedenen Zeiten zuwandte. Dennoch genügte ihm schließlich die Darstellung nicht. Ein besonderes Blatt zählt eine lange Reihe von Puncten auf, welche bei einer späteren Umarbeitung zu berücksichtigen blieben. Dieß legt dem Herausgeber die Pflicht auf, von diesem Abschnitt manches zum Drucke nicht zuzulassen. Um Raum zu sparen, muste ich überdieß viele der Belegstellen streichen, welche auf einzelnen Blättern des Originals in großer Zahl ausgehoben sind. Auch die Anordnung wäre jedoch eine andere geworden, wenn der Verfasser die letzte Hand hätte an das Werk legen können. K.]

der vater mit dem sun; umgekehrt werden auch die größten Gedichte liet genannt, wie der Nibelunge liet). Ich werde diese Versweise zuerst nach ihren Hauptzügen bezeichnen, dann das Schema derselben im Beispiel geben und an diesem das Einzelne jener Bezeichnung erläutern.

Die epische Strophe hat vier Zeilen oder Verse. Die drei ersten derselben haben je sechs Hebungen oder Hauptbetonungen. Jede solche Langzeile theilt sich aber in zween Abschnitte von drei Hebungen, in der Art, daß die erste Halbzeile nach der dritten Hebung klingend, doch ursprünglich reimlos, ausläuft, die zweite mit stumpfem Endreim auf der sechsten Hebung schließt. Die letzte, vierte Langzeile gleicht im ersten Halbvers den übrigen, im zweiten aber, mit welchem die Strophe schließt, können es drei oder vier Hebungen sein. Von diesen vier Langzeilen reimt unmittelbar je die erste mit der zweiten, die dritte mit der vierten, wodurch die Strophe in zwei Reimpaare zerfällt.

Zum Schema dienen uns die beiden Eingangsstrophen des Nibelungenliedes nach Lachmanns Recension:

1. Uns ist in alten mæren wunders vil geseit
   von helden lobebæren, von grôzer kuonheit,
   von fröuden hôchgezîten, von weinen und von klagen,
   von küener recken strîten muget ir nu wunder hœren sagen.

2. Ez wuohs in Burgunden ein schœne magedîn,
   daz in allen landen niht schœners mohte sîn.
   Kriemhilt was si geheizen unde was ein schœne wîp:
   dar umbe muosen degene vil verliesen den lîp.

Hebungen sind Hauptbetonungen. Grimm sagt Grammatik I, 20:
Der laut (sonus) ist die aussprache der stimme selbst, den dauernden laut mißt das gesetz der quantität. Der ton (tonus, accentus) aber ist die den laut begleitende hebung oder senkung der stimme.

Solche Tonhebungen, Accente, sind es, nach welchen durchaus der altdeutsche Vers gegliedert und gemessen ist. Die alte Metrik bezeichnet die Hebung durch arsis, ictus, im Gegensatze der Senkung, thesis.

Die bestimmte Zahl von Hebungen in jeder Zeile und Halbzeile kann mehr oder minder von schwächer betonten Silben im Vorschlag (anacrusis) oder in der Senkung begleitet sein (wunder vil u. s. w. Str. 6, 2: Ir diende von ir landen vil stolziu rîterschaft.

In den beiden ausgehobenen Strophen ist nach unserer jetzigen Messung, wo auch jede Senkung durch eine Wortsilbe vertreten ist, nur die eine Zeile vollzählig und zugleich nicht überzählig:

Von fröuden hôhgezîten von weinen und von klagen.

Diese scheinbare Ungleichheit findet ihre Ausgleichung in der ursprünglichen Bestimmung zum musikalischen Vortrag. Dem Worte lag nur die unentbehrlichste Bezeichnung der Grundform durch Angabe jener nothwendigen Anzahl von Tactschlägen und des Einschnittes ob, die Zwischenräume konnten durch Wort oder durch bloßen Klang ausgefüllt werden. Darum giebt es Halbzeilen, welche nichts enthalten, als die drei Hebungen in eben so vielen Tonsilben; im ersten Versabschnitt kommt jedoch der klingende Auslauf hinzu.

Beispiele: in der zweiten Halbzeile:

Nib. Str. 397: Dâ mite giengen degne ûz Islant,
Prünhilde recken die truogen swert enhant.
Str. 1863: So enwelt ir niht erwinden? sprach Dancwart.
sô riwet mich min vlêgen, daz wære baz gespart.
Str. 1861: Neinâ, herre Blœdel, sprach dô Dancwart.
1864: Daz sî dîn morgengâbe, sprach Dancwart der degen.
1874: Dô blicte über ahsel Dancwart der degn.

In der ersten Halbzeile:

Str. 1392: Wan si (Ute) sihet iuch gerne durch die swester mîn,
vroun Kriemhilte; ir sult willekomen sîn.
Str. 649: Mîn sun Sîfrit sol hie selbe künic sîn.

Häufig ist, daß den Hebungen der zweiten Halbzeile eine Vor- oder Zwischensilbe verbunden wird; vgl. z. B. obiges:

Sprach dô Dancwart.
Str. 56: Waz mag uns gewerren? sprach dô Sîfrit.
Str. 60: Dar sult ir mir helfen, vater Sigmunt.
Str. 73: Ir schilde wâren niuwe, lieht unde breit.

Hier ist neben den nothwendigsten Accenten doch, was vor oder dazwischen fallen kann, wenigstens durch die eine unbetonte Silbe indiciert.

Diese einfachste Weise und die ihr nächstkommenden Übergänge zeigen sich vorzüglich in der ältesten, dem Gesange noch näher stehenden Gestaltung des Nibelungenliedes, wogegen in den spätern Bearbeitungen,

der Bestimmung für das Lesen gemäß, die Vor- und Zwischensilben immer vollständiger und regelmäßiger eintreten.

Statt ûz Islant heißt es hier (Laßb. 3415): ûzer Islant; statt sprach Danewart: sprach dô Danewart.

Dadurch erscheint denn auch das Silbenmaaß der epischen Strophe vorherrschend jambisch, sofern wir bei diesem Worte nicht sowohl den prosodischen Wechsel kurzer und langer Silben, als die ansteigende Stellung der Hauptbetonungen im Absehen haben. Eine auch nach unsrer jetzigen Weise, wo auch die Anakruse und jede Senkung durch eine Wortsilbe vertreten ist, vollzählige Langzeile lautet so:

Str. 6, 1: Ze Wormze bî dem Rîne si wonten mit ir kraft.

Stumpf und klingend, Kunstausdrücke, welche der Meistersängerschule abgeborgt sind, treffen am nächsten mit den jetzt gangbaren Benennungen: ein- und zweisilbiger Reim, männlicher oder weiblicher Reim zusammen; sie können aber durch diese nicht ersetzt werden, vorzüglich deshalb, weil in der deutschen Dichtkunst des Mittelalters zweisilbige Endungen als stumpfe den einsilbigen gleichgezählt werden, wenn der betonte Selblauter ihrer vorletzten Silbe kurzlautig und diese durch keine Dopplung oder Verbindung von Mitlautern (Position) geschärft, eben damit aber die letzte Silbe zur stummen abgeschwächt ist (sägen); während heutzutage durch die vorwiegende Gewalt der Betonung aller Wurzelsilben die ursprüngliche Länge oder Kürze derselben verdunkelt ist und darum die Reimendungen der vorbemerkten Art, welche früher nur den einsilbigen gleichliefen, nun zu den zweisilbigen oder weiblichen gerechnet werden. Wir reimen sagen : klagen in gleicher zweisilbiger Geltung wie schauen : Auen.

In der letzten Halbzeile können drei oder vier Hebungen sein, im Nibelungenliede herrschen sogar die viere vor, während z. B. in den Rosengartenliedern die drei regieren. Offenbar trat auch hier die Musik vermittelnd ein; am Schlusse der Strophe war ein musikalischer Nachhall, in welchen eine weitere Hebung im Worte eintreten oder sich durch den Klang ersetzen lassen konnte.

Wir nannten die eben beschriebene Versart dem Epos eigenthümlich, nicht als ob alles zu diesem Gehörige in ihr verfaßt wäre, oder als ob sie in keiner andern Gedichtgattung vorkäme. Mehrere und bedeutende Stücke des epischen Kreises sind theils in Strophen von

anderartigem Bau, theils in der für die erzählende Poesie des Mittelalters sehr gebräuchlichen, nichtstrophischen Weise fortlaufender Reimpaare, je von drei Hebungen in klingender, vier in stumpfer Reimzeile (Grimm, Gramm. I, 361. Gött. gel. A. 1829, 346) abgefaßt; anderseits war jenes epische Maaß in früherer Zeit namentlich auch dem Minneliede gangbar. Gleichwohl sind wir berechtigt, dasselbe nach seiner vorherrschenden Anwendung als das epische zu bezeichnen. Bei den nichtstrophischen Gedichten des epischen Kreises haben wir doch immer eine frühere Behandlung des Gegenstandes in strophischem Gesange vorauszusetzen; die Strophen andern Baues aber lassen sich entweder auf den Grund jenes einfachern zurückführen, oder zeigen doch schon durch ihre verwickeltere Zusammensetzung einen späteren Ursprung; sodann ist gerade in der Zeit, in welcher die Hauptgattungen der deutschen Poesie sich schärfer von einander abschieden, die fragliche Versart vorzugsweise dem heimischen Heldenliede zu eigen geblieben, so daß wir keine christliche Legende, keines der aus wälschen Quellen entnommenen Rittergedichte in solcher bearbeitet finden.

An sich scheint diese einfache Versart keiner weiteren Erklärung zu bedürfen. Sie bewegt sich fast kunstlos in den zugezählten Hebungen und im wiederkehrenden Wechsel des klingenden Einschnitts mit dem stumpfen Schlusse; ihre Manigfaltigkeit besteht vorzüglich nur in der größeren oder geringeren Zahl der mit den Hauptaccenten verbundenen, schwächer betonten Silben; die Reime treffen sich ohne Verschränkung je am Schlusse der nächsten Zeile. Der Endreim selbst ist im deutschen Gesange alt einheimisch, er wird, auch wenn er nicht überliefert wäre, von jedem Kinde, das mit den Sprachklängen spielt, täglich neu erfunden, eben wie nach persischer Sage die Dichtkunst, nachdem sie einst lange verloren war, durch ein Kind wiedergefunden wurde, das beim Nüssewerfen einen Vers heraussagte (Hammer S. 35). Eine gelehrte Forschung nach dem Ursprunge des Endreims möchte daher auch sehr überflüssig erscheinen.

So würde sich es allerdings verhalten, wenn nicht unser epischer Vers in einem weitgreifenden Zusammenhange mit der Dichtkunst andrer Völker, nicht bloß des germanischen, sondern vorzüglich auch des romanischen Sprachstammes, stände, wenn nicht über die ferne Zeit hinaus, bis zu welcher wir das Dasein des Endreims in deutscher Sprache

verfolgen können, ein wesentlich verschiedenes Reimgesetz in den germanischen Sprachen sich offenbarte, der Stabreim, dessen Herrschaft in dem Maaß nach der einen Seite zurückweicht, in welchem die des Endreims von der andern vorschreitet. Damit wird die an sich einfache Erscheinung verwickelt und beziehungsreich und an die Stelle der unmittelbaren, natürlichen Erklärung muß die geschichtliche Untersuchung herbeigerufen werden.

Stabreim (Buchstabenreim, Allitteration) unterscheidet sich vom Endreime, vom Reim im engern Sinne, dadurch, daß der Zusammenklang bei jenem im Anlaut, bei diesem im Auslaut der Reimwörter liegt. Stabreim: Schaft und Schild; Endreim: Schaft und Kraft. Die ganze altnordische Verskunst beruht auf dem Stabreim, den sie von den einfachsten Formen bis zu den künstlichsten ausgebildet hat.[1] In der ältesten Weise (fornyrdalág), worin die meisten Eddalieder, namentlich die mit unsrer Heldensage verwandten, gedichtet sind, ist nur die Gleichheit der Anfangsbuchstaben erforderlich. Alle Selblauter reimen unter sich, die Gleichheit besteht hier eben im reinen Vocalanlaut, denn je schärfer die Aussprache der Mitlauter vorausgesetzt werden muß, wenn sie als Reime auffallen sollten, um so bemerkbarer musten die von ihnen ungehemmten Selblauter, schon als solche, hervortreten. Das Band, welches je drei solcher Reimbuchstaben, Stäbe (stafir), bildeten, umfaßt zwo Halbzeilen, jede von zwei Hebungen, und zwar so, daß der erste, tonangebende Hauptstab auf die erste Hebung des ersten Halbverses fällt, z. B. **G**udrun, die **g**ute, **G**iukis Tochter. Durch diesen rasch verkündenden Anschlag des Reimlauts, durch die Kürze der Doppelzeile, in der er zweimal nachhallt, endlich dadurch, daß er nur auf Wurzelsilben und Hebungen anklingt, war auch der bloße Buchstabenreim hinreichend gesichert, aus der stark tönenden Kehle des alten Skandinaviers deutlich vernommen zu werden. Drei bis vier solcher

[1] Om Nordens gamle Digtekonst, dens Grundregler, Versarter, Sprog og Foredrags maade. Et Priisskrift ved John Olafsen. Kiöbenh. 1786. 4. Dieß ist die Hauptschrift über das Formelle der nordischen Dichtkunst; nur muß man die aus der antiken Metrik entnommenen Kunstausdrücke beseitigen oder in Bezeichnungen übertragen, welche dem Wesen der germanischen Verskunst angemessen sind. Vgl. ferner die allgemeine Encyklopädie der Wissenschaften und Künste von Ersch und Gruber Th. III, S. 166 f.: Allitteration, von Lachmann. Th. III, 127 ff.: Assonanz, von Gräter.

in sich stabgereimten Doppelzeilen bilden eine Strophe. So die Grundform, deren freie Behandlung jedoch mancherlei Abweichungen zuließ.

Diese volksthümliche, noch neuerer Zeit in Island gebräuchliche (Olafs. S. 56. § 15) Sangweise, deren Ursprung sich weit im heidnischen Alterthum verliert, konnte der zahlreichen Skaldenclasse nicht genügen, die seit dem 9ten Jahrhundert an den Höfen des Nordens in der Ausbildung einer mehr und mehr gesteigerten Kunstpoesie wetteiferte. Die Reimzeilen wurden ausgedehnt; zum Buchstabenreime kommt der Silbenreim, unvollkommener oder vollkommener, je nachdem bloß die Mitlauter am Schlusse der Silben oder auch die vorangehenden Selblauter die gleichen sind (Olafs. S. 40. § 38). Der vollkommene Reim ergreift auch zweisilbige Wörter, er reimt bald nur im Innern jedes Halbverses, bald verbindet er nach außen die Schlußwörter von zwei oder mehreren Versgliedern; bald mehr, bald weniger solcher Formen und Klänge, Buchstabenreime, Silbenreime, halbe und volle, einsilbige und zweisilbige, innere und Schlußreime verflechten sich zu den manigfachsten Versgebäuden, deren Darlegung nicht hieher gehört. Durchweg aber bleibt der Stabreim Träger des Ganzen, die übrigen Gleichlaute dienen mehr nur als Füllung und Schmuck und sind auf die durch denselben Stabreim verbundenen Versglieder eingeschränkt, [1] mögen sie nun aus diesem selbst sich allmählich entwickelt haben oder aus fremdem Reimsystem hinzugekommen sein. Nur der Schlußreim geht in einigen Weisen über den Umfang eines Stabreimverbandes hinaus und giebt sich eben in dieser Abweichung um so bemerklicher als fremdartig kund. [2] Er wohnt überhaupt in der Skaldenpoesie nur zu Gaste, während er in denjenigen Versarten, die im Laufe des Mittelalters dem Norden mit den andern Völkern des christlichen Europas gemein werden, Herr und Meister ist. Mitten durch die schlußgereimten Lieder dieser spätern Zeit klingt noch manchmal im Refrain (omqvæd) der Stabreim als Überbleibsel der heimischen Weise.

Der Gebrauch des Stabreims erstreckte sich, wenn schon nach andern Regeln, auch über die finnische (Rühs, Edd. 62 f. Schröter, finnische

[1] Olafs. S. 38. § 32. S. 39. § 35. S. 69. § 38.

[2] Olafs. S. 67. § 36. S. 15. § 30. 31. S. 71. § 43. S. 221. § 49. S. 39. § 34.

Run. XIII), die wallisische und irische Poesie;[1] so natürlich und ansprechend war den nördlichen Völkern diese jetzt verschollene Weise. Wir verfolgen jedoch seine Verbreitung nur im Gebiete des germanischen Sprachstammes. Hier zeigt sich, nächst der skandinavischen, die angelsächsische Dichtkunst der Herrschaft des Stabreims nach gleichem Grundgesetz untergeben und nur allmählich dringt auch hier der Endreim ein.[2] Von altsächsischem Stabreim ist die allitterierende Evangelienharmonie aus dem 8ten oder der vordern Hälfte des 9ten Jahrhunderts (Grimm, d. Gr. 1te Aufl. LXV) ein bedeutendes Denkmal. Um dieselbe Zeit, wohl noch aus dem Schlusse des 8ten Jahrhunderts, erscheint an der Grenze des niederdeutschen Sprachgebietes gegen das fränkische als ältestes Bruchstück der deutschen Heldendichtung das stabgereimte Lied von Hildebrand und Hadubrand. Das Wessobrunner Gebet, aus der zweiten Hälfte des 8ten Jahrhunderts, gleichfalls allitterierend, ist vermuthlich in Baiern verfaßt. Spuren des Stabreims bemerkt man selbst in lateinischen Liedern von fränkischen, alemannischen Verfassern aus dem 7ten bis 9ten Jahrhundert.[3] Segensformeln (Diut. II, 70. 293), Sätze des ältern deutschen Rechts sind in Allitteration gefaßt;[4] eine Menge sprichwörtlicher Ausdrücke, noch jetzt in allen Gegenden Deutschlands gangbar, hat sich von früher Zeit durch die Befestigung im Stabreim fortgepflanzt. Die mittelhochdeutschen Gedichte, namentlich aber unsere Heldenlieder, gebrauchen nicht selten solche altherkömmliche Wortverbindungen und bedienen sich des Stabreims, nicht bloß zufällig, zur malerischen Verstärkung des Ausdrucks; z. B. singen

[1] Conybeare, Illustr. of Angl. Sax. Poetry. London 1826. LVII—LXIV. Rühs a. a. O. 77—80. Vgl. Gramm. 1te Ausg. LXVII.

[2] Über die angelsächsische Verskunst s. Conyb. III—XXXVIII. (Die Hauptsätze sind XXXVI—XXXVIII zusammengefaßt, N. I—III müssen aber auf das Gesetz der Hebungen zurückgeführt werden.) Die Gleichheit derselben mit der nordischen XXXIX—XLIII.

[3] Was Grimm, Altdeutsche Wälder II, 37—47 ausführt, ist für die dort gegebenen Lieder doch nicht vollkommen beweisend. Klar ist die Allitteration in dem lateinischen Loblied auf Konrad den Salier. Der Aufsatz: Mönchslateinische Allitteration, in den altdeutschen Wäldern I, 126 betrifft nur angelsächsische Verfasser, worunter doch auch Alcuin.

[4] Über die Allitteration als Grundzug der deutschen Rechtssprache und den ungleich seltnern Reim darin s. Grimm Rechtsalterth. S. 6—13. 26. 27. 32 f. 211.

und sagen; lieb und leid (Nib. 4285. 5346. 9632); Leute und Land; Mage und Man; Sturm und Streit; Habicht und Hund; schirmen mit den Schilden, schießen manchen Schaft; Helme hauen von guter Helden Hand; schwinder, schwerer Schwertschwank.[1] Betrachten wir auch manches dieser Art nicht als Überbleibsel stabgereimter Lieder, sondern als augenblickliches Erzeugnis des natürlichen Sinnes für den gleichen Anlaut, ohne welchen derselbe niemals eine so ausgebreitete Herrschaft hätte begründen können, so ist doch andres, nicht eben an der bestimmten Stelle, sondern überhaupt im epischen Gebrauch, als Überlieferung aus den Zeiten eines andern Reimgesetzes anzuerkennen. Dieses zeigt sich am deutlichsten in den allitterierenden Eigennamen. Gunther, Gernot, Giselher, Gibichs Söhne, die drei königlichen Brüder; Siegfried, Sigmunds und Sieglindens Sohn; Dietrich und Diether, Dietmars Söhne; Wittich und Wittigeisen, Wielands Söhne; Berchtung, Berchter und Berchtwin; Hildebrand, Herebrands Sohn; Wolfhart, Wolfbrant, Wolfwin, die Wölfinge; Lüdeger und Lüdegast; Iring und Irnfried; Rienolt und Randolt u. s. f.; all diese Anlaute sind offenbar die stehen gebliebenen Stützen stabgereimter Heldenlieder. Der Gebrauch, die Namen zusammengehörender Personen durch den Stabreim zu verbinden, ist ganz allgemein in den allitterierenden Gedichten der Skandinavier und Angelsachsen (vgl. altd. W. II, 38 f.); und in dem deutschen stabgereimten Bruchstücke von Hildebrand, Herebrands Sohn, und seinem Sohne Hadubrand sehen wir einige der vorerwähnten Namen wirklich auf solche Weise zusammengestellt. Wie in unsern Liedern befreundete Helden sich bei den Händen fassen, wenn sie in den Königssaal treten, so gehen die im Gleichlaut altverbundenen Namen noch immer gerne zusammen. Allerdings rührt der Gleichlaut häufig daher, daß bei den Angehörigen desselben Geschlechtes nur das Stammwort manigfach abgewandelt wird; aber dieser Gebrauch selbst, den wir auch bei geschichtlichen Namen bemerken, hängt wieder genau zusammen mit dem regen Sinne für die Gleichheit des Anlauts, die den Gesang regelte, in welchem die Geschlechter verherrlicht und ihre Geschichten der Nachwelt aufbewahrt wurden. Wie man daher selbst in der lateinischen Prosa

[1] Hörn. Siegfr. Str. 34. (Vgl. Dietl. 6974 f.). Nib. 945. 6453. 1247. 1320. 736. 829. 7991. 795. (Vgl. Alph. 374). 7781. 7874. 8402. 9622. 7925. Kl. 1874. Nib. 9611. Dietl. 2893 f. Rab. 178.

des Saxo an den Reimanlauten der Namen leicht erkennt, daß der Erzählung ein stabgereimtes Lied zu Grunde liege, und dieses sich durch anderwärtige Nachweisung bestätigt, so dürfen wir aus der ähnlichen Erscheinung in unsern Gedichten denselben Schluß ziehen. Ja man wird da, wo Namen in Handlung treten, welche nach keiner Seite einen Anklang finden, einen gestörten Zusammenhang oder eine neuere Verknüpfung muthmaßen dürfen und das ursprüngliche Verhältnis wird sich noch in einzelnen Fällen nachweisen lassen.[1]

Das erste schlüßgereimte Denkmal in deutscher Sprache, dessen Zeit mit Sicherheit bestimmt werden kann, ist Otfrieds althochdeutsche Evangelienharmonie, um 870 (Grimm, Gramm. 1te Aufl. S. LVIII). Ihr folgt zunächst das volksmäßigere Ludwigslied, nach 881 (Gramm. S. LIX). Mögen auch einzelne kleinere Stücke weiter in demselben Jahrhundert hinaufzurücken sein und darf man auch keineswegs annehmen, daß gerade die Anfänge dieser Reimweise auf uns gekommen seien, so ist doch bemerkenswerth, daß alle älteren Überbleibsel, in niederdeutscher und hochdeutscher Mundart, nur die Allitteration kennen und daß erst drei Jahrhunderte nach Otfried der deutsche Endreim sich zu einem vollkommenen Gleichlaut ausbildet. Dagegen ist Jahrhunderte vor Otfried der Endreim in mönchlateinischen Versen hergebracht, namentlich bei den

[1] Z. B. Dietl. 10650 ff. springen u. a. in den Streit Weicher und Weichnant, Wolfwein und Wolfprant, Helpherick und Helmnot. Hier, im Zuge der Stabreime, tritt auf einmal Helmnot hervor, der bei den frühern Aufzählungen der Berner Helden (5241—55. 6353—61. 7793—99. 10374—80) vergessen war, bei denen doch Helfrich nicht fehlte. Diese beiden aber gehören vermöge anderer Lieder offenbar zusammen: Alph. 73. Nib. 9153. Später in Dietrichs Klage wird Helmnot auch vergessen (9401—6). In den Nibelungen fehlt der Genosse Wicharts (9233. 9406). Die Klage ergänzt dieses, sie hat 1640 Wichnant und 1648 Wicharten, beide im Reime (Lachm. 778. 782). Auch sonst gehen diese beide zusammen. Alphart 76. Dietleib 9261: Wicker vnd auch Weychnant; 10376: Weicher vnd Weichnant; endlich alle drei 7797 f.: Weickhart vnd Wicker vnd Weichknant der degen heer. Die Auslaute: Ritschart, Gerbart, Wichart ersetzen jene Anlaute (vgl. Alph. 73), wie Rûmolt, Sindolt, Hûnolt Nib. 37 f. 953 f. 2265. Rienolt und Randolt haben beides vermittelnd. Vgl. Altdeutsche Wälder II, 39. N. 22. Dankrat ist in den Nibelungen (Str. 7) und im Dietleib unorganisch Vater der Giukungen, statt Gibichs (Hörnen Siegfr. 16. Roseng. I, 28. II, 156b. Walth. 14), den auch das burgundische Gesetz an der Spitze der Königsnamen nennt.

Franken, dem herrschenden deutschen Volksstamm. [1] Über alle christlichen Länder verbreitet die Geistlichkeit mit dem Latein, als Sprache der Kirche und der Litteratur, auch jene lateinische Reimkunst und allmählich tritt dann dieselbe Weise in den Volkssprachen hervor. Zunächst ist also der Ursprung des Reims in lateinischer Sprache und der Zusammenhang dieser Erscheinung mit dem Gebrauche desselben in den neueren Sprachen zu erforschen. Unter diesen kommen aber zuvörderst die neulateinischen oder romanischen in Betracht; denn sie, die Töchter der römischen, wurzeln in den Ländern, von welchen die Kirchensprache über die germanischen Völker ausgieng, sie üben gleich in ihren ersten poetischen Denkmälern den Endreim, und wenn auch das älteste unter diesen, das romanische Gedicht auf Boetius (vor dem Jahre 1000), wenigstens 100 Jahre nach Otfried zu setzen ist, so ist dagegen die vollständige Ausbildung der neueren Reimkunst in provenzalischer und nordfranzösischer Sprache bedeutend früher, als in der deutschen, vor sich gegangen, und insbesondere ist dieses der Fall mit dem epischen Verse, dessen Geschichte uns hier zumeist angeht.

Die römische Dichtkunst kennt keinen Reim, sie huldigt dem Gesetze der Quantität und sucht ihren Wohlklang im geregelten Wechsel kurzer

[1] Altdeutsche Wälder II, 31 ff. Älter sind des heiligen Augustin Psalmus contra partem Donati (gegen die Pelagianer), um 393, und andere Stücke bei Muratori, Antiquitates italicæ B. III, S. 687 bis 691. Es folgen dann weitere aus dem neunten Jahrhundert; vom Schlusse desselben: S. 693 f. Notkers Sequenzen († 912); S. 701 Hartmanni Monachi (um 870); S. 694 gereimte Distichen des Bischof Salomo (um 895). Über das Antiphonarium Benchoriense vgl. noch S. 669 f. Die hier benützte Abhandlung bei Muratori ist die dissertat. XL: De rhythmica veterum poësi et origine italicæ poeseos, S. 663—712, eine sehr fleißige Zusammenstellung der Belege für die mittellateinische Vers- und Reimkunst. Eichhorns Erläut. 6 zu B. I der Allgem. Geschichte der Cultur und Litteratur des neuern Europa (Göttingen 1796) S. 68—71: Über die ältesten Reime, ist meist nur Auszug aus der muratorischen Dissertation. Das Lied von Clotar scheint Muratori nicht gekannt zu haben. Terentianus Maurus de Litteris, Syllabis, Pedibus et Metris e recens. et cum notis Santenii. Opus Santenii morte interruptum absolvit van Lennep. Traj. ad Rhen. 1825. 4. Die Noten S. 162—219 enthalten eine gelehrte Abhandlung über die versus poetarum vulgarium bei Griechen und Römern, worin dann auch das Aufkommen des Reims in der lateinischen Poesie mit altholländischer Gelehrsamkeit erörtert wird.

und langer Silben. Sie hat sich hierin, wie in andern Stücken, nach dem Muster der griechischen gebildet.[1] Neben der prosodischen Geltung der Silben besteht aber ein Sprechaccent, welcher seinen eigenen Gesetzen folgt. Dieser Accent sträubt sich bei den ältern römischen Dichtern gegen die Regeln der Prosodie; im Lustspiele besonders zeigt sich dieser Streit der Volksaussprache mit der angebildeten Verskunst. Daß der angestammte Accent im Volksgesange niemals völlig untergegangen, ist natürlich und erhellt aus einzelnen Überbleibseln des letztern. Eine Kunst, die von außen her auf gelehrtem Wege erlangt und auf Kosten der einheimischen Weise angepflanzt war, konnte den Zerfall der gelehrten Bildung nicht überdauern. Je weiter die germanischen Eroberer im Römerreiche vordringen, je längere Zeit sie sich darin festsetzen, in demselben Verhältnisse sehen wir mit der gesammten römischen Gelehrsamkeit auch die Prosodie des Alterthums sich auflösen und einer neuen Satzung Raum geben. In der lateinischen Dichtkunst werden Versarten von einfachem Tactschlage, schon früher dem Volksgesange geläufig, hervorgezogen, auch der heroische und der elegische Vers wird fortwährend geübt; aber die prosodische Geltung weicht dem Accente, der Accent selbst einer bloßen Silbenzählung und der einzige Anhalt in dieser Auflösung ist der vollkommene oder unvollkommene Gleichlaut der Schlußfälle, wodurch bald die Abschnitte desselben Verses zusammengehalten, bald mehrere sich folgende Verse verbunden werden. Mit der festern Gestaltung der neulateinischen Sprachen aber tritt auch in diesen der durch den Schlußreim geregelte Versbau stets vollendeter und kunstreicher hervor.

Woher ist nun der Reim ordnend in die Verwirrung gekommen? Darüber sind widerstreitende Vermuthungen und Behauptungen aufgestellt. Bald wird er von den Arabern in Spanien, durch Vermittlung der Provenzalen, bald aus den germanischen Mundarten, die sich mit der lateinischen Sprache vermischt hätten, bald aus dem damaligen Zustande dieser Sprache selbst hergeleitet.

Die Meinung von einem bedeutenden Einfluß der arabischen Poesie[2]

[1] Horat. Epist. 2, 1, 156 ff. Muratori S. 666. Hermann, Elem. doctr. metr. 3, 3, § 4. S. 611. Santen. ad Terent. M. S. 173. 350.

[2] Über die Herleitung des Reims von den Arabern ist vieles, für und gegen gesprochen worden. Murat. a. a. O. S. 705—7 schwankt. Eichhorn,

auf die Entstehung der provenzalischen könnte weniger Eingang gefunden haben, wenn die Quellen der letztern nicht erst in neuester Zeit zu einer vollständigern Übersicht eröffnet worden wären.

Jetzt, nachdem man Gelegenheit hat,[1] die Dichtkunst der Trubadure als ein organisches Ganzes, das sich aus nationalen und örtlichen Verhältnissen entwickelt hat, kennen zu lernen, wird man dieselbe nicht länger als eine auf den Märkten jener Küstenländer eingeführte Waare betrachten dürfen.[2] So viel auch diese Sänger von ihrer Kunst sprechen und so vielfache geschichtliche und sagenhafte Nachrichten uns von ihren Lebensumständen und ihrer Kunstübung aufbehalten sind, so ist doch nirgends ein geistiger Verkehr, eine Kunstverwandtschaft mit den spanischen Arabern angedeutet.[3]

Die provenzalische Poesie ist ihrem Hauptbestande nach lyrisch. Der Inhalt dieser Lieder ist entweder Minne und Frauendienst, oder christliche Andacht, oder betrifft er die eigenthümlichsten Angelegenheiten der

Culturgesch. I. Erläut. S. 70 erklärt sich dagegen. Neuerlich hat besonders A. W. Schlegel, Observat. sur la lang. et la littérat. provençales (Paris 1818) S. 67—74 gegen Ginguené und Sismondi die Abstammung der provenzalischen Poesie und des Reims aus der arabischen bestritten. In der Recension dieser Schrift, Wiener Jahrb. d. Lit. B. XIV. 1821. S. 8, hat dann Jos. v. Hammer wieder das Wort für die Araber genommen. Lachmann a. a. O.: Es ist wohl wahrscheinlich, daß die Allitteration ursprünglich germanisch sei, während es zweifelhaft bleiben mag, ob der Reim nicht vielleicht aus dem Orient gekommen ist.

[1] Raynouard, Choix des poésies originales des Troubadours. 6 Bände. Paris 1816—21. F. Diez, die Poesie der Troubadours, nach gedruckten und handschriftlichen Werken derselben dargestellt. Zwickau 1826. Ebenders., Leben und Werke der Troubadours, ebd. 1829.

[2] Hammer a. a. O.: Selbst die arabischen Wörter, welche sich im Provenzalischen finden, beweisen für diese unmittelbare Einwirkung der morgenländischen Eroberer auf die Küstenländer des südlichen Frankreichs durch lebendigen Verkehr von Waaren und Worten. (Hammer sagt dieß 1821; Raynouards B. III—V sind von 1818, 19, 20.) Vgl. Raynouard B. II, 144.

[3] Nach Diez, Leben S. 454 rühmt Peire Cardinal, einer der schon spätern Trubadure, um 1210—30, die Sprüche der Saracenen. Dieß ist das einzige, was sich in den diezischen überaus umsichtig gearbeiteten Schriften von Beziehung auf arabische Geisteswerke findet. In der besondern Erörterung über die Ursprünglichkeit und Nationalität der provenzalischen Liederpoesie findet der Verfasser gar nicht nöthig, der arabischen Poesie zu erwähnen.

Länder, worin dieselben gesungen wurden. Die Gesinnung ist durchaus in den geselligen und sittlichen Zuständen des Lehenadels, der Geistlichkeit und Bürgerschaft jener Zeit und Gegend begründet. Wenn die Formen und der üppige Gebrauch des Reims einige Beziehungen zu der arabischen Dichtkunst darbieten, so geht doch die Ähnlichkeit nicht weiter, als sich aus dem Wesen der Kunstpoesie überhaupt und der Fähigkeit beider Sprachen für die Vervielfachung des Reimes auch ohne äußern Zusammenhang erklären läßt, und zugleich zeigen sich erhebliche Verschiedenheiten, sowohl in der Art des Reimes selbst, als in dessen Anwendung auf den Bau der Gedichte.[1] Müste man aber auch die

[1] Der arabische Reim ruht auf einem bestimmten Buchstaben. Vgl. Ewald de metr. carm. arab. Braunschweig 1825. S. 98. 132. 120. Muratori a. a. O. S. 705. (Gesenius in Ersch's und Grubers Encyklopädie, Art. Arabische Poesie, behauptet arabischen Ursprung des Reims, aber seine eigene Darlegung des arabischen Reimsystems zeigt die Verschiedenheit.) Jener eine Buchstabe geht durch das ganze Gedicht hindurch; die Metrik ist in der Grundlage durchaus jambisch (anapästisch u. s. w.), Ewald S. 20 f. 24. 47. 95. Jener eine Reim kehrt unmittelbar, Zeile für Zeile, wieder oder wird doch nur, in den künstlichern Gedichten, abwechselnd von reimlosen Zeilen unterbrochen, S. 110, 103; in der Regel schließt jeder Vers seinen Sinn ab, S. 135, 9. Rückert, Jahrb. f. wissensch. Kritik 1829, Sp. 533: „Eine andere wichtige Beschränkung des Rhythmus scheint aller sanskritischen Lyrik gemeinschaftlich, die nemlich, daß sie, eben so wie die persische und arabische (mit denen sie überhaupt viel mehr Berührungspuncte hat, als man glaubt), nicht über die Zweitheiligkeit der Stanze hinausgekommen ist, nicht die vollkommnere Gliederung nach Gesang, Gegensang und Abgesang gefunden hat, worin unsere Minnesinger es dem grösten griechischen Lyriker gleich thun.“ Die provenzalische Dichtkunst hält zwar nicht so streng auf die Dreitheiligkeit, als die deutsche (vgl. Grimm, Meisterges. 143), aber doch ist sie in Strophenbau und Reimverwebung sehr manigfaltig. Am meisten erinnert an die arabische Weise die häufige unmittelbare Folge des gleichen Reims in den epischen und didaktischen Versarten der Provenzalen und Nordfranzosen. (Ein provenzalisches Lehrgedicht von 840 Versen auf den gleichen Reim s. Raynouard B. V, S. 310 f. 424—28.) In den lyrischen Gedichten gehen dieselben Reimwechsel oder doch einer der mehreren Reime sehr häufig durch das ganze Lied; letzteres hat entfernte Ähnlichkeit mit einer arabischen Weise, welche jedoch in dieser Poesie selbst selten ist. Ewald S. 109, 102. Daß die Provenzalen den Refrain mit den Arabern gemein haben, daß Sonett und Gasel 14zeilig sind, bei völliger Verschiedenheit des äußern und innern Baus, ist von keiner Erheblichkeit. S. Hammer a. a. O. Observ. 71. Die spanische Romanze erkennt Schlegel (S. 74) als eine Nachahmung des maurischen Volks-

genaueste Verwandtschaft der provenzalischen Dichtkunst mit der arabischen einräumen, so wäre damit über die Frage vom Ursprung des Reimes in den romanischen Sprachen nicht das Mindeste entschieden. Die Kunst der Provenzalen hat allerdings auf die der Nordfranzosen, beide auf den deutschen Minnesang eingewirkt. Aber die provenzalische Kunstschule selbst entfaltet sich erst vom Eingang des zwölften Jahrhunderts an. Setzen wir auch einen frühern Volksgesang, eine frühere geistliche Reimkunst in romanischer Sprache, wie denn letztere wirklich vor dem eilften Jahrhundert erscheint, so wird es doch, je höher wir in der Zeit hinaufsteigen, um so weniger erklärlich, wie ein Volk, welches die Araber als Erbfeinde seines Glaubens betrachtet, bei welchem das Gedächtnis der blutigen Kämpfe, wodurch der Eroberung dieser Unglaubigen ein Ziel gesetzt worden, noch unerloschen und in der Poesie selbst verherrlicht war, wie eine Geistlichkeit, die mit Feuereifer gegen die Feinde des Kreuzes predigte, gleichwohl so zeitig und leicht aus der gänzlich fremdartigen Sprache dieser Ankömmlinge den Reim sich angeeignet, ihn so rasch und emsig weiter mitgetheilt hätte, daß er kaum einhundert und sechszig Jahre nach der ersten Landung der Araber an der spanischen Küste [1] in des Weißenburger Mönches Otfried deutschem Reimgedichte sich ausbreiten konnte. Und wollten wir auch dieses noch glaubhaft finden, so ist ja mehr als ein Jahrhundert vor jenem Einfall der Araber der Endreim in lateinischer Sprache hergebracht, der wir doch wohl die nächste Verwandtschaft mit den romanischen Mundarten zugestehen müssen. In keinem Fall aber kann uns hiernach der lateinische Reim für ein Erzeugnis der spanisch-arabischen Dichtkunst gelten.

Erheblichere Gründe sprechen für die zweite Meinung, wonach derselbe deutscher Abkunft sein soll. Die germanischen Völkerzüge hatten nicht, wie die Araber, erst seit dem achten Jahrhundert eine einzelne Provinz des Römerreiches in Besitz genommen, sie hatten vom Beginn

gesanges an; da übrigens die Redondilie trochäisch und hierin dem versus rotatilis zu vergleichen ist, so bietet nur der Gebrauch der Assonanz Ähnlichkeit dar.

[1] Die Schlacht bei Xeres de la Frontera, welche den Arabern Spanien öffnete, fällt in das Jahr 711; schon seit 675 hatten sie Versuche gemacht, sich in Spanien niederzulassen (Rühs Handb. 425). Sicilien war etwas über zwei Jahrhunderte unter arabischer Herrschaft, 1060 wurde ihnen Messina, 1091 die ganze Insel von den Normannen entrissen (Muratori a. a. O. 705).

des fünften Jahrhunderts an nach und nach das ganze Gebiet römischer Sprachherrschaft erobert, große Reiche darin gegründet, mit den Besiegten sich in gleichem Glauben verbunden und mit der Sprache derselben die ihrige vermischt. Als angestammtes Eigenthum germanischer Zunge haben wir eine Art des Reimes, den Stabreim, kennen gelernt und man könnte vermuthen, daß dieser nur nach der verschiedenen Natur der römischen und neulateinischen Sprachen sich zum Schlußreim umgestaltet habe. Diesen fanden wir auch in deutscher Sprache vom neunten Jahrhundert an und er gewinnt in allen germanischen Mundarten ein völlig volksthümliches Ansehen. Dennoch würden wir dieser Erklärung nur dann beistimmen, wenn entweder die vorausgesetzte Umgestaltung in geschichtlichen Übergängen sich nachweisen ließe, was nicht der Fall ist, oder wenn es unmöglich wäre, aus der innern Entwicklung der neulateinischen Sprache die Entstehung des Reimes anschaulich zu machen. Solche innere und eigenthümliche Kraft muste auch bei obiger Erklärung zu Hülfe gerufen werden; sehen wir daher, ob sie nicht für sich allein das Werk vollenden konnte! Warum wir die Einwirkung von außen, die wir hier abwehren, gleichwohl bei der spätern Erscheinung des deutschen Endreims annehmen, wird in der Folge erörtert werden.

Hiemit auf die dritte Ansicht hingewiesen, welche dem innern Zustande des Lateins, beim Zerfall der prosodischen Regeln, den Ursprung der Endreime zuschreibt, bemerken wir wieder zwo verschiedene Lösungen der Frage. Auf dem einen Wege findet man schon bei den römischen Dichtern der bessern Zeit manchen Gleichlaut in Schluß und Mitte der Verszeilen, und was hier noch zufällig war, scheint im weitern Verlaufe mehr und mehr zum bewusten und absichtlichen Spiele zu werden, bis es zuletzt sich zur Regel erhebt; eine Ansicht, die man bei ältern Schriftstellern gangbar findet und worüber besonders Muratori und Eichhorn am angeführten Orte nachgesehen werden können. Sonst ist bekannt, daß das *ὁμοιοτέλευτον, ὁμοιόπτωτον*, similiter cadens für eine rhetorische Figur galt. Die andere Lösung geht von allgemeinern Sätzen aus: der Sinn für den Gleichlaut liege in der menschlichen Natur; er wirke vorzugsweise in denjenigen Sprachen, deren Prosodie nicht genügend bestimmt sei; denn aller Poesie sei das Bedürfnis eines hörbaren Gleichmaaßes in Anordnung der Sprachtheile wesentlich;

als daher der Vers nicht mehr durch die Wiederkehr derselben Füße und Rhythmen genügend bezeichnet werden konnte, sei die Bezeichnung durch die Wiederkehr derselben Laute geschehen (Schlegel, Observat. S. 68 f.).

Die allgemeine Empfänglichkeit für den Gleichlaut muß bei unserer Untersuchung überall vorausgesetzt werden. Aber hierin allein liegt noch keineswegs die Nothwendigkeit, daß beim Zerfalle der Prosodie der Reim, und gerade der Endreim, eintrat. Vorerst bot sich der altrömische, reimlose Rhythmus nach dem Sprachaccente dar, welcher, wie erwähnt worden, niemals ganz vergessen war. In der griechischen Sprache selbst kam im Mittelalter ein nach dem Sprechaccente geregelter Vers auf, der sogenannte politische Vers, der noch jetzt dem neugriechischen Volksgesang eigen ist; der Reim aber kam hier hauptsächlich nur in solchen Liedern hinzu, welche von den Inseln oder Küstenländern ausgiengen, wo manigfache Verbindung mit dem Abendlande bestand.[1] Sodann haben wir bei den Völkern der mittlern Zeit zwei bedeutend verschiedene Reimsysteme kennen gelernt, den Stabreim und den Endreim; daher jedenfalls zu untersuchen übrig bleibt, warum gerade der letztere dem neuern Latein vorzüglich geeignet war. Hiezu mögen die einzelnen Reimschlüsse, die in den römischen Dichtern vorkommen und sich in der Folge mehr und mehr häufen, zwar eine Andeutung abgeben, aber diese Erscheinung selbst erfordert eine schärfere Beobachtung, und eine genügende Beantwortung der Hauptfrage wird nur aus einer allgemeinern Eigenschaft der lateinischen Sprache und der aus ihr entwickelten Mundarten geschöpft werden können.[2]

Die lateinische Sprache hat eine Menge betonter Biegungen. Dadurch werden Worte der verschiedensten, durch keinen Anklang befreundeten Wurzeln doch in der Endung gleichlautend. Die verschiedenen Classen der Nennwörter und Zeitwörter bilden in ihren manigfachen Abwandlungen das Gerüste eines reichhaltigen Reimverzeichnisses. Die

[1] Fauriel I. Disc. prél. S. CXX: Les chansons des îles et des villes sont presque toutes rimées, et ne diffèrent que par là de la forme métrique de celles du continent, qui ne le sont jamais. Vgl. Friedemann, Eunom. II, 240. Thiersch 15 f. (In Beziehung auf die Versart, wovon Friedemann spricht, die politische, hat er Recht, daß die Reime nur weiblich seien.)

[2] [Vgl. Wilh. Grimm zur Geschichte des Reims S. 107 ff. K.]

Formen der Verkleinerung, der Steigerung u. s. w. eröffnen lange Reimleitern.[1] Man müßte sich wundern, daß ein solcher Reichthum von Schlußreimen sich nicht früher in der Verskunst geltend gemacht, welche doch sonst für jeden Sprachlaut ein hörsames Ohr hat, wäre nicht eben durch die Metrik des Alterthums der reine Gleichlaut großentheils wieder aufgehoben worden. Sowie statt des Sprechaccents die prosodische Messung und der rhythmische Accent vorwaltete, fiel die selbständige Geltung der Silben hinweg und die verwandten Laute konnten sich durch verschiedene Stellung gänzlich entfremdet werden. Die kurze Silbe wurde durch den Zusammenstoß mehrerer Mitlauter zur langen; die lange selbst war eine andere, je nachdem sie in die Hebung oder in die Senkung fiel; die verschiedenartige Zertheilung der Wörter in die Gliederung des Verses verwischte den Gleichlaut, der ihnen, für sich betrachtet oder bei einer gleichartigen Stellung im Verse, zugekommen wäre. Die Gleichlaute, selbst die volltönendsten, die man bei römischen Dichtern bemerkt hat, sind daher oft nur scheinbar und lösen sich auf, sobald man dem Rhythmus des Verses Gehör giebt.[2] Als nun aber der Sinn für diesen Rhythmus verloren gieng, wurden mit dem Sprachaccent alle die gefesselten Reimklänge entbunden. Sie drangen um so bemerklicher hervor, als zu gleicher Zeit die Kunst eines vielfach wechselnden und sinnreich verschlungenen Sätzebaues verlernt ward und

[1] So reimen alle Verba, die zu den Conjugationen auf are, ere, ire gehören, je unter sich durch die meisten tempora, numeros, modos hindurch: dasselbe in mehrern Casusendungen der Substantive, die in dieselbe Declination fallen; dann in den Adjectivendungen: osus, enus, ernus u. s. w.; die Diminutive: ellus, illus u. s. w.

[2] Z. B. in dem ovidischen Verse: Quot cœlum stellas, tot habet tua Roma puellas, sind sich die scheinbaren Reimwörter dadurch sehr entfremdet, daß nicht bloß das erste sich zwischen zwei Füßen vertheilt, während im zweiten die Reimsilben einen vollständigen Fuß bilden, sondern auch die zwei anklingenden Silben in beiden ganz im umgekehrten Verhältnisse des prosodischen ictus stehen: stellás, puéllas. Die leoninischen Hexameter reimen meist an den gleichen Stellen, wie der obige Vers, heben aber dadurch, auch wenn Länge und Kürze beobachtet ist, das Metrum auf, gerade wie jener den Reim nicht tönen läßt. Wie sehr durch die Stellung im Metrum die an sich gleiche Geltung der Silben verändert werden kann, erweist sich auch in dem Umstand, daß öfters die sonst kurze Silbe dadurch das Gewicht einer langen erhält. Hermann, Elementa doctr. metr. l. I, c. IX, § 7. S. 40 f.

in der einförmigen Anordnung der kunstlosen Sprache die gleichartigen und gleichlautenden Redetheile sich leicht an entsprechender Stelle, besonders am Schluß der Sätze, einfanden; auf welche Art sich auch schon manche der in den altlateinischen Dichtern bemerkten Reimanklänge ergeben hatten. Z. B. die Verse des Ennius, welche Cicero im ersten Buche der Tusculanen anführt:

Hæc omnia vidi inflammari,
Priamo vi vitam evitari
Jovis aram sanguine turpari.

Oder Horaz in der ars poetica Z. 99:

Non satis est, pulchra esse poëmata; dulcia sunto
Et, quocumque volent, animum auditoris agunto.

So brauchte man, um zu dem Endreime zu gelangen, die sich zahlreich aufdrängenden Gleichlaute nur zu ordnen; ja sie reihten sich in dem einförmigen Redebau von selbst an ihre Stelle. Noch mehr begünstigte die Gestaltung der neulateinischen Sprachen dieses absichtlose oder bewußte Verfahren. Die neueren Sprachen behielten nicht nur den Accent der römischen bei, sie äußerten auch ihren Bildungstrieb vorzüglich darin, daß sie durch Abstoßung oder Zusammenziehung der nichtbetonten Silben alles gegen die Tonsilbe hindrängten.[1] Die lateinische Sprache hatte in mehrsilbigen Wörtern den Accent niemals auf der letzten Silbe; die romanischen, am meisten die provenzalische, trieben durch jenes Abkürzen die Betonung mehr und mehr auf die Endsilben, stellten damit auch den Gleichlaut derselben nachdrücklich heraus und machten ihn noch entschiedener zum Schlußreime. Durch eben jene Abstutzung wurden Biegungsformen, die sich vorher nur ähnlich waren, nun völlig gleich und damit verbanden sich mehrere Reimleitern zu einer umfassendern. Endlich die Abwandlung der Zeitwörter durch Hülfsverben vervielfachte die Wiederkehr gewisser gleichlautender Biegungen. Man machte nur aus der Noth eine Tugend, indem man diesen Überfluß von Gleichlauten, meist grammatischen, zu Reimfolgen und zwar, bei dem Hindrängen der Betonung nach den vorletzten und letzten Silben, zu Endreimen zusammenreihte. Solche Reimfolgen von

[1] Dieses hat Diez in der seinem Werke über die Poesie der Trubadure angehängten Abhandlung über die provenzalische Sprache als das Princip, welches der Bildung dieser Mundart zu Grunde lag, hervorgehoben.

willkührlicher Länge sind auch die älteste Form der Gedichte in den meisten romanischen Sprachen [1] und erst die weitere Fortbildung der Poesie, besonders im provenzalischen Kunstgesange, hat die Reihen manigfaltig verschlungen [2] und die Biegungsreime absichtlicher mit bedeutsamen Wurzelreimen versetzt.

Zwar wurde das ganze Mittelalter hindurch die lateinische Verskunst nach den Regeln der Prosodie von der Geistlichkeit fortgeübt. [3] Diese Regeln wurden in den Dom- und Klosterschulen gelehrt. Vorzüglich blieb das heroische und elegische Versmaaß im Gebrauche. Während aber die einen sich strenger an die Muster des Alterthums hielten, schien es den andern eine wesentliche Zierde jener Versarten zu sein, wenn sie mit dem Reime ausgestattet würden. Man brachte denselben entweder so an, daß die zusammengehörenden Halbverse sich reimten, oder auch verband man Verse, die sich unmittelbar folgten, durch gleichlautenden Schluß. Ja man fieng an, den prosodischen Wohlklang für entbehrlich zu halten und ließ statt dessen den Accent oder eine bloße Silbenzählung walten. [4] Verse, die nach prosodischen Regeln verfertigt waren, nannte man metrisch, diejenigen der eben bezeichneten Art rhythmisch. Da bei einem so unbestimmten Rhythmus der Reim fast noch der einzige Anhalt war, so wurde das Wort Rhythmus auch für den Reim selbst gebraucht, um so mehr als die Klänge verwandt

[1] So die ältesten poetischen Denkmale der langue romane bei Raynouard B. II; das altfranzösische Epos, namentlich die Reise Karls d. gr. nach Constantinopel [hg. von F. Michel. London 1836. K.], die spanischen Reimgedichte von Cid und Alexander. Muratori S. 709: Rhythmus canendus militibus, mutinensis urbis custodibus, circiter annum 924 [zur Zeit der Einfälle der Ungarn in Italien]: O tu, qui servas armis ista mœnia, Noli dormire, moneo, sed vigila! Das Gedicht besteht aus 34 solcher Reime auf a, nur einmal untermischt mit zwei Zeilen auf is, inexpugnabilis: terribilis. Das Gedicht auf Clotar setzt die Assonanz wenigstens durch die vierzeilige Strophe fort.

[2] Muratori S. 688—771. Santen S. 209 f. Über Notker († 1022) s. v. d. Hagen, Denkm. I, 7 f. Grimm, deutsche Gramm. I, 16. Koberstein S. 23, Not. 1.

[3] Über die lateinische Verskunst des Mittelalters s. Eichhorn, Culturgesch. II, 84—90. 339—43. 418—20.

[4] Die ältesten unprosodischen, doch reimlosen Hexameter sind die Instructionen des Commodian aus dem 3—4ten Jahrhundert bei Muratori S. 679 f. 681. 683. 684. Dissert. 43. S. 839. Santen S. 186 f.

erschienen.[1] Erwägt man, daß die Prosodie überhaupt etwas Anerlerntes, die lateinische Sprache nur noch eine gelehrte und darum auch ihr Accent, zumal bei Versmachern aus fremdem Stamme, nicht mehr lebendig war, so wird man sich weniger über eine solche Zurichtung der alten Versmaaße, als darüber wundern, daß man nicht gänzlich auf die Nachbildung ihres rhythmischen Wechsels verzichtete. Eine solche leblose Poesie paßte für Grabsteine, die auch häufig mit ihr beschrieben wurden. Natürlicher war es, entweder sich auf solche Versarten zu werfen, die zuvor schon durch einfachere Tacte volksmäßig waren, oder doch den wechselnden Rhythmus auf derlei einfache Schläge zurückzuführen, den Wohllaut und die Begrenzung aber in den Reim zu legen. So geschah es denn auch da, wo die Dichtkunst irgend lebendig wurde, einerseits in den lateinischen Kirchenliedern, in denen antike Versmaaße sich nach und nach zu einer wohlklingenden Reimpoesie umwandelten, anderseits in dem Übergang lateinischer Sprache und Versification in die nationale Poesie der romanischen Mundarten.

Die Gedichte ältesten Stils in südfranzösischer, nordfranzösischer und spanischer Mundart sind großentheils in einem Versmaaße abgefaßt, das, unter dem Namen des alexandrinischen, noch jetzt, obwohl eigenthümlich ausgebildet, in der französischen Poesie das herrschende ist. Jener ältere Alexandriner ist ein jambischer Vers von sechs Tacten, mit einem Einschnitt nach dem dritten. Der Reim fällt je auf den Schluß der Verszeile; die Anzahl der durch den gleichen, vollkommenen oder unvollkommenen, ein- oder zweisilbigen Endreim verbundenen Verse ist in demselben Gedichte überaus verschieden; meist aber bilden sich, in der früher von uns bezeichneten Weise, sehr ansehnliche Reimleitern. In süd- und nordfranzösischer Sprache läßt sich diese Versart bis in das eilfte Jahrhundert hinauf verfolgen;[2] in lateinischer, und zwar in dem verwilderten Latein, welches den ersten Übergang zu den Vulgarsprachen

[1] J. Grimm, Gramm. II, 474. I, 93. Unter dem entsprechenden gothischen ei S. 49 kommt das Wort rîm nicht vor. Tatian. c. 44, 21. Otfr. I, 5, 3. I, 11, 104. II, 14, 239. Murat. S. 685. 702 f. Santen S. 197 f.

[2] La nobla leyczon, 1100 (Rayn. T. II, CXXXVII. CLII). In gleichem Maaße sind die übrigen waldensischen Gedichte, auch das Fragment vom Leben des St. Amant ebd. S. 152 ff. und der provenzalische Ferabras. Der nordfranzösische Roman von Karls Reise nach Konstantinopel wird ins 11te Jahrhundert gesetzt, Roquef. 206—8. 480. 43; gegen die Mitte des 12ten Jahrhunderts

macht, bemerken wir schon in den Überresten des Lieds auf Clotar, also bereits im Eingang des siebenten Jahrhunderts, die rohen Anfänge derselben Weise. Man könnte in ihr eben die Auflösung des rhythmisch manigfaltigen Hexameters in seine einfachen Tacte vermuthen, ein Verfahren, das wir oben als das natürliche bezeichnet und vermisst haben. Es sind, wie beim Hexameter, sechs Tacte mit einem Einschnitt. Nicht übereinstimmend ist zwar die jambische Hebung des Alexandriners, aber diese, in jenen lateinischen Überresten noch sehr zweifelhaft, könnte der neuen Sprachbildung, vorzüglich der Herrschaft des Artikels und Pronomens, zugeschrieben werden, wogegen der erstorbene Sinn für den rhythmischen Gang des Hexameters wenig vermochte. Abweichend scheint ferner, daß der Hexameter, wie er im Latein des Mittelalters fortlebt, meist in sich reimt, mittelst des Gleichlauts im Einschnitt und am Schlusse, während der Alexandriner die Einschnitte ungebunden läßt und Zeile auf Zeile reimt. Das Letztere finden wir jedoch zuweilen auch beim Hexameter beobachtet und noch mehr in anderartigen lateinischen Langversen jener Zeit. Umgekehrt sind Spuren vorhanden, daß der altfranzösische Alexandriner auch in sich reimend gebraucht wurde.[1] Überhaupt aber konnte die romanische Reimfülle nur nach außen, Vers an Vers bindend, sich entfalten; die Einschnitte musten dann frei bleiben, weil sonst der Langvers sich völlig aufgelöst hätte; sie konnten erst durch den später aufgekommenen verschränkten Reim passend gebunden werden. Beiderlei Versarten, der lateinische Hexameter und der romanische Alexandriner, standen in besonderer Pflege der Geistlichkeit und wurden auf die gleichen Gegenstände angewandt, hauptsächlich auf Lehre und erzählende Poesie. Nimmt man daher auch den Ursprung der einen Versart aus der andern nicht für erweislich an, so entsprechen sie doch einander in Anlage und Gebrauch. Vorzüglich wichtig aber ist uns der

der roman de Horn, ebend. 48—51. 69; in die zweite Hälfte desselben der roman du Rou des Meisters Wace († um 1184).

[1] So werden die Verse des anglonormannischen Dichters Philippe de Thau in seinem Liber de Creaturis und Bestiaire, von 1107 und 1121, zu nehmen sein, z. B.: Al besuin est truved L'ami è épruved. Unches ne fud ami, Qui al buising failli u. s. w. El tens de vendenger Lores munte al palmer La ù la grappe veit La plus méure seit u. s. w. bei Roquef. S. 67 f. N. III. IV, welcher sie kurzzeilig absetzt; es bilden aber je zwei solcher Halbzeilen dem Sinne nach einen Satz.

Alexandriner in den altfranzösischen Heldengedichten von Karl dem großen, seinen zwölf Genossen und ihren Geschlechtern. Hier erscheint er ganz als epischer Vers, so jedoch, daß er diese Bestimmung mit einem, zu ähnlichen Reimfolgen aufgereihten Verse von fünf Tacten (Pentameter?) theilt. Der besagte epische Kreis hat sich unter offenbarem Einflusse der Geistlichkeit gestaltet, dafür sprechen ausdrückliche Zeugnisse und mehr noch der legendenhafte Charakter des Ganzen; aber er war auch volksmäßig und im Gesange lebendig. Um die Mitte des zwölften Jahrhunderts steht dieses nordfranzösische Epos in seiner vollen Ausbildung da. Mehr nur als vereinzelter und abgeleiteter Erscheinungen, die gleichwohl von der Verbreitung des Alexandriners für den epischen Gebrauch zeugen, ist eines provenzalischen Heldengedichtes aus demselben Fabelkreise und der spanischen vom Cid und von Alexander u. s. w., sämmtlich in jenem Versmaaße, zu erwähnen. Die provenzalische Dichtkunst hat sich fast ausschließlich in lyrischen Formen ausgebildet; der spanischen Romanze ist die Redondilie eigenthümlich, die im trochäischen Tonfall und der Zahl der Tacte dem römischen versus rotatilis [1] entspricht, mit dem epischen Alexandriner jedoch den Einschnitt und das Aushalten auf dem gleichen Reime oder Halbreime gemein hat.

Im germanisch-heidnischen Alterthum erkannten wir die Heimat des Stabreims, auf der romanisch-christlichen Seite des Mittelalters glauben wir den Keim und die natürliche Entwicklung des Endreims gefunden zu haben. Im Gefolge der geistigen Einwirkungen, welche von der letztern Seite her in das innere Deutschland und in die nordischen Lande vorschreiten, sehen wir auch den Endreim seine Herrschaft ausdehnen. Seine erste Eroberung über den Grenzen des romanischen Sprachgebiets war demgemäß derjenige Theil von Deutschland, welcher mit dem auf gallischem Boden gegründeten Frankenreiche am frühesten zu kirchlicher und politischer Gemeinschaft verbunden war. Der äußere Verband löste sich zuerst durch den Vertrag von Verdun 843, in welchem die drei Söhne Ludwigs des frommen die fränkische Monarchie unter sich theilten und wobei das östliche Frankenreich Ludwig dem Deutschen zufiel. Aber die Keime der neuen Geistesbildung sproßten bereits auf dem deutschen Boden. Dem genannten Könige des fränkischen

[1] Über den versus rotatilis s. besonders Wernsdorf, Poetæ lat. min. B. III, S. 440—42.

Ostreichs widmet der alemannische Mönch Otfried das erste, bedeutende deutsche Reimwerk, das auf uns gekommen. „Die Franken“, sagt er (1, 1), „sind nicht minder kühn und verständig, denn Römer und Griechen; sie sind tapfer in Feld und Wald, rasch zu den Waffen; ihr Land ist fett an manigfacher Frucht; Kupfer, Eisen und Silber gräbt man darin, Gold liest man aus ihrem Sande; sie sind siegreich und gefürchtet über alle Völker, denn sie thun alles mit Gott, sie sind eifrig, sein Wort zu lernen und zu üben; sollen sie nicht auch dessen theilhaft sein, daß in ihrer Zunge Christi Lob gesungen werde, der sie zu seinem Glauben berufen?“ In deutscher, fränkischer Zunge bietet ihnen nun Otfried die Evangelien. Er vergleicht seine Verskunst mit der lateinischen Metrik. „Griechen und Römer,“ sagt er, „wissen ihre Schriften so wohl zu fügen, wie Elfenbein, sei es schlichte Prose oder künstliches Metrum; sie messen die Füße, Länge und Kürze, daß keine Silbe wankt, sie zählen sorgfältig die Zeilen, sie fegen es so rein, wie man Korn sichtet; die heiligen Bücher selbst bearbeiten sie so schön. Warum sollen die Franken nicht auch im Fränkischen Gottes Lob singen? War der Gesang dieser Sprache nie so in Regel gebunden, so wandelt sie doch in schöner Einfachheit; sorge du nur, daß Gottes Wort schön laute im Verständnis! Zeit und Regel sei seine Predigt selbst, das Metrum halt' an deiner Zunge, schöne Verse seien deine Thaten, in Gottes Gebot laß deine Füße gehen! Denk' und dichte darauf in diesen sechs Zeiten, daß du in der siebenten rasten mögest!“. In der lateinischen Zueignung an den Erzbischof Liutbert zu Mainz, einen Nachfolger von Rhabanus Maurus, dem Erzieher Otfrieds, [1] sagt dieser ebenfalls, daß sein Vortrag nicht durch metrische Feinheit zusammengehalten, aber der Endreim sorgfältig beobachtet sei, welchen der Schmuck dieser Sprache verlange. Er betrachtet hiernach den Reim in deutscher Sprache keineswegs als eine erst vor ihm eingeführte Neuerung, aber die ängstliche Vergleichung mit der römischen Verskunst ist ein Beweis, daß auch die deutsche Poesie jener Zeit mit der lateinischen in naher Beziehung stehe. Mit den sechs Zeiten ist offenbar auf den sechszeiligen Hexameter bildlich

[1] Eichhorn, Culturgesch. II, 418: Rhabanus Maurus brachte aus Alcuins Schule eine Fertigkeit im Scandieren lateinischer Wörter mit und ohne Reim in sein Kloster nach Fulda zurück und machte die lateinische Versekunst zu einem Gegenstand des Schulunterrichts in Deutschland, wie sie es in Frankreich und England war.

angespielt;[1] ja es ist die Frage, ob nicht Otfrieds Verse, deren je zwei durch den Endreim verbunden eine Langzeile bilden, dem mönchlateinischen Einschnitt und Schlusse der in sich reimenden Hexameter entsprechen sollen. Der romanische Alexandriner hat, wie wir gesehen, die gleiche Zahl der Hebungen und wendet nur den Reim anders an.

Führt uns nun Otfried selbst nicht zur Quelle des deutschen Endreims, so ist es doch ein merkwürdiger Umstand, daß Ludwig dem Deutschen eine fränkische Evangelienharmonie in Endreimen zugeeignet wird, während noch sein Vater, Ludwig der fromme, eine sächsische in Stabreimen, welche Otfried nicht gekannt zu haben scheint, ausarbeiten ließ.[2] So nahe treten sich die beiderlei Reimsysteme nach Zeit und örtlicher Angrenzung. Für die frühbekehrten Franken und Alemannen konnte eine Form gebraucht werden, welche für die später bezwungenen Sachsen siebenzig Jahre vorher noch nicht statthaft war. Gleichwohl zeigen die Denkmäler der deutschen Alliterationspoesie selbst, daß Sprache und Inhalt dieser Form nahezu entwachsen waren. Die Sprache füllte bereits ihre Fugen mit Vorsetzsilben, Artikeln und andern Bestimmwörtern; dadurch wurde der unmittelbare Anlaut der Wurzeln abgeschwächt, die Reimsilben auseinander gedrückt und eine Dehnung herbeigeführt, für welche das Band der Reimstäbe nicht mehr ausreichte.[3]

[1] Sachsenspiegel B. I, Art. 3. § 1. S. 17: Origenes wiessagede hir bevoren, dat ses werlde solden wesen, de werlt bi dusent jaren up genomen, unde in dem seveden solde se togan. No is uns kündich von der heiligen scrift, dat an Adame de irste werlt began; an Noe de andere; an Abrahame de dridde; an Moyse de vierde; an Davite de vefte; an godes geborde de seste; in der seveden si we nu sonder gewisse tale. § 2: Tu dirre selven wis sint de herschilde ut geleget u. s. w. § 3 sieben Sippezahlen. [S. 157 f. bei Homeyer. K.]

[2] Die Vorrede bei Eckhard, Franc. Or. II, 324 f. Daß dieselbe wirklich auf die noch vorhandene altsächsische Evangelienharmonie sich beziehe, ist, wenn nicht erwiesen, doch sehr wahrscheinlich. Grimm ä. Ged. 35: „Es wäre vielleicht die Anwendung der Sage von Ludwig d. fr. auf sie in Zweifel zu ziehen.“ In der Gramm. 1, LXV scheint dieser Zweifel aufgegeben. [Lachmann über das Hildebrandslied S. 5. Schmellers Heliand. München 1830. K.]

[3] Gramm. 1te Ausg. Vorrede XXXV f. 14. Grimm, Altdeutsche Wälder II, 112 ff. hat versucht, das mit Flickwörtern und der Zeit des Schreibers für die Prosa bereits nöthigen Artikeln angefüllte Bruchstück des alten Hildebrandliedes solcher Zuthaten zu entledigen und durch bloß negative Herstellung zu reinigen.

Der geistliche Inhalt muste diese Umbildung der Sprache fördern, die jetzt Gegenständen des innern Lebens ihren unmittelbaren und bestimmten Ausdruck geben sollte; die kräftigen Anlaute des heroischen Gesanges traten mit den Anschauungen, denen sie dienten, in den Hintergrund, sie lagen nicht im Bereiche der neueröffneten, übersinnlichen Welt; der Klang von Schwertern und Schilden, den die altgewohnten Stabreime versinnlichten, verhallte vor der Botschaft des Friedens. Das Bedürfnis eines milderen Ausdrucks, die Empfänglichkeit für eine neue Form war vorhanden, und es war natürlich, diejenige zu ergreifen, welche mit der neuen Lehre zugleich sich darbot. Die Endungen der deutschen Wörter waren damals noch volltönender, hatten noch etwas vom Gewichte einer ursprünglichen Bedeutung und eigneten sich daher um so besser für die Aufnahme des Schlußreims. Die Raschheit der frühern Weise behauptete sich darin, daß man die Gleichlaute in kurzen Zwischenräumen sich treffen ließ.

In der angezeigten Reimweise sind alle Überbleibsel deutscher Dichtung von Otfried bis um die Mitte des 12ten Jahrhunderts abgefaßt. Diese sämmtlichen Denkmäler, mit Ausnahme weniger, unmittelbar aus dem Munde des Volkes aufgenommener Zeilen, [1] sind, auch wenn der Inhalt ein weltlicher ist, von der Geistlichkeit bearbeitet, die allein sich im Besitze der Schreibkunst befand. Durch ihre Vermittlung blieb auch die deutsche Dichtkunst in fortwährendem Zusammenhang mit der Sprache und dem Gesang der Kirche. Ein Bruchstück aus dem 10ten Jahrhundert, von der Zusammenkunft Kaiser Ottos I mit seinem Bruder Heinrich, Herzog von Baiern (Hahn II, 49), vermischt beide Sprachen in der Art, daß je eine lateinische Halbzeile mit einer deutschen reimt. [2]

[1] Aretin, Beiträge zur Geschichte und Litteratur B. VII. München 1806. Neue Beiträge zu den glossologischen Denkmälern der älteren teutschen Sprache vom 8—12ten Jahrhundert von Docen S. 292 f. C. Lachmann, specimina ling. francicæ. Berol. 1825. S. 19. [Uhland, Volkslieder I, 329. K.] Diese kurzen Reimverse scheinen aus einem verloren gegangenen größeren Jagdgedichte entlehnt zu sein. Doch könnte der erste auch ein damals gewöhnliches Sprichwort sein.

[2] Veterum Monumentor. Quaternio ed. Joh. Ge. Eccard. Lips. 1720. III. Fragment. poemat. in laud. Henrici Com. Palat. Fundgruben für Geschichte deutscher Sprache und Litteratur von H. Hoffmann. Th. I. Breslau 1830. S. 340 f. [Denkmäler von Müllenhoff und Scherer S. 25. 304. K.] Die

In dasselbe Jahrhundert oder den Anfang des folgenden mögen vier lateinische Stücke fallen, das eine geistlichen Inhalts, die zwei folgenden sagenhafte Schwänke, das vierte zum Lob der drei Ottone. Ein Versmaaß wird sich schwerlich daran ermitteln lassen, dennoch wird das zweite ausdrücklich ein Gesang (cantilena) genannt, dem letzten sind Musiknoten beigefügt und allen ist der Name ihrer Weise vorgesetzt. Diese Namen sind, bis auf einen, deutsche: modus qui et Carelmanninc, modus florum (Blumenweise), modus Liebinc, modus Ottinc; nur der letzte steht in bestimmter Beziehung zu seinem Gegenstande. Die lateinischen Texte sind daher offenbar den Tonweisen deutscher Lieder, theils ähnlichen, theils verschiedenen Inhalts, unterlegt; [1] Prosa zu singen, war der Geistlichkeit vom Kirchengesange her nicht ungewohnt. [2] Mit romanischer, und zwar altfranzösischer Poesie finden wir die deutsche gegen den Anfang des zwölften Jahrhunderts im Verkehr. Um diese Zeit verdeutscht der Pfaffe Konrad ein Gedicht aus dem Kreise des kerlingischen Epos, Rolands und seiner Gefährten Untergang in Ronceval. Wieder durch geistliche Hand wird hier der legendenhafte Sagenstoff auf deutsche Erde verpflanzt; der Vers ist jedoch der bisher übliche, ohne Einfluß der epischen Versarten des französischen Heldenlieds, wie solches auch bei den späteren Übertragungen aus diesem Kreise der Fall ist. Dennoch scheint auch auf dem Wege des Gesanges Mittheilung stattgefunden zu haben; dafür spricht der noch im siebzehnten Jahrhundert

Versöhnung Ottos I mit seinem Bruder Herzog Heinrich und die Verleihung Baierns an letzteren fällt nach 939. Hahns Reichshist. II, 49. Halb angelsächsische, halb lateinische Verse s. bei Conybeare VIII—X. Gramm., erste Ausg. LX.

[1] Aus einer Wolfenbüttler Handschrift des 10ten Jahrhunderts in Eberts Überlieferungen B. I, N. 1. Dresden 1826. S. 72—82. Der modus Ottinc auch, ohne Angabe woher, in Eccard. Quatern. S. 54, mit verschiedenen Lesarten; ob bloß durch die Abschrift? Ein anderes Lied in Conradum Salicum Imp., Quat. S. 55 f. Die vierte Zeile, ein allitterierender Refrain, weist auf einen frühern modus hin. Auch andere Gesänge im Quat. haben Kehrzeilen. S. 54. 55. 57. 59. [Neue Ausgabe dieser Lieder in Müllenhoffs Denkmälern N XIX ff. K.] Vgl. Man. II, 117a, 5.

[2] Prosa, zugleich wahre Kirchengesänge, sind Quatern. S. 55—59 die in obitum Heinrici Imp. II; in Conradum Sal. Imp., mit Ausnahme des Eingangs; in Heribert. Archiep. Colon. Umgekehrt hießen auch Vulgarverse, besonders kirchliche, Prosa. Santen S. 192—194. Vgl. Bouterwek III, 31. [F. Wolf über die Lais S. 91 ff. K.]

bekannte Rolandston für dieselbe Versweise, die sonst auch als Hildebrandston vorkommt. Der doppelte Name ist bezeichnend, denn diesem Tone liegt die epische Strophe der deutschen Sagenkreise zu Grund und der Vers dieser Strophe ist gleichartig mit dem altfranzösischen Alexandriner. In dem Coburger Gesangbuche von 1621 wird zu Bezeichnung der Tonweise eines Kirchenliedes der Anfang eines ältern, weltlichen Liedes: „O Roland, lieber Roland!“ vorgesetzt, und wie das Versmaaß im Ganzen mit unserer epischen Strophe stimmt, so dürften jene Anfangsworte im besondern den ursprünglich reimlosen Einschnitt der Langzeile anzeigen.[1]

Das älteste unter den schlußgereimten Gedichten unserer Heldensage, das von König Rother, um die Mitte des zwölften Jahrhunderts, hat kurze Reimpaare mit unvollkommenen Reimen. Die langzeilige Strophe, die wir nachher als epische gebraucht finden, erscheint zuerst in Minneliedern desselben Jahrhunderts, namentlich denen, welche dem von Kürenberg zugeschrieben sind. Dieselbe Strophe zeigt sich aber im Nibelungenliede[2] zu Anfang des dreizehnten Jahrhunderts bereits in einer solchen Zubildung für den epischen Gebrauch, daß wir sie auf diesem Felde schon als herkömmlich betrachten müssen, auch gänzlich abgesehen von der Frage, inwiefern das große Lied nur aus ältern Liedern zusammengefügt sei. Die bedeutendsten und am meisten in epischem Tone gehaltenen Gedichte dieses Kreises sind nun wirklich in ihr abgefaßt, nemlich, außer den Nibelungen, Otnit, Hugdietrich und Wolfdietrich in zweierlei Gestaltungen, die Rosengartenlieder, Alphart, Hildebrandslied, hörnen Siegfried und gewissermaßen auch Gudrun. Die

[1] V. d. Hagen, Grundr. S. 173. Das Lied vom hürnen Seyfried, im Nibelungenverse, ohne Reimeinschnitt und ohne Verlängerung der letzten Halbzeile, hat in den alten Drucken von 1560 und 1585 den Titel: Hierinn findt jr ein schönes Lied Von dem Hürnen Seyfrid Vnd ist in des Hiltebrandes thon, Deßgleychen jch nie gehört han. Vnd wenn jr das leßt recht vnd eben, So werdt jr mir gewunnen geben. Die Ausgabe von 1585 hat vor nebenstehenden Versen: Hürnen Sewfried, Gesangsweiß. Grundr. S. 48. 50. Zuerst hat Koch, Compend. d. deutschen Litteraturgesch. B. II. Berlin 1798. S. 87 die Stelle des Coburger Gesangbuches ausgehoben, er führt nemlich aus demselben an S. 52: Ich will zu Land auß reiten, sprach sich Meister Hildebrandt. S. 75: O Rolandt lieber Rolandt. Sind diese Weisen hiernach zweierlei? Vgl. auch J. Grimm über den altdeutschen Meistergesang S. 135.

[2] [Vgl. Franz Pfeiffer, der Dichter des Nibelungenliedes S. 12 ff. K.]

Gleichartigkeit des Verses mit dem romanischen Alexandriner ist einleuchtend; beides eine Langzeile von sechs Hebungen im jambischen Ansteigen mit reimlosem Einschnitt in der Mitte. Die Verschiedenheiten betreffen den Reim und den Strophenbau. Der Reim ist im Alexandriner bald einsilbig, bald, besonders mit dem französischen stummen e, zweisilbig, in unsern Liedern hingegen immer stumpf. Dadurch erhält auch dieser Vers erst seine rhythmische Abrundung. Sollte Abwechslung in die Glieder des Verses kommen, sollte der reimlose Einschnitt der Zeile bemerklich sein und von ihrem Abschluß sich rhythmisch unterscheiden, so konnte dieses nur durch Gegensatz geschehen; d. h. wenn der Schlußreim stumpf war, muste der Einschnitt klingend sein und umgekehrt. Daß beim Alexandriner hierauf nicht geachtet wurde, mag, wenn wir auch auf dessen Verwandtschaft mit dem zweisilbig auslautenden Hexameter keine Rücksicht nehmen, der vorherrschenden Richtung nach außen in häufiger Wiederholung desselben Schlußreims beizumessen sein, worüber auf die innere symmetrische Anordnung und Abtheilung der Zeilen weniger Bedacht genommen wurde, als in der genau abgegrenzten deutschen Strophe. Im neuern französischen Alexandriner, der mit Beseitigung der langen Reimfolgen mehr eine strophische Gliederung erlangt hat, wechseln nicht bloß männliche Reimpaare mit weiblichen, sondern es wird auch bei zweisilbigem Endreime der Einschnitt einsilbig gehalten. Die Abweichung im Strophenbau besteht darin, daß unsere Lieder je mit zwei langen Reimpaaren eine Strophe abschließen, während die romanischen Gedichte eine unbestimmte Zahl alexandrinischer Langzeilen durch den gleichen Reim verbinden. Diese Verbindung ist allerdings auch strophisch zu nennen, sofern wir am Schlusse jeder größeren oder kleineren Reimfolge die Wiederkehr eines musikalischen Nachspiels annehmen. Die ursprüngliche Bestimmung für den Gesang unterliegt, nach den vielfachen Aussagen der Gedichte selbst, keinem Zweifel; mochte nun die Strophe, wie in den deutschen Gedichten, nur vierzeilig, oder, wie in den altfranzösischen, von unbestimmter Länge sein, so werden wir uns ein ziemlich gleichförmiges Recitativ der einzelnen Verszeilen zu denken und die Freigebung der Stimme oder der Instrumentalbegleitung, wie beim Kirchengesang, vornehmlich an das Ende jeder Strophe zu verlegen haben. Daher in den deutschen Liedern die Verlängerung der letzten Halbzeile um einen Tact, welche

jedoch häufig auch unterbleibt, indem sie durch die Musik ersetzt werden konnte. Man bemerkt auch leicht, daß dieser nachschwingende Übertact nicht völlig gleiches Gewicht mit den übrigen Hebungen hat. [1] In volksmäßigern französischen Liedern der alexandrinischen Versart [2] finden wir nicht nur eine strengere strophische Begrenzung, sondern auch am Schlusse der Strophen häufig den Refrain, als Bezeichnung des musikalischen Auslauts.

Wir haben den Endreim als ein Erzeugnis der lateinischen Sprache in der Periode des Zerfalls ihrer altclassischen Bildung und ihres Übergangs in die romanischen Mundarten darzustellen versucht. Wir haben dessen allmähliches Vorrücken auf deutschem Sprachgebiet im Gefolge der gesammten, von jener Seite eindringenden Geistesbildung, und ein ebenmäßiges Zurückweichen des ursprünglich germanischen Stabreims beobachtet, und wir müssen es natürlich finden, daß mit dem Endreim überhaupt auch bestimmte Reimweisen herüberkamen. Wir sahen den alexandrinischen Vers, dem Hexameter analog, zuerst im Mönchslatein, dann in süd- und nordfranzösischer Mundart, zuletzt in deutschen Liedern hervortreten und zwar, hier wie dort, sich zum epischen Verse gestalten. Wir haben Verschiedenheiten im Gebrauche bemerkt, die jedoch nicht wesentlich erschienen, aus der verschiedenen Art der Sprachen sich erklären ließen und durch Übergänge vermittelt sind, ja deren völlige Ausgleichung nur bei einer mechanischen Übertragung, die wir nicht annehmen, erklärbar wäre. Schon auf diese Betrachtungen glaube ich die Ansicht gründen zu können, daß unser epischer Vers ein Abkömmling des lateinisch-romanischen Alexandriners sei.

Die scheinbarste Einwendung hiegegen möchte die sein, daß eine den Deutschen durchaus volksmäßig gewordene Versart, in der sie ihre heimische, aus dem eigensten Leben des Volks seit undenklicher Zeit

[1] Ewald de metr. arab. S. 27. 19, 2. 32. Was Ewald majus membrum nennt, fällt bei Hermann unter den Begriff von ordo oder numerus finitus, qualis est, qui ictum, eoque et initium et finem habet (S. 12 f.).

[2] Dergleichen viele in: Les chansons nouvellement assemblées. 1538. 12. S. auch Sommaire de tous les recueils des chansons. Paris 1581. 12. Ferner: La fille du roi d'Espagne u. s. w. strophisch, doch mehrreimig, in den Liedern von Audefrois li Bastars. [P. Paris, Le romancero français. Paris 1833. W. Wackernagel, Altfranzösische Lieder und Leiche. Basel 1836. Leroux de Lincy, Recueil de chants historiques français. Paris 1841. K.]

erwachsene Heldensage niedergelegt, nicht aus fremder Sprache erborgt, nicht auf gelehrtem Wege übergepflanzt sein könne. Ich erwidre hierauf Folgendes:

Der Reim und so auch die einzelne Reimweise kam nicht für sich herein, sondern, wie schon erwähnt, im Gefolge einer weitumfassenden Einwirkung, die sich bis in das Innerste des Volkslebens erstreckte; das Organ dieser Einwirkung war die Geistlichkeit, sie war die Vermittlerin zwischen Kirchensprache und Volkssprache, sie herrschte über die Tonkunst und mit dem Kirchengesange machte sie die Reimklänge desselben dem Ohr der Laien vernehmlich. Schon der sanctgallische Mönch Tutilo (starb 912) [1], unterrichtete die Söhne des Adels in der Musik; die Dichtkunst in deutschen Reimen wurde von der Geistlichkeit eifrig betrieben und durch ihre Hände gieng selbst die deutsche Heldensage, wie dieses noch besonders nachzuweisen ist. Aber auch der unmittelbare Verkehr der Nachbarvölker muste der romanischen Poesie und ihren Weisen Eingang verschaffen und wir haben Spuren davon angedeutet. Und all dieses traf ein, während auf der andern Seite die heimische Weise des Stabreims, wie schon gezeigt worden, weder dem Zustande der Sprachentwicklung, noch dem neuen geistigen Bedürfnisse ganz mehr genügen konnte.

Ein der Bildung unsrer epischen Versweise gleichartiger Hergang zeigt sich auch bei andern Völkern. Zuvörderst in der englischen und schottischen Balladenpoesie. Der Vers dieses echten Volksgesanges ist derselbe, den wir bisher bei verschiedenen Völkern nachgewiesen, nur daß der reimlose Einschnitt in der Mitte, dem Charakter der englischen Sprache gemäß, in der Schwingung stumpf auslautet. Vor der normännischen Eroberung galt dort die angelsächsische Poesie mit dem Stabreim; auch den skandinavischen Einwanderern war die Allitteration angestammt. Bekannt ist, wie gewaltsam die Normannen der

1 Ekkehard. jun. de casib. mon. St. Galli cap. III: Musicus, sicut et socii ejus, sed in omnium genere fidium et fistularum præ omnibus. Nam et filios nobilium in loco ab abbate destinato fidibus edocuit. Concinnandi in utraque lingua potens et promtus natura, serio et joco festivus adeo, ut Karolus [Karl der dicke] noster aliquando ei maledixerit, qui talis naturæ hominem monachum fecerit, versus et melodias facere præpotens. Goldast, scr. rer. alam. B. I, S. 24. Pertz B. II, 94.

französischen Sprache, die längst ihre eigene war, in dem eroberten Lande die Herrschaft zu verschaffen suchten.[1] Noch über zwei Jahrhunderte war sie die Sprache des Hofes und des Adels, in ihr und ihren Reimweisen blühte die englisch-normännische Poesie. Diese bediente sich für die epische Darstellung vorzüglich des Alexandriners; so der vordere Theil vom roman du Rou aus dem 12ten Jahrhundert des Meister Wace,[2] der von der Insel Jersey gebürtig war und unter den ersten Heinrichen lebte; so das sagenhafte Gedicht von Horn und Rimel u. s. f. In den ältesten schriftlichen Denkmälern der hervortretenden englischen Sprache, der Reimchronik des Robert von Gloucester aus der letzten Hälfte des 13ten Jahrhunderts u. a.,[3] finden wir wieder den Alexandriner, und es ist wohl kein Zweifel, daß er mit der neuen Sprachgestaltung auch des epischen Gesanges sich bemächtigt habe.

Auf gleiche Art drang mit dem Endreim überhaupt der epische Vers auch in den christlich gewordenen Norden hinan; Schweden, Dänemark, Norwegen und selbst die Faröen nahmen denselben in ihren Volksgesang auf, und zwar so, daß je ein langes Reimpaar mit Refrain eine Strophe bildet. So namentlich die dänischen und faröischen Volkslieder unsres Sagenkreises.

Dieser epische Vers ist sonach ein Gemeingut vieler romanischen und germanischen Völker, die Einführung desselben in Deutschland ist nicht eine vereinzelte, für sich zu erklärende Erscheinung, die genügende Erklärung muß eine gemeinschaftliche und wechselseitige sein, und wir fanden eine solche in dem allmählich vom Süden zum Norden fortschreitenden Einfluß romanisch-christlicher Bildung und Sitte.

Außer der bisher abgehandelten epischen Strophe kommen noch vier strophische Formen im Kreise unsrer Heldengedichte vor. Drei derselben sind jedoch augenscheinlich aus der erstern entstanden. Sie verdanken ihren Ursprung dem Bestreben, auch den klingenden Reim in Theilnahme zu ziehen, überhaupt der weiter entwickelten Reimlust und Reimkunst. In der Strophe des Gudrunliedes ist die der Nibelungen nur soweit verändert, daß das hintere Reimpaar meist klingende Reime hat und daß die letzte Zeile ins Unbestimmte verlängert werden kann.

1 Bouterwek VII, 6—8.

2 Mone, Quellen 1, 14. [Ausgabe von Pluquet. Rouen 1827.]

3 Bouterwek VII, 48 f.

welches wir dem allgemeinen musikalischen Grunde, dessen schon gedacht worden, zuschreiben. Eine zweite Strophenart gieng aus der Umwandlung der reimlosen Einschnitte in klingende Reime vor. Aus vier Langzeilen wurden so acht dreitactige Verse mit verschränktem klingendem und stumpfem Reime. In diese Form arbeitete Kaspar von der Röhn um 1472 viele Stücke des Heldenbuchs abkürzend um und in ihr wurden um dieselbe Zeit Otnit, Wolfdietrich und das Rosengartenlied für das gedruckte Heldenbuch zugerichtet. Der Anlaß, die Absätze mit Reimen auszufüllen, lag nahe und einzelne Anklänge kommen schon in der ältern Gestalt der Lieder vor, besonders aber in den Zusätzen des überarbeiteten Nibelungenliedes (Hagens Einleit. LIX f. Vgl. Grimm, Meisterges. 136). Diese achtzeilige, in weltlichen und geistlichen Liedern viel gebrauchte, mit mancherlei Namen bezeichnete Weise läßt zwar den letzten Vers gewöhnlich unverlängert, doch kommt auch das Gegentheil vor. Eine dritte, sechszeilige Form, die sich nur im Liede von der Schlacht vor Raben findet, hat die vier ersten Zeilen mit der vorigen gemein, die zwei letzten haben klingenden Reim, so zwar, daß die fünfte, dem Vordergliede der epischen Langzeile entsprechend, mit einer Schlußzeile von fünf Hebungen reimt. Dagegen steht eine vierte Strophenart von 12 bis 13 Zeilen, der Berner oder Herzog Ernsts Ton genannt, in welchem Ecken Ausfahrt, Sigenot und Dietrichs Drachenkämpfe auf uns gekommen sind, in keinem nähern Zusammenhang mit unsrer epischen Strophe. Dieser Ton[1] ist, fast nach meistersängerischer Weise, schon sehr zusammengesetzt und als Erweiterung eines ältern, einfachern zu betrachten, in welchem ein mit unsrem Heldenkreise nahverwandtes Lied von Salomon und Morolf gedichtet ist. Doch könnte dieser einfachere Ton selbst noch als eine Mischung der beiden Hauptreimarten, nemlich der viertactigen Reimpaare und der epischen Langzeile betrachtet werden.

Rein in der erstern Hauptform sind folgende Stücke unsres Epos abgefaßt: Rother, Laurin, Dietrichs Flucht, Dietleib und die Klage. Von dieser Versart werden wir in dem Abschnitt von den eigentlichen Rittergedichten handeln, in welchen sie ihre sorgfältigste Ausbildung erlangt hat.

[1] Vergl. damit die englische Strophe von Horn Childe and Maiden Rimnild (Ritson, metr. rom. III, 282).

3. Stil.

Jeder epische Kreis, schon weil er nicht ein Erzeugnis bestimmter Persönlichkeit, sondern eine Volksdichtung ist, bildet in dem gemeinsamen Vers auch einen gemeinsamen Stil, d. h. eine in den einzelnen Liedern wiederkehrende Weise des Ausdrucks und der Darstellung, eine über das Ganze verbreitete gleichmäßige Farbengebung und Stimmung. Zwar ist in den deutschen Heldenliedern diese Gleichförmigkeit dadurch einigermaßen gestört, daß sie ihre letzte Gestaltung in sehr verschiedener Zeit erlangt und daß mehrere derselben eine absichtliche Verarbeitung unter den Einflüssen frembartiger Dichtungskreise erlitten haben. Dennoch wird auch in ihnen der epische Stil sich ergreifen lassen, wenn wir zunächst diejenigen zu Grunde legen, welche das Gepräge einer natürlichen Entwicklung noch unverfälscht an sich tragen und wenn wir dann bemerken, wie selbst in den absichtlichern Erneuungen neben dem fremden Anwachs gewisse alterthümliche Formen, gleichsam als unzertrennliche Wahrzeichen des Stoffes, beibehalten worden sind. Einige, nicht unmittelbar zur deutschen Heldensage gehörige, aber mit ihr verwandte und den Ton des alten Volksgesanges lebendig aufbewahrende Gedichte (das von Salomon und Morolf, das von Orendel und Breide), nicht minder die sonstigen Reste deutscher Volkspoesie und die sagenhaften Volkslieder befreundeter Stämme können auch hier zur Erläuterung und Ergänzung dienen. Bestimmter noch würde die einfache Darstellung der Heldenlieder hervortreten, wenn wir ihr jetzt schon das glänzende Farbenspiel der eigentlichen Rittergedichte gegenüberstellen könnten.

Was im deutschen Epos, wie in jedem andern, zuerst auffällt, ist die stetige Wiederholung gewisser Redeformen und Wendungen, oft in der Wiederkehr ganzer Verszeilen, selbst ganzer Strophen. Die epische Dichtung, weit entfernt, in der Manigfaltigkeit und dem Schmucke der Sprache eine eigene Kunst zu suchen, hält sich lediglich an die Sache und bedient sich für sie des einfachsten und klarsten Ausdruckes. Dieser stellt sich von selbst ein und wird sich stets wieder einstellen, so oft dasselbe Bedürfnis wiederkehrt; diese Wiederkehr aber kann nicht ausbleiben, da die Anlage der Lieder nirgends auf künstliche Abwechslung und Überraschung berechnet ist, und da die versinnlichende Darstellung alle die äußeren Bewegungen und Thätigkeiten in sich aufnimmt, die

unter gleichen Umständen die gleichen sind. Dieselbe Stellung des Kampfes oder der Geselligkeit, dieselbe Stufe des Leides oder der Freude bringt auch dieselben Bezeichnungen mit sich. Wo das Nemliche geschieht, da wiederholt sich auch die Form der Erzählung, und wenn mehrere gleichzeitig oder in unmittelbarer Folge das Gleiche thun, kehrt Schlag auf Schlag dieselbe Wendung, z. B. wenn die Recken dem König ihre Hülfe bieten (Morolf I, 161—200. Otnit 112—220. Nib. 5912—20. Rolandslied 345. 656. 677. 709) oder wenn sie nach vollbrachter Fahrt von ihm heimziehen (Rosengarten I, 2447—52. Dietl. 12838—63. 12986—13021. Alphart 466. Orendel 3814—7). Da aber der Ausdruck sich dem Versmaaße anschicken muß, so ist mit der Wiederkehr der Redeformen auch diejenige von halben und ganzen, einzelnen oder mehreren Verszeilen gegeben, bei verschiedenem Versmaaße mit leichter Änderung und Anpassung an die Art eines jeden. Die vielfache Verknüpfung und Sonderung der Gesänge des epischen Kreises trägt diese Wiederholungen von einem Lied in das andere. Es lag auch im natürlichen Vortheil des Sängers, den Ausdruck, der ihm dargeboten war, nicht erst aufzusuchen, den für die Übergänge, für die wiederkehrenden Verhältnisse schon zugerichteten Vers nicht erst neu zu gestalten, vielmehr mit den bereiten Hülfsmitteln sich den Vortrag zu erleichtern und den Blick auf den Gegenstand, auf die Gestalten frei zu erhalten.

In Beziehung auf Farbe und Fülle zeichnet sich unser epischer Stil weder durch malerische Beiwörter, noch durch ausgeführte Vergleichungen aus. Die Eigenschaften der Helden und Heldinnen sind durch einfache Beiwörter: kühn, schnell, schön, milde, getreu, ungetreu, grimmig u. dgl. ausgedrückt, oft auch mit Verstärkung: wunderschön, sturmkühn, mordgrimm u. s. f., und diese Bezeichnungen sind, nach ihrer allgemeinen Natur, nicht auf bestimmte Personen beschränkt. Gleichwohl enthalten solche schlichte Wörter die sittlichen Triebfedern der gewaltigen Heldengeschichte und wir vergegenwärtigen uns ihre Bedeutsamkeit in denjenigen Charakteren, welche die bezeichneten Eigenschaften, wenn nicht ausschließlich, doch in vorzüglichem Maaße zur Erscheinung bringen, z. B. der milde Rüdiger, Helke die gute, der getreue Eckart, der ungetreue Sibich, der grimme Hagen, der kühne Wolfhart. So fühlen wir die Innigkeit, womit in diesen Gedichten die Verhältnisse der Dienstmannschaft

und der Blutsverwandtschaft du
der Dienstmann von seinem lieb
lieben Mannen spricht, der S
liebster Vater! u. dgl. m.

Aber auch die Farbe, die
in den Beiwörtern des äußerlich
schneeweiße, der Mund der rothe,
Augen, die gelben Haare, das roth
Heide, die breite Linde, der kalte
Meer, der kühle Morgen, des Mo
tag,[2] der sommerlange Tag. So
ten, so sind sie doch weder nicht
für die Dichtersprache zu einfach dü
ähnliche, in der alten Rechtssprache (
sie nicht minder herkömmlich sind, u
ansprechen; das Gemeinschaftliche,
genen Wahrheit des Ausdrucks, in
genstände, welche für jedes Verhältn

Die früher angeführten Beiwört
sittliche und Gemüthswelt eröffnet, di ausgehobenen stehen in genauem Zusammenhang mit dem Gesammtbilde körperlicher Schönheit und mit der ganzen Naturanschauung. Die weißen Hände, der rothe Mund lassen am einzelnen Theile den frischen Jugendglanz durchscheinen, der, wie wir an seinem Orte ausgeführt, die volle Gestalt der Helden und schönen Frauen erleuchtet; selbst der rüstige Greis entbehrt des lichten Schmuckes nicht, ihm fällt ein Bart, weiß wie Schnee, bis über den Gürtel herab. Der grüne Wald, der kalte Bronnen, der kühle thauige Morgen u. dgl. zeigt uns, in schnellem Durchblick, die Natur in ihrem frischen, gesunden Zustande, wie sie vor dem Auge des Sängers steht, auch ohne daß er sich auf förmliche Naturschilderung einläßt. Die Fahrten der Helden sind in der schönen Jahreszeit gedacht. „Wir sollen mit Vogelgesange fließen über See!" heißt es im Otnitsliede. Breite Linden, deren eine fünfhundert Rittern Schatten gäbe,

[1] Pertz, Hausm. 129, 2: [aurum] purissimum ac rutilum.
[2] Klage 3341 [3373 Holtzm.].

stehen über kühlen Brunnen, süßer Duft weht aus ihren Zweigen, darauf Drossel und Nachtigall singt, Gras und Blumen entspringen unter ihnen; da binden die Helden ihre Rosse an, lehnen den Speer an der Linden Ast und entschlummern beim Gesange der Vögel; Zaubermächte walten an diesen lieblichen Stellen. Ein treffliches Waldstück ist Eckes Ausfahrt; wenn der kampflustige Jüngling durch den Wald rauscht, wenn sein Helm, von den Ästen berührt, fernhin wie eine Glocke klingt, dann lassen die Vögel ihren Schall und das Gewild entflieht oder sieht ihm staunend nach. Die Kämpfenden achten nicht, was die Vögel singen; ihre Helme überklingen den Vogelsang; von dem Sturme, den sie heben, erkracht der grüne Wald, der Widerhall antwortet ihren Schwertstreichen. Sie schlagen Laub und Äste von den Bäumen, der Berner wird ganz davon überhegt, sein Schild das war der grüne Wald; von dem Feuer, das aus ihren Helmen fährt, entzünden sich die Bäume; je stärker sie fechten, je mehr brennt es über ihnen. Der nächtliche Wald ist vom Glanz ihrer Harnische durchleuchtet; ihre Helme scheinen so licht, als ständen zween Vollmonde am Himmel. Nordische Lieder lassen ihn im Bette oder auf dem Ritt zur Dingstätte erschlagen werden; „aber deutsche Männer,“ heißt es bezeichnend, „sagen, daß sie ihn draußen im Walde schlugen“ (Gr. Edd. 239); „ob einem kalten Brunnen,“ sagen unsre Lieder. Frau Helke erblickt die herrenlosen Rosse ihrer jungen Söhne, die Sättel roth vom Blute der Erschlagenen, als sie eben nach einem Garten geht, die schönen Blumen zu schauen. „O weh! ihre lichte Augenweide, die ward trübe mit großem Herzenleide.“ Ähnliches im Liede von Sigenot; wenn dieser Riese schlafend Athem zieht, so biegen sich die Äste hoch in den Bäumen. Wie das Gras, der Klee, die Blumen zertreten und vom Blute gefärbt werden, kommt in vielen Kämpfen vor. In die Blumen fällt der todwunde Siegfried.[1] Am glänzendsten zeigt sich in den Rosengartenliedern der blühende Grund des Bildes, der Rosenwald, auf dem sich die riesenhaften Heldengestalten, mit den langen Schwertern aushólend, malen. In den Rosengarten am Rhein, wo unter breiter Linde die Frauen sitzen, um mit Rosen die Sieger zu bekränzen, ist der Streit entboten. Mit

[1] Nib. Lachm. 929: Dô viel in die bluomen der Kriemhilde man. 939: Die bluomen allenthalben von bluote wâren naz; dô rang er mit dem tôde. unlange tet er daz.

Rosen ist das ganze Lied durchwoben. „Soll ich nach Rosen reiten?" sagt der zweifelmüthige Dietrich; „ich hab' ihrer zu Bern genug." „Ich bin all diesen Sommer ohne Rosen gangen," spricht der trotzige Wolfhart, und sein Bruder Alphart schlägt ihm vor, einen Kranz von Nesseln zu tragen. Beim Kampfe selbst wird erzählt, wie die Panzerringe in der Rosen Schein gestreut liegen, als wären sie ausgesät, wie der grimme Wolfhart Rosen liest, wie die Rosen zertreten werden. Ebenso im Liede von Laurin, wie dem Klee und den lichten Rosen weh geschieht.[1] „Ihr habt den Rosen weh gethan, das will ich euch entgelten lan," ruft der Zwergkönig, Hand und Fuß zur Buße heischend. Indeß die Helden sich blutige Wunden hauen, wird das Ungemach der Blumen bemitleidet; während sie mit Schwertstreichen sich betäuben, wird des gestörten Vogelsanges gedacht.

Aus Feld und Wald springen meist auch die einfachen Bilder hervor, welche zu Vergleichungen gebraucht werden. Die Rose ist das Bild der Jugendfarbe. Die spielenden Augen sind denen des Falken gleich (Mor. I, 2165). Der hauende Eber ist das heimische Bild der Kämpfenden (Nib. Str. 1883). Dankwart, allein von den Seinigen übrig, geht vor den Feinden her, die ihn von beiden Seiten anspringen, als ein Eberschwein zu Walde thut vor Hunden; fremdartiger ist der Löwe, dessen Muth und Zorn, dessen weite Sprünge gleichwohl öfters zur Vergleichung dienen. Der Blick des Wolfes wird grimmen Gemüthern beigelegt; wölfisch sieht im Dietleibsliede der gefangene Wolfhart; die wolflichen Blicke kommen im Gedichte von Orendel vor; die alte üble Wölfin wird die grausame Gerlind genannt.

Noch können einzelne Vergleichungen von dichterischer Schönheit ausgehoben werden. So leuchtet Kuperans Helm, wie die Sonne auf Meeresfluth; Dietleib kann sich mit seinen goldfarben Haaren vor dem Regen decken, wie der Falke mit den Flügeln; Rüdigers Herz gebiert Tugenden, wie der süße Mai Gras und Blumen bringt. Des ausgemalten Gleichnisses aber, welches die Handlung in einem andern, selbständigen Lebensbilde abschildert und verdoppelt (wie in den homerischen Bildern), entbehren unsre Lieder; dagegen verstehen sie im weissagenden Spiegel des Traumes die Geschicke bildlich aufzufassen. So

[1] Laurin 195: Den liechten rosen und dem klee geschach do auß der maßen we.

der Traum im Eingange des Nibelungenliedes, vom Falken, den zween Aare greifen, und viele andere, die wir vorzüglich in die ahnungsvolle Seele der Frauen gelegt sahen; eine Bildnerei, welche weniger auf die Fülle des Lebens, als nach der inneren Tiefe gerichtet ist.

Reich ist unser epischer Stil an kurzen, aber ausdrucksvollen Bezeichnungen der Gemüthszustände durch äußere Haltung und Geberde. Schweigen ist Ausdruck des Bedenkens, der Missbilligung. Rother, um seine Boten tiefbekümmert, sitzt auf einem Steine drei Tage und drei Nächte, ohne mit jemand zu sprechen. Der Entschlossene spricht kein Wort, bis er den entscheidenden Streich geführt hat. Stummes Ansehen bedeutet Frage, Befremdung, Niedersehen Unmuth, Aufsehen Freude.

Das Ansehen im Gespräch heißt unter die Augen sehen. Der Spähende läßt die Augen wanken; höhnisch oder forschend wird über Achseln geblickt; in den schottischen Volksliedern wird gewöhnlich über die linke Schulter geblickt, oder man sieht Widerwärtiges über die linke, Erfreuliches über die rechte Schulter. Nach etwas senden heißt darnach springen lassen. Zum Empfang, zu vertraulicher Besprechung faßt man sich bei der Hand. Flehende, huldigend sich Ergebende strecken die Hände. Von dem Töchterlein, das den Vater bittet, wird gesagt: da war der Jungfrau Hand an ihres Vaters Kinne. Bleich und roth werden verräth die innere Bewegung, den Wechsel von Furcht und Hoffnung, Leid und Freude. Lachen ist Äußerung der Fröhlichkeit, des Wohlgefallens, des Erstaunens. Nicht mehr zu lachen ist Eigenschaft und Vorsatz Schwergetroffener, und das erste Wiederlachen, oft nach vielen Jahren, verkündet, daß der Tag der Vergeltung gekommen sei. Vom Weinen werden lichte Augen roth; Helden sieht man Thränen über die Bärte gehen; Frauen fallen die Thränen in den Schooß, wird das Gold vor der Brust von Thränen getrübt. Überlaufen der Augen bezeichnet den ersten Anfall des Schmerzes, Blutweinen den letzten, gewaltsamsten Ausdruck. Hände werden gerungen. Dietrich beißt sich ein Glied aus der Hand.

Die manigfaltigen Verhältnisse des Heldenlebens, die Stufen des Kampfes und der Waffenruhe, haben ihre bestimmten Merkmale. Gewappnet, ohne Stegreif springt der Held in den Sattel die Jünglinge singen, die Rosse gehen in Sprüngen. Wenn Schiffe in See gehen,

dann rauschen die Segel, krachen die Ruder an den Händen. Wer seinen Gegner nahen sieht, gürtet sein Ross besser, bindet sich den Helm fester. Hagen thut letzteres zum Zeichen, daß man sich vor Kriemhilden vorsehen müsse. Heerzüge binden die Fahnen auf. Dem Anheben des Kampfes entspricht gerne die Raschheit des Verses und Vortrags. Zusammen springen die Helden, die Schwerter klingen ihnen an der Hand. Unter den Schild bückt sich der Fechtende. Über Schildes Rand wird gerufen, mit dem Schwerte gewunken. Tritt ein Stillstand ein, wird unterhandelt oder Wache gehalten, so setzt der Held den Schild vor seinen Fuß, lehnt sich darüber; hebt der Streit von Neuem an, so wird der Schild wieder aufgezuckt. Sitzende Recken haben das Schwert über die Kniee gelegt, zum Zeichen der Wachsamkeit oder des Trotzes. Im Zweikampfe treiben die Gegner sich mit Schlägen um. In großer Noth des Streites kehren Freunde den Rücken zusammen. Oder der Schild wird zu Rücken geworfen, das Schwert in beide Hände gefaßt. Wolfdietrichs Dienstmannen schwingen die Schilde zurück und hauen durch eine Schaar von Zweitausenden ihren Herrn heraus. Dieser Augenblick der äußersten Anstrengung, wo die Brust entblößt wird, um dem Streiche die vollste Kraft zu geben, wird in nordischen Darstellungen feierlich durch den Gesang verkündigt. Gefallene liegen unter oder in dem Schilde.

Das Ungeheure der Kämpfe zu beschreiben, sind manche Wendungen wiederkehrend. Tage und Nächte hindurch währt der Streit. Da ringt Kraft wider Kraft, da wird Heldeswerk gewirkt, Sättel werden leer gemacht; Feuer springt von den Helmen; gehauen wird durch Helme, daß es auf den Zähnen widerwendet, von der Achsel bis auf den Sattel durchgeschlagen; die Schwertgriffe schneiden in die Hände, daß nicht Haut, noch Fleisch daran bleibt; die Schwerter erkrummen, brechen vor der Hand; Halsberge werden weich vor Hitze; die Kühnsten werden Streites satt gemacht, niemand begehrt zu leben, Burg und Land wieder zu sehen; Wunden werden geschlagen, die nimmer verbunden werden; weite Straßen, blutige Brücken werden durch Zehntausende gehauen, manche Kehr durch ganze Heere genommen; da werden blutige Sporen gemacht, bis an die Kniee im Blute gewatet, die Arme bis zur Achsel blutig gefärbt, Blut springt von den Füßen all über das Haupt; Männer, ganz blutfarb, sieht man reiten und schreiten; Blut wird für

den Durst getrunken und schmeckt wie der beste Wein. Das Blut, aus weitoffenen Wunden rinnend, möcht' ein Rad treiben; es strömt in Güssen hinab, gleich Regenbächen; es dampft, daß der Sonne Schein getrübt wird; das Gefilde liegt voll Todter, als wär' ein meilenlanger Wald gefällt; Schwert und Speer stecken in den Helmen; mit Leichen wird das Feld gedüngt, Raben, Geier, Wölfe werden gesättigt. Und durch all den unmäßigen Heerschall, davon Berg und Thal ertoft, glaubt man der Frauen, der Wittwen lautes Weinen, an welches stets gemahnt wird, wie in klagenden Windesstößen, zu vernehmen.

Für ruhigere Zustände wird manchmal mit wenigen Strichen ein Hintergrund gezeichnet; man sieht jemanden bei der Linde, vor dem Münster stehn. Der alte Biterolf steht an einer Laube (Bogenhalle), als ihm die Rückkehr seiner Kinder gemeldet wird. Frauen stehen an der Zinne, an den Fenstern; sie schweifen den Schleier um, heben das Gewand auf und gehen über den Hof.

Oft wird das Erzählte noch weiter dadurch veranschaulicht, daß man es als ein fortwährend Gebräuchliches bezeichnet; „so noch die Leute thun." Biterolf steht unter der Laube, wie noch jetzt Fürsten thun; er pflegt seiner Gäste, wie noch ein Wirt thun soll. Wolfdietrich lehnt sich auf seinen Schild, als noch die Recken thun. Sidrat nährt sich mit ihrer Hand, als noch viel manche thut. Rüdigers jungfräuliche Tochter, befragt, ob sie Giselhern zum Manne wolle, schämt sich, wie manche Maid gethan. Eine Königin im Dietleibsliede tröstet sich über ihren erschlagenen Gemahl, wie nach ihr viel manche gethan. Umgekehrt soll die Erzählung durch den Gegensatz heutiger Sitte gehoben werden; in der Nibelungennoth wird so grimm gefochten, daß man es nimmermehr thut; Etzel faßt selbst den Schild und will kämpfen, was von so reichen Fürsten selten nun geschieht. Von Siegfrieds Ringen mit Brunhilde in der Brautkammer wird gesagt, solche Wehr dürfte nimmer an Frauen ergehn.

Ein bestimmtes Costüm in Waffen und Kleidertracht ist allerdings bei unsern Liedern schwieriger auszumitteln, weil sie in so ungleicher Zeit und unter so verschiedenen Einwirkungen ihre letzte Gestalt erlangt haben. Durch Vergleichung mit dem üppigern Prunke, der sich in den eigentlichen Rittergedichten auslegt, vermögen wir jedoch einige Grenze zu gewinnen und es zeigt sich uns, daß, bei manchen Ausnahmen,

das Costüm im Ganzen nicht weiter vorgeschritten, als es sich am Schlusse des 12ten Jahrhunderts befand, und um diese Zeit in den Handschriftbildern Herrads von Landsperg dargestellt ist. Denn sowie in den Heldenliedern die Recken selbst noch, wie es Riesenbekämpfern und Drachentödtern ziemt, derb und mächtig gebaut sind, mit breiter Brust, doch um den Gürtel schmal, hochgewachsen, mit langen Beinen, herrlichem Gang, gewaltiger Stimme, die als ein Wisendshorn erschallt, so ist auch bei der Bewaffnung mehr noch vom langen, zweischneidigen Schwerte, vom scharfen, spannenbreiten starken Ger, festen Helme, den harten, lichten Ringen die Rede, statt dessen die Rittergedichte am liebsten mit dem wunderlichen Bilderschmucke der Heraldik spielen. Das Wohlgefallen an heller, farbiger Kleidung ist jugendlichen Völkern natürlich.

Wo Himmelsstrich und Sitte nicht gestatten, die Formen der nackten Gestalt hervorzuheben, da muß der Glanz der Bekleidung höheren Werth erlangen. Zu der Frühlingsnatur im Hintergrund unsrer Lieder, zu der blühenden Gesichtsfarbe, den glänzenden Haaren stimmt das blumige Gewand. Öfters wird von Frauen gesagt, wie ihre lichte Farbe gegen Gold und Gewand wettstreitend leuchte. Schon in jener Beschreibung, die Sidonius von der Brautfahrt des fürstlichen Frankenjünglings giebt, ist unsre Ansicht wörtlich bestätigt. Flammend von Scharlach, leuchtend von Golde, milchweiß von Seide schreitet er daher; Haar, Wangenröthe, Hautfarbe solchem Schmucke gleichfarbig. Auch die bunte Tracht seiner Gefährten, die farbigen Schilde, die reiche Pferdezier finden wir beschrieben (Masc. I, 490). Der heitere Glanz der äußeren Erscheinung war unsern Vorfahren so sehr Angehör und Abzeichen eines vollkommenen Lebens, daß nur die Freien im Lichte heller Farben wandeln, die Unfreien aber in trübes Grau gekleidet gehen. Berchtung, Wolfdietrichs Meister, der mit seinen zehn Söhnen um der Treue willen gefangen ist, sieht diese, die Herzogskinder, an Pfingsten graue Kleider und rinderne Schuhe tragen, während die andern Fürsten in reichen Gewanden zu Hofe gehn. Da ruft er wehklagend: „Wärest du nicht todt, Wolfdietrich, du ließest uns nicht in dieser Armuth!“ Darnach redet er nicht mehr und stirbt vor Herzeleid. Wappenröcke mit goldglänzenden Thierbildern, reichen Wechsel der Kleidung, manigfachen Schmuck von Edelsteinen, Borten, morgenländischen Seidestoffen,

eine Frucht des aufblühenden Handels und der Kreuzzüge, kennen denn auch, vom Rothersliede an, die meisten Gedichte unsres Kreises; die kindliche Freude an diesen Dingen, das Anstaunen der neuen Herrlichkeit nöthigt oft dem Leser ein Lächeln ab.

Rothers Boten sind so herrlich gekleidet, daß Gerlind ausruft: „Wollte Gott, wir sähen den König, des diese Boten sind!" Als nun Rother selbst in seinem Prunkgewand zu Hofe kommt, da ist um ihn ein solch Gedräng von Gaffern, daß die Königstochter ihn gar nicht sehen kann und ihr das Fest verloren ist; aber sie hört so viel von dieser Pracht erzählen, daß sie den Helden in ihrem Herzen zu minnen beginnt. Auch das Nibelungenlied hat ähnliche Züge: Frauen suchen die besten Kleider aus den Kisten, damit ihnen von den Gästen viel Lob und Ehre gesagt werde; wenn Helden reich bekleidet fahren, so sind sie hochgemuth; auf vier Tage je dreierlei Kleider, also zu zwölffachem Wechsel, führen die vier Recken nach Island; Siegfried und Gunther reiten zu Brunhildens Burg in schneeblanker Farbe an Gewand und Ross, in rabenschwarzer folgen Hagen und Dankwart, wohl nicht ohne Bedeutung des Gegensatzes.

Wenn wir nun gleich den Keim dieses äußern Glanzes schon in der frühesten Anschauung zu bemerken glaubten, so finden wir doch in der Art, wie er im Epos hervorscheint, nur den Übergang zu der vollen Entfaltung, die er in den Rittergedichten der wälschen Sagenkreise gewinnt.

Neben den Formen unsres epischen Stils, welche der äußern Erscheinung Gepräg und Farbe geben, kommen noch diejenigen in Betracht, welche den Geist der Dichtung, Gedanken und Gemüth derselben, entweder unmittelbar zum Ausdruck bringen oder über dem Ganzen schwebend erkennen lassen.

Sprichwörter, Sinnsprüche, kurze Klugreden, wie ein älterer Sammler sie nennt, sind die Lehrweisheit des Volkes, der bündige Ausdruck seiner Gesinnungen, Ansichten, Erfahrungen. Sie sind nicht das Erzeugnis eines absichtlichen Nachdenkens, einer ausgeführten Folgerung; aus der Erfahrung des Lebens, aus dem Drange der Überzeugung und Empfindung springen sie fertig hervor, wie die reife Nuß aus der Schale. Gedrängtheit gehört zu ihrem Wesen, eben weil sie nicht Entwicklung, sondern Erfund sind. Der einstige Reichthum unsrer Sprache an solchen

Kernsprüchen hat sich auch den Heldenliedern mitgetheilt. Wir heben einige derselben aus, welche für den Geist des Heldenlebens bezeichnend scheinen. Biedermannes (des Tüchtigen) Erbe liegt in allen Landen. — Wer seine Feinde spart und seine Freund' erzürnet, der ist nicht wohl bewahrt. — Guten Tag man zu Abend loben soll. — Wer sich an alte Kessel reibt, der fahet gern den Rahm (Ruß), spricht Meister Hildebrand, als er seinen kampflustigen Sohn ins Gras geschwungen. — Wer fällt, der liegt. — Es sterben nur die Feigen (Todesreifen). — Niemand lebt so starker, es müsse denn liegen todt. — O weh, daß vor Leide niemand sterben mag! so ruft Dietrich, als seine Getreuen erschlagen sind; es zeigt sich uns die Stärke jener Naturen, die eher Blut weinen oder sich die Glieder zerfleischen, als daß ihr Herz brechen könnte.

Durch das Ganze des Liederkreises regt sich eine muthige Laune, ein frischer Heldenscherz, den wir schon im Größern als Bestandtheil mehrerer Charaktere, Hildebrands, Wolfharts, Ilsans, Rumolts, sich gestalten sahen, der aber auch in vielen einzelnen Scherzreden sich ausspricht. Beliebt ist jene bittere Ironie, der Volkers Schwert ein Fidelbogen, Ilsans ein Predigerstab ist, oder Hagen beim Feste den allerbesten Trank schenkt. Die Fröhlichkeit erhält überhaupt ihre Bedeutung erst dadurch, daß sie auf ernstem Grunde ruht. Es ist die Kühnheit, die mit der Gefahr, mit dem Tode scherzt, die, wie jene nordischen Helden, lachend stirbt. Je nachdem die Heldenwelt noch in ihrer Blüthe steht, wie in den Rosengartenliedern, oder sich zum Untergange neigt, wie im Nibelungenliede, ist auch die helle oder die dunkle Seite mehr hervorgekehrt; im Ganzen aber lassen beiderlei Töne, der freudige und der klagende, Lieb und Leid, sich mit einander vernehmen. Wird in der Noth gescherzt, so wird in der Freude das Unheil vorgeahnt. Diese Vorahnungen aber äußern sich theils in weissagenden Träumen, wovon oben die Rede war, theils in einzelnen Mahnungen und Klagerufen, zumal am Schlusse der Strophen, welche unablässig auf nahendes Leid, auf Kampf und Mühsal, Nichtwiedersehen der Heimat und der Angehörigen, auf manches Helden Tod, auf das endliche allgemeine Verderben hinweisen.

Auch die heiterste Abenteuer des Nibelungenliedes, wie Siegfried Kriemhilden zuerst sah, schließt mit solcher Verkündigung seines jammer-

vollen Todes. Mit fröhlichem Gelächter endet das Laurinslied, mit Weinen und Klagen der Nibelunge Noth.

4. Gestaltung der Lieder.

Wie unter den angegebenen Bedingungen des Vortrags, in den beschriebenen Formen des Verses und des Stils der Sageninhalt sich zu kleinern oder größern Gedichten, insbesondre den auf uns gekommenen, gestaltet habe, ist nun zuletzt zu erörtern.

Von allen Arten des Vortrags trägt am meisten der Gesang das Gesetz des Maaßes und der Begrenzung in sich; wie er sich in Zeilen abmißt, in Strophen abrundet, so schließt er sich zu Gesängen, Liedern ab. Der Sänger und der Hörer bedürfen ebenmäßig bestimmter Ruhepuncte der Anstrengung und des Genusses, und je mehr von der gegebenen Zeit den Tönen angehört, um so kürzer ist sie den Worten zugemessen.

Das Gedächtnis des Sängers insbesondere scheint der Dauer des Vortrags und dem Umfange der Lieder ein Ziel zu setzen; ist dasselbe durch den Rhythmus des überlieferten Gesanges unterstützt, so ist es auch wieder dadurch gebunden; die Wahl der Worte und der Wortstellung ist viel beschränkter, als bei dem Erzähler in ungebundener Rede. Dennoch ist hier zweierlei zu bemerken. Einmal zeigen die Beispiele noch lebendiger Volkspoesie, daß da, wo mündliche Überlieferung die einzige ist, die Gedächtniskraft sich zu einem Grade steigern kann, wovon diejenigen kaum eine Vorstellung haben, welchen durch die Nachhülfe der Schrift eine stärkere Übung des Gedächtnisses entbehrlich und fremd geworden ist. Sodann werden wir uns eben für die blühendsten Zeiten des Volksgesanges den Vortrag nicht so ganz als Gedächtnissache zu denken haben. Vor der Einbildungskraft des Sängers stand die reiche Sagenwelt, er griff aus ihr die Gestalt, die Handlung, die ihm eben am hellsten erschien, die für Zeit und Ort, für die Empfänglichkeit der Hörer die angemessenste war, die sonst schon als ein besonderer Gesang vorgetragen zu werden pflegte; er veränderte, erweiterte, verkürzte, je nachdem es die innere Anschauung und die Erregung des Augenblicks mit sich brachte; die Erinnerung des einzelnen Wortes band oder irrte ihn nicht, denn eben hier kam ihm der stets bereite Vorrath des

epischen Stils entgegen, aus dem er nahm, wessen er zunächst bedurfte. War aber auf solche Art das Gedächtnis weniger in Anspruch genommen, so waren es um so mehr höhere Seelenkräfte und ein mäßiger Umfang des Vortrags um so nothwendiger. Noch mehr, als bei den Sängern von Beruf, musten die Lieder, so wie sie vom Volke selbst bei Arbeit und Festeslust gesungen, ja, wie noch jetzt auf den Faröeinseln, zum Tanze gebraucht wurden, auf geringen Umfang, einfache Situationen, wenige, aber starke Züge, beschränkt sein.

Vergleichen wir mit dieser nothwendigen Beschränkung den weiten Umkreis unsrer gesammten Heldensage, wie sie denselben schon seit unvordenklicher Zeit erlangt hatte, oder auch nur ihrer bedeutenderen Verzweigungen, von den Amelungen, Nibelungen, Hegelingen, ja selbst der Abenteuer einzelner Helden Wolfdietrichs, Dietrichs von Bern u. s. w., so folgt von selbst, daß der Gesang nicht anders, als rhapsodisch, sein konnte, d. h. daß aus dem großen Ganzen, welches nur in der allgemeinen Vorstellung des Volkes und der Sänger gleichzeitig und vollständig vorhanden war, immer nur einzelne, zwar zu einer selbständigen Handlung abgeschlossene, aber doch auf den allgemeinen Zusammenhang hinweisende Theile von mäßigem Umfang vorgetragen wurden. An Reichhaltigkeit, Verknüpfung und Ausführung verschieden, tauchten diese einzelnen Gebilde aus dem lebendigen Ganzen hervor und sanken auch wieder in demselben unter. Wurden sie aber durch die Schrift festgehalten, in verschiedenen Zeiten und aus verschiedenem Munde, so konnte derselbe Gegenstand in sehr abweichenden Darstellungen zu Tage kommen.

Von der rhapsodischen Behandlung des deutschen Epos zeugen nun auch bestimmte Nachrichten, worin uns einzelne Gesänge namhaft gemacht werden. Die Erzählung des angelsächsischen Gedichtes von dem Helden, der, im Zuge reitend, von Sigmunds Drachenkampfe singt, setzt ein Lied voraus, das recht eigentlich aus dem Stegreif gesungen werden konnte. Ein sächsischer Sänger, der 1131 an den dänischen Herzog Kanut mit verrätherischer Einladung zu einer Zusammenkunft mit seinem Verwandten, dem Schwedenkönig Magnus, abgesendet war, suchte den sorglosen Herzog versteckter Weise durch ein Lied vor dem vielbekannten Verrath Grimhildens an ihren Brüdern vergeblich zu

warnen[1] (Saxo S. 370 ff.). Der Marner, ein schwäbischer Dichter aus der letzten Hälfte des 13ten Jahrhunderts, sagt,[2] singe er den Leuten seine Lieder, so wolle der erste das, wie Dietrich von Bern[3] schied, der andre, wo König Ruther saß,[4] der dritte der Russen Sturm,[5] der vierte Eggehards Noth,[6] der fünfte, wen Kriemhild verrieth,[7] der sechste, wohin der Wilzen Volk gekommen,[8] der siebente Heimes oder Wittichs Sturm, Siegfrieds oder Ecken Tod; mancher auch hätte gern der Ymlunge (Nibelunge) Hort. Diese Stelle, die im Renner, einem Lehr- und Spruchgedichte des Hugo von Trimberg, um 1300, nachgeahmt ist, zählt eine Reihe größerer und kleinerer Bestandtheile unsres Sagenkreises auf, und sollte Marner auch nicht bei jedem derselben an ein ihm selbst in bestimmter Gestaltung zu Gebot stehendes Lied gedacht haben, so bestätigt er doch den rhapsodischen Gesang im Allgemeinen als das herkömmliche Verfahren.[9]

[1] Der Sänger trägt hier in einem Augenblicke, wo ihm kein langes Gehör gegönnt werden konnte, den Verrath Kriemhilds an ihren Brüdern vor; es konnte also nur ein kurzer rhapsodischer Gesang sein, den wir hiernach in der ersten Hälfte des 12ten Jahrhunderts bei Sachsen und Dänen gebräuchlich finden. Gegen die Wahrheit der Erzählung ist nichts einzuwenden; die Sache ist den Sitten der Zeit gemäß und Saxo selbst lebte nicht viel später (Heldens. 48). Doch hat der Gesang nicht anschlagen können, ohne irgend einen poetischen Stral hervorzurufen. Aus Kanuts treulos vergossenem Blute springt ein heilkräftiger Quell empor.

[2] Bodmers Minnes. II, 176. Grimms Heldens. 162.

[3] Dietrichs Flucht.

[4] Rother Z. 1.

[5] Wahrscheinlich das Otnitslied, wo der König Elias von Reußen gegen die heidnische Stadt Suders die Sturmfahne führt. Str. 309: Lieber öhin Elias, nim hin den sturmvanen (sagt Otnit). Str. 312: Mit zorne sprach der Russe: Gent mir in in die hant.

[6] Scheint ein Lied gemeint zu sein, das wir unter den deutschen vermissten, vom getreuen Eckhart, dem seine Pfleglinge, die Harlunge, von Ermenrich getödtet werden.

[7] Eben was jener sächsische Sänger gesungen, notissimam Grimildæ erga fratres perfidiam.

[8] Dietrichs Flucht 2455: Ez gewan konig Ermrich ain sun, der hiez Fridrich, den er sit versande hin zu der Wilze lande, daran man sin untruwe sach.

[9] Zweifelt man auch, ob der Marner sich hiebei wirklich durchaus bestimmte,

Wenn aber auch die äußere Form nothwendig rhapsodisch war, so liegt es doch im Begriffe der Rhapsodieen selbst, daß sie dem Inhalte nach schon vor der Aufzeichnung größere Zusammenhänge bildeten, und es sind daher der Idee nach umfassendere Dichtungen schon damals wirklich vorhanden gewesen.

Für die innere Liederbildung unterscheiden wir überhaupt zweierlei Verfahren: entweder hat eine einfache Anlage sich erweitert, bald indem sie ihre eigenen Triebe allmählich zu größerer Ausdehnung entwickelte, bald indem sie andere Bildungen, welche gleichfalls selbständig erwachsen waren, in ihren Bereich aufnahm; oder umgekehrt hat die reichere Entfaltung bald in einzelne, für sich abgerundete Theile sich aufgelöst, bald mit Abstreifung alles Entbehrlichen sich wieder auf die einfache Grundlage zurückgezogen. Von diesen verschiedenen, sich manigfach durchkreuzenden Thätigkeiten fällt die innere Ausdehnung und, wenn solche die Grenzen eines sangbaren Liedes überschreiten würde, die Auflösung in mehrere Rhapsodieen zunächst der Zeit des lebendigen Volksgesanges, die Sammlung des ursprünglich Getrennten der schriftlichen Auffassung, die Wiedervereinfachung endlich dem Bestreben anheim, die schriftliche Bearbeitung von neuem in Gesang umzusetzen.

Die einfachen Grundtypen, welche oft in den kleineren Liedern, weil diese nur noch einzelne Glieder des erweiterten Ganzen sind, nicht mehr vollständig erkannt werden, scheinen manchmal gerade in den weitläufigen und überfüllten Gedichten, in welchen jedoch der Keim unzerspalten blieb, am deutlichsten durch. Ob aber kleinere Sagenlieder aus größeren Dichtungen zusammengezogen oder noch im Zustande der Grundtypen begriffen seien, kann aus ihrer mehreren oder minderen lyrischen Wärme entnommen werden. Es ist ein Unterschied zwischen der poetischen Weise, welche nur dadurch, daß sie keiner Übergänge bedarf, abgerissen scheint, und zwischen der Zerrissenheit, die eine Folge des aufgelösten, nicht mehr verstandenen Zusammenhangs ist.

singbare Lieder gedacht, noch mehr, ob er, ein gelehrter Mann in seiner Zeit, der auch lateinische Verse machte, selbst solche Volkslieder gesungen, sondern nicht vielmehr bloß ein satirisches Bild der Verschiedenheit menschlicher Neigungen, welche nur in der Lust nach dem Golde zusammentreffen, habe geben wollen, so wird doch darin jedenfalls der rhapsodische Vortrag der Heldengesänge als das herkömmliche Verfahren vorausgesetzt.

Die Gedichte aus dem Kreis der deutschen Heldensage im besondern betrachtet.

Die Heldenlieder, von denen uns früher nur der Inhalt im allgemeinen Sagenzusammenhange in Betracht kam, gehe ich nun als einzelne Compositionen in der Art durch, daß ich von jedem, doch meist nur summarisch, die formelle Beschaffenheit, nach den vorbezeichneten Gesichtspuncten, die nachweisliche oder muthmaßliche Zeit der Abfassung in ihrer jetzigen Gestalt, den Dichter, wo er namhaft gemacht werden kann, und den poetischen Werth, nicht sowohl des sagenhaften Inhalts (denn dieser ist bereits erörtert worden), sondern der jeweiligen Bearbeitung angebe und nur bei denjenigen etwas länger verweile, welche irgend eine der formellen Richtungen vorzugsweise darstellen oder als ein größeres Kunstganzes, wie das Nibelungenlied, besondere Beachtung erheischen.

A. Amelungenkreis.

1. Hildebrandslied. Der Kampf des Vaters mit dem Sohne. Dieses Lied, dessen Inhalt wir vielfach besprochen, ist uns auch hier besonders merkwürdig. Es ist das älteste und jüngste zugleich der deutschen Heldensage. Das alte Gedicht ist von dem spätern Volksliede durch einen Zeitraum von wenigstens 700 Jahren getrennt (Grimm, Heldens. 23). Zugleich aber zeigt sich im Hildebrandsliede das einleuchtendste Beispiel der rhapsodischen Behandlung. Es hat, in jeder Gestalt, den geringsten Umfang unter den deutschen Heldenliedern, es enthält eine einfache, in sich abgeschlossene und verständliche Handlung; und diese Rhapsodie hat sich auch wirklich von allen am längsten im Gesang erhalten. Dabei aber erweist sie sich nicht minder auch als ein Glied des großen epischen Zusammenhangs; denn die Heimkehr des alten Helden nach vieljähriger Abwesenheit setzt die einstige Vertreibung und die übrigen Schicksale der Amelungen und Wölfinge voraus, worauf denn auch ausdrücklich Bezug genommen wird. Der Charakter des alten Hildebrand ist so gefaßt, wie er sich durch den ganzen Sagenkreis bewährt. Im ältesten Bruchstücke schon ist er der vielerfahrene, vielgewanderte, und im Volksliede

fehlt zugleich nicht der launige Zug, der ihn auch in sonstigen Abenteuern auszeichnet. Die Vergleichung der frühern Gestaltung des Liedes mit der spätern zeigt uns, in Dauer und Wechsel, nach Form und Inhalt, die lebendige Fortbildung des Volksgesanges. Endlich hat uns dieses Lied die weitgreifendsten Anknüpfungen an die allgemeine Sagenpoesie eröffnet.

Das Bruchstück des Liedes von Hildebrand und Hadubrand, aus dem 8ten Jahrhundert, der Sprache nach auf der Grenze des Hoch- und Niederdeutschen, ist lange Zeit für Prosa genommen worden. Die Brüder Grimm haben den Stabreim erkannt und es hiernach in ihrer Ausgabe, Cassel 1812, in 61 stabgereimte Langzeilen abgetheilt. In Beziehung auf die durch Karl den großen veranstaltete Aufzeichnung der alten, deutschen Heldenlieder äußert W. Grimm (Heldens. 27) als sehr wahrscheinliche Vermuthung, „daß in dem Hildebrandslied noch ein Bruchstück von der Darstellungsweise jener Zeit sich erhalten habe.“

Mit diesem Fragmente sind die erste und letzte Blattseite einer Pergamenthandschrift des 9ten, vielleicht schon 8ten, Jahrhunderts beschrieben, welche, vormals dem Kloster Fulda gehörig, sich auf der Bibliothek zu Kassel befindet und das Buch der Weisheit, Jesus Sirach und andres Geistliche in lateinischer Sprache enthält. Das Lied ist, mit Ausnahme von 8 Zeilen, bei welchen der Schreiber unterbrochen worden zu sein scheint, von derselben Hand geschrieben, von welcher ein Theil des geistlichen Inhalts herrührt. Da der Codex unmangelhaft ist, so haben wir das Abbrechen des Liedes beim Beginne des Kampfes nur dem Mangel an Raum beizumessen; es waren an der fertigen Handschrift eben nur jene beiden Seiten leer geblieben (De Hildebr. antiquiss. carm. teuton. fragm. ed. G. Grimm, Gott. 1830, præfat.). In dieser Aufzeichnung durch gelehrte Hand mag auch der Ausdruck gedehnt und dadurch die raschere Bewegung des Stabreims gestört worden sein. Das Gedicht selbst bezieht sich im Eingang auf Sagenhören. V. 1: Ik gihôrta dhat seggen u. s. w.

Das spätere Volkslied, in 20 Strophen der epischen Versweise, ist theils in Handschriften des 15ten Jahrhunderts, theils in Drucken des 16ten und 17ten Jahrhunderts, zum Theil als fliegendes Blatt, vorhanden; einmal mit der Überschrift: „Vom alten Hildebrand, ein schöner Meistergesang.“ Von diesem Lied erhielt die epische Weise den Namen

Hildebrandston, in welcher auch christliche Kirchengesänge gedichtet wurden. In dem christlichen Gesangbüchlein, Coburg 1621, ist als Melodie eines solchen überschrieben: Ich will zu Land aufsreiten, sprach sich Meister Hildebrandt (Koch, Compend. II, 87).

Auch im Heldenbuche Kaspars von der Röhn findet sich eine Bearbeitung des Hildebrandsliedes, in 29 Strophen. Sie fällt um 1472. Die Gestalt des Liedes in den Drucken ist aber offenbar älter und echter und scheint sich über das 15te Jahrhundert hinaufzuziehen. Bei Kaspar von der Röhn ist die epische Strophe mit Zwischenreimen in den Einschnitten versetzt und dadurch achtzeilig geworden; dadurch ist aber auch das mit diesem Verfahren gewöhnlich verbundene Flickwerk in das Lied gekommen. Die Erweiterung um 9 Strophen (Str. 5. 18 ff.) rührt hauptsächlich daher, daß gegen den Schluß noch ein Scheinkampf vor der von der Burgzinne zuschauenden Mutter eingeschoben ist, in welchem der Vater sich anstellt, als ob er sich dem Sohne gefangen gebe. Durch diese Zuthat sollte ohne Zweifel erklärt werden, warum Frau Ute den Alten für einen Gefangenen ihres Sohnes hält.

Endlich besitzen wir das Hildebrandslied auch dänisch, doch nicht im Wege der freiern Überlieferung, sondern fast wörtlich übersetzt. Gut ist der eigenthümliche Zug, daß der Sohn zur Mutter sagt: „Dein Gefangner soll er sein!" (Str. 19: Hör du, allerkiæreste Moder min, din Fange skal her være.)

Alle diese Gestaltungen des Liedes sammt den entsprechenden Capiteln der Wilkinensage (Cap. 375—8) sind in der grimmischen Ausgabe des ältesten Bruchstücks mitabgedruckt.

Rhapsodische Darstellungen einzelner Kampfabenteuer sind ferner:

2. Sigenot; wie Dietrich von Bern von diesem Riesen überwunden, in eine Höhle geworfen und dann von seinem Meister Hildebrand, gegen dessen Rath er ausgeritten und der den Riesen erschlägt, aus der Haft erlöst wird; und

3. Ecken Ausfahrt; wie der streitlustige, riesenhafte Läufer Ecke im Kampfe mit Dietrich seinen Tod findet.

Man hat diese beiden Lieder bisher nur in Papierhandschriften und Drucken des 15ten und 16ten Jahrhunderts gekannt, und auch die dreizehnzeilige, meistersängerisch gebaute Strophe schien auf spätere Abfassung hinzuweisen. Sigenot enthielt 196, Ecken Ausfahrt 284 solcher

Strophen (nach Kaspars von der Röhn Überarbeitung 205 und 311). Nun aber hat der Freiherr von Laßberg beide Lieder in einer Pergamenthandschrift des 13ten Jahrhunderts aufgefunden, worin das erstere nur 44, das letztere, übrigens am Ende mangelhaft, 244 Strophen zählt.

Die Strophenart ist die gleiche und bewährt sich also doch als eine schon im 13ten Jahrhundert gebrauchte. Den Verfasser der Lieder in dieser ältern Gestalt glaube ich entdeckt zu haben: er hieß Heinrich von Leinau (Lînouwe). Rudolf von Ems, der im 2ten Viertel des 13ten Jahrhunderts dichtete, spricht in seinem Rittergedichte Wilhelm von Orleans (dessen einzige Pergamenthandschrift dieselbe ist, in welcher sich die beiden Heldenlieder befinden), zur vrou Âventiure (Cod. Laßb. S. 13. C. 2):

Ouch wære iuwer getihte
Komen in bezzer schouwe
Mit dem von Lînouwe,
Der Ekkenes manheit
Hât getihtet und geseit;
Daz ist der Wallære.

Und derselbe Dichter sagt in seiner Alexandreis (Misc. II, 292):

Her Heinrich von Lînouwe
Hât ouch vil süeze arebeit
An den Wallære geleit.

Die erstere Stelle ist zwar schon früher auf ein Gedicht von Eckes Wanderung richtig gedeutet worden; denn Waller bedeutet einen Fußwandrer, was Ecke in ausgezeichnetem Maße ist. Aber der Dichter ist auch im Liede selbst, nach allen Gestalten desselben, genannt, wenn man nur die Lesart richtig stellt. Eine Strophe beginnt darin (Cod. Laßb. S. 137a):

Erst sait von Lune Helferich,[1]
Wie zweene fürsten lobelich
Im walde zesamen kamen,
Her Egge und ouch her Ditherich,
Die riuwend baide sament mich,
Won si den schaden namen.

[1] Bei v. d. Hagen Str. 78: Das sait vns von Lon Helffereich u. s. w. Andere Lesart: Uns sait von Lütringe.

Hieraus hat man bald auf einen sonst gänzlich unbekannten Dichter Helfrich von Lutringen (Misc. II, 194) gerathen; bald, da kurz vorher im Liede von einem durch Dietrich schwerverwundeten Helfrich von Lune (oder Lone) die Rede war, diese Stelle als ein Beispiel angeführt, daß die Dichter zuweilen sprechen, als hätten sie etwas aus des Helden eigenem Munde (Iwein, von Benecke und Lachmann S. 399. Z. 6497). Es wäre aber an sich schon und noch mehr im Zusammenhange des Liedes sehr gezwungen, daß ein Held, den die Erzählung bereits verlassen hatte und der beim Kampfe Dietrichs mit Ecken gar nicht zugegen war, als Zeuge desselben angeführt werden sollte. Die einfache Auskunft ist, nach Anweisung Rudolfs von Ems, zu lesen: Erst seit von Lînouwe Heinrich. Der Schreiber, dem dieser Dichtername unbekannt war, setzte statt desselben den kurz zuvor geschriebenen eines Helden. In einer der vorhergehenden Strophen hieß es (Cod. Laßb. S. 136 b): Helfrich von lun der nam ist min, oder (von der Hagen Str. 64): ich haifs von Lone her Helffreich u. s. w.

Das Geschlecht von Linouwe kann, nach Laßbergs handschriftlichen Bemerkungen, entweder auf Laimnau, bei Tettnang, von wo in einer Urkunde von 1271 ein Hainricus de Laimowe (es vererbten sich in den Geschlechtern gewisse Lieblingsnamen) unter den Schiedsleuten vorkommt, oder auf Leinau im Algäu (unweit des Klosters Irsee), welches auch gleichnamige Edelleute hatte, bezogen werden; beide Orte in jener obern Gegend, wo Rudolf von Ems selbst und so viele andre Dichter und Freunde der Dichtkunst im 13ten Jahrhundert zu Hause waren.

Daß auch Sigenot von demselben Dichter herrühre, zeigt nicht bloß die Gleichheit des Tons in beiden Liedern, sondern auch der äußere Zusammenhang, in den sie in jener ältesten Handschrift gesetzt sind. Die letzte Strophe des Sigenot schließt hier mit den Worten:

Sus hebt sich Eggen liet.

So finden wir also zu der Zeit, als der Ritterstand sonst mit Vorliebe sich der wälschen Ritterdichtung zugewendet hatte, doch einen Dichter dieses Standes noch ganz in der heimischen Sagenwelt befangen; denn außer den von ihm selbst bearbeiteten Stoffen zeigt er auch noch seine genaue Bekanntschaft mit andern Theilen des Heldenkreises, auf die er anspielt, namentlich dem Liede von Wolfdietrich und Otnit. Die

Beziehung auf diese Helden ist so speciell und mit der jetzt bekannten Fassung des Wolfdietrichslieds bis auf einzelne Worte zutreffend, daß uns dieses Lied, welches noch W. Grimm (Heldens. 371) in der Auffassung, in der wir es besitzen, in die zweite Hälfte des 13ten Jahrhunderts setzt, ziemlich höher hinaufgerückt wird. Auch auf die Schlacht vor Raben und auf den hörnenen Siegfried wird hier schon angespielt.

Welches Verdienst dem Heinrich von Linouwe in der Darstellung der Gestalten und Charaktere, in der Ausmalung der Waldkämpfe u. s. w. zukomme, oder was er hierin schon vorgefunden, läßt sich nicht genauer beurtheilen. Daß in der Sprache nicht dieselbe Gewandtheit herrscht, wie bei andern ritterlichen Dichtern dieses Jahrhunderts, daran mag die etwas schwerfällige Versweise Schuld haben. Auf eine schon vorhandene schriftliche Quelle scheint der Ausdruck: als ich las (Sigen. XXX) zu weisen. Doch findet man auch wieder (Ecke S. 139 b):

Dar nach hûb sich ir alter has,
Do wart alrerst gestritten baz
Daz wissint von den lieden.
Sich brûst ir baider herzelait,
Davon (man) noch singet vnde sait,
E daz si sich da schiden;

was auf mündliche Überlieferung deutet. Vielleicht wurde beides benützt. Im Eingange des Sigenot mahnt der Dichter zum Stillschweigen:

Woltent ir herren nu gedagen,
Ich wolt iu vrömdiu mære sagen.

Er hat sich dabei wohl Hörer des Vorzulesenden gedacht.

Sigenot hat übrigens bei ihm noch das gehörige Maaß (44 Str.) für den Vortrag im Gesange; dagegen ist das Lied von Ecke durch episodisches Beiwerk schon sehr erweitert, wie es auch nachher dem Sigenot geschehen ist.

Daß aber von Ecke und seinem Kampf mit Dietrich viel und volksmäßig gesungen worden, davon zeugen außer den vorangeführten Stellen von Marner und im Renner [S. 403 f.] u. a. noch folgende [S. 351]: Konrad von Würzburg (Minnes. II, 207 a):

Alsus kan ich lîren,
sprach einer, der von Eggen sang,

und eine weitere Stelle im Renner (Heldens. S. 171):

> Wie her Dietrich falt mit hern Ecken
> und wie hie vor die alten recken
> durch frouwen sint verhouwen,
> daz hœret man noch manige frouwen
> mê klagen und weinen ze manigen stunden,
> wan unsers herren heilige wunden.

4. Laurin. Similde, die Schwester Dietleibs von Steier, wird von diesem Zwergkönige entführt und dann von ihrem Bruder, mit Hülfe Dietrichs von Bern, Hildebrands und Wittichs nach manchen Abenteuern und Kämpfen in Laurins Rosengarten und den hohlen Bergen wieder zurückgebracht.

Schwedische und dänische Volksballaden haben öfters die Entführung einer Jungfrau durch den Bergkönig zum Gegenstande. Dieses ist auch die einfache Unterlage des Gedichtes von Laurin, auf welche dann aber mehrere Helden des Amelungenkreises in einer neuen und belustigenden Darstellung ihrer bekannten Charaktere zusammengeführt sind.

Grimm hält den Laurin für eine tirolische Zwerg- oder Elfensage, welche erst im 14ten Jahrhundert diese Umwandlung zum Heldenlied erfahren zu haben scheine; denn frühere Zeugnisse seien nicht vorhanden und das Lied vom Wartburgkriege, welches zuerst Laurins gedenke, sage noch nicht das geringste von der Beziehung auf Dietleib und Dietrich von Bern, obgleich die Stelle ziemlich ausführlich spreche.

Gleichwohl bezieht nicht nur das Lied sich auf eine schon früher niedergeschriebene Sage,[1] sondern es ist auch zu bezweifeln, daß noch im 14ten Jahrhundert in diesem Kreise ein Gedicht von solcher Lebenskraft habe erzeugt werden können. Dieser Zweifel begründet sich besonders, wenn man mit diesem Gedicht eine dem genannten Jahrhundert angehörende Fortsetzung desselben vergleicht, welche den Heerzug Walbarans, eines Verwandten von Laurin, gegen Bern beschreibt und von allem lebendigen Sagengehalt entblößt ist.

In zwei Handschriften des Laurin und im gedruckten Heldenbuche ist ein in den übrigen Ausgaben fehlender Schluß angehängt, worin

[1] V. 4: Als man daz geschriben vint.

der Dichter genannt wird, Heinrich von Ofterdingen. Diese Zeilen sind jedoch als eine spätere Anfügung verdächtig (Ettm. S. 6. Grimm, Heldens. 275). Von Heinrich von Ofterdingen selbst wird anderswo die Rede sein.

Die „sehr lustige Chronik von dem berühmten König Laurin" ist auch als dänisches Volksbuch vorhanden (Grundr. 69).

5. Die Rosengartenlieder. Der Zwölfkampf der Amelungen mit den rheinischen Helden im Rosengarten zu Worms; in viererlei Darstellungen (die Bearbeitung des Kaspar von der Röhn mitbegriffen), welche in der Anlage zusammentreffen, aber in den Nebenumständen, namentlich in den Anstalten, welche für die Heldenfahrt gemacht werden, und den Personen mancher Theilnehmer am Kampfe, von einander abweichen. Daß ein solcher Zwölfkampf ursprünglich wohl als ein Lied gesungen werden konnte, zeigen die noch vorhandenen dänischen Balladen desselben Inhalts.

Durch umständlichere Ausführung der Botschaft, wodurch die Bernerhelden an den Rhein geladen werden, und der Zurüstungen, welche sie selbst für ihre Fahrt treffen, dann besonders auch durch die Vorliebe, mit welcher die Erscheinung des streitbaren Mönches Ilsan ausgemalt sind, haben sich die Lieder bedeutend ausgedehnt. Das in von der Hagen und Primissers Heldenbuch abgedruckte hat 2464 epische Langzeilen. Was die Quelle betrifft, so wird sich in den verschiedenen Darstellungen bald auf das Buch, bald auf das Lied bezogen (tuot uns daz buoch [daz liet] bekant). Ein Dichter ist nirgends benannt. Der Ton hat noch viel von der Raschheit und Frische des Volksgesanges und ein rüstiger, derber Heldenscherz zieht hindurch. Der Reim ist freier behandelt, als in kunstgerechten Rittergedichten. Die erste, anderwärtige Erwähnung des Inhalts dieser Lieder findet sich in der um 1295 geschriebenen Reimchronik Ottokars von Horneck (Heldens. 170, 3). Auch aus der scherzhaft-plumpen Weise, mit welcher im Mönch Ilsan das Klosterleben verspottet werde, nimmt W. Grimm Anlaß, die jetzt vorliegende Auffassung dieser Lieder in die zweite Hälfte des 13ten Jahrhunderts zu setzen (Heldens. 371). Die Verschiedenheit der Darstellungen zeugt übrigens davon, daß die gemeinschaftliche Grundanlage, welche um diese Zeit sich so manigfach verzweigen konnte (auch die Wilkinensage giebt eine eigenthümliche Darstellung), weit älter sein müsse, und

selbst die Erscheinung einer streitbaren Geistlichkeit fanden wir sehr frühe schon geschichtlich begründet.

6. Dietrichs Flucht. Dietrich von Bern weicht, um seine sieben gefangene Recken, welche Ermenrich aufzuhängen droht, vom Tode zu retten, von seinem Erbe zu den Hunnen. Wie Dietrîch von Berne schiet, ist eine der vom Marner aufgezählten Rhapsodieen. Der Gegenstand konnte auch füglich im Umfange eines singbaren Liedes behandelt sein. Davon ist freilich das auf uns gekommene Gedicht von Dietrichs Flucht in 10100 kurzen Reimzeilen weit entfernt. In diesem weitschweifigen Werke verschwindet fast der Sagenkern unter der breiten, farblos trockenen Erzählung. Der prosaische Sagenauszug beim gedruckten Heldenbuche giebt auf zwei Columnen (Bl. 271) die rührende Geschichte viel eindringlicher, als sie in dem ausführlichen Gedichte hervortritt. Letzteres gehört nach allen Anzeichen in das 14te Jahrhundert. Der Verfasser beruft sich öfters auf ein Buch. Mitten im Liede, in einer eingestreuten Klage über Gebrechen der Zeit, heißt es Z. 7977:

> Dise wernden swere
> die hat heimlich [Haiarich] der Vogelere
> gesprochen und getichtet.

Wir haben hier den Namen des Verfassers, von dem anderwärts nichts bekannt ist. An der Stelle, wo er sich nennt, sowie an mehreren andern, rügt er Übelstände seiner Zeit, doch ohne bestimmte geschichtliche oder örtliche Beziehung.

Insbesondre ist sein Tadel gegen die Fürsten und das Benehmen derselben im Verhältnis zu dem minder mächtigen Adel, den Grafen, Freien und Dienstmannen, denen jene ihren Dienst nicht gehörig lohnen, gerichtet. Gezwungener und unvergoltener Dienst sei jetzt der Welt gröste Klage. Heute komm' ein Bote und heiße die Herren wohl gekleidet zu Hofe fahren. Sie versetzen dann Rente und Feld und verkaufen ihre Huben. Da komm' ein andrer Bote gerannt und gebiete ihnen statt der Hoffahrt zu einer Heerfahrt mit vielen Gesellen. Davon verderben sie und ersterben in Armuth. Er stellt den Ungerechten, die jetzt Fürsten genannt seien, die alten gegenüber, von denen sein Lied handelt, und stößt gegen jene heftige Verwünschungen aus; Z. 225 (vgl. 7948 ff.):

laz(en) wir ir den teuvel walten
und sagen von den alten!
die waren getreuw und tugenthaft.

Den Grafen, Freien und Dienstmannen aber wünscht er Z. 7995:

so ge uber uch der gotes segen
und geringe uwer leit uf alle(n) wegen!

Diese Gegensätze machen wahrscheinlich, daß der Verfasser des Gedichtes im Dienst eines der unzufriedenen Grafen oder Freien gestanden sei, dem er damit zu Gefallen sprach. Derselbe zeigt einige Belesenheit in den Rittergedichten, er spielt auf Artus, den Gral u. s. w. an. Seine Bekanntschaft mit den italischen Örtlichkeiten mag auf eigener Erfahrung beruhen.

7. Schlacht vor Raben. Dieses Gedicht in 1140 sechszeiligen Strophen erzählt die Kämpfe, welche Dietrich, mit einem hunnischen Hülfsheere versehen, besonders in der großen Schlacht vor Raben, besteht, um sein Erbe wieder zu gewinnen. Das Bedeutendste aber ist eine Episode dieser Kämpfe, wie nemlich die in Dietrichs Obhut gegebenen beiden Söhne des Königs Etzel, sammt Dietrichs Bruder Diethern, von Wittich erschlagen werden und wie dann Dietrich, der sich im Schmerz darüber ein Glied aus der Hand gebissen, Wittichen zornglühend verfolgt, bis diesen seine Ahnfrau in den Grund des Meeres aufnimmt. Diese Begebenheit, welche, durch das lange Gedicht zerstreut, den eigentlich sagenhaften Bestand desselben ausmacht, war ganz geeignet, sich einst zu einem rhapsodischen Gesang abgeschlossen zu haben. Man findet auch schon in der ersten Hälfte des 13ten Jahrhunderts Anspielungen darauf. Im Liede von Ecken Ausfahrt, das wir dem Heinrich von Leinau aus dieser Zeit zugeschieden, sagt Fasolt, Eckes Bruder, zu Dietrich, in ihn sei das Herz seines Bruders Diether gefahren, den Wittich vor Raben erschlagen, worüber dieser in den See entrinnen müssen. Hiedurch seines Bruders und der Söhne Helchens gemahnt, wird Dietrich grimmig zum Kampfe gegen Fasolt (vgl. Heldens. 216 f.). Auch Wernher der Gartenäre, ein niederösterreichischer Dichter,[1] zwischen 1239—46, führt in seiner Erzählung vom Maier Helmbrecht unter

[1] [Pfeiffer, Forschung und Kritik I, 3, Muffat, bayerische Zeitung 8 Oct. 1863, Keinz in der neuen Ausgabe, München 1863, und Hofmann in den Münchner Sitzungsberichten 5 Nov. 1864 vindicieren den Dichter Bayern. K.]

den Bildern, die auf der Haube (Mütze) des jungen Bauern zu sehen gewesen, Folgendes an (Heldens. S. 157):

von frowen Helchen kinden,
wie diu wîlent vor Raben
den lîp in sturme verloren haben,
dô si sluoc her Witege,
der küene und der unsitege,
und Diethern von Berne.

Auch in diesem Gedichte wird sich auf ein Buch bezogen (Str. 79). Es knüpft ausdrücklich an das von Dietrichs Flucht an (vgl. Str. 80). Darstellung, Ausdrücke, Bilder, Wendungen, Reimgebrauch verrathen auch durchaus den gleichen Verfasser beider Gedichte. Nur hat die strophische Versart der Schlacht vor Raben diesem Liede mehr epische Haltung gegeben. Die Verwünschung der eigenen Zeit und das Lob der vergangenen fehlt hier nicht (Str. 95—100. Vgl. 260). Der Dichter wünscht sogar, längst gestorben zu sein (Str. 99.)

Einige Widersprüche in der Erzählung von Nebenumständen, welche W. Grimm (Heldens. 208 ff. 372 oben) aushebt, beweisen bei einer solchen Übereinstimmung im Ganzen nicht gegen einen gemeinsamen Verfasser. Man findet solche Widersprüche selbst in den einzelnen größeren Gedichten.

8. Alpharts Tod. Wie der junge Wölfing Alphart, um auch zu den Recken gezählt zu sein, von Bern auf die Warte ausreitet, dort von seinem Oheim Hildebrand geprüft, dann von den Mordrecken Wittich und Heime im Kampfe zweier gegen einen erschlagen und zuletzt von den Seinigen in blutiger Schlacht gerochen wird. Das Gedicht bildet eine in sich rhapsodisch abgerundete Episode aus den Kriegen Dietrichs mit Ermenrich. Es besteht in 467 epischen Strophen, jedoch in der einzig vorhandenen Handschrift sowohl am Anfang als in der Mitte lückenhaft. Gerade, wo dem tapfern Alphart sein junges Leben abgerissen wird, reißt (in Str. 305) das Lied ab und hebt dann erst mit den Zurüstungen zur Rache wieder an. Dazwischen lag ohne Zweifel die Klage um den Jüngling und die Bestattung. Zu seinem Grabe wird späterhin der Mönch Ilsan geführt (Str. 409 f.). Ein Dichter ist nicht genannt. Str. 45 wird sich auf ein deutsches Buch berufen.

Grimm, der das Lied in die zweite Hälfte des 13ten Jahrhunderts setzt (Heldens. 355. 371), hält das Ganze für eine Nachahmung von dem Kampf der Söhne Etzels mit Wittich und ihrem rührenden Tode. Die Ähnlichkeit ist nicht zu verkennen; aber jedenfalls ist es eine lebendige Ausbildung der gleichen Anlage. Ich halte dieses Lied besonders in dem vordern Theile für eines der bestausgeführten. Die manigfachen Motive sind schön verwoben und des gestörten Textes unerachtet vernimmt man noch die rechte Weise des epischen Volksgesangs.

9. Biterolf und Dietleib. Biterolf, König zu Tolet, verläßt heimlich Weib und Kind, um die gepriesene Macht des Hunnenkönigs Etzel selbst kennen zu lernen, und begiebt sich unerkannt in dessen Dienst. Als sein Sohn Dietleib kaum herangewachsen, beschließt er, seinen Vater zu suchen, zieht auch zu Etzeln und findet den Vater mitten in der Schlacht. Eine Beleidigung, welche der junge Dietleib auf seiner Fahrt von den rheinischen Königen, bei Worms, erfahren, veranlaßt einen großen Heerzug dahin, wozu Etzel seine Hülfe giebt, auch Dietrich mit seinen Recken, sowie Ermenrichs Helden mit ausreiten. Nach siegreichem Kampfe kehren Biterolf und Dietleib zu Etzeln zurück und werden von ihm mit der Steiermark begabt, wo sie sich mit den Ihrigen niederlassen.

Dieses weitläufige Gedicht des 13ten Jahrhunderts, in nicht weniger als 13510 unstrophischen Reimzeilen, verkündigt sich als Überarbeitung eines ältern Schriftwerks. Es ist (wie auch Grimm, Heldens. 127 es bezeichnet), außer in Einzelheiten, nicht als echte, lebendig fortgebildete Sage, sondern als eine willkührliche Erdichtung zu betrachten. Mit der Erzählung von Dietleibs Abenteuern in der Wilkinensage hat es nichts gemein. Ich habe in den Umrissen eigentlich nur den Kampf Dietleibs mit seinem Sohne als wirklich sagenhaft auszuheben gewußt; aber auch dieß ist nur eine veränderte Gestaltung des Hildebrandsliedes und bloß der Zug eigenthümlich, daß der Vater den Sohn am Klange des Schwertes kennt. Den grösten Bestandtheil des Gedichts macht die Kriegsfahrt gegen die Könige zu Worms aus; aber eben hierin kann ich nur eine im Geschmack der Ritterzeit vorgenommene Nachbildung der Kämpfe im Rosengarten erkennen, welche sich bis auf einzelne Züge erstreckt; so wird auch hier der zweifelmüthige Dietrich von Wolfhart getadelt und von Hildebrand versucht (Z. 7803—12. 52—170).

Die mangelnde Kraft der inneren Sagenbildung sollte nun durch einen bedeutenden äußerlichen Aufwand ersetzt werden. Es sollten hier die Helden und Heldinnen aller deutschen Sagenkreise in einer bisher noch unerhörten Vollständigkeit versammelt werden. Was irgend von berühmtern oder weniger berühmten Namen aus Lied und Sage bekannt war, wurde auf die eine oder die andre Seite zu dem großen Kampffeste geladen und die Helden, welche Gunthern zureiten, bringen jeder auch seine namenkundige Liebste mit, um von der Stadt aus den Kämpfen zuzuschauen. Der Dichter ist sich dessen wohl bewust und macht wiederholt darauf aufmerksam, daß nie in einem Gedichte so viele Recken beisammen gewesen (10667—71. 11366—84. 12237—40. 13021—27). Die namhafteren Helden werden nun nicht nur nach ihren bekannten Eigenschaften in Handlung gesetzt, sondern es werden ihnen auch ihre eigenthümlichen Wappen auf die Schilde gemalt und ihre sonstigen Abenteuer, so weit sie dieser Versammlung vorhergehend angenommen werden, mit gelehrter Sagenkunde angedeutet. Helden gleichen Namens werden belehrend unterschieden (6001—12 zwei Ortwine); weil die vorgelegenen Lieder den Vater Gunthers und der burgundischen Königsgeschwister bald Dankrat, bald Gibich nannten, so werden nun diese beide als frühere Herren des Landes aufgeführt (2617—23).

So wenig nun diese Anstrengungen dem Werke poetischen Gehalt verschaffen konnten, so haben sie ihm doch für unsre Kenntnis der damaligen Beschaffenheit der Heldensage einen litterarischen Werth gegeben, und von dieser Seite hat Grimm für seine Zeugnisse über die deutsche Sage vielen Gewinn daraus gezogen. Wir sehen namentlich auch aus diesem Gedichte, wie manches uns aus den heimischen Sagenkreisen, wie das 13te Jahrhundert sie kannte, verloren oder noch verborgen ist.

Vom epischen Stil ist manches gelehrterweise beibehalten, zugleich aber mit dem der Rittergedichte versetzt und ebenso sind die Heldenkämpfe der alten Art mit ritterlichen Kampfspielen seltsam gepaart, wozu jedoch schon ältere Gedichte, namentlich das Nibelungenlied, Anlaß gegeben hatten. Charakteristisch ist für diesen Wechsel der Sitte, daß gerade dem kampfdurstigen Wolfhart zu Liebe, in dem wir noch eine Erinnerung an die altheidnische Berserkerwuth gefunden, ein Turnier veranstaltet wird, das ihm noch etwas neues ist (Z. 8195 ff.).

Der Verfasser des Dichtwerks ist unbekannt. Über seine Heimat läßt sich aus diesem nur so viel mit Sicherheit entnehmen, daß er kein Baier war. Das Land Baiern wird wiederholt als ein durch Raub unsichres geschildert (3145—50. 3177—94. 6578—636. 10742—7), wozu gleichfalls schon das Nibelungenlied Anlaß giebt; auch die Helden aus Baiern, die im Gedicht auftreten, werden als raublustig dargestellt und davon auf die Baiern überhaupt die Anwendung gemacht (Z. 6623 ff.).

Auch noch Mautern (Maularen) in Österreich (Osterlant) ist von Rittern bewohnt, die den Gästen ihr Gut nehmen wollen (Z. 1044), so man noch dicke den gesten tůt.

Im Gegensatze von Baiern wird Ostfranken als ein wohl befriedetes und wohl gesegnetes Land gerühmt (Z. 3115 ff. 3140 ff.).

Steierland, das Biterolf und Dietleib von Etzeln empfangen, wird gleichfalls sehr vortheilhaft beschrieben: reich an Wald und Waide, Korn und Wein, Wild und Fischen, auch mit Gold, Silber und Salz versehen. Edle Ritter und Dienstmannen hat es und die besten Burgställe. Auch von Hünenland kennt er Grund und Boden und zeigt überhaupt geographische Kenntnisse, so daß man ihn nirgends als heimisch erfassen kann (vgl. Heldens. 125).

10. Dietrichs Drachenkämpfe; in dem Heldenbuche Kaspars von der Röhn, der, wie er selbst angiebt, seine Quelle von 408 Strophen auf 130 reduciert (so vil unnüczer wort man list).

Die strophische Versart ist wie im Sigenot und Ecken Ausfahrt. Eine andere Darstellung ist nur handschriftlich vorhanden; auch von dieser versichert Grimm (Heldens. 266), daß sie unbeholfen und schwerfällig sei, selbst noch mehr als Kaspars Bearbeitungen, ohne Zweifel ein Erzeugnis der spätesten Zeit. Unter dem Gewimmel von Drachen, Riesen und Zwergen ist in diesen Abenteuern der echte Sageninhalt, sofern überhaupt ein solcher vorhanden war, verschwunden, und ich habe nichts daraus in die Umrisse aufnehmen können.

11. Etzels Hofhaltung; bei Caspar von der Röhn, in 215 achtzeiligen Strophen, eine Art allegorischer Dichtung. Da auch von ihr in der Darstellung der Sage selbst kein Gebrauch zu machen war, so verweise ich über ihren Inhalt auf den Auszug in Hagens Heldenbildern S. 105 ff. Es wird sich dabei bemerklich machen, was es mit

solchen bodenlosen Compositionen, im Gegensatze echter Sagendichtung, für eine Betwandtnis habe.

12. Rother. Dieser König hat seine Boten ausgeschickt, um die Tochter Constantins zu Constantinopel zu werben. Als sie gefangen gehalten werden, zieht er selbst aus, sie zu befreien, und sie erkennen ihn an den Harfenschlägen, die er ihnen bei der Abreise zum Wahrzeichen seiner Hülfe angeschlagen. Er bringt sie zurück, zusammt der Braut, die er durch List auf sein Schiff geführt.

In diesen Grundzügen des Gedichts fanden wir zugleich dessen Anhalt im gothischen Sagenkreise. Darauf beschränkt kann es auch wohl in den Grenzen eines Gesanges gedacht werden. In der Abfassung aber, in welcher wir es aus der zweiten Hälfte des 12ten Jahrhunderts besitzen, nimmt es 5185 nichtstrophische Reimzeilen ein, wobei noch am Schlusse einiges fehlt. Nicht bloß ist schon eine über das Maaß des epischen Gesanges gehende Ausführlichkeit in Reden und Beschreibungen eingetreten, sondern es ist auch mehr als ein Drittheil des Gedichtes weiteren Abenteuern eingeräumt, welche der Hauptbegebenheit nachfolgen. Der gothischen Grundlage, der Befreiung der gefangenen Dienstmannen durch ihren König, war schon in jenem vordern Theile die Entführung der Braut eingefügt. Dieser Bestandtheil entfaltet sich nun weiter; König Constantin läßt seine Tochter durch einen Spielmann, der sich als Kaufmann anstellt, auf ein Schiff locken und zurückentführen, sie soll nun dem Sohne des Heidenkönigs Ymelot vermählt werden und Rother muß sie mit großer Gefahr zum zweiten mal erringen. Hiedurch tritt dann das Gedicht in weitere Sagenverwandtschaft mit andern Brautfahrten und Entführungsgeschichten, im Otnitsliede, in der Hegelingensage und besonders im Gedichte von Salomon und Morolf.

Das Rotherslied ist von unverkennbarem poetischem Werthe. Die Hauptscenen, wie der König sich der Braut beim Anziehen der Goldschuhe und seinen Recken durch das Harfenspiel kund giebt, sind lebendig ausgeführt; die Frische des echten Sagenhauchs erhält sich noch neben dem schon aufkommenden Glanze in Ausmalung der Kleiderpracht, des Waffen- und Pferdeschmucks.

Der Verfasser des Gedichts in seiner jetzigen Gestalt hat eine schriftliche Quelle vor sich gehabt, die er bald das Lied, bald das Buch nennt. Die Sprache hat manches Niederdeutsche, allein bei der schlechten

Beschaffenheit der einzigen Handschrift und dem im 12ten Jahrhundert noch unvollkommenen Reime läßt sich nicht bestimmt unterscheiden, was dem Dichter oder was dem Schreiber angehöre. Das Lob, welches ersterer den Baiern spendet (ein Gegenstück zu dem Tadel im Dietleibsliede), die Verherrlichung eines oberbairischen Fürstengeschlechtes, des von Andechs, worauf es hier angesehen ist, weist uns in jene Gegend. Die frommen Reden und Betrachtungen, welche häufig im Liede vorkommen und dergleichen selbst dem ungebärdigen Riesen Widolt in den Mund gelegt werden, lassen auf den geistlichen Stand des Verfassers schließen.

Die einzige, zu Heidelberg befindliche Handschrift des Gedichts, in der Sprache und Reimweise des 12ten Jahrhunderts, ist, wie schon erwähnt worden, am Schlusse mangelhaft. Sie bricht da ab, als Rother, nach dem Rathe seines getreuen Meisters Berther sich ins Kloster begeben will. Nun hat vor einiger Zeit Herr v. Arnswald in Hannover ein einzelnes Blatt einer verlorenen, schönen Pergamenthandschrift aufgefunden, welches durch einen sonderbaren Zufall gerade den vermißten Schluß des Rotherliedes zum grösten Theil ergänzt; jedoch, wie die mir mitgetheilte Abschrift zeigt, trug das Ganze, welchem das gerettete Blatt angehört hatte, nicht die ältere Gestalt des 12ten Jahrhunderts, sondern war eine Umarbeitung in den vollkommenern Reim des 13ten, in welchem wir auch nach anderwärtigen Zeugnissen, z. B. beim Marner, die fortwährende Bekanntschaft mit der Rothersage bemerken.[1]

Hier ist nun auch über das öfters angeführte Morolfslied einiges Nähere zu sagen. Wir haben unter dem Namen Salomon und Morolf zweierlei altdeutsche Gedichte, welche beide im ersten Bande der deutschen Gedichte des Mittelalters, herausgegeben von v. d. Hagen und Büsching, Berlin 1808, abgedruckt sind. Das eine, welches die hohe Weisheit des Königs Salomon mit dem ungeschlachten Witze des mißgeschaffenen Bauers Morolf, theils in Gespräch, theils in Erzählung, parodisch zusammenstellt, berührt uns nur insofern, als am Schlusse desselben (V. 1605 ff.) noch die Abenteuer summarisch angefügt sind, welche den Gegenstand des größern, uns hier in Betracht kommenden Liedes ausmachen. Dieses erzählt, wie dem König Salomon zu Jerusalem sein

1 [Neuere Ausgabe von Maßmann in den deutschen Gedichten des 12ten Jahrhunderts. Quedlinburg. 1837. 2, 162. K.]

schönes Weib nach einander von zwei verschiedenen Königen, Pharo und Princian entführt, mit Hülfe seines Schwagers, des listigen Morolf aber, der verschiedene Verkleidungen annimmt, beidemal zurückgebracht wird; Abenteuer, in welchen sich viele Ähnlichkeit mit den Entführungen und Rückentführungen des Rothersliedes zeigt. Außerdem aber hat jenes strophische Gedicht in Darstellung und Behandlung ganz die Weise des volksmäßigen, epischen Gesangs, mehr sogar, als manche dem epischen Kreise bestimmt angehörende Dichtungen in ihrer jetzigen Gestalt, weshalb wir auch in der Darlegung des Stils der Heldensage das Morolfslied beigezogen.

Mone giebt in seinen eben erschienenen „Quellen und Forschungen zur Geschichte der teutschen Litteratur und Sprache" B. 1, Abthl. 1, Aachen und Leipzig 1830, S. 240—48 einen Aufsatz über Salomon und Morolf, worin er das Gedicht für ein lothringisches erklärt. Salomon hält er für den altfränkischen Namen Saleman, Morolf für die niederländische Bezeichnung eines Meerelfen, in welcher Verwandtschaft auch Morolf im Lied erscheint, obgleich auch dieses nicht die ursprünglichen Namen gewesen seien. Wie dem sei, so verdient dieses Lied von regem Leben und großer Anschaulichkeit, besonders auch um seiner Beziehung zur Heldensage willen, noch genauere Erläuterung, als ihm bisher zu Theil geworden. Außer der, damals allein bekannten Heldensage, nach welcher es in 4215 Versen, ohne die ihm zukommende Abtheilung in fünfzeilige Strophen, abgedruckt ist, befindet es sich in einer noch nicht verglichenen Pergamenthandschrift der königlichen Handbibliothek zu Stuttgart.

13. Otnit,

14. Hugdietrich und Wolfdietrich.

Otnit, König in Lamparten, entführt mit Hülfe des Zwergkönigs Elberich, der sich als seinen Vater zu erkennen giebt, auf einer Heerfahrt über Meer, die Tochter des Heidenkönigs Machaol zu Muntabur, der ihm dann zur Rache die Lindwürme ins Land schickt.

Hugdietrich, Sohn des Königs zu Constantinopel, wird als Jungfrau verkleidet zu der Tochter des Königs Walgund zu Salneck, in den Turm, den diese bewohnt, eingesperrt und wird von ihr Vater des Wolfdietrich.

Wolfdietrich, dem seine Brüder, als einem unechten Sohne, sein

Erbreich streitig machen, sucht dasselbe mit Hülfe seines getreuen Meisters Berchtung und der Söhne des letztern zu erkämpfen. Er wird durch Zauber entrückt und seine getreuen Dienstmannen müssen, zu Constantinopel auf der Mauer angeschmiedet, Wache halten. Vom Zauber befreit, sucht er auf langen Irrfahrten Beistand zu ihrer Erlösung und zur Erlangung seines Erbes, die ihm erst gelingt, nachdem er als Rächer des von den Lindwürmen getödteten Otnit die Hand seiner Wittwe und mit ihr das Reich zu Lamparten gewonnen hat.

Diese Dichtungen, welche durch gemeinsame Bearbeitungen auch äußerlich verbunden sind, bilden die umfassendste Composition des gothischen Heldenkreises. Ohne Zweifel ist dieser größere Zusammenhang durch Verschmelzung ursprünglich verschiedener Sagen zu Stande gekommen. Beachten wir hier mehr nur die äußere Fugung, so kann Otnits Brautfahrt als ein für sich bestehendes Ganzes angesehen werden. Streifen wir hier, wie im Wolfdietrich, das Costüm der Kreuzzüge ab, das der Sage ursprünglich fremd ist, und fassen wir den Hergang der Entführung selbst in den Hauptzügen ins Auge, wie Otnit die Königstochter vor sich auf den Sattel nimmt und davon jagt (Str. 450), wie der alte König mit seinem Heere nacheilt und nun ein blutiger Kampf sich erhebt, während dessen Otnit einmal im Schooße der Jungfrau ausruht (Str. 78) und darüber ihr Vater nur noch heftiger ergrimmt, so finden wir uns wieder ganz auf einen einfachen Balladentypus zurückgeführt, der in schwedischen, dänischen und schottischen Volksliedern wiederkehrend ist: Entführung auf dem Sattelknopf, Rast auf der Flucht, Nacheile des beleidigten Vaters und Kampf mit ihm (Sv. Folkv. III, 76; besonders auch Wilkinens. von Herbart und Hilda, S. 218 nach Hagens Übersetzung). Vom Wolfdietrichsliede giebt es, wie schon früher bemerkt worden, zweierlei bedeutend verschiedene Darstellungen. In derjenigen nun, welche der Überarbeitung Kaspars von der Röhn zu Grunde liegt, fällt das Abenteuer Hugdietrichs zu Salneck gänzlich aus. Letzteres bildet gleichfalls für sich ein abgeschlossenes Lied. Bestimmter jedoch wird sich über die Verbindung der Sagen erst urtheilen lassen, wenn uns die zuletzt erwähnte Gestaltung des Wolfdietrichliedes aus der Wiener Heldensage unverkürzt bekannt geworden sein wird.[1]

[1] [Gedruckt in F. H. v. d. Hagen Heldenbuch. Leipzig 1855. 1, 71 f. Der große Wolfdietrich, herausgegeben von A. Holtzmann. Heidelberg 1865. K.]

Die Befreiung der Dienstmannen, der Hauptinhalt dieses größern Liedes, macht wieder eine Einheit in sich. Sofern wir aber hier schon weit hinauf, in der Anknüpfung an die persische Heldensage, die Anlage bemerkt haben, daß der Weg zum Rettungswerke durch eine bestimmte Zahl von Tagreisen oder Abenteuern führt, so lag hierin ein bedeutender Anlaß zu großer Ausdehnung des Gedichtes, mittelst Ausführung dieser einzelnen Abenteuer und Aufnahme weiterer; wie denn auch wirklich das Lied von Wolfdietrich mit solchen überfüllt ist. Umgekehrt aber konnten einzelne Bestandtheile aus dem größern Zusammenhange abgelöst und für sich rhapsodisch behandelt werden. So ist es auch wirklich der Fall in einem holländischen Volksliede „der Jäger aus Griechen,“ worin ein griechischer Königssohn, wie es auch Wolfdietrich ist, von einem Riesenweibe siebenzig Meilen weit mit sammt seinem Pferde über Berg und Thal getragen wird. Gleiches geschieht dem Wolfdietrich auf seiner Irrfahrt, unter Umständen, welche mit denen im Volksliede theils übereinstimmen, theils davon abweichen, wie es die lebendige Überlieferung mit sich bringt.

Das holländische Lied ist abgedruckt 1813 in den altdeutschen Wäldern der Brüder Grimm (I, 161 ff.), wobei bemerkt wird, daß es noch in mehrere heutige holländische Volksliederbücher aufgenommen sei. Ins Deutsche übersetzt, durch v. d. Hagen, steht es in der Zeitschrift Pantheon von Büsching und Kannegießer B. III, S. 115 ff. Leipzig 1810.

Was die Gedichte selbst über ihre Quelle sagen, besteht in Folgendem:

Das Otnitslied bezieht sich zweimal nur im Allgemeinen auf ein Buch (1353. 2022). Gleich am Anfang aber heißt es noch besonders:

> Eß wart ein bůch funden zu Su(n)ders in der stat,
> Daz hett geschrifft ein wunder, dar an lag manig blat,
> Daz hetten die ubeln heiden in die erde begraben,
> Nů süllent ir von dem bůche vil kurtzwil(e) haben.
>
> Wer nů mit gantzen freiden by kurtzwil wel wesen,
> Der losse ime von dem bůche vil singen und lesen
> Von einem kunge riche, der hett Lamparten namen u. s. w.

Diese Erzählung (wenn nicht überhaupt ein späteres Anhängsel, vgl. Str. 3) hat ganz das Ansehen der Fabel. Von vergrabenen Büchern, selbst solchen, welche auf diese Art vor der Sündflut gerettet

blieben, erzählt die Sage mehrerer Völker (Görres, Myth. Gesch. II, 532. 628. Göttling, Nib. und Gib. 75). Suders ist sonst in unsrem Liede die Hauptstadt der Heiden in Syrien, welche von Otnit mit Sturm eingenommen wird. Der Name dieser Stadt scheint nun aufgegriffen zu sein, um die Quelle des Gedichts dahin zu verlegen.

Das Lied hat nach Mones Ausgabe 569 epische Strophen und theilt sich in sieben Abenteuren, an deren Schluß es dann gewöhnlich heißt:

Otnides oventure ist nů die erste (ander u. s. w.) hin.

Am Eingang der Gedichte von Hug- und Wolfdietrich, worin überhaupt öfters des Buchs erwähnt wird, findet sich eine ausführliche Nachricht zur Geschichte dieses Werks, die jedoch in den verschiedenen Handschriften etwas abweichend lautet. In dem Kloster zu Tagemunt (Tagemunden, Dageminde) sei ein Buch gefunden worden, das manches Jahr dort gelegen. Nachher sei es, auf durch Baierland, dem Bischof von Einstet oder Eystet gesendet worden, der sich bis zu seinem Tode daran vergnügt. Wenn er verdrossen gewesen, hab' er sich die Weile mit den seltsamen Wundern verkürzt, die in dem Buche geschrieben waren. Nach seinem Tode hab' es sein Capellan gelesen und dann an seinen Arm genommen und in das Frauenkloster zů sante Walpurg zů Einstat (Einstette) getragen. Die Äbtissin fand gleichfalls großes Gefallen an dem Buche (Hagens Grundr. 8. Grimm, Heldens. 228 f.)

Mitten im Gedicht aber, in der Beschreibung eines Kampfes, den Wolfdietrich mit den Brüdern des deutschen Hauses zu Ackers gegen die Saracenen ficht, nennt sich auf einmal ein Dichter:

Daz sage ich Wolferam, der werde meister von Eschebach.

(Heldens. 229. Vergl. gedrucktes Heldenb. 86b, 2.)

Was nun diese Angaben im Einzelnen betrifft, so ist zuvörderst das Kloster Tagemunt (Tagemunden, Dageminde), wo das Buch zuerst aufgefunden und von wo es nach Baiern herauf gebracht worden, noch nicht ausgemittelt. Ich kenne keinen einigermaßen entsprechenden Ortsnamen, als Tangermünde, an der Elbe unterhalb Magdeburg, woselbst sich ein Kloster befand. Der Bischof zu Einstet (Eystet), der nun das Buch erhält, ist offenbar der von Eichstädt, wo auch ein bekanntes Frauenkloster, der h. Walburg geweiht, bestand. Die Äbtissin dieses

Klosters lehrt dann das Buch die zween Meister des Gesanges, sie sagt es ihnen vor, weil sie entweder des Lesens überhaupt oder doch des Lateins, wenn das Buch in solchem geschrieben angenommen wird, unkundig waren, und sie finden nun „diesen Ton“ dazu, bringen es in die epische Gesangsweise und verbreiten es so mit Singen und Sagen in die Lande.

Was an diesen Angaben Wahres sei, wird niemand bestimmen können. Es ist an sich wohl möglich, daß die schon aufgezeichnete Sage aus der Schrift wieder in den lebendigen Gesang übergegangen. Aber wenn nicht angenommen wird, daß die Umsetzung des Buchs in die Gesangsweise auch gleich wieder niedergeschrieben worden, wovon nichts erwähnt ist, so wäre, was auf uns gekommen, doch nur die endliche Aufzeichnung der durch die wandernden Sänger verbreiteten Überlieferung und somit die Nachricht von der Sagenquelle selbst eine sagenhafte.

Daß Wolfram von Eschenbach, der sich auch nicht selbst den werthen Meister genannt haben würde, nicht Verfasser des vorhandenen Gedichts sein könne, zeigt schon die oberflächlichste Bekanntschaft mit dem Stil dieses Dichters. Auffallend bleibt jedoch immer, daß Wolfram in der Nähe von Eichstädt, von wo das Lied sich verbreitet haben soll, zu Hause war.

Bei diesem grösten Gedichte sowohl des gedruckten alten Heldenbuchs, als in dem Kaspars von der Röhn ist auch von diesen Überarbeitungen einiges zu sagen.

Kaspar von der Röhn sagt selbst am Schlusse seines Laurins: Noch Crist gepurt 1472 jar ist es geschriben worden von mir Kasper von der Rœn, purdich von Münerstat in Franken u. s. w., wo noch ein Geschlecht dieses Namens blühen soll (Mus. I, 236). Nach seinem Stil zu schließen, hat er keinem höhern Stande angehört. Von ihm ist ein großer Theil der Heldenlieder des Amelungenkreises nach älteren Schriftwerken ins Kürzere gearbeitet worden und er spricht mehrmals wohlgefällig von diesem Wegschneiden unnützer Worte. Es ist ihm darum zu thun, daß man das längste Gedicht in seiner Bearbeitung auf einen Sitz anhören könne. Dieß rühmt er namentlich am Schlusse des Wolfdietrich, den er von 700 Lieden (Strophen) des Originals auf 333 herabgebracht hat. Nimmt man hiezu die

Aufforderungen, Wein zu bringen u. s. f., so ist Grimms Vermuthung (Heldens. 373), daß er für Bänkelsänger gearbeitet habe, wohl anzunehmen. Den Sageninhalt selbst umzubilden, lag weder in seiner Absicht noch in seiner Fähigkeit, und insofern haben uns seine Arbeiten, da wo die Originale nicht zugänglich sind, immerhin einen urkundlichen Werth. Aber durch die Abkürzung sowohl, als durch Verwandlung der epischen Strophe mit vier Langzeilen in eine achtzeilige, mittelst eingefügter Reime auf den zweisilbigen Einschnitten, ist sehr fühlbar manches verwischt und verdunkelt worden, von der Verderbnis der Sprache und des Stils nicht zu reden.

Auch für das seit dem Schlusse des 15ten Jahrhunderts öfters gedruckte Heldenbuch wurden die alten strophischen Gedichte Otnit, Hug- und Wolfdietrich, der Rosengarten zu Worms, in achtzeilige Gesätze umgearbeitet. Das Ohr war nicht mehr empfänglich für den Rhythmus einer Langzeile ohne die Aushülfe eines hinzukommenden Zwischenreims. Aber auch diese, wenn gleich nicht verkürzende Bearbeitung hat nicht nur den Text verwirrt, sondern auch das Ganze durch die widrigsten Flickworte zu Beischaffung des weiteren Reimes entstellt. Vgl. 54b, 5. 55a, 8. 113b, 1. 114a, 2. 93a, 3.

Gleichwohl waren die kräftigen Gestalten der alten Heldenlieder nicht so leicht ganz zu verkümmern und auch der epische Klang dringt noch überall durch. Der wiederholte Druck des Heldenbuchs zeigt auch, daß sie fortwährend Eingang fanden. Fischart, der geistreichste Humorist des 16ten Jahrhunderts, der diese Heldenbilder ohne Zweifel nur durch solche Drucke kannte, zeigt doch in häufigen Anspielungen darauf, wie lebhaft sie ihm gegenwärtig waren.

B. Nibelungenkreis.

15. Hörnen Siegfried. Siegfried kommt zum Schmiede, erschlägt den Lindwurm und überstreicht sich mit der Hornhaut. Dann befreit er Kriemhilden vom Drachensteine und erwirbt den verderblichen Nibelungeshort. Das Lied scheint aus mehreren zusammengesetzt, Kriemhild und Brünhild, der Drachenkampf und Brünhilds Flammenburg in einander übergegangen zu sein. Diese Vermischungen machen das Lied unklar und verworren; doch ist der Kampf auf dem Drachenfels ein kräftiges Bild.

Es sind 179 Strophen der epischen Versart, welche in der Überschrift als Hildebrandston bezeichnet wird. Auch der Beisatz zum Titel „Gesangsweiß“ zeigt, daß dieses Gedicht als ein singbares gelten sollte. Dasselbe ist nicht handschriftlich, sondern in mehreren Drucken des 16ten Jahrhunderts vorhanden; auch plattdeutsch (Heldens. 258). Doch ist es, auch in seiner jetzigen Zusammensetzung, nicht erst ein Erzeugnis dieses Jahrhunderts.

Eine Auflösung dieses Siegfriedsliedes, mit Abweichungen in einzelnen Umständen und Namen (z. B. Kriemhild heißt hier Florigunda, ihr Vater Gibich heißt Gilbaldus u. dgl.) und fremdartigen Zusätzen ist das noch gangbare Volksbuch: Eine wunderschöne Historie von dem gehörnten Siegfried u. s. w. aus dem Französischen ins Teutsche übersetzt. Man hat noch keinen Druck dieses Volksbuchs aufgefunden, welcher mit Sicherheit über das 17te Jahrhundert hinaufgesetzt werden könnte (Grundr. 52). Die Angabe, daß es aus dem Französischen übersetzt sei, rührt wohl daher, daß dieß mit mehreren Volksbüchern der Fall war (wie namentlich dem in der Vorrede erwähnten Wigalois) und so die Bezeichnung als herkömmlich auf den Titel kam. [1]

Noch wird in diesem Volksbuche einer besondern, sonst nicht mehr bekannten Historie von Siegfrieds Sohne Löwhardus, von dessen Kriegen mit dem Sultan und dem König von Babylonia u. s. w. (S. 76. 80) gedacht.

Die Holzschnitte stellen den gehörnten Siegfried auch wirklich immer mit Hörnern dar.

Den jetzigen Zustand dieser Geschichte mag die Erzählung von Siegfrieds Tode darlegen:

S. 76: Wie sie nun acht Jahr in stolzem Frieden gelebt, begab sich eines Tages, daß Siegfried und seine Schwäger mit ihm auf die Jagd ritten. Weil aber derselbe Tag sehr heiß und Siegfried sich sehr erhitzet, begiebt er sich zu einem Brunnen in dem Ockerwalde und legte sein Angesicht in denselben, sich zu erkühlen. Das ersiehet ein Schwager, der grimmige Hagenwald, und gedenkt bei sich selber: „Diese Gelegenheit begibt sich nicht alle Wege, die must du nicht versäumen, denn dieses ist die rechte Zeit und Gelegenheit, dich an deinem Feind zu rächen.“ Nimmt sein Rappier und stößets dem Siegfried zwischen die beiden Schultern, da er fleischern und nicht hörnig war, hinein, daß die Spitze bis an die Brust hinein gieng, daß er davon zur Stund todt blieb.

[1] Vgl. Lachmann, Krit. 5.

Dieses Büchlein, das auf den Märkten verkauft wird, ist, außer dem, was die mündliche Überlieferung in einzelnen Märchen und örtlichen Sagen erhalten hat, der einzige in Deutschland noch volksmäßige Überrest der großen Heldensage.

16. Walther und Hildegund. Walther entflieht mit der ihm frühe schon verlobten Jungfrau vom Hofe des Königs Etzel, wo sie beide als Geisel waren. Auf dem Wege nach der Heimat will ihm König Gunther die Braut und die mitgenommenen Goldringe abjagen und Walther muß deshalb am Wasgensteine die rheinischen Helden, worunter sein vormaliger Geselle Hagen, nach einander bestehen.

Schon die Anlage des Gedichts bringt hiernach einigen Umfang mit sich, ungefähr wie die der Rosengartenlieder. Gedrängter ist die Auffassung in der Wilkinensage, wo Walther unmittelbar von zwölf Helden Etzels, darunter Hagen, verfolgt wird und sie bekämpfen muß, ohne daß man jedoch Grund hätte, diese Auffassung für die ältere zu erklären, denn Hagen weist uns doch nach dem Rheine hin und Walther ist zugenannt „von Waskastein."

Das lateinische Gedicht, nach Fischers Ausgabe,[1] enthält 1452 hexametrische Verse. Daß der Verfasser ein Geistlicher war, ergiebt schon der Gebrauch der lateinischen Sprache. Das Gedicht zeugt von historisch-geographischen und philologischen Kenntnissen; besonders hat Virgil zum Muster des Stils gedient, von welchem Bilder und Ausdrücke entlehnt sind; z. B. in der Vergleichung des unerschütterlichen Helden mit einer Eiche Z. 995, vergl. mit Virgil. Georg. 2, 290; oder V. 874 in der Anrede an einen Jüngling, der seinem Tod entgegengeht: Et „longum, formose, vale" u. s. w. Es werden aber auch gleich im Eingang Z. 1 ausdrücklich die Klosterbrüder angeredet. Ausdrücke der lateinischen Kirchensprache, insbesondere solche der Benedictinerregel, dann Gebet und Lehrweisheit, den Helden in den Mund gelegt, sind weitere Zeugnisse des geistlichen Ursprungs. Die Jugend des Verfassers ist in den Schlußzeilen angedeutet, 1448 f.

Ekkehard, der vierte unter den sangallischen Mönchen dieses Namens, welche sich im 10ten und 11ten Jahrhundert litterarisch ausgezeichnet haben (er starb um 1036. Pertz, Monum. Germ. hist.

[1] [Neue Ausgabe in den lateinischen Gedichten des 10ten und 11ten Jahrhunderts von Grimm und Schmeller S. 1. K.]

B. II, 75), berichtet in seiner Continuatio casuum S. Galli von den lateinisch-poetischen Arbeiten des ersten Ekkehard, der im Jahr 973 gestorben. Daraus (besonders B. 2, S. 118) ergiebt sich, daß Ekkehard I in früher Jugend, also noch im Laufe des 10ten Jahrhunderts, ein lateinisches Gedicht von dem Helden Walther in der Art geschrieben, daß das Latein sich allzusehr dem deutschen Redebau angeschlossen, und daß nachher, noch in der ersten Hälfte des 11ten Jahrhunderts Ekkehard der vierte, welcher vom Erzbischof Aribo zu Mainz den dortigen Schulen vorgesetzt worden war, auf Geheiß Aribos dieses Gedicht, ohne Zweifel in der erwähnten Beziehung, verbesserte. Da auch Ekkehards I jugendliches Alter, zur Zeit, als er das Werk schrieb, zu der Stelle des noch vorhandenen Gedichtes paßt, worin die Unvollkommenheit desselben mit der Jugend des Verfassers entschuldigt wird, so hat man keinen Anstand genommen, dieses Gedicht, welches Übung im lateinischen Verse verräth, für jene verbesserte Arbeit des ersten Ekkehard anzusehen.

Nun sind aber neuerlich zwei Handschriften des Gedichts aus dem 11ten Jahrhundert bekannt geworden, die eine zu Karlsruhe, die andere zu Brüssel, in welchen beiden demselben eine Zueignung vorausgeschickt ist, worin ein Mönch Geraldus dasselbe dem Bischof Erchambold zum Geschenke darbringt:

> Præsul sancte dei, nunc accipe munera servi,
> Quæ tibi decrevit de larga promere cura
> Peccator fragilis Geraldus nomine vilis,
> Qui tibi nam certus corde estque fidelis alumnus;

und am Schlusse noch:

> Sit tibi mente tua Geraldus carus adelphus.

(Mone, Quell. u. Forsch. I, 183 aus der Brüssl. Hds.)

Ein Zeitgenosse Ekkehards I, Geraldus, scolarum magister zu St. Gallen, kommt aber in der angeführten continuat. cas. S. Galli vor (Pertz 2, S. 114. 117. 122) und um dieselbe Zeit war Erchinbald Bischof zu Straßburg (von 965—991, ebend. S. 116. Note 75). Unter diesen Umständen möchte die bisher angenommene Autorschaft Ekkehards in Beziehung auf das vorhandene Werk zweifelhaft scheinen. Pertz spricht in einer Anmerkung zu obiger Stelle der cas. S. Gall. seine Ansicht dahin aus,

primitus germanicum fuisse [poema], post a Geraldo et Ekkehardis in latinam linguam translatum.

Er giebt also Gerald und den Ekkeharden gemeinsamen Antheil. Mir scheint die Lösung der Frage in den Worten zu liegen: Scripsit et in scolis metrice magistro u. s. w. vitam Waltharii manufortis. Nimmt man dieses zusammen mit einer vorhergegangenen Stelle, S. 114: Geraldus ab adolescentia usque ad senilem vitæ finem semper scolarum magister, so ergiebt sich, daß Ekkehard I für seinen Meister Gerald das Gedicht geschrieben und dieser es dem Bischof Erchinbald mit einer besondern Widmung zum Geschenke machte; es ist auch in letzterer nirgends gesagt, daß Gerald der Verfasser sei, er bezeichnet sich bloß als Geber. Das Latein der Zueignung ist auch unbeholfener, als das des Gedichtes; jene ließ wohl Ekkehard IV unverbessert stehen, weil sie wenigstens keine offenbaren Teutonismen darbot.

Zu wünschen wäre, wir besäßen noch wenigstens die unveränderte Arbeit des ältern Ekkehard, eben um ihrer Teutonismen willen. Aus diesen wäre wohl manches Nähere auch über die Beschaffenheit des deutschen Liedes zu ersehen gewesen, nach welchem Ekkehard ohne Zweifel gearbeitet hat. Es kommen Anspielungen vor, welche nur im Deutschen verständlich sind. So wenn Walther den Hagano anredet 1347:

O paliure virens foliis, ut pungere possis,

oder wenn derselbe Held Z. 1417 Hagano spinosus genannt wird, so hat dieß nur im Deutschen Bedeutung; hagan, hagen heißt ahd. ein Hagedorn (Schmell. II, 163). Fragm. de bell. Car. M. contr. Sarac. Z. 4617: Thurh thorne unde thurh hagene. Einiges trifft auch noch jetzt mit dem epischen Stil der vorhandenen deutschen Heldenlieder zu; z. B.

451: Gesserat et scutum gradiens hastamque coruscam.
Namque viro forti similis fuit u. s. w.
330: Ipseque, lorica vestitus more gigantis.
Nib. 8930 f.: . . . den schilt hûp Rüedegêr,
dô lief er zû den gesten einem degen gelîch.
Wolfd. 124 b, 9: Er lent auf seinem schilte, Als noch die recken tünd.
Dietl. 5489: Der so geleiche reken fert.

Walther sucht Hagen vom Streite abzubringen und verheißt ihm 1259:

rutilo umbonem complebo metallo.

Kriemhild, um zum Kampfe gegen die Burgunden zu reizen (Z. 8622),

hiez golt daz rôte darzû mit schilden tragen.

191: Fulmineos promunt enses clypeosque revolvunt.

Ctm. 1309: Wie balde der Lamparter den schilt zû rucken warff!
Er nam zû beiden henden sin liehtes wafen so scharff.

Wolfd. 50: Die schilt sy zû rucken schwungen, Das es gar laut erhal.

Hadwart ruft Walthern an Z. 795:

Audi consilium, parmam deponito pictam.

Walther antwortet Z. 803:

De reliquis taceo; clypeum defendere curo.
Pro meritis, mihi crede, bonis sum debitor illi.
Hostibus ipse meis se obponere sæpe solebat,
Et pro vulneribus suscepit vulnera nostris.

Ebenso, fast wörtlich, ruft im Volksliede von Hildebrand der Sohn den Vater an Str. 8:

Dein harnisch vnd dein grünen schild mustu mir hie auffgeben.

Und der Vater antwortet Str. 9:

Mein harnisch und mein grüner schild die haben mich offt ernehrt:
Ich traw Christ vom himmel wol, ich wil mich deiner erwehrn.

Die Anlage des Gedichts ruht ganz im Geiste des Heldensangs und die vielen Kämpfe sind mit all der Manigfaltigkeit der Situationen dargestellt, die hierin den Heldenliedern eigen ist.

Die lateinischen Verse sind zwar nicht classisch, aber doch ist der Stil darum keineswegs leblos. Zur Probe desselben mag, außer den schon angeführten einzelnen Zeilen, die kurze Stelle dienen, worin die Felshöhle (in deutschen Gedichten der Wasgenstein) beschrieben wird, darin Walther und Hildegund ausruhen und von wo er seine Gegner Mann für Mann besteht, Z. 487 ff.

Wie sehr diese Sage von Walthers Flucht mit Hildegund und dem Kampf am Wasgensteine in deutschen Liedern verbreitet war, zeigen die Anspielungen darauf in andern Heldengedichten, namentlich dem Nibelungenliede. Aber auch außerhalb Deutschlands (von der deutsch-nordischen Darstellung der Wilkinensage abgesehen) finden wir ihre Spur auf zwei sehr entgegengesetzten Puncten, in Piemont und in Polen. Das Chronicon Novalicense (des Klosters Novalese in Piemont, geschrieben um 1060, bei Muratori, Script. rer. ital. II, 2)

erzählt die legendenartige Sage von einem Walther, der aus königlichem Blute stammend, als weitberühmter Held viel männliche Thaten vollbringt, in seinem Alter aber ein Mönch im besagten Kloster wird. Ihn macht der Verfasser der Chronik zu einer Person mit unserem Waltharius manufortis und liefert (C. 8. 9) einen Auszug und einzelne Verse aus dem lateinischen Gedichte, von dem wir bisher gesprochen, und aus einer andern lateinischen Bearbeitung desselben Stoffes im elegischen Versmaaß (Heldens. 36).

Die polnische Sage erzählt Boguphalus († 1253) in seinem Chronicon Poloniæ (Sommersberg, Script. rer. siles. B. II, S. 37—39). Walther der starke (robustus), dessen Schloß Tyniez bei Krakau liegt, entführt dorthin Heldegund, die Tochter eines fränkischen Königs, deren Liebe er durch nächtlichen Gesang gewonnen; ein Motiv, das wir auch in der Hegelingensage, in der Entführung Hildes durch den Sänger Horand gefunden. Er setzt zu Pferde über den Rhein, kämpft mit einem Nebenbuhler, dem Sohn eines alemannischen Königs und tödtet ihn. Bei aller Verschiedenheit in den Nebenumständen und weiter damit verbundenen Begebenheiten ist doch die gleiche Grundlage zu erkennen. Die Sage ist auch noch dadurch örtlich angeknüpft, daß am Schlusse gesagt wird, man zeige bis auf den heutigen Tag noch das Grab der Heldegund in Stein gehauen auf dem Schlosse zu Wislicz (Heldens. 158 f. Büsching, Volkss. 3 ff. 407 f.). Vgl. Attila nach der Geschichte, Sage und Legende dargestellt durch G. F. Klemm. Leipzig 1827; darin eine Übersetzung des lateinischen Gedichtes von Walthers Flucht in deutschen Hexametern mit Anmerkungen.

17. Das Lied der Nibelunge.

Es enthält, nach Lachmanns Ausgabe, 2316 epische Strophen und ist in 39 âventiuren (Gesänge) abgetheilt.

Den Inhalt desselben habe ich in den Umrissen der Heldensage im Zusammenhange dargelegt und in der Schilderung der Charaktere, namentlich Kriemhilds, Hagens und Rüdegers, ist die Hauptsache unter besondern Gesichtspuncten wiederholt worden.

Siegfrieds und Kriemhildens Liebe, der verrätherische Mord an diesem Helden und Kriemhildens blutige Rache, die das ganze Geschlecht der Helden ins Verderben reißt, sind die Grundzüge des großen Gedichtes.

Wir besitzen dasselbe in zweifacher Gestalt, einer ältern, in der es nach der Münchner Handschrift von Lachmann herausgegeben ist, und einer Überarbeitung, welche der Freiherr v. Laßberg nach seinem Codex hat abdrucken lassen.

Diese Überarbeitung geht jedoch nicht auf das Innere des Gedichts, sie ist nicht eine verschiedene Behandlung und Darstellung desselben Sagenstoffes, wie z. B. die verschiedenen Rosengartenlieder, sondern sie geht mehr nur auf Verdeutlichung, Ergänzung im Einzelnen, Ausgleichung etwaiger Widersprüche oder gestörten Zusammenhangs, Füllung des ältern Verses u. dergl. aus.

Die Schlußworte der ältern Gestaltung lauten:

ditze ist der Nibelunge nôt;

die der Überarbeitung:

daz ist der Nibelunge liet.

An der erstern Benennung halten diejenigen fest, welche darin zugleich eine Anzeige für die Zusammensetzung des Liedes erkennen; denn sie bezieht sich eigentlich nur auf die letzte Hälfte desselben. Die andere Benennung wird zweckmäßig überall gebraucht, wo man, von jener besondern Frage abgesehen, das Gedicht als das jetzt vorhandene Ganze im Auge hat (vergl. Lachmann, über die ursprüngl. Gest. S. 91, 7).

Das Lied der Nibelunge ist das bekannteste oder, wenn wir eine größere Classe von Lesern im Auge haben, das allein bekannte unter den deutschen Heldenliedern. Es ist in mehrfachen Ausgaben erschienen, ist verschiedentlich, in Prosa und Versen, in die neuere Sprache übertragen worden. Es ist commentiert und unter die Gegenstände des Lehrvortrags auf Schulen und Hochschulen aufgenommen worden. Von historischer, mythischer und ästhetischer Seite ist es in vielen besondern Abhandlungen erörtert und erläutert. Auch dramatische Behandlungen hat es erfahren und in einer derselben die Bühne betreten. Die bildende Kunst hat sich manigfach mit ihm beschäftigt und eben jetzt sollen die Säle des Königsbaues zu München mit seinen Gestalten ausgemalt werden.

Was hier, wo wir von der Composition der Heldenlieder handeln, diesem Gedichte so besondere Bedeutung giebt, ist der Umstand, daß es vor allen andern den bestimmten Eindruck eines Kunstganzen macht. Eben darum stellt sich bei ihm die Frage nach dem Dichter am natürlichsten und dringendsten hervor.

Aber gerade hier begegnet uns der entschiedenste Zwiespalt der Ansichten: die einen sehen den Dichter eines in sich vollendeten Kunstwerks, die andern den Ordner zuvor schon einzeln vorhandener Volksgesänge.

Nachdem Wolf aus philologischen und antiquarischen Gründen die Einheit der homerischen Gedichte bestritten und K. Lachmann in seiner Schrift über die ursprüngliche Gestalt des Gedichts von der Nibelungen Noth, Berlin 1816, dieses Verfahren auch auf das deutsche Heldengedicht angewandt hat (vgl. ebend. S. 3), nachdem zugleich durch erweiterte Bekanntschaft mit den Volksgesängen aller Nationen sich neue Begriffe vom Wesen und Bildungsgange der Volkspoesie und des Epos ergeben haben, theilen sich jetzt die Kenner und Freunde unsres poetischen Alterthums in jene beiderlei Ansichten.

Es scheint mir zweckgemäß, Ihnen jede derselben in einem ihrer neuesten und beachtenswerthesten Vertreter vorzuführen, welche gänzlich unabhängig von einander von den entgegengesetzten Seiten her Betrachtungen über die Gestaltung des Liedes angestellt haben.

Unser landsmännischer Dichter, Ludwig Bauer, hat vor wenigen Monaten in das Morgenblatt (N. 104—8. 111—13. 121—3. Mai 1830 [1]) eine Abhandlung eingerückt „das Lied der Nibelungen ein Kunstwerk“, deren Richtung schon in dieser Aufschrift ausgesprochen ist. Der Verfasser scheint aus dem gesammten Kreise der Heldenlieder nur eben das Nibelungenlied zu kennen; alle übrigen, von denen wir bisher gehandelt haben, bleiben ihm also gänzlich zur Seite liegen; er scheint überhaupt mit dem Gegenstande sich gar nicht in gelehrten Beziehungen befaßt zu haben; aber das Nibelungenlied hat er sich wohl angeschaut und wieder angeschaut, seine Ausführungen und Bemerkungen sind die besten und feinsten, die mir über das Lied vom ästhetischen Standpunct aus bekannt sind. Gerade, nachdem wir uns so lange in den historischen, mythologischen, antiquarischen Untersuchungen befunden haben, gerade hier im Gegensatz einer aus solchen Untersuchungen hervorgegangenen Ansicht, muß es uns von Interesse sein, auf einmal aus allen diesen gelehrten Beziehungen hinausgerückt zu sein und zu vernehmen, wie ein poetisch gestimmter Geist den unmittelbaren Eindruck des alten Dichtwerks in sich aufnimmt.

[1] [Wieder abgedruckt in L. Bauers Schriften. Stuttgart 1847. S. 416 ff. K.]

Ihm gegenüber werden wir dann hören, was derjenige Gelehrte, welcher dem vaterländischen Sagenkreise die tiefsten und umfassendsten Forschungen gewidmet hat, zu denen ihn doch auch nur die Erkenntnis des innern Werthes dieser Sagenpoesie ermuthigen konnte, was W. Grimm in seinem neuesten Werke über die deutsche Heldensage als letzten Erfund seiner in beständigem Verkehr mit Lachmann gepflogenen Untersuchungen über die Entstehungsgeschichte der Nibelungennoth in gedrängter Kürze niedergelegt hat.

L. Bauer betrachtet unser Epos zuerst, sofern es auf der Charakteristik beruhe. Er bemerkt, daß die vielen kennbar bezeichneten Personen des Liedes sich alle wieder um eine als um den Mittelpunct und die Seele des Ganzen gruppieren, um Kriemhilden. Er bemerkt die Gegensätze, die Extreme, welche in diesem Charakter zusammentreffen, und wirft dann die Frage auf, wie der Dichter dieselben vermittelt, unter eine Persönlichkeit gebracht habe.

Wenn er, sagt der Verfasser S. 419, die Vermittlung nicht einmal versucht hat, so war er kein Künstler; wenn er einen falschen Weg dazu eingeschlagen hat, so verdient er kein Lob; wenn ihm die Lösung dieser Aufgabe gelungen ist, so hat er ein vollgültiges Zeugnis seines Dichterberufes abgelegt. Ich glaube versichern zu können, daß die letztere Annahme für den Verfasser des Nibelungenliedes gelte. Er hat seine Aufgabe nicht nur überhaupt gelöst, sondern mit einer Sicherheit, welche den Meister verräth. Hier war der natürliche Weg auch der kühnste und diesen hat er betreten.

Die Charakteristik Kriemhildens, ihre Umwandlung von der reinen Jungfrau zur blutdürstigen Furie wird dann durch das ganze Lied psychologisch verfolgt und zum Schlusse gesagt S. 426 [Schriften S. 422]:

Dieß ist das Charakterbild der Hauptperson, eine Zeichnung, zu welcher sich, besonders wenn wir die darin beobachtete feine Gradation ins Auge fassen, wohl nicht so leicht ein würdiges Gegenstück finden lassen wird.

Dieser ausgezeichnete Charakter aber stehe nicht isoliert, er rage gerade nur so viel über die andern hervor, als nöthig sei, wenn er die Hauptfigur bilden solle; insbesondere erklären die übrigen weiblichen Figuren als Gegensätze Kriemhildens Eigenthümlichkeit, während sie, jede für sich, eine geschlossene Persönlichkeit darstellen. Überhaupt aber trete keiner der so großartig gruppierten Charaktere in Folge einer mühsamen Zergliederung vor unser Bewußtsein, sondern jeder springe mit

einem male aus der Begebenheit und dem lebendigen Gespräche hervor. Es werden einzelne Züge ausgehoben, welche den Verfasser zu dem Ausrufe veranlassen:

Muß ein Dichter, der auch in die Nebenpartieen seines Werks so feine Züge ausgestreut hat, nicht wirklich ein reiches und tiefes Gemüth gehabt haben?

Die Betrachtung der Charakteristik schließt mit folgender Stelle S. 426 [Schriften S. 423]:

Durch so manigfaltige Beziehungen auf die Hauptperson wird diese gleichsam von allen Seiten beleuchtet, und das Ganze gewinnt ein Interesse, das bei wiederholtem Lesen eher zunimmt als nachläßt. Denn wie oft man auch immer das Nibelungenlied gelesen haben mag, jedesmal stößt man auf Einzelheiten, durch deren Neuheit man überrascht wird. Überhaupt besaß der Dichter die glückliche Gabe, immer einen Charakter durch den andern zu erläutern, ohne daß er diesen zu dem bloßen Gegentheile von jenem gemacht hätte. Jeder ist ein anderer und in seinem Wesen selbstständig, ohne sich den übrigen entgegenzusetzen oder sie zu verneinen. Deswegen steht der Sänger der Nibelungen, unerachtet des tragischen Aufschwungs, den er unserem Gemüthe giebt, doch dem Leben so nahe und bleibt ein naiver Dichter, auch wenn er uns bis zu Thränen erschüttert.

Von der Charakteristik kommt der Verfasser zur Schilderung und auch hier fällt das Resultat seiner Betrachtung nicht minder günstig aus (S. 430 [Schriften S. 423]).

Der Verfasser des Nibelungenliedes, sagt er, hat sie in seiner Gewalt, obgleich er sie nie zum Zwecke machte. Von jeder Person, die er in sein Gedicht verflochten hat, schwebt unsrer Einbildungskraft ein bestimmtes, mit keinem andern vermischbares Bild vor. Wenn ich das Talent hätte, Anschauungen durch Zeichnung zu fixieren, so getraute ich mir, von allen in unsrem Gedichte vorkommenden Personen die Umrisse wiederzugeben; so deutlich haben sie sich meinem innern Auge eingeprägt. Und doch ist, einen einzigen Fall ausgenommen (V. 6950 bis 56), von keiner eine durchgeführte Schilderung entworfen. Wie kommt es doch, daß unter den neuesten Dichtern selten einer solche bestimmte Eindrücke auf uns hervorbringt, während doch gerade sie oft alles darauf angelegt zu haben scheinen?

S. 431 [424]: Der geniale Kopf, sagt der Verfasser weiter, muß sich auf den höchsten Gipfeln der Dinge zu Hause fühlen und mitten im Feuer der Erfindung seine Besonnenheit behaupten. Dann wird es ihm gelingen, in einzelne fein angebrachte Pinselstriche den Keim ganzer Anschauungen zu legen. Der Verfasser des Nibelungenliedes hat von dieser seltenen Kunst mit Erfolg Gebrauch gemacht.

Sofort ermittelt Bauer den Zweck des Gedichts und findet, daß dem Dichter von Anfang herein ein tragischer Zweck vorgeschwebt, daß er uns durch Furcht und Mitleid habe bewegen wollen (S. 441). Die erste Hälfte des Liedes sei bestimmt, tragische Triebfedern in Anregung zu bringen, die zweite, diese Triebfedern höher zu spannen, und das Ganze sei ein Epos mit dem Effecte eines Trauerspiels.

S. 447 [427]: Ich kann versichern, setzt er hinzu, daß mich kaum irgend ein Kunstwerk vollkommener befriedigt hat. Mistrauisch gegen mich selbst, nahm ich, nach wiederholtem Lesen des Ganzen, in verschiedenen Zeitpuncten, und absichtlich, wenn ich mich ruhiger gestimmt fühlte, den Schluß des Gedichtes allein vor mich. Aber auch dann blieb die Wirkung nicht aus. Alles Vorangegangene wiederholte sich vor meiner Seele, indem ich nur das Letzte las. Solche, jedes mal wiederkehrende Eindrücke sind bloß dann möglich, wenn der Stoß aus dem Ganzen hervorgeht und das Ganze einen geschlossenen Organismus bildet.

Ferner über die Darstellungsweise, die im Liede vorherrsche, bemerkt Bauer, der Dichter habe sich in dem behandelten Stoffe objectiviert; zwischen dem, was er erzähle, und dem, was er dabei gedacht oder empfunden habe, können wir nicht unterscheiden, sein Herz finde nur in der Begebenheit eine Sprache.

Dem Verfasser ist zwar nicht unbekannt, daß das Nibelungenlied auf einer uralten deutschen Sage beruhe, die, als das Epos entstanden, noch so lebendig und tief in das Volksleben verwachsen gewesen, daß sie sich allmählich mit demselben fortgebildet (S. 451 [429]). Aber der Dichter habe nicht irgend einen vorgefundenen Stoff so, wie er ihn vorfand, ohne Verknüpfung des Verwandten, ohne Ausscheidung des Fremdartigen, ohne eigene Zuthat, geradezu in Verse gesetzt.

Warum, fährt der Verfasser fort, hat sich denn die vielbesungene Sivrits- und Nibelungensage nur in diesem Gedichte zu einer künstlerischen Form concentriert? Offenbar deswegen, weil nur in diesem Gedichte gerade das Zusammenpassende aufgenommen und das Aufgenommene gerade so vertheilt ist, daß es etwas Organisches, eine in sich geschlossene Welt bildet (S. 447 [428]). Die Geschichte in der Form, welche ihr der Dichter geliehen hat, enthält ohne Beziehung auf etwas außer oder über ihr Liegendes unmittelbar und in sich selbst alles das, was zu einem ästhetischen Gesammteindrucke erforderlich ist (S. 450 [428]).

Endlich [Schriften S. 430] giebt der Verfasser noch einige Winke über den Geist des Nibelungenliedes. Geist und Idee eines Gedichtes hält er nicht für gleichbedeutend und versteht unter ersterem die über ein ganzes

Gedicht verbreitete eigenthümliche Beleuchtung, wodurch uns jeder darin befaßte Gegenstand in einer bestimmten Farbe erscheine, die dasselbe umgebende Atmosphäre oder das besondere Klima, welches darin herrsche. Subjectiv genommen aber, sei er die von jeder andern unterscheidbare Gemüthsstimmung, die uns nur bei diesem Gedicht ergreife und von Anfang bis zu Ende desselben begleite. Der Geist eines Gedichtes könne also eigentlich nicht wiedergegeben werden; wer ihn vernehmen wolle, müsse selbst das Ganze lesen. Doch sieht der Verfasser sich nach einzelnen Zügen um, in denen das Gepräge des Ganzen am deutlichsten hervortrete, und bemerkt, als zum Geiste dieser Epopöe gehörig, besonders den ernsten, gespannten Hinblick auf ein gefürchtetes Ende. Es sei im Interesse des Dichters gelegen, uns frühzeitig auf einen traurigen Ausgang gefaßt und für die gewaltigen Schlußeindrücke empfänglich zu machen (S. 481 [430]). Eine gewisse Schwüle verbreite sich über den ganzen Horizont des Gedichtes; die Gegenstände erscheinen, wie kurz vor dem Ausbruche eines Sturmes, und jedes aufsteigende Wölkchen erscheine uns als ein werdendes Gewitter. Damit aber die bestimmte Erwartung der Katastrophe nicht für die Katastrophe selbst abstumpfen möchte, habe der Dichter, mittelst der zwischen eintretenden friedlichen und heitern Begegnisse, den aufgewehten Vorhang noch einmal zugeworfen, ehe er ihn völlig aufrollen lassen (S. 486 [432]).

Diese letzte Abtheilung, über den Geist des Liedes, ist besonders reich an feinen Beobachtungen. Von den Schlußworten hebe ich noch Folgendes aus:

Wer übersatt aller modernen Künstelei nach einem stärkenden Trunke frischen Quellwassers dürstet, wer die Natur in ihrem Dichterschmucke, das Schicksal in seinem strafenden Ernste, den Menschen in seiner Schwachheit und in seiner Kraft, wer die unverwischbarsten Züge deutscher Nationalität in einem treuen Spiegel gesammelt und sich selbst lebhaft in jene Zeit versetzt sehen möchte, wo der nun verödete Staufen ein Kaiserschloß und der König der Deutschen die erste Krone der Welt trug, der trete herzu und lese das Lied der Nibelungen, ein Kunstwerk, das so unschätzbar und so wenig anerkannt ist! S. 490 [435].

Auf der andern Seite spricht sich W. Grimm aus, zwar nur in gedrängten und schmucklosen Sätzen, aber solchen, die das Ergebnis der gründlichsten Kenntnis dieser Sagenpoesie, der sorgfältigsten Prüfung alles Einzelnen sind. Heldensage S. 63—66. 368 f.

Entziehen wir die Betrachtung dem Einfluß, den die ungemeine poetische Kraft des Werks ausübt, so gelangen wir zu einer andern, fast entgegengesetzten Wahrnehmung. Wir entdecken einen bereits gestörten Organismus und eine hier und da verletzte, nur flüchtig wieder vereinigte Oberfläche. Eingeschobene Personen, zugefügte einzelne Strophen und größere Stücke, unnöthige Wiederholungen, Unverständliches, selbst baare, durch keine Erklärung zu beseitigende Widersprüche, lassen sich nachweisen. Das Gedicht ist nicht das Werk eines einzigen u. s. f.[1]

So hören wir also dasselbe Gedicht zuerst vom ästhetischen Standpunct aus als ein in künstlerischer und psychologischer Einheit und Folgerichtigkeit durchgeführtes Kunstganzes anrühmen, sodann in historisch-kritischer Beleuchtung selbst nicht als das Werk eines Einzigen anerkennen, sondern als eine Zusammensetzung einzelner und verschiedenartiger, zum Theil noch ungeschickt verbundener Lieder bezeichnen. Gleichwohl haben beide Sprecher mit Sinn und Liebe für den Gegenstand sich geäußert. Wir dürfen nun aber nicht in der Wahl zwischen beiden Ansichten stehen bleiben; es ist nöthig, uns für die eine oder die andere zu entscheiden, oder auch in der Sache selbst einen dritten Weg zu suchen. Zwar ist es schwierig, ohne die specielle Anschauung des Gedichtes selbst irgend eine Meinung überzeugend auszuführen. Sowie aber die beiden sich entgegenstehenden Ansichten doch in allgemeinern Zügen dargelegt werden konnten, so mög' es auch mit der folgenden versucht werden. Vielleicht gelingt es dabei, zu zeigen, daß das, was aus den Abhandlungen jener beiden Verfasser ausgehoben worden, sich in gewissen Beziehungen näher steht, als es beim ersten Anblick erscheinen mochte.

1. Die Fabel des Gedichts, Handlung und Charaktere, sind nicht die Erfindung eines Einzelnen, nicht ein Erzeugnis der Zeit, welcher Sprache, Vers und Stil dasselbe anweisen, der Grenzscheide des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts. Dieses beruht nicht nur überhaupt in den früher dargelegten Ansichten über das Wesen der epischen Volksdichtung und in den Ausführungen über den Sageninhalt der

[1] [Uhland hat die citierten Stellen aus Grimms Heldensage ihrem vollständigen Wortlaut nach in der Vorlesung ausgehoben. Da dieses Buch jedem zur Hand liegt, durfte sich hier der Abdruck auf die zusammenfassende Hauptstelle beschränken. K.]

deutschen Heldenlieder, es läßt sich auch im besondern, nach den Hauptzügen, geschichtlich erweisen. Schon die Eddalieder des achten Jahrhunderts zeigen den ganzen tragischen Zusammenhang, der die Einheit unseres Liedes ausmacht; und noch beträchtlich höher hinauf muß dann der gemeinsame Stamm der nordischen und deutschen Verzweigung gesetzt werden. Wir haben zwar gesehen, daß in den Motiven und in der Auffassung der Charaktere das deutsche Epos von der nordischen Darstellung mehrfach abweicht; wir haben insbesondere erörtert, wie die deutsche Kriemhild erst dann so gewaltig hervortreten konnte, nachdem die im Norden vorherrschende heidnisch-mythische Brünhild als weibliche Hauptperson aufgegeben war. Aber daß Kriemhild lange vor Abfassung des Nibelungenliedes ihre jetzige Stellung in der deutschen Sage eingenommen hatte, beweist die Erzählung des dänischen Geschichtschreibers Saxo (Buch 13, S. 370) von dem sächsischen Sänger, der im Jahre 1130 Grimhildens wohlbekannten Verrath an ihren Brüdern dem Dänenherzoge Kanut zur Warnung gesungen, notissimam Grimildæ erga fratres perfidiam.[1] Siegfrieds und Gunthers Charaktere sind im Wesentlichen dieselben geblieben, wie in den Eddaliedern (Grimm, Heldens. 370). Hagen ist schon in dem lateinischen Walthersliede des zehnten Jahrhunderts wohl erkennbar vorgezeichnet. Dietrich war längst der Held eines besondern Sagenkreises, bevor er in der Nibelungenoth siegreich entscheidend auftreten konnte. Es ergiebt sich aber auch aus solchen Dichtwerken des epischen Cyclus, welche später, als das Nibelungenlied, aber doch noch in das dreizehnte Jahrhundert fallen, und sich wieder auf ältere Quellen berufen, die dann wenigstens mit demselben gleichzeitig werden, dem Lied von der Klage und der norddeutschen Wilkinensage, daß der Zusammenhang der Nibelungensage und auch die Einführung Dietrichs in dieselbe in andern, manigfach abweichenden Darstellungen vorhanden war, welche eben um dieser Abweichungen willen nicht das jetzige Nibelungenlied zu ihrer Quelle haben konnten.

Wenn Bauer in der angeführten Abhandlung über das Nibelungenlied als ein Kunstwerk die Bemerkung macht, daß keiner der großartig gruppierten Charaktere des Liedes in Folge einer mühsamen

[1] [Vgl. oben S. 335 ff. K.]

Zergliederung vor unser Bewußtsein trete, sondern jeder wie mit einem male aus der Begebenheit und dem lebendigen Gespräch hervortrete (S. 426), wenn ihm weiter angenehm auffällt, daß von jeder Person des Gedichtes, obgleich kaum von einer eine durchgeführte Schilderung entworfen sei, doch unserer Einbildungskraft ein bestimmtes, mit keinem andern vermischbares Bild vorschwebe, so daß man dasselbe sogleich durch Zeichnung fixieren zu können meine, so hat dieses wohl eben darin seinen Grund, daß alle diese Charaktere und Gestalten nicht erst entstehen, sondern längst schon fertig, als selbständige Persönlichkeiten begründet und anerkannt sind. Die ungezwungene Sicherheit der Charakteristik, die Voraussetzung der allgemeinen Bekanntschaft mit den Heldencharakteren geht so weit, daß Leser unserer Zeit dadurch wohl auch in Irrthum geführt werden können, wie z. B. Bauer Dietrichen von Bern als eine „greise Heldengestalt“ zeichnet, während wir im Zusammenhang der Sagen von diesem Helden ersehen haben, daß er stets jugendlich gedacht werden müsse. Er zeigt auch wirklich im Nibelungenliede, als Bändiger Hagens und Gunthers, seine vollste Kraft, und indem er seinen alten Meister Hildebrand zur Seite hat, kann nicht auch er als ein Greis erscheinen. Das war aber Sängern und Hörern jener Zeit so geläufig, daß es darüber gar keiner Verständigung bedurfte.

Von einem Dichter des Nibelungenliedes können wir also nicht sprechen, sofern wir unter einem solchen den Erfinder seiner Fabel oder auch den gestaltenden Bearbeiter eines vorher noch nicht poetisch zugebildeten geschichtlichen oder sagenhaften Stoffes verständen. In langer, lebendiger Fortbildung war der poetische Inhalt des Liedes, Handlung und Charakteristik, schon vollendet; ihr Dichter war allerdings nicht ein einzelner, sondern die längst im Volke wirkende dichterische Gesammtkraft.

2. Gleichwohl kann uns auch ein bloßer Ordner nicht zufrieden stellen. Es kommt in der Frage vom Ordner zweierlei in Betracht: was lag vor ihm, das er zu ordnen hatte? und in welcher Absicht, in welchem Sinne verfuhr er ordnend? Wäre der Zusammenhang, der nach dem Obigen in der Idee, in der Gesammtheit des Volksgesanges, allerdings vorhanden war, auch in einer Vollzahl einzelner Lieder in der Art niedergelegt gewesen, daß man diese nur in Schrift zusammen-

zufassen brauchte, um das rechte Ganze zu gewinnen, dann könnte nur von einem Sammler oder Schreiber die Rede sein. Wäre schon ein das Ganze vollständig umfassendes Schriftwerk vorgelegen, dann könnten wir nur von einem Überarbeiter sprechen. Allein letzteres ist weder erweislich noch wahrscheinlich, denn gerade in diesem Gedichte wird sich niemals, wie es doch fast in allen andern unseres epischen Kreises der Fall ist, auf ein Buch, auf ein Geschriebenes bezogen. Was in alten Mähren Wunders gesagt sei, uns hören zu lassen, ist die allgemeine Quellenbezeichnung im Eingange des Gedichts. Daß es aber auch nicht genügte, die gangbaren Lieder in möglichster Vollständigkeit niederzuschreiben, um ein Ganzes ohne Lücken und Widersprüche zu erhalten, lehrt die Natur der rhapsodischen Volksgesänge, welche bei allem Zusammenhange im Größern und im Hauptinhalte, doch im Einzelnen und in der Ausführung niemals völlig zusammenstimmen und sich fugen; sollen sie zu einem harmonischen Ganzen verbunden werden, dann muß eine ordnende Hand eingreifen; es muß angereiht, ausgeglichen, ergänzt werden. Aus einem solchen Ordnen vieler einzelnen Lieder oder doch aus der Erweiterung und Ergänzung eines schon bestandenen größern Complexes durch solche (Heldens. 65) soll nun, nach Lachmann und Grimm, das Nibelungenlied hervorgegangen sein, und diese Art der Entstehung wird in alten Liederanfängen, in Einschiebungen, Wiederholungen, Unverständlichkeiten, Widersprüchen nachzuweisen gesucht, welche der Ordner hinzugebracht oder stehen gelassen habe. Indem jedoch das Ganze wieder in zwei dem Umfang nach ziemlich gleiche, in Beziehung auf Vollständigkeit der Überlieferung, auf Darstellung, Sprache und Reim aber verschiedene Theile zerfallen soll, scheint es (denn völlig klar ist mir nicht, wie dieses Verhältnis gedacht sei), daß jeder dieser beiden Haupttheile ursprünglich wieder seinen besondern Ordner gehabt hätte, bis der letzte auch sie unter sich und mit andern ihm sonst noch zu Gebot stehenden einzelnen Liedern zum größern Ganzen zusammenfügte.

Ich lasse diese Abtheilung in die beiden Hälften vorderhand auf sich beruhen und nehme im Allgemeinen für erwiesen an, daß der jetzigen Abfassung des Gedichts einzelne, mehr oder weniger schon unter sich verbundene Lieder zu Grund gelegen; diese Lieder aber kann ich mir nicht so beschaffen denken, wie Lachmann nach seiner speciellen Ausführung sich solche vorstellt und Grimm, indem er sich nicht dagegen

erklärt, ihm auch hierin beizupflichten scheint. Lachmann, wenn ich ihn nicht gänzlich misseverstehe, nimmt an, daß, wenn wir aus einer Abenteure des Nibelungenliedes diejenigen Strophen ausgeschieden, in denen er bloße Übergänge und Einschiebsel von der Hand des Ordners zu erkennen glaubt, wir alsdann das einzelne Lied der Hauptsache nach in der Gestalt vor uns haben, wie der Ordner selbst es vor sich hatte. So stellt Lachmann gleich aus der zweiten und dritten Abenteure, welche von Siegfrieds Jugend und seiner Fahrt nach Worms handeln, durch Ausscheidung und Umsetzung vieler Strophen, zwei Lieder her, deren ersteres „die Beschreibung der Feierlichkeiten bei Siegfrieds Schwertnahme, bis auf den Punct, wo er sich weigert, bei seines Vaters Leben die Krone zu tragen“ (V. 93—180), enthalten habe (Lachm. a. a. O. S. 72). Nach meiner Meinung aber kann es niemals, weder im Wortlaute der durch jenes Verfahren gereinigten Strophen, noch selbst dem Inhalt nach, ein in lebendiger Überlieferung gangbares, für sich bestandenes Lied gegeben haben, worin eine solche Schwertnahme beschrieben wäre. Dasselbe behaupte ich in Beziehung auf alle ausführlichere Schilderungen von Festlichkeiten, Botschaften, Hoffahrten, Frauendienst und so fort, also von einem bedeutenden Theile des Liedes überhaupt und der ersten Hälfte desselben insbesondere. Diese Ansicht zu begründen, gehe ich auf den zweiten der obigen Fragpuncte über, in welcher Absicht und welchem Sinne denn der angenommene Ordner sein Geschäft unternommen und betrieben habe.

Im Abschnitte vom Vortrag der Heldensage habe ich in Beziehung auf die schriftliche Auffassung zum Behuf des Vorlesens bemerkt, daß es dabei im Allgemeinen nicht auf das bloße, wörtliche Aufschreiben der in mündlicher Überlieferung vorhandenen Lieder und Sagen abgesehen war, sondern daß, wer schrieb oder dictierend schreiben ließ, irgend einen Zweck hatte, die Sache weiter zu führen, für seine Zeit wirksam zu machen. Wir können, außer dem kurzen Volksliede von Hildebrand, von keinem unsrer Heldenlieder behaupten, daß es so gesungen und gesagt worden sei, wie es niedergeschrieben ist. Daß nun insbesondre derjenige, welcher das Nibelungenlied für die Schrift geordnet, nicht die Absicht gehabt haben könne, die in der Überlieferung vorhandenen romanzenartigen Lieder bloß zusammen zu stellen (Lachmann S. 4) und dabei nur die ihm nöthig scheinenden Verknüpfungen und Ergänzungen

anzubringen, davon zeugt die Beschaffenheit des Werkes selbst. Denn in der Gestalt, in welcher die Lieder, auch nach Wegräumung dessen, was man für solche Zuthat erklärt, noch immer großentheils erscheinen würden, konnten sie, wie ich zuvor behauptet, niemals in volksmäßiger Überlieferung gelebt haben. Die Beschreibungen von Ritterfesten, Werbungen und andern Botschaften, gastfreundlichen Empfängen, selbst von Gefechten, z. B. denen im Sachsenkriege, aus welchen noch immer ein beträchtlicher Theil der ausgesonderten einzelnen Lieder bestehen würde, können niemals im lebenden Munde des Gesanges oder der Sage sich vererbt haben. Sie sind ein schöner Rahmen für die eigentlichen Sagengebilde, sie geben der Sage das Gewand einer bestimmten Zeit, in welcher sie sich befreundet und heimisch ansiedeln soll, aber sie sind nichts, was für sich, als Inhalt und Bestand eines Liedes durch die Menschenalter schreiten konnte. Der immerfort treibende Kern eines Sagenliedes kann nicht in den Thätigkeiten des täglichen oder festtäglichen Lebens, nicht in Schilderungen allgemeiner Sitten und Gebräuche bestehen; bedeutungsvolle Mythen, scharfe Charakterbilder, ergreifende Situationen, Gemüthszustände, Leidenschaften, in bewegte Handlung gesetzt, diese sind es, die einem Liede Leben und Dauer geben, die es in den Volksgesang einführen und in ihm erhalten. Unser Nibelungenepos ist nun allerdings voll solchen echten Sagenbestandes, aber dieser ist von jenen Äußerlichkeiten reich bekleidet und selbst, besonders im vordern Theile des Liedes, durch solchen ersetzt. Ich werde hiefür ein früher schon berührtes Beispiel, das überhaupt für diese Untersuchung aufhellend ist (die Erzählung von Siegfrieds Schwertnahme), nachher besonders erörtern. Wenn nun Grimm (S. 368) ausführt, das Gedicht setze die geistig reiche, in allen Verhältnissen innerlich belebte Zeit voraus, in welche seine Ausbildung falle und welcher die Darstellung des öffentlichen und häuslichen Lebens, die Feinheit der Sitten, die Pracht der Feste, überhaupt die äußere Ausstattung entspreche, dasselbe sei auch allerdings volksmäßig, insoweit nemlich das beste dieser Zeit, aus der Mitte des ganzen Volkes hervorgegangen, keine abgesonderte Erscheinung gewesen, die Person, das Ich des Dichters aber nichts anders bedeute, als den lebenden Mund der Sage, wenn er hiernach das Bedenken, welches aus jener äußern Ausstattung gegen die gewissenhafte Behandlung des Überlieferten (vgl. S. 65) erwächst, dadurch zu heben sucht,

daß er auch jene für volksmäßig erklärt und dem lebenden Mund der Sage zuweist, so kann ich hierin nicht übereinstimmen. Ich halte nicht nur jenes Äußere, besonders in der Ausbreitung, wie sie ihm im Nibelungenliede gegeben ist, seiner Natur nach für unvolksmäßig, sondern ich glaube selbst nicht, daß es auch nur die Zeit gehabt hätte, sich zur Volksmäßigkeit heranzubilden. Es zeigt uns die Sitte des häuslichen und öffentlichen Lebens so, wie sie am Schlusse des zwölften Jahrhunderts sich gestaltet hatte, aber nicht wie sie schon in volksmäßigen Überlieferungen dargestellt sein konnte; und es ist so gleichmäßig und gehalten über das Ganze verbreitet, daß wir entweder alle hier zusammengestellten Lieder bereits in dieselbe Farbe getaucht annehmen müsten, was nach dem Obigen unzulässig erscheint, oder diese Einheit nur in der Anschauungsweise des Ordners begründet finden können. Grimm selbst sagt (S. 64): „In der äußern Form, in Stil, Farbe und Ton der Erzählung bemerken wir keine störende Verschiedenheiten; derselbe Geist waltet überall.“ Hätte dieser gleichmäßige Geist etwa schon in einem der gegenwärtigen Gestalt des Liedes zu Grunde liegenden größern Ganzen gewaltet, dann würde das bisher Gesagte eben nur auf den Ordner dieses letztern anwendbar sein. Es ist aber zu jener Annahme wirklich kein Grund vorhanden, vielmehr paßt das Costüm gerade zu der Zeit, welcher das jetzt vorhandene Gedicht auch der Sprache und dem Verse nach angehört. Waltet nun durch dieses jener gleiche Geist und können wir die Verbreitung desselben dem Ordner des Gedichtes nicht absprechen, so ist ihm, sei es auch vorerst nur in äußern Dingen, doch eine über das Ganze sich gleichförmig erstreckende Wirksamkeit eingeräumt, die uns sehr natürlich zu weitern Resultaten führt. Befand er sich einmal auf dem Standpunct, seine Zeit in den alten Mähren geltend zu machen, so lag ihm auch ganz nahe, hervorzuheben und auszubreiten, was dem Geiste seiner Zeit zusagte, zu beseitigen oder durch andres zu ersetzen, was demselben widerstrebte. Schon in der ältesten Gestalt der Sage, in den Eddaliedern, wirken vornherein mehr die mythischen Motive, weiterhin mehr die der Leidenschaft. Es ist sehr begreiflich, daß einem Ordner aus der hohenstaufischen Zeit die letztern ansprechender waren, als die erstern; daß selbst schon in den deutschen Überlieferungen, die ihm zunächst vorlagen, das Mythische verdunkelt, das Ethische hervorgestellt war. So dürfen wir

uns auch nicht wundern, wenn die zweite Hälfte des Nibelungenliedes lebensvoller dasteht, als die erste, wenn in dieser, wo der mythische Inhalt großentheils ausfiel, dafür die äußerlichen Schilderungen um so bequemer einrückten. Sie passen auch am besten für diesen vordern Theil des Gedichts, wo noch, wie die Eingangsstrophe verkündigt, von Freuden und Hochgezeiten berichtet wird.

Daß in einem Gedichte, welches, wie wir anerkennen, mehrere schon vorhandene Rhapsodieen zur Grundlage hat und diese wohl auch, soweit es nicht der Zweck des Ordners mit sich brachte, unverändert ließ, wie es denn überhaupt den Ton und Stil des epischen Gesanges einhält, Ungleichheiten und Widersprüche im Einzelnen vorkommen, ist gar nicht anders zu erwarten. Schon das bei Abfassung der Schriftwerke gewöhnliche Dictieren, die bloße Verarbeitung im Gedächtnisse machte solche Verstöße fast unvermeidlich; sie sind auch, wie Grimm selbst bemerkt (S. 369), für den poetischen Werth unerheblich; mögen wir Kriemhildens Jahre noch so genau nachzählen, sie ist doch niemals gealtert. Im Ganzen aber sollten solche Unebenheiten gerade einem Ordner, dessen einziger Beruf eine geschickte Zusammenstellung wäre, weniger begegnen, als demjenigen, der mehr das dichterische Ganze vor Augen hätte.

Wir haben also, nach all diesem, nicht bloß einen Ordner, der ältere Lieder zusammengestellt und nothdürftig verbunden, sondern wenigstens einen solchen, der sie im Geiste seiner Zeit zu einem Ganzen geordnet hat.

3. Bauer bemerkt, als zum Geiste des Nibelungenliedes gehörig, besonders den ernsten, gespannten Hinblick auf ein gefürchtetes Ende. Auch Grimm setzt da, wo er, in den eben erwähnten Beziehungen, denselben Geist überall waltend anerkennt, noch hinzu:

„Den Dichter selbst verläßt nicht das Gefühl dieser Einheit des Ganzen, es bricht an mehr als einer Stelle durch, ja er liebt Vorausverkündigungen des nahenden oder zukünftigen Geschicks."

Spricht er sonst vom Ordner, oder wie man ihn nennen wolle, denn es sei schwer einen passenden Namen zu finden, so hören wir hier, ziemlich zusammentreffend mit den Worten des andern Sprechers, von einem Dichter reden, den das Gefühl von der Einheit des Ganzen nicht verlasse. Sollte auch der Name Dichter hier nur im Sinne der Ansicht,

von der an jener Stelle die Rede ist, gebraucht sein, so scheint doch das Gefühl der Einheit im Ernste gemeint zu sein. Wie dem sei, es ist in der durch das Ganze verbreiteten subjectiven Stimmung nicht zu verkennen.

Wir haben einen Ordner gefunden, der die alte Sage im Geiste seiner Zeit wiederzugeben unternahm. Schon hierin liegt eine geistige Thätigkeit, die dem Ganzen wenigstens die äußere Einheit des Costüms gab. Nun zeigt sich aber weiter, daß dieses Ganze auch die innere Einheit der Handlung und der die Handlung beseelenden Idee hat. Das Gedicht beginnt mit Kriemhildens schön aufblühender, ahnungsvoller Jugend, es schließt streng ab mit ihrem Tod auf dem Gipfel ihrer furchtbaren Umwandlung. So bringt es, kann man anführen, der Geist der Sage mit sich, so fand es der Ordner in den Liedern. Allein, was letzteres betrifft, ergiebt sich aus dem Gedicht von der Klage, welches da anhebt, wo das Nibelungenlied endet, daß Überlieferungen vorhanden waren, welche über Kriemhildens Tod hinausgiengen und welche, in irgend einer Gestalt, wohl auch dem Ordner des Nibelungenliedes zu Gebot gestanden wären. Nicht allen Bearbeitern alter Mähren ist es gelungen, den Geist der Sage so aufzufassen, daß sie in ihm die Begrenzung ihres Werkes finden. Endlich aber bricht auch noch jene subjective Einheit hervor, die mit Empfindung und Bewustsein ihren großen Gegenstand in sich aufnimmt. Andeutungen der Zukunft finden wir als zum epischen Stile gehörig, auch in andern und ältern Gedichten. Aber dieser ahnungsvolle Hauch durch das Ganze, diese Verkündigung des Unheils vom Anfang an, die Vorausschauung in der träumenden Seele, die immer näher rückende und bei jedem Vorschritt wieder durch einen Wehelaut angerufene Erfüllung, diese Weise ist nur dem Nibelungenliede eigen. Und warum hat denn auch keines von allen andern Gedichten dieses Kreises jene Anmuth, jene aus dem frischesten und lebendigsten Gefühl erzeugte Wahrheit, die jedes Wort durchdringt und beseelt (Worte von Grimm S. 368)? Sind diese Eigenschaften ein Gemeingut, warum finden wir sie nur hier? und können wir sie nicht allen dem Ordner vorgelegenen Liedern zuerkennen, warum rechnen wir sie nicht ihm selbst zum Verdienste?

Wie sollen wir aber einen Ordner nennen, dessen Geist auf solche Weise die alte Sage in sich auffaßt und zurückspiegelt? In der Sprache

des Mittelalters nennen selbst die Bearbeiter wälscher Rittermähren sich Dichter. Das Lied von der Klage, das sich den Geschichten des Nibelungenliedes anschließt, nennt den Verfasser seiner Quelle einen tihtære. Auch wir werden im Sprachgebrauch unsrer Zeit kein Hinderniß finden den Ordner, dem wir solche Eigenschaften zuschreiben, gerad heraus einen Dichter zu nennen.

Er ist, um es kurz zu bezeichnen, nicht der Dichter der Sage, aber der Dichter des Liedes, wie es als ein Ganzes vor uns liegt.

Diejenigen, welche einen Dichter des Nibelungenliedes annehmen, haben denn auch verschiedene Vermuthungen über dessen Person geäußert.[1]

Daß es Heinrich von Ofterdingen gewesen sei, ist eine unhaltbare Hypothese; wenn wir auch gern den Dichter dieses Liedes aus unsrer Nachbarschaft abstammen ließen, so können wir es doch nicht ohne zureichenden Grund. Grimm bemerkt (Heldens. 66), ein geographischer Irrthum des ersten Theils, der den Oden- und Wasichenwald mit einander verwechsle, deute auf die Unkunde eines Süddeutschen, welcher demnach Ordner der Nibelungennoth möge gewesen sein und die Örtlichkeiten in dem zweiten Theile auf dem Zuge durch Baiern, Östreich bis nach Ungarn richtiger anzugeben verstanden; also eher auf einen aus dem östlichen Deutschland.

J. Grimm glaubte schon vor längerer Zeit die Spur einer niederländischen Handschrift des Nibelungenliedes, welche zu Brüssel läge, aufgefunden zu haben. Mone hat diese Spur weiter verfolgt und hat wirklich in der nun in einer Privatbibliothek zu Gent befindlichen Handschrift, aus dem vierzehnten Jahrhundert, ein Lied entdeckt, welches überschrieben ist „De vier heren wenschen“ (der vier Herren Wünsche) und worin vier Personen des Nibelungenliedes, Gunther, Gernot, Hagen und Rüdeger sprechend eingeführt sind. Er hat es in der kürzlich erschienenen ersten Abtheilung der Quellen und

[1] Vgl. F. H. v. d. Hagen Einleitung zum Nibelungenliede S. XXVIII f. [Neueres: Untersuchungen über das Nibelungenlied von Holtzmann. Stuttgart 1854. Das Nibelungenlied von Zarncke, Leipzig 1856 und 1865; von Holtzmann. Stuttgart 1857, 1858 und 1863. Nibelungenlied oder Nibelungenlieder von Fischer. Hannover 1859. Der Dichter des Nibelungenliedes von Franz Pfeiffer. Wien 1862. Untersuchungen über das Nibelungenlied von Bartsch. Wien 1865. K.]

Forschungen zur Geschichte der deutschen Litteratur und Sprache S. 148 abdrucken lassen.[1]

18. Die Klage. In 4316 kurzen Reimzeilen. Dieses Gedicht, welches in allen vollständigen Handschriften des Nibelungenliedes letzterem folgt, ist großentheils eine umständliche Paraphrase der Schlußstrophen des Nibelungenliedes, in welchen gesagt wird, daß Dietrich und Etzel die Gefallenen inniglich beklagt, und weiter Str. 2316:

> Ich enkan iu niht bescheiden waz sider dâ geschach,
> wan rîter unde vrouwen weinen man dâ sach,
> dar zuo die edeln knehte ir lieben friunde tôt u. s. w.

Es scheint, wessen uns der Dichter des Nibelungenliedes nicht zu bescheiden wuste, wollte uns der Verfasser der Klage bescheiden. Er läßt Etzeln mit Dietrich und Hildebrand ihre Todten nach einander unter der Menge der Leichen auffinden, beklagen und bestatten. Dann werden Trauerboten in die Heimat der Helden geschickt, mit ihren Rossen und Waffen. Auch Dietrich zieht mit Herrad und dem Meister Hildebrand wieder nach seinem Lande.

Das Gedicht hat hiernach keine rechte Handlung. Es besteht meist in weitschweifigen Ergüssen der Klage und in Rückerinnerungen an das, was im Nibelungenliede wirklich geschehen ist. Nur hin und wieder trifft man auf sagenhafte Züge oder belebtere Darstellung, z. B. wie dem todten Wolfhart das Schwert aus der Hand gebrochen werden muß, wie Rüdigers Knappen mit seinem Rosse, das sich immer nach seinem Herrn umsieht, nach Pechlarn zurückkehren, wo den Frauen das Unheil schon durch schwere Träume verkündet ist. Litterarischen Werth hat die Klage besonders in Beziehung auf das ihr dem Inhalte nach so genau verwandte Nibelungenlied. Die Frage über die ursprüngliche Gestalt des letztern hat ausführliche Untersuchungen veranlaßt, in wie weit und in welcher Gestalt dasselbe dem Verfasser der Klage bekannt war und welche anderweite Darstellungen der Sage er vor sich hatte.[2]

[1] [Reste einer mittel-niederländischen Übersetzung s. Hagens Germania 1, 339. Pfeiffers Germania 1, 215. K.]

[2] [Heldens. 118 f. Haupts Zeitschrift 3, 193. Holtzmanns Untersuchungen S. 97 ff. K.]

Als ursprüngliche Quelle der Dichtung wird Folgendes fabelhaft angegeben: der hunnische Spielmann Swemmel, welcher als Bote der furchtbaren Ereignisse nach Worms geschickt ist, verkündet dieselben auf dem Wege auch dem Bischof Pilgrim zu Passau, dem Oheim der burgundischen Könige.

Die Angabe (Z. 1727 ff. 2145 ff.), als hätte Bischof Pilgrim nach dem Berichte des Augenzeugen Swemmel die Begebenheiten durch Meister Konrad in lateinischer Sprache niederschreiben lassen, bemerkt W. Grimm (Heldens. 109), „ist insoweit unbedenklich für eine Erdichtung zu halten, als Pilgrim, der am Ende des zehnten Jahrhunderts (991) starb, nicht die Erzählung des Fidelers kann vernommen haben; aber ein lateinisches Buch mit einer geordneten Erzählung der Begebenheiten möchte doch wohl bestanden haben.“

Möglich, daß durch eine missverstandene Stelle eines lateinischen Werks über die Nibelungensage, welches aus Anlaß des Bischofs Pilgrim geschrieben oder ihm zugeeignet war (wie um dieselbe Zeit das lateinische Gedicht von Walthers Flucht dem straßburgischen Bischof Erchimbald), jene Tradition und mit ihr die Person des Bischofs selbst anachronistisch in die deutschen Lieder übergegangen (vgl. Heldens. 71, 5).

Neben der allgemeinen Erwähnung, daß diese Geschichte nachher oft in deutscher Zunge gedichtet worden, und verschiedenen Beziehungen auf mündliche Sage wird aber auch noch eines bestimmten deutschen Gedichts als nächster Quelle gedacht Z. 10 ff.

Der hier erwähnte Dichter wird dann auch der Rede Meister, des Buches Meister oder einfach der Meister genannt (Heldens. 109 f.). Bei ihm schon mag der Verfasser des jetzigen Liedes die Angabe von dem durch Pilgrim veranstalteten lateinischen Werke Konrads gefunden haben (Heldens. 118).

Lachmann und Grimm (Heldens. 150 ff.) haben durch Nachweisung einer großen Übereinstimmung in Reimgebrauch und grammatischen Formen sehr wahrscheinlich gemacht, daß die Klage und das Gedicht von Biterolf und Dietleib von demselben Verfasser herrühren. Sie haben auch innerlich das gemeinsam, daß sie beide etwas Gemachtes, nicht sagenhaft Lebendiges sind (Heldens. 355).

C. Hegelingenkreis.

19. Gudrun, das einzige Gedicht dieses Heldenkreises, in 6824 Langzeilen, welche sich in [1705] vierzeilige Strophen der früher beschriebenen Weise theilen.

Der Inhalt zerfällt übrigens in drei besondre Sagen: die erste, wie Hagen von Irland als Kind von einem Greife geraubt wird; die zweite, wie Hettel, König zu Hegelingen, seine Recken auf Brautwerbung um Hagens Tochter, Hilden, aussendet und dieselbe, besonders durch Horands herrlichen Gesang verlockt, sich entführen läßt; die dritte von den Schicksalen Gudruns, der Tochter Hettels, die nach der Normandie geraubt in langer Dienstbarkeit ihrem Bräutigam und ihrem Stamme Treue hält, zuletzt aber von den Ihrigen, unter blutiger Rache, zurückgeführt wird.

Grimm beurtheilt den poetischen Werth dieses Gedichtes in der deutschen Heldensage S. 370 f.

Ich habe in den Umrissen der Heldensage sowohl, als in der Darstellung der Charaktere, wo Gudrunen eine besondre Schilderung gewidmet war, den Inhalt des Gedichts ausführlich gegeben und die Trefflichkeit dieses weiblichen Charakterbildes hervorgehoben. Die Vergleichung mit dem Nibelungenliede in Beziehung auf Anlage und Entwicklung lasse ich dahin gestellt sein und bemerke nur, daß die Aufgabe des Nibelungenliedes schwieriger zu lösen war, weil sie kühner war. Aber dem großen Lobe, welches Grimm der Darstellung des Gudrunliedes ertheilt, kann ich nicht beistimmen. Sie ist zwar gebildet, aber etwas weitläufig und geziert. Was vom epischen Stil beibehalten ist, erscheint mehr absichtlich, als natürlich, und die mit der epischen Strophe vorgenommene Umwandlung hat etwas Gesuchtes. Darin ist im Nibelungenliede alles einfacher und frischer; seine Darstellung sollte ohne Zweifel im Gudrunliede überboten werden; daß der Verfasser des letztern die Nibelungen vor Augen hatte und nachahmte, kann im Einzelnen nachgewiesen werden. Der alte Sageninhalt ist, wie namentlich die Vergleichung mit der nordisch-mythischen Sage von Hilda zeigt, nicht wenig zurückgetreten. Ob dieß und in wie weit erst dem letzten Bearbeiter zuzuschreiben sei, können wir nicht beurtheilen.

Das Gedicht, welches noch in die erste Hälfte des 13ten Jahrhunderts zu setzen ist, bezieht sich nur einmal auf das, was die Bücher kund thun, sonst öfters auf das Sagen (Heldens. 325). Ein Dichter nennt oder bezeichnet sich nicht.

In dem Gedichte des Pfaffen Lamprecht von Alexander, aus dem 12ten Jahrhundert, wird auf ein Ereignis des Liedes, den Kampf auf dem Wulpenwerde, angespielt. Hätten wir die Dichtung in ihrer damaligen Gestalt, so würde sie sich ohne Zweifel sagenhafter ausnehmen. Des liederkundigen Horand (Herrenda) wird schon in einem angelsächsischen Gedichte erwähnt (Heldens. 330), und die deutschen Gedichte des 13ten Jahrhunderts sprechen öfters von Horands Gesange.

[Die deutsche Sage in der nordischen Poesie.]

Wir haben nunmehr die sämmtlichen deutschen Gedichte der drei Heldenkreise auch als einzelne Compositionen, in Beziehung auf ihre formelle Beschaffenheit, die Zeit ihrer Abfassung, die Persönlichkeit des Dichters, den poetischen Werth der jeweiligen Bearbeitung, durchgegangen.

Die dem skandinavischen Norden eigene Darstellung der gemeinsamen Heldensage ist ihrem Inhalte nach nicht nur in besondern Umrissen dargelegt, sondern auch von mehreren Seiten, besonders der mythischen, beleuchtet worden. Die Erörterung des Formellen aber überhaupt sowohl, als der Composition insbesondre kann nur einer geschichtlichen Darstellung der nordischen Poesie angehören.

Dagegen haben wir hier, auch in dieser letztern Beziehung noch, von denjenigen der Sagen und Lieder des Nordens zu handeln, welche der deutschen Verzweigung des Sagenstammes ihren Ursprung danken. Es sind dieses die Wilkinensaga und die altdänischen Heldenlieder.

Die in isländischer, d. h. altnordischer Sprache verfaßte (neuerlich ist sie auch altschwedisch in zwei Handschriften zu Tage gekommen) Wilkinasaga, deren Entstehung P. E. Müller in der Sagabibliothek in das Ende des 14ten Jahrhunderts, Grimm (Heldens. 175) wenigstens hundert Jahre früher setzt, und zwar hauptsächlich wegen des hohen Grades von Reinheit, welchen im Ganzen der Inhalt der Gedichte zeige, zieht um den Haupthelden Dietrich von Bern, den sie in den Mittelpunct stellt, den Umkreis der gesammten Heldensage. Sie heißt auch in den

meisten Handschriften „Saga von König Dietrich von Bern und seinen Kämpfern." Den Namen Wilkinensage hat sie in Peringskiolds Ausgabe (Rafn 621. Heldens. 177, 3); einer der vordern Abschnitte handelt nemlich von König Vilkinus in Vilkinaland und dessen Geschlechte. Ich würde mich auch der passendern Benennung Dietrichssage bedient haben, wenn nicht die andere, schon herkömmliche, das Werk auffallender bezeichnete, während wir unter Dietrichssage auch allgemeiner das Ganze der sagenhaften Überlieferungen von diesem Helden verstehen können. Die Niflungasaga, die man wohl auch besonders betitelt und aufgeführt findet, macht einen Theil der vielumfassenden Dietrichssaga aus. Diese giebt selbst an verschiedenen Stellen eine doppelte Quelle an, alte deutsche Gedichte und Erzählungen deutscher Männer, namentlich aus Bremen, Münster und Soest; sie rechnet sich also selbst zu der deutschen Sagenbildung, wie es auch ihr Inhalt bewährt.

Die Anlage der Saga ist diese, wie Dietrich von Bern den Kreis seiner Helden, meist sie durch Kampf erringend, um sich versammelt und dann mit ihnen wieder andere Heldenkreise bekämpft. Von jedem hinzutretenden Helden wird erzählt, was von ihm und seinem Geschlechte Sagenhaftes bekannt war. Dietrich schreitet durch das Ganze hindurch und die Saga endet mit seinem Verschwinden.

So umfaßt dieser große Sagenring eine Menge kleinerer. Rafn hat sie in seiner dänischen Übersetzung dem Sageninhalte nach in 30 Abschnitte eingetheilt, welche zusammen 393 Capitel umfassen.

Über den poetischen Werth dieser Saga äußert sich Grimm in der deutschen Heldensage S. 372.

Überaus wichtig ist uns diese Saga durch den in ihr gesammelten Sagenstoff. Nicht nur zeigt sich in ihr manches noch in einer offenbar ursprünglichern Gestalt, als in der Darstellung der entsprechenden deutschen Gedichte, wie sie auf uns gekommen sind, sondern auch manches, was in deutscher Sprache ganz verloren ist, finden wir hier in getreuer Überlieferung aufbehalten. So ist diese nordische Saga eine unentbehrliche Ergänzung unsres alten, einheimischen Sagenreichthums.

Als Proben von der Art dieser nordischen Dietrichssage wähle ich zwei Erzählungen, welche in keinem deutschen Gedichte mehr behandelt und daher auch nicht in die Umrisse der Heldensage aufgenommen worden sind. Von der erstern dieser Sagen findet sich selbst keine Erwähnung

mehr in deutschen Gedichten; von der andern aber wird sich bestimmt nachweisen lassen, daß sie im 13ten Jahrhundert in Norddeutschland wohl bekannt war.

1. Wildeber und Isung, bei von der Hagen, Wilkinens. 1, 364 ff.

Grimm nimmt an, daß diese Erzählung früher eine mährchenhaftere Gestalt gehabt habe. Wildeber werde wohl, wie der Name schon anzeigt, nicht als Bär, sondern als gezähmter Eber umhergezogen sein. Notker, an der Grenze des 10ten und 11ten Jahrhunderts, spreche von dem Wildeber, der nicht mit dem Schwanringe gehe; der mit dem Schwanringe gehende also wäre ein gezähmter und damit scheine auf den Helden unsrer Sage angespielt zu sein. Der Schwanring sei für einen Ring zu nehmen, der die Kraft habe, Menschen zu verwandeln, wie auch anderwärts Spuren vorliegen, daß die geheime Kraft solcher Umgestaltungen in einem Ringe hafte; die Verwandlung in Schwäne aber sei die häufigste. Wirklich wird auch, an einer andern Stelle der Wilkinensage, C. 109, von Wildeber erzählt, daß man, als er einmal die Ärmel von seiner Hand aufgestreift, einen Goldring um seinen Arm bemerkt habe, wovon kein rechter Grund mehr ersichtlich (Heldens. 30. 388).

2. Herbart und Hilda. Hagen 2, 169—189.

Die Herbartssage war, wenn gleich unter theilweise verschiedenen Namen und Umständen dem Verfasser des Dietleibsliedes bekannt, und aus seinen Anspielungen ergiebt sich, daß sie zum Sagenkreise der Hegelinge gehört habe. Auch in den Rosengartenkämpfen tritt Herbort auf und daraus ist er wahrscheinlich auch in den prosaischen Anhang des Heldenbuchs gekommen. Endlich findet sich eine zu weitern Anknüpfungen führende Beziehung auf ihn im Liede von Ecken Ausfahrt, und zwar nach der älteren Gestalt desselben, in der es, noch ungedruckt,[1] in der durch Laßberg neu aufgefundenen Handschrift vorkommt.

In naher Beziehung zur Wilkinensage stehen noch zwei romanhafte nordische Erzählungen, die Blomsturwallasaga und die von Jarl Magnus (Sagabibl. II, 398—400); doch kann es genügen, sie angeführt zu haben.

Endlich die altdänischen Volkslieder, Kämpferweisen, aus dem 14ten Jahrhundert, stimmen neben manchen eigenthümlichen Zügen in der Hauptsache mit der Wilkinensage. Es sind, alles Verwandte eingerechnet,

[1] [Herausgegeben von Laßberg 1832. Hagens Heldenbuch. Leipzig 1855. 2, 19. K.]

ungefähr 17 Lieder, die den Umfang einer Ballade nicht überschreiten. Grimilds Verrath an ihren Brüdern, auf die Insel Hven verlegt, findet sich in dreifacher Darstellung; weiter Dietrichs von Bern (welcher hier Wolfdietrichs Stelle vertritt) und des Löwen Kampf mit dem Lindwurm; Kämpfe, denen der Rosengartenlieder entsprechend u. s. f. Diese Lieder scheinen mir vorzüglich diejenige Art der Volkspoesie zu bezeichnen, in welcher größere Sagenbildungen wieder enger zusammengezogen werden, wobei eine gewisse Schroffheit und Zerrissenheit unvermeidlich ist.

Wir haben bisher von der Composition der Lieder und Sagen, als einzelner, für sich bestehender Gestaltungen, gehandelt; es ist nun schließlich noch zu betrachten, wie sie sich zum Ganzen des epischen Cyclus gestaltet haben. Denn überall weisen sie unter sich auf einen solchen Zusammenhang hin, indem sie entweder in ihrer rhapsodischen Vereinzelung gerade ihre Abhängigkeit von einem größern Ganzen kund geben, oder durch Vereinigung mehrerer Einzelsagen zur Darstellung der Gesammtheit streben; indem sie ferner entweder räumlich und gleichzeitig sich zusammenreihen, oder der Zeit nach im Verhältnis der Abstammung einer Dichtung von der andern, der Fortbildung der einen in der andern, hervortreten.

Diesen Zusammenhang stelle ich mir in größeren Zügen so vor:

Der Mittelpunct des Ganzen, der alles andere um sich angezogen, ist die gothische Dietrichssage; ein Verhältnis, das die Wilkinensaga mehr äußerlich aufgefaßt hat, das aber auch innerlich vollkommen begründet ist. Nicht als wären andere Sagen, welche die Dietrichssage um sich versammelt hat, darum weniger ursprünglich; die Siegfriedssage namentlich läßt noch ganz ihren eigenthümlichen, heidnisch-mythischen Charakter erkennen. Aber weil die Dietrichssage alle übrigen in oder um sich aufgenommen hat, so giebt auch sie den Leitfaden für die Bildungsgeschichte der Gesammtsage. In ihr selbst finden wir die Gewähr, daß sie, ursprünglich in sich abgeschlossen, von den andern Sagenkreisen, insbesondere dem fränkisch-burgundischen unabhängig, bestehen können und bestanden habe.

Ihre älteste und reinste Gestalt erkennen wir im Wolfdietrich, so sehr dieses Gedicht, wie es jetzt vorliegt, mit den manigfaltigsten unter sich fremdartigen Bestandtheilen überfüllt ist. Wolfdietrichs Verhältnis

zu seinen elf Dienstmannen, die gegenseitige, alles opfernde Treue des Königs und seiner Recken, die Prüfung und den endlichen Sieg dieser Treue sehen wir in einem großen, vollkommen abgerundeten Bilde, voll echter, starker, innig lebendiger Züge. Die Irrfahrten des Helden, bis ihm die Befreiung seiner Mannen gelingt, machen den Rahmen der manigfachsten Abenteuer. Aber durch all die bunte Verwicklung erscheint das einfach große Grundbild, der Blick bleibt auf das Ziel geheftet und das Nebenwerk ist leicht von der Hauptsache abzulösen. Auch ein anderes Merkmal stellt uns den Wolfdietrich an die Spitze der gothischen Sage. Die Abenteuer des Irrfahrenden gehen allerdings in späte Zeit herab, wie so manches, was sich auf die Kreuzfahrten bezieht, dann das ritterliche Ringstechen zu Tervis u. dgl. m. Zugleich aber liegt in diesem Gedichte, obschon verdunkelt, ein reicher Überrest mythischer Gestalten und Beziehungen. Die Kämpfe mit Lindwürmern, Riesen, Waldmenschen, die hülfreichen Zwerge, die rauhe Else, die sich im Jungbrunnen verschönt, das Greifenschiff, das Riesenweib, welches den Helden zusammt seinem Rosse über Berg und Thal trägt, die Zauberlinde und der feenhafte Berg, die Weissagungen und Gestirnzeichen von der Ankunft des Helden u. s. f. weisen in hohes Alterthum zurück und sind zum Theil gerade nur diesem Gedichte eigenthümlich.

Ja es hat sich uns eben hier jene merkwürdige Verwandtschaft mit persischer Sage und Mythe angeknüpft. Aber auch die vorwaltenden geschichtlichen und örtlichen Anhalte, Constantinopel, Griechenland, das Küstenland Meran, gehören einer früheren Zeit, als diejenigen, welche in der weiteren Entwicklung des gothischen Kreises vorherrschen.

An Wolfdietrich nun schließen sich uns als Erweiterungen Hugdietrich und Otnit, als Wiedergeburten des ältesten Dietrichs Rother und Dietrich von Bern.[1]

Nichtcyklische Heldensagen.

Neben dem umfassenden Kreise einheimischer Heldensage, welcher bisher den Gegenstand unserer Betrachtung ausgemacht hat, sind noch manche heroische Sagen vorhanden, welche demselben insoferne verwandt

[1] [Die weitere Ausführung fehlt. K.]

sind, als auch sie auf deutschem Boden erwachsen sind oder an Personen und Ereignisse der deutschen Geschichte sich anlehnen. Dagegen sind sie jenem größern Cyclus darin ungleichartig, daß sie sich entweder nur zu beschränkteren Verbindungen abgeschlossen haben, oder nur als Überreste früher bestandener Sagenkreise auf uns gekommen, oder als Versuche größerer Sagenbildungen stehen geblieben sind, oder auch völlig vereinzelt dastehen.

Sie bilden den Übergang vom Epos zur Geschichte. Die ältesten unter ihnen athmen noch den Geist der epischen Dichtung und gestatten selbst Anknüpfungen an die größere Heldensage. Die spätern nehmen immer mehr entweder das Gepräge willkührlicher Erfindung oder umgekehrt einen geschichtlichen Charakter an, eine Sonderung von Elementen, die im Epos verschmolzen sind. Öfters finden wir sie auch als einzelne, von Poesie getränkte Stellen in den Reimchroniken. Unter diesen selbst haben die früheren mehr sagenhafte Bestandtheile, als die späteren; und zuletzt reißt die eigentliche Geschichtschreibung, die auch die herkömmliche, nun nichts mehr bedeutende poetische Form abwirft.

Alle legendenartigen Sagen schließen wir hier aus, weil sie auf die andere Seite der Poesie des Mittelalters, die romanisch-christliche, fallen und dort in ihren besondern Verband treten.

Überhaupt aber kann aus dem großen Vorrath von Überlieferungen dieser Classe nur eine Auswahl derjenigen gegeben werden, welche durch eigenthümlichen oder beziehungsreichern Inhalt, durch die Person, welche sie betreffen und namentlich auch durch bestimmtes Zeugnis oder sonst erkennbare Spur poetischer Auffassung im Volksgesange sich bemerklich machen.

Als ein bedeutendes Hülfsmittel ist anzuführen: Deutsche Sagen, herausgegeben von den Brüdern Grimm, 2 Theile, Berlin 1816—18, besonders der zweite Band, worin die uns hier angehenden, an Geschichtliches sich anknüpfenden Stamm- und Geschlechtssagen getreu nach den Quellen, ohne alle eigene Zuthat oder Verschönerung, gesammelt sind. Der erste Band enthält vorzugsweise Localsagen, auf die wir uns zwar im Einzelnen nicht einlassen können, die uns aber bereits in allgemeinern, aus dem Gemeinsamen vieler einzelnen hervorgehenden, besonders mythischen Beziehungen wichtig waren, z. B. die von der wilden Jagd, von den unterirdisch harrenden Königen.

1. Sagen der Heruler.

Die Heruler, ein frühzeitig untergegangener, wie es scheint, den Gothen verwandter Volksstamm, sind geschichtlich durch ihr manigfaches Unglück bekannt, und es hat sich ein klagender Nachhall davon in der Sage solcher Völker erhalten, die ihre Vertilger waren, der Gothen und der Langobarden.

Jornandes (de reb. getic. c. 23) meldet:

Ermanaricus, nobilissimus Amalorum ... cum tantorum [populorum] servitio clarus haberetur, non passus est, nisi et gentem Erulorum, quibus præerat Alaricus, magna ex parte trucidatam, reliquam suæ subigeret ditioni u. s. w.

Mone in der angeführten Abhandlung „über die Heimat der Nibelungen“ (Quellen und Forsch. B. I. 1830. S. 40 ff.) knüpft zwischen dieser Erzählung des Jornandes und der einen Bestandtheil des epischen Cyclus ausmachenden Harlungensage folgende Beziehung an:

Die Harlungen, sagt er, sind das Königshaus der Heruler. Diese heißen Heruli, *Αἰρουλοι*, ohne die Form „ung“, weil sie ein gothisches Volk waren, welche die Ableitung mit „ung“ nicht hatten. Wir finden ebenso bei den Gothen Amali, welche von andern deutschen Völkern Amelungen genannt wurden. Aus Heruli bildeten nördlichere Mundarten Herulinga. Nach Zeiten und Völkern wechselten die Vocale im Namen u. s. w.

Den Übergang der Vocale vermittelt auch wirklich das angelsächsische Lied vom Wanderer, aus dem achten Jahrhundert, worin der vielgewanderte Sänger unter den Völkern und Königsstämmen, die er besucht habe, nach einander aufführt: das Land der Gothen, das Gesinde Eormanrichs, die Herelinge (Herelingas), Emerka, Fridla und Ostgothen, auch Sifeka (Sibich; Heldens. 18 f.). Emerka und Fridla sind die Harlunge Fritel und Imbreck der deutschen Gedichte. Ermenrich läßt diese Harlunge, seine Neffen, aufhängen oder erdrosseln, um sich ihres Erbes zu bemächtigen. Daß der Name des mit den Gothen in geschichtlichem Verhältnis gestandenen Herulerstammes auch in die gothische Sage übergegangen, ist an sich annehmbar. Die Hinrichtung der Harlunge aber, die Erwerbung ihres Landes und Schatzes durch diese Gewaltthat erinnert ungezwungen an die Erulorum cædes, an die gentem Erulorum magna ex parte trucidatam; wobei Jornandes noch hinzufügt

fecitque causa fortunæ, ut et ipsi [die noch übrigen Heruler] inter reliquas gentes Getarum regi Ermanarico servierint.

„Die Sage, bemerkt Mone, da sie ihrer epischen Natur nach auf Persönlichkeiten ruhen muß, hat nur den Mord des Königshauses festgehalten und den Untergang des Volkes fallen lassen."

Zwar stimme ich nun mit Mone darin überein, daß in der Stelle des Jornandes die Harlungensage gemeint sei, und die Nachweisung einer so frühen Beziehung auf diese aus der Mitte des sechsten Jahrhunderts ist ein Gewinn für die Sagenforschung. Sollte aber die Meinung sein, daß wir in der cædes Erulorum nun wirklich den geschichtlichen Grund jener Sage vor uns haben, so könnte ich mich davon noch keineswegs überzeugen. Die Erzählung des Jornandes vom Tode Ermanarichs hat uns bereits gezeigt, daß er bei diesem Namen auch entschieden Sagenhaftes als geschichtlich aufstelle, und so glaube ich auch, daß er auch die Sage vom Untergange der Harlunge hier erst historisch eingekleidet habe, vielleicht sogar nur durch die Namensähnlichkeit des vertilgten Geschlechts mit dem Volksnamen der Heruler veranlaßt.

Auch Odoacer, König der Heruler, der dem weströmischen Kaiserreich ein Ende gemacht, aber selbst von dem ostgothischen Theoderich besiegt und umgebracht worden, hat seinen Namen in die Amelungensage übertragen, als Otacher des alten Hildebrandsliedes, wovon an seinem Orte die Rede war (vgl. Heldens. 344).

Endlich die Niederlage der Heruler durch die Langobarden erzählt im 8ten Jahrhundert Paulus Diaconus (de gest. Langob. 1, 20) auf folgende sagenhafte Weise:

Die Heruler und die Langobarden, zwischen welchen, noch vor dem Aufbruch der letzteren nach Italien, Krieg ausgebrochen, wollen denselben durch ein Friedensbündnis aufheben. Rodulf, König der Heruler, sendet in dieser Absicht seinen Bruder zu dem Langobardenkönige Tato. Auf der Heimkehr nach ausgerichtetem Geschäfte kommt der Abgesandte am Hause der langobardischen Königstochter Rumetrud vorüber. Diese sieht das zahlreiche und edle Gefolge; auf ihr Befragen erfährt sie, daß es der Bruder des Königs Rodulf sei, der von seiner Botschaft heimziehe. Sie läßt ihn einladen, einen Becher Wein bei ihr anzunehmen. Arglos folgt er der Ladung. Weil er aber klein von Gestalt ist, blickt sie hochmüthig auf ihn herab und redet ihn mit

höhnischen Worten an. Er antwortet in Scham und Unwillen, worüber sie viel mehr entrüstet wird und in weiblichem Zorn erglüht. Doch verhehlt sie ihre Rachegedanken, stellt sich heiter und ladet ihn mit freundlicher Rede zu sitzen ein. Den Sitz aber weist sie ihm so an, daß er ein Wandfenster im Rücken hat, welches sie, als wär' es dem Gaste zu Ehren, mit einem kostbaren Teppiche bedecken lassen. Ihren Dienern aber hat sie befohlen, sobald sie zum Schenken sprechen würde: „Mische den Becher!", sollten jene den Gast rücklings mit Lanzen durchstoßen. So geschieht es auch; von Wunden durchbohrt sinkt er sterbend zu Boden. Als Rodulf hievon Kunde erhält, entbrennt er in Schmerz und Rache über den grausamen Tod seines Bruders, bricht das neue Bündnis mit dem Langobardenkönig und kündigt ihm den Krieg an. Die Heere stehen sich auf dem Schlachtfelde gegenüber. Rodulf aber dünkt sich des Sieges so gewiss, daß, während er die Seinigen zum Kampf ausrücken läßt, er selbst im Lager zurückbleibt und im Brette spielt (ad tabulam ludit). Denn die Heruler waren damals in Kriegen geübt und durch viele Siege berühmt. Um freier zu fechten, oder als verachteten sie jede Wunde, kämpften sie nackt (nudi pugnabant, operientes solummodo corporis verebunda, Berserker). Ihrer Kraft nun gänzlich vertrauend, heißt Rodulf, während er ruhig am Brettspiel sitzt, einen der Seinigen auf einen nahestehenden Baum steigen, um ihm den Sieg seines Heeres um so schneller zu verkündigen; mit angehängter Drohung, daß der Wartmann das Haupt verlieren solle, wenn er die Flucht der Heruler melden würde. Als nun dieser sieht, daß die Schlachtordnung der Heruler vor den Langobarden weicht, antwortet er doch, auf die wiederholte Frage des Königs, wie sich die Heruler halten, sie kämpfen aufs beste. Und nicht eher wagt er, das Unheil, das er sieht, zu verkündigen, bis das ganze Heer dem Feinde den Rücken kehrt. Da bricht er endlich in den Ruf aus: „Wehe dir, unseliges Herulerland! dich schlägt der Zorn des Himmels." Dadurch aufgeregt, fragt der König: „Wie? Fliehen meine Heruler?" „Nicht ich," erwidert jener, „du selbst, mein König, hast es gesagt." Rodulf und seine Umgebung werden, noch in der ersten Verwirrung, von den einbrechenden Langobarden überfallen. Der König selbst, vergeblich tapfer kämpfend, wird erschlagen. Über die Schaaren der Heruler aber, wie sie, da und dorthin zerstreut, entfliehen, kommt solcher Zorn

des Himmels, daß sie die blühenden Flachsfelder (viridantia camporum lina cernentes) für schwimmbare Wasser ansehen und, indem sie die Arme zum Schwimmen ausbreiten, von den Schwertern der Feinde grausam erschlagen werden. Die Langobarden theilen nach erfochtenem Siege die unermeßliche Beute, die sie im Lager gefunden. Tato, der König, aber nimmt Rodulfs Fahne (vexillum, quod bandum appellant) und Helm, den er im Kriege zu tragen pflegte, und von jener Zeit an ist so die Kraft der Heruler gebrochen, daß sie fürder keinen König mehr über sich haben. Die Langobarden aber, durch die Beute bereichert und durch die Schaaren besiegter Völker verstärkt, unternehmen angriffsweise weitere ruhmvolle Kriege. Vgl. Deutsche Sagen II, 31 ff.

Diese Sage bildet das letzte herulische Heldenlied.

Der Zug, daß der Unglücksbote für sein Leben fürchten muß und das unselige Wort in den Mund dessen legt, dem er die Nachricht bringen soll, kommt auch sonst in den Sagen vor. Vgl. Saxo B. IX, S. 279.

Rodulfs kühne Gestalt ist mit Vorliebe hingestellt und die siegenden Langobarden selbst, mit ihrer verrätherischen Königstochter, stehen im Schatten; der tragische Glanz haftet ganz auf dem untergehenden Heldenvolke, das im blühenden Leinfelde sein Grab findet. Es ist, als hätten Überlebende des besiegten Stammes das Lied gesungen.

Mit der sagenhaften Erzählung des Paulus Diaconus kann eine andere, mehr historische des Procop verglichen werden (Masc. II, 44).

2. Sagen der Langobarden.

Der schon benützte Geschichtschreiber dieses Volkes, Paulus, Warnefrieds Sohn, ein geborner Langobarde, Diaconus der Kirche zu Aquileja, schrieb sein Geschichtwerk (de gestis Langobardorum, 6 Bücher) kurz vor dem Umsturze des langobardischen Reiches durch Karl den großen im Jahr 774, welches Ereignis er überlebte. Er hat in diesem Werke auch die sagenhaften Überlieferungen seines Volkes in ihrer nationalen Farbe bewahrt und erzählt (1, 27) seine eigene Familiensage, wie sein Urahn (proavus) Leupichis als ein Kind von den Hunnen (Avaren), welche damals in das Friaul eingebrochen waren, mit vier Brüdern in die Gefangenschaft geschleppt worden, wie er, zu seinen Jahren gekommen, allein entfloh und, mit Köcher und Bogen hinausirrend, von einem Wolfe

wunderbar durch die Wildnis geleitet ward, wie er endlich wieder in die Lombardei gelangte, dort das Haus seiner Eltern so verödet fand, daß es kein Dach mehr hatte und voll Stauden und Dornsträuche stand, wie er diese niederhieb und an einer großen Wildesche (ornus), die zwischen den Wänden gewachsen, seinen Köcher aufhieng, wie er nachher das Haus neu aufbaute, sich ein Weib nahm und auf der lang verödeten Stätte Gründer des Geschlechts ward, aus welchem im dritten Grade der Geschichtschreiber Paulus hervorgieng. B. IV, C. 39. Deutsche Sagen II, 51 ff.

Unter den großentheils werthvollen Sagen, die uns dieser Schriftsteller aufbehalten hat, wähle ich diejenige aus, welche den Haupthelden, den Stifter des langobardischen Reiches in Italien, Alboin und dessen tragisches Schicksal betrifft. Sie gründet wieder auf den Untergang eines andern Volks- und Königsstammes, der Gepiden, die wachsende Macht der Langobarden.

B. I, C. 23: Die Gepiden und Langobarden bringen lang genährten Groll zum Ausbruch und liefern sich eine Schlacht. Beide Heere kämpfen tapfer und keines weicht dem andern, als, mitten im Gefechte, Alboin, der Sohn Audoins, und Turismod, der Sohn Turisends, jener des Langobarden-, dieser des Gepidenkönigs, sich begegnen. Alboin trifft den Gegner so gewaltig mit dem Schwerte, daß er entseelt vom Rosse stürzt. Als die Gepiden ihren Königssohn, der eine Hauptstütze des Kampfes war, erschlagen sehen, werden sie muthlos und entfliehen.

Die Langobarden, mit Sieg und Beute heimgekehrt, gehen den König Audoin an, daß Alboin, durch dessen Tapferkeit sie den Sieg errungen, nun auch des Vaters Tischgenosse werde, wie er in der Gefahr zu ihm gehalten. Audoin glaubt dieses, ohne Verletzung der Volkssitte, nicht thun zu können. „Ihr wißt," antwortet er, „es ist bei uns nicht gebräuchlich, daß der Sohn des Königs mit seinem Vater speise, bevor er von dem König eines auswärtigen Volkes die Waffen empfangen."

C. 24: Sobald Alboin dieses vernommen, reitet er, nur 40 Jünglinge mit sich nehmend, zu Turisend, dem Gepidenkönig, gegen den er Krieg geführt, und sagt ihm die Ursache seines Kommens. Dieser nimmt ihn wohlwollend auf, ladet ihn zu seinem Mahle und setzt ihn zu seiner Rechten, wo sein Sohn Turismod zu sitzen pflegte. Während des Mahles aber steigt dem König die Erinnerung an den Tod seines Sohnes

auf, er sieht dessen Mörder am Platze desselben sitzen, seufzt tief auf und spricht: „Lieb ist mir der Platz, aber leid zu sehen, der jetzt darauf sitzt." Der andere Sohn des Königs, durch die Rede des Vaters angespornt, fängt an, die Langobarden mit Hohnreden zu reizen.

Asserens eos, quia suris inferius candidis utebantur fasciolis, equabus, quibus crurum tenus pedes albi sunt, similes esse, dicens: Fœtulæ sunt equæ, quas similatis. Tunc unus e Langobardis ad hæc ita respondit: Perge, ait, in campum Asfeld! ibique procul dubio poteris experiri, quam validæ istæ, quas equas nominas, prævaleant calcitrare, ubi sic tui dispersa sunt ossa germani, quemadmodum vilis jumenti in mediis pratis.

Die Gepiden fahren wüthend auf, die Langobarden legen die Hände an den Schwertgriff. Der König aber springt vom Tische vor, wirft sich in die Mitte, hält die Seinigen zurück und bedroht den, der zuerst den Kampf anheben würde. Das, sagt er, sei kein Gott wohlgefälliger Sieg, wenn man im eigenen Hause den Feind erschlage. So beschwichtigt er den Hader und sie beendigen fröhlich das Mahl. Dann nimmt Turisend die Waffen seines Sohnes Turismod, übergiebt sie dem Alboin und sendet ihn im Frieden in seines Vaters Reich zurück. Alboin wird nun seines Vaters Tischgenosse. Er erzählt, als er mit diesem speist, was ihm bei den Gepiden begegnet. Die Langobarden rühmen mit Verwunderung Alboins Kühnheit und nicht minder Turisends große Treue.

B. I, C. 27: Nach dem Tode der Könige Audoin und Turisend folgen ihnen ihre Söhne Alboin und Cunimund. Dieser will die alten Kränkungen der Gepiden rächen und bricht den Frieden mit den Langobarden. In der Schlacht siegen die letzteren und wüthen mit solchem Grimme gegen die Gepiden, daß diese bis zur Vertilgung aufgerieben werden und von dem zahlreichen Heere kaum ein Bote übrig bleibt. Alboin erlegt in dieser Schlacht den Cunimund, nimmt dessen Haupt mit sich und läßt daraus einen Trinkbecher machen (ad bibendum ex eo poculum fecit, quod genus poculi apud eos scala dicitur, lingua vero latina patera vocitatur). Cunimunds Tochter, Rosimund, führt er sammt vielen andern verschiedenen Geschlechts und Alters in Gefangenschaft, nimmt sie aber nachher, zu seinem Verderben, zur Gemahlin (in suam, ut post patuit, perniciem duxit uxorem). Die Langobarden gewinnen solche Beute, daß sie zu großem Reichthum gelangen. Der

Stamm der Gepiden aber ist so geschwächt, daß sie fortan keinen Kö mehr haben, sondern die vom Kriege noch Übrigen entweder den Lan barden unterworfen sind, oder unter der harten Herrschaft der Hun seufzen.

B. II, C. 8: König Alboin bricht nun mit dem Volke der Lan barden aus Pannonien, ihrem bisherigen Wohnsitze, nach Italien a Als sie an dessen äußerster Grenze angekommen, besteigt er einen h emporragenden Berg und betrachtet das Land, so weit er es übersch kann. Seit der Zeit soll dieser Berg davon der Königsberg (mons reg heißen. Auf demselben sollen wilde Wisende hausen.

Denique retulit mihi quidam veracissimus senex, tale se corium hoc monte occisi bisontis vidisse, in quo quindecim, ut ajebat, homin unus juxta alium, potuissent cubare.

B. II, C. 28: Nur vierthalb Jahre herrscht Alboin in Italie Die Ursache seines Todes ist diese. Als er eines Tages zu Veron über die Gebühr fröhlich, beim Mahle sitzt, mit dem Becher, den aus dem Haupte seines Schwähers, des Königs Cunimund, machen lass heißt er der Königin Wein bringen und fordert sie auf, fröhlich m ihrem Vater zu trinken.

Reginæ ad bibendum vinum dari præcepit, atque eam, ut cum patr suo lætanter biberet, invitavit. Hoc ne cui videatur impossibile, veritate in Christo loquor, ego hoc poculum vidi in quodam die festo Ratchi principem, ut illud convivis suis ostentaret, manu tenentem.

Rosimund, von tiefem Schmerz ergriffen, sinnt fortan auf den Tod ihres Gemahls, zur Rache für den erschlagenen Vater. Sie be räth sich darüber mit Helmichis, dem Waffenträger (Schilpor[1]) und Milchbruder des Königs. Er unternimmt es nicht für sich, sondern räth ihr, den Peredeo, einen sehr tapfern Mann, beizuziehen. Als dieser zu einer solchen Unthat nicht zustimmen will, weiß sie ihn durch eine List in die Lage zu bringen, daß er entweder den König tödten oder von diesem den Tod gewarten muß. Auf solche Weise gezwungen, willigt er in den Mord. Eines Mittags, als Alboin ent schlafen, gebietet Rosimund Stille im Palast, schafft alle Waffen bei seit und bindet Alboins Schwert zu Häupten seines Lagers fest, so daß es nicht weggenommen, noch aus der Scheide gezogen werden kann.

[1] „Scilt-poro (scutifer), wofür scil-por bei Paul Diac." Gramm. II, 487.

Dann führt sie, nach Helmichis Rath, den Mörder herein. Alboin, plötzlich vom Schlaf erwachend, sieht die Gefahr und streckt schnell die Hand nach dem Schwerte. Da er es nicht losbringen kann, wehrt er sich noch eine Weile mit dem Fußschemel. Doch bald muß dieser kühne, gewaltige Held, der so viele Feinde gefällt hat, waffenlos, der List eines Weibes unterliegen. Sein Leichnam wird, mit großer Wehklage der Langobarden, unter dem Aufstieg einer Treppe, nah am Palaste, begraben. Paulus fügt hinzu:

Hujus tumulum nostris in diebus Giselbertus, qui dux Veronensium fuerat, aperiens, spatham ejus et si quid in ornatu ipsius inventum fuerat, abstulit. Qui ob hanc causam vanitate solita apud indoctos homines, Alboin se vidisse, jactabat.

C. 29: Helmichis, den die Langobarden nicht zum Könige haben wollen, sondern zu tödten drohen, entflieht mit Rosimund, nun seiner Gemahlin, und dem langobardischen Schatze nach Ravenna. Der dortige (griechische) Präfect Longinus beredet sie, den Helmichis zu tödten und sich dann ihm zu vermählen. Wünschend, Ravennas Herrin zu werden, reicht sie dem Helmichis, als er vom Bade kommt, einen Becher mit Gift; als er aber merkt, daß er den Todesbecher getrunken, zwingt er sie, mit entblößtem Schwerte, den Rest auszuleeren.

Sicque Dei omnipotentis judicio interfectores iniquissimi uno momento perierunt.

Auch das Ende Peredeos wird noch, unter fabelhaften Umständen, erzählt.

Auch diese Sagen von Alboin tragen, besonders im vordern Theile, ganz das Gepräge der Heldenlieder. Sie sondern sich noch sichtbar in rhapsodische Abschnitte, Abenteuren. Daß wirklich des Helden Gestalt, welche der Herzog Giselbert gesehen zu haben sich rühmte, noch zwei Jahrhunderte nach Alboins Tode (563) in deutschen Liedern umgieng, sagt uns Paulus selbst, nachdem er die Vertilgung der Gepiden berichtet B. I, C. 28:

Alboin vero ita præclarum longe lateque nomen percrebuit, ut hactenus etiam tam apud Baioariorum gentem, quam et Saxonum, sed et alios ejusdem linguæ homines, ejus liberalitas et gloria, bellorumque felicitas et virtus in eorum carminibus celebretur.

Diesem fügt er unmittelbar noch hinzu:

Arma quoque præcipua sub eo fabricata fuisse a multis hucusque narratur.

Was in solcher Verbindung kaum etwas anderes heißen kann, als daß in den Liedern und Sagen von Alboin wunderbarer Waffen, wie die von Zwergen oder Elfen verfertigten, dergleichen Otnit von Elberich erhielt, gedacht war. Der Name Alboin selbst (Alpwîn, vgl. Elfenmährchen S. LV) bot solche Beziehungen dar.

Bayern und Sachsen macht obige Stelle als solche Völker namhaft, in deren Liedern Alboins Gedächtnis sich erhalten.

Die Spur eines Alboin, von dem in Baiern gesungen wurde, glaube ich selbst noch in einem unsrer Heldenlieder, dem von Rother, nachweisen zu können. Hier erwähnt Wolfrat von Tengelingen dankbar der Dienste, die Berther von Meran einst seinem Vater Amelger erwiesen, Z. 3420:

> Berker der riche
> der tede uromeliche.
> do min uatir was uertriuen,
> he gewan ime sin lant wider,
> he erslach Eluewine,
> einen herzogen uan Rine,
> der was ein ureislicher man,
> her hatte uns michil leith getan.

Eluewîn[1] ist niederdeutsch (und niederdeutsche Schreibart waltet in der einzigen Handschrift des Rotherliedes vor) dasselbe, was hochdeutsch Alpwîn, Alboin. (Auf die scheinbare Namensähnlichkeit Berthers, der den Elvewin erschlagen, mit Peredeo, der den Alboin ermordet, auf den langobardischen Königsnamen Rothers und seinen Sitz zu Bari lege ich keinen Werth.) Da Elvewin ein Herzog von Rheine genannt wird, so paßt dieses freilich nicht auf den langobardischen Alboin. Aber da das Geschlecht von Tengelingen, welches mit diesem Elvewin in Beziehung tritt, wie wir früher gezeigt, ein baierisches ist und im Liede selbst ausdrücklich als ein solches bezeichnet wird (die be[ie]rische diet heißt Wolfrats Schaar V. 3576. 82. Vgl. Heldens. 54. N.), so erhellt, daß ein Elvewin in baierischer Sage bekannt war, der dort, hochdeutsch, Alpwin, Alboin heißen muste. Von Paulus Diaconus selbst sind wir,

[1] Alfuuin, Freher. Script. rer. Germ. S. 43.

da er den Inhalt der bajoarischen Lieder nur sehr allgemein angiebt, nicht versichert, ob er nicht etwa in einem gleichnamigen Sagenhelden seinen Alboin zu finden geglaubt habe. Auch von den Sachsen, sagt Paulus, sei Alboin besungen worden; und wenigstens bei den Angelsachsen, im Liede des Wanderers aus dem siebenten Jahrhundert, wird Aelfwins, des Sohnes Eadwins (Audoins), als eines freigebigen Fürsten rühmlich gedacht (Conybeare, Ill. of Anglosax. Poetry S. 16).[1] Die Freigebigkeit (liberalitas) ist namentlich auch eine der Eigenschaften, wegen welcher Alboin, nach Paulus, von Sachsen und anderen Völkern derselben Sprache gefeiert worden sein soll.

Noch im Untergange des Langobardenreiches finden wir die Sagendichtung thätig. Aber wie die untergehenden Heruler und Gepiden in die langobardische Sage aufgenommen wurden, so die besiegten Langobarden in die fränkisch-karolingische. Bei ihr wird am angemessensten von diesen letzten Resten langobardischer Sage gehandelt werden.

3. Sagen der Thüringer.

Der Umsturz des thüringischen Reiches durch den austrasischen Frankenkönig Theoderich, schon um die Mitte des 6ten Jahrhunderts, und die Vertilgung des thüringischen Königsstammes ist eine der dunklern Partieen in der ältern deutschen Geschichte. Bruderkrieg und Brudermord im Königshause selbst, Gewaltthat und Verrath von Seiten der Sieger, treten jedoch schon bei den frühesten Geschichtschreibern in blutigen Bildern hervor. Die Sage hat sich auch dieser verhängnisvollen Ereignisse bemächtigt. Sagenhaft nach innern Merkmalen, und nach außen im Widerspruche mit den glaubwürdigern Berichten der ältern Annalisten, erzählt Wituchind, aus dem 10ten Jahrhundert im ersten Buche der Annalen diese Geschichten ausführlich. Die Hauptzüge sind folgende:

Irmenfried (Hermenfredus, Erminfridus bei Wituchind), König von Thüringen, hat einen klugen und kühnen Rath, Namens Iring (Hiringus), der ihm lange abräth, ein Bündnis mit Theoderich (Thiodericus), dem Frankenkönige, einzugehen. Als aber Irmenfried darauf von Dietrich mit Hülfe der Sachsen bezwungen worden, sendet er Iring ab, den

[1] [The anglosaxon poems of Beowulf, the scôp u. s. w. von Thorpe. Oxford 1855. S. 222. Greins Bibliothek der ags. Poesie I, 253. K.]

Frieden einzuleiten. Es scheint zu gelingen; aber ein Thüringer, dem sein Sperber entflogen und von einem Sachsen aufgefangen ist, sagt diesem, um von ihm den Vogel zurückzuerhalten, daß die Könige unter sich Frieden gemacht und die Sachsen zu verrathen im Sinne haben. Die Sachsen brechen nun in der Nacht los, überwältigen die Stadt der Thüringer, erschlagen die Erwachsenen und schonen nur der Kinder. Irmenfried entflieht mit Weib und Kindern und weniger Begleitung. Die Sachsen werden von den Franken des Sieges gerühmt, freundlich empfangen und mit dem ganzen Lande auf ewig begabt. Den entronnenen König der Thüringer läßt Theoderich trüglich zurückrufen und beredet endlich den Iring mit falschen Versprechungen, seinen Herrn zu tödten. Als nun Irmenfried zurückkommt und sich vor Theoderich niederwirft, so steht Iring dabei und erschlägt seinen eigenen Herrn. Alsbald verweist ihn der Frankenkönig aus seinen Augen und aus dem Reich, als der um der unnatürlichen That willen allen Menschen verhaßt sein müsse. Da versetzt Iring: „Eh' ich gehe, will ich meinen Herrn rächen;" zieht das Schwert und ersticht den König Theoderich. Darauf legt er den Leib seines Herrn über den Theoderichs, damit der, welcher lebend überwunden worden, im Tod überwinde, bahnt sich den Weg mit dem Schwert und entrinnt. Irings Ruhm ist so groß, daß der Milchkreis am Himmel Iringsstraße nach ihm benannt wird. D. S. II, 322 ff.

Si qua fides his dictis adhibeatur, penes lectorem est. Mirari tamen non possumus, in tantam famam prævaluisse, ut Hiringi nomine, quem ita vocitant, lacteus cœli circulus usque in præsens sit notatus.

Ebenso das Chronicon Ursperg. aus dem 12ten Jahrhundert, ohne Zweifel nach Witichind (S. 148 ed. Argent. 1609):

Famam in tantum prævaluisse, ut lacteus cœli circulus Iringis nomine Iringesstraza usque in præsens sit vocatus.

Von dieser Iringsstraße und den deutschen Mythen von der Milchstraße überhaupt handeln umständlich: Irmenstraße und Irmensäule. Eine mythologische Abhandlung von J. Grimm. Wien 1815. S. 21 bis 24. Irmin, seine Säule, seine Straße und sein Wagen u. s. w. durch F. H. v. d. Hagen. Breslau 1817. S. 30—34.

Die Sage selbst, wie sie Witichind erzählt, erscheint nicht weniger verdunkelt, als wir es bereits von der Geschichte bemerkten. Merkwürdig

aber ist sie uns vorzüglich dadurch, daß sie an den größern epischen Kreis, besonders in der Nibelungennoth, anknüpft.

Der Landgraf (Nib. 8384) Irnfried von Thüringen befindet sich mit dem Fürsten Hawart von Dänemark und dessen Manne, dem Markgrafen Iring von Dänemark (8205. 42. 8303. 71), am Hofe des Königs Etzel. Diese drei werden stets zusammen genannt; ihren Thaten und ihrem Tod im Kampfe mit den Burgunden ist die 35ste Abenteure des Nibelungenliedes „wie Iring erschlagen ward“ gewidmet. Irnfried und Hawart wollen den Tod Irings rächen, werden aber selbst erschlagen. Das Lied von der Klage giebt die Verhältnisse dieser drei Helden noch näher an; sie seien in des Reiches Acht gestanden und haben ihre Länder verlassen müssen, auch seien vergebliche Versuche gemacht worden, ihnen die Huld des Kaisers wieder zu erwerben. Von Iring wird gesagt, er sei zu Lothringen geboren und Hawart von Dänemark habe ihn mit großer Gabe zum Dienstmann gewonnen. Auch in andern Liedern wird ihrer gedacht.

Eine andere von Widuchinds Erzählung verschiedene Darstellung der Sage von Irmenfried und Iring findet sich in der Schrift eines Ungenannten de Suevorum origine (Goldast, Script. rer. Suev.), welche nach den darin vorkommenden deutschen Namen noch in die althochdeutsche Periode (vor das 12te Jahrhundert) fällt und worin die Schwaben die Stelle der Sachsen einnehmen, der Ausgang aber dieser ist: Irmenfried bleibt am Leben und Iring ermordet weder seinen Herrn noch rächt er sich an Theoderich, sondern als die Schwaben nachts das Lager der Thüringer überfallen, heißt es bloß:

quo peracto tantam stragem de hostibus dederunt, ut vix quingenti cum Irmenfrido evaderent, qui etiam commigraverunt ad Hunnorum regem Attilam.

Grimm, der zuerst auf diese Erzählung aufmerksam gemacht hat, bemerkt dabei (Heldens. S. 117 f.):

„Wir sehen jetzt deutlich, warum Irnfrit bei Etzel sich aufhält; der fränkische König Theoderich wird in der Klage durch den Kaiser dargestellt, seine Feindschaft durch die Reichsacht, und der Held nicht König von Thüringen, sondern, dem Zeitalter des Gedichts gemäß, Landgraf genannt.“

Die Wilkinensage berichtet Irungs Tod im Kampfe mit den Niflungen C. 360. Hier wird auf den Iring der Nibelungennoth

derselbe Mythus angewendet, wodurch Witukind den Verräther Iring unverdienter Weise verherrlicht. Denn daß statt der Iringsstraße, des Iringsweges, in der Wilkinensage die Iringswand steht, beruht, wie schon von mehreren bemerkt worden, auf einer Verwechslung des nordischen Sagaschreibers, welcher das deutsche Weg (isl. vegr) in veggur, auf isländisch Wand, übertragen hat (Heldens. 179. Hagen, Irm. 32. Grimm, Irm. 23).

Da nichts, was die bekannten Lieder und Sagen von Iring melden, besondere Veranlassung giebt, die Milchstraße nach ihm zu benennen, so glaubt Grimm (Heldens. 395; vgl. 345, 5), daß entweder verlorne Lieder die Verknüpfung gerechtfertigt, oder wir einen eben nicht sehr glücklichen Versuch vor uns haben, einen mythischen Namen, dessen Bedeutung verloren war, durch Anlehnung an eine Person, die man für geschichtlich hielt, zu erklären.

In einer andern Weise der Poesie, als die deutschen Sagenlieder, ließ eine Abkömmlingin des unglücklichen thüringischen Königshauses den Untergang desselben beklagen. Die heilige Radegund, Tochter Berthars, eines Bruders von Irmenfried, den dieser nach Gregor von Tours hatte umbringen lassen (Masc. II, A. 19), war von Chlotar, dem Bruder des Frankenkönigs Theoderich, als Gefangene weggeführt worden. Chlotar vermählte sich mit ihr, ließ aber nachher ihren Bruder umbringen. Da wandte sie sich von der Welt ab, baute ein Kloster zu Poictiers und führte dort ein geistliches Leben (Eccard., Franc. or. I, 57), das ihr den Heiligenschein erwarb. Durch den Dichter Venantius Fortunatus, der auch ihr Leben beschrieben, ließ sie eine Elegie de excidio Thuringiæ schreiben, welche in ihrem Namen an Amalfried, einen Sohn Irmenfrieds, gerichtet ist. Dieses Gedicht ist die Klage zu der Thüringe Noth. Vergl. darin die Stelle:

Conditio belli tristis, sors invida rerum u. s. w.

Masc. II, 23. Eccard. l. c. I, 57.

4. Fränkisch-karolingische Sagen.

Die Franken, das Volk, welchem so manche andere unterlagen und das diesen die Siegesbeute abnahm, die sie selbst von andern untergegangenen gewonnen hatten, wie denn immer ein Volk die andern auffaßt, zeigen aus der Zeit ihres merowingischen Königsstammes wenig

bedeutende Sagenbildung. Aber wie mit Karl dem großen eine neue Ära der Geschichte beginnt, so entfaltet sich auch ein neues mächtiges Wachsthum der Heldendichtung. Ihren epischen Kreis hat jedoch diese karolingische Heldensage in der nordfranzösischen Poesie gebildet und in ihr herrscht der Geist eines neuen, christlichen Heldenthums. Auch auf deutschen Boden ist aus diesem altfranzösischen Epos vieles übertragen worden; wir werden aber, bei dem eben bemerkten Geiste desselben, von ihm erst im nächsten Hauptabschnitte zu handeln haben. Zwar giebt es auch eigenthümlich deutsche Überlieferungen von Karl dem großen, aber auch diese verschieben wir, des Zusammenhangs wegen, auf den nächsten Abschnitt und begnügen uns, hier ihr Vorhandensein und ihre Stelle angezeigt zu haben.

Mit der Gründung des deutschen Königs- und Kaiserthrones zeigen sich auch die neuerstehenden Sagen, im Gegensatze der größern und unter sich verschlungenen Nationalsagen aus der ältern Zeit, mehr und mehr vereinzelt, auf das herrschende Haus, auf einzelne Könige oder mächtige Fürsten, oft fast anekdotenartig, beschränkt. Es erscheint daher nicht unpassend, die weitern Sagen in der Ordnung der nach einander folgenden Kaiserhäuser aufzuführen, auf ähnliche Weise, wie man auch die Geschichte dieser Zeiten abzutheilen pflegt. Wir führen diese Dichtungen neben der Geschichte her, wie an gewissen Orten bei festlichen Umzügen je neben einem ernsten Manne ein singender Knabe hergeht.

Die nächsten Nachfolger und Abkömmlinge Karls des großen waren nicht geeignet durch ihre Persönlichkeit der Sagenpoesie weitern Schwung zu geben. An Ludwig den frommen konnten sich eher Legenden anheften, als Heldensagen. Erst während der Unmündigkeit Ludwigs des Kindes verübt ein gewaltthätiger Reichsverwalter, der Erzbischof Hatto von Mainz, den man cor regis nannte (Ekkeh. IV, cas. S. Gall. bei Pertz, Monum. II, 83), eine That, welche so in den Volksgesang übergeht und dadurch so gemeinkundig wird, daß der Geschichtschreiber für überflüssig hält, sie zu erzählen.

Otto von Freisingen, wenigstens 100 Jahre nach Eckehard, und mehr als 200 nach dem Ereignis, sagt noch (Chron. VI, 15):

Itaque ut non solum in regum gestis invenitur, sed etiam in vulgari traditione in compitis et curiis hactenus auditur, præfatus Hatto Albertum in castro suo Babenberg adiit u. s. w.

Was Eckehard, vielleicht um nicht von einem Erzbischofe von Mainz Ehrenrühriges zu sagen, verschweigt und hinter die altbekannten Lieder steckt, das erzählen uns die Annalisten,[1] 40 bis 50 Jahre nach der Begebenheit:

Man suchte den tapfern Adalbert aus seiner Burg Bamberg zu locken. Er aber wagte sich soweit über die Burg hinaus, daß die Leute des Königs ihn gar nicht für einen Feind hielten, bis sein Schwert auf ihrem Nacken klang. Sieben Jahre schon hatt' er dem Könige getrotzt. Da unternahm es der Erzbischof Hatto, ihn durch List zu fangen. Er begab sich zu Adalbert nach Bamberg und sprach ihm zu, die Huld des Königs zu suchen. Dabei schwur er einen Eid, ihn ungefährdet in seine Burg zurückzubringen. Adalbert ließ sich bethören und folgte ihm. Als sie aber die Burg verlassen hatten, bedauerte Hatto, das angebotene Frühmahl nicht angenommen zu haben, indem sie einen weiten Weg zum König zu machen hätten. Adalbert lud ihn ein, wieder umzukehren, wozu jener einwilligte. Nach eingenommenem Mahl ritten sie dann ins Lager, wo die Sache Adalberts vorgenommen, er des Hochverraths schuldig erkannt und zur Enthauptung verurtheilt wurde. Als man ihn gebunden zum Tode führte, rief er den Erzbischof an: „Du bist ein Meineidiger, wenn du mich tödten läßst." Hatto aber erwiederte: „Ich schwur, dich unversehrt in die Burg zurückzuführen und ich führte dich auch sogleich zum Frühstück zurück."

Die Hinrichtung Adalberts fällt in das Jahr 905.

Der Gegensatz des kühnen Helden, der seinen Feinden näher kommt, als ihnen lieb ist, und des hinterlistigen Bischofs, der den Arglosen in die Falle lockt, mochte sich wohl im Liede ausnehmen.

5. Sagen aus der Zeit der sächsischen Kaiser.

Unter diesem kräftigen Geschlechte haben sich manche Sagen angesetzt:

a. Kurzbold.[2] Nach der Erzählung Eckehards IV hatte König Heinrich I einen Helden, Namens Kuno, aus königlichem Geschlecht, welcher seiner Kleinheit wegen Churzibolt zugenannt war. (Churzibolt,

[1] Liutprand. Histor. l. II, c. 3 (bei Reuber). Witichind. Annal. l. I (bei Meibom I, S. 635). Grimm, d. Sag. II, 150. Vgl. 152. 463.

[2] Vgl. Schmidt, Balladen und Romanzen der deutschen Dichter S. 152 f.

pugillus, Däumling; gloss. zwetl. Deutsche Sagen II, 154.) Die Herzoge Giselbert von Lothringen und Eberhard von Franken erhoben sich gegen den neugewählten König Heinrich den Sachsen. Auch die Herzoge von Schwaben und Baiern hatten sie schon auf ihrer Seite. Eines Tags, als sie bei Breisach ihr Heer überschiffen ließen und indess auf der Ebene des Ufers im Brett spielten (luderent tabula), überfiel sie jener Kurzbold, nur von zwanzig Männern begleitet. Den Herzog Giselbert, der in ein Schiff sprang, versenkte er, die Lanze darein stoßend, mit allen, die in demselben waren; den Eberhard erschlug er am Ufer mit dem Schwerte, indem er ihm seine Treulosigkeit vorwarf. Dieser Kuno trug in kleinem Körper ein kühnes Herz (erat quidem angusto in pectore audax et fortis). Als einst er und der König allein sich berietben, sprang ein Löwe, der sein Käfich erbrochen, auf sie los; der König, ein großer Mann, wollte das Schwert, das Kuno an der Seite trug, an sich reißen, aber jener sprang ihm zuvor und erschlug den Löwen. Weit und breit ward diese That kundig. Gegen Weiber und Äpfel[1] hatte Kuno von Natur einen solchen Abscheu, daß, wo er auf der Reise eines von beiden traf, er nicht herbergen wollte. Eckehard fügt noch hinzu (Pertz, Mon. II, 104):

Multa sunt, quæ de illo concinnantur et canuntur, quæ, quia ad nos redeundum est, præterimus, nisi quod provocatorem Sclavum giganteæ molis hominem, e castro regis prorumpens, novus David lancea pro lapide straverat.

Ohne Zweifel bezieht sich dieses auf die slavischen Kriege Heinrichs I. Es ist sehr zu bedauern, daß uns Eckehard von diesem kühnen Sonderling nicht mehr erzählt oder gar die Lieder erhalten hat, welche ein Jahrhundert nach der Zeit des Helden von ihm gesungen wurden.

b. Das Lied von Otto und Heinrich. Dieses halb lateinisch, halb deutsch abgefaßten Gedichts ist schon in der Abhandlung vom Verse[2] gedacht worden. Es ist ein Bruchstück von 36 kurzen Reimzeilen, wovon je eine lateinische und eine deutsche zusammenreimen. Es mag ziemlich gleichzeitig mit dem Ereignisse sein, von dem es handelt, und zeigt niederdeutsche Formen. Der Inhalt ist dieser:

[1] Liedersaal III, 329, 76 ff.: Minnet ainer nit, man gicht, Das er nit aphel ezzen mug. Zwar des duncket mich ain lug: Er izzet ir licht me zem tag, Denn ainer, der wol minnen mag.

[2] [Oben S. 382. K.]

Zum Kaiser Otto tritt ein Bote ein und ruft ihn auf: „Was sitzest du, Otto, unser guter Kaiser? Hier ist Heinrich, dein königlicher Bruder.“ Da steht Otto auf, geht ihm entgegen mit manchem Mann und empfängt ihn mit großen Ehren. „Willkommen Gott und mir!“ spricht der Kaiser, „ihr Heinriche, ihr beiden Gleichnamigen, und eure Gefährten!“ Nachdem Heinrich den Gruß erwidert, fassen sie einander bei der Hand und Otto führt ihn in das Gotteshaus, wo sie Gottes Gnade anrufen. Nach vollbrachtem Gebete führt ihn Otto in den Rath mit großen Ehren und überträgt ihm, was er da hatte, außer dem Königsrechte (præterquam regale), des auch Heinrich nicht begehrt. Da stand alle Verhandlung unter dem treuen Heinrich. Was Otto that, das rieth alles Heinrich, und was er ließ, rieth auch Heinrich. Da war keiner, dem nicht Heinrich sein volles Recht gethan hätte.

Dieses sonderbare Stück rührt sichtlich von einem Geistlichen auf Heinrichs Seite her. Denn dieser ist durchaus in das vortheilhafteste Licht gestellt und der Eingang kündigt ihn, den Baiernherzog, als den Gefeierten an. Der Verfasser beruft sich auf sein wohlbeurkundetes Wissen, in den letzten Zeilen. Der Mischung unerachtet, sind Formen bewahrt, die auch dem epischen Gesange gangbar sind:

13: Conjunxere manus,
her leida ina in thaz godes hus.

Rother 1756: Bi den henden sie sich beviengen,
Vor den kuninc sie giengen.

Dietr. Fl. 4875: Bi den henden sie sich do vingen,
gegen Rudigern sie gingen.

27: Quicquid Otdo fecit,
al geried iz Heinrich;
quicquid ac (omisit)
ouch geried iz Heinrich.

Ähnlich im Nibelungenlied 1524, 4, von den Freunden Volker und Hagen:

Swaz ie begie Hagne, daz dûhte den videlære guot.

Das geschichtliche Ereignis,[1] worauf das Lied sich bezieht, ist die Versöhnung Ottos I mit seinem meuterischen Bruder, Herzog Heinrich

1 [Eine ausführlichere Darstellung dieser Sage, welche in zwei verschiedenen Bearbeitungen vorliegt, bildet einen Theil der Vorlesung über deutsche Sagenkunde. K.]

dessen Anhänger dem Kaiser sogar nach dem Leben getrachtet, und die Verleihung Baierns an denselben, nach 939.[1]

Der Annalist Witichind erzählt die Sache im zweiten Buche (bei Meibom I, 649).

Auch eine Dichterin besingt diese weltgepriesene Versöhnung, die Nonne Hroswitha zu Gandersheim, die auf Verlangen Ottos II die Thaten seines Vaters, des ersten Otto, in einem hexametrischen Gedichte gefeiert hat. Hier ist der Vorgang, besonders was in der Kirche geschah, umständlicher und malerischer, als in dem halbdeutschen Liede, dargestellt, aber weniger zum Vortheil Heinrichs, der hier das Haupt weniger hoch trägt und dem nicht ein Bote vorausläuft, der den König aufstehen heißt.

Wer in dem ersten Liede der andre Namensbruder Heinrich sei (6: wilicumo Heinriche, ambo vos æquivoci), davon habe ich in den übrigen Nachrichten keine Spur gefunden.

Diese Geschichte wird uns bald nachher noch einmal in der Sagendichtung begegnen.

c. Modus Ottinc. Dieses lateinische Gedicht in Prosa, dessen gleichfalls schon beim Verse Erwähnung geschah, steht, mit drei andern gleicher Art, aus einer Wolfenbüttler Handschrift angeblich des 10ten Jahrhunderts abgedruckt in Eberts Überlieferungen zur Geschichte, Litteratur und Kunst der Vor- und Mitwelt. B. I. Dresden 1826. S. 81 f. und schon früher (der modus Ottinc allein), ohne Angabe woher, in Eccardi Quatern. S. 54 mit verschiedenen Lesarten.[2] Es betrifft die große Vertilgungsschlacht, worin Otto I die in Deutschland eingebrochenen Ungarn am 10 Aug. 955 auf dem Lechfelde bei Augsburg aufrieb. Hahn II, 59.

Was den geschichtlichen Inhalt anbelangt, so ist der dux Cuonrâd intrepidus, quo non fortior alter, der Herzog Konrad von Franken, dessen Tapferkeit in dieser Schlacht auch die Geschichtschreiber (Witichind, Ann. l. III. a. a. O. S. 656 f.) rühmen und der, als er sich den Helm lüftete, durch einen Pfeilschuß getödtet wurde. Gegen den Schluß des Gedichts wird noch Otto III gerühmt. Da nicht erhellt, ob es noch bei seinen Lebzeiten (er starb 1002) geschrieben worden, so kann

[1] Hahns Reichshistor. 2, 49.

[2] [Müllenhoffs Denkmäler S. 31. K.]

es nicht mit Sicherheit noch in das 10te Jahrhundert gesetzt werden. Doch setzt es offenbar noch ein nahes Andenken der drei Ottone voraus.

Merkwürdig ist uns besonders der sagenhafte Eingang. Der große Kaiser Otto liegt nachts schlafend im Palaste, als unversehens Feuer ausbricht. Seine Diener stehen zitternd und wagen nicht, den Schlafenden zu berühren. Da fallen sie auf die Auskunft, ihn durch Saitenklang zu erwecken und mit einem Liede zu begrüßen, dem sie dann den Namen des Herrn beilegen. Also die Entstehungsgeschichte des modus Ottinc. Hieran ist das Weitere nur äußerlich angereiht:

> Excitatus spes suis surrexit,
> timor magnus adversis mox venturus;
> nam dum [l. tum] fama volitat,
> Ungarios signa in eum extulisse u. s. w.

Ich habe bei Saxo (Hist. Dan. l. VII, S. 186) eine sehr ähnliche dänische Sage gefunden: Zween Jünglinge, Harald und Haldan, wollen an dem Dänenkönige Frotho, der ihren Vater, seinen Bruder, einst ermorden ließ, Rache nehmen. Sie kommen in dieser Absicht nach Seeland. Ihr vormaliger Erzieher, Regno, den sich der König verpflichtet hat, eilt in der Nacht zu der Königsburg, um Frothon zu warnen:

> Dormientem tamen ad vigilias evocare passus non est, eo quod Frotho excitationis suæ pœnas ferro exigere solitus fuerat. Tanti quondam regium somnum importuna frustratione perrumpere existimatum est.

Als nun am Morgen Frotho erfährt, daß Regno als Warner da gewesen sei, sammelt er seine Kriegsschaar. Seine Neffen wissen sich nur dadurch zu retten, daß sie sich wahnsinnig stellen. In der nächsten Nacht aber zünden sie die Königsburg an und Frotho erstickt vom Rauche.

Wir sehen hier dieselben Bestandtheile, wie im Ottingliede, den König, den man nicht zu wecken wagt, und das brennende Schloß; aber sie sind in der dänischen Sage in verkehrte Stellung gekommen und die eigentliche Lösung, das Wecken durch die Töne, ist weggefallen.

Aber dieselbe Überlieferung kommt auch in der altnordischen Saga von Hrolf Krake unter theilweise veränderten Namen und Umständen vor und hier ist der bei Saxo fehlende Gesang noch vorhanden: der Warner Regni (Regno) verkündigt die Gefahr, indem er vor der Thüre

der Königshalle ein räthselhaftes Lied singt. Doch es ist zu spät, die Flamme greift schon um sich.[1] Das aber, daß Lied und Saitenklang, gleichsam über dem Gesetze stehend, auch an verbotener Stelle freien Eingang haben, wie den Sängern auch das feindliche Lager offen stand, ist nur in unsrem Ottingliede klar geblieben.

Die drei ersten Zeilen dieses Gedichts haben musikalische Notierung, die jedoch nicht bekannt gemacht worden ist. Es ist nicht wohl zu zweifeln, daß der Tonweise, dem modus Ottinc, statt eines deutschen Liedes, dem sie angehörte, die lateinische Prosa unterlegt worden. In diese hat der Verfasser, ein Geistlicher, dem Virgil wenigstens dem Namen nach bekannt war, um der Benennung vollständigst zu entsprechen, zusammengestellt, was er von den drei Ottonen in Kürze zu rühmen wuste. Aber nur jener vordere Theil scheint aus dem ursprünglichen Liede entnommen zu sein, denn nur in ihm zeigt sich die Spur lebendiger Dichtung.

Man findet häufig in volksmäßigeren Liedern einen Kehrreim, Refrain, angebracht, der, unabhängig von ihrem Inhalte, aus ältern Liedern geborgt ist. Ein Minnelied Friedrichs des Knechts (Man. II, 117a, 5) hat folgenden Refrain:

Hei grawer[2] Otte, hei grawer Otte, grawer Otte,
Nu pflege din got! Wis stolz,[3] grawer Otte!

Sollte hierin noch ein Überrest des alten Weckesangs, des Liedes Otting, mit dem sie excitatum salvificant, vorhanden sein? Vgl. auch Quatern. S. 55 in einem lateinischen Liede in Conradum Salic. Imp. den allitterierenden Refrain:

Caute[4] cane, caute cane, conspira Karole!

[1] Hrolf Krakes Saga S. 16. P. E. Müller om Saxo S. 96, 2. Vgl. auch über Bjarkamal Müller a. a. O. S. 31. Saxo B. 2, S. 44. Hrolf Krakes Saga S. 137. Sagabibl. 2.

[2] Bei Wittichind, Annal. l. II (bei Meibom I, 650) ist Otto I beschrieben: Capite cano sparsus capillo. Ottos I Geburt wird auf 22 Nov. 912 gesetzt (Hahn II, 44), die Schlacht am Lechfelde war am 10 Aug. 955, Otto also damals erst 43 Jahr alt.

[3] Vgl. Maßmanns Denkmäler I, 110, 140. Docens Miscell. 2, 200, 2. Liedersaal 2, 677: Wirt, wis munder! Finkenritter, 5te Tagr. S. 9: Da war ich stolz, daß ich wieder sehen konnte.

[4] Wolf, Lais 315, 158: Fibris cordis, caute tentis.

Die Benennung der Tonweise „modus Ottinc,“ sowie die eines vorhergehenden Stückes „modus qui et Carelmaninc,“ wo jedoch der gänzlich geistliche Inhalt nichts mit dem Namen zu thun hat, was wohl auch das et besagen sollte, scheint auf den Gebrauch solcher Königslieder in fortgeführter Reihe zu deuten.

d. Otto mit dem Barte. Es ist dieß wahrscheinlich Kaiser Otto II, Sohn Ottos des großen, mit dem Beinamen der rothe, rufus (Chronographus Saxo ad a. 974: Sedente ... in paterni regni solio ... Ottone secundo, ab habitu faciei agnomine rufo. Hahn II, 104).

Ein erzählendes Gedicht Konrads von Würzburg, aus der zweiten Hälfte des 13ten Jahrhunderts, nur handschriftlich [1] vorhanden, meldet von diesem Kaiser. Ein Auszug in Grimms deutschen Sagen II, 156 ff.

Schon Gottfried von Viterbo, in der zweiten Hälfte des 12ten Jahrhunderts, giebt diese Anekdote in lateinischen Versen (Chron. pars XVII, bei Pictor., Germ. Script. ed. Struv. B. I, S. 326 f.) und bezieht sie auf Otto I. Auch sagt Witichind (Annal. l. II, bei Meibom S. 650) in der Beschreibung des Äußern dieses Kaisers: facies rubicunda et prolixior barba et hæc contra morem antiquum. Dagegen paßt auf Otto nicht bloß das röthliche Haar hinsichtlich seines Zunamens der rothe (rufus), sondern noch mehr die Bezeichnung des heftigen Charakters. Die Stelle bei Adelung (altd. Gedichte in Rom II, 204. Königsberg 1799 [bei Hahn S. 47]):

Schœne und lanc was im der bart u. s. w.

stimmt nicht mit dem vielgerühmten Charakter Ottos I, wohl aber mit dem, was von seinem Sohne gesagt wird:

Auct. vit. Adelbert. posterior: Erat in eo vivida virtus, fervida et effrena juventus, manus prompta bello, sed raro umquam cum consilio. Multa bona fecit, sed ætas lubrica errare fecit, et plura præcipitatione peccavit (Hahn II, 106).

e. Noch giebt es eine poetische Erzählung von Otto dem rothen, die aber mehr zu den Legenden gehört. Ich führe sie hier an, insofern sie gleichfalls die Auffassung des eben bezeichneten hochfahrenden Charakters in der Sagendichtung, wieder auf andere Weise, bemerken läßt. Lange lebt Otto mit seiner Gemahlin sehr tugendhaft, bis er es wagt, Gott zu bitten, ihm den Lohn seiner Tugend schon jetzt kund zu thun.

[1] [Herausg. von Hahn. Quedlinburg 1838. K.]

Eine Stimme vom Himmel antwortet verweisend, da er nur aus Ruhmsucht edel gehandelt habe, so sei er weniger zu belohnen, als ein Kaufmann zu Köln, der gute Gerhard genannt, der sich stets, besonders als Trost der Armen und Gefangenen, höchst fromm erwiesen. Der Kaiser erschrickt sehr über diese Antwort und beschließt auf der Stelle nach Köln zu reisen und des guten Gerhards Weisheit zu erlernen.[1]

6. Sagen aus der Zeit der fränkischen Kaiser.

Herzog Ernst.[2] Wir haben diese Dichtung in verschiedenen Gestalten. Ich lege hier zunächst die vollständigste zu Grund, ein Gedicht aus dem 13ten Jahrhundert in 5560 kurzen Reimzeilen, abgedruckt in den deutschen Gedichten des Mittelalters, herausgegeben von v. d. Hagen und Büsching. B. 1. Berl. 1808.

Der Inhalt des Gedichts ist kürzlich dieser:

Kaiser Otto vermählt sich zum zweiten male mit Adelheid, der Wittwe des Herzogs von Baiern. Ihr Sohn erster Ehe, der junge Herzog Ernst, steht anfangs bei seinem kaiserlichen Stiefvater in großer Gunst und wird von diesem sogar zum Nachfolger im Reiche bestimmt; er ist bei allen Fürsten beliebt, Arme und Reiche wünschen ihm Gutes. Darum neidet ihn der Pfalzgraf Heinrich, Ottos Schwestersohn, und verläumdet ihn bei dem Kaiser, als ob er diesem nach Ehr' und Leben trachte. Der Kaiser läßt sich überreden und mit seiner Zustimmung fällt Heinrich mit Raub und Brand in Ernsts Land Ostfranken, das damals zu Baiern gezählt wird. Ernst kommt mit zweitausend Schilden herbei, entsetzt Nürnberg, das der Pfalzgraf belagert hat, und schlägt noch in einem Streite bei Würzburg, wo er und Graf Wetzel sich als Helden erweisen, den Gegner in die Flucht. Nachdem Adelheid vergeblich versucht hat, den Gemahl zu besänftigen, giebt sie ihrem Sohne Nachricht, wer die Feindschaft angestiftet habe. Ernst rüstet sich nun zu weiterer Gegenwehr und sprengt nur selbdritte, mit dem Grafen

[1] Anzeigeblatt zu den Wiener Jahrbüchern 5, 36. Rosenkranzs Geschichte der deutschen Poesie im Mittelalter S. 206. [Der gute Gerhard von Rudolf von Ems, herausgegeben von Haupt. Leipzig 1840. K.]

[2] [Spätere ausführlichere Bearbeitungen der Ernstsage folgen in einem andern Bande. K.]

Wetzel und einem andern Mann, zu Speier, wo der Kaiser sich aufhält, auf den Hof. Jener dritte muß die Pferde halten, Ernst und Wetzel gehen in die Kaiserburg. Es ist an einem Abend, die Herren sind zur Ruhe, der Kaiser und Pfalzgraf Heinrich aber sind noch in geheimer Berathung beisammen. Ernst kommt vor die offne Kammerthür und dringt ein. Der Kaiser entspringt in eine Kapelle und schließt die Thüre hinter sich. Dem Pfalzgrafen aber schlägt Ernst das Haupt ab, geht unerschrocken wieder hinunter und reitet mit seinem Gefährten von dannen. Für diese gewaltsame That wird Ernst in die Reichsacht erklärt und eine Heerfahrt nach Baiern aufgeboten. Regensburg wird belagert und täglich davor gestritten. Zuletzt muß sich diese achtbarste Stadt ergeben. An der Donau nieder gen Österreich und den Lech hinauf ziehen die Heere. Ernst rächt die Noth seines Landes durch Einfälle in das Reich. So gehen fünf Kriegsjahre vorüber. Als nun aber der Kaiser eine neue Heerfahrt aufruft, da findet Ernst sich nicht mehr stark genug zum Widerstand, er beschließt, zur Schonung seines Volkes, zu weichen und eine Fahrt nach dem heiligen Grabe zu thun. Fünfzig der Seinigen nehmen mit ihm das Kreuz und viele andere aus deutschen Landen schließen sich an; er hat wohl tausend in seiner Schaar, Ritter und Knechte. Sie ziehen durch Ungarn und die Bulgarei nach Constantinopel, wo sie sich auf zweiundzwanzig Kielen einschiffen. Von da an beginnt eine Reihe der wunderbarsten Abenteuer. Ein Sturm versenkt einen großen Theil der Schiffe, die übrigen werden zerstreut. Dasjenige, worauf Ernst und Wetzel sich befinden, wird nach dem Lande Kipria getrieben. Dort finden sie eine prächtige, aber von Bewohnern leere Stadt; doch diese kommen zurück, ein Volk mit Kranichhälsen und Schnäbeln; mit ihnen schlagen sich die Kreuzfahrer um eine entführte Königstochter aus Indien. Sie segeln dann weiter, leiden Schiffbruch am Magnetberge, der dem Schiffe alles Eisenwerk auszieht, lassen sich ihrer sechse, nämlich Ernst und Wetzel, mit vier andern, die allein noch vor Hunger und Krankheit übrig geblieben, in Ochsenhäute genäht von den Greifen in ihr Nest durch die Luft hin führen, fahren auf einem Floße durch den Karfunkelberg, gelangen zu den Arimaspen, Leuten mit Einem Auge, bekämpfen dort die Riesen und Plattfüsse, gehen nach Indien, besiegen dort für die Pygmäen die Kraniche, dann den König von Babylon und erreichen, von diesem geleitet, Jerusalem, wo sie den

Templern das heilige Grab vertheidigen helfen. Endlich, nachdem Ernsts Ruhm auch nach Deutschland gedrungen und des Kaisers Zorn sich gelegt, begeben die Helden sich auf die Heimfahrt. Sie kommen am Christabend vor Bamberg an, wo der Kaiser über Weihnachten einen Hof hält. Ernst läßt die Seinen im nahen Walde halten und geht, als es Nacht geworden, in Pilgertracht in die Stadt und nach dem Münster, wo er zuerst seine Mutter spricht und ihren Rath vernimmt. Als hernach die festliche Messe gesungen ist, wirft er sich dem Kaiser zu Füßen, der ihm zuerst, ohne ihn noch zu kennen, seine Huld zusagt und dann, unter Vermittlung der Fürsten, welche Adelheid zuvor schon für ihren Sohn gestimmt hat, sich völlig mit ihm aussöhnt. Ernst erhält sein Land wieder und Werner seine Herrschaft. Dem Reiche schenkt Ernst den herrlichen Edelstein, den er aus dem Karfunkelberge mitgebracht und der, sagt das Gedicht, noch heut' in des Reiches Krone leuchtet und der Waise genannt wird. Ernst liegt zu Roßfeld begraben, wo auch Frau Irmegart ruht, zu deren Gnade große Wallfahrt ist.

Es sind ohne Zweifel die Wunder der abenteuervollen Kreuzfahrt, welche dieser Erzählung eine große Verbreitung in mehrfachen Bearbeitungen und selbst noch eine Fortdauer in unsern Tagen, mittelst des Volksbuchs von Herzog Ernst, verschafft haben. Hier beschäftigt uns mehr die deutsche Sage, in welche jene Abenteuer eingelegt sind.

Fragen wir nach der geschichtlichen Grundlage, so weisen uns schon die Namen auf eine, für die Einsicht in den Gang der Sagenbildung merkwürdige Vermischung zwei verschiedener Bestandtheile hin. Die Namen Otto, Adelheid, Heinrich gehören der sächsischen, Ernst und Wetzel der fränkischen Kaisergeschichte an. Und so verhält es sich auch in der Sache selbst; auf den Stamm ottonischer Geschichtsage ist ein Gezweig der salischen geimpft worden.

7. Sagen aus der Zeit der Hohenstaufen.

a. Friedrich von Schwaben. Ein großes erzählendes Gedicht in Reimpaaren, wahrscheinlich aus dem vierzehnten Jahrhundert. Es ist noch nicht gedruckt; ein Auszug desselben nach einer Papierhandschrift zu Wolfenbüttel ist 1798—1802 in Gräters Bragur B. VI und VII

gegeben.[1] Ich habe eine Papierhandschrift der königl. Handbibliothek zu Stuttgart benützt, welche nach einer hinten angefügten Notiz im Jahre 1478 von Johannes Lebzelter, Gegenschreiber am Zoll zu Geislingen, auf 141 Folioblättern geschrieben ist.

Der Inhalt des Gedichts ist dieser:

Herzog Heinrich von Schwaben hat drei herrliche Söhne, Heinrich, Ruprecht und Friedrich, die er wohl erzogen:

Zu schul waren sy gewesen,
Sy kunden schriben und lesen,
(Darzû) turnieren und stechen,
(Und die) sper ritterlich (zer)brechen,
Hötzen, baißen und (auch) schießen u. s. w.

In einem Alter von 106 Jahren stirbt der Herzog, nachdem er seinen Söhnen Gerechtigkeit und Eintracht empfohlen. Sie folgen auch seiner Lehre. Nun reitet eines Tags der jüngste der Brüder, Friedrich, auf die Jagd. Ein Hirsch läuft ihm vor und er verfolgt denselben, weit vor seinen Dienstmannen her rennend. Als schon die Nacht einbricht, kommt er zu einer Burg im Walde, wo er um Herberge bitten will. Das Thor ist offen, aber niemand kommt ihm entgegen. Er bindet sein Ross an und geht in einen schönen Saal. Auch hier ist niemand zu sehen, aber ein wohlbesetzter Tisch steht bereit. Friedrich ißt nach Genüge und legt sich in einer schönen Kammer schlafen. In der Nacht kommt ein weibliches Wesen, ungesehen, zu ihm und klagt ihm seine Noth. Es ist Angelburg, eine Königstochter, welche durch den Haß ihrer Stiefmutter Flanea in großes Unheil gekommen. Ein Zauberer, Flaneas Buhle, nahm dem König, Angelburgs Vater, das Augenlicht in der Art, daß er nur innerhalb seines Palastes sah. Man wuste ihn in die Meinung zu versetzen, als ob Angelburg mit zweien ihrer Jungfraun durch Ringe, die sie am Finger trugen, den Zauber bewirkt hätten. Der König wollte sie zum Tode verurtheilen. Aber die heuchlerische Stiefmutter bat ihn, sich mit der Buße zu begnügen, welche sie selbst den Schuldigen auferlegen würde. Diese Buße besteht nun darin: Angelburg und die beiden andern Jungfraun müssen den Tag über als Hirsche in einem Walde laufen, bei Nacht aber finden sie, zu

[1] [Hagens Germania 7, 95 ff. K.]

Jungfraun umgewandelt, in einem Haus im Walde Nahrung und Ruhe. Erlösung soll ihnen nimmer werden, außer durch einen Fürstensohn, der, nachdem er Angelburg als Hirsch gejagt und in das Haus gekommen, innerhalb eines Jahrs dreißig Nächte bei ihr zubringe, ohne sie zu sehen oder ihre Ehre anzutasten. Geschehe letzteres, so sollen sie immer, auch bei Nacht, Hirsche bleiben; werde Angelburg aber auch nur gesehen, so sollen sie in drei weiße Tauben verwandelt, zu dem allerklarsten Brunnen in der Welt, der auf einem Berge stehe, hinfliegen. Jeden Mittag aber sollen sie zu Jungfraun werden und sich in dem Brunnen baden, während ihre Gewande bei demselben liegen. Die Nacht sollen sie, nach Taubenweise, auf den Ästen der Bäume zubringen. Komme dann, während sie baden, der Fürst, der Angelburg gesehen, so müsse er ein Auge verlieren und so lang von Angelburg geschieden sein, bis ihm eine werthe Jungfrau das Auge wieder gebe; sei er aber so geschickt, ihnen die Gewande am Brunnen heimlich wegzunehmen, so sollen ihm diese zu Pfande sein, bis Angelburg ihm die Ehe verspreche. Komme sie dann mit ihrem Mann und den Jungfraun heim in das Land ihrer Mutter, und glaube man ihr dort, was ihr begegnet, so soll des Königs Zorn versöhnt sein. Nehme aber ein ungeborener Mann die Kleider weg und begehre sie zur Ehe, so dürfe sie ihm das nicht versagen, und wär' er auch der ehrloseste, sie wolle denn ihr Leben lang nackt und bloß bleiben.

In allen Landen hat Angelburg seither Erlösung gesucht; doch hat ihr nirgends ein Wald besser gefallen, als dieser hier; auch sind in Schwaben die werthesten und im Jagen berühmtesten Fürsten. Friedrich verheißt ihr Lösung und gelobt, als ein Biedermann zu thun. Er bleibt zwei Nächte; am Morgen aber, wenn die Hirsche auslaufen, verschwindet das Haus. Friedrich kehrt zu seinen Brüdern zurück, verschweigt aber, was ihm widerfahren. Nach drei Wochen, wie ihn Angelburg beschieden, reitet er wieder in den Wald, jagt den Hirsch und hat das vorige Abenteuer. So schreitet das Werk der Lösung stets weiter vor; die Fristen der Trennung sind stets weiter, aber auch die Dauer des Zusammenseins länger gesetzt. Zwischen Friedrich und der nichtgesehenen Jungfrau erwächst eine immer innigere Liebe. Selbst beim Ritterfeste, das seine Brüder anstellen, verzehrt er sich in Sehnsucht. Indeß läßt die Stiefmutter durch den Zauberer Erkundigung einziehen, und es zeigt

sich, daß nur noch zehn Nächte zur Erlösung fehlen. Der Zauberer verspricht, diese zu hintertreiben. Friedrichs zunehmende Krankheit bekümmert seine Brüder sehr. Sie lassen ihn durch die Ärzte beschauen, aber keiner weiß zu rathen, bis auch der falsche Zauberer als Arzt herbeikommt. Dieser erklärt, als er mit Friedrich allein ist, daß seine Krankheit die Liebe sei. Friedrich fragt, woher er das wisse. Der Arzt antwortet:

> Da graiff ich her an ewer arm,
> Ain ader ist von der liebin warm,
> Die tůt üch so ser krencken.

Nachdem nun Friedrich seinen Kummer gestanden, räth ihm der Zauberer, Angelburg heimlich, wenn sie entschlafen sei, zu sehen. Er giebt ihm dazu einen Feuerzeug, mit dem er schnell ein Licht anzünden könne. Friedrich läßt sich bethören, und als die Zeit um ist, rennt er wieder dem Hirsche nach und kommt zur Nachtzeit in die Burg. Angelburg sagt ihm, daß ihr Herz ihr kommendes Leid weissage. In der zweiten Nacht zündet Friedrich das Licht an und sieht die schlafende Jungfrau in ihrer sonnengleichen Schönheit. Er verliert die Besinnung und läßt nicht ab, zu schauen, bis Angelburg in großem Jammer erwacht. Sie selbst müsse nun, klagt sie, als Taube den lichtesten Brunnen suchen, ohne Trost der Lösung. Friedrich werde in drei Monaten ein Auge verlieren und nicht wieder erlangen, bevor er drei große Kämpfe siegreich bestanden, für jede der drei Jungfraun einen. Zum Abschied giebt ihm Angelburg einen goldenen Ring mit einem wunderkräftigen Steine, der ihn in Feuersnoth bewahren könne; auch die andern Jungfraun, Malmelona, eine Fürstentochter, und Salme, die Tochter eines Grafen, schenken ihm Ringe, wovon der eine drei Mannesstärken verleiht, der andere vor Gift schützen kann. Friedrich reitet nun zu seinen Brüdern zurück und verlangt Theilung des gemeinsamen Vatererbes, damit er seinen Antheil zu Golde machen könne. Die Brüder reden ihm treulich ab. Als er beharrt, nehmen sie drei dürre Scheiter und zünden sie an. Die Scheiter brennen zusammen in großem Glanze. Dann nehmen sie eines hinweg und die Flamme mindert sich; sie theilen die zwei andern und sie erlischt. So werde ihre Macht und Ehre nur ungetheilt groß und herrlich erglänzen. Als aber Friedrich sich nicht abwendig machen läßt, theilen sie mit ihm und er verkauft seinen Theil.

Beim Abschied sagen sie ihm Hülfe in Noth zu und geben ihm einen entzwei gespaltenen Ring zum Wahrzeichen mit. Die erste Tagreise reiten sie mit ihm. Mit dreißig der Seinigen zieht er von Reich zu Reich und fragt allenthalben, wo der lichteste Brunnen sei. Als ihm die Zehrung ausgeht, schickt er seine Gefährten zurück, denn er will sie nicht in Noth sehen; vergeblich zeigen sie sich bereit, alles mit ihm zu leiden oder, wenn er mit ihnen heim reite, ihm Land und Leute mit dem Ihrigen wieder auszulösen.

Ir kläglich schaiden
Möcht ainem herten haiden
Billich erbarmet han.

Allein reitet nun Friedrich durch Feld und Wald und kommt in große Armuth. Er kämpft für die Fürstin Osann von Prasant, die von einem Wütrich Arminolt, dem Fürsten von Norwegen, belagert ist. Sie bietet ihrem Retter Hand und Habe, er folgt aber seinem Gelübde. Darauf kommt er in einen hohlen Berg, wo ihn die schöne Zwergkönigin Jerome festhält. Er muß lange bei ihr bleiben und zeugt mit ihr eine Tochter, Zipроner genannt. Endlich gelingt es ihm, aus dem Berge zu entrinnen. Einen weitern Kampf besteht er gegen die Feinde des Königs Turneas, der ihm für zehnjährigen Dienst keinen Lohn giebt, als einen Hirsch im Walde, den alle Vorfahren des Königs nicht erjagen konnten. Dieser Hirsch ist gleichfalls eine durch den Fluch ihrer Stiefmutter verwandelte Königstochter, Pragnet von Persoloni, welche dadurch entzaubert wird, daß Friedrich ihr den Dienst jener zehen Jahre zu eigen giebt. Sie schenkt ihm dafür ein Kraut, welches, wenn man es auf das Haupt legt, unsichtbar macht; auch schafft sie ihm sein Auge wieder, zeigt ihm den Berg, wo der lang gesuchte Brunnen ist, und sagt ihm, wie er sich verhalten soll. Morgen frühe soll er auf den Berg gehn, dort werde er einen Stein sehen und daneben einen klaren Brunnen, das Kraut soll er auf dem Haupte haben und bei dem Steine sitzen bis Mittag. Dann werden die drei Tauben geflogen kommen und die Jungfraun, nach abgezogenem Gewande, sich baden. Das Gewand soll er an seinen Arm nehmen und das Kraut vom Haupte. So werden sie ihn sehen und sehr erschrecken. Er soll nun jede sprechen lassen, was sie wolle, und dazu stille schweigen. Die Gewande aber soll er nicht herausgeben, bis ihm eine von den dreien die Ehe zugesagt. An ihr

Weinen, Bitten und Klagen soll er sich nicht kehren und die Liebe sich nicht bethören lassen, bevor ihm die Ehe versprochen sei. Friedrich folgt diesem Rathe, er verlangt Angelburg, die ihn nicht erkennt, zur Ehe und sie muß, um ihre Gespielen vor dem Tod durch Kälte zu bewahren, ihm die Ehe angeloben. Jetzt erst giebt Friedrich sich zu erkennen und die Ringe sind ihm zum Wahrzeichen. Zwanzig Jahre war Angelburg von ihm getrennt. Sie sagt:

Vergessen kund ich nie diner minne,
In keltin, in nessin, frü noch spat,
Uff den bämen noch uff der sat;
Tag und nacht was ich jamers vol u. s. w.

Als nun so die Erlösung vollbracht ist, ziehen sie in Angelburgs mütterliches Erbland, die liecht ouw genannt (Bl. 93), wo sie wohl empfangen werden. Die Landesherrn, besonders die Väter der beiden Gespielen Angelburgs, sichern ihre Hülfe gegen die Macht der bösen Stiefmutter zu. Friedrich selbst besendet seine Brüder um Beistand. Der Graf, Salmes Vater, übernimmt mit einigen seiner Dienstmannen die Botschaft.

Kostlich er geritten kam
Durch ettlich reich und land,
Biss er Schwaben fand;
Da fragt er nach des landes hern,
Zů den wolt er kern;
Die zwen fürsten lobes rich,
Rüprecht und Hainrich,
In der statt zů Gmünd waren sy gesessen.

Der Graf wird hier ehrenvoll empfangen, beglaubigt sich durch den halben Ring, den Friedrich von seinen Brüdern mitgenommen, und trägt sein Gesuch vor. Die Fürsten senden sogleich nach Mannen und Magen. Alle bezeugen sich hoch erfreut, daß Friedrich noch am Leben sei, und sind zu seinem Dienste bereit. Vier tausend der edeln Ritterschaft aus Schwaben ziehen ihm zu Hülfe, an ihrer Spitze die Brüder Ruprecht und Heinrich und des erstern drei Söhne, Konrad, Ulrich und Ludwig. Auch die Fürstin Osann von Prasant und die entzauberte Pragnet führen ihm Hülfsschaaren zu. Die Stiefmutter und ihr schwacher Gemahl, der König Mompolier, kommen ihrerseits mit einem großen Heere heran und mit ihnen der König Turneas, der Friedrichs Dienste so wenig

belohnt. Sie belagern die Stadt Rogant, vor der die Heere sich treffen. Die Schwaben sprechen den Vorstreit an, ein Recht, das ihnen einst ihr tapferer Fürst Gerolt in der Schlacht zu Runzifal vom Kaiser Karl erworben habe. Dieses Recht des Vorfechtens kommt nicht nur öfters in den Gedichten und Reimchroniken des Mittelalters sagenhaft vor, sondern es zeigt auch die Geschichte, daß die Schwaben eifersüchtig darüber hielten. Ein Herr von Teck, genannt Vivianz (sonst ein Name im Wilhelm von Oranse), führt das Banner mit drei goldenen Sternen. Es erhebt sich eine gewaltige Schlacht. Die Könige Mompolier und Turneas werden gefangen. Flanea, die Stiefmutter, flieht allein, weinend und klagend, über das Feld. Da sieht sie einen wohlgewappneten Ritter daher reiten; es ist der Zauberer Jeroparg, der, ihr zum Trost, den Herzog Friedrich zu drei Kämpfen auffordert, welche dieser, drei Tage nach einander, für die drei Jungfraun zu bestehen schuldig sei. Als Friedrich sich zum ersten Kampfe anschickt, wird ihm, durch Trug des Zauberers, Gift statt Weines geboten, aber der Ring von Malmelona bewahrt ihn. Der Kampf bleibt unentschieden. Im zweiten Kampfe nimmt der Zauberer dreifache Mannskraft an sich, aber der Ring von Salme giebt Friedrich denselben Vortheil. Der Zauberer muß aus dem Kampfkreise weichen. Am dritten Tage richtet Jeroparg brennendes Feuer gegen Friedrich; doch diesen schützt der Ring, den ihm Angelburg gegeben. Er schlägt den Zauberer zu Boden, der nun seinen und Flaneas ganzen Verrath bekennt. Zur Strafe dafür werden beide verbrannt. Friedrich verzeiht seinem Schwäher auf Angelburgs Fürbitte. Das Reich des gefangenen Turneas nimmt er an sich und giebt diesem eine Grafschaft. Er feiert nun seine Hochzeit mit Angelburg. Die Zwergkönigin Jerome, so sehr sie sich um ihn gehärmt, sendet ihm dazu ihre Tochter Ziproner mit kostbaren Geschenken. Sein Bruder Heinrich wird mit Malmelona, seines Bruders einer Sohn Ulrich mit Salme, der andere, Konrad, mit Osann von Prafant, der dritte, Ludwig, mit Pragnet von Persolon vermählt. Friedrich ist nun Herr über drei Reiche. Angelburg gebiert ihm einen Sohn, der Heinrich genannt wird; als es in das neunte Jahr geht, stirbt sie. Er muß ihr noch geloben, nach ihrem Tode Jeromen zur Ehe zu nehmen, was er auch erfüllt.

Die Fabel dieses Gedichtes findet manigfache Anklänge im weiten Gebiete der Sagen- und Märchenwelt. Die zauberhafte Verwandlung

durch eine böse Stiefmutter kommt häufig vor; besonders aber erscheint in altdänischen Volksliedern die in eine Hindin verwünschte Stieftochter, welche durch ihren Jäger erlöst wird.

In den Udvalgte Danske Viser fra Middelalderen af Abrahamson, Nyerup og Rahbek. Kopenhagen 1812. Th. I, S. 241 ff. stehen, unter andern solchen Verzauberungen, zwei Lieder, welche die Verwandlung der Jungfrau in eine Hindin in doppelter Darstellung erzählen. Das eine ist verdeutscht in W. Grimms altdänischen Heldenliedern, Balladen und Märchen. Heidelberg 1811. S. 121.

Die neugierige Beleuchtung des unbekannten, geliebten Wesens im Schlafe, wodurch das Glück der Liebe zerstört wird, ist aus dem Mythus von Amor und Psyche wohlbekannt und spielt in manchen andern Märchen.

Nach den verschiedensten Seiten knüpft sich die Verwandlung Angelburgs und ihrer Gespielen in Tauben, ihr Bad im Brunnen und die Wegnahme ihrer Gewande an. Das Eddalied von Völund (dem elfischen Schmiede Wieland) und die prosaische Einleitung desselben erzählt, wie dieser und seine beiden Brüder, Söhne des Finnenkönigs, auf der Jagd in die Wolfthale kamen, zu einem Wasser, der Wolfsee genannt, an dessen Strande sie einmal frühmorgens drei Jungfraun fanden, welche da saßen und Flachs spannen, während neben ihnen ihre abgestreiften Schwanenhemde lagen. Es waren drei Walküren, Töchter zweier Könige. Die drei Brüder überraschten sie und führten sie mit sich heim als ihre Weiber. Sieben Jahre lang lebten sie zusammen; als aber das achte kam, da hatten die Frauen ein heimliches Sehnen und Trachten, und im neunten brachen die Bande; sie wollten wieder hinaus zum Schlachtgewebe. Da flogen sie fort, ihre Männer zogen nach Osten und Süden, sie aufzusuchen; nur Wieland blieb daheim in den Wolfthalen (Grimm, Edd. S. 2—6). Die Ähnlichkeit dieser Erzählung mit dem Abenteuer Friedrichs von Schwaben ist unverkennbar. Daß es dort Schwäne, hier Tauben sind, ist eine unwesentliche Verschiedenheit. Aber noch genauer wird die Beziehung zur Wielandsage dadurch, daß in der Wolfenbüttler Handschrift unseres Gedichts Friedrich, als er die entschwundene Geliebte aufsucht, den Namen Wieland angenommen hat (vgl. Grimm, Heldensage 401 f.), was in der Stuttgarter Handschrift, vermuthlich weil der Schreiber diese Beziehung nicht

mehr verstand, hinweggeblieben ist. Wie Hagen im Nibelungenliede den beiden Meerweibern, die in einem schönen Brunnen baden und wie Vögel auf der Flut schweben, hinzuschleichend, ihr Gewand wegnimmt und sie ihm, wenn er es zurückgebe, die Zukunft zu verkündigen geloben, schlägt gleichfalls hieher ein.

Aber nach einer ganz andern Seite hin eröffnet sich eine noch ausgeführtere Ähnlichkeit. In den Ergänzungen der Tausend und einen Nacht, welche unter folgendem Titel erschienen sind: Der Tausend und einen Nacht noch nicht übersetzte Mährchen, Erzählungen und Anekdoten, zum erstenmale aus dem Arabischen ins Französische übersetzt von Jos. v. Hammer und aus dem Französischen ins Deutsche von A. E. Zinserling. B. I. Stuttgart und Tübingen 1823. S. 301 ff. steht ein Märchen: Dschamasb und die Königin der Schlangen. Dieses hält v. Hammer in der Vorrede S. XXXVI f. für eines der ältesten, ursprünglich persischen Mährchen, wie denn auch dasselbe in dem, was uns hier aus ihm berührt, auf persischem Boden spielt. Dasselbe erzählt in einem Gewebe mährchenhafter Abenteuer, unter anderem auch die abenteuerliche Geschichte Dschanschahs, Sohnes des Königs von Kabul (S. 334 ff.). Dschanschah verfolgt eines Tags auf der Jagd eine Ghasele von besonders feinem Wuchse, ohne sie einholen zu können, bis an das Ufer des Meers, wo sie vor seinen Augen sich in die Fluten stürzt. Er springt mit sechs seiner Gefährten in ein Fischerfahrzeug. Die Ghasele schwimmt lange Zeit vor ihnen her, bis sie endlich von ihnen erreicht wird. Aber sie sind unvermerkt weit vom Ufer hinausgerudert, die Nacht überfällt sie und ein heftiger Wind treibt sie stets weiter hinaus. So wird der Königssohn in ferne Wunderlande verschlagen. Nach andern, höchst wunderbaren Abenteuern kommt er zu einem Greise, dem König der Vögel, in dessen großem Gezelte sich alle Jahre einmal die Vögel zu versammeln pflegen. Als dieser Tag heran gekommen, giebt der Greis seinem Gaste die Schlüssel zu allen Gemächern und Käfigen; nur eines verbietet er ihm, bei schwerer Strafe des Ungehorsams, zu öffnen. Doch die Neugier siegt über das Verbot. Dschanschah öffnet die Thür, die mit einem goldenen Riegel verwahrt ist, und tritt hinein. Hier findet er ein großes Becken voll Wassers mit kostbaren Gezelten, duftenden Blumenbeeten und anderem Zierath umgeben. Drei Tauben kommen hergeflogen, um sich zu baden, und als sie ihre Federn abgelegt, sind

es drei Mädchen von außerordentlicher Schönheit. Nachdem sie gebadet und im Garten ihre Spiele getrieben, ziehen sie ihre Kleider von Taubenfedern wieder an und entschwinden. Der Jüngling, von heftiger Leidenschaft für eine der Schönen ergriffen, gesteht seinen Zustand dem Greise, der ihn überrascht und ihn an seine wohlgemeinte Warnung erinnert. Doch bedenkt er sich, ob es noch ein Mittel für den Kummer seines Gastes gebe. Es seien, belehrt er diesen, Dschinnenmädchen, die alle Jahr einmal hieher kommen, um sich am Rande dieses Wasserbeckens zu vergnügen, und dann in ihre Heimat, welche niemand bekannt sei, zurückkehren. Es gebe nun keinen bessern Rath, als bis zum nächsten Jahre zu warten, wo sie unfehlbar wieder kommen werden. Dann soll Dschanschah sich unter einen der Bäume des Gartens legen und, wenn sie ins Wasser hinabgestiegen, keinen Augenblick verlieren, sich ihrer Kleider zu bemächtigen. So wie sie den Raub gewahr worden, werden sie ihm die schönsten Worte von der Welt geben und ihm auf alle Weise mit Bitten zusetzen, daß er ihnen ihre Kleider zurückgebe. Lasse er sich erweichen, dann sehe er sie in seinem Leben nicht wieder. Die ersehnte Zeit des Besuches der Vögel kommt wieder heran. Der Jüngling, im Garten harrend, hört rauschenden Flügelschlag. Es sind drei Tauben, jede von der Größe eines Adlers. Sie lassen sich am Rande des Wassers nieder, legen ihr Gefieder ab und spielen in den Wellen. Dschanschah schießt hervor und rafft die Kleider seiner Geliebten weg. Sie sucht ihn durch die süßesten Schmeichelworte zur Zurückgabe zu bewegen, er willigt aber nicht eher ein, bis sie geschworen, ihm ewig treu zu sein und sich niemals von ihm zu trennen. Nachdem sie ihr Gewand von Taubenfedern wieder empfangen und sich in solches gekleidet, nimmt sie von ihren Schwestern Abschied und trägt ihren Geliebten durch die Lüfte nach seiner Heimath Kabul zurück. Dort läßt der alte König seiner schönen Schwiegertochter nach ihrem Wunsche einen eigenen Palast bauen. Da das Glück des Königssohnes an jenem Kleide von Vogelfedern hängt, so legt man dieses in ein goldenes Kästchen, das man unter den Grundstein des Palastes gräbt. Denn Dschanschah, welcher stets fürchtete, daß seine Gemahlin einmal wieder Gebrauch von diesem Kleide machen könnte, hat es sorgfältig vor ihr verborgen gehalten, seit sie das letztemal aus der Luft herabgestiegen ist und es abgelegt hat. Die Stelle, wo es jetzt verwahrt ist, soll ein Geheimniß für sie bleiben.

Aber sie ist noch nicht lang im Palaste, so wittert sie, daß ihr Kleid hier irgendwo verborgen sei. Sie verstellt sich den Tag über, aber in der Nacht steht sie auf und geht gerad auf die Säule zu, unter welcher das goldene Kästchen vergraben ist. Sie gräbt es aus, zieht ihr Taubenkleid an, setzt sich auf die Spitze des Daches und klatscht in die Hände, um ihren Gemahl herbeizuziehen. „Ich liebe dich von ganzem Herzen;“ ruft sie ihm zu, „ich bin dir bis in dein Land gefolgt, um deinen Vater und deine Mutter zu sehen. Wenn deine Liebe zu mir ebenso groß ist, so komm und besuche mich im Schloß der Edelsteine!“ Mit diesen Worten fliegt sie davon und Dschanschah fällt unmächtig zur Erde. Der übrige Theil der Erzählung ist nun großentheils den Mühseligkeiten und wundervollen Abenteuern gewidmet, unter welchen der Königssohn seine reuige Gemahlin von dem schwer aufgefundenen Schlosse der Edelsteine zurückbringt.

Von verwandtem Inhalt ist ein anderes Mährchen „Asem und die Geisterkönigin“ in Tausend und einer Nacht u. s. w., übersetzt von Habicht, v. d. Hagen und Schall. Breslau 1822. B. 10, S. 269 ff.

Die Ähnlichkeit jenes, erst neuerlich wieder in Europa bekannt gewordenen persisch-arabischen Mährchens, besonders in dessen vorderem Theile, mit dem Gedichte von Friedrich von Schwaben bedarf keiner besondern Ausführung; der Beginn mit der Jagd, hier des Hirsches, dort der Ghasele, die drei Taubenjungfraun, das Hinwegnehmen ihrer Federkleider und das Versprechen der Ehe, als Bedingung der Zurückgabe, sind in beiden das gleiche. Dagegen hat der weitere Verlauf des Märchens wieder besondere Beziehung zu dem Eddaliede von Wieland. Die Sehnsucht der wunderbaren Wesen, in ihr heimisches Element zurückzukehren, ihr Entfliegen, der Auszug ihrer Männer, sie aufzusuchen, ist beiden Erzählungen gemeinsam. Selbst die letzten Worte der Dschinnentochter, ehe sie vom Dache auffliegt, haben ihr Entsprechendes im Eddaliede. Ehe sie fortfliegen, heißt es: „Alrun aber gieng zuvor den Saal entlang, stand auf dem Boden und sprach mit leiser Stimme: „Froh ist der nicht, der aus dem Gehölze fährt,“ d. h. ihr von der Jagd heimkehrender Gemahl, wenn er sie nicht mehr antrifft (Grimm, Edda S. 11).

Endlich der Aufenthalt Friedrichs bei der Zwergkönigin im hohlen Berg ist dasselbe, was uns sonst schon in der Sage vorgekommen, z. B.

von Otnit, der ein Jahr lang von einer wilden Frau im hohlen Berge bei den Zwergen festgehalten wird.

Soviel vom Mährchenhaften des Gedichts. Was nun aber die geschichtlichen und örtlichen Anhalte desselben betrifft, so zeigt es uns die Hohenstaufen noch als Herzoge von Schwaben ohne den Glanz der Kaiserkrone. Die herzliche Eintracht der drei herzoglichen Brüder ist anziehend dargestellt. Vergeblich aber würden wir in der hohenstaufischen Stammtafel ein Verwandtschaftsverhältnis aufsuchen, welches den im Gedichte zusammengestellten Namen entspräche. Der Name Ruprecht, wie einer der drei Brüder heißt, kommt gar nicht geschichtlich in diesem Stamme vor. J. v. Laßberg, der auch eine Handschrift des Gedichtes besitzt, [1] vermuthet in dem Umstande, daß Friedrich sein eines Auge verliert, eine Anspielung auf Friedrich den einäugigen, Herzog in Schwaben, gestorben 1146, den Vater Kaiser Friedrichs I.

Gmünd, als Sitz der schwäbischen Herzoge im Gedichte angenommen, ist historisch richtig. Friedrich der einäugige umgab es im Jahr 1110 mit Mauern. Die Johanniskirche daselbst, zum Theil noch in vorgothischer Bauart, ist eine Stiftung dieser Herzoge. Über diese Kirche ist einiges hier auszuheben, was G. Schwab in seiner Beschreibung der Neckarseite der schwäbischen Alb (S. 249 f.) anführt:

Ihre Wände sind mit hieroglyphenartigen Figuren in erhabener Arbeit angefüllt. Von den untern Hieroglyphen zeichnen sich zwei gekuppelte Hunde in vollem Lauf mit einem Männchen aus, das in ein Jagdhorn bläst. Überdieß sind viele zahme und wilde Thiere, meist sehr rauh ausgearbeitet, in die Quadersteine der Kirche eingehauen. Die Deutung der Hauptfiguren beruht in des Volkes Munde theils auf der Jagdlust und den Ritterspielen der alten Zeiten, theils auf einer Sage von der Herzogin Agnes, Gemahlin Friedrichs von Staufen und angeblicher Stifterin dieser Kirche. Diese soll hier auf der Jagd ihren Ehering verloren und wieder gefunden haben oder gar, verirrt und in Fährlichkeiten gerathen, auf wunderbare Weise gerettet worden sein.

Es möchte sich verlohnen, diese Bilder und Sagen, worin einige Anklänge mit der Fabel unseres Gedichts zu liegen scheinen, sich noch einmal besonders, in Beziehung auf letzteres, zu betrachten und erzählen zu lassen. Lassen sich sonst nähere Verbindungen anknüpfen, so

[1] [Jetzt ist sie in Donaueschingen. Scheffel, altdeutsche Handschriften zu Donaueschingen S. 33. Barack, Handschriften zu Donaueschingen S. 105 f. K.]

bietet auch eben jene Agnes, die angebliche Stifterin der Kirche, des einäugigen Friedrichs zweite Gemahlin, einen Namensanlaut mit der fabelhaften Angelburg dar. [1]

Im Gedichte selbst ist nirgends eine Quelle angegeben. Die vielen fremdlautenden Namen können auf ausheimische Abstammung deuten, ebenso wohl aber auch willkührlich erschaffen oder eingemischt sein. Denn daß jenes Mährchenhafte, bei welchem die fremdartigen Namen vorzüglich angebracht sind, auch in germanischer Sage einen Anhalt finde, haben wir nachgewiesen.

Die Darstellung in der Gestalt, wie das Gedicht jetzt vor uns liegt, ist trocken zugleich und in manchen Partieen weitschweifig. Der Verfasser zeigt seine Bekanntschaft mit den Rittergedichten des dreizehnten Jahrhunderts, deren Helden und Heldinnen mit einigem gelehrten Prunke herbeigezogen werden. In der Stuttgarter Handschrift ist der Vers vielfach ungebührlich durch Einschiebsel erweitert und damit aus seinen Fugen gebracht; die Vergleichung mit den bekannt gewordenen Stellen der Wolfenbüttler Handschrift, welche den Vers reiner giebt, macht es wahrscheinlich, daß wir dem Gegenschreiber am Zolle zu Geislingen in unserer Handschrift diese Abänderungen, die er vielleicht zur Deutlichkeit für seine Zeit nöthig erachtete, schuldig seien. Eine gewisse alterthümliche Einfachheit und Herzlichkeit, welche gleichwohl durch den jetzigen Zustand des Gedichts an manchen Orten hindurchblickt, begründet die Annahme, daß es schon vor dem vierzehnten Jahrhundert, dem seine gegenwärtige Fassung angehört, in einer reinern und gediegenern Gestalt vorhanden gewesen sei. Indem ich mich nicht im Stande finde, die Zusammenfügung der im Obigen angegebenen manigfachen Bestandtheile befriedigend zu erklären, (wie dieß in den größern Zusammenhängen des deutschen Epos mit dem persischen versucht wurde), oder das echt Sagenhafte von dem willkührlich Hinzugedichteten rein auszuscheiden, kann ich das Ganze nur im allgemeinen als eine der Sagen erklären, durch welche auf die Anfänge eines bedeutenden Geschlechts der Morgenglanz des Wunderbaren geworfen werden soll.

b. Kaiser Friedrich und der Priester Johann. [2] Die älteste

[1] [Vergl. die Sage von den drei Frauen bei Lorch in Ernst Meiers deutschen Sagen aus Schwaben I, 43. K.]

[2] Eine andere Sage über Friedrich und einen Edelstein siehe bei Etterlin, eidgenössische Chronik Bl. XXXIII b.

italiänische Novellensammlung, die unter dem Titel le cento novelle antiche theils einzeln gedruckt, theils andern Sammlungen (namentlich einer von mir beim Folgenden gebrauchten aus Venedig 1571. 4) beigegeben ist und deren Entstehung um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts bis vor 1270 muthmaßlich angenommen wird (Italienische Novellen von historischem Interesse, übersetzt und erläutert von C. F. v. Rumohr. Hamburg 1823. S. 1), enthält mehrere sagenhafte Erzählungen von den Hohenstaufen. Die zweite dieser Novellen lautet in einer abkürzenden Übersetzung so:

Der mächtige Priester Johann in Indien schickte eine ansehnliche Gesandtschaft an den edeln und gewaltigen Kaiser Friedrich, der in Wahrheit ein Spiegel der Welt war in Reden und Sitten. Der Zweck dieser Botschaft war, zu erfahren, ob der Kaiser wirklich in Worten und Werken weise sei. Die Gesandten überbrachten ihm von ihrem Herrn drei kostbare Edelsteine, die er auch annahm, aber, ohne nach ihren Eigenschaften zu fragen, aufbewahren ließ und nur ihre Schönheit höchlich rühmte. Zugleich richteten die Gesandten im Namen ihres Herrn an ihn die Frage, was das beste auf der Welt sei. Nachdem sie sich einige Tage am Hof umgesehen, beurlaubten sie sich und nahmen vom Kaiser die Antwort mit, Maaß (misura) sei das beste auf der Welt. Die Boten kehrten zurück und richteten ihrem Herrn aus, was sie gehört und gesehen. Sie rühmten den Hof des Kaisers, die edeln Sitten und das Benehmen der Ritter. Priester Johann äußerte, der Kaiser sei sehr weise in Worten, aber nicht in der That, weil er nicht nach den Eigenschaften so seltener Steine gefragt habe. Er schickte nun seine Boten noch einmal zum Kaiser und ließ ihm anbieten, wenn es ihm beliebte, ihn zum Seneschall an seinem Hofe zu machen. Zugleich ließ er ihm seine Reichthümer, die verschiedenen Arten seiner Unterthanen und die Gebräuche seines Landes aufzählen. Bald hernach fiel ihm ein, wie die Steine, die er dem Kaiser geschenkt, eben damit ihre Eigenschaften verloren hätten, daß dieser sie nicht erkannte. Er schickte daher noch seinen liebsten Edelsteinkundigen (lapidaro) heimlich an den Hof des Kaisers ab, um durch List jene Steine wieder zu erlangen. Der Beauftragte machte sich auf den Weg, mit vielen Steinen von großer Schönheit beladen, die er am Hofe des Kaisers auslegte. Die Barone und Ritter kamen, nach seiner Waare zu sehen. Der Mann war sehr verständig; wenn er einen sah, der etwas bei Hofe zu bedeuten hatte, so verkaufte er nicht, sondern verschenkte, so daß sein Lob bis zu dem Kaiser drang. Dieser schickte nach ihm und zeigte ihm seine Steine. Der Fremde lobte sie, doch nicht besonders, und fragte, ob er nicht kostbarere hätte. Nun ließ der Kaiser die drei werthvollen Steine kommen, welche jener zu sehen wünschte.

Voll Freude nahm er den einen Stein in die Hand und sprach: Dieser Stein, o Herr, wiegt die beste eurer Städte auf. Dann nahm er den andern mit den Worten: Und dieser ist die beste eurer Provinzen werth. Endlich nahm er den dritten und rief: Herr, dieser gilt mehr, als das ganze Kaiserreich. Da schloß er die Hand, in der er die drei Steine hielt, und die Eigenschaft des einen derselben machte ihn unsichtbar. So stieg er ungehindert die Treppe hinab, kehrte zu seinem Herrn zurück und überreichte ihm mit großer Freude die Steine.

Von dem christlichen Reiche des Priesterköniges Johann in Indien, mit welchem die Poesie des Mittelalters sich vielfach beschäftigt, wird bei der Erklärung des Fabelkreises vom heiligen Gral die Rede sein. Hier kommt uns vorläufig nur die Gesandtschaft an den Kaiser Friedrich in Betracht.

Was uns die Novelle in gedrängter Übersicht giebt, war auch der Gegenstand eines größern, aber von vorn herein nicht mehr vollständig vorhandenen deutschen Gedichts. Dieses Bruchstück findet sich mit mehreren andern in der Heidelberger Papierhandschrift 844.[1] Der Verfasser nennt sich am Schlusse:

Dis puch(s) ist tihtære
(Vnd heißet) Osswalt der schribar u. s. w.

Dabei steht die Jahrzahl 1478, welche jedoch, da das Gedicht noch dem vierzehnten Jahrhundert anzugehören scheint, dem Abschreiber beizumessen ist, sowie das beigesetzte Sprüchlein:

Explicit hoc totum.
Infunde, da mychi potum!

Der Verfasser des Gedichts bezieht sich auf ein lateinisches Buch, dem er auch die Gewährschaft für die Wahrheit des Erzählten zuschiebt. Zu Königsberg in Ungern hab' er dieses Werk vollbracht, und zwar um keines Mannes Gabe willen, sondern auf Bitte guter Gesellen, um die Weile damit zu vertreiben und Müssiggang zu vermeiden.

Das Bruchstück hebt mitten in dem Briefe an, den der Priester Johann an den Kaiser Friedrich geschrieben und worin er die Macht seines geistlichen Reiches, die Pracht seines Hofhalts, die Herrlichkeit seiner Paläste, seinen Wunderbrunnen, Weltspiegel u. s. w. ziemlich großsprecherisch beschreibt. Zugleich sendet er dem Kaiser mehrere Kleinode,

[1] Vgl. Grimm, Deutsche Sagen II, 188 f. [Gedichte des Mittelalters auf König Friedrich I den Staufer, von J. Grimm. Berlin 1844. S. 103 ff. K.]

ein Kleid, von Salamandern gewoben, das man im Feuer wäscht, ein Flasche von dem Wasser des Wunderbrunnens, welches allezeit Gesund heit und Kraft giebt; davon soll der Kaiser ein Jahr und drei Mona lang jeden Tag nüchtern trinken, so bleibe er gesund und lebe darna 300 Jahre und 3 Monate; sodann einen Fingerring.

Der Kaiser soll diese Kleinode prüfen lassen; finde er, daß sie d angegebenen Kräfte haben, so möge er dann auch das andre, was ih geschrieben worden, glauben.

Der Bote kommt von Rom aus, wo er den Pabst besucht ha nach Schwaben:

In die veste zů Stauffe,
Wan er [der Kaiser] mit huss alda sazz,
Die selbe stat sin erbe was.

Der Kaiser prüft sogleich die empfangenen Geschenke:

Die cleinat er alle glich
Selb versůcht tawgenlich.
Do er an yn allen sampt
Die gantzen warheit erfant,
Da glaupt er dester pas
Das an dem bůch (brief) geschriben was.

Hierauf sendet er Briefe in alle Christenlande und läßt einen großen Hof nach Aachen entbieten, woselbst er seinen Sohn krönen und dann eine Heerfahrt über Meer gegen die Heiden unternehmen will. Auch der König Philipp ist eingeladen. An diesem großen Fürstentage nun läßt der Kaiser den Brief des Priesters Johann vorlesen. Nur als der Schreiber an die Stelle von dem unsichtbarmachenden Steine kommt, winkt ihm der Kaiser und heißt ihn davon schweigen. Die übrigen Kleinode werden vorgezeigt und versucht. Man läßt dann aber auch den Boten die Kleinode des Reichs bewundern und als Gegengeschenke, die er seinem Herrn für dessen kostbare Gaben zurückbringen soll, empfängt er von dem König Philipp einen Dorn aus der heiligen Dornenkrone, dem Reichskleinod von Frankreich, und von dem Kaiser Friedrich einen langen und breiten Span des Kreuzesholzes, womit er sehr vergnügt von dannen zieht.

Der edle Kaiser Friedrich behielt nun die drei Kleinode sorgfältig bis zu der Zeit, da ihn der Pabst Honorius in den Bann that, ihn

von der Gemeine der Christenheit ausschloß und die Fürsten, die dem Reiche geschworen, ihrer Eide ledig ließ. In welche Stadt nun der Kaiser ritt, vermied man, so lang er darin war, Gottes Amt, las keine Messe und sang keine Tagzeit. Einst nun zur Osterzeit, um die Christenheit nicht in dieser heiligen Feier zu irren, bereitete sich der Kaiser auf die Jagd. Niemand von den Jägern wuste seinen Muth noch Sinn. Er legte das kostbare Gewand an, das ihm aus Indien gesandt war, nahm darunter die Flasche vom Wunderbrunnen und bestieg ein gutes Roſs. Etliche Herren ritten mit ihm. Als er nun fern in den Wald gekommen, nahm er seinen Ring in die Hand (gleichfalls eines der drei Kleinode) mit dem unsichtbar machenden Stein und verschwand vom Jagen. Seitdem sah man ihn nimmermehr.

Die Vergleichung dieses deutschen Gedichts mit der italiänischen Novelle zeigt, daß in dem erstern der eigentliche Sinn der Erzählung, wie er in der Novelle hervortritt, gänzlich verfehlt und verwischt ist, wie nehmlich der Kaiser die Probe der Weisheit nicht genügend besteht, indem er nicht nach den Eigenschaften der drei kostbaren Steine frägt, wie darum diese bei ihm brach liegen und ihm auch leicht wieder abgewonnen werden, indem mittelst der Kraft des einen, der in geschlossener Hand gehalten unsichtbar macht, auch die beiden andern zu ihrem früheren Herrn zurückkehren. Im deutschen Bruchstück aber prüft der Kaiser wirklich die Eigenschaften der Kleinode, die schon im Briefe angegeben sind, und das Unsichtbarmachen behält er als ein Geheimnis für sich. Daß gleichwohl in der lateinischen Quelle des deutschen Gedichts die rechten Züge vorhanden waren, ergiebt sich zum Theil schon aus dem, was in dem eben Erwähnten noch davon durchscheint, noch mehr aber daraus, daß sonst das Verhältnis zwischen dem Priester Johann und dem Kaiser Friedrich keinen Zusammenhang und Abschluß hat. Warum der deutsche Bearbeiter die Sache verkehrt hat, läßt sich auch wohl erklären. Schon daß der deutsche Kaiser auf solche Weise überlistet werden sollte, mochte ihm nicht anständig bedünken; besonders aber scheint er es darauf abgesehen zu haben, das in der einheimischen Volkssage begründete Verschwinden des Kaisers Friedrich mittelst des unsichtbarmachenden Edelsteins zu erklären. Darum wird auch ausdrücklich angeführt, daß der Kaiser die Kleinode bis zu jener Zeit sorgfältig behalten habe:

Der edel keiser Friderich
Behielt die cleinat fleißiclich
In seiner gewalt fur war
Ich waiß darnach wie manig jar u. s. w.

Daß in diesem Gedichte Friedrich II gemeint ist, zeigt der durch den Pabst Honorius auf ihn gelegte Kirchenbann. Die Novelle scheint Friedrich I zu verstehen. Und so wird auch sonst unter dem verlorenen Kaiser Friedrich der Rothbart verstanden; beide Friedriche werden wohl auch sagenhaft verschmolzen.

In einer altfranzösischen Pergamenthandschrift der Berner Bibliothek, aus dem 13ten Jahrhundert, habe ich noch eine andere Correspondenz des Priesters Johann gefunden. Hier ist es der Kaiser Emanuel zu Constantinopel, an den er einen Brief richtet, der in französischer Prosa gegeben wird. Johann giebt von sich und seinem Reiche Nachricht und erbittet sich das gleiche von dem griechischen Kaiser. Er ist sogar erbötig, diesen, wenn er nach Indien kommen wolle, zu seinem Nachfolger zu ernennen.

Was die cento novelle, die wir hier zu benützen hatten, von den Hohenstaufen erzählen, trägt im allgemeinen das Gepräge der Anekdote, des geselligen Witzes und Scherzes. Ich führe zum Beispiel noch den Inhalt der 23sten Novelle an:

Kaiser Friedrich gieng auf die Jagd, in grünen Kleidern, wie seine Gewohnheit war. An einer Quelle fand er einen Müßiggänger, der ein schneeweißes Tischtuch über das grüne Gras ausgebreitet und seinen Becher mit Wein nebst seinem Brote vor sich stehen hatte. Der Kaiser näherte sich ihm und sprach ihn um einen Trunk an. Der Müßiggänger sprach: Womit soll ich dir zu trinken geben? An diesen Becher darfst du den Mund nicht setzen. Hast du eine Jagdflasche bei dir, so werde ich dir gerne geben. Der Kaiser erwiederte: Leih' mir deinen Krug und ich will so trinken, daß ich meinen Mund nicht daran bringe. Jener gab ihm den Krug und der Kaiser trank, wie er versprochen. Aber er gab den Krug nicht zurück, sondern spornte sein Ross und ritt mit demselben davon. Der Müßiggänger bemerkte wohl, daß es einer von den Rittern des Kaisers sein müsse. Den folgenden Tag gieng er an den Hof. Der Kaiser hatte den Thürhütern befohlen: Wenn ein Bursche von dem und dem Aussehen kommt, laßt ihn vor mich kommen und schließt ihm nicht die Thüre zu! Der Mann kam, gieng vor den Kaiser und brachte seine Klage wegen seines Weinkrugs an. Der Kaiser ließ ihn mehrere male die traurige Geschichte erzählen.

zu seinem großen Ergötzen. Die Ritter hörten sie mit größter Lust an. Dann sprach der Kaiser: Würdest du deinen Krug erkennen? Ja, Herr! Nun zog der Kaiser den Krug hervor und zeigte damit, daß er selbst es gewesen war. Den Mann aber beschenkte er reichlich um seiner Reinlichkeit willen.

c. Das Volksbuch vom Kaiser Friedrich. Es hat den Titel: Ein warhafftige history von dem kayser Friderich, der erst seines namens, mit ainem langen rotten Bart, den die Walhen nenten Barbarossa, derselb gewan Jerusalem, vnnd durch den Babst Alexander den dritten verkuntschafft ward dem Soldanischen künig, der in gefencklich hielt etlich zeyt, vnd wie der Pündtschuch auff ist khomen in Baiern.[1]

Dieses Büchlein wird dem Titel nach in E. J. Kochs Compendium der deutschen Litteraturgesch. B. II. Berlin 1798. S. 240 aufgeführt, jedoch ist weder hier, noch in Görres Volksbüchern oder den deutschen Sagen der Brüder Grimm etwas von dessen Inhalt zu finden. Es scheint, dasselbe habe sich, obgleich es öfters und an verschiedenen Orten gedruckt wurde, ziemlich selten gemacht und sei als Volksbuch frühzeitig außer Umlauf gekommen. Ich habe zwei alte Drucke, die sich auf der öffentlichen Bibliothek zu Stuttgart befinden, gebraucht, den einen Augsburg 1519, den andern, bei Koch nicht angeführten, mit etwas verschiedenem Titel, Cöln (by sant Lupus), ohne Jahrzahl.

Es sind hauptsächlich viererlei sagenhafte Erzählungen, welche dieses kleine Buch, auf zwei Druckbogen in Quart, enthält.

1. Kaiser Friedrich I lagert sich mit Heereskraft, sammt den Königen Philipp von Frankreich und Richard von England vor die Stadt Jerusalem, welche Saladin den Christen abgenommen hat. Zehen Tage und Nächte hindurch wird gestürmt. Gegen Tag kommen die Christen auf die Mauer. Des Kaisers Fahne, an der einen Seite den Adler, an der andern das Kreuz Christi, führt der Herzog Eckhart[2] von Baiern. Aber die Unglaubigen widersetzen sich so heftig, daß der Herzog die Sturmfahne neigen und sich mit dem Schwerte wehren muß. Sie fällt in die Gewalt der Feinde. Die Wenigen, die noch auf der Mauer fechten, werden, als sie schon verzweifeln, durch Nachstürmende verstärkt und dringen nun, obgleich sie keine Fahne mehr haben, in die

[1] [Neu herausgegeben von Franz Pfeiffer in Haupts Zeitschrift für deutsches Alterthum 5, 250 ff. K.]

[2] Vgl. die Stelle bei Aventin 38a in Grimms Heldensage S. 303.

Stadt ein. Es sind ihrer aber noch viel zu wenige gegen die große Menge der Unglaubigen, sie können auch weder eine Ordnung machen, weil sie mit keiner Fahne versehen sind, noch auf die Mauer zurückkehren. Doch kommen je länger je mehr Christen über die Mauer herein und wollen sich zu ihnen schlagen. Das Weitere ist nachzulesen in dem Volksbuche Bl. 3 [Haupts Zeitschr. 5, 256 ff.].

Wir haben hier eine bairische Sage, und zwar eine Wappensage, wie denn überall die Erklärung der Wappenbilder und ihres Ursprungs eine Menge sagenhafter Erzählungen veranlaßt hat.

Das Geschichtliche und Örtliche weiß ich für jetzt nicht näher zu erläutern und selbst den bairischen Herzog Eckart nicht nachzuweisen. Daß es mit der Geschichte nicht genau zu nehmen sei, ergiebt schon die ganze Erzählung von einer Eroberung Jerusalems durch Friedrich den ersten.

2. Nachdem die Christen einige Zeit im gelobten Lande umgezogen, die heiligen Stätten heimgesucht und wieder aufgerichtet, begiebt sich der Kaiser auf die Heimfahrt [Haupt 5, 259]. Auch hier wieder die Mähre von dem verlorenen Kaiser. Der Tod Friedrichs I, wie er wirklich bei einem Bade im Flusse bei Seleucia erfolgt, ist in ein Verschwinden in fabelhafter Gefangenschaft verwandelt. Nach Jahresfrist wird er vom Sultan, den er durch sein Benehmen und durch eine kluge Antwort auf die Frage, wie er es halten würde, wenn der Sultan sein Gefangener wäre, für sich eingenommen, gegen Lösegeld entlassen.

3. Der Pabst Alexander floh vor dem Zorne des zurückgekommenen Kaisers nach Venedig und der Kaiser lagerte sich dieser Stadt gegenüber auf das Gestad. Als er aber wegen Unruhe der Reichsfürsten nach Deutschland zog, überließ er die Belagerung seinem Sohne Otto. Dieser wurde durch Treulosigkeit der Venediger gefangen und nun kam der Kaiser selbst zurück, viel zorniger denn zuvor. Er schwor einen Eid, nicht von Venedig abzuziehen, bevor er aus St. Marcus Kirche einen Rosßstall gemacht und den St. Marcusplatz umgeackert und Korn darein gesät habe. Der Pabst und die hartgedrängten Venediger suchten die Vermittlung der italiänischen Fürsten. Diese war auch nicht fruchtlos; aber auf dem, was er geschworen, bestand der Kaiser. Das Weitere s. im Volksbuch Bl. 7b [Haupt 5, 265].

Diese Deutung giebt die deutsche Sage den berühmten venetianischen

Rossen, einem antiken Kunstwerke, und dem eingelegten Estrich der Marcuskirche.

4. Zum Schlusse noch die alte Sage [Haupt 5, 267]:

Und ist [Kaiser Friedrich] zu letzt verlorn worden, das niemant weist, wo er hyn ist komen, noch begraben. Die pawrn und schwarzen künstner sagen, er sey noch lebendig yn eynem hollen perg, sol noch herwider khomen,[1] und die gaystlichen straffen und sein schilt noch an den dürren paum henken, welches paums gehut wurt, und sein hueter darzu gestifft; wölcher kayser aber seinen schilt sol daran hencken, daß waiß got.

Eine Erwähnung Maximilians I als dermaligen Kaisers zeigt die ungefähre Entstehungszeit des Buchs in seiner jetzigen Gestalt.

d. Kaiser Friedrich im Kyfhäuserberge. Die Sage vom verlorenen Kaiser Friedrich, von seinem Harren im Berge und von seiner Wiederkehr ist uns im Bisherigen wiederholt begegnet. In ihrer mythischen Bedeutung haben wir sie bei der Erklärung der Heldensage betrachtet. Sie hat sich besonders an alte Kaiserburgen geheftet. So an das Schloß zu Kaiserslautern. Dort hängt des Kaisers Bett an vier eisernen Ketten und, wenn man es Abends wohl gebettet, so sieht man doch am Morgen deutlich, daß jemand über Nacht darin gelegen. Im Weiher am Schlosse, noch jetzt der Kaisersee genannt, soll er einmal einen großen Karpfen gefangen und ihm zum Gedächtnis einen güldenen Ring von seinem Finger an ein Ohr gehängt haben. Dieser Fisch soll ungefangen in dem Weiher bleiben bis auf Kaiser Friedrichs Zukunft. Zu Kaiserslautern ist auch eine große Felshöhle, darin Kaiser Friedrich, der verlorne, seine Wohnung haben soll. Einer, den man hinab gelassen, hat dort den Kaiser in einem güldenen Sessel sitzen sehen, mit einem großen Barte. (Deutsche Sagen I, 382—4, nach Schriften des 16ten Jahrhunderts.)

Die Burg Kyffhausen, an der goldenen Aue in Thüringen, erhob sich unter den sächsischen Kaisern, die im nahen Dorfe Tilleda eine Pfalz hatten, als eine Reichsveste; noch in Belehnungsurkunden aus dem 14ten Jahrhundert heißt sie castrum imperiale. Die Hohenstaufen

[1] Vgl. die merkwürdige Stelle in Aretins Beiträgen IX, 1134 und einige Anspielungen bei Hermann von Sachsenheim [37b. 42b. Pf.]. Wackernagel, die altdeutschen Handschriften der Basler Universitätsbibliothek S. 55. Schmid, Schwäb. Wörterbuch 621.

finden wir mit ihr in keiner besondern Berührung, dennoch hat unter ihren Trümmern der verlorene Kaiser Friedrich seinen geisterhaften Hof aufgeschlagen und die Sage hat gerade hier sich besonders traulich, fast idyllisch, angesiedelt. Zu dem ernsten Wesen des Kaisers tritt hier die freundliche Gestalt seiner schönen Tochter.

Unterirdisch sitzt der Kaiser an einem steinernen Tische, sein rother Bart ist ihm durch den Tisch hindurch bis auf die Füße gewachsen; nach andern geht er dreimal um den Tisch herum; der Kaiser nickt mit dem Haupte halb schlafend. Ein Schäfer kam einst hinab, den fragte der Kaiser, ob noch die Raben um den Berg fliegen. Als der Schäfer es bejahte, sprach der Kaiser mit trauriger Stimme: „Ach! so muß ich noch hundert Jahre an diesem Orte schlafen!"

Einst stieg ein Schwarm von Knaben aus Kelbra, einem nahen Dorfe, auf den Kyffhäuser, um Nüsse zu pflücken. Sie giengen auf die alte Burg, kamen an eine Wendeltreppe, stiegen hinauf, fanden ein kleines Gemach mit schönen achteckigen, rothen und blauen Fenstern. In der einen Ecke lag eine Spindel mit Flachs, in der andern ein Haufen Flachsknoten. Von diesen nahmen die Knaben ihre Hüte voll mit, sich damit zu werfen, liefen dann den Berg hinab, warfen sich und streuten die Flachsknoten auf dem Wege aus. Nur der ärmste von ihnen hatte sie behalten und als er Abends nach Hause kam, fielen sie ihm glänzend aus dem Hute. Es zeigte sich, daß sie von Gold waren, womit die Kaisertochter die armen Leute beschenken wollte. Am folgenden Tage zog Jung und Alt auf den Kyffhäuser, aber niemand fand die Spinnstube der Kaisertochter.

Diese hat selbst einmal einem Paar armer Brautleute das Küchen- und Tischgeräthe zur Hochzeit geliehen. Sie und ihr Vater lieben die Musik. Ein Schafhirt, der auf der Sackpfeife spielte und dazu rief: „Kaiser Friedrich, das sei dir geschenkt!" wurde von dem Kaiser mit einem Fuße seines goldnen Handfasses belohnt. Eine Gesellschaft Musikanten beschloß einst, ihm ein Ständchen zu bringen. Nachdem sie um Mitternacht eine Weile aufgespielt, kommt die Königstochter mit Lichtern in den Händen auf sie zugetanzt und winkt ihnen, ihr zu folgen. Der Berg öffnet sich. Essen und Trinken wird reichlich aufgetischt. Als der Morgen graut, brechen sie auf; der Kaiser nickt ihnen freundlich zu, zum Trinkgeld giebt ihnen aber die Tochter nichts, als jedem einen

grünen Busch. Draußen im Freien werfen sie unmuthig diese Büsche weg, nur einer behält den seinigen zum Andenken. Als er aber nach Hause kommt, haben sich alle Blätter in Gold verwandelt. Die andern laufen zurück und suchen die ihrigen, aber vergeblich.

Geschichtlich ist Folgendes bekannt: von mehreren Betrügern oder Thoren, die sich für den verlorenen Kaiser Friedrich ausgegeben, trat der letzte im Jahr 1546 auf, ein Schneider aus Langensalza. Dieser kam auf den Kyffhäuser, schlug seine Wohnung in der Kapelle auf, machte sich ein Feuer an und lebte hier drei Tage. Durch den aufsteigenden Rauch wurde sein Aufenthalt kund und man stieg hinauf, um nachzusehen, woher der Rauch komme. Der Schneider saß am Feuer und sprach dem erstaunten Volke von seinem neuen Reiche. Das Gerücht verbreitete sich, Kaiser Friedrich sei wieder da. Der Graf von Schwarzburg aber ließ den wiedergefundenen Kaiser aufgreifen und ins Gefängnis setzen.[1]

Ob dieses Ereignis den Kaiser Friedrich erst auf den Kyffhäuser Berg gebracht, oder ob die schon ansäßige Sage den Schneider dahin gezogen, könnte gezweifelt werden. Letzteres ist mir wahrscheinlicher, besonders wenn Agricola (Deutsche Sagen I, 29) schon Kyffhausen nennt, was entscheidend wäre.

e. Heinrich der Löwe (der Gegner Friedrichs von Hohenstaufen). Ein Gedicht in 98 fünfzeiligen Strophen, aus dem 15ten Jahrhundert. Am Schlusse (Strophe 98) nennt sich als Verfasser Michel Wyssenhere. Er bezieht sich sonst auf ein älteres Buch (Str. 62. 74). Handschriftlich in einem Papiercodex der öffentlichen Bibliothek zu Stuttgart, mit der Jahrzahl 1474. Daraus abgedruckt in H. F. Maßmanns Denkmälern deutscher Sprache und Litteratur. München 1828. H. 1, S. 122 ff., woselbst auch die übrige Litteratur dieser Dichtung nachgewiesen ist.

Der Fürst von Braunschweig, wie Heinrich hier genannt wird, besteht auf einer Fahrt über Meer zum Theil dieselben Abenteuer, wie Herzog Ernst: er wird vom Greife hingeführt, fährt durch den Karfunkelberg, streitet mit den geschnäbelten Leuten. Zuletzt kommt er zum „wöden her“ und beschwört einen Geist, ihn durch die Luft wieder

[1] Gottschalk, die Ritterburgen und Bergschlösser Deutschlands. B. 2. Halle 1811. Vgl. Deutsche Sagen I, 29. 384. [Fr. v. Raumer, historisches Taschenbuch auf 1837. Blätter für litterarische Unterhaltung 7 Dec. 1837. N. 341. S. 1382. Aug. Stöbers Erwinia 6 Juli 1839. N. 27. S. 216.]

vor das Schloß zu Braunschweig zu tragen, wo seine Frau, die ihn todt glaubt, sich eben wieder vermählen will. Er giebt sich durch einen halben Ring zu erkennen, den er in den Becher sinken läßt. Eigenthümlich ist diesen Irrfahrten besonders ein Löwe, dem der Held, wie Wolfdietrich, im Kampfe gegen einen Lindwurm beigestanden, und der ihm dafür überall getreulich folgt und hilft. Er fängt seinem Herrn in der Wildnis Hasen und anderes Wildbrät und gräbt ihm Wurzeln aus. Nach des Helden Tode legt sich der Löwe auf sein Grab und giebt hier sein Leben auf. Zum Gedächtnis ist auf dem Schlosse zu Braunschweig ein gegossener Löwe aufgestellt.

Ein nur handschriftlich vorhandenes Gedicht des 13ten Jahrhunderts Reinfried von Braunschweig scheint dieser Dichtung verwandt zu sein.[1]

Ein andres Lied von Heinrich dem Löwen desselben Inhalts in der achtzeiligen Strophe des Heldenbuchs ist noch im nördlichen Deutschland als Volksbuch gangbar. [Vgl. Götting. gelehrte Anz. Merz 1835. St. 38. 39. S. 379.]

f. Wilhelm von Österreich. Ein großes Gedicht in kurzen Reimpaaren vom Anfang des 14ten Jahrhunderts, von der Wallfahrt Herzog Leopolds von Österreich zu dem Heiligthume Johannes des Täufers nach Ephesus, hauptsächlich aber von den Abenteuern seines Sohnes Wilhelm von Österreich. Das Abenteuerliche ist aber hier so ausschweifend und willkührlich, daß man dieses Gedicht kaum mehr zur Sagenpoesie rechnen kann. Geschichtliches leuchtet ohnehin nicht mehr hindurch, wenn auch die Namen historische sind. Der Verfasser, der sich auf ein lateinisches Original bezieht, nennt sich am Schlusse Johanns den Schreiber. (Graff, Diutiska B. III, Heft III, 366.) Ich kenne dieses Werk aus einer Papierhandschrift der königlichen Handbibliothek zu Stuttgart.[2]

g. Der Wirtenberger. Ein erzählendes Gedicht vom Ende des 13ten oder Anfang des 14ten Jahrhunderts in kurzen Reimpaaren. Ich besitze es in einer Abschrift, welche wahrscheinlich nach einer Handschrift oder auch einer Copie genommen ist, die sich in der Bibliothek

[1] [Vgl. darüber K. Gödekes deutsche Dichtung im Mittelalter S. 867. Reinfrit von Brauschweig, von K. Gödeke. Hannover 1851. K.]

[2] [Andere Handschriften in Gotha (Jacobs Beiträge 2, 276), Wien (Hoffmann S. 150), Haag (Haupts Zeitschrift I, 214), Kleinheubach (Aufseß Anzeiger 1834, 212). K.]

des seligen Kanzlers Schnurrer befand.[1] Der Verfasser ist unbekannt. Die obige Bezeichnung des Gedichts findet sich am Schlusse:

Hie end sich der Wirtenberger(e).

In den deutschen Sagen der Br. Grimm II, 262 ist bereits ein Auszug desselben nach einem Wiener Codex gegeben.

Der Zug ist hier nicht ausgehoben, daß der reuige Ritter seinen Leib zur Buße in eiserne Reife schlagen will.

Ein Graf Hartmann von Wirtemberg (wie der Herr des Ulrich heißt, dem das Abenteuer begegnet) kommt in Urkunden von 1208 bis 1228 vor. Ein andrer gleiches Namens starb 1208.

Urkundliche Nachweisungen über den erstern sind zusammengestellt in der Dissertatio historica de comitibus wirtembergic. Ludovico II et Hartmanno sen. fratribus. Tübingen 1772.

h. Der Ritter von Staufenberg. Ein Gedicht, wahrscheinlich des 14ten Jahrhunderts, in 1192 kurzen Reimzeilen. Herausgegeben von Ch. M. Engelhardt, Straßburg 1823, wo auch litterarische Notizen über die sonstigen Bearbeitungen der Fabel gegeben sind.

Diese Dichtung führt uns noch einmal in das mythische Elfenreich in örtlicher Anknüpfung zurück. Ich setze sie hieher, weil überhaupt keine geschichtliche Einreihung möglich ist; der Kaiser, der darin vorkommt, ist nicht näher bestimmt; die einzige Andeutung ist, daß seine Nichte als Erbin von Kärnthen bezeichnet wird.

Ein Auszug (zwar nach dem ältesten Druck, der aber vermöge Engelhardts Angabe S. 68 mit dem der Heldensage übereinstimmt) steht in den Deutschen Sagen II, 249 ff.

8. Die Zeit der habsburgischen und der zwischen sie eintretenden Kaiser aus andern Häusern,

sofern sie noch dem Mittelalter angehört, war schon darum, weil sie den Schluß dieses Zeitraums ausmacht, der Sagendichtung nicht mehr günstig. An Rudolf von Habsburg hat sich, besonders aus seiner Grafenzeit, noch manches Halbsagenhafte angeheftet.[2] Im Ganzen aber wich

[1] [Gedruckt Tübingen 1845. K.]

[2] Von ihm erzählt Joh. Vitodurani Chron. mehrere heitere Geschichten, in der Art, wie die italiänischen Novellen von Friedrich von Staufen. Besonders gab seine lange Nase zu allerlei Schwänken Anlaß. Als er noch Graf war und

die Sage einer andern, ihr entgegengesetzten Weise der Darstellung, den historischen Erzählungen in Gedichtform. Als Vertreter dieser Weise

auf seinem Schlosse Kyburg sich aufhielt, traten eines Tags die Herren von Regensberg, seine alten Nebenbuhler, zusammen und sprachen: Dießmal soll der elende Graf unsern Händen nicht entwischen, dießmal soll er seine lange Nase verstoßen. Dieses hörte ein närrischer Mensch, den sie um sich hatten, lief sogleich von Regensberg nach Kyburg, klopfte heftig an das Thor und ward eingelassen. Nachdem er sich das Antlitz des Grafen eine Weile betrachtet, sprach er: So lange ist deine Nase doch nicht, als meine Herrn zu Regensperg heute gesagt haben. Der Graf horchte auf und sagte: Was hast du gesprochen? Jener erwiderte: Meine Herren waren heut zahlreicher als sonst beisammen und sprachen: Dem Grafen wollen wir seine lange Nase zerreiben. Der Graf merkte, was im Werke war, rief sogleich eine starke Kriegsschaar in Waffen, brach gegen Regensperg auf, traf auf dem Wege die versammelten und gegen ihn verschworenen Ritter und stürzte wüthend über sie her. Mehrere blieben und die übrigen, sich durch die Flucht rettend, zogen selbst mit langer Nase ab.

Später, als König, stand Rudolf einst von vielen Rittern umgeben, zu Zürich auf der Straße. Ein Bürger, der nicht gut bei ihnen durchkommen konnte, rief laut: Dieser König mit der langen Nase läßt mich nicht den geraden Weg vorübergehen. Als der König dieses hörte, trat er zurück und hieß ihn lächelnd mit freundlichen Worten seines Weges ziehen. (Leibnit. Access. histor. S. 29 f.)

Wie König Rudolf zu Erfurt Bier ausgerufen, s. Falkenstein, Historie von Erffurth I, 162. Aufseß Anzeiger 1833, S. 62.

Von Adolf von Nassau u. a. wird wohl noch einiges Sagenhafte gemeldet. Vgl. Schweizerischer Merkur. Eine Monatsschrift. Heft 1. Burgdorf bei C. Langlois. Leipzig in Commission bei C. F. Köhler, 1835. Hier finden sich Volkssagen. S. 52: „Das Agnesgeschrei. Am Hallwylersee stehen die Trümmer der Veste Fahrwangen, wo die Tochter des Kaisers Albrecht, Agnes, Königin von Ungarn, aus Rache wegen dem an ihrem Vater verübten Mord, siebenzig Dienstmannen des Freiherrn von Eschenbach hinrichten ließ und nachher, in dem vergossenen Blute herumwadend, ausgerufen haben soll: „Heute bad' ich in Maithau!"

Wenn das Wetter sich ändern will, hören die Bauern der Umgegend jedesmal in der Nacht ein klägliches Geschrei, welches weder mit einer Menschen- noch Thierstimme zu vergleichen ist. Sie nennen es „Agnesgeschrei" und behaupten, der Geist der Königin von Ungarn sei verurtheilt, in diesen Trümmern zu weilen und die Wetterveränderung auf jene gräuliche Weise anzuzeigen. Viele wollen auch um die Mitternachtstunde die Gestalt einer kleinen, schwarzgekleideten Nonne auf den Ruinen herumwandeln sehen und jene kläglichen Töne ausstoßen gehört haben. Reithard."

So ist die Sage schon völlig anekdotenartig geworden. Ihre schöpferische Zeit ist vorüber. An die Stelle der Heldenlieder treten die Chroniken, die sich selbst allmählich aus dem Reime in die historische Poesie durcharbeiten.

ist nun zu nennen Peter, zugenannt der Suchenwirt, der um die Mitte bis ans Ende des 14ten Jahrhunderts und vielleicht noch darüber hinaus in Österreich, meist in Wien, dem Hoflager der Herzoge, von welchen er Albrecht II, gestorben 1358, noch gekannt, Albrecht III, gestorben 1395, aber überlebt hat.[1]

Lehrhaft allegorische, auch geistliche Dichtung und geschichtliche Erzählung machen den Hauptinhalt seiner Werke aus. In letzterer Beziehung sagt Primisser in der Einleitung S. X Folgendes:

Die bedeutendste Ausbeute gewährt die zahlreiche Sammlung geschichtlich-biographischer Darstellungen, in welchen er fast die ganze Zeitgeschichte berührt, indem er die Begebenheiten und Thaten der Helden seiner Zeit, vorzüglich österreichischer Edlen in und außer seinem Vaterlande erzählt. Diese Reihe von Schilderungen eines Gleichzeitigen, der gröstentheils Augenzeuge war und durch seinen Stand in genauer Bekanntschaft mit den Vornehmen lebte, müste wohl in jeder Hinsicht ein hohes Interesse gewähren, auch wenn sie nicht mit der Treue und Gewissenhaftigkeit des Geschichtschreibers erzählt wären. Durch die bestimmten Andeutungen der Nebenumstände aber erhalten einige den Werth historischer Quellen, z. B. die Erzählung von Herzog Albrechts von Österreich Ritterschaft in Preußen. Merkwürdig ist auch die durchaus ähnliche Form dieser Werke [die Versart sind kurze Reimpaare, der Umfang der größern Stücke geht bis gegen 600 Reimzeilen], deren jedes am Eingange eine Anrufung der Kunst, des Sinnes, des göttlichen Geistes, oder eine Entschuldigung, daß die Kräfte des Dichters der Würde des Helden nicht entsprächen, dann die Erzählung der einzelnen Thaten giebt, worauf das Lob des Helden und die Klage um ihn folgt, und die Beschreibung des Wappens mit einer Empfehlung des Verstorbenen an die Gnade Gottes oder die Fürbitte der heiligen Jungfrau den Schluß macht. Diese Ehrenreden, so kann man sie füglich nennen, sind ohne Zweifel in Versammlungen von Rittern, vielleicht am Hofe des Fürsten selbst, nach uralter Sitte, nach der Tafel vom Dichter gesprochen worden.

S. XIII: Suchenwirt gehörte gewiss zu jener besondern Classe von Dichtern, die zugleich Knappen, Herolde oder deren Gehülfen waren und deren besondere Angelegenheit es war, die Unterschiede, Visierung und Blasnierung [Blasonnierung]

[1] Peter Suchenwirts Werke aus dem 14ten Jahrhundert u. s. w., herausgegeben mit Einleitung, historischen Bemerkungen und einem Wörterbuch von A. Primisser. Wien 1827. Später ist erschienen: Über die Sprache des österreichischen Dichters Peter Suchenwirt, erste Abtheilung: Lautlehre (eine Einladungsschrift) von A. Koberstein. Naumburg 1828 [und Fortsetzungen 1842 und 1852. K.].

der Wappen auszulegen, auch wohl gereimte Wappenbeschreibungen zu verfassen. Er nennt diese Leute Knappen von den Wappen, die von den Wappen Dichtens pflegen. Als solchem lag ihm ob, beim Einschreiben der Turniere zugegen zu sein, so wie die Turnierrechte und Gesetze auszurufen und dergleichen höhere oder niedere Dienste, je nach der Stufe, die er etwa einnahm, zu versehen. Darum begleitete wohl Suchenwirt den Herzog Albrecht auf seiner Ritterfahrt nach Preußen, die er als Augenzeuge so schön beschreibt. S. XIV: Kein Wunder also, wenn Suchenwirt mit dem gesammten Adel und durch ihn mit den größeren Ereignissen der Zeit in vertrauter Bekanntschaft stand. Wie hätte er seine Heldengeschichten mit der Ausführlichkeit, mit der genauen Angabe der Orte, auch entfernter Länder, und meist auch in richtiger Zeitfolge verfassen können, hätten ihn nicht Angaben der Edlen selbst und ihrer Freunde dabei geleitet? Es giebt beinahe kein Land von der Straße von Gibraltar bis Babylon, welches nicht mehr oder minder Antheil an den Geschichten hätte, die Suchenwirt von seinen weitgereisten und viel erfahrenen Helden erzählt.

So weit Primisser. Wir sehen, eine ganz andere Muse, als die der Heldensage, hat angefangen die Erde zu umkreisen, die Thaten und Schicksale der Männer zu beschreiben.

Auf ähnliche Weise, wie Suchenwirt, beschreibt schon ein andrer Wappenkundiger, der sich Hirzelin nennt, als Augenzeuge den Krieg zwischen Albrecht I und Adolph von Nassau im Jahr 1298; sein Gedicht ist gedruckt in Rauchs Script. rer. austriac. B. II und neuerlich aus einer ältern und bessern Handschrift in Graffs Diut. III, 314 ff.

So sehr es in historischer und antiquarischer Hinsicht von Interesse sein möchte, diese Gedichte Suchenwirts näher zu betrachten, so müssen wir uns doch hier abwenden, indem uns noch ein weites Feld der Poesie, als solcher, zu durchlaufen ist.

Ebendarum kann ich auch schließlich die Reimchroniken nur kurz berühren. Sie fangen um die Mitte des 12ten Jahrhunderts an und gehen, zum Theil unter sich zusammenhängend, durch das ganze Mittelalter hindurch. Auch in ihnen hat früher die Sage viel bedeutendere Rechte, als im Verfolge der Zeit.

Über ihre Litteratur beziehe ich mich auf die in der Einleitung angeführten litterarischen Hülfswerke. In Mones Quellen und Forschungen B. I, S. 214 steht ein Beitrag zur Litteratur der Reimchroniken, worin die dem Verfasser bekannten hoch- und niederdeutschen Reimchroniken aufgezählt sind.

Als die bedeutendsten nenne ich jedoch:

1. Die sogenannte Kaiserchronik, aus der Mitte des 12ten Jahrhunderts; sie geht von Julius Cäsar bis auf Konrad III 1140. Sie ist noch besonders reich an sagenhaften Überlieferungen oder scheint vielmehr großentheils aus solchen zu bestehen. Gedruckt aus ihr ist nur einzelnes; eine vollständige Ausgabe mit Untersuchungen über die Sagen und über die Zusammenhänge dieser sämmtlichen deutschen Chroniken wird schon längst von Maßmann vorbereitet.[1]

2. Die Weltchronik, welche Rudolf von Ems im zweiten Viertel des 13ten Jahrhunderts, hauptsächlich nach dem lateinischen Werke Gotfrieds von Viterbo, unternommen, aber, durch den Tod unterbrochen, nur bis auf den Tod des Königs Salomo gebracht hat, von wo an sie im 14ten Jahrhundert durch Heinrich von München fortgeführt worden ist. Sie kommt uns hauptsächlich in Beziehung auf Rudolfs dichterisches Verdienst in Betracht, wovon jedoch an andrer Stelle zu sprechen ist. Auch sie ist nur theilweise gedruckt.

3. Ottokars von Horneck österreichisch-steirische Reimchronik von 1250—1309, geschrieben um 1295 bis 1309. Gedruckt in Pez Script. rer. austr. B. III. Sie giebt ein lebendiges Bild der Zeit und verschmäht, während sie als historische Quelle betrachtet werden darf, doch auch die Sage nicht gänzlich.

Inhalt und Geist dieses Werkes, welches gegen 83000 Reimzeilen enthält, ist zu einer guten Übersicht gebracht in der Schrift von Th. Schacht: Aus und über Ottokars von Horneck Reimchronik oder Denkwürdigkeiten seiner Zeit zur Geschichte, Litteratur und Anschauung des öffentlichen Lebens der Deutschen im 13ten Jahrhundert. Mainz 1821.

Was Ottokar von Horneck vom Tode Kaiser Rudolfs erzählt, möge uns diese Reihe der Geschichtsagen schließen. Es steht bei Schacht S. 232.

Mit Rudolf von Habsburg zieht die deutsche Kaisersage, ihr Grab suchend, noch einmal durch das Land und legt sich in der alten Kaisergruft zu Speier nieder. Fortan erscheint sie nur selten mehr unter den Lebenden.

[1] [Ist erschienen Quedlinburg 1849 bis 54. 3 Bände. K.]

Uhlands Schriften

zur

Geschichte der Dichtung und Sage.

Zweiter Band.

Stuttgart.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

1866.

Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Vorwort des Herausgebers.

Der erste Theil dieses Bandes bringt den Schluß der Vorlesung, welche Uhland im Sommer 1830 über „Geschichte der deutschen Poesie im Mittelalter" gehalten hat.

Was hier zur Veröffentlichung kommt, ist das eigens für den Vortrag vom Verfasser geschriebene Heft, in welches jedoch einzelne Abschnitte aus dem früheren Foliomanuscripte aufgenommen worden sind. Die letzteren betreffen Heinrich von Veldeke, Hartmann von Aue und die Sage vom Gral.

Die „Geschichte der deutschen Dichtkunst im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert" beruht dagegen lediglich und gleichmäßig auf den eigenhändigen Heften, welche Uhland für die im Sommerhalbjahre 1831 gehaltene Vorlesung ausgearbeitet hat. Einzelnes hat der Verfasser übrigens in späterer Zeit noch nachgetragen.

Mein Verfahren bei der Herausgabe entspricht demjenigen, welches beim ersten Bande beobachtet worden ist. Bemerkungen und Zusätze, welche von mir herrühren, sind durch eckige Klammern und den Anfangsbuchstaben meines Namens kenntlich gemacht; ebenso ist, was Keller und Pfeiffer beigetragen haben, bezeichnet.

In der „Geschichte der deutschen Dichtkunst im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert" vom Texte selbst etwas auszuscheiden, hab' ich kaum eine Veranlassung gefunden. Zu meinem lebhaften Bedauern musten dagegen die allenthalben ausgehobenen Proben aus den besprochenen Dichtungen mit Rücksicht auf den Umfang des Bandes meistens beiseite gelegt werden; was Uhland ausgewählt,

was er der Mittheilung für werth erachtet, bleibt indessen auch so fortwährend ersichtlich.

Die Vorzüge, welche die Behandlung dieses litterargeschichtlichen Zeitraumes auszeichnen, wird niemand verkennen, ich meine insbesondere den scharfen Blick, mit welchem Uhland überall auch in der ungewandtesten Darstellung das wirklich Poetische nachweist, die warme Hingebung, mit welcher er alles wahrhaft Volksmäßige aufsucht. Und daß an Äußerungen des Volksgeistes gerade diese Periode so reich ist, mag dieselbe, wenn sie auch keine Fülle dichterischer Schöpfungen hochbegabter feinerer Geister aufweisen kann, für Uhland besonders anziehend gemacht haben.

Tübingen, 24 Februar 1866.

Wilhelm Ludwig Holland.

Geschichte

der

altdeutschen Poesie.

Vorlesungen, an der Universität Tübingen gehalten in den Jahren 1830 und 1831.

Zweiter Theil.

Inhalt.

Seite

Zweiter Hauptabschnitt.

Heiligensagen und Rittergedichte.

Von den beiden Elementen des Lebens und der Poesie der Deutschen im Mittelalter, dem germanischheidnischen und dem romanischchristlichen, hat uns bisher vorzugsweise das erstere beschäftigt. Wir treten nun in diesem zweiten Hauptabschnitte auf die Seite des andern. Nicht als fänden wir in irgend einer der organischen Bildungen, nach welchen unsre Darstellung sich eintheilt, das eine oder das andre dieser Elemente rein ausgeschieden, in ihrer Verbindung beruht ja eben das Charakteristische des Mittelalters; es handelt sich nur davon, welches von beiden vorwiege, oder inwiefern die Verschmelzung wirklich vollbracht sei. Die deutsche Heldensage ist uns aus einem seit vielen Jahrhunderten bekehrten Volke, aus den Händen christlicher Bearbeiter zugekommen, sie konnte darum auch, wie wir gesehen haben, die Spur dieses Durchgangs nicht verläugnen; aber wir haben doch, vorzüglich mittelst der Denkmäler altnordischer Poesie, ihren heidnischen Ursprung erkannt und sie hat sich, diesem gemäß, fortdauernd ihr eigenthümlich germanisches Wesen erhalten. Die Dichtungen, zu denen wir jetzt übergehen, werden sich uns vorzugsweise als christlichromanische Pflanzungen erweisen, aber dennoch zugleich als solche, die auf deutschem Boden angelegt und gepflegt worden sind.

In der Betrachtung der Heldensage konnten wir von umfassendern Überblicken ausgehen. Der epische Cyklus, das frühere Lebensalter, dessen Erzeugnis und Ausdruck er ist, lag abgerundet und abgeschlossen vor uns und erst von diesem vollendeten Ganzen stiegen wir einerseits

zu den unterscheidbaren Bestandtheilen, aus denen es zusammengesetzt ist, hinauf, anderseits in die Zersplitterungen und Vereinzlungen hinab, in welchen sich die alte Sagendichtung aufgelöst hat. Dagegen im Gebiete dieses zweiten Hauptabschnitts sehen wir eine neue poetische Zeit erst allmählich sich heranbilden; ihre Anfänge schon fallen in die Periode unsrer geschichtlichen Darstellung und wir schreiten von ihnen aus zu den größern Entwicklungen vor; wir beginnen hier mit dem Einzelnen und schließen mit den volleren Dichtungskreisen.

Indem wir das Christenthum begleiten, wie es unter die deutschen Völker eingehend überall auch dichterischen Samen ausstreut, so wird sich uns, nach den Hauptzügen, folgender Stufengang ergeben: zuerst poetische Bearbeitungen der heiligen Schrift, dann auch der Apokryphen des neuen Testaments und über diese hinaus eine stets weiter verbreitete und vervielfachte Legendendichtung. Neben dieser kirchlichen und mönchischen Richtung erhebt sich aber bald auch eine andre, heroische und ritterliche. In dieser, welche von romanischer Seite sich den Deutschen mittheilt, tritt zunächst germanisches Heldenthum in christlicher Weise hervor, im karolingischen Epos, und bildet sich dann immer mehr eine verfeinerte Ritterlichkeit heran, in den Gedichten von Artus und der Tafelrunde. Endlich verbinden sich beide Richtungen zu einem geistlichen Ritterthum oder einer ritterlichen Priesterschaft in dem Fabelkreise vom heiligen Gral. In diesem aber nimmt zugleich das Ganze seinen rechten Durchbruch dahin, daß die auf religiöse Gegenstände abergläubisch angewandte Dichtung, den Anspruch auf reelle Geltung aufgebend, in einer reinpoetischen und phantastischen Entfaltung ausblüht.

1. Poetische Bearbeitungen der heiligen Schrift.

Die deutschen Schriftdenkmäler bis zum Ende des 11ten Jahrhunderts, also der ganzen Sprachperiode des Althochdeutschen und Altniederdeutschen, sind, mit wenigen Ausnahmen, geistlichen Inhalts.[1]

[1] Verzeichnet in J. Grimms d. Gramm. Thl. 1. (1ste Ausg.) Göttingen 1819. Koberstein §. 23—29. [R. v. Raumer, die Einwirkung des Christenthums auf die althochdeutsche Sprache. Stuttgart 1845. K.]

Darunter sind wieder die bedeutendsten: Übersetzungen und Bearbeitungen biblischer Bücher, in Prosa und Versen.

Den christlich gewordenen Völkern in ihrer Landessprache den Inhalt der heiligen Urkunden selbst zu erschließen, war schon frühzeitig von frommen und unterrichteten Männern der verschiedenen deutschen Sprachstämme als Bedürfnis erkannt. Sie suchten demselben in Werken abzuhelfen, welche theils ganz, theils in bedeutenden Bruchstücken auf uns gekommen sind. Die wichtigsten sind, nach den Sprachstämmen, folgende:

Gothisch: die prosaische Bibelübersetzung des Ulfilas, Bischofs der Gothen in Mösien, [1] aus dem 4ten Jahrhundert, zwischen 360—380.

Angelsächsisch: eine Paraphrase (die sogenannte cädmonische) des alten Testaments (herausgegeben von Fr. Junius, Amsterdam 1655. 4.) in etwa 5000 allitterirenden Langzeilen, muthmaßlich im 8ten oder 9ten Jahrhundert abgefaßt. [2]

Altniederdeutsch: die altsächsische Evangelienharmonie in allitterirenden Zeilen. Die Zeit der Abfassung giebt Grimm a. a. O. S. LXV so an: „vielleicht noch aus dem Schluß des achten, lieber aus der ersten Hälfte des neunten Jahrhunderts." Bisher waren nur Bruchstücke davon gedruckt; namentlich das in Docens Miscellan. zur Geschichte der teutschen Litteratur II, 7—27. Ganz neuerlich aber ist ein vollständiger Abdruck erschienen: Heliand oder die altsächsische Evangelienharmonie.

[1] Grimm a. a. O. S. XLIV—VI. Koberstein §. 12. Ulfilas gothische Bibelübersetzung nach Ihres Text mit lateinischer Übersetzung zwischen den Zeilen, sammt Sprachlehre und Glossar von Fulda, herausgegeben von Zahn. Weißenfels 1805. 4. Ulphilæ partium ineditarum in Ambrosianis palimpsestis ab Angelo Majo repertarum specimen, conjunctis curis ejusdem Maji et Caroli Octavii Castillionæi editum. Mediolani 1819. S. Göttingische gelehrte Anzeigen 1820, St. 40. 41., S. 393 ff. von Grimm. Ulphilæ gothica versio epistolæ divi Pauli ad Corinthios secundæ, quam ex Ambrosianæ bibliothecæ palimpsestis deprompt̄am cum interpretatione, adnotationibus, glossario edidit C. O. Castillionæus. Mediol. 1829. Angezeigt von J. Grimm, Jahrbücher der Litteratur B. 46, 1829, S. 184 ff.; von Graff in den Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik 1830, Nr. 1. [Neuere Ausgaben von H. C. v. Gabelentz und Löbe 1843, Gaugengigl 1848, Uppström 1854, Maßmann 1857, Stamm 1858. K.]

[2] [Ausgabe von Grein in seiner Bibliothek der angelsächsischen Poesie I, 1 ff. 1857. K.]

Herausgegeben von A. Schmeller. München u. s. w. 1830. 4. Schon Klopstock hatte die Herausgabe dieses Werkes beabsichtigt.

Die lateinische Vorrede besagt, daß Ludwig der fromme einem berühmten sächsischen Dichter die Arbeit aufgetragen. Sie steht in Eckharts Francia orientalis II, 324 f. und a. a. O. [Schmeller, II. S. XIII] abgedruckt und lautet so:

„Cum plurimas reipublicæ utilitates Ludovicus piissimus Augustus summo atque præclaro ingenio prudenter statuere atque ordinare contendat: maxime tamen quod ad sacrosanctam religionem æternamque animarum salubritatem attinet, studiosus ac devotus esse comprobatur. Hoc quotidie sollicite tractans, ut populum sibi a deo subjectum sapienter instruendo ad potiora atque excellentiora semper accendat, et nociva quæque atque superstitiosa comprimendo compescat. In talibus ergo studiis suus jugiter benevolus versatur animus, talibus delectamentis pascitur, ut meliora semper augendo multiplicet et deteriora vetando extinguat. Verum sicut in aliis innumerabilibus infirmioribusque rebus ejus comprobari potest affectus, ita quoque in hoc magno opusculo sua non mediocriter commendatur benevolentia. Nam cum divinorum librorum solummodo literati atque eruditi prius notitiam haberent, ejus studio atque imperii tempore, sed dei omnipotentia atque inchoantia mirabiliter actum est nuper, ut cunctus populus suæ ditioni subditus, theudisca loquens lingua, ejusdem divinæ lectionis nihilominus notionem acceperit. Præcepit namque cuidam viro de gente Saxonum, qui apud suos non ignobilis vates habebatur, ut vetus et novum testamentum in Germanicam linguam poetice transferre studeret, quatenus non solum literatis, verum etiam illiteratis, sacra divinorum præceptorum lectio panderetur. Qui jussis imperialibus libenter obtemperans, nimirum eo facilius, quo desuper admonitus est prius, ad tam difficile tamque arduum se statim contulit opus: potius tamen confidens de adjutorio obtemperantiæ, quam de suæ ingenio parvitatis. Igitur a mundi creatione initium capiens, juxta historiæ veritatem quæque excellentiora summatim decerpens et interdum quædam, ubi commodum duxit, mystico sensu depingens, ad finem totius veteris ac novi testamenti, interpretando more poetico, satis faceta eloquentia perduxit. Quod opus tam lucide tamque eleganter juxta idioma illius linguæ composuit, ut audientibus ac intelligentibus non minimam sui decoris dulcedinem præstet. Juxta morem vero illius poematis omne opus per vitteas (Ist vittea das angelsächsische fittë (cantilena), Grimm, Gr. I, 254, englisch fit (Percy, II, am Ende des Glossars)?) distinxit, quas nos lectiones vel sententias possumus appellare."

Die Brüder Grimm, die beiden ältesten deutschen Gedichte S. 35 bemerken: „Es wäre vielleicht die Anwendung der Sage von Ludwig dem frommen auf sie (die altsächsische Evangelienharmonie) in Zweifel zu ziehen." In der Einleitung zur Grammatik ist dieser Zweifel aufgegeben. Ludwig der fromme, nach dessen jussis imperialibus das Werk ausgearbeitet wurde (welches nach dieser Vorrede sich auch über das alte Testament erstreckt hat), geb. 778, wurde 813 im August von seinem Vater, der 814, 28 Januar starb, zum Mitkaiser angenommen; er starb 840. Hiernach wäre die Evangelienharmonie wirklich in der ersten Hälfte des 9ten Jahrhunderts gefertigt (vgl. Pertzs Monumenta. T. II. S. 519 oben. Über Bernlef sieh ebendaselbst S. 412).

Noch kann hier angeführt werden: Niederdeutsche Psalmen aus der Karolinger Zeit zum erstenmal herausgegeben durch F. H. v. d. Hagen. Breslau 1816. 4. (Koberstein §. 23. Nr. 7.) Vgl. Göttingische gel. Anzeigen 1819. S. 925—27: „Die Übersetzung war nur bestimmt, als Hülfsmittel des Lateinischen zu dienen, folgt daher diesem Wort für Wort, so daß die Wörter zwar deutsch sind, die Wortstellung aber undeutsch. Sie kann also bloß zur Kenntnis der Wurzeln und Endungen, nicht zu der des Sprachgebrauchs nützen."

Althochdeutsch: Otfrieds poetische Bearbeitung der Evangelien, in Reimzeilen. um 870, das Hauptwerk der althochdeutschen Sprache, wie die altsächsische Evangelienharmonie das der altniederdeutschen; gedruckt in Schilters Thesaurus antiqu. teuton. T. I. Eine neue kritische Ausgabe wird gegenwärtig von Graff [1] veranstaltet.

Otfried war Benedictinermönch im elsäßischen Kloster Weißenburg, von Geburt muthmaßlich aus Schwaben (Grimm, a. a. O. LVII). Seinem Werke sind Zuschriften in deutschen Reimen an Ludwig den Deutschen, König des fränkischen Ostreichs, und an den Bischof Salomo von Constanz, sowie eine lateinische in Prosa an Liutbert, Erzbischof zu Mainz, vorangeschickt. Über Anlaß und Zweck des Werks äußert er sich in der letztern.

Auch B. V, 25, 14 spricht Otfried von Freunden, die ihn gebeten. Im Eingange des Werkes selbst, B. I, C. 1, hebt er wiederholt hervor, warum die Franken, dieses edle, vielfach gesegnete Volk, nicht auch

[1] [Erschienen 1831, eine neuere von Kelle 1856. K.]

dessen theilhaftig sein sollen, daß in ihrer Zunge das Lob Christi gesungen werde, der sie zu seinem Glauben berufen, eine Stelle, die wir schon bei andrem Anlaß angeführt.

Vor Otfried fällt eine prosaische Übersetzung von Tatians Evangelienharmonie, von unbekanntem Verfasser, „wohl aus der ersten Hälfte des 9ten Jahrhunderts.“ Grimm, a. a. O. LV. Auf ihn folgen: eine gereimte Psalmenübersetzung, „vielleicht noch aus dem Schluß des 9ten Jahrhunderts“, ebendaselbst, und die prosaische von Notker, vom Schlusse des 10ten Jahrhunderts (Schilter, Thes. B. I [1]); sodann Willerams Paraphrase des hohen Lieds, aus der zweiten Hälfte des 11ten Jahrhunderts, gleichfalls in Prosa geschrieben (Schilter, Thes. B. I); hievon befindet sich eine Pergamenthandschrift auf der öffentlichen Bibliothek zu Stuttgart, von welcher F. Weckherlin, Beiträge zur Geschichte altteutscher Sprache und Dichtkunst. Stuttgart 1811, Nachricht giebt, nebst den Varianten zum Schilterischen Abdrucke; er setzt dieselbe, S. 40, in die zweite Hälfte des 12ten Jahrhunderts.

Vor das 12te Jahrhundert ist eine gereimte Bearbeitung des ersten Buchs Mosis und eines Theils des zweiten zu setzen, wovon kürzlich Graff in der Diutisca, B. III, H. I. 1829. S. 40 ff.) ein großes Stück hat abdrucken lassen. [2] Er bezeichnet es: „aus dem 12ten Jahrhundert“ (aus diesem ist der Codex, vgl. S. 22), fügt aber bei: „Vieles deutet auf ein höheres Alter des Gedichts, als die Schrift vermuthen läßt.“ Das Stück beginnt, wie die angelsächsische Paraphrase, mit dem Fall eines Theils der Engel (Apokal. 12, 7 ff.), welche durch eine neue Schöpfung, die des Menschen, ersetzt werden sollen.

Im 13ten Jahrhundert eröffnet Rudolf von Ems seine poetische Weltchronik mit Erzählung der alttestamentlichen Geschichten, aber nicht mehr unmittelbar nach der Bibel, d. h. der Vulgata, sondern nach Gottfried von Viterbo (dessen Pantheon bis 1186) und der Historia scholastica (des Petrus Comestor, um die Mitte des 12ten Jahrhunderts), welche Quellen er selbst angiebt (Doc. Misc. II. 42 und 46), s. Grundriß S. 248.

Verdeutschungen wenigstens einzelner Theile der Bibel sind wohl auch das ganze Mittelalter hindurch da und dort versucht worden.

[1] [Hattemers Denkmale des Mittelalters B. 2 und 3. 1844 ff. K.]

[2] [Ausgaben, nach verschiedenen Recensionen, von Maßmann 1837, Hoffmann v. F. in den Fundgr. 2, 9 ff., Diemer 1849 und 1862. K.]

Von den poetischen Übertragungen des Hohenliedes wird bei der lyrischen Poesie die Rede sein.

Was nun über jene ältesten Bearbeitungen heiliger Schriften in Beziehung auf die Geschichte der Poesie zu sagen ist, fasse ich in folgende Bemerkungen zusammen:

1. Der poetische Werth dieser frommen Denkmäler kommt auf keine Weise demjenigen bei, welcher ihnen als Hauptquellen für die Kenntnis der ältesten deutschen Sprachstämme beizulegen ist. Sie ersetzen uns durchaus nicht den Verlust der gleichzeitig vorhanden gewesenen Volksgesänge. Aber abgesehen von dem Poetischen, was schon in der Lebensfrische und Anschaulichkeit der ältesten Sprachbildungen selbst liegt, sind uns die in Versen geschriebenen Werke für die Geschichte der dichterischen Formen von großer Bedeutung. Von dieser Seite haben wir die wichtigsten derselben schon im vorigen Abschnitt betrachtet; wir haben in der altsächsischen Evangelienharmonie das, unter den wenigen, reichhaltigste Überbleibsel deutscher Allitteration, in Otfrieds Evangelien das erste, wenigstens das erste bedeutende Denkmal deutscher Reimpoesie kennen gelernt und so in diesen nur durch ein Menschenalter getrennten Schriftwerken die Grenzsteine der beiden Hauptformen, des germanischen Stabreims und des romanischen Endreims, erkannt. Auch das angeführte Bruchstück der mosaischen Bücher, muthmaßlich aus dem 11ten Jahrhundert, ist merkwürdig, indem es uns den Zustand der deutschen Reimkunst in einer an poetischen Urkunden sehr armen Periode andeutet.

2. Als eine getreue Übertragung, eine Bibelübersetzung im evangelischen Sinn, kann nur die älteste, die gothische des Ulfilas, bezeichnet werden. Auch die prosaische Übersetzung von Tatians Evangelienharmonie enthält sich eigener Zuthat. Dagegen sind die übrigen, versificierten Bearbeitungen mehr oder weniger umschreibend, lassen manches Apokryphische einfließen, verbreiten sich auf allegorisierende Erklärungen und Nutzanwendungen, machen überhaupt Ansichten und Behandlungsweise ihrer Zeit geltend. Von dem Verfasser der altsächsischen Evangelienharmonie heißt es in der schon angeführten Vorrede:

„Igitur a mundi creatione initium capiens, juxta historiæ veritatem quæque excellentiora summatim decerpens et interdum quædam, ubi commodum duxit, mystico sensu depingens, ad finem totius veteris ac

novi testamenti, interpretando more poetico, satis faceta eloquentia perduxit.“

Ebenso Otfried in der Zuschrift an Liutbert:

„interdum spiritualia moraliaque verba permiscens“ u. s. w.

Diese sogenannt mystischen Abschweifungen sind ihrer Richtung nach keineswegs poetisch und auch in der Ausführung großentheils trocken. Aber die Freiheit der ganzen Behandlung giebt dem Bearbeiter Anlaß und Raum, die bewegteren Stimmungen seines Innern und die Anschauungen aus dem eigenen Leben zum Ausdruck zu bringen, wobei er durch die Hebung des Stils, welche überhaupt schon mit dem Rhythmus verbunden ist, getragen wird. Otfried insbesondre hat über seine Arbeit den Hauch eines innigen Gemüths verbreitet, das seine Sehnsucht nach dem Höheren empfindungsvoll ausspricht, er vergleicht diese mit dem schmerzlichen Heimweh eines Verwaisten in der Fremde (B. I, C. 18, V. 73—84). Daß es ihm nicht an dichterischer Fähigkeit fehle, zeigt schon was wir aus seiner Einleitung ausgehoben, das Lob der Franken und die bildliche Auffassung der Verskunst; schön und lebendig ist, unter andern Vergleichungen, die Stelle, worin er den Herrn bittet, ihn so gelind zu bestrafen, wie eine Mutter, welche die Hand, womit sie eben ihr Kind geschlagen, schirmend vorhält, wenn Jemand dasselbe zu beschädigen droht (B. III, C. 1, V. 61 ff.). Auch aus der Übersetzung der mosaischen Bücher, 11tes Jahrhundert, möge eine treffende Vergleichung hier angeführt werden (Diutisca III, 53):

Afer ist iz umbe die riuwe,
saman ein gezartez tuoch wider zesamine siuwe.
Daz tuoch stûnte michel baz,
unzez ganz was.
Swie wol ez werde gebûzet,
den siut man da chiuset.

Im Einzelnen ist wohl auch mancher Anklang aus der frischeren Volkspoesie in diese gelehrteren Werke übergegangen. Grimm hat a. a. O. S. LVIII nachgewiesen, daß schon bei Otfried Wendungen des späteren Minnesangs vorkommen, wovon ich bei diesem sprechen werde. Die Stellen Mos. 25, 27: „Und da nun die Knaben groß wurden, ward Esau ein Jäger u. s. w.“ und C. 27, 5: „Und Esau gieng hin aufs Feld, daß er ein Wildpret jagte und heimbrächte“ sind in der angeführten Übersetzung so gegeben (Diutisca III, 71):

Esau vůr ze holze
  mit pogen joch mit polze;
Mit netzen joch mit hunten
  vieng er hirze unde hinten.
Er chund ouch fahen
  reher dei vehen.
Mit druhen joch mit stricche
  besueich er die hasen vil dicche.
Er vie mit deme spiezze
  die ebere razzen.[1]

Man glaubt hier die Laute eines alten Jagdliedes zu vernehmen, dergleichen einige Bruchstücke, vom Ende des 10ten Jahrhunderts, auf uns gekommen sind.

3. War es auch bei diesen geistlichen Werken mehr um die Erbauung, als um die Poesie zu thun, so hatte man doch die entschiedene Absicht, durch Anwendung der poetischen Formen auf biblische Gegenstände den weltlichen Gesang zu verdrängen und zu ersetzen, die Poesie der bekehrten Völker gleichfalls christlich zu machen. Bei den Angelsachsen finden wir dieses in einer legendenhaften Überlieferung ausgedrückt. Beda (geb. 673, gest. 731) erzählt in seiner Historia ecclesiast. Anglor. lib. IV, c. 24, Cädmon, ein Kuhhirte, sei bis in sein vorgerücktes Alter so unkundig des Versemachens gewesen, daß, wenn er zuweilen einem Feste angewohnt, wo die Gäste der Reihe nach Lieder sangen, er, sobald er das Saitenspiel (citharam) sich ihm nähern sah, vom Mahle aufgestanden und sich nach Hause begeben. Als nun dieses wieder einmal geschehen, sei im Traume der folgenden Nacht ein Unbekannter zu ihm getreten, der ihn aufgefordert, etwas zu singen. Er schützte seine Unfähigkeit vor, wegen der er sich auch vom Gastmahle zurückgezogen. „Du hast das Vermögen zu singen“, erwiderte der Fremde. „Was denn“, fragte Cädmon, „willst du, daß ich singe?“ „Die Schöpfung“, antwortete Jener, und Cädmon fand sich alsbald befähigt, ein kurzes Lied zum Preise des Schöpfers anzustimmen, das er auch beim Erwachen vollständig im Gedächtnis behielt. Die Obern des Klosters, in dessen Dienste Cädmon gestanden zu sein scheint, erhielten hievon Kunde und nach einigen weitern Proben seiner Geschicklichkeit veranlaßten sie

[1] Wernhers Maria 187: der ræzze wolf.

ihn, ihre Ordenstracht zu nehmen und sich gänzlich der Abfassung religiöser Poesie zu widmen. Nachdem er von seinen Brüdern in den Geschichten der heiligen Schriften und den Lehren des Christenthums unterrichtet worden, brachte er das Ganze ihres wichtigsten Inhalts in Verse. Beda beschreibt das Verfahren hiebei auf folgende sonderbare Weise:

„At ipse cuncta, quæ audiendo discere poterat, rememorando secum et quasi mundum animal ruminando in carmen dulcissimum convertebat, suaviusque resonando doctores suos vicissim auditores sui faciebat.“

Auch rühmt Beda von ihm:

„Et quidem et alii post illum in gente Anglorum religiosa poemata facere tentabant, sed nullus ei æquiparari potuit. Namque ipse non ab hominibus, neque per hominem institutus, canendi artem didicit, sed divinitus adjutus gratis canendi donum accepit.“

Beda, der von Cädmon (welcher 680 gestorben sein soll, Grimm, LXVI) nur etwa um 50 Jahre abstand, giebt das Lied, welches dieser im Traume gedichtet haben soll, lateinisch übersetzt und König Alfred (871—901) in seiner angelsächsischen Übertragung von Bedas Kirchengeschichte hat dasselbe wieder angelsächsisch gegeben, vielleicht in der ursprünglichen Fassung (Conybeare, Illustrations of anglo saxon poetry. London 1826. S. 3—7).

Aus jener Schule der Nachfolger Cädmons, wenn auch nicht von ihm selbst, stammt nun die vorangeführte cädmonische Paraphrase des alten Testaments.

Aus Bedas Erzählung aber ersehen wir den bestimmten Gegensatz des weltlichen Gesanges, zu dem Cädmon sich ungeschickt fühlte, und des geistlichen, der ihm im Traume kam; wir erkennen die Absicht, eine neue, christliche Dichtkunst auf göttliche Eingebung zu begründen.

Wenn die altsächsische Bearbeitung der heiligen Schriften, laut der Vorrede, einem bei seinem Volke berühmten Dichter übertragen wurde, so zeigt sich hierin das Bestreben, mittelst der gewohnten Formen der Poesie dem neuen, christlichen Inhalte Eingang zu verschaffen.

Otfried endlich sagt in der Zuschrift an Liutbert ausdrücklich, daß sein Werk durch die Absicht veranlaßt worden, den ärgerlichen Gesang der Laien zu verdrängen. Sein Werk und die übrigen schwanken in ihrer Bestimmung zwischen Gesang und Vorlesen. Ihr großer Umfang konnte sie begreiflich nur dazu eignen, abschnittweise, nach der Art liturgischer Lectionen, vorgetragen zu werden.

4. Gleichwohl waren die Bearbeitungen der Bibel in den Landessprachen nicht ausreichend, eine neue, christliche Poesie volksmäßig zur Entwicklung zu bringen. Auf der einen Seite wurde die Wirksamkeit solcher Übertragungen von der Kirche selbst abgeschnitten; während sie immer mehrere Gegenstände religiöser Verehrung aufstellte und während apokryphische Überlieferungen allgemeine oder doch weitverbreitete Geltung gewannen, wurde, in völligem Widerspruche mit jenen Bestrebungen früherer Zeit, im Laufe des Mittelalters das Bibellesen der Laien und die dasselbe möglich machende Verbreitung der heiligen Schriften in der Volkssprache mehr und mehr ein Gegenstand kirchlicher Missbilligung und Verbote. (Das Nöthigste hierüber ist zusammengestellt in Raumers Gesch. d. Hohenst. VI, 248—50 unter Anführung von Hegelmaiers Gesch. des Bibelverbots.) Auf der andern Seite waren die Völker selbst nicht geneigt, sich auf den Kreis strengbiblischer Vorstellungen zu beschränken, es lebte in ihnen die schöpferische Phantasie, welche sich mächtig und gedrungen fühlt, große und reiche Sagenkreise zu gestalten, und so wurde, von den bemerkten Richtungen der Kirche selbst begünstigt, eine breite Bahn christlichmythischer Dichtung eröffnet.

---

2. Bearbeitungen apokryphischer Schriften.

Augusti, Denkwürdigkeiten aus der christlichen Archäologie, Bd. III, Leipzig 1820, S. 3—60: Über die Verehrung der heiligen Jungfrau Maria. (Hierauf folgt die geschichtliche Betrachtung der einzelnen Marienfeste.)

Die Verehrung der Märtyrer und Heiligen, die Gewohnheit, an ihren Gräbern zu beten, und die Sitte, das Gebet an sie zu richten und sie als Fürsprecher bei Gott in Noth und Gefahren anzurufen, begann schon in der Mitte des vierten Jahrhunderts herrschend zu werden. (Zeugnisse in Schröckhs christlicher Kirchengesch. Th. IX. S. 167 ff.) Diese Verehrung gieng zuerst zu den Aposteln, später zu den Engeln und zuletzt zu der Jungfrau Maria über (Augusti S. 28 f.). Die Marienverehrung beginnt im fünften Jahrhundert, namentlich von der Zeit an, wo der von Nestorius angefochtene und von den Kirchenversammlungen zu Ephesus (im Jahre 431) und zu Chalcedon (451) sanctionierte Ausdruck

θεοτόκος eine besondre Bedeutung und Wichtigkeit erhalten hatte (Ebd. 13). Die erstere dieser Versammlungen ward in der dortigen Marienkirche (und zwar schon der Μαρία θεοτόκος) gehalten; da dieß nun von den Geschichtschreibern als keine besondre Merkwürdigkeit angeführt wird, so ist anzunehmen, daß solche Weihungen schon früher gebräuchlich waren. Von dieser Periode an werden die Marienkirchen allgemein (Ebd. 29 f.). Damals schon fand der alexandrinische Patriarch Cyrillus, ein eifriger Verfechter der heiligen Jungfrau, der auch während der Synode zu Ephesus in der dortigen Marienkirche zum Lobe der Mutter Gottes gepredigt, für nöthig, sich und seine Glaubensgenossen, dem Nestorius gegenüber, gegen den Vorwurf einer Vergötterung der Maria und gegen den Verdacht, als ob man die Mutter dem Sohne gleichsetzen wolle, zu verwahren (Ebd. 34 f.). Von jener Zeit an war die Marienverehrung in der griechischorientalischen sowohl, als in der römischkatholischen Kirche, in stetem Wachsthum begriffen; sie steigerte sich bei den Völkern des Abendlandes während des Mittelalters zu dem Grade, daß, wenn auch nicht in kirchlicher Sanction, doch in allgemeiner Ansicht und Übung, neben der Anbetung und dem Preise der Gottesmutter nicht bloß der Dienst jedes andern Heiligen ein untergeordneter war, sondern sogar die Verehrung des Erlösers selbst und der übrigen Personen der Gottheit merklich in den Schatten trat. Zur Rechten ihres göttlichen Sohnes thronend, ist sie die Königin der Himmel und der himmlischen Heerschaaren.

Was die kanonischen Schriften des neuen Testaments von den Lebensumständen Mariens enthalten, war den mit so eifriger Andacht auf sie gerichteten Gemüthern nicht genügend. Die Evangelien melden nichts von ihrer Geburt, von ihrem Leben vor der Verkündigung, von ihrem Schicksale nach dem Tod ihres Sohnes und von ihrem Ende. Auch über die Begegnisse der heiligen Familie auf der Flucht nach Ägypten, über die ganze Kindheit Jesu, bis er in seinem zwölften Jahre im Tempel lehrend erscheint, war aus den Büchern der Schrift nichts zu entnehmen.

Tradition und Dichtung füllten diese leeren Räume. Überlieferungen, wie sie schon frühe bei den Kirchenlehrern sich finden, wurden gesammelt und erweitert, Andeutungen der Schrift selbst entwickelt und ausgemalt, Bekanntes analog auf andre Personen und Fälle angewendet, die Wunder vervielfältigt, und auf diese Art eine Reihe apokryphischer

Werke gebildet, welche, die Namen von Aposteln an der Stirne tragend, sich für weitere Evangelien ausgaben.

Hier kommen uns folgende in Betracht:

1. Evangelium de nativitate Mariæ, dem Matthäus zugeschrieben und angeblich von Hieronymus (Ende des vierten Jahrhunderts) aus dem Hebräischen ins Lateinische übertragen. Es beginnt mit den Eltern der Maria und geht bis zur Geburt des Heilands.

Gedruckt in J. A. Fabricii Codex apocryphus novi testamenti. T. I. Hamburg 1703, S. 19—38. C. Chr. L. Schmid, Corpus omnium apocryphorum extra biblia. P. I. 8. Hadamar. J. C. Thilo, Codex apocryphus novi testamenti etc. Tom. I. Leipzig 1832 (Göttingische gel. Anz. 1833, Dec. St. 197—199).

2. Protevangelium Jacobi, griechisch, umfaßt, außer dem Zeitraum des vorigen, die Geburt Christi, die Flucht der Elisabeth mit dem kleinen Johannes vor dem bethlehemitischen Kindermord und den Tod des Zacharias. Der vorgebliche Verfasser sagt am Schlusse (c. 25): Ego autem Jacobus, qui et historiam scripsi, tumultu facto in Jerusalem, quem quidem suscitavit Herodes, subduxi me in desertum (Apostelgesch. 12, 1. 2. Es ist Herodes Agrippa, Enkel des Herodes magnus, gemeint). Gedruckt gleichfalls bei Fabricius T. I. S. 66—126.

3. Evangelium infantiæ Christi, unter dem Namen des Apostels Thomas (c. 1: Ἀναγκαῖον ἡγησάμην ἐγὼ Θωμᾶς ὁ Ἰσραηλίτης u. s. w.), ein Bruchstück von sieben Capiteln in griechischer Sprache, Wundergeschichten aus der Knabenzeit Jesu (nichts von der Flucht nach Ägypten), gedruckt bei Fabricius T. I, S. 159—167. Ebendaselbst, S. 168—211, ein anderes Evangel. infantiæ, von Henric. Sikius aus dem Arabischen lateinisch übersetzt, viel reichhaltiger, als das griechische Fragment, besonders auch die Ereignisse auf der Flucht nach Ägypten begreifend und auch in dem, was beiden gemeinsam ist, oft in der Erzählung abweichend.

4. Über den Tod Mariens sind zweierlei Apokrypha vorhanden:

a. ein griechisches, zuerst gedruckt in Aretins Beiträgen zur Gesch. u. Litter. B. V. München 1805, S. 629 ff.: Sancti Joannis, theologi et evangelistæ, in dormitionem sanctissimæ deiparæ (εἰς τὴν κοίμησιν τῆς ὑπεραγίας θεοτόκου). Ex binis biblioth. (elect.) Monacens. codic. msc. edid. et versione illustravit Fr. Xav. Berger.

b. Ein lateinisches: Melitonis episc. Sardensis liber de conventu

apostolorum ad mortem Mariæ, Mariæque resurrectione et adscensione in coelum, in Biblioth. max. patr. ed. Lugd. Tom. II, P. II, S. 212—216.

Diese unechten Evangelien giengen vom griechischen Orient in das Abendland über, wo sie sich in Latein und aus diesem in den Landessprachen verbreiteten. Von der Kirche wurden sie zwar nicht anerkannt, vielmehr ausdrücklich für apokryphisch erklärt. Das Decret des Pabstes Gelasius vom Jahr 493 (Decreti P. I. Distinct. XV. can. 3. Corp. jur. can. Pithoe, 14 fg.) bezeichnet eine Reihe solcher Schriften, darunter: § 41: Liber de infantia salvatoris, apocryphus. § 42: Liber de nativitate salvatoris, et de sancta Maria, et de obstetrice salvatoris, apocryphus. § 55: Liber, qui appellatur Transitus sanctæ Mariæ, apocryphus.[1] Der kirchlichen Nichtanerkennung unerachtet entsprach aber der Inhalt dieser falschen Evangelien zu sehr den Richtungen der Zeit, um nicht von der Geistlichkeit begünstigt, vielfach bearbeitet und von den Meisten geglaubt oder doch gerne gehört zu werden.

Wir betrachten die bedeutendern poetischen Bearbeitungen in deutscher Sprache. Dabei heben wir die Hauptbilder dieses christlich-apokryphischen Sagenkreises hervor. Am Inhalt, der Geschichtserzählung, haben die Bearbeiter hier so wenig geändert oder zugethan, als es bei der Behandlung der echten Evangelien der Fall war. Die allerdings bemerkbare Verschiedenheit hinsichtlich der Stufe ihres dichterischen Sinnes zeigt sich theils in der Auswahl der behandelten Stoffe, theils und vorzüglich in der mehr oder weniger lebendigen Auffassung, Aneignung und Reproduction der lateinischen Grundlage.

1. Das älteste und in Beziehung auf die Dichtergabe des Verfassers ausgezeichnetste der hier aufzuzählenden Werke ist des Pfaffen

[1] Vgl. Fabricius T. I, 135, Note a: Viri docti testantur in mss. codicibus hoc decretum referri jam ad Damasum, jam ad Gelasium, jam ad Hormisdam papam. Ex quo colligunt primum forte autorem ejus Damasum, interpolatores multos non Gelasium modo sed et Hormisdam aliosque recentiores. — Sententiam hanc mirifice confirmat magna, quæ in exemplaribus hujus decreti occurrit, varietas u. s. w. Namentlich fehlt, nach Seite 137, Note g: in Conciliis Reg. T. X das Buch de infant. salvat. Welchem Pabste das Decret angehöre und welche einzelne Büchertitel interpoliert sein mögen, ist hier nicht wesentlich, wo es sich nur im Allgemeinen von der Verbreitung und Geltung derartiger Schriften handelt.

Wernhers Gedicht auf die Jungfrau Maria, um 1170 [1] geschrieben. Der Dichter nennt sich selbst und bezeichnet die Zeit der Abfassung; von Beidem nachher Mehreres. Das Gedicht ist aus der einzigen vollständigen Handschrift herausgegeben von Ötter, Nürnberg 1802. [2] Zwar trägt auch hier noch die Sprache und der unvollkommene Reim das Gepräge des zwölften Jahrhunderts, aber ein in Docens Misc. II, 104—8 mitgetheiltes Bruchstück dieses Gedichts (121 Verszeilen) hat hierin noch alterthümlichere und freiere Formen, so daß wir das vollständige Exemplar als eine Überarbeitung anzusehen haben. Ob diese, bei der fortschreitenden Ausbildung der Poesie in der letzten Hälfte des zwölften Jahrhunderts, vom Dichter selbst vorgenommen worden, oder ob sie von einem kritischen Schreiber der folgenden Zeit herrühre, läßt Docen unentschieden und es wird hierüber auch nicht mit Sicherheit zu bestimmen sein. Für die letztere Ansicht spricht die häufig vorkommende Erneuerung von Dichtwerken des zwölften Jahrhunderts durch spätere Überarbeiter; der erstern könnte gerade für diesen besondern Fall zu Statten kommen, daß die Formen doch nicht rein und durchgreifend in die Regel des dreizehnten Jahrhunderts umgewandelt sind und daß, wie wir sehen werden, der Verfasser sich wirklich mit der Theorie des Verses beschäftigt zu haben scheint. Hätte er aber selbst, aus Grundsätzen vorgeschrittener Verskunst, Hand an sein Werk gelegt, so würde er eben auch durchgreifender verfahren sein; auch würde er die Stelle Misc. II. 107:

Het ich ein zunge
diu als daz eisen ch(l)unge
gesmidet uzer stale
diu mir diu rede gæbe
jane mohte ich christenlicher schar
nimmer gesagen gar
wie sich die maget zierte
gegen dem himelischen wirte
der si gemaheln sold(e)
und samt ir bowen wolde
durch sin barmunge u. s. w.

[1] [1172 nach Feifalik S. XXIII. K.]

[2] [Wieder von Hoffmann in den Fundgruben 2, 147, von Feifalik, Wien 1860, Bruchstücke von Greiff, Wien 1862. K.]

schwerlich so abgeschwächt haben (Ötter S. 64):

> **Nie wart sô wol sprechender man,**
> **der ie von buochen sin gewan,**
> **daz ez tohte im einen**
> ze sprechen von der reinen
> vollekliche nâch ir werdicheit,
> an die got sînen flîz leit,
> als er si gemäheln wolte
> und bî ir bûen scholte u. s. w.

Das Gedicht theilt sich in drei Bücher (liet, S. 57: liber secundus, S. 127: daz ander liet, daz dritte S. 230), deren Inhalt am Schlusse desselben kurz zusammengefaßt wird: Mariens Ursprung, ihre Vermählung, die Geburt des Heilands. Die Quelle (der orthabe, Urheber) des Werks wird genannt: der Evangelist Matthäus, dessen Rede in hebräischer Zunge verschlossen war, bis Sanct Hieronymus, durch den Brief zweier Bischöfe, Chromatius und Heliodorus, aufgefordert, das Lied in Latein geweitert hat (S. 5 f. 58). Also das oben angeführte Evangelium Matthæi de nativitate Mariæ, dem der Name des Hieronymus, als Übersetzers, vorgesetzt ist. Auch die Correspondenz des Letztern mit den genannten zwei Bischöfen findet sich bei Fabricius T. I, S. 7—10. Die Vergleichung ergiebt, daß das deutsche Gedicht zwar dem Gange dieses apokryphischen Vorbildes folgt, dabei aber im Einzelnen abweicht, überhaupt reichhaltiger als dieses ist, namentlich auch über die in dem Evangelium de nativitate Mariæ ausführlicher behandelte Periode hinausgeht. Das Meiste, was in dieser Quelle vermißt wird, findet sich in dem zweiten der vorgenannten Apokryphen, dem Protevangelium Jacobi, obgleich in einzelnen Zügen verschieden. Einmal beruft sich Wernher auch auf den Evangelisten Lukas (S. 120). Er hat also (wenn man nicht etwa annimmt, daß ihm das Evangelium de nativitate Mariæ in größerem Umfang, als uns jetzt, vorgelegen) entweder weitere Quellen benützt, als er im Eingange angiebt, oder bereits eine Compilation aus mehreren Schriften dieser Art vor sich gehabt.

Wir versuchen es, durch nachfolgenden Auszug des deutschen Gedichts einen Begriff vom Inhalt und der Behandlung zu geben:

1. Der Dichter beginnt mit Preis und Anruf der ewigen Königin,

von der die wahre Sonne geboren ward. Er bittet die Himmlische, seine Gedanken mit geistlichem Thaue zu begießen, daß er ihr Lob und ihren Gesang mehren möge. Was Matthäus von ihr geschrieben, war in hebräischer Zunge beschlossen, bis Hieronymus es in Latein (in die senfte latîne, vgl. 7) geweitert hat. Das Wasser ward da zu Weine, die Milch verwandelte sich in Öl, die Wüste ward angebaut, als diese neue Rede verkündet ward. Zween Bischöfe sandten ihm ihren Brief, daß er die Schrift, welche schlief, mit Predigt erwecken, die süße Lehre, welche beschattet war, entdecken möge. Da ward die eingewundene Königsfahne ausgebreitet, daß die christliche Schaar sich um sie zu sammeln eile, zu geistlichem Sturm und Siege gegen den Lindwurm. Von der Finsternis sollen auch wir zu dem ewigen Licht erstehn. Hieronymus hieß der Lehrer, der sich mit diesem Buche ein Haus vor Gott (hin ze gote) gezimmert hat. Er wuste wohl zu sprechen von der Lilie und der Rose (diu den dorn niht enhât). Ihren Beistand sucht der Dichter, daß er mit deutscher Rede das Buch zuwege bringe, damit es Alle lesen mögen, die Gottes Kinder sein wollen, damit auch die Laien und die Frauen von der Mutter und dem Kind erfahren, das Löwe zugleich und Lamm ist, Leben und Tod, Thau und Blume, Einfalt und Weisheit.

Die Erzählung hebt an von Mariens frommen Eltern, Joachim und Anna. Diese leben zwanzig Jahre in kinderloser Ehe zusammen. Joachim wird, dieses Unsegens wegen, als er einst im Tempel opfern will, von dem Priester Ruben [1] ausgewiesen. Er beschließt nun, sich von seinem Weibe zu scheiden, und zieht mit seinen Heerden in die Wüste. Die verlassene Anna sitzt weinend in einem Baumgarten, da sieht sie in den Ästen eines Lorbeerbaumes ein Nest, um das Sperlinge fröhlich fliegen und ihren Jungen Speise bringen. Sie wendet sich klagend zu dem, der mit Regen und Sonne die Erde fruchtbar macht, der in Luft, Wald und Wasser Leben und Freude schafft. Bevor sie ausgesprochen, sieht sie einen Engel vor sich stehn; ihr Sinn ist von Furcht bewegt (S. 29: ir sin fuor enwedelen), wie Federn und Laub vor dem Winde. Der Engel aber grüßt sie mit der Botschaft, daß sie einer Tochter genesen werde, von welcher der kommen solle, der aller Welt

[1] Im Ev. de nativ. Mar. c. 2 heißt der Priester, pontifex, Isaschar; Ruben heißt er im Protev. Jac. c. 1. Dagegen ist bei Wernher S. 19 Annas Vater Ysachar genannt.

Vater sei. Anna dankt dem Himmel mit Gebet und Fasten; ihr ist w
einem, der, in schwerem Traum unter einem Baume liegend, seinen Fei
den nicht zu entrinnen glaubte und nun beim Erwachen alle seine Ne
verschwunden sieht. Auch Joachim in der Einöde erhält durch den Engel d
frohe Botschaft und kehrt, auf dessen Mahnung, nach Hause zurück, na
dem er dem Herrn ein Lamm geopfert. Anna harret sein vor dem Th
der Stadt, auf einer Höhe stehend, wie die Getreuen gerne thun, d
liebe Freunde auf dem Wege haben und oft an die Warte gehn (S. 4
(Leicht erkennt man in dieser apokryphischen Erzählung eine Wied
holung dessen, was das echte Evangelium des Lukas, Cap. 1, von Z
charias und Elisabeth, den Eltern des Täufers Johannes, bericht
Vgl. auch 1 Sam. 1.)

Als die Himmelrose geboren ward, die ihre Eltern Marie nannte
floß Honig und Milch aus der Erde und Heil regnete vom Himm
Nach dem dritten Jahre wird sie den Jungfrauen übergeben, die i
Tempel Gott dienen. Hier erwächst sie so in Tugend und reinem G
müthe, daß alle Gottesfürchtigen vor Freude darüber weinen.

II. Sie leuchtet wie die Sonne aus allem ihrem Geschlechte. Ih
Antlitz ist so edel (tugentlîche), ihre Augen so königlich, ihre Gebär
so rein, daß die Leute sie mit heiliger Scheue (mit vorhten) anschau
Mit Arbeit in Leinwand und Seide und mit eifrigem Gebet bringt si
die Zeit hin. Täglich kommt der Gottesengel Gabriel geflogen un
bringt ihr das Himmelbrot. Was man ihr sonst von Speise giebt, da
sendet sie den Armen in die Stadt. Weder Fasten noch Wachen ve
mag ihre Farbe zu trüben. Hoffart und weiblicher Zorn finden a
ihr keine Statt, mit Zucht ist sie umgürtet. Ihre Tugenden treib
Äste und greifen weit um sich (die begunden ouch esten und vil wît
umbe vâhen, S. 66 [1]). Kranke, die sie sehen und anrühren, geh
geheilt von dannen. Der Bischof (Oberpriester) Abiathar wirbt um
für seinen Sohn; aber sie will allein Gottes Dienerin und Braut b
an ihres Lebens Ende bleiben. Da erhebt Abiathar an einem ho
Feste die Hände gen Himmel und klagt vor allem Volke über Mari
die, gegen die Sitte der andern Jungfraun, die edelsten Fr

[1] [Nach Feifaliks Lesart: Diu reine und diu beste Begunde ir tugent
este Wîte ze breiten. K.]

verschmähe. Er mahnt an Aarons grünende Gerte, [1] durch die einst der Streit der Priester geschieden worden (4 Mos. 17). Jeder Unverehlichte bringe morgen seine Gerte; Gott möge dann erzeigen, wessen Braut Maria sein soll! Am nächsten Morgen drängen die Jungen und die Reichen, wohl gebadet und wohl gekleidet, sich mit ihren Gerten zu; Jeder hat die seinige bezeichnet. Auch die Armen folgen dem Gebote; unter ihnen ein greiser, leibesschwacher Mann, der Witwer Joseph. Er bringt eine kleine Gerte, die er von der Wurzel kurz und unscheinbar abgerissen, zum Zeichen, daß sein Gemüthe nicht nach Freuden stehe. Der Bischof betet am Altare, da kommt die Stimme Gottes: die Gerten sollen über Nacht an heiliger Stätte niedergelegt werden, von wessen Stabe dann am Morgen eine Taube sich aufschwinge, der sei Marien zum Gemahl erkoren. Reiche und Arme empfangen des andern Tags ihre Gerten zurück, aber, zur Beschämung der Hoffärtigen, geschieht kein Zeichen. Da heißt der Bischof die Menge auf dem Friedhof beten, er selbst, mit seinem priesterlichen Schmucke angethan, fleht im Tempel, brennt Myrrhen und Weihrauch, bis ein Engel erscheint und ihn die kleine Gerte suchen heißt, welche ganz übersehen und von Joseph, der sich zu gering däuchte, nicht zurückbegehrt worden. Joseph erschrickt, als der Bischof ihn anruft, doch empfängt er das Reis; lang und greis ist

[1] Beziehungsvoller ist das Wunder mit der Gerte im Ev. de nativ. Mar. c. 7: Nec mora, cunctis audientibus de oraculo et de propitiatorii loco (Num. VII, 8. 9) vox facta est secundum Esaiæ vaticinium (Es. XI, 1), requirendum esse, cui virgo illa commendari et desponsari deberet. Liquet enim Esaiam dicere: „Egredietur virga de radice Jesse, et flos de radice ejus ascendet, et requiescet super eum spiritus domini, spiritus sapientiæ et intellectus, spiritus consilii et fortitudinis, spiritus scientiæ et pietatis, et replebit eum spiritus timoris domini.“ Secundum hanc ergo prophetiam cunctos de domo et familia David nuptui habiles non conjugatas virgas suas allaturos ad altare prædixit, et cujuscunque post allationem virgula florem germinasset, et in ejus cacumine spiritus domini in specie columbæ consedisset, ipsum esse, cui virgo commendari et desponsari deberet. c. 8: Erat autem inter cæteros Joseph, homo de domo et familia David grandævus, u. s. w. Nach dem Protev. Jac. c. 9 steigt die Taube, wie bei Wernher, aus der Gerte auf: *καὶ ἰδοὺ περιστερὰ ἦλθεν ἐκ τῆς ῥάβδου, καὶ ἐπετάσθη ἐπάνω τῆς κεφαλῆς Ἰωσήφ*. Schon Epiphanius weiß, daß Joseph durch das Loos Marien aus den Tempeljungfraun erhalten (*κατὰ κλῆρον*). Fabricius I, S. 32 f. Note h.

Vater sei. Anna dar [illegible]
einem, der, in schw[illegible]
den nicht zu ent[illegible]
verschwunden [illegible] Herrn. [illegible]
frohe Botsch[illegible] [illegible]ssen sich dem Spruch[illegible]
dem er de[illegible], die an der grünen Wies[illegible]
der St[illegible] (S. 91). Die Thränen fallen ihr von [illegible]
liebe [illegible] Sie empfängt von Josephs Hand einen [illegible]
[illegible] Pfleger sein, er giebt sie in die [illegible]
[illegible] sie selbst aus ihren Gespielen wählt. [illegible]
[illegible] Stadt Capernaum, wohin er zum [illegible]
[illegible] des Tempels[2] schicken den sechs Jungfrauen [illegible]
[illegible] sie, mit ihrer Kunst zur Bekleidung der [illegible]
[illegible] S. 101) behülflich zu sein. Auch [illegible]
[illegible] Die Frauen werfen das Loos, wem der [illegible]
[illegible] soll; den rauhen Flachs fürchten Alle. Das [illegible]
[illegible] die Andern nennen sie darum, nicht ohne [illegible]
[illegible] Der Engel aber, der ihr täglich die Himmelsspeise [illegible]
[illegible] zum Ernste. Licht wie der Tag erscheint er [illegible]
[illegible] zu ihnen, ihr Spott sei eine Weissagung. [illegible]
[illegible] all diese Welt werden.

[illegible] (S. 104) die weitere vorsagende Erscheinung [illegible]
[illegible] am Brunnen im Hofe sitzt;[3] als sie noch [illegible]

[illegible] Jôsêbes gemahele. S. 92. [illegible]
[illegible] a Judaea in Galilaeam veniens despons[illegible]
[illegible]

[illegible] (S. 104) [illegible]
[illegible] hat nichts von der Erscheinung am [illegible]
[illegible] mit der Verkündigung unmittelbar [illegible]
[illegible] aquam. Et ecce vox [illegible]
[illegible] benedicta tu in mulieribus.[4] [illegible]
[illegible] ut sciret, unde [illegible]
[illegible] suam, et deposuit [illegible]
[illegible] ut operaretur. Et [illegible]
[illegible] „Ne timeas, Maria“ [illegible]
[illegible] dann die sichtbar [illegible]

— —

die wurzellosen Zweige, hier
den trocknen lateinischen
bricius, I, 8 f.):
ese gew ne Seleuco (sonst auch
ng, den er von sermone conscripsit,
eit aus den Händen am exhibuerit, et
derrvollen Ereignisses reiht der iæ non paterent.
canonicis nos
n. Zuletzt aber wendet er scheu des Her am, apostoli
en Geheimnissen; wen Gott dazu sendet, der
vermag, von ihr, die so herrlich ist, daß die Engel sie sche Be
n! er un

Mit Mariens Besuche bei Elisabeth schließt das zweite Lied. iner
erne Johannes spürt am Herzen seiner Mutter, daß die
gekommen, der eine Blume sein soll, darin der beste aller Gei
möge (und der ein blûme sîn scholte dâ aller geiste best
hete reste, S. 126. [1]). Jesaj. 11, 1 f.

III. Das dritte Lied erzählt, wie Joseph (S. 133 der vil alte prût-
gan) nach neun Monaten zurückkommt und Marien schwanger findet,
er in der Nacht durch einen Engel hierüber belehrt wird, wie die
Federn gewinnt (S. 144 Daz mære dô vedere gewan, von
frowen wolgetân wîten fuor ez ze gazzen) und wie nun Beide
das Urtheil des Wassers, das den Trinkenden, wenn er schuldig
verzehrt, sich reinigen müssen; eine Anwendung der im 4 B. Mos.
5 angeordneten jüdischen Unschuldsprobe, aqua redargutionis [2]
148 f.: jâ was diu urteil genant ein wazzer zelôtipîê). Sie
hierauf nach Bethlehem zur Schatzung. Maria hat unterwegs
Gesicht: auf der einen Seite der Straße sieht sie eine traurige
, händeringend, in eisernen Banden, auf der andern eine lichte,
reiche, in weißen Gewanden. Ein Engel, der sich in Gestalt
Jünglings zu ihnen gesellt, giebt die Deutung auf das Schicksal
ungläubigen Juden und der bekehrten Heiden. (Aus dem Protev.
c. 17, vgl. 1 Mos. 25, 23.) Sie kommen erst um Mitternacht zu
Bethlehem an; Maria, die Entbindung nahe fühlend, nimmt ihre

[1] Beifall! S. 162. K.]

[2] Protev. Jacobi c. 16: τὸ ὕδωρ τῆς ἐλέγξεως κυρίου.

Herberge in einer engen Felshöhle. Als Joseph, der nach Hülfe ausgegangen, zu dem Fels zurückkehrt, liegt Maria in einem großen Lichte, es ist der Glanz der ewigen Sonne; sie küsst das Kind, das an ihrer Brust liegt, das klein zu sehen ist und groß zu sagen; das den Tod vertreibt, dem die Erde bebt, das die Berge erschüttert, hier hat es „gehüttet“ in der engen Höhle. Rind und Esel neigen die Kniee, ihren Schöpfer zu ehren (vgl. Jesaj. 1, 3). Der Engel Schaar kommt, dem neugebornen Herrn zu dienen. Die Hirten beten an; als er, der getreue (wære) Hirte, ihnen seine Botschaft bescheert, da waren fern und nahe viel mächtige Könige und Herzoge, die in hohen Ehren schwebten, denen sandt' er nicht seinen Engel; daran ließ er klar werden, daß Niemand so arm und so gering ist, der ihm nicht willkommen wäre, stellt er nur sein Vertrauen auf den Herrn. Sieben große Zeichen geschahen bei Christi Geburt, welche geistlich gedeutet werden. (Sie finden sich weder im Evangelium de nativitate Mariæ noch im Protevangelium Jacobi.) Eines derselben ist der Stern, der die drei Könige nach Bethlehem leitet. Die Beschneidung, die Darstellung im Tempel, der Aufbruch nach Ägypten folgen in gedrängter Erzählung; der Kindermord mit lebhafter Theilnahme des Dichters S. 219.

Bald aber wird Herodes, der über Gott siegen wollte, von schrecklichem Siechthum ergriffen und stürzt sich in der Verzweiflung von einem hohen Steine. Joseph führt Marien und ihren Sohn aus Ägypten zurück: der Nachts entronnen war, fährt bei lichter Sonne wieder heim.

Der deutsche Erzähler dieser Begebenheiten hat es nicht auf ein Gedicht abgesehen. Er hebt an und hört auf, so weit seine Quelle reicht, ohne auf die Abschließung zu einem poetischen Ganzen Bedacht zu nehmen. Er ist von der evangelischen Lauterkeit dieser Quelle überzeugt. Er spricht von dem mit Recht verworfenen Lügenberichte des Jüngers Leucio,[1] dessen Rede mit dürren Zweigen stehe, da sie keine Wurzel habe. Matthäus, der Evangelist, gebe die rechten Worte, die weder Moos noch Moor trüben möge (S. 11). Darum schreibt auch Wernher diesem Buche von der Gottesmutter eine magische Heilkraft zum Besten der Wöchnerinnen zu (S. 128[2]). Aber schon die Bilder, worin er die

[1] [Feifalik S. 140. K.]

[2] Das Ev. de nativ. Mar. enthält nichts hievon, es war aber ohne Zweifel ein überlieferter Aberglaube, den der Dichter vorfand.

Wahrheit seiner Erzählung bekräftigt, dort die wurzellosen Zweige, hier die klardurchsichtige Waldquelle, verglichen mit den trocknen lateinischen Worten im Briefe des Pseudo-Hieronymus (Fabricius, I, 8 f.):

Sed factum est, ut a Manichæi discipulo nomine Seleuco (sonst auch Leucius genannt), qui etiam apostolorum gesta falso sermone conscripsit, hic liber editus non ædificationi sed destructioni materiam exhibuerit, et quod talis probaretur in synodo, cui merito aures ecclesiæ non paterent. Cessent nunc oblatrantium morsus, non istum libellum canonicis nos superaddimus scripturis, sed ad detegendam hæreseos fallaciam, apostoli atque evangelistæ scripta transferimus u. s. w.,

schon diese Vergleichung deutet an, in welchem Sinne der deutsche Bearbeiter verfahren. Die Gestalten, die ihm überliefert sind, läßt er unverrückt und unverändert stehen, aber er bekränzt sie, wie die Bilder einer einsamen Kapelle, mit den frischen Blumen seiner andächtigen Poesie.

Im Eingang des zweiten Buchs (S. 58 [Feifalik S. 32]) wird gesagt:

der priester heizet Wernher
der des liedes began.
von dem er urchunde nam,
der ist (ouch) vor Christe
ze einem êwangeliste
gesegent unt gewîhet,
niht in got verzîhet:
Mathêus ist der orthabe.

Öttér, Vorrede S. VIII, schließt aus diesen Worten, daß der Verfasser Diakonus gewesen sei: „Evangelist ist dem Epistler entgegengesetzt. Der Evangelist muste das Evangelium verlesen und erklären und dieß war das Amt der Diakonorum.“ Gesetzt auch, es könne das Wort Evangelista in dieser Bedeutung nachgewiesen werden, so ist doch in obiger Stelle zunächst von dem Evangelisten Matthäus die Rede. Nur durch die Partikel ouch wäre eine Beziehung auf den Verfasser gedenkbar. Aber in dem Sinne, in welchem Matthäus ein Evangelist war, konnte er sich nicht wohl einen solchen nennen.

Der Sinn ist vielmehr dieser: derselbe, von dem das Lied genommen ist, hat auch ein Evangelium geschrieben, ist auch zum Evangelisten geweiht.

Die Zeit der Abfassung ist am Schlusse (S. 229) bestimmt.

Auf den Pabst Hadrian IV, der am 1ten September 1159 starb, folgte Alexander III, ihm ward aber zugleich ein Gegenpabst, Victor IV

(1159—1164), gewählt, und nach diesem noch drei weitere: Paschalis III, † 1170 (1168?), Calixtus III, 1168—1178, und Innocenz III, bis 1180 (Raumers Hohenst. II, 124 f. 221. 507). In den dreizehn Jahren von der streitigen Wahl Alexanders III, 1159—1172, waren es also, wenn man diesen selbst mitrechnet, eigentlich vier Herren, die sich um den Stuhl stritten. Das Umfahren des Stuhles zu Land und Meere bezieht sich ohne Zweifel darauf, daß Alexander, wegen Abneigung der Römer gegen ihn, sich 1161 auf normannischen Fahrzeugen nach Frankreich einschiffte und erst 1165 nach Rom zurückkehrte; auf dem Hinweg hatte er einen furchtbaren Sturm und bei der Rückkehr große Gefahr von einer pisanischen Flotte zu bestehen (Ebd. 145. 197). Der siegreiche Feldzug des Kaisers Friedrich I nach Polen, welcher hier gemeint wird (ein früherer fand 1157 statt, Ebd. 59), fällt in das Jahr 1173. (Godofrid. mon. in Freher. Germ. rer. script. 244. Hahns Reichshist. III, 254. Raumer schweigt davon.) Zwischen dem dreizehnten Jahre nach Ausbruch des Schisma und der glücklichen Beendigung dieses polnischen Heerzugs wurde nun das Lied gedichtet (dô wurden diu liet elliu driu getihte(t) under diu (vgl. S. 15. 181), also im Laufe des Jahres 1173.

Anspielungen auf Zeitverhältnisse kommen noch folgende vor:

S. 62 [Feifalik S. 34] (bei Mariens jungfräulichem Leben im Tempel):

Sælig swester wâren dô
in Salomônis templô,
die wâren gehôhet,
sît sint si gar zestôret.
nû habent ez besezzen
riter gar vermezzen,
die werent ez mit chresten
vor der heidenschefte. (Auch Misc. II, 105 f.)

(1187 wurde Jerusalem von Saladin wieder erobert.)

S. 158. 159 (bei Augusts Weltherrschaft und Auflegung des Zinses):

daz gebote muose ergân
âu widerstrît und sunder wân;
daz ahten die rihtære
von Rôme, diu sô mære
dennoch was und sô hêre;
nû ist si genidert sêre.

Vermuthlich mit Bezug auf den Zustand des Schisma.

Für den Verfasser des Gedichts, den Pfaffen Wernher, hält man einen Mönch dieses Namens im bairischen Kloster Tegernsee.[1] (Koberstein §. 47, N. 1. In den hier angeführten Stellen liegt dafür kein Beweis.) Unter dem Abte Rupert, 1155—1186 (Freyberg 69. 85, Günthner 164), erscheint in den Urkunden dieses Klosters als ein Mann von gelehrter Kenntnis und Betriebsamkeit der Schulvorstand (scholasticus) Wernher. Er starb als Diakonus im Jahre 1197. Unter andern an ihn gerichteten Schreiben findet sich im Cod. Tegerns. eines von seinem Freunde Otto, worin dieser sagt: peto, ut mappam, quam etiam pridem mihi promiseras, facias et regulas rhythmimachiæ a te factas mihi transmittas. (Pez, Thesaur. anecdotor. T. VI, P. II, S. 55 b.) Es ist aus dieser Stelle, in Verbindung mit andern Umständen, wahrscheinlich gemacht worden, daß Wernher der Verfertiger, d. h. Abschreiber und Abzeichner, der Peutingerischen Karte (Itinerarium Theodosianum, jetzt in der k. Hofbibliothek zu Wien befindlich), eben der hier verlangten mappa, sei. Die regulæ rhythmimachiæ (?) zeigen ihn als einen Kenner der lateinischen Verskunst. Daß damals zu Tegernsee auch deutsche Poesie bekannt und geübt war, beweist ein Schreiben des Markgrafen Berthold von Istrien an den Abt Rupert, worin ersterer sich libellum Teutonicum de Herzogen Ernesten zur Abschrift ausbittet. (Pez l. c. S. 13 a.) Metellus, ein Mönch desselben Klosters um 1160, kennt deutsche Lieder von Rüdiger und Dietrich (Grimm, Heldens. 44). In einem andern Schreiben werden vom scholasticus Wernher Glosae super Macrobium, „et si quæ super Georgica apud vos sint," verlangt. Weiter schreiben Cenobitæ Burani ad O . . . . Tegernseensem:

Obsecramus, charissime, benignitatem tuam in omni obedientia promptissimam, ut semina vel herbas utilium ac salubrium radicum, quæ sunt apud vos, familiaribus tuis indubitanter et indilate mittas. Hortulum namque his germinibus habilem constituimus et excolere decrevimus, in quo quid seminemus, nisi vestra concesserit benevolentia carens prorsus invidia, penitus non habemus. Si vero in hoc ne domno scholastico Werinhero absente injuriam timetis inferre, sciatis id eum permisisse, se ipsum quoque, si non retraheret aliquod impedimentum, pro expletione hujus culturæ affuturum. Quippe tam intimo, tam sincero charitatis affectu

[1] [Dieß wird jetzt bezweifelt. Vgl. Feifaliks Vorrede S. XVI. ff. K.]

nobis ferventissime adhæret, ut etiam corporale damnum, si occasio posceret, nostri causa leve penderet u. s. w. (Freyberg S. 290).

Ist es nun, nach Zeit und Umständen, wenn auch nicht erwiesen, doch wohl glaublich, daß dieser Wernher von Tegernsee das Lied von Marien verfaßt, so ist es anziehend, ihn uns vorzustellen, wie er, im Klostergarten beschäftigt, über sein Gedicht nachsinnt, in dem er mit Vorliebe aus der Blumenwelt sich Bilder nimmt zum Gleichnis der gefeierten Himmelrose.

Über Wernher von Tegernsee s. „Über den Verfasser der Peutingerischen Tafel," von Sebastian Günthner aus Tegernsee, in L. Westenrieders Beitr. zur vaterländischen Historie, Geographie, Statistik u. s. w., B. IX, Münch. 1812, S. 156 ff.

Älteste Geschichte von Tegernsee, aus den Quellen bearbeitet von Max Freih. v. Freyberg. München 1822, S. 180.

Eines spätern Wernhers Gedicht vom Leben der heiligen Jungfrau, nach des Verfassers Angabe aus einem Buche des heiligen Dionysius verdeutscht, mit dem Tode Mariens endigend, findet sich in einer Heidelberger Papierhandschrift vom Jahre 1382. Wilken S. 451. (Vgl. Grundriß S. 549.)

2. Konrads von Fußesbrunnen Gedicht von Jesu Kindheit (S. 89 b: Daz ich von siner kinthait Also gesprechen müsse u. s. w.) in v. Laßbergs Cod. Wasserb. S. 89—118, 3047 Verse.

Der Verfasser nennt sich selbst am Schlusse S. 118 a:

> Der ir [der Rede] begunde, daz bin ich
> von Fuozizbrunnen Kuonrât
> und si ouch vollendet hât.[1]

Laßberg sagt, vor dem Abdruck des Sigenot: „Fuozizbrunnen ist, nach einer Mittheilung des Grafen Friedr. v. Mülinen, das heutzutage so genannte Schwendelnbad im Canton Bern, welches bis ins fünfzehnte Jahrhundert erstern Namen führte; es war, nach gedachter Auskunft, eine Besitzung der alten Freiherrn v. Signau, und der Dichter Konrad möchte wohl diesem Hause angehört haben."[2] Er war ohne

[1] [Das Gedicht ist seither gedruckt: Gedichte des 12ten und 13ten Jahrhunderts von Hahn. Quedlinburg 1840. S. 67 ff. Die Kindheit Jesu, herausgegeben von Feifalik. Wien 1859. K.]

[2] [Schon Pfeiffer in Haupts Zeitschrift 8, 160 f. hielt die schweizerische

Zweifel ein Geistlicher, denn er hat diese Rede in Latein gelesen (S. 118 a), gebraucht öfters Worte der Schrift nach lateinischer Übersetzung und bezieht sich einmal auf einen Ausspruch des sanctus Benedictus (S. 113). Gleichwohl klagt er selbst über seinen Weltsinn, im Eingang S. 89 b [Z. 55 ff. Feifalik. K.]

Die Beschreibung eines Gastmahls (S. 102), wovon nachher, ist auch wirklich etwas weltlicher Art.

Rudolf von Ems, gest. um 1254, erwähnt in seinem Wilhelm von Orleans dieses Dichters. Er sagt zu frou Âventiure, Cod. Lassb. S. 13, c. 2:

> Hætent ir künde gwunnen
> Des von Vuozesprunnen,
> Sô wære iu aber baz geschehen
> Danne an mir, des muoz ich jehen.

In den Misc. II, 153 heißt es nach einer Münchener Handschrift: Des von Vuozsprvnnin, wobei Docen unrichtig Unspunnen vermuthet.

Der vordere Theil des Gedichts, fast die Hälfte des Ganzen, von der Aufnahme Mariens in den Tempel bis zur Flucht vor Herodes, stimmt in der Hauptsache mit der Erzählung Wernhers überein; nur ist die Behandlung mehr summarisch als bei diesem. Erst mit der Flucht nach Ägypten fängt der eigenthümliche und ausgeführtere Bestandtheil des Gedichts an. Als die Flüchtigen im Gebirge herbergen, sehen sie in einer finstern Höhle die Drachen gegen dem Kinde spielen. Wölfe, Löwen und Bären (!) kommen aus dem Walde, ihren Herrn zu sehn, und legen sich dem Kinde zu Füßen. Das Lamm flieht nicht vor dem Wolfe, noch das Rind vor dem Löwen. Am vierten Tage kommen sie in eine wasserlose, ausgebrannte Wüste; sie erblicken fern einen hohen Baum, sie ziehen dahin und lassen sich in seinen Schatten nieder. Der Baum ist schönes Obses voll, nach dem es Marien lüstet; er ist aber zu hoch, um es zu erreichen. Da gebeut das Kind dem Baume, sich zu neigen, und, als sie genug gebrochen, erlaubt es ihm, sich wieder aufzurichten. Aus der Wurzel desselben läßt es eine kühle Quelle rinnen. S. 103 ff. [Z. 306 ff. Feifalik.]

Die heilige Familie trifft auf zwölf Räuber (schâchman), welche

Abkunft des Dichters nicht für erwiesen und setzte dessen Heimat nach Österreich; diese Vermuthung ist seitdem durch Diemer zur Gewißheit erhoben. K.]

unter dem Vorwand, Reisende von Ägypten und zurück durch die Wüste zu geleiten, ihnen ihr Gut abnehmen. Sie werfen jedesmal das Loos, wem der Gewinn eines Tages zufallen soll. Derjenige, dem es für heute fiel, wird von den Andern verspottet, als sie sehen, daß es arme Leute sind, die sie von ferne für Kaufleute mit Saumthieren hielten. Als er aber das schöne Kind mit lachendem Mund und spielenden Augen, die wonnigliche Mutter und den schneeweißen Alten mehr und mehr betrachtet, wird sein Sinn milder und er führt sie gastfreundlich in sein Haus ein. Sein Weib badet und speist das Kind, S. 107 [S. 32 bei Feifalik], es wird schlafen gelegt. In einem duftigen Grasgarten, im Schatten eines Baumes, wird den Gästen der Tisch bereitet. Berg und Thal hallen wider vom Gesange der Vögel, ein reiner Quell, durch die Kieselsteine dringend, erklingt wie kleine Glocken (in schellen wîse). Das Amt der Truchsesse und Schenken versehen der Wirth und sein Weib, denn sie haben keine andre Diener.

Am Morgen weist der Wirth ihnen den Weg. Sie kommen durch das Gebirg ze yspen (Ägypten? [Feifalik S. 38 liest ze Splêne]) in die houbetstat. In dem Tempel, wo sie herbergen, S. 108 b [S. 38 f. Feifalik], fallen die Abgötter auf den Estrich und zerbrechen in Stücke. Der Herzog, dem die Stadt unterthan ist, Antifrotitus, kommt dahin, S. 108b [S. 41 Feifalik].

Er erkennt in diesem Kinde den, vor dem jene Götter von ihrem Throne gefallen, fällt nieder und betet an; mit ihm bekehrt sich das Volk. Indeſs stirbt Herodes und Joseph wird vom Engel gemahnt, wieder heim zu fahren. Die Räuber, von denen zuvor erzählt worden, haben inzwischen einen harten Strauß zu bestehen gehabt. Leute, die sie berauben wollen, setzen sich zur Wehre, S. 109 b [S. 45 Feifalik].

Die spiesgenossen werden theils erschlagen, theils verwundet. Auch Jenen, der unsern Herrn bewirthet (unsers herren gastgeben) trägt man für todt heim. Sein Weib hat damals, als sie das Jesuskind badete, den Schaum von dem Bade aufgehoben; wenn ihr irgend etwas gefehlt und sie nur wenig davon (des heilwâges) aufgestrichen, war sie sogleich genesen. Damit heilt sie nun auch ihren todwunden Mann, S. 110b [S. 50 Feifalik].

Die andern schâchære, nachdem sie vergeblich ihr die kostbare

Salbe feil gemacht, beschenken sie fortan immer sehr reichlich, um in Nothfällen von ihr geheilt zu werden. (Mehrere Heilungen Aussätziger, Besessener u. s. w. durch das Badwasser und die Windeln des Jesuskindes erzählt das Evang. infant. arab.) So kommen die Leute, welche die heilige Familie bewirthet hatten, zu großem Reichthum. Ihr Haus wird mit kostbaren Decken und Teppichen bespreitet und behängt, S. 111a [S. 54 Feifalik].

Als nun Joseph auf dem Rückweg von Ägypten wieder auf die Haide kommt (und vant die wegescheide, dâ der stîc hin abe gie [S. 55 Feif.]), beschließt er, wieder in demselben Hause einzukehren. Die Gäste, denen dieß Haus so vieles verdankt, werden aufs herrlichste bewirthet. Der Dichter beschreibt ausführlich das Gastmahl, das ihnen im Garten gegeben wird. Von wohlgekleideten Knechten werden sie mit Speisen und köstlichen Getränken eifrig bedient. Der lautre Brunnen, der durch den Garten fließt, wird nur noch dazu gebraucht, den Wein darin zu kühlen; auch des Schlaftrunks wird nicht vergessen. Beim Weiterziehen geleitet und besorgt der Wirth die Gäste noch einen fernen Weg.

Diesem Schächer, den Gott selbst heimgesucht, hat er auch die gute Aufnahme wohl vergolten. Als Jener neben ihm am Kreuze hieng und ihn seiner zu gedenken bat, sprach der Herr: „Du sollst noch heute mit mir in mein Reich fahren."

Im Ev. infant. arab. c. 23 treten, symmetrischer, beide Schächer auf:

Hinc digressi cum in terram desertam pervenissent eamque latrociniis infestam esse audirent, Josephus et diva Maria regionem hanc noctu trajicere parabant. At inter eundum, ecce! duos in via latrones conspiciunt dormientes et cum illis multitudinem latronum, qui illorum socii erant, itidem stertentium. Erantque duo isti latrones, in quos incidebant, Titus et Dumachus [ex gr. θεομάχος], dicebatque Titus Dumacho: „Rogo te, ut istos libere sinas abire, ne socii nostri illos animadvertant." Recusante autem Dumacho, rursus Titus, „cape tibi," inquit, „a me quadraginta drachmas et pignus habe zonam hanc meam!" quam dicto citius illi porrigebat, ut ne hisceret aut loqueretur. Vidensque domina diva Maria hunc latronem ipsis benefacere, ait illi: „Dominus deus te ad dextram suam recipiet et remissionem peccatorum tibi largietur." Et respondit dominus Jesus et dixit matri suæ: „Post triginta annos, o mater, crucifigent me Judæi Hierosolymis, et duo isti latrones mecum una in crucem tollentur, Titus

ad dexteram meam et Dumachus ad sinistram: et ab illo die præcedet me Titus in paradisum."

Als die heilige Familie heimgekommen und Joseph vernimmt, daß Archelaus, Herodes Sohn, seines Vaters Reich an sich genommen, zieht er sich in die Stadt Nazareth zurück. Es folgt nun eine Reihe von Wundern, welche Jesus hier als Kind verrichtet, S. 113b [S. 66 Feifalik].

Joseph hat wieder zu seinem Zimmerwerkzeuge gegriffen. Nun wird einmal bei ihm ein spanbette bestellt, sein Knecht aber sägt die Holzstücke zu kurz. Der kleine Jesus sieht seine Noth. Ziuch dû hin, sô ziuhe ich her, ruft er dem Knechte zu und so ziehen sie die Hölzer in die rechte Länge.

Eines andern Tages, S. 114a [S. 69 Feifalik], zerbricht Jesus am Brunnen den Krug seiner Mutter, da trägt er das Wasser im Rockschoße heim und kein Tropfen geht verloren. Die andern Kinder wollen es nachmachen und zerschlagen ihre Krüge, aber wie viel sie Wasser in ihre Schöße gießen, es hilft ihnen nichts, als daß sie naß werden. Als sie nun sich nicht getrauen, nach Hause zu gehen, heißt er sie die Scherben auflesen und macht die Krüge wieder ganz.

Ein Mann, auch mit Namen Joseph, stirbt in der Stadt. Jesus giebt seinem Pflegevater Joseph die Gewalt, den Namensbruder (genannen) vom Tode zu erwecken. Auf Josephs Gebot steht der Todte auf, S. 114b [S. 72 Feifalik],

Des libes sô bereite gar,
als dem nie zêhe geswar.

Beim Spiele der Knaben fällt einer zu Tode. Die spilgenôzen zeihen Jesum, daß er jenen gestoßen. Jesus ruft den Todten vor dessen Verwandten an: „Sieh auf und sprich, ob ich dich stieß!" Der Knabe verneint es, da heißt Jesus ihn aufstehn und leben.

Einst machen sie an einem Wasser kleine Gruben und leiten durch Rinnen, die sie im Sande ziehen, Wasser darein, um so Fische zu fangen, weil sie keine Netze haben. Jesus hat den Rath dazu gegeben, S. 115a [S. 74 Feifalik],

Der rât geviel in harte wol,
als kinden kintlich rât sol.

Ihm kommen die Fische, sowie er sie in seinen Weiher schwimmen heißt, die Andern müssen Brot in die Rinnen streuen. Ein

Judensohn straft ihn, daß er die Kinder am Samstag zur Arbeit verleite, und tritt ihm seinen Weiher zu. Aber von des Kindes strafenden Worten fällt er todt zur Erde. Joseph, den Zorn der Juden fürchtend, wendet sich an Marien, daß sie bei ihrem Sohne Fürsprach einlege. Auf der Mutter Bitte erweckt Jesus den todten Jüngling wieder.

Nahe bei der Stadt liegt ein Berg, wo Löwen ihre Höhle haben. Niemand wagt dort Acker, Holz oder Gras zu nutzen. In diese Höhle geht das Jesuskind eines Tags. Die Löwen kommen ihm entgegen und empfangen ihn als ihren Herrn, Bl. 116b [S. 79 Feifalik].

Am Abend begleiten ihn die Löwen gegen die Stadt. Alle Leute entfliehen vom Felde, vor dem Thor aber heißt er die Löwen umkehren und sie gehorchen. Dem Volke, das ihm nun entgegenzieht, hält er seine Verstocktheit vor, Bl. 117a [S. 83 Feifalik].

Eine andere Geschichte steht Bl. 117a [S. 84 Feif.]: Jesus kommt mit andern Kindern zu einer Leimgrube. Er bittet sie, ihm den Leim zu klopfen, und macht dann daraus sieben kleine, aber wohlgebildete Vögel. Ein Jude kommt herzu und da es eben Samstag ist, verweist er ihnen, daß sie den Tag nicht ehren; besonders wirft er auf Jesus die Schuld. Dieser hat seine Vögel vor sich an die Sonne gesetzt, der Jude tritt hastig herzu und will sie zertreten. Da schlägt Jesus die Hände zusammen und die Vögel fliegen lebendig davon.

Zacharias,[1] der Juden schuolmeister, macht an Joseph das Ansinnen, seinen Sohn, der mit Zauber umgehe, zur Schule zu schicken. Als aber Jesus die Bedeutung dessen, was er lesen oder nachsprechen soll, wissen möchte, und sich erbietet, wenn ihm der Schulmeister sage, was Aleph bedeute, diesem dagegen zu sagen, was Beth sei, wird er mit seiner Kunst aus der Schule gewiesen. Er versichert den Schulmeister, daß er dessen Zukunft, die diesem selbst unkund sei, wisse und gewust habe, noch ehe denselben die Mutter geboren.

Der Dichter schließt mit Angabe seiner Quelle und seines Namens Bl. 118a [Feifalik S. 88 Note].

Das lateinische Buch, welchem der deutsche Dichter folgte, kann weder mit dem griechischen noch dem arabischen Evangelium infantiæ,

[1] Evang. Thom. c. 6: Ζακχαῖος. Ev. inf. arab. c. 48: Zachæus.

deren wir oben unter 3) erwähnt, ganz gestimmt haben. Die Wundergeschichten von der Kindheit Jesu müssen im Morgen- und Abendlande, unter Christen und Mahomedanern, in manigfachen, nach Reichhaltigkeit, Auffassung und Zusammenstellung der einzelnen Züge verschiedenen Erzählungen umgegangen sein. Der Koran selbst nimmt Bezug darauf. So heißt es in Sure V (der Koran u. s. w. übers. von Wahl, Halle, 1828, S. 98):

„Dann [am Tage des Gerichts] wird Gott sagen zu Jesu, dem Sohne der Maria: Gedenk an meine Güte gegen dich und gegen deine Mutter! Siehe! ich stärkte dich durch den heiligen Geist, daß du schon in der Wiege, wie hernach in deinen herangewachsenen Jahren reden konntest u. s. w.[1] Auf meinen Befehl schufest du die Gestalt eines Vogels aus Thon, so daß auf meinen Willen, da du den todten Vogel anhauchtest, ein wirklicher lebendiger Vogel daraus ward."

Vgl. Sure III. (Wahl S. 50.) Auch das Wunder vom Palmbaum hat der Koran, Sure XIX (Wahl S. 259), doch in andrer Verbindung. Vgl. Rosenöl, I, 259 f. So umfaßt auch Latona, als sie den Apoll gebiert, einen Palmbaum, Nitsch, Mythol. Wörterbuch 249. Weiteres aus orientalischen Quellen s. in (v. Hammers) Rosenöl, 1 Bdch. Stuttg. u. Tüb. 1813, S. 259—65. Noch ist als deutsches Volksbuch gangbar: Unsers Herrn Jesu Christi Kinderbuch u. s. w. (angeblich aus dem Italiänischen), s. die teutschen Volksbücher von J. Görres, Heidelb. 1807. S. 250 ff. Vgl. Diutisca, III. 399.

Konrad von Fußesbrunnen erwähnt am Anfange seiner Erzählung Bl. 89 b [S. 5 Feifalik] auch eines älteren deutschen Gedichts von unsrer Frauen, worin Meister Heinrich von ihrer Mutter Anna berichtet, wie diese von drei Männern drei Töchter gehabt, die sie alle drei Maria genannt und deren eine unsern Herrn zur Welt geboren.

Wenn auch die Darstellung Konrads von Fußesbrunnen im Ganzen weniger von dichterischer Wärme durchdrungen ist, als die des Pfaffen Wernher, so bricht doch auch bei ihm der Stral der Poesie hindurch. Als Joseph mit den Hebammen zur Felshöhle zurückkommt, wo indeß Maria den Heiland geboren, heißt es S. 97a:[2]

Der stein was vil vinster ê u. s. w.

[1] Ev. infant. arab. c. 1 gedenkt gleichfalls dieses Sprechens in der Wiege, wie der Koran öfters.

[2] [Abweichend bei Feifalik, des Priesters Wernher driu liet von der maget S. 94 f. K.]

Weder das Ev. infant. arab. c. 3 noch das Protev. Jac. c. 19 hat eine so erhabene Beschreibung dieses göttlichen Glanzes.

3. Das Gedicht des Pfaffen Konrad von Mariens Himmelfahrt (Von unser vrouwen hinevart, S. 118a); vollständig nur in v. Laßbergs Wasserburg. Handschrift S. 118b—129a, 1104 Verse; am Ende unvollständig in einer Berliner Papierhandschrift, hinter Barlaam und Josaphat, Grundr. S. 271 ff., wo der Eingang abgedruckt ist, sowie der Schluß in den Worten des Thomas (Laßb. Hdschr. S. 128b).[1] Es folgen in der vollständigen Handschrift noch 88 Verse. Der Verfasser nennt sich im Eingang, S. 118b: Ich armer pfaffe Kuonrât geborn von himelfürte (Grundriß 272: Henneswürte, [l. Heimesfürte. K.]). Auch dieses Dichters erwähnt Rudolf von Ems, und zwar in seiner Alexandreis, wo gleichfalls eine Reihe erzählender Dichter namhaft gemacht wird:

> Noch ist der meister mêre,
> an den ich suoche lêre;
> von Heimesfurt her Kuonrât,
> der wol von gote getichtet hât,
> den darf niht riuwen sîn werc.

Ein Jäger ohne Kunst des Jagens, der aber eifrig (strîtec) darauf ist, folgt dem Wilde durch Wald und Gefild, Ebnes und Rauhes, Berg und Thal, und fällt zuletzt das Thier, das einem Andern entgeht, der Kunst hat, aber mindern Willen. So ist es mit jeglicher Kunst; hat sie schweren Beginn, so lasse man darum nicht ab! Nach traurigem Anfang kommt oft ein fröhlich Ende. Stäte (stæte, Beharrlichkeit) frommet an allen Dingen.

So rechtfertigt der bescheidene Dichter sein Unternehmen. Reichthum und hohe Geburt, Kunst, Zucht und Hofweise, was einem Mann in dieser Welt zum Preise gereichen möge, daran sei er wenig vollkommen. Aber ihm wohne das Vertrauen bei, daß Gott den Willen des Armen über eines Reichen argen Rath schätze.

Er spricht sodann davon, wie man die heiligen Schriften aus dem Hebräischen ins Griechische, aus diesem in Latein gebracht und hiernach auch Manches deutsch gedichtet worden sei, damit ein jeglicher Mann, der auch der Bücher unkundig sei, vernehmen könne, was ihm zu hören

[1] [Vollständige Ausgabe von Franz Pfeiffer in Haupts Zeitschrift 8, 161 ff. K.]

zieme. Zuletzt bezeichnet er seine Quelle: als die h. Zwölfboten sich in die Lande getheilt, habe der Evangelist Johannes sieben Bisthümer gestiftet; eines derselben, Sardania, habe er dem Milto übertragen und dieser habe, auf Ersuchen der Chorherrn in der Stadt Lodica, niedergeschrieben, was er über das Ende unsrer Frau von ihrem Pfleger Johannes erfahren. Hiemit ist also die oben unter 4) angeführte apokryphische Erzählung unter den Namen von Johannes und Melito angezeigt. In der Lombardica historia (Jacobi de Voragine), quæ a plerisque aurea legenda sanctorum appellatur. Argentinæ 1502. Fol. wird Cap. 114: De assumptione beatæ Mariæ virginis: „ex quodam libello apocriso, qui Johanni evangelistæ ascribitur" eine Erzählung gegeben, welche offenbar dieselbe ist, der das deutsche Gedicht gefolgt. Die griechische Quelle ist gleichfalls oben angegeben worden.

Als unser Herr am Kreuze starb, hieß er seine Mutter und seinen Jünger Johannes einander an Mutter und Sohnes Statt sein (Joh. 19, 25—27). Sie blieben nun beisammen, bis er die Zwölfe nach verschiedenen Seiten aussandte, die Heidenschaft zu bekehren. Johannes fuhr nach Asien und empfahl zuvor Marien einem frommen Manne ze Sîôn ûf dem berge, nahe bei der Stadt Jerusalem. Nach zwei Jahren, als sie allein in der Kammer sitzt, um den Tod ihres Sohnes weinend (denn mit Weinen ist ihr am wohlsten), erscheint ihr der Engel Gabriel, S. 120b [Z. 195 ff.]:

> Sam diu sunne durch ganzez glas
> sô kom er zuo ir in daz hûs,
> âne krach und âne sûs.

Er verkündet ihr, daß sie am dritten Tage von dieser Mühsal scheiden werde, um als Himmelskönigin zu thronen; längst haben sich die Engel mit Lob und Sang auf sie gefreut und bereitet. Zugleich überbringt er ihr ein schneeweißes Kleid und eine Friedenspalme,[1] glänzend wie der Morgenstern, die man vor ihrer Bahre tragen soll. Maria klagt, wer sie begraben und vor dem Haß der Juden schützen werde. Alle, die sich ihrer annehmen sollten, seien todt oder so ferne, daß sie ihr nicht zu Statten kommen mögen. Sie verlangt nach Johannes, den ihr Sohn ihr zum Sohne ließ. Wie einst der Weissage Habacuc[2] bei der

[1] Bl. 122b. [Z. 241 ff. 349 ff.] Vgl. Jac. de Vorag.: Palma autem illa u. s. w.
[2] Auch bei Jac. de Vorag.

Wirbellocke gefaßt [Z. 301] und mit dem Essen, das er seinen Schnittern bringen wollte, nach Babylon entrafft ward, um Danieln bei den Löwen zu speisen (Vom Drachen zu Babel V. 32—38), so wird Johannes, als er desselben Tages zu Ephesus Gottes Wort singt und spricht, von einem Engel enthoben und vor Mariens Thüre gebracht. Auch die übrigen Apostel (die zwelf nôtgestallen) finden sich aus allen Landen unerwartet vor dem Hause zusammen. Johannes führt sie zu Marien ein, Bl. 122b. Der Dichter fühlt sich zu schwach, die Freude dieses wechselseitigen Begrüßens wiederzugeben. Der Herr selbst erscheint sichtbar in der Apostel Mitte (Z. 424: Er sprach zuo in: „Pax vobis!") und empfiehlt ihnen seine Mutter; am dritten Tage werde er kommen und diese zu sich nehmen. Er heißt Marien freudig sein und beruft sie, seinen eigenen Thron zu zieren. Sie soll nicht nach Menschen Sitte sterben, der Tod soll ihr nicht wehe thun. Sie legt sich nun nieder, in dem schönen, weißen Gewand, und giebt den Geist auf, als wäre sie entschlafen. Christus selbst lehrt seine Diener (sîne holden), wie sie es mit ihr halten sollen. Sie wird auf eine Bahre gelegt und darüber ein kostbares Seidentuch (ein pfelle tiure) gebreitet. Sie liegt nicht da, wie eine andre Leiche. Von ihrem reinen Leibe geht ein lieblicher Geruch. Dem Lieblingsjünger Johannes wird die Palme zu tragen gegeben. Paulus, Petrus und zween andre Apostel tragen die Bahre. Sie stimmen einen Psalm an und die Stimmen der Engel aus der Höhe klingen darein. Eine lichte Krone [1] sieht man über der Bahre schweben, ähnlich dem Kreise, der um den Mond in seinem vollen Scheine geht. Noch ätherischer macht sich diese Scene bei Jacobus de Voragine:

Elevantes itaque Petrus et Paulus feretrum, Petrus incepit cantare ac dicere: „Exiit Israel de Aegypto, alleluja." Cæteri autem apostoli cantum dulciter prosequuntur. Dominus autem feretrum et apostolos nube prætexit, ita quod ipsi non videbantur, sed tamen eorum vox audiebatur. Affuerunt et angeli cum apostolis concinentes et totam terram sonitu miræ suavitatis replentes. Excitati omnes ad tam dulcem sonum et melodiam de civitate velocius exeunt u. s. w.

Die Erzählung vom Priester etwas ausführlicher, als im deutschen Gedicht:

Reliquus autem populus ab angelis, qui erant in nubibus, cæcitate percussus est.

[1] Bei Jac. de Vorag. nichts von dieser Krone.

Die, welche glauben, erhalten das Gesicht wieder, die Übrigen bleiben auf immer blind.

Ihr Weg geht von der Stadt Jerusalem gen Josaphat, wo sie Marien begraben wollen. Die Juden, als sie den lauten Gesang hören, wollen das Begängnis stören. Der Bischof [1] eilt herzu und das Volk ihm nach. Wie ein Rasender fällt er mit beiden Händen die Bahre an und will sie niederreißen. Aber er bleibt an ihr kleben, wie der Vogel am Kloben. Seinen Begleitern geht es nicht besser. Mancher entbrennt von wildem Feuer, plötzliche Krankheit wirft sie nieder und das Feld liegt mit Kranken bestreut. Dem Bischof wird seine Hand von Petrus entbunden, als er reuevoll erklärt, an Christus zu glauben. Ihm wird der Palmzweig übergeben, er bestreicht damit die Seinigen, die ihm den Glauben nachsprechen, und sie werden sogleich gesund; nur fünfe weigern sich, seine Lehre anzunehmen, und sterben eines jähen Todes. Die Leiche wird nun ungehindert in das Grab gelegt, das in einen Fels gehauen ist und worin nie zuvor ein Mensch lag. Die Wache währt zwo Nächte und zween Tage. Am dritten Morgen frühe kommt unser Herr und befragt die Apostel um ihren Rath, was nun mit Marien geschehen soll. Simon Petrus erwidert, daß ja in seiner Hand alle Dinge beschlossen seien, daß er die Gedanken des Menschen kenne, bevor sie geschehen; aber das würde wohl stehen, daß neben dem gekrönten Könige die Königin throne. Er möge dem edeln Leibe die reine Seele wiedergeben und sie ewiglich bei sich in seinem Reiche als Fürbitterin der sündigen Menschen leben lassen. Dem Herrn gefällt dieser gute Rath. Er gebeut ihnen, den obern Stein von dem Grabe abzunehmen, und heißt die Seele zu dem Leichnam widerkehren, Z. 884 ff. Als nun unsre Frau ohne Noth des Leibes und der Seele den Tod überwunden, dankt sie ihm der großen Ehren und bittet ihn, allen seinen Geschöpfen ebenso gnädig, als gewaltig, zu sein. Die Auffahrt des Herrn mit seiner Mutter wird beschrieben [Z. 906—978]: Wis gnædec als gewaltic u. s. w.

Als die Zwölfboten eben von einander scheiden wollen, kommt eilend Thomas (der nôtgestallen einer) daher. Sie begrüßen ihn und halten ihm vor, daß er sich wieder versäumt, wie er auch nach der

[1] Jac. de Vorag.: princeps sacerdotum.

Auferstehung des Herrn erst nachgekommen und dann nicht glauben gewollt, was sie gesehen. Thomas aber sagt ihnen, daß der Herr ihm gnädiger gewesen, als sie es seien. Er habe auf dem Wege den Gesang der Engel gehört und gesehen, wie die himmlische Heerschaar ihre Königin empfangen. Sie aber hab' ihm ihren Gürtel herniederfallen lassen, den er hier zum Zeugnis vorweise.[1] Die Zwölfe werden nun jeder wieder in sein Land gesetzt, wohin sie zuvor ausgesandt waren [Z. 1101]:

> Und beschach daz in sô kurzer frist,
> als ein ouge zuo geslagen ist
> und wider ûf geblicket hât.

Vgl. Aretin, Beitr. IX. 1152 f. 1174, Nr. 75 u. 76.

4. Die Gedichte, von denen bisher die Rede war, behandeln jedes nur in einzelnen Partieen die legendenhafte Geschichte Mariens und ihres Sohnes. Umfassender ist dieselbe erzählt in dem Marienleben Philipps, des Karthäusers; die Erzählung beginnt hier von den Eltern der h. Jungfrau, wie bei Wernher, und endigt mit ihrer Himmelfahrt. (Diz buch heist Maria leben. Grundriß 253. Marien leben get hie vz. Wilken 465.)

Dieses Gedicht ist nur durch Inhaltsanzeigen und Auszüge bekannt:[2] Grundriß 251 ff. Docens Misc. II, 66 ff. Vgl. I, 75 f. (Tenzels) Monatl. Unterred. 1697. S. 537—66. Wenn die Jenaische Pergamenthandschrift nach Docens und v. d. Hagens Angaben (Misc. II, 94. Grundriß 251) wirklich noch aus dem 13ten Jahrhundert ist, so gehört das Werk doch wohl erst dem letzten Theile dieses Jahrhunderts an. Die Anzahl der Handschriften zeigt, daß es ziemlich verbreitet war. (In der k. Handbibl. zu Stuttgart findet es sich, mit fehlendem Schlusse, in einer von Mergentheim herstammenden Pergamenthandschrift hinter der Weltchronik Rudolfs von Ems, Diutisca II, 55. Vgl. I, 74.) Auch niederdeutsch ist es vorhanden. Der Verfasser selbst scheint, wenn er auch hochdeutsch geschrieben, doch kein Oberdeutscher[3] gewesen zu sein; darauf deuten seine

[1] Jac. de Vorag. hat nur soviel: Thomas autem cum abesset et rediens credere recusaret, subito zonam, qua corpus ejus præcinctum fuerat, ab aere accepit illæsam, ut vel sic intelligeret, quod totaliter fuisset assumpta.

[2] [Jetzt herausgegeben von Heinrich Rückert. Quedlinburg 1853. K.]

[3] [Vgl. Franz Pfeiffers Beiträge zur Geschichte der mitteldeutschen Sprache und Litteratur S. XV. K.]

Reime, besonders im weichen Gebrauch des t (z. B. schaten : entladen Misc. II, 85). Der Verfasser nennt sich selbst am Schlusse:

Bruoder Philipp bin ich genant,
Got ist mir leider unerkant.
In dem orden von Carthûs
Geschriben hân ich in dem hûs
Ze Seitz ditz selbe büechelîn;
Sand Jôsep was der maner mîn.

Er sagt auch, daß er das Buch den deutschen Herren sende, weil sie gerne Marien ehren und den Christenglauben mehren (Grundriß 255. vgl. 253. Misc. I, 76. Wilken 464). Auch seine Quelle verdankt er ihnen (Misc. I, 76. Vgl. Grundriß 253). Maria war die Patronin der deutschen Ritter, noch von der Kirche ihres Spitals zu Jerusalem her; sie hießen darum auch Marianer.

Wenn der h. Joseph den frommen Karthäuser zu seinem Werke gemahnt hat, so hat er ihn nicht zugleich dichterisch inspiriert. Docen (Misc. II, 97) bezeichnet dasselbe, nach den vorliegenden Proben richtig, so: „es fehlt dem Ganzen an Erhebung; ohne Glanz und Ton, wie es ist, vernachläßigt es selbst die äußeren Formen der Kunst." Wirklich ist die Sprache unbeholfen, die Verskunst, außer dem häufig unvollkommenen Reime, darin mangelhaft, daß sie, gegen die Regel des 13ten Jahrhunderts, in klingender Reimzeile eben so viele Hebungen hat, als in stumpfer; die Darstellung fällt ins Abgeschmackte, gerade wo sie ein Übriges thun will. So beschreibt er die Gestalt der h. Jungfrau, in Nachahmung weltlicher Gedichte, bis ins Kleinlichste; er vergißt weder die wohlgeflochtenen Zöpfe, noch das Weiße in den Augen (milchfarb, glänzend, als das weiße Glas), noch das Grübchen im Kinne, noch die langen, schmalen Finger, noch selbst die reinen, schönen Nägel. (Misc. II, 75 f. Eine ähnliche Beschreibung des jungen Jesus, ebd. 90 f.) Viel würdiger und enthaltsamer hat der ältere Wernher es verstanden, in einfachen, edeln Zügen und dichterischen Bildern die mehr als irdische Schönheit und zugleich die jungfräuliche Demuth Mariens darzustellen, z. B. S. 60. An Wundern aus der Kindheit des Heilands ist Philipps Erzählung reicher, als Konrads von Fußesbrunnen, z. B. wie Jesus mit drei Händen voll Korns den ganzen Acker seines Pflegvaters besät und daraus die reichste Ernte aufgeht. (Monatl. Unterred.

1697. S. 549 f.; auch bei Fabricius I, 212.) Dagegen scheint bei Philipp sowohl, als bei Konrad das Mährchen zu fehlen, in welchem das griechische Fragment des Ev. Thomæ (c. 7) abbricht und das im Ev. inf. arab. c. 37 erzählt ist, wie nemlich der Knabe Jesus in der Werkstätte eines Färbers aus Einem Kessel in allen Farben färbt; ein Mährchen, das sich auch in einem persischen Buche von der Kindheit Jesu finden und weshalb er bei den Persern für den Patron der Färber gelten soll.

Fabricius, I, 156. Testimon. de Ev. inf. Henric. Sike in not. ad Ev. inf., arab. et lat. a se edit. Traj. ad Rhen. 1697. S. 55: Apud Persas quoque παιδικὰ ista Christi miracula percrebuisse, patet ex iis quæ leguntur in Angeli de la Brosse lexico Persico ad voc. Tinctoria ars; refertur inquit, in apocrypho Persarum libro de infantia Christi, quod salvator tinctoriam artem exercuerit, item quod unica tinctura pannos cujuslibet coloris exhiberet. Quapropter hunc tinctores Persæ pro patrono venerantur et tinctoriam domum officinam Christi appellant.

Allgemeine Bemerkungen über diese Apokryphen und ihre Behandlung in deutschen Gedichten.

1. Die christliche Religionslehre sträubt sich dagegen, daß ihre geschichtliche Grundlage mit Fictionen vermengt werde. Ob das für geschichtlich Anzuerkennende, nach evangelischer Ansicht, auf die apostolischen Schriften beschränkt, oder, nach katholischer, durch Tradition erweitert sei, immer muß im Grundsatz das Factische vom Symbolischen streng getrennt bleiben, während in den Glaubenslehren der alten Welt durchaus die Symbolik vorherrscht. Handgreifliche Fictionen sind nun die angeführten Pseudoevangelien, nicht bloß indem sie die Namen der Evangelisten an der Stirne tragen, sondern auch dem Inhalte nach in dem Meisten, was sie über das aus den echten Religionsurkunden Entnommene erzählen. Man erkennt die Absicht, für bestimmte Dogmen weitere Zeugnisse aufzustellen, als sich aus den h. Schriften selbst beibringen ließen. So ist Mariens Leben im Tempel, ihre Beaufsichtigung durch die Jungfrauen, während der Abwesenheit Josephs, ihre Rechtfertigung durch das Prüfungswasser, die Herbeiziehung der Hebammen, welche keine Spur einer Gebärerin an ihr finden, offenbar berechnet, näher zu beweisen, daß sie, wie Bruder Philipp sich ausdrückt, „Magd

war vor der Geburt, in der Geburt, nach der Geburt" (Misc. II, 82). Sowie man den Zweck durchschaut, so erkennt man auch leicht die Beschaffenheit der Mittel; großentheils sind es alt- und neutestamentliche Erscheinungen und Wunder, welche wiederholt und auf andere Gegenstände angewendet werden. Es zeigt sich aber auch in manchen dieser apokryphischen Erzählungen eine Richtung, welche dem Geist und der Sittenlehre des Christenthums geradezu entgegen ist. Wenn Diejenigen, welche dem Jesusknaben sein Spiel verderben oder sonst Leides thun, von seinem bloßen Worte todt hinfallen oder nur mit verdorrten Gliedern davonkommen, so sagen die Juden nicht mit Unrecht zu Joseph: Heiz in, daz er segenen lerne! (Konr. v. Fuß. Bl. 116 a.) Fabricius bemerkt zu einer solchen Erzählung (I, 162. n. g. ad Ev. Thom. c. 3), daß der verdorrte Feigenbaum das einzige nicht wohlthätige Wunder Christi sei. Die abenteuerlichsten Heilungen und Teufelsaustreibungen durch die Kleider und Windeln des Jesuskindes sind besonders im Ev. infant. arab. auf widerliche Weise gehäuft. Aber auch da, wo die Absichtlichkeit und dumpfe Befangenheit nicht herrscht, wo eine freiere, unschuldige Thätigkeit der Phantasie sich regt, wird doch die Würde des Gegenstandes nicht selten durch das Spielende der Mährchen verletzt; die Wunderwerke des kleinen Jesus erinnern oft allzu sehr an die Kunststücke der Taschenspieler. Bei solcher Bewandtnis hat schon frühzeitig die katholische Kirche, in dem schon angeführten Decrete des Gelasius, diese Schriften als apokryphisch verworfen. Noch weniger dürfen wir uns wundern, wenn Luther sich sehr nachdrücklich dagegen erklärt. Er sagt u. A. (in der Kirchenpostill, über das Evangelium nach dem Christtage):

„Es sind etliche fürwitzig gewesen, denen nicht benügt an dem, das die Schrifft saget, haben wollen wissen, was doch Christus in seiner Kindheit begangen habe, da ist ihrem Fürwitz recht geschehen, hat sich erfür gethan ein Narr oder Bube und ein Buch ertichtet von der Kindheit Christi, sich nichts gefurcht noch geschämt, seine Lügen fürzulegen, und gaukelt einher, wie Christus sey in die Schule gangen, und desselbigen nerrichten lesterigen Alfenzens viel mehr. Scherzt also mit seinen Lügen über dem Herren, den alle Engel anbeten und fürchten, und alle Creatur zittern, daß der Bub werth wäre gewesen, man hätte ihm einen Mühlstein an seinen Halß gehenget und ersäufft im tieffen Meer, daß er seinen und aller Herrn nicht höher geschätzt hat, denn an dem er seinen Gauch und Affen hätte. Noch findet man, die solch Buch drucken, lesen und

glauben; das hat der Bube wollen haben. Darumb sage Ich: solche Bücher solten Babst, Bischoffe und hohe Schulen, wenn sie Christen wären, verbrennen. Aber nu machen sie noch viel ärgere dazu und sind Blindenleitter, bleiben auch Blindenleitter." (Monatl. Unterr. 1697. S. 553 f.) Vgl. Tischreden Cap. 9.

2. Soweit die Schattenseite dieser Schriften. Gleichwohl ist nicht zu verkennen, daß sie neben dem Dogmatisierenden und Abergläubischen ein wirklich poetisches Element in sich tragen, welches ihrem Inhalte wohl auch die Verbreitung durch so viele Jahrhunderte und unter den Völkern verschiedenen Glaubens gesichert hat. Sie sind auch, wie zum Theil schon die abweichenden Auffassungen zeigen, nicht die Arbeit irgend eines Einzelnen, sondern das Ergebnis eines allmählichen Wachsthums und einer Vereinigung verschiedenartiger Bestandtheile. Ihren Ursprung schreibt Luther gewiss richtig dem Fürwitze zu, welcher sich nicht mit dem begnügt, was die echten Evangelien berichten; nur scheint für diesen Fürwitz auch eine gelindere Bezeichnung zuläßig zu sein. Die innige Betrachtung der evangelischen Geschichten, die rege Theilnahme an dem Schicksal der Personen, konnte nicht gleichgültig vor denjenigen Zeitabschnitten stehen bleiben, über die in der h. Schrift selbst keine nähere Auskunft gegeben ist: die Abkunft und Jugendzeit Mariens, ihr Schicksal nach dem Tode des Erlösers und ihr Ende; das Leben Jesu bis zu seinem zwölften Jahre und besonders was ihm auf der Flucht nach Ägypten begegnet. Die Phantasie, in jenen Jahrhunderten stets geschäftig, duldet keine leeren Räume; sie ergriff die in der h. Schrift gegebenen Grundzüge; diese im Geiste der Zeit weiter entfaltend, erfüllte sie den Umkreis der heiligen Geschichten, in derselben Weise, wie die weltlichen Sagenkreise sich ausgebildet. Es war die Aufgabe, die Gebenedeite unter den Weibern, die von keinem Manne wuste, aber den Sohn Gottes zur Welt gebar, so aufzufassen, daß ihre Jugend als eine Weihe zu diesem wundervollen Berufe, daß auch ihr Ende als eine verherrlichende Beglaubigung desselben erscheine; es kam darauf an, sich den Herrn der Welt in Kindesgestalt zu denken, ihn, den auf der Mutter Schooße die Weisen anbeteten und der zwölfjährig im Tempel lehrte, sich beim Spiele seiner Altersgenossen vorzustellen. Sehen wir hiebei mehr auf die Gestaltung und den Ausdruck im Ganzen, als auf alle einzelnen Züge, so finden wir die Lösung der Aufgabe so weit vorbereitet, daß sie später in der bildenden Kunst vollführt werden konnte.

In der Natur des Gegenstandes lag es, daß die Darstellung, besonders der Kindheit Jesu, eine symbolische war; der Baum, der sich seinem Winke neigt, die Quelle, die unter seinem Finger aufspringt, die Löwen und Drachen, die sich ihm schmiegen, die Vögel aus Lehm, die, vom Zusammenschlagen seiner Hände zum Leben erweckt, auffliegen, zeigen symbolisch in dem Kinde den Herrn und Schöpfer der Welt. Selbst das Abenteuer, wie er aus Einer Farbe alle hervorruft, ist nicht ohne symbolische Bedeutung der schöpferischen Entfaltung des Manigfaltigen aus dem Einen. Überall waltet in diesen Erzählungen die Bilder- und Mythensprache des Orients; sie erinnern uns an den homerischen Hymnus von Hermes, der, Morgens geboren, am Mittag die Cither schlug:

Ἠῷος γεγονὼς μέσῳ ἤματι ἐγκιθάριζεν,

an Apollo, der (Callimach. hymn. in Delum V. 86 f. 162 f. Fabricius I, 169. n. b.) noch unter dem Herzen der Mutter (ὑποκόλπιος) weissagt, eben wie nach dem Ev. inf. arab. c. 1 und nach dem Koran (bes. Sure XIX. Wahl S. 260. Vgl. Rosenöl, I, 261.) Jesus in der Wiege seine Sendung verkündigt. Das Anstößige ist, wie bereits bemerkt worden, zumeist die Verwebung dieser Symbolik mit der evangelischen Geschichtserzählung.

3. Als diese apokryphischen Darstellungen an die deutschen Bearbeiter übergiengen, waren die Wunder schon so reichlich auf minder bedeutende Heilige gehäuft, daß eine Vermehrung derselben in Beziehung auf den Weltheiland und seine Mutter bereite Aufnahme finden muste. Die Bearbeiter geben, was sie in ihrer lateinischen Quelle gelesen, mit dem Ausdrucke tiefer Andacht wieder. So wenig sie aber kritischen Zweifeln Raum geben (obgleich vielleicht Einzelnes, z. B. das Abenteuer in der Werkstätte des Färbers, welches zu bunt erscheinen mochte, nicht ohne Absicht weggelassen worden), so ist ihnen doch das richtige Gefühl nicht abzustreiten, daß sie in das Gebiet der Poesie getreten, daß es sich hier nur von einer poetischen Wahrheit handle. Sie lassen daher das Überlieferte dem Inhalte nach unverändert, aber sie heben es, nach Maßgabe ihrer Fähigkeiten, in das Licht der Poesie. Am meisten hat Wernher das Bild der heiligen Jungfrau geistig erfaßt und dichterisch zu verklären gesucht. Aber auch die Übrigen suchen wenigstens in der Einleitung oder sonst an gelegener Stelle einigen Schmuck poetischer Ausmalung anzubringen, ungefähr so, wie in alten Evangelienbüchern um den

Rand der Pergamentblätter sich blumige Arabesken winden, unter deren Laubwerk wohl hin und wieder auch weltliche Figuren sich blicken lassen.

4. Ihre poetische Vollendung aber haben diese geistlichen Gebilde, wie wir schon angedeutet, nicht in den Gedichten, sondern in der Malerei erlangt. Die erhabene Ruhe, wie sie dem Göttlichen zukommt, eignet sich vorzugsweise für die Darstellung der bildenden Kunst. Bruder Philipp erzählt mit einfachen Worten, wie der ägyptische Herzog Eufrodisius, als er aus dem Tempel gieng, die h. Familie gewahr wurde, die dort Herberge genommen, Misc. II, 87 [Z. 3428. S. 93 bei Rückert]. Vgl. damit Konr. v. Fußesbr. Bl. 108 b [S. 41 bei Feifalik]. In zahllosen Bildern der deutschen und italiänischen Schulen ist die dort geschilderte stille Gruppe dargestellt. Die Poesie konnte hier auch nur andeuten, die Ausführung war Sache der Malerei. Gott hat den Menschen, wie Moses ausspricht, nach seinem Bild erschaffen. Der Geist Gottes ist, nach dem Evangelium, zum Fleische geworden; dieses Bild Gottes in der Menschengestalt nachzuweisen, diesen göttlichen Geist in seiner Menschwerdung sichtbar zu machen, liegt nur im Bereiche der bildenden Kunst und ist die höchste Aufgabe des christlichen Künstlers. Wenn die Naturreligionen des Alterthums in der Darstellung des ganzen Körpers mittelst der Plastik ihren angemessensten Ausdruck fanden, so war das geistige Christenthum vorzugsweise auf das Antlitz, auf das Auge, als den Spiegel des Geistes, also auf die Kunst des Malers angewiesen.

Die Grundlagen der christlichen Malerei sind, außer den Evangelien selbst, eben jene apokryphischen Schriften mit andern legendenartigen Erzählungen, z. B. der vom Zuge der drei Könige. Immer aber sind die beiden Hauptgestalten dieselben wie in unsern Gedichten, die jungfräuliche Gottesmutter und der Gott in Kindeseinfalt.

---

3. Marienlegenden. [1]

Außer den Darstellungen, welche die eigenen Lebensumstände der h. Jungfrau betreffen, war im Mittelalter eine Menge von Erzählungen

[1] [Vgl. darüber aus neuerer Zeit: Marienlegenden, herausgegeben von Franz Pfeiffer. Stuttg. 1846, wieder Wien 1863. F. H. v. d. Hagen, Gesammtabenteuer 3, 463 ff. K. Diese Marienlegenden gehören eigentlich dem alten Passional an. P.]

verbreitet, worin dieselbe vom Himmel her auf die Schicksale einzelner Menschen, die ihr besondre Verehrung widmen, hülfreich und rettend einwirkt. Frühzeitig kommen sichtbare Erscheinungen dieser Schutzheiligen vor, selbst schon in Verbindung mit einer Art ritterlichen Mariendienstes. Von Narses,[1] dem Überwinder der Ostgothen (552) wird erzählt, daß die Jungfrau und Gottgebärerin, die er besonders verehrt, ihm sichtbar (*ἀναφανδὸν*) die Zeit vorgeschrieben, wann er Krieg führen solle. In jenen Marienwundern des Mittelalters ist es nun vorzüglich darauf abgesehen, die Kraft der mütterlichen Fürbitte bei dem göttlichen Sohne auf den äußersten Grad zu steigern, so daß der verworfenste Sünder, wenn er nur noch den Finger der Gottesmutter nicht ganz gelassen, noch seiner Begnadigung sicher ist. Indem nun aber hiebei, eben um den bezweckten Eindruck zu verstärken, die ruchloseste Gottverläugnung durch Verehrung und Anruf Mariens aufgewogen wird, indem zugleich diese Verehrung als eine bloß äußerliche, als ein wahrer Bilderdienst, bezeichnet ist und, diesem entsprechend, auch das Werk der Rettung auf die sinnlichste Weise, selbst durch Herabsteigen der Marienbilder vom Altare, vollzogen wird, gehören diese legendenhaften Erzählungen zu den merkwürdigen, aber unerfreulichsten Zeichen der Ausartung des Christenthums in Götzendienst und sittenverderblichen Aberglauben.

Gedruckt sind zwei deutsche Dichtungen dieser Classe, etwa vom Schlusse des 13ten Jahrhunderts, im 3ten Band des Laßbergischen Liedersaals. In der ersten, S. 71 ff., deren Verfasser sich „eren frünt der fry“ (V. 1. 296) nennt,[2] macht ein Ritter, der all sein Gut verthan,

[1] Augusti, III, 49: „Als ein vorzüglicher Maria-Ritter war der Feldherr Narses, der Zeitgenosse des Belisarius und Überwinder des Totilas und Tejas, berühmt. Von ihm erzählt Evagrius (a. 586) Histor. eccles. lib. IV, c. 24 Folgendes: *Φασὶ τοίνυν οἱ συγγενόμενοι τῷ Νάρσῃ, ὡς οὗτος τὸ θεῖον λιταῖς τε καὶ ἄλλαις εὐσεβείαις ἐξωσιοῦτο, τὰ εἰκότα γεραίρων καὶ τὴν παρθένον καὶ θεοτόκον, ὡς ἀναφανδὸν αὐτὴν οἱ διακελεύεσθαι τὸν καιρὸν ὅτε πολεμεῖν δέοι.* Auch dergleichen Erscheinungen der heiligen Jungfrau, worauf das *ἀναφανδὸν αὐτὴν* hindeutet, kommen in dieser Periode schon häufig vor. Der verdächtigen Erzählung des Gregorius von Nyssa (3tes Jahrhundert) von der Erscheinung der h. Jungfrau (in Begleitung des Apostels Johannes), welche Gregor der Wunderthäter (in der Mitte des 3ten Jahrhunderts) gehabt haben soll, ist schon oben Erwähnung geschehen.“

[2] [Vgl. auch Marienlegenden, herausg. von F. Pfeiffer, Nr. XX, S. 137 ff. P.]

aber stets mit seiner Frau die Marientage besonders gefeiert, einen Bund mit dem Teufel, worin er Gott und alle Heilige verschwört und nur Marien vorbehält; dafür aber muß er geloben, nach Umfluß eines Jahres seine Frau dem Bösen zu stellen, welchem dieselbe durch ihr fleißiges Gebet zur Mutter Gottes besonders zuwider ist. Der Teufel verspricht ihm dagegen Gold und Gut, dessen auch der Ritter bei der Heimkehr sein Haus voll findet. Als das Jahr um ist, setzt er sich mit seiner Frau auf und reitet nach dem Ort im Walde, wo der Bund geschlossen worden. Auf dem Wege kommen sie zu einer Kapelle, die Marien geweiht ist. Die Frau verlangt abzusteigen und tritt hinein, um eine Taggzeit zu beten. Der Ritter wagt nicht, die heilige Stätte zu betreten und bleibt unter der Thüre stehen. Da befällt ihn die Reue, auf seinen Knieen ruft er die Mutter Gottes an und vergießt Thränen, die sie in ihren Schooß auffängt; unbemerkt wischt sie mit ihrer Hand ihm die Augen. Aber die Zeit drängt und er ruft seine Frau vom Gebet ab, auf diese jedoch ist Schlummer gesunken, an ihrer Stelle und in ihrer Gestalt setzt sich Maria in den Sattel; er sieht sie an und wieder an, sie gefällt ihm tausendmal besser, als je zuvor, und er dünkt sich unselig, daß er die hingeben will, für die er viel besser sein Leben ließe. Der Teufel erscheint, um seine Beute zu empfangen, wird aber von Marien durch Vorhaltung des Kreuzes und des mit den Thränen des Ritters begossenen Gewandes verjagt. Laut schreit er durch die Wolken und reißt die Berge entzwei. Sie führt hierauf den Ritter zu der Kapelle zurück, wo seine Frau noch schläft. Maria ruft hier ihren Sohn an, daß er ihr den Sünder lasse. Aber das Christusbild wendet sich ab von ihm, bis sie es weinend mit der Hand ergreift. Mit ausgebreiteten Armen fleht sie für ihren Schützling, da steigt Christus vom Kreuze nieder und nimmt ihn zu Gnaden auf. Der Ritter und sein Weib erbauen mit dem empfangenen Gut ein Kloster zu unser Frauen Ehre und begeben sich selbst darein.

Die zweite Legende (ebend. S. 253 ff.) erzählt gleichfalls, doch unter verschiedenen Umständen, von einem Vertrage mit dem Teufel, welcher dadurch vernichtet wird, daß der Ritter, welcher Gott verschworen, nicht auch die Mutter Gottes verläugnen wird. Auch hier werden die hölzernen Altarbilder mimisch in Bewegung gesetzt. Eine Erzählung in niederdeutscher Mundart meldet von einem Bischofe

Theophilus, der, als man ihm wegen weltlichen Sinnes seine Präbende genommen, seine Seele dem Teufel verschrieb und selbst auf die Mutter Gottes, obschon widerstrebend, verzichtet. Dennoch wird sie seine Fürbitterin bei ihrem Sohne, der ihm am schwersten das anrechnet, daß er auch auf sie Verzicht gethan. Romantische und andre Gedichte in altplattdeutscher Sprache u. s. w., herausgegeben von Bruns. Berlin 1798. S. 289 ff. (Enthält mehrere Legenden.) [Ausgabe von Hoffmann 1854. S. Gödekes Grundriß S. 106 f. K.]

Eine Reihe von Marienwundern enthält die Heidelberger Pergamenthandschrift 341. Diese Sammlung poetischer Erzählungen und anderartiger Gedichte des 13ten Jahrhunderts beginnt mit denen von geistlichem Inhalt und geht dann auf die weltlichen und schwankhaften über. Die Überschriften der einzelnen Stücke s. bei Wilken S. 417 ff. z. B. Nr. 6, Nr. 18.

Großentheils desselben Inhalts ist der Koloczaer Codex (Mailath XI ff. Inhalt des ganzen Codex); die gedruckten Stücke sind aber nicht hieher gehörig. Eine Pergamenthandschrift des 13ten Jahrhunderts im Kloster Neuburg bei Wien enthält nach der in Diutisca III, 272—4, Nr. 12 gegebenen Nachricht gleichfalls mehrere solche Marienlegenden, z. B. von einem Ritter, der nichts als Ave Maria lernte und auf dessen Grabe diese beiden Worte aus einer Lilie wachsen. (Dieses wird sonst auch von einem schweigsamen Karthäuser erzählt.) Auch die erste der zwei Erzählungen des Liedersaals findet sich dort, aber in anderer Versification. (S. 273 f.)[1]

Da außer jenen zwei Stücken keines in deutscher Sprache durch den Druck zugänglich ist, so hebe ich, zu näherer Charakterisierung dieser Legendendichtung, den Inhalt einiger altfranzösischen Gedichte aus, der, aus gemeinsamer Quelle lateinischer Klosterschriften, ohne Zweifel auch in deutschen Bearbeitungen vorhanden war.

1. Fabliaux et contes des poëtes françois des 11—15 siècles,

[1] Späterer Zusatz: Zwei Marienlegenden aus der Heidelberger Handschrift 341 sind abgedruckt in: Altes und Neues für Geschichte und Dichtkunst, herausgegeben von Bothe u. Vogler. Heft I. Potsdam 1832. S. 173—187. Die erste (Bl. 38 ff.): Ditz ist ein mere gut von einer vrowen und ir sun wolgemut; die zweite (Bl. 50—52): Ditz ist ein schones mere von einem ritter lobewere. (Vgl. Brower, Antiquit. et annal. Trevirens T. II, S. 93.)

publiés par Barbazan, nouv. édition par Méon. T. I. Paris 1808. S. 82 ff. Ein Ritter, der große Liebe zu Marien hat, reitet auf ein Turnier. Er hört von einer nahen Kirche zur Messe läuten und begiebt sich sogleich dahin. Man singt der h. Jungfrau nach einander drei Messen und er weilt noch immer im Gebet, obgleich sein Knappe ihn mahnt, daß die Stunde des Turniers vorübergehe. Als er endlich dem Orte des Ritterspiels zureitet, kommen ihm schon die Andern entgegen, die von da zurückkehren. Alle preisen seine Waffenthaten und Viele stellen sich ihm als Gefangene dar. Es zeigt sich, daß die, zu der er in der Kirche gebetet, statt seiner auf dem Turnier gestritten. Er kehrt nicht in die eitle Welt zurück, sondern widmet sich in einem Kloster ganz dem Dienste der Heiligen.

2. Ebend. I, 347 ff. Ein Ritter, der einer Dame zulieb alle Turniere besucht, kann durch keine Bewerbung ihre Gunst erringen. Zuletzt räth ihm ein frommer Abt, ein Jahr lang täglich 150 mal den Gruß an die Mutter Gottes, das Ave, herzusagen, nur mög' er ja niemals über Ritterspiel oder Jagd sich daran versäumen. Durch ihre Fürbitte werd' ihm dann geholfen werden. Der Ritter ruft nun Tag und Nacht in seiner Kapelle die Gottesmutter an. Als schon das Ende des Jahres herannaht, reitet er an einem Sommermorgen auf die Jagd, verliert sich im Walde von seinen Leuten und kommt zu einer verfallenen Kapelle. Sogleich steigt er ab, kniet vor dem alten Marienbilde nieder, spricht seine 150 Grüße und klagt seinen Liebeskummer. Da erscheint ihm plötzlich Maria, schönen und klaren Angesichts, mit leuchtender Krone und glänzendem Gewand, und fragt ihn, ob die schöner sei, für die er seufze? Erschrocken wirft er sich nieder, sein Gesicht vor der großen Helle mit den Händen deckend. Sie heißt ihn ohne Furcht sein, er soll die Geliebte seines Herzens haben, aber bedenken soll er sich, welche von beiden ihm die liebere sei. Die Wahl des Ritters ist schnell getroffen und Maria sichert ihm zu, droben im Paradiese werd' er sie finden, aber es sei billig, daß er auch um sie ein Jahr lang die täglichen 150 Ave spreche. Der Ritter läßt sich die blonden Haare abschneiden, in Sehnsucht und beständiger Erinnerung an ihre himmlische Schönheit bringt er als Mönch das Jahr hin. Am Schlusse desselben holt sie, als treue Freundin, ihn von der Erde ab zum dauernden Leben.

3. Ebend. II, 420 ff. (Von Gautier de Coinsi, einem Benedictiner, † 1236.) Vor einer alten Kirche, die ausgebessert wird, hat man ein neues Marienbild für dieselbe aufgestellt. Auf dem Platze pflegen sich die jungen Leute zum Ballspiel zu versammeln. Einer derselben will seinen Ring, den ihm seine Freundin gegeben, damit er nicht verloren oder zerschlagen werde, über das Spiel in Sicherheit bringen und tritt zu dem Bilde. Es erscheint ihm in solcher Schönheit, daß er weinend davor niederkniet und sich ganz der herrlichen Gestalt zu eigen giebt, indem er den Ring an ihren Finger steckt. Das Bild schließt sogleich den ausgestreckten Finger, so daß Niemand den Ring wieder herauszuziehen vermag. Doch nach einiger Zeit hat der Jüngling den wundervollen Vorgang vergessen und vermählt sich mit derjenigen, von der er den Ring erhalten. Aber in der Brautkammer selbst tritt die h. Jungfrau zweimal im Traumgesichte vor ihn, zeigt ihm den Ring und mahnt ihn, erst milder und dann drohend, an sein Gelübde. Da springt er auf, eilt in der Nacht davon und begräbt sich in eine Einsiedelei, wo er sein Leben lang Gott und Marien dient. (Eine ähnliche Erzählung in dem Nouv. rec. p. Méon. T. II, 293 ff.; hier jedoch ist es ein heidnisches Steinbild im Coliseum zu Rom, dem der Ring angesteckt wird, und Maria, um Hülfe angerufen, zwingt dasselbe, ihn zurückzugeben.)

4. Ebend. II, 427. (Von demselben.) Ein Mönch, der die Mutter Gottes besonders verehrt und Tag und Nacht vor ihrem Bilde betet, wird von einer abscheulichen Krankheit befallen. Schon hält man ihn für todt und beginnt die Obsequien, als sie, den Andern ungesehen, zu ihm kommt und ihn an ihrer Brust trinken läßt, wodurch er vollkommen geheilt wird.

5. Nouveau recueil de fabliaux et contes etc. par Méon. T. II. Paris 1823. S. 154 ff. Eine Nonne, Sacristanin ihres Klosters, betet mit besondrem Eifer vor dem Bilde der Gottesmutter und erhält deshalb die Gabe, Kranke durch Berührung zu heilen. Gleichwohl wird sie, durch Einwirkung des Bösen, dahin gebracht, daß sie sich entführen läßt; sie legt ihr Nonnenkleid vor dem Bilde nieder. Zwei Jahre beharrt sie in ihrer Verirrung. Als sie nach dieser Zeit reuevoll zum Kloster zurückkehrt, wird ihr die Kirchenthüre von der Schutzheiligen geöffnet, die inzwischen den Dienst und die Heilung der Kranken für sie

versehen hat. Sie tritt wieder ein, ohne daß jemand ihre Verfehlung erfahren, die sie nun durch strenge Kasteiungen abbüßt.

6. Ebend. II, 443. Ein Dieb empfiehlt sich, so oft er auf den Diebstahl ausgeht, dem Schutze der Mutter Gottes, auch thut er von dem Gestohlenen den Armen Gutes. Er wird ergriffen und aufgehängt. Aber sie, die er im Herzen anruft, kommt ihm zu Hülfe. Zwei Tage lang hält sie ihre weißen Hände unter seine Füße, daß er keine Noth leidet. Die, welche ihn aufgehängt, wollen ihn nun mit den Schwertern durchstechen, doch vergeblich, denn sie hält ihre Hände vor. Sie nehmen ihn ab und preisen das Wunder. Er aber geht noch am nemlichen Tag in ein Kloster. Ohne Zweifel dieselbe Erzählung, welche sich in der Heidelberger Handschrift 341 deutsch befindet, mit der Überschrift (Wilken S. 418 Nr. 11):

Ditz ist ein mer(e) gentzlich
von einem diebe vreislich.

Ebenso im Coloczaer Codex Nr. XV [= Pfeiffers Marienlegenden Nr. VI, S. 47 ff.].

Sowie übrigens in einem Theile dieser Erzählungen die poetisch-lebendige Darstellung nicht zu verkennen ist, oder, wie in derjenigen von dem Ritter, welcher von der irdischen Geliebten sich zu der himmlischen Schönheit Mariens wendet, die symbolische Auffassung das Abstoßende mildert, so ist auch wohl anzunehmen, daß in manchen der ungedruckten Stücke ein edlerer Geist der Legende in lieblichern Bildern hervortreten werde.

Wie Maria in zahlreichen und vieltönigen Lobgesängen gefeiert wurde, werden wir im nächsten Hauptabschnitte, vom Minnesang, abhandeln.

4. Weitere Heiligensagen.

Altdeutsche Gedichte, welche das Leben und das Märtyrthum heiliger Männer und Frauen, die Wunderkraft ihrer Reliquien, ihre hülfreiche Erscheinung, die wunderbare Rettung und Heilung glaubiger Menschen und die hiedurch veranlaßte Gründung frommer Stiftungen zum Gegenstande haben, sind in bedeutender Anzahl auf uns gekommen. Vieles ist noch gar nicht oder nur auszugsweise gedruckt. Aber auch

von dem Bekannten hebe ich vorzüglich nur Dasjenige aus, was entweder durch innern Werth, oder dadurch, daß es in Deutschland entsprungen oder hier sich eigenthümlich angeknüpft (denn ein großer Theil der Legenden war der ganzen europäischen Christenheit mittelst der lateinischen Kirchensprache gemein), oder auch als das Werk eines sonst namhaften Dichters besondre Beachtung verdient.

Ich führe die einzelnen Stücke nach der Zeitfolge ihrer jetzigen Abfassung auf.

a. Anno,

ein Gedicht aus der ersten Hälfte des 12ten Jahrhunderts in 876 kurzen Reimzeilen, mit unvollkommenem Reime. Es ist mehrmals herausgegeben, namentlich von Martin Opitz, Danzig 1639, auch in der Züricher Ausgabe der Opitzischen Gedichte; sodann in Schilters Thesaurus B. I; zuletzt: Der Lobgesang auf den h. Anno u. s. w., herausgegeben von Goldmann. Leipzig 1816.[1] Der Heilige dieses Gedichts ist der im Jahre 1075 verstorbene Erzbischof Anno von Köln, als Kanzler Heinrichs III und nachheriger Reichsverweser während der Minderjährigkeit Heinrichs IV geschichtlich wohl bekannt. Ich suche mit Folgendem einen Begriff von diesem Gedichte zu geben, das sowohl von Seiten der poetischen Behandlung als der darin ausgesprochenen Ansicht des Heiligenwesens zu den merkwürdigsten gehört:

Wir hörten oft und viel singen von alten Dingen, wie schnelle Helden fochten, wie sie feste Burgen brachen, wie sich liebe Freunde schieden, wie gewaltige Könige all zergiengen; nun ist Zeit, daß wir denken, wie wir selber sollen enden.

In der Welt Beginn schuf Gott seine Werke zweifach: diese Welt ist das eine Theil, das andre ist geistig. Beide mischt' er zu Einem Werke, das der Mensch ist, Leib und Geist zugleich, der erste nach dem Engel. Seine andern Werke sah Gott recht gehn: Mond und Sonne geben ihr wonniges Licht, die Sterne halten ihre Fahrt ein, das Feuer nimmt aufwärts seinen Zug, Donner und Wind ihren Flug, die Wolken tragen den Regenguß, nieder wenden die Wasser ihren Fluß, mit Blumen zieret sich das Land, mit Laube deckt sich der Wald, das Wild hat

[1] [Neuere Ausgaben von Karl Roth, München 1847, von Bezzenberger, Quedlinburg 1848. Vgl. Holtzmann in Pfeiffers Germania 2, 1. K.]

seinen Gang, schön ist der Vogelsang, jeglich Ding hat noch das Gesetz, das ihm Gott von Anfang gab, nur die zwei Geschöpfe, die er die besten schuf, übertraten sein Gebot.

Fünf Welten (Weltalter) führte der Feind zur Hölle, bis Gott seinen Sohn sandte. Auf hub der des Kreuzes Fahne. Die Zwölfboten hieß er in die Lande fahren, vom Himmel gab er ihnen die Kraft, daß sie überwanden die Heidenschaft. Rom überwand Petrus, die Griechen der weise Paulus, Andreas siegt' in Patras, in Indien Thomas, Matthäus in Äthiopien, Simon und Judas in Persien, Jakobus in Jerusalem, Johannes predigt' in Ephesus und noch wächst aus seinem Grabe Himmelbrot. Viel andre Märtyrer erfüllten mit ihrem Blute Christi Willen; durch Kampf und Mühsal kamen sie zu ihrem Herrn und sind bei ihm in Ehren.

Die trojanischen Franken sollen des immer Gott danken, daß er ihnen so manchen Heilgen gesandt. Also ist es in Köln bewandt, wo ihrer eine solche Menge rastet: die von Sanct Mauritius Heere und elftausend Jungfraun, um Christi Lieb' erschlagen; manche Bischöfe, die dort zeichenhaftig (wunderthätig) waren, und vor allen der heilige Anno; darum loben wir Christum mit Sange!

Zu Köln war er geweihter Bischof, in der schönsten Burg (Stadt), die in deutschem Lande je ward, war Richter der frömmste Mann, der je zum Rheine kam. Die Stadt erschien um so hehrer, von so weiser Herrschaft erleuchtet, seine Tugend war um so glänzender, weil er einer so hehren Stadt pflegte.

Der Dichter geht nun über auf den Ursprung und die weltgeschichtliche Bedeutung der berühmtesten Städte. Ninus, der Stifter der Heerfahrten, baute Ninive; sein Weib Semiramis Babylon, von wo die 70 Zungen ausgiengen und wo der weise Daniel sein Traumgesicht von den Vier hatte, welche vier weltumgreifende Königreiche bezeichneten. Es werden hiernach die vier Weltherrschaften aufgezählt: die babylonische, die des Cyrus und Darius, die des griechischen Alexander, der mit seinen Heeren bis zu den goldnen Säulen an der Welt Ende drang, mit zween Greifen in die Luft fuhr und in einem Glase sich in das Meer niederließ; endlich das römische Weltreich. Cäsar ward von Rom ausgesandt, wider deutsche Lande zu fechten. Schwaben, Baiern, Sachsen bezwang er, zuletzt auch die edeln Franken, die gleich ihm von

der alten Troja herstammten. Aber mit Hülfe der Deutschen besiegte Cäsar selbst den Pompejus und gewann die Alleinherrschaft. Unter seinem Neffen Augustus ward Augspurg und bald auch von Agrippa Köln gestiftet, zuvor schon waren andre Rheinstädte erstanden. In Augustus Zeiten geschah es, daß Gott vom Himmel niedersah. Da ward geboren ein König, dem die Himmel dienen, Jesus Christus, Gottes Sohn, von der heiligen Jungfrau Maria. Des erschienen Gottes Zeichen zu Rom: aus der Erde sprang lautres Öl und rann über das Land; um die Sonne stand ein Kreis, roth wie Feuer und Blut: denn zu nahen begann, woher uns allen die Gnade kam, ein neues Königreich, dem alles Weltliche weichen muß.

Sanct Peter, des Herren Bote, überwand zu Rom den Teufel, richtete dort des heiligen Kreuzes Zeichen auf und schrieb die Burg zu Christi Eigen. Von da sandt' er drei heilige Männer, den Franken zu predigen: Eucharius und Valerius, aber der dritte, Maternus, verschied auf dem Wege. Da kehrten die Zween zurück und klagten es Sanct Petern. Er aber sandte seinen Stab, den legten sie auf des Maternus Grab,[1] sie hießen ihn wieder vom Tod erstehen und in Sanct Peters Gebot mit ihnen nach Franken gehn. Als der Todte seines Meisters Namen vernahm, war er alsbald gehorsam; da erschloß sich die Erde, er hielt sich am Gras und erhob sich eilig aus dem Grabe, darin er vierzig Tage gelegen. Vierzig Jahre lebt' er noch. Zuerst lehrten sie zu Trier, darnach bekehrten sie Köln und hier ward Bischof derselbe Mann, der vom Tod erstanden. Da gewannen die drei Boten bei den Franken zu Gottes Dienste viel manchen Mann, mit besserem Streite, als mit dem Cäsar sie einst überwunden. Sie lehrten dieselben wider Sünde fechten und vor Gott gute Knechte sein. Dieser Lehre pflegten auch wohl, die nach ihnen Bischöfe waren, dreiunddreißig in der Zahl bis auf Sanct Anno. Ihrer sind nun sieben heilig, die scheinen uns vom Himmel, wie das Siebengestirne zu Nacht, Sanct Annos Licht ist hehr und gut, unter die andern bracht' er seinen Schein, wie der Jachant (Hyacinth) in den goldnen Fingerring.

Diesen theuern Mann mögen wir nun zu Beispiel haben, ihn mögen als einen Spiegel ansehn, die nach Tugend und Wahrheit trachten.

[1] Brower, Antiq. et annal. Trev. T. II, S. 93.

Als der dritte Kaiser Heinrich sich ihm befahl (anvertraute) und er zu Köln mit Lob empfangen ward, da gieng er mit des Volkes Menge, wie die Sonne, die zwischen Erd' und Himmel geht und beidenthalb scheinet. So gieng der Bischof Anno vor Gott und vor Menschen. In der Pfalz (als Reichsverwalter) war seine Tugend eine solche, daß ihm das ganze Reich sich beugte; zu Gottes Dienst erzeigt' er sich, als ob er ein Engel wäre. Offen war er seiner Worte, über die Wahrheit fürchtet' er Niemand; ein Löwe saß er vor den Fürsten, ein Lamm gieng er unter Dürftigen. Den Thörichten war er scharf, den Guten milde; Waisen und Witwen lobten seine Sitte. Predigt und Ablaß konnte keiner so göttlich thun. Wenn die Leute nachts alle schliefen, stand er auf und besuchte manches Münster mit seinem reinen Gebet; sein Opfer trug er mit sich. Der Armen fand er viele, die nicht Herberge hatten und sein warteten. Wo das arme Weib mit dem Kinde lag, der Niemand sich annahm, dahin gieng der heilige Bischof und bettet' ihnen wohl. So mocht' er mit Recht heißen Vater aller Waisen.

Selig stand das Reich alles, da er des Gerichtes pflegte, als er zum Reiche den jungen Heinrich zog. Welch ein Richter er wäre, ward weithin kund. Von Griechen und England sandten die Könige ihm Gabe, so that man auch von Dänemark, Flandern, Rußland. Die Münster ziert' er überall, selbst stiftet' er viere, ein fünftes ist Siegeberg, seine liebe Wohnstätte, wo nun sein Grab ist. Es ist Siegburg gemeint, wo noch in der Reliquienkapelle der Klosterkirche das Grab des h. Anno gezeigt wird.

Damit aber nicht die große Ehre seiner Seele schadete, so that ihm Gott, wie der Goldschmied thut, wenn er eine Spange wirken will; das Gold siedet er im Feuer, wohl schleift er die Goldsteine; also schliff Gott Sanct Annon mit mancher Mühsal. Oft feindeten ihn die Landherrn an; oft verriethen ihn die, die ihn behüten sollten, und verläumdeten ihn, die er zu Ehren gebracht. Zuletzt ward er mit Waffen aus der Stadt vertrieben, wie Absalon einst seinen Vater David vertrieb. Hernach begann der üble Streit, als dem vierten Heinrich das Reich verworren ward. Mord, Raub und Brand zerstörten Kirchen und Land von Dänemark bis Apulien, von Kärlingen (Frankreich) bis Ungarn. Denen Niemand widerstände, wenn sie wollten mit Treue zusammen gehn, die stifteten große Heerfahrten gegen Blutsfreunde und

Hausgenossen. Das Reich kehrte seine Waffen in seine eigenen Adern, mit sieghafter Rechte überwand es sich selbst, daß die getauften Leiber unbegraben umhergeworfen lagen, zu Aase den bellenden, den grauen Waldhunden. Als das Sanct Anno nicht zu söhnen vermochte, da verdroß ihn, länger zu leben.

Er fuhr gen Salfeld in Thüringen, auf dem Wege that sich ihm der Himmel auf und er sah die göttliche Wonne, die er keinem weltlichen Manne künden durfte. Wie er da auf seinem Wagen im Gebete lag, umfieng ihn solche Mannkraft, daß man sechszehn Rosse vor den Wagen spannte. Damals däucht' ihn, daß er sähe, was irgend künftig wäre. Sehr nahm sichs zu Herzen der heilige Mann und von da begann er zu siechen.

In einer Nacht hatt' er ein Traumgesicht, wie er in einen königlichen Saal käme, zu wundervollem Gestühle, wie es mit Recht im Himmel wäre. Allenthalben war es mit Gold behangen, kostbare Steine leuchteten überall, Sang und Wonne war groß und manigfalt. Da saßen viele Bischöfe, der Bischof Bardo war ihrer einer, Sanct Heribert glänzte wie ein Goldstein, unter ihnen war Ein Leben und Ein Muth. Noch stand ein Stuhl ledig, zu Sanct Annos Ehren war er hingesetzt, o wie gerne wär' er da gesessen! Das wollten aber die Fürsten nicht gestatten, wegen eines Fleckes auf seiner Brust. Auf stand der Herren einer, Arnold, einst Bischof zu Worms, führt' ihn bei Seite und ermahnt' ihn mit freundlichen Worten, diesen Flecken hinweg zu thun, dann sei ihm der ewige Stuhl bereit. Als nun Sanct Anno vom Schlaf erstand, wußt' er wohl, was er thun sollte; den Kölnern schenkt' er seine Huld wieder, wie sehr sie seinen Haß verschuldet hatten.

Als darauf die Zeit kam, da er, seinen Lohn zu empfangen, zu Gottes Gegenwart aufstieg, da that er uns, wie der Aar seinen Jungen thut, wenn er sie ausfliegen lehrt; er schwebt über ihnen und schwingt sich auf, das thun dann auch die Jungen gerne. Also wollt' er uns lehren, wie wir ihm nach sollten fahren. Uns hienieden zeigt er, welch Leben im Himmel sei. An seinem Grabe noch wirkt' er schöne Zeichen, die Siechen und die Lahmen wurden da gesund.

Ein Vogtmann Volprecht, der sich dem Teufel ergeben, begann eines Tags, als er mit Arnold, seinem Herrn, ritt, Gottes Heilige zu lästern und zuletzt auch Sanct Annon. Da sprangen ihm plötzlich beide

Augen aus und er fiel zu Boden. Als er aber Beichte gethan und des Heiligen Gnade anrief, wuchsen ihm in den leeren Aughöhlen neue Augen.

Das Gedicht, das ich hier in seinen Hauptzügen erkennen zu lassen versuchte, ist nicht nur durch poetische Bilder und lebhafte Darstellung, sondern vorzüglich auch durch die Kühnheit seiner Anlage ausgezeichnet. Es erzählt nicht in der gewöhnlichen Weise schnurgerade fort oder verwebt in die Erzählung einzelne, fromme Betrachtungen, sondern es stellt seinen besondern Gegenstand in einen idealen und weltgeschichtlichen Zusammenhang, es umkreist in raschem Flug alle Weltreiche und schwingt sich zuletzt zum Himmel auf. Was wir bei so vielen andern Legenden vermissen, eine würdige Ansicht von dem Beruf ihrer Heiligen, das kommt uns hier entgegen. Einiges für uns Störende, wie z. B. das letzte Wunder, wird uns nicht abhalten, die einfache Größe des Ganzen zu erkennen.

An die Stelle der weltlichen Lieder soll ein geistlicher Heldensang treten; eine Absicht, die wir in der religiösen Dichtung mehrerer germanischen Völker ausgesprochen fanden. Die Helden dieses neuen Gesanges sind die Heiligen, sie kämpfen den großen Kampf gegen Unglauben und menschliche Verderbnis, sie begründen das neue, geistige Weltreich, dem alle irdische Herrschaft weichen muß, sie lehren uns den Aufschwung zum Himmel, wie ihn der Aar seine Jungen lehrt.

Es ist bemerkt worden, daß das Annolied besonders in der Aufzählung jener Weltherrschaften Mehreres zum Theil wörtlich mit der Kaiserchronik, der ich am Schlusse des vorigen Hauptabschnitts erwähnt, gemein habe. Ein bestimmtes Urtheil über dieses Verhältnis ist mir nicht möglich, da ich die noch ungedruckte Kaiserchronik nur stellenweise kenne. H. Hoffmann äußert sich in den Fundgruben für Geschichte deutscher Sprache und Litteratur Th. I, 251 hierüber so:

„Man hat neuerdings gestritten, ob das Lied auf den h. Anno ein ursprünglich für sich bestehendes Gedicht sei oder der Kaiserchronik angehöre. Ich stimme gegen beide Annahmen: das Annolied ist nemlich meiner Meinung nach älter als die Kaiserchronik, kann also aus dieser nicht entlehnt sein; seine Ursprünglichkeit scheint mir aber nur theilweise zulässig, weil wahrscheinlich sein weltgeschichtlicher Anfang aus einer ältern Reimchronik herrührt, woraus auch der Verfasser der Kaiserchronik schöpfte; daher denn auch wohl in beiden Gedichten diese merkwürdige Übereinstimmung."

Verhält sich dieses aber auch wirklich so, d. h. ist jener weltgeschichtliche Überblick vom Verfasser des Annoliedes selbst aus einer ältern Chronik in sein Gedicht aufgenommen oder von einem Andern, wenigstens in diesem Umfang und der wörtlichen Übereinstimmung, interpoliert worden, so wird dadurch der ursprüngliche Werth und Bestand des Liedes nicht aufgehoben; denn die schönsten Bilder und die Idee des Heiligenberufes selbst sind gerade nur dem Theile der Dichtung eigen, welcher sich auf den h. Anno bezieht, und der Ausflug in die Weltgeschichte war, wenn nicht in dem, was aus ihr herbeigezogen wurde, doch in der Beziehung auf den besondern Gegenstand eigenthümlich. Entschieden aber ist noch keineswegs, daß nicht eine Chronik, welche ihrer Natur nach Compilation ist, das einzelne, ausgezeichnete Gedicht benützt haben könne.

b. Orendel und Breide.

In dem vorangeführten Marienleben von Philipp, dem Karthäuser, wird erzählt, wie Maria ihrem Sohne einen Rock gemacht, ohne Naht, und der mit dem Kinde fortgewachsen (Grundriß 297. 27 [1]). An diese Legende vom ungenähten Rock Christi ist in den Abenteuern des trierischen Königssohnes Orendel eine Brautfahrt angeknüpft, ähnlich den in der Heldensage vorkommenden Fahrten Otnits, Rothers, der Hegelinge. Wenngleich dieses Gedicht in der ältesten Gestalt, in der wir es besitzen, nur in einem Augsburger Drucke von 1512 [2] vorhanden ist und hier manche entstellende Änderung erfahren hat, so läßt doch der darin noch herrschende unvollkommene Reim dasselbe als ein Erzeugnis des 12ten Jahrhunderts vermuthen (Hoffmanns Fundgruben I, 213). Es besteht in 6949 Reimzeilen. Der Stil ist der des volksmäßigen Heldenlieds und wir haben es deshalb bei der Erörterung des epischen Stils benützt.

Der Eingang des Gedichts berichtet die seltsamen Schicksale des grauen Rockes Christi. Maria hat ihn aus der Wolle eines schönen Lammes gesponnen, die h. Helena (sehr anachronistisch) ihn gewirkt.

1 Vgl. Altd. Wäld. B. II, 28. Wilken, Gesch. d. Kreuzz. I, 13 f., Nr. 31.

2 [Neue Ausgabe von H. v. d. Hagen. Berlin 1844. K. Orendel und Bride von L. Ettmüller. Zürich 1858. Übersetzung von K. Simrock. Stuttgart und Tübingen 1845. P.]

Er ist gewirkt und nicht genäht. Christus hat darin die heiligen vierzig Tage gefastet; nach seinem Tode verlangt ein alter Jude von Herodes den Rock zum Lohne 23jährigen Dienstes. Der Jude wäscht ihn am Brunnen und breitet ihn an die Sonne, aber des Heilands rosenfarbes Blut bleibt daran. Da heißt Herodes den Rock aus dem Gesichte schaffen; er wird in einen steinernen Sarg verschlossen und 72 Meilen vom Strand in den Grund des Meeres geworfen. Eine Sirene bricht den Sarg auf und der Rock schwimmt ans Ufer. Hier liegt er volle acht Jahre; im neunten kommt ein armer Waller, der vielgewanderte Tragemund, in Cypern auf den Sand, um ein Schiff nach dem heiligen Grabe zu suchen. Er findet den Rock und hebt ihn auf, als eine Gabe Gottes. Er will ihn tragen um der Seele des Mannes willen, der darin ertrunken. Er wäscht ihn im Meere, aber das rosenfarbe Blut bleibt ganz frisch. Der Waller erräth, daß es Christi Rock sei, durch den des Speeres Stich gegangen; nicht ihm, noch irgend einem Sünder gezieme, den Rock zu tragen. Er wirft ihn wieder in die Meeresflut. Ein Fisch, der Wal genannt, verschlingt den Rock und trägt ihn weitere acht Jahre im Magen, bis er dem Helden des Gedichtes zu Theil wird.

Orendel ist der Sohn des mächtigen Königs Eigel zu Trier an der Mosel. Als er zu seinen Jahren gekommen, empfängt er an St. Stephans Tage das Schwert und weiht es Marien. Es soll nun eine Braut für ihn gewählt werden. Alle benachbarten Königstöchter sind ihm blutsverwandt. Nur eine, fern überm Meere, weiß ihm sein Vater zu nennen; es ist Jungfrau Breide, die schönste der Weiber, der das heilige Grab dient und viel der Heidenschaft. Es werden 72 Schiffe gezimmert. Orendel will nur solche Gefährten, die freiwillig mit ihm ziehen. Er läßt goldne Sporen auf den Hof schütten, die Ritter, die ihm folgen wollen, heben sie auf; nur ein Paar bleibt zurück, daraus der junge König unsres Herrn Bild machen läßt, zum Opfer in Jerusalem. Sie fahren die Mosel hinab nach Koblenz, dann auf dem Rhein in das Meer. Nach dreijähriger, abenteuervoller Irrfahrt nähern sie sich dem h. Lande, als ein Sturm sich erhebt und die 72 Kiele versenkt. Orendel allein wird ans Land getrieben. Die Kleider sind ihm abgerissen. Drei Tage bringt er in einem Loche zu, das er mit der Hand in den Sand gegraben. Am vierten Morgen hört er das Meer rauschen. Ein Fischer fährt heran; dem Orendel, der sich für einen beim

Fischfang Verunglückten ausgiebt, als Knecht zu dienen sich erbietet. Meister Eise, so heißt der Fischer, ein Greis von 72 Jahren, will die Kunst des Fremdlings prüfen. Orendel, der noch nie gefischt hat, hebt seine Hände zu Gott. Dann wirft er die Garne aus und fängt in kurzer Zeit das Schiff voll Fische. St. Peter hilft ihm dazu. Sie fahren nun nach dem Hause des Fischers. Es ist eine Burg mit sieben Thürmen, darauf dem Meister 800 Fischer dienen. Seine Frau steht an der Zinne mit sechs Dienstfrauen, alle kostbar gekleidet. Vierthalb-tausend Fische liest Meister Eise auf, einen, den Wal, schneidet er auf und findet in dessen Magen den grauen Rock. Orendel, der seine Blöße nur mit Laub bedeckt hat, bittet um denselben, aber Eise will ihn nicht umsonst geben. Orendel dient darum sechs Wochen, bis gegen Weihnachten. Da meint der Meister, der elende Mann soll dieses Fest über nicht so nackt vor ihnen gehen, man soll ihm ein Gewand kaufen. Des Fischers Frau kauft ihm dürftige Bekleidung und ein Paar große rinderne Schuhe. Orendel klagt Gott seine Noth. Marie, die ihren Sohn für ihn gebeten, sendet ihm durch den Engel Gabriel dreißig güldne Pfenninge, mit dem Troste, daß seine ertrunkenen Ritter bei Gott im Himmelreiche seien. Mit den Pfenningen soll er den grauen Rock kaufen, den der Herr bei seiner Marter getragen. Darin sei er besser bewahrt, als in Stahlringen, kein Schwert mög' ihn dadurch verwunden. In demselben soll er fünfzehn Kämpfe gegen die Heiden fechten. Orendel begiebt sich auf den Markt, wo man den grauen Rock feil bietet. Da thut unser Herr um des jungen Königs willen ein großes Zeichen. Der Rock schleißt, wo man ihn angreift, auseinander, als ob er faul wäre. So muß der Meister ihn um die dreißig Goldpfenninge ablassen, gerade um so viel, als einst unser Herr verkauft ward. Als aber Orendel ihn zu sich genommen, erscheint er nagelneu. In diesem Rocke zieht nun Orendel zum h. Grabe, wo er für die schöne Breide, der eine Gottesstimme sein Kommen zum voraus verkündigt hat, viele und ungeheure Kämpfe gegen die Heidenschaft siegreich besteht, in welchen Breide mitunter auch selbst das Schwert führt. Sie setzt ihm Davids Krone auf und er vermählt sich mit ihr, aber, nach dem Geheiß eines Engels, bleibt immer ein Schwert zwischen ihnen liegen. Er geräth in Gefangenschaft, auch Breide wird entführt, doch stets ist ihnen der Himmel wieder hülfreich. Orendel wird überall der graue Rock genannt. Anfangs wird

er um seiner unscheinbaren Kleidung willen gering geschätzt. Als er aber zum erstenmal auf dem Tempelhof zu Jerusalem ein wildes Ross besteigt und die rindernen Schuhe nicht in den Stegreif bringen kann, sendet ihm Christ vom Himmel durch den Engel Gabriel goldne Schuhe hernieder. Drei Erzengel, Schwerter in Händen, reiten mit ihm in den Streit. Als er auf einer heidnischen Burg gefangen liegt, schreibt die Gottesmutter selbst einen Brief, den eine Turteltaube zu seinem Heere bringt und, als eben der Priester die Messe singt, auf den Altar fallen läßt. Nachdem Orendel seinen Vater zu Trier von der Belagerung eines heidnischen Heeres entsetzt und die Heiden, die sich ihm unterworfen, getauft hat, befiehlt ihm der Engel, den grauen Rock zu Trier zu lassen, wo der Herr am jüngsten Tage sein Gericht halten und alle seine Wunden zeigen werde. Orendel läßt drei Priester holen, verschließt den Rock in einen steinernen Sarg und empfiehlt ihm das Land von Trier. Er befreit noch das h. Grab, das in die Gewalt der Heiden gefallen, und lebt in dessen Dienste mit Breiden und dem Meister Eise, den er zum Herzog des h. Grabes bestellt hat, bis die Engel ihre Seelen hinführen.

Dieser ungenähte Rock[1] nun (tunica inconsutilis) war die berühmte Hauptreliquie der Kathedralkirche zu Trier und ist vielleicht[2] noch dort zu sehen. In den Antiquitat. et annal. Trevirens. auctor. Browero et Masenio. Leod. 1670 findet man dieses Kleinod umständlich beschrieben und die Geschichte seiner Erwerbung und Verehrung ausführlich abgehandelt. Die Legende ist diese: der h. Agricius, der im Jahre 327 von Antiochien als erster Bischof nach Trier kam, brachte den ungenähten Rock nebst andern Heilthümern dahin, als ein Geschenk, das ihm die h. Helena, Mutter Constantins des großen, für seine neue Kirche mitgegeben (I, 216 fg.). In den nachfolgenden Kriegsunruhen und Verheerungen war aber die Reliquie verschwunden und Jahrhunderte lang verschollen, bis im Jahre 1196 Erzbischof Johann I sie im Altare des h. Nicolaus wieder auffand (II, 91). Doch wurde sie abermals der

[1] Der Anlaß zu der Legende vom ungenähten Rock Christi liegt im Evangelium Joh. 19, 23: Der Rock aber war ungenähet, von oben an gewirket durch und durch.

[2] [Geschrieben vor den neuen Ausstellungen desselben im Jahre 1844 und später. K.]

öffentlichen Verehrung entzogen und erst im Jahre 1512, während der Anwesenheit Kaiser Maximilians I bei einer Reichsversammlung zu Trier, von neuem, unter Veranstaltung allgemeiner Gebete, aufgesucht und entdeckt. Bei ihrer öffentlichen Ausstellung sollen sich gegen hunderttausend Menschen versammelt haben. Man war damals so glücklich im Finden heiliger Gewande, daß zu gleicher Zeit in einer andern Kirche zu Trier auch das Kleid der heiligen Jungfrau zum Vorschein kam. Der ungenähte Rock wurde anfangs nur zusammengefaltet, wie er aufgefunden worden war, vorgezeigt, aber auf inständiges Begehren der Menge breitete man ihn vor aller Augen aus, worüber die Meisten, wunderbar bewegt, in plötzliche Thränengüsse ausbrachen (II, 328 fg.). Matthias Agricius, ein trierischer Geistlicher, beschreibt das Aussehen desselben u. A. in folgenden panegyrischen Versen:

Vix etiam cuiquam certum didicisse colorem
Contigit, usque adeo variat decor undique fusus,
Puniceusve rubor certat ferrove, crocove,
Ut coram aspexi: fugiuntque hærentque tuentum
Pendentes oculi: jurares numen inesse.
Non tot multicolor pallentibus arcubus Iris
Induitur formas, quas versat imagine tota,
Quot rutilant varii variante decore colores.
Atque ea sanguineis nonnunquam interlita guttis
Arida prodit adhuc sudati semina roris,
Dixeris æthereo demissam a culmine vestem.

(II, 421. Vgl. II, 91.)

Eine päbstliche Bulle vom Jahre 1514 gewährte den Besuchern und Verehrern des heiligen Rockes reichliche Indulgenzen (II, 556). Da man auch anderwärts das Kleid Christi zu besitzen behauptete, so fand sich Calvin zu der Bemerkung veranlaßt, daß man frevelhafter mit dem Rock des Herrn umgehe, als einst die Kriegsknechte, die sich gescheut hätten ihn zu zertrennen, während man ihn nun zwar nicht in zwei Stücke, aber in zwei ganze Röcke zerschnitten habe. Hiegegen ereifert sich der Jesuit Brower sehr und vertheidigt insbesondre den verjährten Besitzstand der Kirche zu Trier, indem er sich auf das Edictum *uti possidetis* beruft (I, 217 fg.).

Der Umstand, daß die Legende von der Erwerbung des Heilthums, wie sie sich zu Trier erhalten, mit der Erzählung unsres Gedichtes nichts

gemein hat, bestätigt die Ansicht, daß in letzterem die legendenhafte Überlieferung sich eines alten Heldenliedes bemächtigt habe. Wir sahen auch im Otnitsliede eine Brautfahrt der deutschen Heldensage zu einem Kreuzzuge umgewandelt. Der ungenähte Rock, welcher besser vor Schwertschlägen schützt, als stählerne Ringe, entspricht St. Georgs Hemde, welches Wolfdietrich mit gleicher Eigenschaft trägt und welches auch mit ihm gewachsen ist. Aber auch in diesem glaubten wir ein gefeites Gewand, ein Nothhemd, wie es schon in den nordischen Sagen vorkommt, christlich umgetauft, zu bemerken; ein solches kann nun auch die Anknüpfung des Liedes von Orendel an die Legende vom Rocke Christi veranlaßt haben. Die Engel leisten in diesem Liede die ähnlichen, hülfreichen Dienste, wie im Otnitsliede der Zwerg Elberich. Ja es kommt sogar ein wonnesamer Zwerg Alban vor, der Breiden durch zween hohle Berge in den Kerker des gefangenen Orendel führt. Weil er aber treulos an ihnen handeln will, wird er von einem Engel mit einer dreistrangigen Geisel gezüchtigt. Christliche und heidnische Figuren sind hier seltsam vermischt und die Geisel, die im Nibelungenliede der Zwerg Alberich führt (V. 1991), ist in die Hand des Engels übergegangen. Auch der prosaische Anhang des Heldenbuchs setzt Orendeln mit den Helden der deutschen Sage in Verbindung:

Bl. 208: Kunig ernthelle von Trier was der aller erste held der ye geboren ward. Der für übermer mit vil schiffen. wann er was gar ein reicher künige. Do giengen jm die schiff alle vnder. doch kam er myt hilff eines fischers auß, vnd was lang zeyt by dem fischer vnnd halff jm fischen. Darnach kam er gen Jherusalem tzů dem heyligen grabe. Do was syn frawe eins küniges tochter. die was geheyssen frauwe Brigida, was gar ein schöne fraw.[1] Darnoch ward dem künig geholffen von andern grossen herren das er wider kam gen Trier. vnd starb do, vnd liget zů Trier begraben.[2] Also ertruncken jm alle syn diener, vnnd verlor gar vil gůtz auff dem mere.

Des ungenähten Rockes wird hier gar nicht erwähnt. (Vgl. Hormayr I, 17. III, 25. Orendil, Gaugraf im Chiemgau. Orendelsall, Pfarrdorf, Oberamt Öhringen.)

[1] Die Legende der heil. Brigida bei Jac. de Vorag. CC hat mit ihr nichts gemein.

[2] was nicht mit dem Liede stimmt.

c. Der arme Heinrich,

ein Gedicht Hartmanns von Aue, vom Ende des 12ten Jahrhunderts, in 1520 kurzen Reimzeilen. Es ist mehrmals herausgegeben, besonders mit schätzbaren Untersuchungen über den Mythus desselben u. s. w. durch die Brüder Grimm, Berlin 1815. Später mit noch strengerer Kritik des Textes in K. Lachmanns Auswahl aus den hochd. Dichtern des 13ten Jahrhd. Berlin 1820 [später von W. Müller 1842, von Haupt 1842, von Wackernagel 1855 abgesondert, ferner im altdeutschen Lesebuch. K.]. Ganz neuerlich ist erschienen: Der arme Heinrich u. s. w., metrisch übersetzt von K. Simrock. Nebst der Sage von Amicus und Amelius und verwandten Gedichten des Übersetzers. Berlin 1830.

Heinrich von Aue, ein Ritter in Schwaben, der mit allen Gaben des Glücks reichlich gesegnet ist, wird von der Miselsucht (dem Aussatz) ergriffen. Er fährt nach Monpelier und Salerno, um bei den Ärzten Heilung der schrecklichen Krankheit zu suchen. Am erstern Orte wird sie für unheilbar erklärt, am letztern bescheidet ihn der beste Meister, daß er nur durch das Herzblut einer reinen Jungfrau, welche freiwillig für ihn den Tod leide, geheilt werden könne. Heinrich giebt den Gedanken an seine Genesung auf, entschlägt sich seiner Habe bis auf ein Gereute (neuangebautes Land), wohin er vor den Menschen flieht. Dieses Gereute baut ein freier Meier, den Heinrich stets wohl gehalten und der nun zum Danke seines Herrn treulich pflegt. Besonders aber nimmt die zwölfjährige Tochter des Meiers sich des Kranken liebreich an und in ihr bildet sich, als sie die Bedingung seines Genesens erfahren, der feste Entschluß, sich für seine Heilung zu opfern. Sie läßt nicht ab, bis er mit ihr nach Salerno zieht. Schon streicht der Meister sein Messer, um ihr das Herz aufzuschneiden, als Heinrich, der es von außen gehört und durch einen Ritz der Wand in die Kammer geblickt, ungestüm Einlaß verlangt und zum großen Leidwesen des Mägdleins erklärt, daß er ihren Tod nicht ertragen könne. Sie ziehen wieder nach der Heimat, aber auf dem Wege wird Heinrich durch die Gnade des Himmels frisch und gesund. Seine Freunde rathen ihm, sich zu vermählen, und er umfängt als Gemahlin die, von der er Leben und Genesung hat und die er zuvor schon im kindlichen Spiele sein Gemahl zu nennen pflegte.

Die Brüder Grimm haben den Grund dieser Dichtung als eine alte, hier in dem Geschlechte, dessen Dienstmann der Dichter war, angeknüpfte Opfersage nachgewiesen, welche in manigfachen Gestaltungen vorkommt und deren ursprüngliche Bedeutung ist, daß das Unreine durch die Hingebung des Reinen geheilt werde. Die Reinigung vom Aussatze durch Blut insbesondre kommt schon im alten Testamente vor. [1]

Der Gegenstand des Gedichtes, wie ich ihn nur in Umrissen angegeben, kann herb und schwierig erscheinen. Aber der mildeste und innigste unter den altdeutschen Dichtern hat durch seine Behandlung über das schroffe der alten Sage ein so sanftes, gedämpftes Licht ausgegossen, daß dieses Gedicht als eines der gediegensten und anmuthigsten des deutschen Mittelalters dasteht. Die jungfräuliche Retterin faßt und verfolgt ihren Vorsatz so mit innerlicher Begeisterung, daß sie in ihrem freudigen Muthe den Hörer selbst über die Schrecken der grausamen Opferung hinwegsetzt und es glaublich macht, wie ihre Eltern, wie der anfangs widerstrebende Meister, wie Heinrich selbst, für den sie sich opfern will, unwiderstehlich bis zum Puncte der Entscheidung mit hingerissen wurden.

Ich habe diese Erzählung hier eingereiht, nicht bloß, weil die endliche Wendung ein Gnadenwunder ist, sondern weil das Ganze in religiösem Sinne aufgefaßt ist.

Der Dichter, der sich auf eine geschriebene Quelle beruft, sagt im Eingang, er habe sich genannt, um nicht ohne Lohn seiner Arbeit zu bleiben, damit nemlich, wer nach seinem Leben diese Mähre lese oder sagen höre, seiner Seele vor Gott gedenken möge; man sage, wer für des andern Schuld bitte, erlöse sich selbst damit. Diese Stimmung, mit der er anhebt, verbreitet sich über das ganze Gedicht. Er zeigt vorn herein an des armen Heinrichs Geschicke die Hinfälligkeit alles Irdischen

[1] Vgl. das Ausland 1833. 3 Mai. Nr. 123, S. 492. „In der Nähe von Agra wollte sich ein Mohammedaner, der mit dem Aussatze behaftet war, lebendig verbrennen. Es besteht nemlich unter den Hindus ein Aberglaube, der auch auf die Mohammedaner übergegangen ist, daß durch einen solchen Tod der Aussatz, der oft in Familien sich vererbt, in denselben ausgerottet wird. Wahrscheinlich wirkt aber am meisten Lebensüberdruß zu solchen Selbstopferungen mit, die in Indien Samadh genannt werden. Sobald die Behörde von dem Entschlusse des Kranken in Kenntnis gesetzt wurde, untersagte sie den Verwandten des Kranken, ihm dazu behülflich zu sein."

(Grimm S. 2 ff.). Diesem Unbestande, diesem schmählichen Versinken des Erdenglückes gegenüber erhebt sich dann in der Begeisterung des heldenmüthigen Kindes der Blick zu einer andern, unvergänglichen Herrlichkeit, zu der dieses reine Wesen, als freiwilliges Opfer für die Rettung ihres geliebten Herrn, sich aufschwingen will. Schon bei ihren kindlichen Spielen wird der Geist angedeutet, den der Himmel selbst in ihr erweckt (Grimm S. 6 f.):

Iedoch geliebte irz aller meist
von gotes gebe ein süezer geist.

In voller Reife aber spricht sich ihre Gesinnung in den beredten Worten aus, wodurch sie die Einwilligung ihrer Eltern zu ihrem kühnen Entschlusse sich erringt (Grimm S. 11—17).

Besonders aber zeichnet sich Hartmanns Gedicht vor andern Darstellungen dieser Opfersage am Schluß noch dadurch aus, daß nicht das blutige Opfer äußerlich vollbracht und durch ein ebenso gewaltsames Wunder die Todte wieder ins Leben geweckt wird, sondern daß die freiwillige Hingebung geistig vollendet wird und dann die Genesung nur leise, wie ein Thau, vom Himmel sinkt. Das alte Blutopfer ist rein innerlich geworden und der Dichter spricht seinen Sinn klar in den Worten aus:

Do erzeigte der heilige Krist,
wie liep ime triuwe ist,
und schiet sî dô beide
von allem ir leide
und machete in dâ zestunt
reine unde wol gesunt.

Ein späterer Dichter des 13ten Jahrhunderts, Gottfried von Straßburg, rühmt von Hartmann (Tristan 4626):

Wie lûter und wie reine
sîn kristallînin wörtelîn
beidiu sint und iemer müezen sîn!
sî koment den man mit siten an,
sî tuont sich nâhen zuo dem man
und liebent rehtem muote.

In keinem seiner Gedichte hat wohl Hartmann von Aue diese klare, anmuthende Beredsamkeit schöner dargelegt, als im armen Heinrich.

Von den übrigen Werken des Dichters, von seinen Lebensumständen und von den Beziehungen, die sich dafür auch aus dem armen Heinrich ergeben, wird später die Rede sein.

d. Gregor vom Steine.

Dieser Legende ist hier nur zu erwähnen, um eine Lücke in der Kenntnis unsrer ältern Poesie zu bezeichnen und nothdürftig zu ergänzen. Der Dichter des armen Heinrichs hat auch einen Gregor gedichtet. Aber die einzige Pergamenthandschrift dieses Werks, welche sich zu Straßburg befand, wird seit mehreren Jahren vermisst. Sonst ist (außer einem abgerissenen Pergamentblatte im Besitze Prof. Veesenmeyers zu Ulm) nur eine Papierhandschrift in Wien vorhanden,[1] deren Beschaffenheit kritische Sprachkenner nicht zur Herausgabe einzuladen scheint. Gleichwohl wäre, in Ermanglung eines bessern Codex, zu wünschen, daß wir, was auch ein schlechterer nicht ganz verdunkeln könnte, von der poetischen Auffassung einer der bedeutsamern Heiligensagen durch einen so ausgezeichneten Dichter endlich Kunde erhielten.[2] Gregor vom Stein ist eine christliche Ödipussage. Ich gebe von ihr nach den Gestis Romanorum,[3] einer im Mittelalter gangbaren Sammlung lateinischer Erzählungen, mit geistlicher Anwendung, einen kurzen Begriff:

Gregor ist der Sohn eines Kaisers, in verbrecherischer Liebe mit der eigenen Schwester erzeugt. Er wird, um die Schande zu verbergen, in einem verschlossenen Fasse ins Meer ausgesetzt. Die Wellen treiben ihn ans Land, in die Nähe eines Klosters, dessen Abt ihn erziehen läßt. Sein Vater stirbt auf einer Bußfahrt im h. Lande. Um seine Mutter, als Erbin des Kaiserthums, wirbt ein Herzog von Burgund. Als sie diesen abweist, verheert er ihr Land und sie muß sich mehrere Jahre lang in einer festen Stadt verschlossen halten. Dahin kommt, vom Sturme verschlagen, Gregor, der inzwischen herangewachsen und wehrhaft geworden ist. Er kämpft, ihr unerkannt, für die bedrängte Frau, erlegt den Herzog und befreit ihr Land. Man dringt in sie, sich dem

[1] Büsching, der Deutschen Leben, Kunst und Wissen im Mittelalter. II, 120–24. Iwein u. s. w. von Benecke und Lachmann, S. III.

[2] [Ausgaben haben wir seither erhalten von K. Greith im spicilegium vaticanum 1838, von Lachmann 1838. K.]

[3] Gesta Romanorum cum applicationibus moralisatis ac mysticis [S. 81],

zu vermählen, der allein das Reich vor ähnlicher Gefahr schirmen könne. So wird er Kaiser und Gemahl seiner Mutter. Sie selbst macht, mittelst einer Schrift, die sie einst zu ihm in das Faß legen ließ, die gräßliche Entdeckung. Gregor zerbricht seine Lanze und geht nachts in Pilgertracht mit bloßen Füßen von dannen. Er kommt zu einem Fischer, der ihn sechszehn Meilen weit ins Meer hinein zu einem einsamen Felsen überfährt. Hier läßt er sich in Fesseln anschmieden und die Schlüssel zu diesen ins Meer werfen. Schon siebzehn Jahre hat er dort gebüßt, was er nicht verschuldet, als der Pabst stirbt und eine Stimme vom Himmel ruft: „Sucht einen Mann Gottes mit Namen Gregorius und bestellt ihn mir zum Statthalter!“ Die ausgeschickten Boten haben schon durch manche Reiche vergeblich geforscht; da kommen sie auch zum Hause des Fischers, der sich, auf ihre Nachfrage, an den Namen jenes Pilgrims erinnert, ihn aber längst für todt hält. An demselben Tage jedoch fängt er einen Fisch, in dessen Eingeweide sich die ins Meer geworfenen Schlüssel finden. Sie fahren nun nach dem Felsen über, wo sie Gregorn noch am Leben finden und zum Statthalter Christi berufen. Als er in die Stadt eingeführt wird, schlagen alle Glocken von selber an, zum Zeichen, daß er der Erkorene sei.

Auch als Volksbuch wird diese Legende in Görres deutschen Volksbüchern S. 244 angeführt. (Vgl. Wilken, Heidelb. Bibl. 350, 6.)

In den serbischen Volksliedern kommt sie, in doppelter Gestalt, nicht unter dem Namen Gregors, sondern Simeons des Fündlings vor (Talvj, I, 139. Wila, I, 226), auch sonst mit veränderten Nebenumständen.

e. Engelhart und Engeldrut,

ein Gedicht Konrads von Würzburg, eines sehr fruchtbaren Dichters, besonders in Erzählungen, aus der zweiten Hälfte des 13ten Jahrhunderts. Es ist nur noch in einem Drucke des 16ten Jahrhunderts, Frankfurt 1573,[1] vorhanden, worin es, wie in solchen Fällen immer geschah, zugleich in die neuere Mundart übertragen worden. Es scheint von diesem Drucke nur ein einziges Exemplar bekannt zu sein, das sich auf der Wolfenbüttler Bibliothek befindet. Daraus ist in Eschenburgs

[1] [Neue Ausgabe von M. Haupt. Leipzig 1844. K.]

Denkmälern altdeutscher Dichtkunst, Bremen 1799, S. 41 ff. ein Auszug gegeben, wonach der Hauptinhalt des Gedichts dieser ist:

Engelhart, der Sohn eines Edelmanns in Burgund, will fremde Länder besuchen. Beim Abschied giebt ihm sein Vater drei Äpfel mit. Wenn er Jemand auf der Reise treffe, der mit ihm Gesellschaft machen wolle, soll' er demselben einen der Äpfel geben. Verzehre jener den Apfel ganz, ohne ihm etwas davon zu reichen, so soll' er ihn meiden; geb' er ihm aber einen Theil davon, so soll er seine Freundschaft annehmen. Vor allen Dingen empfiehlt ihm der Vater die Treue. Der Sohn verspricht, dieser Weisung zu folgen, reitet davon und ihm begegnen nach einander zwei junge Leute, die mit ihm Gesellschaft machen wollen, aber beide nicht Probe halten, sondern die Äpfel allein verzehren. Darauf begegnet ihm ein Dritter, an Gestalt ihm selbst vollkommen ähnlich. Dieser nimmt den Apfel, schält ihn und giebt dem Schenker die Hälfte zurück. Engelhart wählt ihn zum Gefährten. Sein Name ist Dietrich von Brabant und der Zweck seiner Reise gleichfalls, fremde Dienste zu nehmen. Sie kommen zusammen nach Dänemark und werden dort am Hofe wohl aufgenommen. Der König hält sie, ihrer Ähnlichkeit wegen, für leibliche Brüder; sie versichern aber, daß nur ihre Gesinnungen brüderlich und dazu vereint seien, ihm ihre Dienste anzubieten, um von seiner Tugend zu lernen. Ihr Erbieten wird angenommen, sie machen sich am Hofe überall beliebt und leben mit einander in der treuesten Freundschaft. Der König hat eine Tochter, mit Namen Engeldrut, von ausnehmender Schönheit. Die beiden Jünglinge gefallen ihren Augen und bald auch ihrem Herzen [Z. 1045]:

> Denn was den augen sanfte thut,
> Das dünket auch dem herzen gut
> Und ist ihm [zwar] wohl damitte.
> Herz und augen han die sitte,
> Daz sie gehellen unter [e]in;
> Das auge muß das herze sein
> Zu lieblichen dingen
> Leiten und bringen

Der großen Ähnlichkeit wegen ist sie von beiden gleich stark eingenommen, zuletzt aber entscheidet der Name Engelhart, weil er ihr am besten klingt und am meisten zu dem ihrigen stimmt.

Aus Brabant kommt ein Bote an Dietrichen, der ihm den Tod seines Vaters meldet und ihn zurückberuft, um sein Land in Besitz zu nehmen. Nicht minder schmerzlich, als der Verlust des Vaters ist ihm die Trennung von seinem Freunde. Er bietet diesem einen Theil seines Erbes an, wenn er mit ihm ziehen wolle; er macht einen zweiten Versuch und will lieber den ganzen Besitz seines Landes, als Engelharts Umgang verlieren. Dieser hält es aber für Undank, des Königs Dienste schon wieder aufzugeben, verspricht jedoch, sobald er den dänischen Hof verlasse, zu Dietrichen zu kommen. So scheiden die Freunde. Bald hernach stirbt die Königin von Dänemark. Engeldruts Schmerz um den Tod ihrer Mutter, vereint mit ihrem Liebeskummer, macht sie sehr niedergeschlagen und schwermüthig. Ihr Vater sucht sie aufzuheitern und fällt darauf, ihr Engelharten zum Kämmerer zu geben [Z. 1844]:

Der kann dir alle schwere
Mit freuden gar vertreiben,
Teutsch lesen und schreiben,
Harfen und singen,
Tanzen und springen
Kann er aus der maaßen wol,
Damit er alle stunden soll
Kurzweile machen dir u. s. w.

Als nun Engelhart der Königstochter bei der Tafel aufwartet, läßt er beim Vorschneiden das Messer aus der Hand fallen, mit einer Verwirrung, die auf einmal sein Herz verräth. Das Verhältnis, das sich zwischen ihnen entspinnt, wird aber von dem eifersüchtigen Auge Ritschiers von England, der des Königs Schwestersohn ist, beobachtet. Er verräth dem König eine nächtliche Zusammenkunft der Liebenden im Garten. Ein Zweikampf soll über Schuld oder Unschuld entscheiden. Engelhart, der sich schuldig weiß, fürchtet einen unglücklichen Ausgang und fällt auf das Mittel, seinen Freund Dietrich für sich kämpfen zu lassen. Er begiebt sich zu diesem nach Brabant und sie verabreden, Einer des Andern Rolle zu spielen. Engelhart bleibt in Brabant zurück und wird für Dietrichen gehalten. Dietrich kommt auf den bestimmten Tag in Dänemark an und besteht den Zweikampf. Er haut seinem Gegner eine Hand ab und will ihm das Leben nehmen, als der König dem Kampfe Einhalt thut und Dietrichen, der immer noch für Engelhart

gehalten wird, die Hand seiner Tochter zur Belohnung verspricht. Die Hochzeitfeier wird angestellt, aber Dietrich legt ein Schwert zwischen sich und Engeldrut; eine Treue, die ihm sein Freund bei seiner Gemahlin erwidert. Sogleich nach der Hochzeit kehrt Dietrich nach Brabant zurück und Engelhart kommt von dort wieder nach Dänemark. Hier erhält er bald darauf, da der König stirbt, die Krone und lebt mit Engeldrut im größten Glücke.

Nicht lange hernach wird Herzog Dietrich von einer schweren Krankheit, der Miselsucht, befallen. Er läßt sich ein Gartenhaus am Wasser bauen, wo er für sich allein wohnt und Erleichterung seiner Beschwerden hofft. Hier erscheint ihm einmal im Traum ein Engel, der ihm als das einzige Rettungsmittel andeutet, hin zu Engelhart zu reiten und ihn zu bewegen, daß er seine beiden Kinder tödte und den Kranken mit deren Blute bestreiche. Zu der Wahl dieses Mittels kann aber Dietrich sich auf keine Weise entschließen. Indeß bewegt ihn der Mangel an Pflege und die Hintansetzung, die er in seinem eigenen Hause und Lande erfahren muß, zu dem Entschlusse, nach Dänemark zu gehen, wo sein Freund ihn auf das liebreichste bei sich empfängt. Auf die dringenden Anfragen desselben, ob er denn nicht irgend ein Heilmittel für seine Krankheit wisse, erzählt Dietrich, nach vieler Überwindung, seinen Traum. Engelhart, im Kampfe der Freundschaft mit der väterlichen Liebe, bittet Gott, seinen Entschluß zu lenken, und hält sich endlich verpflichtet, dem Freunde, der das Leben für ihn gewagt hat, das Leben seiner Kinder zum Opfer zu bringen. Er nimmt dazu einen günstigen Augenblick wahr; sein Herz empört sich jedoch wider die That, indem er über den schlummernden Kindern steht und im Begriff ist, sie zu tödten [Z. 6256]:

Viel sanfter überwunden
Hätte er zween starke riesen,
Denn er gesiegen mocht an diesen
Kleinen kindern.

Und bald darauf [Z. 6284]:

Bis er zuletzt manchen kuss
Gab den kindern beiden
Und er aus seiner scheiden
Das schwert mit nassen augen scheidt.

Er schlägt ihre Häupter ab und bringt das Blut zu seinem Freunde, der dadurch auf einmal von seiner Krankheit geheilt wird. Engelhart geht mit schwerem Herzen, voll Freude über seines Freundes Genesung und voll Betrübnis über das dazu angewandte Mittel, zurück und fragt nach seinen Kindern. Die Wärterin, die sie zu ihm bringen soll, findet beide spielend auf dem Bette, jedes mit einem rothen Faden um den Hals. Über dieses Wunder geräth ihr Vater in freudiges Erstaunen. Dietrich kehrt nach Brabant zurück und beide Freunde leben von nun an sehr glücklich. Das Gedicht schließt mit folgender Nutzanwendung [Z. 6497]:

> Daß ein herze wohlgemuth
> Daran ein selig bilde gut
> Zu läuterlicher treue nehme
> Und sich der falschen untreu schäme,
> Wenn er hört in seinen tagen
> Von so fremdem wunder sagen,
> Als den viel trauten gesellen zweyn
> Um ihre hohe treu erschein.

Die Geschichte Engelharts und Dietrichs ist in den Hauptzügen dieselbe, welche unter den Namen Amicus und Amelius in den Chroniken des Mittelalters erzählt wird, namentlich in: Vincentii Bellovacensis spec. hist. l. 24, c. 162—164 Chronicon Alberici in Leibnitzs access. historic. II, 108—110; nach diesen als Anhang zu Simrocks Übersetzung des armen Heinrichs. Amicus und Amelius werden in die Zeit Karls des großen versetzt und sind von der Kirche heilig gesprochen worden. Obiges Wunder kommt daher auch in ihrer besondern Legende vor (Grimm. Armer Heinrich 187 f.). Doch mögen sie die Heiligsprechung hauptsächlich dem Wunder verdanken, das sich, nach dem Chronicon Alberici, nach ihrem Tod im Dienste der Kirche zugetragen. Der Pabst Hadrian ließ den Kaiser Karl auffordern, der römischen Kirche gegen den Langobardenkönig Desiderius zu Hülfe zu kommen. In dem Heere, welches Karl nach Italien führte, befanden sich Amicus und Amelius, ersterer von deutschem Geschlecht, aber in Frankreich angesessen, letzterer ein Sohn des Grafen von Auvergne. Beide fielen in der Schlacht, in welcher Karl den Sieg erkämpfte. Zum Dank dafür und zur Begräbnisstätte für die Umgekommenen ließ Karl eine Kirche dem h. Eusebius und seine Gemahlin eine dem Apostel Petrus zu Ehren bauen. Amelius

wurde in einem steinernen Sarge in der Peterskirche, Amicus ebenso in der Eusebiuskirche bestattet. Am Morgen aber fand man den Leichnam des Amelius zusammt dem Sarge neben dem des Amicus in der vom König erbauten Kirche, weshalb er und die Königin dieselbe auf das reichlichste begabten.

Diese Erzählungen von Engelhart und Dietrich, Amicus und Amelius, Ludwig und Alexander, wie sie in dem noch gangbaren Volksbuche von den sieben weisen Meistern,[1] wo die gleiche Geschichte vorkommt, genannt sind, bewähren, wie sehr im Vergleiche mit dem äußerlich gewaltsamen Opfer und Heilwunder, wie es hier erscheint, die Sage in der dichterischen Behandlung Hartmanns von Aue, im armen Heinrich, sich innerlich und geistig gehoben hat.

f. Die heilige Elisabeth.

Sente Elsebede leben, ein großes erzählendes Gedicht, in kurzen Reimzeilen, vermuthlich noch aus der 2ten Hälfte des 13ten Jahrhunderts, ist neuerlich durch die reichhaltigen Auszüge, welche Graff im 1ten Bande der Diutisca, Heft 2 und 3, aus der im Archiv zu Darmstadt befindlichen Pergamenthandschrift gegeben hat, bekannter geworden.[2]

Die h. Elisabeth war eine Tochter des Königs Andreas II von Ungarn. Schon im vierten Jahr ihres Lebens ward sie mit Ludwig, dem nachherigen Landgrafen von Thüringen, verlobt und aus ihrem Vaterlande dahin gebracht. Als sie 14 Jahre alt war, wurde sie im Jahre 1221 mit dem Landgrafen vermählt. Aber schon in ihrem zwanzigsten zog derselbe nach Italien, um Theil am Kreuzzuge zu nehmen, und nur sein entseelter Leichnam kam zurück. Er war vor der Überfahrt zu Otranto gestorben. Schon früher war es ihre Freude, Hungernde zu speisen und Kranke zu pflegen. Der Pabst Gregor IX empfahl sie der besondern Leitung ihres bisherigen Beichtvaters, Konrads von Marburg. So lebte sie in Marburg, wo sie ein Hospital gestiftet, widmete sich der Sorge für Arme und Kranke und gab die stärksten Proben von Demuth und Entsagung. Dort verblühte sie 1231

[1] [Karlmeinet S. 306. 880. Das altfranzösische Gedicht ist herausgegeben von K. Hofmann. Erlangen 1852. K.]

[2] [Ausgabe vorbereitet von Max Rieger. K.]

im 24sten Jahre ihres Lebens, den Anstrengungen erliegend, nachdem sie schon vorher, oft lange in ihr Inneres zurückgezogen, ohne Nahrung oder nur bei kärglicher, gestärkt erschienen. Der Ruf der Wunder verherrlichte bald ihr Grab. Kranke kamen und kehrten hergestellt zurück, selbst Todte wurden wieder erweckt. Der Pabst ordnete eine Untersuchung an. Die damit beauftragten Geistlichen erließen eine Aufforderung, daß Alle, die sich durch das Verdienst der Landgräfin geheilt glaubten, vor ihnen erscheinen und Zeugen beibringen sollten. Die Zahl derselben war so groß, daß man nicht Zeit hatte, Alle zu vernehmen. Nur das, was am klarsten schien, ward aufgezeichnet und bezeugt und dann dem Pabst ein noch vorhandener Bericht erstattet. Gregor IX sprach sie 1235 heilig. (Schmidt, Geschichte des Großherzogthums Hessen, B. 1. Gießen 1818. S. 142 f.)

Zu der Erhebung ihrer Gebeine fand sich Kaiser Friedrich II selbst zu Marburg ein und weihte der Heiligen einen goldnen Becher, woraus er zu trinken pflegte und worin nun das Haupt Elisabeths aufbewahrt wurde (Die Vorzeit 1823. S. 313). Ihr zum Denkmal und zur Aufnahme ihrer Überreste wurde noch im Laufe des 13ten Jahrhunderts die Elisabethenkirche zu Marburg erbaut, eines der berühmtesten Werke altdeutscher Baukunst.

Über das Geschichtliche vgl. Elisabeth die Heilige, Landgräfin von Thüringen und Hessen. Nach ihren Schicksalen und ihrem Charakter dargestellt von K. W. Justi. Neue sehr verm. und verb. Aufl. Marburg 1835. Von dems. Züge aus dem Leben der h. Elisabeth u. s. w. Die Vorzeit 1823. S. 254. Ebd. Die Kirche der h. Elisabeth zu Marburg und ihre Kunstdenkmäler. Die Vorzeit 1824. S. 1 ff. Ebd. Konrad von Marburg, Beichtvater der h. Elisabeth und erster Inquisitor in Teutschland, in Pölitzs Jahrb. der Gesch. und Staatskunst. B. 1. 1829, Juni. S. 555 ff.

Das Gedicht von der h. Elisabeth wird von einigen Schriftstellern dem Konrad von Marburg selbst zugeschrieben (Grundriß S. 299. Rosenkranz, Geschichte der deutschen Poesie im Mittelalter S. 202). Allein die Auszüge in der Diutisca zeigen klar, daß dieses nicht der Fall ist; es wird von Konrad in der dritten Person rühmend gesprochen.

Der Werth dieser gereimten Lebensbeschreibung ist übrigens mehr ein geschichtlicher, als ein poetischer. Nicht als ob sie überall in

Einzelnen, in der Erzählung manigfacher Wundergeschichten, Glauben verdiente. Aber sie enthält ebenso gewiß manche lebendige Züge aus einer nahen Vergangenheit und giebt uns merkwürdige Blicke in die innere Geschichte des Zeitalters. Ein frommes, liebevolles Gemüth steigert sich mehr und mehr in ascetischer Übertreibung, das jugendliche Leben welkt unter diesen unnatürlichen Anstrengungen und Entbehrungen frühe dahin, aber den Zeitgenossen erglänzt um das schöne, erblaßte Angesicht der Heiligenschein.

Ein späteres Elisabethenleben in Reimen von Johannes Rote, der bis 1440 lebte, ist gedruckt in Menckenii Script. rer. germ. T. II.

Aus der großen Anzahl einzelner, in poetischer Form bearbeiteter Legenden habe ich bisher vorzugweise solche ausgehoben, welche in Deutschland erwachsen sind oder sich hier auf eigenthümliche Weise angesetzt haben. Ich bezeichne nun, um auf die größern Kreise übergehen zu können, nur litterarisch noch einige, welche zwar dem Inhalte nach in das allgemeine Gebiet der Martyrologien gehören, aber durch die Namen ihrer Bearbeiter und den Werth der Bearbeitung selbst auf Beachtung Anspruch machen.

g. Barlaam und Josaphat,

ein Gedicht des Rudolf von Ems, von der Mitte des 13ten Jahrhunderts, in kurzen Reimzeilen, herausgegeben von F. K. Köpke, Königsberg 1818.[1]

Josaphat ist der Sohn eines indischen Königs, vor dessen Palast Barlaam, ein alter Weiser von der Insel Senaar, als Juwelier erscheint, aber seinen köstlichsten Edelstein nur dem Königssohne selbst zeigen will. Dieser Juwel ist das Christenthum, in welchem Josaphat von Barlaam unterrichtet wird und dem er dann seinen christenverfolgenden Vater selbst und dessen Volk zuwendet, zuletzt aber, der Krone entsagend, mit seinem Lehrer als Einsiedler in der Wüste lebt.

Des deutschen Bearbeiters Quelle war eine lateinische, welche jedoch

[1] [Von Franz Pfeiffer. Leipzig 1843. Vgl. Gödekes deutsche Dichtung im Mittelalter S. 186 ff. Das altfranzösische Gedicht über Barlaam haben P. Meyer und H. Zotenberg für den litterarischen Verein in Stuttgart herausgegeben und mit ausführlichen litterarhistorischen Untersuchungen begleitet. K.]

wieder auf eine griechische zurückgeht.[1] Darüber finden sich die litterarischen Nachweisungen in Fr. W. Val. Schmidts Recension von Dunlops history of fiction in den Wiener Jahrbüchern 1825.

Die Belehrung im Christenthum besteht großentheils in Apologen. Die Bearbeitung Rudolfs von Ems ist besonders dadurch merkwürdig, daß sie zeigt, mit welcher Meisterschaft dieser Dichter um die Mitte des 13ten Jahrhunderts den Ausdruck geistiger Beziehungen zu handhaben wuste.

h. Der heilige Georg,

ein Gedicht Reinbots von Doren, gedruckt in den deutschen Gedichten des Mittelalters von v. d. Hagen und Büsching. B. 1. [Aufseß Anzeiger 4, 186. K.]

Der Heilige dieser byzantinischen Legende erleidet sein Märtyrthum unter den Verfolgungen des Kaisers Dacian. Der ritterliche Charakter des Drachentödters ist hier noch nicht entwickelt. Reinbot hat seine Arbeit auf Anlaß Ottos, Pfalzgrafen am Rhein und Herzogs von Baiern, und der Gemahlin desselben im zweiten Viertel des 13ten Jahrhunderts unternommen. Er hat den Stil Wolframs von Eschenbach vor Augen gehabt und seine Darstellung hat lebendige Farbe.

Von einem ältern Lied auf den h. Georg, in der Versweise Otfrieds, aus dem Schluß des 9ten oder Anfang des 10ten Jahrhunderts ist nur ein kleines Bruchstück vorhanden, gedruckt u. a. in Wilkens Geschichte der Heidelberger Büchersammlung S. 547 f.

i. Der heilige Alexius,

ein Gedicht Konrads von Würzburg, des Verfassers der Erzählung von Engelhart und Engeldrut. Von ersterem ist Nachricht gegeben, mit einzelnen Stellen daraus, in Oberlins Diatribe de Conrado Herbipolita. Straßburg 1782.[2]

[1] [Griechisch herausgegeben von Boissonade. Paris 1832. Daraus deutsch von Liebrecht. Münster 1847. Die tiefer liegende Quelle hat Liebrecht entdeckt, worüber eine Abhandlung in Eberts und Wolfs Jahrbuch 2, 314 ff. Vgl. Meyers Ausgabe. K.]

[2] [Ausgaben von Maßmann, Quedlinburg 1843, von Haupt in seiner Zeitschrift 3, 535 ff. K.]

k. Der heilige Sylvester,

von demselben. Von diesem bisher ganz unbekannten Gedichte findet sich ein umständlicher Auszug, nach einer Pergamenthandschrift zu Trier, in Graffs Diutisca B. 2, S. 3 ff. [1]

l. Leben der heiligen Martina,

ein Dichtwerk Hugs von Langenstein, vom Schlusse des 13ten Jahrhunderts, gleichfalls im Auszuge, nach einem Codex zu Basel, bekannt gemacht in Diutisca B. 2, S. 115 ff. [2]

5. Das karolingische Epos.

Die Heiligen, deren Sagen wir bisher abgehandelt, erweisen ihr Märtyrthum, nach dem Vorbilde des Erlösers selbst und seiner Apostel, im unerschrockenen Bekenntnis ihres Glaubens und im Dulden für denselben. Sie stehen vereinzelt mitten unter einer herrschenden Heidenschaft oder versenkt in ihr innres Leben im Getümmel der Welt. Aber, wie im Leben selbst, so trat auch in der Dichtung die christliche Kirche mehr und mehr als eine wehrhafte, äußerlich streitbare hervor. Kriegerische Völkerschaften, deren Kampfsmuth die milde Lehre des Christenthums keineswegs gebrochen hat, treten im Eifer des neuen Glaubens gegen die Feinde desselben in Waffen und ihr Kreuz ist ein Schwertheft. Gegen die spanischen Araber schirmen die Franken siegreich ihr Land und ihre Kirche und bald ziehen die europäischen Völker über Meer, um demselben Volke das heilige Grab zu entreißen.

So ersteht ein christliches Heldenthum und der erste Sagenkreis desselben ist das karolingische Epos. Die Betrachtung des letztern kann für jetzt nur eine summarische sein. Dasselbe hat sich ursprünglich in der altfranzösischen Poesie ausgebildet, welche nicht unmittelbar in unsern Bereich gehört und, was diesen Fabelkreis betrifft, noch meist in den Handschriften begraben liegt. Aber auch von dem, was im 12ten und 13ten Jahrhundert daraus auf deutschen Boden verpflanzt wurde, ist ein großer Theil noch ungedruckt.

[1] [Ausgabe von W. Grimm. Göttingen 1841. K.]

[2] [Ausgabe für den litterarischen Verein in Stuttgart 1856. K. Vgl. Pfeiffers Germania 8, 15 ff. H.]

Die einzelnen deutschen Gedichte werde ich nachher besonders angeben. Über den Sagenkreis im Allgemeinen geben Auskunft: Dippoldt, Leben Kaiser Karls des großen. Tübingen 1810, in der Beil. D.: Poesieen und Sagen von Karl dem großen. Görres, die teutschen Volksbücher. Heidelberg 1807. S. 99 ff. aus Anlaß des Volksbuchs von den Haimonskindern. F. W. Val. Schmidt, Über die italiänischen Heldengedichte aus dem Sagenkreis Karls des großen. Berlin 1820. Ders. in der schon angef. Recension von Dunlops history of fiction, Wiener Jahrb. der Litt. 1825. B. 31. „Über das altfranzösische Epos" habe ich in der Zeitschrift „Die Musen" vom Jahre 1812 eine Abhandlung eingerückt, worin ich von den Gedichten dieses Heldenkreises Nachricht gab, welche mir aus altfranzösischen Handschriften der Pariser Bibliothek bekannt geworden waren. Zu demselben Kreise gehört: Der Roman von Fierabras, provenzalisch, herausgeg. von Imm. Bekker. Berlin 1829. Auch in der Einleitung und den Anmerkungen dieser Ausgabe ist Vieles aus den altfranzösischen Gedichten, zum Theil nach meinen Mittheilungen, abgedruckt. [Karlmeinet S. 852 f. K.]

Ich gehe hier, nach dem Zusammenhang des Bisherigen, von dem Gesichtspunct aus, welchen dieser Sagenkreis als Legende darbietet.

Karl der große ist in die Zahl der Heiligen aufgenommen worden. Als seine und seiner Glaubensstreiter Legende können wir betrachten: Turpini historia de vita Caroli magni et Rolandi, gedruckt in Neubers Scriptor. rer. germanic. Frankfurt 1584.

Aus derselben hebe ich Folgendes aus:

Als Karl der große von der Besiegung vieler Länder ausruht, sieht er am Himmel eine Sternstraße, die sich vom friesischen Meer erhebt und bis nach Galicien hinzieht. Nachdem er sie mehrere Nächte betrachtet und über ihre Bedeutung nachgedacht, erscheint ihm in herrlicher Gestalt der Apostel Jakobus und hält ihm vor, daß er, der so viele Länder und Städte erobert, noch nicht das Land Galicien, wo seine, des Apostels, Gebeine verborgen liegen, von den Saracenen befreit habe. Karln habe der Herr erwählt, dasselbe frei zu machen und die Straße dahin zu öffnen. Der Sternweg am Himmel bedeute, daß er mit einem großen Heere nach Galicien ziehen und nach ihm, bis ans Ende der Welt, alle Völker dorthin zu der Kirche und dem Sarge des Apostels wallfahren werden. Dafür sei dem Kaiser die himmlische

Krone und hienieden bis ans Ende der Tage ein gepriesener Name bestimmt. Auf solche dreimalige Mahnung sammelt Karl seine Heere und bricht nach Spanien auf.

(Hiebei ist zu bemerken, daß die Milchstraße, die wir aus der Heldensage als Iringsstraße kennen lernten, in der christlichen Bezeichnung des Mittelalters die Jakobsstraße hieß, sowie die zahlreichen Waller nach Compostella in Galicien, dem Heiligthume des Apostels Jakobus, Jakobsbrüder genannt wurden. Die leuchtende Himmelsstraße war Vorbild des irdischen Pilgerweges. J. Grimm, Irmenstraße und Irmensäule S. 15—20. V. d. Hagen, Irmin S. 38—41. Eine via Jacobitana kommt bei Turpin C. XI, C. XII, C. XIV vor.)

Die Stadt Pampelona belagert Karl drei Monate lang; da ruft er den h. Jakob an und die Mauern stürzen zusammen. Er unterwirft sich das Land mit Schwert und Taufe und stößt seine Lanze in das Meer. Von dem Golde, das ihm als Schatzung gezollt wird, stattet er besonders St. Jakobs Kirche aus. Nach dreijährigem Aufenthalt kehrt er nach Frankreich zurück, wo er die Jakobskirche zu Paris stiftet.

Bald jedoch ist er zu einer neuen Heerfahrt nach Spanien genöthigt, welches der afrikanische König Aigoland nach Karls Abzuge überwältigt hat. Die Heere treffen sich auf der Ebene am Flusse Cera. Am Abend vor der Hauptschlacht, als die Christen ihre Waffen zurichten, stecken Viele ihre Speere auf den Wiesen am Strome aufrecht in die Erde. Am Morgen finden sie dieselben festgewurzelt, berindet und belaubt, und müssen dieselben am Boden abschneiden. Diejenigen, denen dieses begegnet, erlangen in der Schlacht die Märtyrerpalme. Zwölftausend Christen fallen, darunter der Herzog Milo, Rolands Vater. Karls Roß wird getödtet und er kämpft zu Fuße mit seinem Schlachtschwerte Gaudiosa (Joyeuse). Der Sieg bleibt unentschieden. Aigoland zieht sich gegen Leon, Karl nach Frankreich zurück. Aus den Wurzeln jener abgehauenen Lanzen aber erwachsen große Eschengebüsche, welche noch dort zu sehen sind.[1] Nachdem Aigoland große Verstärkung an sich gezogen, dringt er in Gasconien ein und bemächtigt sich der Stadt Agen.

[1] Das Wunder mit den Lanzen wiederholt sich Cap. X; offenbar liegen verschiedene Darstellungen derselben Schlacht zu Grunde. Vgl. C. XVI.

Karln läßt er entbieten, mit einer kleinen Schaar Bewaffneter im Frieden zu ihm zu kommen, und verspricht dabei dem Kaiser sechzig Pferde, mit Gold, Silber und andern Schätzen beladen, zum Zeichen seiner Freundschaft. Damit bezweckt er nur, Karln persönlich kennen zu lernen, um ihn nachher in der Schlacht erlegen zu können. Karl, der dieses merkt, nähert sich mit 2000 Kriegern der Stadt Agen bis auf vier Meilen und begiebt sich von da mit nur Sechzigen auf einen Berg in der Nähe der Stadt, von wo man diese übersehen kann. Dort läßt er auch jene zurück, vertauscht seine Kleider und geht, eine Lanze über die Schulter und mit umgekehrtem Schilde, wie es Brauch der Boten im Kriege ist, mit einem einzigen Gefährten zur Stadt. Vor Aigoland geführt, sagen sie: „Karl hat uns gesandt; er ist selbst, wie du befohlen, mit 60 Kriegern gekommen und will dir dienen, wenn du ihm giebst, was du versprochen. Darum komm auch du mit Sechzigen und sprich mit ihm!“ Aigoland waffnet sich und heißt sie zurückkehren und Karln sagen, daß er seiner warte. So hat Karl seinen Feind kennen gelernt und ausgespäht, wo die Stadt am schwächsten ist. Er kommt wieder zu den Seinigen, sammelt ein großes Heer und belagert die Stadt, aus der Aigoland mit seinen Unterkönigen heimlich entfliehen muß. Sie wird eingenommen und 10000 Saracenen erliegen dem Schwerte der Christen.

Aigoland setzt sich in Pampelona und läßt Karln wissen, daß er ihn hier zum Kampf erwarte. Mit einem ungeheuren Heere, dessen Schall man 12 Meilen weit vernimmt, zieht Karl dahin. Seine vornehmsten Helden werden genannt, insbesondre Turpin, Erzbischof von Rheims, der das Volk Christi zum Kampf ermuthigt und selbst die Waffen führt, Roland, Karls Neffe von seiner Schwester Bertha, Balduin, Rolands Bruder, Oliver, Ganelon, der nachher zum Verräther wird. Dieses sind die berühmten Streiter Christi, die seinen Glauben in der Welt ausbreiten. Denn wie er selbst mit seinen zwölf Aposteln die Welt eroberte, so erwarb Kaiser Karl mit diesen Helden Spanien zur Ehre des göttlichen Namens.

C. XI, S. 72: Isti præfati sunt viri famosi heroes, bellatores potentibus cosmi potentiores, fortiores Christi proceres, Christianam fidem in mundo propagantes. Ut enim dominus noster Jesus Christus una cum duodecim apostolis suis et discipulis mundum acquisivit, sic Carolus, rex

Gallorum et imperator Romanorum, cum his pugnatoribus Hispaniam acquisivit ad decus nominis dei.

In der Schlacht vor Pampelona kommt Aigoland um und die Saracenen erleiden eine schreckliche Niederlage, der nur wenige entrinnen. Karln wird gemeldet, daß bei Nagera ein Riese, mit Namen Ferracut, von der syrischen Küste mit einem großen Heere angekommen sei, um ihn zu bekriegen. Dieser Riese ist 12 Ellen hoch, scheut weder Speer noch Pfeil und hat die Stärke von 40 Männern. Karl zieht deshalb sogleich vor Nagera. Ferracut kommt aus der Stadt und verlangt, daß ihm ein Franke zum Zweikampf gestellt werde. Mit den Helden, die Karl nach einander gegen ihn schickt, wird er leicht fertig, indem er sie nur unter den Arm nimmt und wie Lämmer zur Stadt trägt. Nur ungern gestattet Karl noch seinem Neffen Roland, sich zu versuchen. Diesen faßt Ferracut mit Einer Hand und nimmt ihn vor sich aufs Roß. Aber Roland vertraut dem Herrn, ergreift den Riesen am Bart und reißt ihn mit sich vom Pferde. Sie kämpfen bis zum zweiten Tage, Roland, der sein Schwert verloren, nur noch mit einem Stab und mit Steinwürfen. Am zweiten Mittag wünscht der Riese einen Schlaf zu thun. Sie machen Stillstand und Roland legt selbst ihm einen Stein unter das Haupt. Nachdem Ferracut ausgeschlafen, läßt er sich von Roland die Geheimnisse und Hauptlehren des christlichen Glaubens erklären. (Eine ähnliche Erörterung fand schon früher zwischen Karln und Aigoland statt.) Die Fassungskraft des Riesen reicht jedoch nicht völlig aus und er will über die Wahrheit dieser Lehre den Ausgang des Zweikampfs entscheiden lassen. Er bringt den Gegner unter sich, aber dieser erfaßt den Dolch des Riesen und sticht ihn damit tödtlich durch den Nabel, die einzige Stelle, wo er verwundbar ist, wie er selbst zuvor thörichter Weise verrathen hat. Die Christen bringen mit den Saracenen, welche den sterbenden Riesen in die Stadt tragen, in diese ein und befreien ihre Gefangenen.

Nachdem Karl zur Ehre Gottes und des h. Jakobus ganz Spanien sich unterworfen, nimmt er auf dem Heimzug nach Frankreich zu Pampelona Herberge. Damals sitzen zu Saragossa zween saracenische Könige, Marsir (Marsirius) und sein Bruder Beligand, Karls Herrschaft untergeben. Ihnen entbietet er durch Ganelon, entweder sich taufen zu lassen oder ihm Schatzung zu senden. Sie schicken hierauf 30 Pferde,

mit Gold und andern Schätzen beladen, 40 mit dem süßesten und reinsten Weine, für Karls Kriegsleute, und tausend schöne Saraceninnen. Dem Ganelon aber bieten sie 20 Pferde mit Gold, Silber und kostbaren Stoffen an, wenn er die Helden in ihre Hand gebe. Er geht es ein, kehrt mit den Schätzen zum Kaiser zurück und sagt ihm Marsir wolle Christ werden und bereite sich, zu Karln nach Frankreich zu kommen, um dort die Taufe zu empfangen und fortan sein Land von ihm zu Lehen zu tragen. Karl glaubt Ganelons Worten und auf dessen Rath befehligt er seine liebsten Helden, Roland und Oliver, mit ihren Genossen und 20000 Christen im Thale Ronceval (in Runciavalle) die Nachhut zu halten, während er selbst mit dem übrigen Heere durch die Engpässe der Pyrenäen ziehe. Diese Nachhut, die sich den gefährlichen Geschenken Marsirs hingegeben, wird von ihm und Beligand mit 50000 Saracenen überfallen und in heißem Kampfe aufgerieben. Von den zwölf Genossen sind nur noch Turpin und Ganelon, die mit dem Kaiser vorangezogen, Balduin und Thiedrich, welche sich in die Wälder gerettet, und Roland, der allein zurückbleibt, am Leben. Er hat noch die letzte Anstrengung gemacht, indem er nur mit hundert Christen, die er um sich versammelt, unter die Saracenen, welche schon eine Strecke zurückgegangen, eingebrochen ist und den fliehenden Marsir erschlagen hat. Aber auch seine hundert Gefährten sind umgekommen und er allein von vier Lanzen durchstochen, reitet durch die Wälder dem Engpasse zu durch welchen das fränkische Heer gezogen. Aber oberhalb Ronceval steigt er ab, unter einem Baume, neben welchem ein Marmorstein aus der Wiese emporragt. Noch hat er sein treffliches Schwert Durenda. Dieses entblößt er, hält es in der Hand und blickt es traurig an: „O schönes, leuchtendes, treufestes Schwert, wer soll dich ferner führen? Durch dich ist das Volk der Ungläubigen vertilgt, die christliche Satzung aufgerichtet, der Preis Gottes ausgebreitet worden. Deines Gleichen war nie und wird niemals sein. Der dich verfertigt, hat nie zuvor, noch nachher ein ähnliches geschmiedet. Wen du berührt, dessen Leben war zu Ende. Sollte dich ein feiger Kriegsknecht oder ein ungläubiger Saracene haben, das wäre mir bittrer Schmerz.“ Da schlägt er das Schwert, damit es nicht in fremde Hand komme, dreimal auf den Marmorstein, aber der Fels wird von oben bis unten durchgespalten und das zweischneidige Schwert bleibt unverletzt. Darauf stößt er in sein

Horn, wie Donnerhall (tuba sua cœpit altisona tonitruare), ob er etwa noch einen versprengten Christen herbeirufe, der sein Schwert und sein Roſs nehme. Er bläſt mit ſolcher Gewalt, daß das Horn entzweiſpringt und ſeine Halsadern reißen. Der Schall dringt acht Meilen weit bis zu den Ohren des Kaiſers, der in einem Thale gegen Gasconien hin, das Karls Thal genannt wird, ſeine Zelte aufgeſchlagen hat. Karl will ſogleich umkehren, um ihm Hülfe zu bringen. Aber Ganelon ſpricht: „Kehre nicht um, mein König! Roland bläſt alle Tage; er bedarf deiner Hülfe nicht; er verfolgt ein Wild und läßt ſein Horn durch den Wald erſchallen." Bald darauf aber hält der Erzbiſchof Turpin, noch in demſelben Thale, in Gegenwart des Kaiſers eine Todtenmeſſe für die Erſchlagenen. Da geräth er plötzlich in Entzückung und hört den Geſang der himmliſchen Chöre. Der Erzengel Michael führt Rolands Seele zum Himmel, während die Teufel den Marſir zur Hölle raffen. In demſelben Augenblicke kommt Balduin, Rolands Bruder, auf dem Roſſe des Helden dahergeſprengt; er kam eben noch zum Verſcheiden dieſes Märtyrers und hat umſonſt nach einem Trunke Waſſers geſucht, den der Sterbende von ihm verlangt. Karl kehrt um mit dem ganzen Heere und findet ſeinen Neffen entſeelt im Graſe liegen. (Noch hält er ſein Schwert in die Hand geklemmt und läßt es Niemand; als aber der Kaiſer hinzutritt, öffnet ſich die todte Hand. Strickers Karl d. gr. S. 90.) Nachdem Karl über der Leiche geweint, ſchwört er beim allmächtigen Gotte, nicht zu raſten, bis er die treuloſen Saracenen erreicht. Er verfolgt ſie mit ſeinem Heere; die Sonne ſteht ſtill und der Tag verlängert ſich zu dreien, bis er am Ebro die Unglaubigen trifft und an ihnen ſeine Helden rächt. Über Ganelon wird ein Gottesgericht gehalten; Dietrich kämpft als Ankläger, Pinabel für den Angeſchuldigten. Durch Pinabels Tod wird der Verräther überwieſen, an vier wilde Pferde gebunden und in Stücke zerriſſen. Nicht lange überlebt Karl den Untergang ſeiner Helden. Er ſtirbt zu Aachen, nachdem mancherlei Zeichen ſeinen Tod verkündigt.

Das lateiniſche Buch in 32 Capiteln, aus welchem der vorſtehende Sagenumriß entnommen iſt, giebt ſich das Anſehn, als wär' es vom Erzbiſchof Turpin von Rheims ſelbſt, dem Zeitgenoſſen Karls des großen, verfaßt. Es hebt in Form einer Zuſchrift an:

Turpinus, dei gratia archiepiscopus Remensis ac sedulus Caroli m. imperatoris in Hispania consocius, Leoprando, decano Aquisgranensi, salutem

in domino. Quoniam nuper mandastis mihi apud Viennam, cicatricibus vulnerum aliquantulum ægrotanti, ut vobis scriberem, qualiter imperator vester famosissimus Carolus m. tellurem Hispanicam et Gallicianam a potestate Saracenorum liberavit, mirorum gestorum apices ejusque laudanda super Hispanicos Saracenos trophæa, quæ propriis oculis intuitus sum, quatuordecim annos perambulans Hispaniam et Galliciam una cum eo: quod exercitibus suis pro certo scribere vestræque fraternitati mittere non ambigo.
Und so benimmt sich der Verfasser durchaus als Augenzeuge und Theilnehmer. Dieses Buch, welches überall das Verdienstliche der Begabung der Kirchen und der Züge gegen die Unglaubigen hervorhebt, ist auch vom Pabste Calixtus II auf der Kirchenversammlung zu Vienne im Jahre 1122 wirklich als echt bestätigt worden:

Magnum Chron. belgic. in Struvii Scriptt. rer. germ. S. 163: „Idem Calixtus papa fecit libellum de miraculis s. Jacobi et statuit historiam s. Caroli descriptam a beato Turpino, Remensi archiepiscopo, esse authenticam.“ (Eichhorn, Allgemeine Geschichte der Cultur und Litteratur I, Göttingen 1796. Erläuterungen S. 40.)

Die Legende des heiliggesprochenen Karls des großen, wie sie namentlich Jacobus de Voragine im 14ten Jahrhundert in seine Legendensammlung aufgenommen hat, ist auch ein bloßer Auszug dieser Historia Turpini.

Daß letztere keine historische Geltung habe und nur für die Sagengeschichte in Betracht komme, wie es der ausgezogene Inhalt sogleich ergiebt, ist begreiflich längst anerkannt. Wenn man aber, eben von poetischer Seite, die Historia Turpini in früherer Zeit für den Urquell der Dichtungen vom Kaiser Karl und seinen zwölf Genossen angesehen hat, so war dieß nur bei völliger Unbekanntschaft mit dem altfranzösischen Gedichtkreise und bei einer sehr oberflächlichen Betrachtung des Buches selbst möglich. Dasselbe gewährt, wozu wir es auch benützt haben, eine summarische Übersicht des legendenhaften Bestandtheils der karolingischen Sage und ist auch als ein bedeutendes Glied in der Kette sagenhafter Überlieferung anzuerkennen, indem es vielleicht die älteste Zusammenstellung mehrerer Dichtungen dieses Kreises ausmacht, durch sein kirchliches Ansehn und die Abfassung in der allgemeinen Kirchensprache sich überall Zugang verschafft und durch Übertragung in die romanischen Vulgarsprachen noch weitere Verbreitung erlangt hat. Aber die Ansicht des Buches zeigt unzweifelhaft, daß es nicht ein Keim der

Sage, sondern vielmehr ein Auszug schon entfalteter Dichtungen ist. Die Charaktere der Haupthelden sind schon fertig aufgenommen und ...wider werden manche Helden genannt, von denen hier nichts Besonderes gemeldet wird, während sie in den romanischen Gedichten viel ...ungen sind. Indem nun der falsche Turpin bereits eine reiche Ausbildung der Sage voraussetzt, kann auch die Zeit der Abfassung nicht ... früher, als die päbstliche Sanction vom Jahre 1122 angenommen ...den und wird hiernach in den Anfang des 12ten Jahrhunderts zu ...en sein. Aber schon im Jahre 1066 wurde die Schlacht von Hastings, ...ch welche die normannische Eroberung Englands entschieden wurde, ... einem Liede von Roland, der auch Turpins Hauptheld ist, eröffnet. Guilielmus Malmesburiensis, in der ersten Hälfte des 12ten Jahrhunderts, berichtet lib. 3 de gest. reg. Angl. (ad ann. 1066): tunc cantilena ...landi inchoata, ut Martium viri exemplum pugnaturos accenderet, ...matoque dei auxilio, prælium consertum, bellatumque acriter. ...horn a. a. O. S. 47.) Noch mehr aber ergiebt die Vergleichung der Historia Turpini mit dem Reichthum altfranzösischer Heldengedichte, daß ... nicht die Quelle von diesen gewesen sein könne, wenn auch die ...ichte in ihrer jetzigen Abfassung, obgleich nicht im Volksgesange, ... ihnen zu Grunde liegt, großentheils später als Turpin sind. Selbst ... legendenhafte Seite und auf dieser die spanischen Feldzüge giebt die Historia Turpini nur unvollständig. Karls Jugendabenteuer bei den ...ischen Saracenen, seine Wallfahrt nach Jerusalem, die Kämpfe in Spanien gegen Fierabras, lauter Gegenstände ausführlicher altfranzösischer Dichtungen, sind dort entweder, wie die beiden erstern, nur ...deutet, [1] oder, wie der dritte, gar nicht berührt. Der unbekannte Verfasser des lateinischen Werks weist selbst auf die von ihm weit nicht ...schöpfte Fülle der Überlieferungen von Karl dem großen hin:

C. XX, S. 80: Sed si quem magna ejus gesta audire delectaverit, narrare nobis magnum est et onerosum. Quemadmodum Galafrus, admiraldus C[T]oleti, illum in provincia exulatum ornavit habitu militari ... palatio C[T]oleti, et quomodo idem Carolus postea ob merita ejusdem Galafri occidit in bello Braimantum, magnum ac superbum regem Saracenorum, Galafri inimicum, et qualiter diversas terras et urbes acquisivit et trino nomini subjugavit, et quomodo abbatias multasque ecclesias per

[1] S. 73. 80. C. XX Beziehung auf Karls Jugend bei den Saracenen.

mundum instituit, et quomodo multorum sanctorum corpora et reliquias in auro et argento collocavit, et qualiter Romæ imperator fuit, et dominicum sepulcrum adiit, et qualiter lignum dominicum secum attulit, unde multas ecclesias dotavit, scribere nequeo: magis deficit manus et calamus, quam ejus historia.

Auch ein andrer lateinischer Roman, der eben die Wallfahrt Karls in das h. Land erzählt, wird von den Litteratoren weiter hinauf, als die Historia Turpini, noch in das 11te Jahrhundert, gesetzt. (Lebeuf. Examen critique de trois histoires fabuleuses, dont Charlemagne est le sujet, in der Histoire de l'acad. des inscr. T. XXI.)

Außer diesen Gedichten von legendenhafter Richtung umfaßt aber der altfranzösische Fabelkreis noch eine ganze Classe andrer, welche nicht unmittelbar religiöse Beziehung, sondern die Kämpfe des Königs mit seinen Vasallen zum Gegenstande haben. Diese andre Seite des fränkischen Epos geht bei Turpin völlig leer aus. Ihr gehört insbesondere das Gedicht von den vier Söhnen des Herzogs Aimon an, dessen Inhalt bei uns noch im Volksbuche von den Haimonskindern verbreitet ist.

Der hiernach erweiterte Umfang der karolingischen Heldensage ist in den allgemeinsten Umrissen dieser:

Nachdem Karl, in früher Jugend durch die Ränke seiner Stiefbrüder von seinem Erbe verstoßen und in die Dienste eines saracenischen Königs in Spanien eingetreten, sich den väterlichen Thron wieder erkämpft hat, muß er sich in Kriegen mit Auswärtigen und mit widerspenstigen Vasallen zwölf Genossen durch Streit gewinnen, die ihm fortan als geharnischte Apostel zur Seite stehn, um mit ihm die Sache der Christenheit zu führen. Sie ziehen zum h. Grabe und durch eine Glorie, die im Tempel über ihren Häuptern erscheint, werden sie als Streiter Gottes anerkannt und geweiht. Als solche kämpfen sie in vielfachen Feldzügen gegen die heidnischen Sachsen und gegen die Ungläubigen in Spanien, bis sie endlich, nach vielen wunderreichen Thaten und Schicksalen, durch Ganelon verrathen, im Thale Ronceval gemeinsamen Helden- und Märtyrertod erleiden. Karl selbst und einige aus der Zahl bleiben zwar am Leben, doch nur um jene zu rächen, zu verherrlichen und zeitlebens zu betrauern. An diesen Kern des Epos aber schließen sich in aufsteigender Linie, zu Pipin und Karl Martell, und in absteigender

zu Karls Nachfolgern und den Nachkommen seiner Helden, sowie in Nebenzweigen, noch viele andre Heldengeschichten an.

Den Zusammenhang der zahlreichen und manigfaltigen Gedichte dieses Kreises bilden innerlich: der alterthümliche Heldengeist, nicht mehr mythisch riesenhaft, zuweilen schon der Galanterie zugeneigt, aber voll heroischer Freudigkeit; der religiöse Nimbus, der die Helden umgiebt; die durchgehende Charakteristik der bedeutendern unter ihnen: Karls ruhige, zuweilen starre, mehr leitende, als selbstthätige Größe, des Herzogs Naimes von Baiern bedächtiges Alter und weiser Rath, Rolands achilleisches Feuer und seine innige Waffenbrüderschaft mit dem heitern Olivier, Ganelons Falschheit und Tücke; endlich der Helden gemeinsamer Untergang und das vorahnende Hindeuten darauf in den meisten Gedichten, welche noch die früheren Abenteuer darstellen; äußerlich aber: die Gleichförmigkeit eines epischen Stils und bestimmte epische Versarten.

Von diesen, besonders dem romanischen Alexandriner, als identisch mit dem epischen Verse der deutschen Heldenlieder, ist bei der geschichtlichen Erörterung des letztern gehandelt worden.

Die Verfasser der altfranzösischen Gedichte in ihrer jetzigen Gestalt sind, vielleicht ohne Ausnahme, Geistliche. Mehrere derselben nennen sich. Aber sie beziehen sich, wenn auch im Widerspruche damit, auf den schon herkömmlichen Volksgesang der Jongleurs, und sie selbst noch bestimmen ihre Arbeiten für den Gesang. Nicht die Erfindung der Sagen, sondern die Vereinigung und Ausbildung der rhapsodischen Gesänge zu größern Compositionen war hier, wie anderwärts, das Geschäft Derjenigen, welche das Epos in Schriftwerke auffaßten.

Dieses nordfranzösische Epos, erzeugt in einem germanischen Volksstamme, dem fränkischen, aber abgefaßt und ausgebildet in einer Mundart, welche aus dem Siege hervorgieng, den die Sprache des gebildetern, unterworfenen Volkes über diejenige seiner Eroberer davongetragen, zeigt uns, im Vergleiche mit dem alteinheimischen Epos, folgende wesentliche Umwandlungen der Heldendichtung:

1. Über die Genossenschaft der zwölf Helden ist der Heiligenschein der Legende gekommen. Sie sind streitbare Apostel und einer aus ihrer Zahl macht, wie Judas, den Verräther. Als Karl und seine zwölf Kämpfer zu Jerusalem mehrere Reliquien und vor allen die Dornen-

krone des Heilands empfangen, da fängt diese auf einmal an, zu erblühen und so köstlichen Geruch um sich zu verbreiten, daß sie Alle meinen, im Paradiese zu sein. (Fierabras Cap. 12. Bongarsius S. 128 ff.) So ist der neue Glaube zur Poesie erblüht und diese hat über die alte Heldenwelt neuen Glanz und Duft ergossen.

2. Das Zusammentreffen der christlichen Helden mit den mahomedanischen Arabern hat einen neuen, bedeutenden Bestandtheil in die Dichtung eingeführt. Der phantastische Glanz der maurischen Welt tritt in anziehende Zusammenstellung mit dem freudigen, aber rauhern Heldenthum der fränkischen Recken (besonders im Agolant und Fierabras). Diese neue Erwerbung, die späterhin immer mehr ins Abenteuerliche verfolgt wird, erscheint hier noch in lebendiger Frische, das fremde Leben ist anschaulich und mährchenhaft zugleich dargestellt, so daß man wohl den Eindruck fühlt, der von wirklichen, kriegerischen und nachbarlichen Verhältnissen des fränkischen Reichs mit den spanischen Arabern in die Poesie übergegangen ist.

3. Aber auch im ursprünglich germanischen Bestande der Heldendichtung ist eine bedeutende innere Veränderung vorgegangen. Die bewegende Kraft in der deutschen Heldensage war die gegenseitige Treue des Königs und seiner Gefolgschaft. In demjenigen Theile des altfranzösischen Epos, welcher dem legendenhaften gegenüber der weltliche genannt werden kann (wohin der Roman von Viane und die Haimonskinder gehören), stehen König und Vasallen sich feindselig entgegen und zwar so, daß das Interesse auf der Seite der Letzteren ruht. Der König, in den deutschen Liedern der Hauptheld, ist hier nur noch die Folie seiner Vasallen. Die Dichtung ist aber hierin ganz dem Geiste der Zeit selbst gefolgt. Diejenigen, welche fest zusammenhalten mußten, um sich der neuen Lande zu bemächtigen, entzweiten sich über den Besitz derselben. Die Könige strebten nach concentrierter Herrschaft, die Vasallen nach Unabhängigkeit. Auch in den später entwickelten deutschen Sagen, namentlich der vom Herzog Ernst, finden wir den gleichen Zwiespalt. Und wie überall in der Opposition die bewegtere Kraft sich äußert, so trat auch die Heldendichtung auf diese Seite. Geschichtlich aber hat der Kampf so geendet, daß in Frankreich die Königsgewalt über die widerspenstigen Vasallen siegte und deren große Gebiete zur Einheit verband, in Deutschland dagegen die Fürsten sich selbständige

Landeshoheit errangen und so der Zustand der Zersplitterung und Auflösung eintrat.

Was im Übrigen die historische Grundlage des altfranzösischen Epos anbelangt, so sind zwar im Allgemeinen die Saracenenkriege in Spanien und ein verderblicher Überfall, den die Basken im Pyrenäengebirge auf die heimkehrenden Helden machten, geschichtlich beurkundet, dagegen dürfte die Nachforschung über manche andre Theile der Dichtung und über einzelne Züge derselben den ähnlichen Erfolg haben, wie die Untersuchung von Rolands Grabe zu Blaye, worin man statt der erwarteten Riesenknochen ein Häufchen Gebeine fand, welche kaum Fingerslänge hatten. Solche Resultate gaben z. B. die Untersuchungen von Foncemagne, Wilken u. A. über den fabelhaften Zug Karls des großen nach Paläftina. Karl, als der christliche Heros, ward auch an die Spitze der großen Zeitbewegung, der Kreuzzüge gestellt. Nur 150—160 Jahre nach Karls Tode findet sich diese Sage von seinem Heerzuge nach Constantinopel und Jerusalem schon in einer lateinischen Mönchschronik. (Pertz Monum. II, 730).

Der karolingische Sagenkreis hat sich von Frankreich aus der italiänischen und spanischen Poesie mitgetheilt. In der erstern sind auf ihn, ernsthaft oder ironisch, die Epopöien Bojardos, Ariostos und Andrer gebaut. Von den Spaniern ist er in Romanzen, prosaischen Romanen und Schauspielen vielfach bearbeitet worden, und zwar auf eigenthümlich patriotische Weise: Karl wird hier von den mit dem Maurenkönige Marsilio verbundenen christlichen Spaniern besiegt und Roland von dem Castilianer Bernardo del Carpio, wie der Riese Antäus von Hercules, in freier Luft erdrückt.

In deutscher Sprache sind, schon vom Schlusse des 11ten Jahrhunderts an, mehrere der altfranzösischen Gedichte dieses Sagenkreises bearbeitet worden, ohne daß jedoch derselbe hier zu neuer und eigenthümlicher Dichtung sich ausgebildet hätte.

Ich zähle die Bearbeitungen auf, welche, ganz oder in Bruchstücken, noch vorhanden sind:

1. Das Gedicht des Pfaffen Kunrat von Karl dem großen, vielleicht noch vom Schlusse des 11ten Jahrhunderts, unter Heinrich IV (Grimms Gramm. Einl. LXIX). Der Verfasser nennt sich am Ende des Werks, unter Angabe seiner Quelle.

Auch einzelne französische Worte und Formen bezeichnen den Ursprung. Die Reime sind noch unvollkommen und die Sprache neigt in das Niederdeutsche.

Die Straßburger Handschrift, nach welcher das Gedicht in Schilters Thesaurus T. II (4621 V.) abgedruckt worden, ist unvollständig. Eine Ausgabe nach der vollständigen Heidelberger Handschrift erwartet man von W. Grimm, wobei man sich zugleich Untersuchungen und Aufschlüsse über den ganzen Sagenkreis wird versprechen dürfen.[1] Kausler in Stuttgart hat ein einzelnes Pergamentblatt aufgefunden, dessen Inhalt in eine Lücke der Straßburger Handschrift fällt.

Im 13ten Jahrhundert hat der Stricker eine erweiternde Überarbeitung dieser Dichtung in die Reimweise seiner Zeit vorgenommen, welche gleichfalls in Schilters Thesaurus T. II gedruckt ist.[2] Das Gedicht hat den letzten spanischen Feldzug und den Untergang der Helden in Roncevals zum Gegenstand, den wir bereits aus Turpin kennen. Es mag ungefähr gleichzeitig mit diesem und eben darum seine altfranzösische Quelle älter, als derselbe sein, was zu der früher geäußerten Ansicht über die Entstehung der Historia Turpini stimmt. Der tapfere Erzbischof, welchen letztere den Fall der Helden überleben lassen muß, damit er solchen beschreiben kann, geht im Gedichte mit ihnen unter.

2. Gedicht von den Haimonskindern. Davon sind nur einzelne Stellen gedruckt. Von dem entsprechenden altfranzösischen Gedichte stehen größere Bruchstücke in der Einleitung zu J. Bekkers Ausgabe des provenzalischen Fierabras.[3]

Der Inhalt dieser Heldengeschichte ist aus dem noch gangbaren deutschen Volksbuche genugsam bekannt. Sie ist eine der besten und kräftigsten Dichtungen dieses Kreises.

3. Malagis. Dieses gleichfalls noch ungedruckte Gedicht weist ausdrücklich auf eine welsche Quelle hin. Die Sprache ist ursprünglich niederdeutsch. Malagis ist der Oheim der Haimonssöhne, ein berühmter Zauberer. Das Gedicht enthält seine Jugendschicksale. Es beginnt mit

[1] [Erschienen Göttingen 1838. Dort ist auch Kauslers Fragment benützt. K.]

[2] [Neue Ausgabe von Bartsch. Quedlinburg 1857. K.]

[3] [Vollständige Ausgabe von Michelant für den litterarischen Verein in Stuttgart 1862. K.]

einer ergetzlichen Erzählung von der Hochzeit seiner Eltern, die in Kunischs Handbuch der altdeutschen Sprache und Litteratur, Leipzig 1824, S. 78 ff., nach der Heidelberger Handschrift abgedruckt ist:

Herzog Buovo von Aigremont heirathet die schöne Druwane, Schwester des Grafen von Monpelier. Zu der festlichen Hochzeit kommen alle Könige der Christenheit. Aber Druwane verlangt von ihrem Bräutigam, daß er alle Arme und Elende, nah und ferne, zu ihrer Hochzeit lade. Als nun dieselben herbeigekommen und in den Saal getreten sind, sagt sie zu Buovo, diese seien ihres Vaters Geschlecht und sollen vor ihr her zur Kirche gehn, daß es Jedermann sehe. Der Herzog wundert sich, daß sie diese armen, schlecht bekleideten Leute um sich haben wolle, besser thäte sie, ihre Verwandten in Buntwerk und Zobel in ihrem Zuge gangen zu lassen. Aber Druwane schwört, daß sie nimmer sein Weib werde, wenn nicht diese Bettler, ihre nächsten Freunde, mit ihr gehen. So sehr der Herzog sich dessen schämt, muß er es doch geschehen lassen. Zween zerlumpte und bestäubte Bettler führen ihn. Vor, nach und neben der Braut gehen Krüppel, Stumme, Blinde. Als sie in der Kirche angekommen, sieht man eine wunderbare weiße Hand und hört eine Stimme, welche spricht: „Geh, Druwane, in Gottes Geleit! Die Ehre, die du Gott gethan, soll deiner Frucht zu Statten kommen.“ Als Druwane dieß vernommen, fällt sie nieder auf ihre Kniee, dankt Gott von Herzen und spricht demüthig ihr Gebet. Da kommt eine große Klarheit vom himmlischen Throne herab. Die Bettler und Krüppel werden alle schön, ihr Leib ist licht und klar, ihre Kleider werden so herrlich, als wären sie vom Himmel gebracht; die Blinden werden sehend, die Stummen sprechen. Und jeder hebt ein eignes Spiel an, der eine schlägt die Handtrommel, der andre streicht meisterlich die Fiedel, von Trompeten ist großer Schall. Die Glocken klingen von selber, die Pfaffen singen und Alle stimmen ein: „Deo gratias.“ So große Ehre geschah nie einem Weibe, als damals Druwanen; das that Gott, der es alles vermag. Zum Schlusse wird sie noch einmal von der weißen Hand gesegnet. Am Tische sitzen die Bettler, die Gott selbst gekleidet, an ihrer Seite. Als aber die Mahlzeit ein Ende hat, bittet der Herzog seine Braut, ihm zu sagen, warum sie so die Armen sich erwählt. „Herzensfreund,“ spricht sie, „als ich von Liebe zu euch Schmerzen empfieng, da bat ich Gott von Herzen, daß ihr mich gleicherweise lieben

möchtet, ich wollt' ihm dafür ewiglich dienen. Da erhörte Gott mein Gebet und darum nahm ich zu seiner Ehre die Armen zu mir. Ihm will ich auch fortan dienen, denn durch seine Gnade ist es kommen, daß ihr mich habt zu Weibe genommen."

4. Ogier von Dänemark, nur handschriftlich, zu Heidelberg vorhanden.

5. Gedicht von den Ahnen Karls des großen, handschriftlich zu Wien. Nähere Notiz von seinem Inhalt ist noch nirgends gegeben. (Grundriß S. 164.)[1]

6. Valentin und Namelos, gedruckt in Staphorsts Hamburg. Kirchengeschichte. B. IV.

7. Wilhelm von Oranse, in drei Theilen, von drei verschiedenen Verfassern. Der mittlere Theil von Wolfram von Eschenbach, bei dessen Hauptwerken ich auf dieses Gedicht zurückkommen werde.

Bruchstücke von zwei bisher unbekannten niederdeutschen Gedichten dieses Kreises, die des einen vormals im Besitze des verstorbenen Professors Conz, die des andern, mir gehörend, sind zum Druck gegeben in Maßmanns Denkmälern deutscher Sprache und Litteratur. Heft 1. München 1828. S. 149 ff.[2]

So weit von dem karolingischen Sagenkreise, wie er sich in der altfranzösischen Poesie gestaltet hat und aus dieser in deutschen Gedichten bearbeitet worden ist. Ein großer Theil dieser Bearbeitungen ist in niederdeutscher Mundart, oder doch hinneigend zu dieser, geschrieben. Sie weisen somit nach den Gegenden des Niederrheines und der Maas hin, wo die beiden Sprachen sich begegneten und wo die Heimat der Karolinger und der älteste Sitz ihres Reiches war. Ob nun diese Dichtungen, welche zwar nur noch in französischer Sprache und erst aus dieser in der deutschen auf uns gekommen sind, aber ihrem Inhalte nach dem germanischen Frankenstamme angehören, nicht eben darum doch ihre Grundlage in deutschem Gesange haben, ist eine Frage, welche mit großer Wahrscheinlichkeit bejaht werden kann, ohne daß jedoch eine urkundliche Nachweisung möglich wäre. Die Ausbildung und Entwicklung

[1] [Nun unter dem Titel „Die gute Frau" von Emil Sommer herausgegeben in Haupts Zeitschrift II, 385—481. P.]

[2] [Ausgabe des ganzen cyklischen Gedichtes unter dem Titel „Karlmeinet" für den litterarischen Verein in Stuttgart 1858. K.]

des Dichtungskreises aber gehört unbestreitbar der altfranzösischen Poesie an.

In Deutschland fehlt es darum keineswegs an eigenthümlichen Überlieferungen von Karln dem großen. Nur haben sie keinen vollen Sagencyklus zu Stande gebracht. Karl, der sich der alten, deutschen Heldenlieder so treulich angenommen, sollte doch nicht in der ihm selbst angeborenen, sondern in einer fremden Sprache den vollen Dank der Poesie empfangen. Diese Erscheinung läßt sich wohl erklären. In Gallien war die Macht des fränkischen Stammes, aus welchem Karl hervorgegangen; einem großen Theile von Deutschland war Karl feindlich erschienen und dann war im Mutterlande eben jene uralte, heimische Heldensage schon vorhanden und festbegründet. Und sowie die Heroen derselben, die längst in mythischer Größe umherwandelten, dem jüngern Helden, so glänzend er in der Geschichte aufgetreten, die Anerkennung in der Poesie erschweren mochten, so stand auch er seinerseits zu gewaltig da, um in ihrem Kreise eine untergeordnete Stelle einzunehmen. Darum brach er sich eigene Bahn, da, wo neue Bildungen der Sprache und des Gesanges sich eröffneten.

Spuren volksmäßig-deutschen Gesangs von Karln dem großen und seinen Helden mögen in jenem modus Carelmanninc gesucht werden, der uns, wie ich früher erwähnt, in einer Handschrift des 10ten Jahrhunderts nur noch genannt ist,[1] mit untergelegtem lateinisch-kirchlichem Texte; sodann in dem gleichfalls schon berührten Rolandston und dem im Coburgischen Gesangbuche von 1621, zur Bezeichnung der Tonweise, gegebenen Liedesanfang: „O Roland, lieber Roland."

Ich habe bei Aufzählung der deutschen Kaisersagen die von Karln dem großen ausgesetzt, um sie hier im größeren Verbande und in der Zusammenstellung mit der altfranzösischen Sagenbildung nachzuholen. Die erheblichern sind folgende:

1. Der eiserne Karl. (Grimm, deutsche Sagen II, 112 f.) Diese Sage wird erzählt in Monachi Sangallens. de gestis Caroli m. l. II,

[1] Karlemaine, wie der Kaiser in den altfranzösischen Gedichten heißt, ist ursprünglich nicht Carolus magnus, sondern Karlmann, und der lateinische Beiname bei den Schriftstellern des Mittelalters ist eher aus diesem hervorgegangen. Museum für altdeutsche Litteratur II, 233. Fierabras S. 180. [Vgl. B. I, S. 383 f. K.]

c. 17, in Pertz Monum. Germaniæ historic. T. II, S. 759 f. Das kleine Werk des ungenannten St. Gallischen Mönches, eines Alemannen, welches schon so manches Sagenhafte von Karln dem großen meldet, ist nach den von Pertz ausgehobenen Anzeigen im Jahr 884 geschrieben, also nur 70 Jahre nach Karls Tode (814). Pertz bemerkt darüber in der Vorrede S. 730:

Majorem igitur operis partem licet inter fabulas referamus, non tamen omne ei apud historiarum peritos pretium adimere in animo est, et fabularum in historia vim vix usquam clarius, quam in iis quæ de Carolo magno circumferuntur, perspicimus. Quis enim Einhardi ceterorumque ejus ævi monumentorum lector a stupore quodam temperet, quum septuagesimo post Carolum defunctum anno in libris abnepoti ejus, viro litterato,[1] a monacho non indocto, quique in celeberrimo tunc ob doctrinæ laudem sancti Galli monasterio versaretur, oblatis vera falsis ita misceri, et (ut in fabulis fieri solet) quæcunque dicenda occurrerent in clariora antiquitatis nomina, Hildegardam, Drogonem, Riculfum, confusa temporum serie, conferri, animadverterit.

2. Der lombardische Spielmann. Chronicon novalicense (geschrieben um 1060, bei Muratori, Scr. rer. it. II, 2.) l. III, c. 10. 14. Grimm, deutsche Sagen II, 110 ff.

3. Karl vor Pavia. Chron. novalic. III, 14. D. Sag. II, 114 f.

4. Adelgis. Chron. novalic. III, c. 10. 22—24. D. Sag. II, 115 ff.

Die drei letztern Sagen sind zwar der Chronik eines italiänischen Klosters, Novalese in Piemont, entnommen, aber sie treten mit der ersten, vom eisernen Karl, in so natürlichen Zusammenhang, daß wir keinen Anstand nehmen, sie zur deutschen Karlssage zu ziehen. Der St. Gallische Mönch, von dem jene erste Erzählung nur 70 Jahre nach Karls Tode herrührt, nennt als Gewährsmänner dessen, was er von Karln berichtet, einen gewissen Adalbert, der als Jüngling mit seinem Herrn, dem Grafen Gerold, den hunnischen, sächsischen und slavischen Feldzug mitgemacht, und den Sohn Adalberts, Werembert, den Lehrer des Chronikschreibers selbst. Wir sehen in diesen vier Stücken die Überreste eines unvollendeten Sagenkreises von den letzten Schicksalen des

[1] Der Mönch schrieb sein Buch, wie er selbst sagt, auf Geheiß und zum Gebrauche Kaiser Karls III, der auf der Rückkehr aus Italien zu St. Gallen verweilte.

langobardischen Königshauses und es wiederholt sich hier die Erscheinung, die wir schon in frühern Fällen beobachtet haben, daß die Untergehenden in der Sage ihrer Überwältiger zum letzten mal aufleuchten.

5. **Karl nach der Kaiserchronik.** Diese sagenreiche deutsche Reimchronik aus der Mitte des 12ten Jahrhunderts, deren am Schlusse des vorigen Hauptabschnitts gedacht worden, hat einen ausführlichen Abschnitt: Von kunich Karln, welchen Docen in Aretins Beiträgen zur Geschichte und Litteratur, B. IX, München 1807, S. 1064 ff. besonders hat abdrucken lassen. Unter andern sagenhaften Erzählungen, namentlich der von Karln und seinem Bruder, dem Pabste Leo, den die Römer blendeten und austrieben und der dann, von Karln mit Gewalt wieder eingesetzt, durch ein Wunder sein Gesicht wieder erlangte, findet sich auch eine kurze und, in Vergleichung mit der Historia Turpini, eigenthümliche Darstellung des spanischen Feldzugs.

In Gallathia (Galicien) thut ihm der Heidenkönig viel zu Leide. Die Christen werden all erschlagen. Karl selbst entrinnt kaum:

> Hiute ist der stein naz, Dâ Karl ûffe saz;
> Vil heize weinunde Klagete er sîne sunde.[1]

„Gnade, Herr," spricht er, „meiner Seele! scheide meinen Leib von dieser Welt! nimmer kann ich froh werden." Da kommt ein Engel und tröstet ihn: „Karl, du bist Gott lieb. Deine Freude sollst du bald wieder haben. Heiß deine Boten eilen nach reinen Jungfraun, die Frauen laß daheim! Gott will an jenen seiner Wunder eines erscheinen lassen, sie werden dir deine Ehre wieder gewinnen." Die Boten eilen in alle Reiche und sammeln die Jungfraun, dreiundfünfzig tausend und sechsundsechszig an der Zahl. Sie kommen zu dem Kaiser in das Karlthal (Turpini Historia c. 25: in valle Caroli), rüsten sich zum Kampf und schaaren sich mannlich. Der Heiden Wartleute wundern sich, wer dieses Volk sei. Sie eilen zurück und sprechen zu ihrem König: „Herr, haben wir die Alten erschlagen, so sind die Jungen nachgekommen, jene zu rächen. Sie sind stark um die Brust, ihre Haare sind lang, sie haben schönen Gang; es ist ein vermeßnes Volk; unser Fechten ist nichts gegen sie. So viel wir unsrer auf diesem Erdboden zusammenkommen mögen, sie

[1] [Maßmann, II, S. 385; Diemer S. 457. H.] Es giebt eine ähnliche französische Volkssage von einem thränenden Steine, la pierre qui pleure, welche in den Gedichten des Königs von Bayern als Romanze bearbeitet ist.

dürfen wir nimmer bestehn, so schrecklich ist ihre Gebärde." Da rathen dem Heidenkönige seine Weisen, dem Kaiser Geißel zu geben. Er läßt sich und sein Volk taufen. So macht Gott Karln sieghaft, ohne Stich und Schlag. Wohl erkennen die Jungfraun, daß Gott vom Himmel mit ihnen war.

Karl und die Seinen ziehen nach der Heimat. Die heermüden Heldinnen kommen auf eine grüne Wiese. Sie stecken ihre Speerschäfte auf, werfen sich in Kreuzstellung nieder und loben Gott um der Güte willen, die er an ihnen gethan. Sie weilen hier die Nacht über; da geschieht ein großes Zeichen. Die Schäfte beginnen zu grünen, zu lauben und zu blühen. Davon heißet die Stelle der Schäftenwald. Der Kaiser läßt hier eine stattliche Kirche bauen, zur Ehre Christi, Mariens und aller Gottesheiligen und zum Gedächtnis an den Sieg der reinen Mägde. Das Wunder mit den grünenden Schäften, wodurch bei Turpin die zum Tod in der Schlacht bestimmten Krieger vorbezeichnet werden, hat hier, als blühendes Zeichen jungfräulicher Heiligkeit, eine eigenthümliche und, wie es scheint, treffendere Bedeutung.

Der Abschnitt von Karln schließt mit den Worten:

Solden wir sîne wundir alle sagen,
Sô muosen wir die wîle haben.
Des zîtes inist nû niht;
Karl hât ouch andere liet.[1]
Karl was ein wârer gotis wîgant.
Die heiden er zuo der kristenheite getwanc.
Karl was kuone,
Karl was scône,
Karl was gnædic,
Karl was sælic.
Karl lobete man billîchen
In rômesken rîchen
Vor allen werltkunigen.
Er habete die allir meisten tugende u. s. w.[2]

6. Die Legende von Karls Streit vor Regensburg. Unter diesem Namen wird in v. d. Hagens litterarischem Grundriß S. 172 ein alter Nürnberger Druck, der diese Legende vermuthlich in Prosa enthält,

[1] Vgl. Grimm, Heldensage S. 197.

[2] Deutsche Sagen II, S. 132 ff. [Maßmann, II, S. 394 f.; Diemer S. 461 f. H.]

angeführt. Es hat sich aber seitdem ein Gedicht dieses Inhalts und zwar in zwei Papierhandschriften vorgefunden, deren eine zu London, im brittischen Museum, wovon in der Abendzeitung 1821, Wegweiser Nr. 45, Nachricht und Auszug gegeben ist, die andre in der bischöflichen Bibliothek zu Karlsburg in Siebenbürgen, welche Graf Mailath herauszugeben beabsichtigt hat. Ich habe die zu diesem Zwecke veranstaltete Abschrift vor mir.[1] Das Gedicht, welches aus verschiedenen Schichten zu bestehen scheint, erzählt legendenhaft die Kämpfe Karls mit den Heiden vor Regensburg, die Stiftung des Schottenklosters daselbst und fortan, nach Karls Tode, die Geschichte dieses Klosters. Von Marian, einem der Schottenbrüder, wird u. A. erzählt, wie er viel bei Nacht geschrieben und einst, als man vergessen, ihm ein Licht zu bringen und er lange vergeblich gewartet, plötzlich die fünf Finger seiner linken Hand zu brennen anfiengen, so daß er bei ihrem Lichte bequem mit der rechten Hand schreiben konnte.

Das Gedicht enthält gegen 10000 (9891) Reimzeilen.

Soweit mir dieses Gedicht bis jetzt bekannt geworden ist, erscheint es vorzüglich dadurch beachtenswerth, daß es Karln auch in deutscher Sage als Glaubenshelden darstellt, wie dieß auch bei der Kaiserchronik der Fall ist. In demselben Lichte zeigt ihn die folgende Sage.

7. Karls Heimkehr aus Ungerland. Diese Sage ist erzählt in Johannes des Enikels gereimter Weltchronik, um die Mitte des 13ten Jahrhunderts. Die Chronik ist noch ungedruckt. Die Brüder Grimm geben in den deutschen Sagen II, 105 einen Auszug aus einer Heidelberger Handschrift (Wilken 415).[2]

8. Kaiser Karl im Untersberg. Über die Wunder im Innern dieses Berges, bei Salzburg, giebt es ein Volksbuch, das, mit der Ortsbezeichnung Brixen, auch auf unsern Märkten verkauft wird. Wir finden hier dieselbe Sage, die uns schon von den hohenstaufischen Kaisern bekannt ist. Karl sitzt im Untersberge, mit goldner Krone auf dem Haupt und dem Scepter in der Hand. Auf dem großen Welserfeld ward er verzückt und hat noch ganz seine Gestalt behalten. Sein Bart ist

[1] [Dieselbe befindet sich nun in der fürstlich Fürstenbergischen Bibliothek zu Donaueschingen. Barack, Die Handschriften u. s. w. Tübingen 1865. S. 114. P.]

[2] [Abgedruckt in v. d. Hagens Gesammtabenteuer II, 617 ff. und Maßmanns Kaiserchronik III, 1033 ff. P.]

grau und lang gewachsen und bedeckt ihm das goldne Bruststück seiner Kleidung. An Fest- und Ehrentagen wird der Bart in zwei Theile getheilt, einer liegt auf der rechten Seite, der andre auf der linken, mit einem kostbaren Perlband umwunden. Der Kaiser hat ein scharfes und tiefsinniges Angesicht und erzeigt sich freundlich gegen seine Untergebenen, mit denen er dort manchmal auf einer schönen Wiese hin und her geht. Warum er sich da aufhält und was seines Thuns ist, weiß Niemand und steht bei den Geheimnissen Gottes. (Deutsche Sagen I, 33.)

Auch zu Nürnberg auf der Burg soll Kaiser Karl sich in den tiefen Brunnen verflucht haben und daselbst aufhalten. Sein Bart ist durch den Steintisch gewachsen, vor welchem er sitzt. (Ebd. I, 28.)

9. Karls Recht. Es ließen sich zu den bisher erzählten andre, nicht unmerkwürdige Sagen, Karln den großen betreffend, anführen, z. B. die von Eginhard und Emma (Deutsche Sagen II, 125 ff.), von Karln und Elegast (Grundriß S. 171. Museum f. altd. Litt. u. Kunst II, S. 226 ff.). Das bisherige wird jedoch genügen, um zu zeigen, wie Karl auch in eigenthümlich deutscher Überlieferung, von legendenhafter, heroischer und mythischer Seite, vielfach gefeiert war.

Aber noch eine andre, besondre Richtung hat die Sage bei den Deutschen genommen, welche, wenn auch über Deutschland hinaus die Spur derselben nachgewiesen werden kann, doch hier mit ausgezeichneter Vorliebe verfolgt und manigfach ausgeprägt worden ist.

Karl ist der Held und Heilige des deutschen Rechts, der Urquell aller Gesetzgebung und Rechtspflege.

Benecke hat in seiner Ausgabe des Wigalois, um 1212 gedichtet, Berlin 1819, in der Anmerkung zu einer Stelle dieses Rittergedichts (V. 9554), wo von Karls Recht die Rede ist, ausführlich von der hohen, sprichwörtlich gewordenen Meinung gehandelt, in welcher bei den Deutschen, besonders auch den Dichtern des 12ten und 13ten Jahrhunderts, Karl und seine Zeit in der bemerkten Beziehung standen, und J. Grimm, Rechtsalterth. S. 830 (vgl. 829. 670. 927) hat weitere Beweisstellen hinzugefügt. Indem ich diese Nachweisungen benütze, glaube ich jedoch vorzüglich auf die von Benecke ganz beiseite gelassenen und von Grimm, nach dem Zwecke seines Werkes, nur kurz berührten Sagen Rücksicht nehmen zu müssen, die uns hier zunächst angehen und als der älteste Ausdruck der Volksbegriffe anzusehen sind.

Eginhard, Vita Caroli m. imp. (C. 29, Reuber S. 11) sagt:

Post susceptum imperiale nomen cum adverteret multa legibus populi sui deesse (nam Franci duas habent leges, plurimis in locis valde diversas) cogitavit quæ deerant addere et discrepantia unire, prava quoque ac perperam prolata corrigere. Sed in iis nihil aliud ab eo factum est, quam quod pauca capitula et ea imperfecta legibus addidit. Omnium tamen nationum, quæ sub ejus ditione erant, jura, quæ scripta non erant, describere ac literis mandari fecit.

Von diesen karolingischen Gesetzsammlungen und den zu ihrer Ergänzung und Bestimmung erlassenen Capitularien her, welche überall abschriftlich vorhanden sein, öffentlich vorgelesen und bekannt gemacht werden musten, bildete sich die Vorstellung, daß alles Recht von Karl dem großen ausgehe. Der Sachsenspiegel, wenn er gleich gewisse Rechte benennt, welche die Sachsen wider Karls Willen behalten, der Schwabenspiegel, welchem die alte Lex Alamannorum Karles Recht (vgl. Rechtsalterth. S. 670), Karlen Buch heißt, und das friesische Rechtsbuch leiten von Karln den Ursprung der Gesetze ab. Auch die Freigrafen musten schwören, nach Karls Gesetz und Ordnung zu richten, und die Femgerichte selbst wurden diesem Kaiser zugeschrieben und nach seinem Namen benannt.

Die Stellen der Dichter, worin sprichwörtlich von Karls Recht. Karls Loth, Karls Zeit, als einer goldenen, gesprochen wird, hat Benecke a. a. O. angeführt. Auf ähnliche Weise schrieben die Dänen alle ihre Rechtsgebräuche ihrem Könige Frodi zu und seine Zeit war die des Friedens und der allgemeinen Sicherheit.

Was nun aber die Sagen betrifft, in denen sich die volksmäßigen Begriffe von Karln als Gesetzgeber und Richter ausgedrückt und verbreitet haben, so hebe ich davon folgende aus und zwar zuerst solche, die ihn als Gesetzgeber, hernach diejenigen, die ihn als Richter bezeichnen:

a. König Karl und die Friesen. Das Altfriesengesetz berichtet die Entstehung des friesischen Rechtes auf eine ganz mythische Weise. (Grimm, Deutsche Sagen II, S. 118—20.)

Diese Sage ist nicht ohne tiefere Bedeutung: das ruderlose Schiff ist ein Volk ohne Gesetz und Recht; ein höherer Geist, der doch den Männern des Volkes gleich sieht, giebt die rechte Satzung. Im Übrigen scheint eine gewisse Opposition des freiheitliebenden Volkes gegen Karln hindurch, wie wir sie auch im Sachsenspiegel bemerkt haben. Dennoch

ist es Karl, der den Anstoß giebt, daß die Friesen ihr Landrecht erhalten.

b. Der Schwaben Vorrecht. Das Recht, in Reichskriegen vorzufechten, verlieh König Karl dem schwäbischen Herzoge Gerold, nach der Kaiserchronik auf dem Heerzuge gegen die Römer, als er den Pabst Leo wieder einsetzte, nach andern in der Schlacht von Ronceval. (Deutsche Sagen II, S. 125. 136. Aretins Beiträge IX, S. 1063.)

c. Gleichfalls nach der Kaiserchronik hat Karl, unter Eingebung eines Engels, das Recht der Geistlichkeit und der Bauern eingesetzt. Doch kommt, was dort davon gemeldet wird, die erstere besser weg, als die letztern. (Aretin ebd. S. 1070 f. Deutsche Sagen II, S. 138.)

d. Älteste Sage über die Geburt und Jugend Karls des großen. Zum erstenmale bekannt gemacht und erläutert von J. Christ. Freih. v. Aretin. München 1803. Unter diesem Titel ist eine alte, fabelhafte Geschichte Karls des großen, in deutscher Prosa, soweit solche die Geburt und Kindheit desselben betrifft, vollständig, das Übrige im Auszuge herausgegeben. Die Handschrift ist aus der Abtei Weihenstephan bei Freisingen in die Münchner Bibliothek gekommen. Sie wird vom Herausgeber viel zu hoch hinauf, ins 13te Jahrhundert, gesetzt. Bertha, Karls Mutter, durch trügerische Ränke von ihrer Würde verdrängt, lebt mit ihrem Knaben in einer einsamen Waldmühle in der Gegend von Weihenstephan, damals einer Burg des Königs Pipin. Dieses sowie ein großer Theil der übrigen Geschichte stimmt in den Hauptzügen mit altfranzösischen Dichtungen, nur daß die Sage in Baiern örtlich angeknüpft ist. Hierher gehört nun, was im 4ten und 5ten Capitel dieses Buchs erzählt wird (S. 43—45).

Auch diesem Edelmann hilft Karl durch seine Klugheit eine mißliche Rechtssache gewinnen. König Pipin, der von dem weisen Knaben Kunde erhält, zieht ihn an seinen Hof zu Weihenstephan und Karl dient, ohne es zu wissen, seinem Vater.

e. Karls Recht, ein Meistergesang, in Regenbogs Zugton u. s. w.; nur in alten Drucken des 15ten Jahrhunderts vorhanden. Docen giebt im Museum für altd. Litt. u. Kunst, B. II, S. 280—3, den Inhalt dieses Meisterliedes.

Es ist die bekannte Geschichte des Juden von Venedig, worein zwei weitere Fälle verwoben sind, welche die Entscheidung schwieriger machen und dadurch den richterlichen Scharfsinn des Kaisers stärker hervorheben

sollen, obgleich man gestehen muß, daß er es mit den zwei letztern Sprüchen ziemlich leicht genommen hat. (Vgl. v. d. Hagens Grundriß S. 172. Grimm, Rechtsalterth. S. 616 f. Quellen des Shakspere in Novellen, Mährchen und Sagen, von Echtermeyer, Henschel und Simrock, auch Bibliothek der Novellen, Mährchen und Sagen, Thl. 3, Berlin 1831, S. 193—9, in Simrocks Anmerkungen zum Kaufmann von Venedig.)

f. Der Kaiser und die Schlange. Diese Sage findet sich wieder in Enikels ungedruckter Reimchronik.[1] Sie ist aber nicht auf Deutschland beschränkt, sondern kommt u. a. auch in den Gesta Romanorum S. 105 unter andrem Namen vor. Die Brüder Grimm, welche sie (Deutsche Sagen II, S. 130) im Auszug geben, führen zugleich die Litteratur an. In ihr herrscht wieder das Mythischsymbolische.

Hier knüpft sich nun die Rechtssage an eine andre, vom See bei Aachen, an. Karl ist durch den Ring noch an den Leichnam der geliebten Frau[2] gebunden, bis derselbe entdeckt und weggenommen wird. Auch an jeden andern Besitzer des Ringes fühlt er sich gefesselt. Darum wirft er denselben in einen See bei Aachen. Seit der Zeit gewinnt er den Ort so lieb, daß er nicht mehr von Aachen weichen will, ein kaiserliches Schloß und ein Münster da bauen läßt und in jenem seine übrige Lebenszeit zubringt, in diesem aber nach seinem Tode begraben sein will. Auch verordnet er, daß alle seine Nachfolger in dieser Stadt sich zuerst sollen weihen lassen. (Deutsche Sagen II, S. 128. 131.)

So weit die deutschen Sagen von Karl dem großen.

Auch in deutschen Landen sprang vor Karln überall die Ader der Sagendichtung, wie vom Odenberg in Hessen erzählt wird, daß dort vom Hufschlage seines Rosses ein starker Quell entsprungen sei. (Mone, Geschichte des Heidenthums im nördlichen Europa II, S. 155.)

---

6. Poetische Bearbeitungen griechischer und römischer Fabeln.

Wir befanden uns bisher und noch im karolingischen Epos auf dem Gebiete der Legende, jetzt betreten wir das des Rittergedichts.

[1] [Nun unter der Aufschrift „Naturrecht“ abgedruckt in v. d. Hagens Gesammtabenteuer 2, S. 635 ff. P.]

[2] [Karlmeinet S. 317. 880. Pfeiffers Germania 5, S. 179. K.]

Dem Heldenthum mit dem Heiligenscheine folgt ein Ritterthum in welt
lichem Glanze, der rauhern Kraft des erstern die Zierlichkeit und Üppig
keit des letztern.

Das christlich-romanische Element des Lebens und der Poesie des
deutschen Mittelalters hat uns bisher zumeist als christliches beschäftigt,
d. h. in der Einwirkung des neuen Glaubens auf die dichtende Phan
tasie der bekehrten Völker; jetzt wird es uns als romanisches in Betracht
kommen, d. h. in der Rückwirkung der in den gallischen Provinzen des
Römerreichs altbegründeten geselligen Bildung auf die eingewanderte
Völker und deren deutsche Heimat. In Südfrankreich entfaltete sich
eine lyrische, in Nordfrankreich eine erzählende Dichtung, als Ausdruck
der neuen geselligen Cultur des Ritterstandes. Diese erzählende Dich
tung, auf deutschen Boden verpflanzt, ist es, was wir Rittergedicht
nennen. Die einheimische Sage, Mähre, tritt im deutschen Ritterstand
zurück vor der welschen Aventüre. So nennen die deutschen Bearbeiter
der französischen Gedichte ihre Muse, die personificierte Erzählung ritter
licher Abenteuer, mit der sie öfters sich in förmliches Gespräch einlassen.

Denn eben das ist für diese neue Dichtungsweise bezeichnend, daß,
während im einheimischen Heldenliede Person und Namen der Bearbeiter
in dem durch uralte Überlieferung geheiligten Gegenstande verschwanden,
nun hier, der fremden Fabel gegenüber, bestimmte Dichterpersönlichkeiten
hervortreten. Die Bearbeitung aus einer andern Sprache war eine
gelehrte Anstrengung, der Bearbeiter muste sich seiner subjectiven Thä
tigkeit bewust und eben damit auch angereizt werden, sie weiter zu ver
suchen. In der Fabel selbst, im Gange der Erzählung blieb zwar das
Original unangetastet. Aber in der Darstellung ließ der Bearbeiter,
je mehr ihm Dichtergabe zu Gebot stand, seine Eigenthümlichkeit ver
scheinen; Betrachtungen, Empfindungen, Beziehungen auf sein eigenes
inneres und äußeres Leben, auf die Verhältnisse seiner Zeit und Um
gebung verwob er in die Geschichtserzählung, ja es wird sich zeigen,
daß diese dichterische Selbstthätigkeit bis zur vollen, poetischen Läute
rung des empfangenen Stoffes vorschritt. So eröffnet sich uns in
den Rittergedichten eine Reihenfolge von Dichtercharakteren. Heinrich
von Veldeke, Hartmann von Aue, Wolfram von Eschenbach, Gottfried

¹ [Vergl. J. Grimm, Frau Aventiure. Berlin 1842. Deutsche Mythologie
2, S. 863 f. H.]

n Straßburg, Rudolf von Ems, Konrad von Würzburg erscheinen
ch einander in entschiedener Persönlichkeit. Sie bilden eine fortlaufende
ichterschule, indem je der Spätere den Frühern im Auge hat und auf
n Bezug nimmt; Gottfried von Straßburg und Rudolf von Ems führen
e Reihe ihrer Vorgänger in geschichtlichem Zusammenhang und mit
itischer Charakteristik auf. Mit dem Bewustsein dieses fortlaufenden
usammenhangs und der Besonderheiten der frühern Meister erwächst
er auch das Bestreben, sich selbst in einer neuen und eigenthümlichen
arstellungsweise auszuzeichnen.

Wenn ich nun hier zuerst von denjenigen Gedichten handle, worin
egenstände der alten griechischen und römischen Fabelwelt, der troja-
ische Krieg, die Schicksale des Äneas, die Züge Alexanders des großen
. s. w., behandelt sind, so habe ich nicht zum Zwecke, eine Einwirkung
er classischen Poesie auf die des Mittelalters nachzuweisen.[1] Unsern
eutschen Dichtern wenigstens sind diese Stoffe, schon ganz in das Costüm
er Ritterzeit übergetragen, in nordfranzösischen Werken zugekommen
nd haben für sie keine andre Bedeutung, als jede andre Rittermähre. Was
ich bestimmen muste, diese Umdichtungen antiker Fabeln voranzustellen
nd den Dichtungskreis vom König Artus und der Tafelrunde, diesen
of aller Ritterlichkeit, erst nachfolgen zu lassen, ist der Umstand, daß
er älteste in jener Dichterreihe durch ein Werk aus der antiken Fabel-
ichtung seinen Namen begründet und dem Rittergedichte in deutscher
Poesie die Bahn eröffnet hat.

Wir betrachten demnach

1. die Äneis des Heinrich von Veldeke.

Mit der Betrachtung der Dichtwerke ist dem Gesagten zufolge fortan
auch die Charakteristik der Dichter, doch mit Beschränkung auf die be-
deutendern, zu verbinden. Bei dem ersten Werke und dem ersten Dichter
dieser Classe, wenn sie auch keineswegs die ausgezeichnetsten sind, verweile
ich ausführlicher, damit wir auf dem neuen Boden einheimisch werden.

Von den Schicksalen des Dichters ist uns wenig Kunde geblieben.
Er war ein Niederdeutscher der Sprache und schon dem Namen nach.

[1] [Dies ist seitdem in ausführlicher Weise geschehen von C. L. Cholevius
in seiner Geschichte der deutschen Poesie nach ihren antiken Elementen. Leipzig.
1 Thl. 1854. P.]

Veldeke ist die niederdeutsche Verkleinerung von Feld. Bestimmteres erhellt aus seinen eigenen Werken nicht über seine Heimat und Herkunft. Auf dem Bilde, das in der Weingartener Handschrift seinen Liedern vorgesetzt ist, sieht man weder Helm noch Schild. Der Meister, so wird er dort genannt, ist, einen Kranz in den Haaren, unter einem dichtbelaubten Baume gelagert, worauf Vögel herumhüpfen und sich schnäbeln. Die Beziehung auf eines seiner Lieder, worin er das fröhliche Leben der Zweigbewohner beschreibt, ist leicht zu erkennen. Ein grünender Baum mit Singvögeln ist auch das passendste Wappen für einen Dichter, der so innig den Frühling gesungen. Der Beschreibung vom Hochzeitfeste des Äneas fügt Heinrich hinzu:

„Ich vernahm nimmermehr von einem so großen Feste, außer jenem zu Mainz, das wir selber sahen, das war ganz unmäßlich, als der Kaiser Friedrich zweien seiner Söhne Schwert gab. Mancher tausend Marke werth ward da verzehret und gegeben. Ich wähne, Alle, die nun leben, haben kein größeres gesehen. Was künftig noch geschehen wird, kann ich nicht wissen. Aber wahrlich nie vernahm ich von Schwertleite, da so mancher Fürst gewesen und so mancher Art Leute. Ihrer leben noch heute genug, die es wahrhaft wissen. Dem Kaiser Friedrich geschah so manche Ehre, daß man Wunder davon sagen mag bis zum jüngsten Tage. Fürwahr es wird noch über hundert Jahr von ihm gesagt und geschrieben.“ (Äneis, V. 13021—50.)

Dieses Fest, bei dem der Dichter offenbar zugegen war, fand an Pfingsten 1184 statt. Kaiser Friedrich I weihte dort seine beiden Söhne, den jungen König Heinrich und den Herzog Friedrich von Schwaben, zu Rittern, er gab ihnen Schwert, wie man es nannte. Schwertleite hieß man das Fest, weil die Jünglinge in feierlichem Zuge zur Kirche geleitet wurden. Es ist die uralte, germanische Sitte des Wehrhaftmachens. Das dreitägige Fest zu Mainz, welches zur Zeit eines allgemeinen Friedens in Deutschland gefeiert wurde,[1] wissen auch die Geschichtschreiber nicht glänzend genug zu schildern. In der ganzen römischen Welt sei es kundbar geworden und die Hoftage der vorherigen Kaiser seien gar nicht damit zu vergleichen.[2] Dort habe die Welt all ihre vergängliche Herrlichkeit zur Schau gelegt an Überfluß der Speisen, Manigfaltigkeit der Kleider, Schmuck der Pferde, Gepräng und Lustbarkeiten jeder Art.[3] Die Stadt faßte

[1] Otto de s. Blasio C. 26.

[2] Godefridus Coloniensis ad ann. 1184.

[3] Otto de s. Blasio C. 26.

nicht die Menge der Gäste. Unzählige bunte Gezelte waren, gleich einer zweiten Stadt, auf dem weiten Feld umher aufgeschlagen.[1] Ein Unfall, der dabei vorkam, der Einsturz eines zur Capelle des Kaisers aufgerichteten Gebäudes, wurde von Manchen als eine Stimme des Himmels gegen diesen weltlichen Übermuth betrachtet.[2] Der Anblick dieser Herrlichkeit mochte manches glänzende Bild in der Phantasie der anwesenden Dichter zurücklassen. Man denke an Veldekes Schilderungen dieser Art. Die prachtvollen Beschreibungen solcher Schwertleiten in manchen Rittergedichten, im Tristan, Wigalois u. s. w., ja selbst Siegfrieds Schwertnahme in den Nibelungen, sollten sie nicht als Nachglanz jenes großen Festes betrachtet werden können? Bemerkenswerth für Veldeke, als den ersten namhaften Minnesänger und Bearbeiter welscher Aventüren, ist noch ein weiterer Umstand. Nicht bloß aus allen deutschen Landen waren Fürsten und Ritter nach Mainz gekommen. Auch die Herren der benachbarten Reiche, worunter besonders Frankreich zu verstehen, fanden sich ein; ja selbst slavische und italische Fürsten, Gäste von Illyrien bis Spanien. Es war dort, sagt der Geschichtschreiber, eine unglaubliche Menge von Menschen verschiedener Länder und Sprachen versammelt.[3] Daß namentlich auch fremde Sänger erschienen, davon ist bestimmte Nachweisung vorhanden. Der nordfranzösische Dichter Guiot de Provins, von dem noch Lieder und ein satyrisches Gedicht vorhanden sind, meldet in letzterem: „Vom Kaiser Friedrich kann ich euch wohl sagen, daß ich ihn zu Mainz einen Hof halten sah, dem gewisslich niemals ein andrer gleich kam.“[4] Gewiss brachten die Sänger hier zusammen, was in den verschiedenen Ländern für die

[1] Godefridus Coloniensis l. c.

[2] Otto de s. Blasio l. c.

[3] Otto de s. Blasio l. c.

[4] La Bible Guiot de Provins V. 278—82 (Barbazan und Méon, Fabliaux et contes. T. II, S. 316. Vgl. S. 317): Et de l'empereor Ferri Vos puis bien dire que je vi Qu'il tint une cort a Maience; Ice vos di-je sanz doutance, C'onques sa pareille ne fu. Die Lieder von Guiot befinden sich in einer handschriftlichen Sammlung altfranzösischer Gedichte in der Bibliothek zu Bern. (N. 389. Chansons diverses.) Extraits de quelques poësies du 12. 13 et 14 siècle. Lausanne 1759. S. 65. [W. Wackernagel, Altfranzösische Lieder und Leiche. Basel 1846. 8. S. 24—32. Vgl. auch mein Buch über Crestien von Troies S. 221, Anm. 1. H.]

Blüthe geistiger Unterhaltung galt, und wie auf dem Markt einer großen Handelsstadt die erlesensten Erzeugnisse verschiedener Erdstriche umgesetzt werden, so muste bei einem Feste, wie das beschriebene, ein folgenreicher Austausch von Liedern und Sagen, Kunstformen und Kunstfertigkeiten stattfinden.

Die angeführten Worte der Äneis sprechen von dem Feste zu Mainz als einer längst vergangenen Sache. Der Schluß dieses Gedichts hilft aber noch zu näherer Zeitbestimmung und giebt anziehende Nachrichten von dem Dichter und seiner Arbeit. Meister Heinrich hatte schon das Mehrtheil, über Dreiviertheile, seines Werks gedichtet, bis dahin, wo Äneas Laviniens Brief liest (V. 10766), da ließ er, schwer gekränkt, die Arbeit liegen. Er hatte das Buch verloren. Noch unvollendet hatte er dasselbe der Gräfin von Cleve zu lesen gegeben, der milden und guten, der groß Geben und herrlich Leben wohl anstand. Da ward es, zu der Zeit, als der Landgraf von Thüringen sie zur Gemahlin nahm, zu Cleve einer Jungfrau gestohlen, der es die Gräfin befohlen hatte. Die Herrin warf darüber große Ungunst auf den Grafen Heinrich von Schwarzburg, der es genommen und heim nach Thüringen gesandt. Wohl neun Jahre war das Buch dem Meister genommen. Nirgends, wohin er kam, konnt' ers finden, bis er einst nach Thüringen kam zu des Landgrafen Bruder, dem Pfalzgrafen Hermann zu Sachsen, von der Neuenburg (Naumburg) bei der Unstrut. Dieser stellte ihm das Buch wieder zu und hieß es ihn volldichten. Denn die Rede däuchte dem Pfalzgrafen gut und das Gedichte meisterlich. Ohne des Fürsten Bitte hätte Heinrich es nicht vollendet. Ihm aber war er, seit er sein Kunde gewann, zu jedem Dienste bereit, wie auch dem Grafen Friedrich. (V. 13268 ff.)

Der Dichter führt uns hier ganz in das thüringische Fürstengeschlecht. Der Landgraf, der die Gräfin von Thüringen heirathet, ist Ludwig III. der von 1172 bis 1190 an der Landgrafschaft war. Von jener Vermählung schweigen zwar die Geschichtbücher, da aber über den ehlichen Verbindungen dieses Fürsten überhaupt einiges Dunkel waltet,[1] so ist

[1] Über diese Verhältnisse s. Schmidt, Geschichte des Großherzogthums Hessen. 1 B. Gießen 1818. S. 138 u. 274. Auch die clevische Geschichte (Teschenmacher, Annales Cliviæ u. s. w. Frankfurt und Leipzig 1721 fol. besagt nichts von jener Heirath.

kein gegründeter Zweifel gegen die sonst so genauen Angaben des Gedichts. Ludwig begab sich im Jahr 1188 auf die Kreuzfahrt und starb 1190 auf der Rückreise. Der Pfalzgraf Hermann, des vorigen Bruder, ist der berühmte Freund und Förderer des Gesanges. Bevor er durch den Tod Ludwigs zur landgräflichen Würde gelangte, war er Pfalzgraf zu Sachsen. Diese Pfalzgrafschaft hatte ihm sein Bruder im Jahr 1181 überlassen. Graf Friedrich ist der Graf von Ziegenhayn, Bruder jener beiden. Graf Heinrich von Schwarzburg war ohne Zweifel im Gefolge des Landgrafen nach Cleve gekommen.[1] Aus dem Ganzen ergiebt sich, daß die Äneis zwischen 1184, der Zeit des Festes zu Mainz, und 1190, dem Todesjahre des Landgrafen, verfaßt worden, überhaupt aber, daß Veldekes dichterisches Wirken in das letzte Viertel des zwölften Jahrhunderts zu setzen ist. Die Erzählung, wie Heinrich mit Vaterschmerz das verlorene Gedicht sucht, bezeichnet ihn als einen wandernden Sänger. Sein Aufenthalt zu Cleve, in Verbindung mit der durch Püterich von Reicherzhausen im 15ten Jahrhundert aufbehaltenen Nachricht, daß Heinrich von Veldeke die Legende des h. Gervasius von Maestricht gedichtet habe, macht es für sich schon wahrscheinlich, daß er am Niederrhein oder der Maas zu Hause gewesen. In einem seiner Minnelieder segnet er die ferne Geliebte, die ihm all über den Rhein, wo sein Leib ferne im Elend (in der Fremde) sei, den Muth erheitre.[2] Neuerlich hat aber Mone, Quellen und Forschungen zur Geschichte der teutschen Litteratur und Sprache, B. I, Aachen 1830, S. 252 f. noch folgende bestimmtere Notiz beigebracht: „In dem Hausbuch der Abtei St. Truyden (St. Trond), das jetzt bei der Universität zu Lüttich ist, heißt es fol. 9a: Anno domini 1253 in crastino octavarum epiphaniæ concessit abbas Willelmus in feoda domino Henrico de Veldeke militi terram incultam hactenus sitam apud Spalbeke, quæ est allodium ecclesiæ S. Trudonis. Der Dichter war um diese Zeit schon todt, wohl aber kann es sein gleichnamiger Sohn gewesen sein, und diese Ritter wären dann Lehnsleute des Abts von St. Truyden gewesen.

[1] Ein Graf Heinrich von Schwarzburg kommt um jene Zeit in der Geschichte vor. Junghans, Geschichte der Schwarzburgischen Regenten. Leipzig 1821. S. 26. 29 f.

[2] Weingartner Handschrift S. 57 (Manesse, I, S. 20b). [In F. Pfeiffers Ausgabe der Weingartner Liederhandschrift, Stuttgart 1843. 8. S. 68, Str. 32. H.]

Diese Vermuthung wird bestärkt durch den Umstand, daß Veldeke die Legende vom h. Servatius (nicht Gervasius) von Maestricht gedichtet hat, denn diese Stadt liegt nur 6 Stunden von St. Truyden, und solche geistliche Stoffe, so wie den classischen der Eneit konnte der Dichter doch wohl nur von Mönchen erhalten haben.“ [1]

Die Heimat des Dichters in jener niederländischen Grenzgegend ist nun eine weitere Erklärung seiner Bekanntschaft mit der nordfranzösischen Poesie. Vom Herzog Johann von Brabant, aus der zweiten Hälfte des 13ten Jahrhunderts, sind Minnelieder vorhanden, die, wie Veldekes, die niederdeutsche Mundart durchscheinen lassen, aber noch weit mehr mit französischen Worten versetzt sind. (Manesse, I, S. 7 a.) Ein Herzog von Brabant erscheint aber auch unter den nordfranzösischen Liederdichtern [2] und Adenez le Roi, Verfasser mehrerer erzählender Gedichte in nordfranzösischer Sprache, war Minstrel Heinrichs III von Brabant, Vaters von obigem Minnesänger. [3]

Eines der Lieder Heinrichs von Veldeke deutet darauf, daß dieser Dichter ziemlich zu Jahren gekommen:

„Die Weiber, sagt man, hassen graues Haar; das ist mir leid und bringt wenig Ehre, die ihren Freund lieber thöricht, denn weise hat. Nicht so sehr darum, daß ich selbst grau bin, aber ich hasse an Weibern den schwachen Sinn, daß sie neues Zinn lieber nehmen, denn altes Gold.“ (Manesse, I, S. 20 a.) [4]

2. der trojanische Krieg,

in dreierlei Bearbeitungen:

a. durch Herbort von Fritzlar, im ersten Zehntel des 13ten

[1] [Nun aufgefunden und herausgegeben von J. H. Bormans. Maestricht 1858. Vgl. Germania 5, S. 406 ff. P.]

[2] Roquefort, De l'état de la poésie françoise dans les 12 et 13 siècles. Paris 1815. 8. S. 211. Extraits S. 65. [W. Wackernagel, Altfranzösische Lieder S. 56–58. H.]

[3] Roquefort l. c. S. 138 f. Extraits S. 15. 16.

[4] [Die weitere Ausführung dieses Abschnitts fehlt in der Handschrift; ich verweise über das Buch auf die neue Ausgabe des Dichters von L. Ettmüller. Leipzig 1852. K. Man vgl. ferner: A. Pey, L'Énéide de Henri de Veldeke et le roman d'Énéas in Eberts Jahrbuch für romanische und englische Litteratur 2. Berlin 1859. 8. S. 1–45. H.]

Jahrhunderts; nur handschriftlich, zu Heidelberg, in Verbindung mit der Äneis des Heinrich von Veldeke. (Grimms Grammatik I, S. 455. Wilken S. 448 f.)[1]

b. von Wolfram (nicht Wolfram von Eschenbach); gleichfalls nur handschriftlich vorhanden. Der in v. d. Hagens litterarischem Grundriß S. 216 f. abgedruckte Schluß, worin der Bearbeiter sich nennt, deutet an, daß das Werk, an 30000 Verse stark, auch den Inhalt der Äneis umfaßt habe.

c. durch Konrad von Würzburg, aus der zweiten Hälfte des 13ten Jahrhunderts. Gedruckt ist etwa die Hälfte der Straßburger Handschrift, 25245 Verse, im dritten Bande der Müllerischen Sammlung altdeutscher Gedichte. Da dieser unvollständige dritte Band, in welchem der Druck des Gedichts abgebrochen wurde, weder im Buchhandel, noch auf einer Bibliothek unsrer Gegend zu haben ist, so muß man sich in Ermanglung desselben an die Auszüge halten, welche in Oberlins Diatribe de Conrado Herbipolitano, Argentorati 1782 aus dem Straßburger Codex gegeben sind.[2]

Konrad giebt an, daß er sein Werk aus Welsch in Deutsch gedichtet (l. c. S. 17) habe, und rühmt dabei die Unterstützung des werthen Sängers (vermuthlich Domcantors) Dietrichs von Basel; der Cantor war einer der Dignitarien der Stiftskirchen. Außer dem französischen Vorbilde bezieht er sich noch auf Dares Phrygius, de excidio Trojæ. Vielleicht, daß ihm eben in Beziehung auf das lateinische Buch der Domcantor behülflich war.

Von dem Inhalte des Gedichtes hat Konrad nach den Eingangsworten eine große Meinung. Von dem unheilverkündenden Traume Hecubas, als sie mit Paris schwanger geht, erstreckt sich die Erzählung bis zu Trojas Untergang.

Eine zuvor unbekannte Pergamenthandschrift befindet sich, nach Erkundigungen, die ich eingezogen, in der fürstlich Waldburgischen Bibliothek zu Zeil.[3]

[1] [Ausgabe von K. Frommann. Quedlinburg und Leipzig 1837. H.]

[2] [Vollständige Ausgabe nach den Vorarbeiten von K. Frommann und F. Roth für den litterarischen Verein in Stuttgart 1858. K.]

[3] [Sie ist von S. D. dem Fürsten Constantin von Waldburg Zeil zur Benützung für die Stuttgarter Ausgabe bereitwillig überlassen worden. K.]

3. Ovids Verwandlungen

durch Albrecht von Halberstadt. Gedruckt ist dieses Werk nur nach der von Georg Wickram um die Mitte des 16ten Jahrhunderts vorgenommenen Umarbeitung, zuerst Mainz 1545 und nachher wiederholt. Nur Albrechts Prolog ist in diesen Drucken, bis auf die Rechtschreibung, unverändert gelassen und daraus zu ersehen, daß Albrecht, geboren zu Halberstadt, im Jahre 1210 begonnen habe, für den tugendberühmten Landgrafen Hermann von Thüringen dieses Buch von Latein zu Deutsch zu bringen. [1]

4. Alexander der große.

Dieses leuchtende Meteor, das unversehens von den macedonischen Gebirgen aufstieg, in schnell wachsendem Glanze sich über den Horizont verbreitete und im fernsten Osten in wunderbaren Lichtern versprühte, hat sogleich auch die Phantasie der Völker mächtig und über ein Jahrtausend hin aufgeregt. Alexander selbst schon wies die Erzählung eines Zeitgenossen von seinen Thaten als fabelhaft zurück. (Itinerarium Alexandri, præf. XII.) In Griechenland und im Orient gestaltete sich seine Geschichte zu abenteuervollen Dichtungen und besonders sein Zug nach Indien erschloß die Welt aller Wunder.

Zur Geschichte dieser Fabelwerke über Alexander den großen sind besonders anzuführen:

Saint Croix, Examen critique des anciens historiens d'Alexandre-le-grand. Sec. éd. Paris 1804. Itinerarium Alexandri etc. et Julii Valerii res gestæ Alexandri etc. translatæ ex Aesopo Græco ed. Angelo Majo, Mediolani 1817. (Das letztere Werk ist großentheils Fabelgeschichte.)

Während in Persien Nisami, gestorben 1180 (v. Hammer, Geschichte der schönen Redekünste Persiens S. 105) sein Iskendername (Alexandersbuch) dichtete, war auch das europäische Mittelalter unermüdlich, die Alexanderssagen in allen Sprachen zu verbreiten.

Was die deutschen Dichter insbesondre betrifft, so schöpften sie aus doppelter Quelle: einmal aus dem um 1200 geschriebenen lateinischen Gedichte, der Alexandreis Gualtheri a Castellione (von Chatillon),

[1] [Albrecht von Halberstadt und Ovid im Mittelalter von K. Bartsch. Quedlinburg 1861. K.]

welche mehr noch historische Haltung hat und in den gelehrten Schulen viel gelesen war; sodann aus den phantastischern nordfranzösischen Gedichten aus dem letzten Viertel des 12ten Jahrhunderts.

Es sind vier altdeutsche Alexandersgedichte vorhanden, wovon jedoch nur eines, das älteste, gedruckt ist:

a. vom Pfaffen Lamprecht, noch aus dem 12ten Jahrhundert, 6952 Verse, mit noch unvollkommenem Reime; gedruckt in Maßmanns Denkmälern deutscher Sprache und Litteratur. Heft I, München 1827. [1]

Über dieses Gedicht ist auch ein akademisches Programm von Heinrich Schreiber erschienen: Commentatio de Germanorum vetustissima quam Lambertus Clericus scripsit Alexandreide. Freiburg 1828. 4. Der deutsche Dichter nennt sich im Eingang (Z. 1): der pfaffe Lamprecht. Über seine Quelle spricht er Z. 13 und 33.

Dieses Gedicht, welches den Helden von seiner frühsten Jugend durch seine Eroberungskriege und wunderbaren Abenteuer bis zu seinem Tode begleitet, ist nicht nur in der aus dem französischen Werke entnommenen Fabel für die Phantasie anziehend, sondern trägt auch in der Darstellung des deutschen Bearbeiters lebendige Farbe und es klingt in ihm, besonders in den Beschreibungen der Kämpfe, der Stil des einheimischen Epos an, wie denn auch auf das Gudrunslied (ein älteres, als das noch vorhandene) ausdrücklich angespielt wird.

Ich hebe folgendes Abenteuer des indischen Zuges aus (V. 4812 ff.):

Alexander kommt mit seinem Heere zu einem herrlichen Wald, aus dem sie so süßen, vielstimmigen Gesang hören, daß sich ihm nichts vergleichen dürfte, wenn man auch allen Leier- und Harfenklang und was je von Menschen gesungen ward, zusammenbrächte. Im Schatten der hohen Bäume, den die Sonne nicht durchdringen kann, wuchern Blumen und Kräuter; klare Quellen rinnen aus dem Walde hervor, auf eine schöne Aue, die vor ihm liegt. Hier lassen die Helden ihre Rosse stehn und gehen in den Wald, dem wonnigen Sange nach, bis sich ihnen das Wunder offenbart. Mehr denn hundert tausend schöne Mädchen finden sie auf dem grünen Klee spielend, springend und

[1] [Von Diemer nach der Vorauer Handschrift, Wien 1849; von Weismann, Frankfurt 1850. Vgl. Gödekes Grundriß S. 1151. K.]

singend. Hier vergessen sie all ihr Herzeleid, alles Mühsal und Ungemach, das sie bisher erduldet. Hier, dünkt ihnen, hätten sie für ihr ganzes Leben Glück und Freude genug und nichts zu fürchten, als den Tod. Um die Jungfraun aber ist es so gethan: wenn der Sommer angeht, wenn es zu grünen beginnt und die edeln Blumen im Wald aufgehen, da erscheinen auch wundergroße Knospen und wenn diese sich aufschließen, erblühen aus ihnen die schönen Mädchen, wie im Alter von zwölf Jahren; schöner, als sie war nie eine andre Blume, weiß und roth glänzen sie fernhin; sie lachen und singen in den Gesang der Vögel. Auch ihr Gewand ist ganz wie Blumenblätter. Stets aber müssen sie im Schatten sein, denn welche von der Sonne beschienen wird, die kann nicht am Leben bleiben. In diesem Walde nun schlagen die Helden ihre Gezelte auf und bringen hier den Sommer in Wonne zu. Als aber die Bäume ihr Laub lassen, die Quellen ihr Fließen und die Vögel ihr Singen, da verderben auch die Blumen und die schönen Frauen sterben täglich alle nach einander hin. Trauervoll ziehen die Helden von dannen.

b. von Rudolf von Ems, vor der Mitte des 13ten Jahrhunderts; nur handschriftlich, zu München. In einer von Maßmann aus der Handschrift mitgetheilten Stelle gedenkt Rudolf Derjenigen, die vor ihm diese Mähre von Alexandern zu dichten unternommen. Es werden ihrer drei genannt: Berchtold von Herbolzheim, der sie für den edeln Zäringer (vermuthlich den letzten Herzog von Zäringen, Berthold V, der 1218 zu Freiburg starb, Museum I, S. 137) gedichtet, jedoch nicht den zehnten Theil dessen, was die Historie von Alexandern sage; sodann Lamprecht, dessen Werk wir besprochen; endlich Rudolfs Freund Biterolf. Die erste und die dritte dieser Bearbeitungen sind noch nicht wieder zum Vorschein gekommen.

c. durch Ulrich von Eschenbach; ungedruckt. Nach einer in der öffentlichen Bibliothek zu Stuttgart befindlichen Pergamenthandschrift ist von diesem Werke Nachricht gegeben in Weckherlins Beiträgen zur Geschichte altdeutscher Sprache und Dichtkunst, Stuttgart 1811, S. 1 ff. Aus den hier mitgetheilten Stellen ergiebt sich, daß Walther (Gualtheri Alexandreis) die Quelle des Buches ist und der deutsche Bearbeiter, der Mehreres über seine Verhältnisse und Zeitgenossen besagt, im letzten Viertel des 13ten Jahrhunderts geschrieben hat. Er bescheidet sich

billigermaaßen neben dem einigemale von ihm angeführten Vorgänger Wolfram von Eschenbach, mit dem er nicht unwahrscheinlich aus demselben Geschlechte stammt. Seine mythologische Kenntnis ist noch geringer, als Heinrichs von Veldeke, denn er sagt einmal: Vrouwe amor was da nicht laz.

d. von Seifried; gleichfalls ungedruckt, auch nirgends näher beschrieben. Aus den in Wilkens Geschichte der Heidelberger Büchersammlung S. 431 gegebenen Endversen erhellt, daß das Buch im Jahr 1352 an St. Martins Nacht vollendet wurde.

Ein kurzer Prosaroman von Alexander dem großen in niederdeutscher Mundart ist gedruckt in Bruns, Romantische und andere Gedichte in altplattdeutscher Sprache. Berlin 1798, S. 331 ff.

Noch ist hier einer kleineren Erzählung „Alexander und Aristoteles" zu erwähnen. Wir sahen früher, was die Dichtungen des Mittelalters aus Virgil gemacht haben,[1] in diesem Schwanke muß der weise Aristoteles an die Reihe. Die Erzählung ist im dritten Bande der Müllerischen Sammlung[2] gedruckt. Da aber dieser Band in unsrer Gegend nicht zu haben ist, so gebe ich ihren Inhalt nach einer altfranzösischen Erzählung, vielleicht der Quelle jener deutschen.

Sie steht in Barbazan und Méon, Fabliaux et contes des poètes français des 11—15 siècles. Tome III. Paris 1808. S. 96 ff.

Der große Alexander ist bis nach Indien vorgedrungen, wo ihn die Liebe zu einer schönen Eingebornen festhält und seinen Kriegsgenossen entfremdet. Sein Meister Aristoteles sucht ihn durch weisen Rath und ernste Vorwürfe zur Besinnung zu bringen. Die Schöne beschließt, sich dafür an dem Meister zu rächen, und ist zum voraus versichert, daß ihm seine Dialektik nichts gegen sie helfen werde. Am andern Morgen frühe begiebt sie sich in den Garten; schön, ohne fremden Schmuck, geht sie durch das Grün und sammelt Blumen zu einem

[1] Vgl. altenglische Sagen und Mährchen nach alten Volksbüchern. Herausgegeben von William J. Thoms. Deutsch und mit Zusätzen von R. O. Spazier. Erstes Bändchen. Braunschweig 1830, worin u. a. das fabelhafte Leben des Zauberers Virgilius mit den nöthigen litterarischen Nachweisungen gegeben ist.

[2] [Gedruckt in Hagens Gesammtabenteuer 1, S. 21 ff. Vgl. Fastnachtspiele aus dem 15ten Jahrhundert S. 150. 1488 f. Nachlese dazu S. 338. Gödekes Gengenbach S. 601. Altdeutsche Hs. 2, 82. K.]

Kranze, indem sie zärtliche Lieder singt. Der alte Meister Aristoteles sitzt schon über seinen Büchern, nachdem er aber gesehen, was unter seinem Fenster vorgeht, schlägt er bald das Buch zu und findet sich unwiderstehlich in den Garten gezogen. Er macht der Schönen seine Liebeserklärung und wird von ihr dahin gebracht, daß er sich von ihr einen Sattel auflegen läßt und auf allen Vieren, wie ein Pferd, sie durch den Garten trägt. So reitet sie, fröhlich singend, bis zu einem Thurm, aus dessen Fenster Alexander mit lautem Gelächter sich blicken läßt.

Bei den Liederdichtern des Mittelalters ist Alexander vorzüglich das Muster fürstlicher Freigebigkeit. Walther von der Vogelweide schreibt ihm den Ausspruch zu, daß Königshände sollten hohl sein, d. h. daß aus ihnen Alles den minder Bemittelten zufallen sollte. Das vorerwähnte Gedicht des Pfaffen Lamprecht erzählt Züge von Alexanders Freigebigkeit, welche seinen Ruhm von dieser Seite wohl begründen konnten: so überläßt er den Gästen, die an seinem Tische reichlich bewirthet werden, zum Wein auch noch die goldenen Trinkgefäße.

7. König Artus und die Tafelrunde.

In den gallischen Gebieten des Römerreichs, von wo der romanische Bestandtheil unsrer altdeutschen Poesie ausgegangen, fanden schon die römischen Eroberer eine eigenthümliche, gesellschaftliche und geistige Bildung einheimisch, welche nicht als eine frischaufgeblühte, sondern als eine gealterte sich darstellt. Bekannt ist, was Cäsar von der Adelsaristokratie, dem Priester- und Bardenwesen der Gallier berichtet. In der großen europäischen Ansiedlung war der keltische Volksstamm dem germanischen lange vorangeschritten. Gallien und Britannien waren seine festen Wohnsitze geworden. In beiden Gebieten kam über ihn erst die römische und dann die germanische Eroberung. Die Römer machten überall in ihren Provinzen auch ihre Sprache zur herrschenden. Die Angelsachsen trieben, was sie von der brittischen Bevölkerung nicht völlig vertilgt, auf den Rand und die Gebirgshörner des Insellandes hinaus. In Wallis und Kornwallis und, auf das gegenüberliegende Festland geflüchtet, in der Bretagne erhielten sich Überreste des brittischen

Keltenstammes. Auf diesen schmalen Ecken hat sich, in verwandten Mundarten, bis auf den heutigen Tag keltische Sprache vererbt und mit ihr war dort auch die brittische Sage heimisch geblieben, deren Held König Arthur (in französischen und deutschen Gedichten Artus) ist.

Nach der Eroberung Englands durch die französischen Normannen, in der zweiten Hälfte des 11ten Jahrhunderts, erwuchs unter dem neuen Königsstamme eine normannischenglische Poesie in nordfranzösischer Sprache, welche besonders auch die brittischen Sagen von König Arthur und seinen Helden in ihren Bereich zog. Diese waren ihr vorzüglich von der Bretagne her bekannt, die zuvor schon von den Normannen abhängig war und wo die alten Dichtungen in romanzenartigen Liedern, den in den altfranzösischen Erzählungen so oft als Quelle genannten bretagnischen Lais, zur Harfe gesungen wurden.

Die Sagen von Arthur scheinen ursprünglich mehr mythische Gestaltung gehabt zu haben. So erscheinen sie, so viel davon bekannt ist, in den Triaden der wälischen Barden, in den wälischen Mabinogien oder Kindermährchen, deren Herausgabe längst erwartet wird [1] und in örtlichen Anknüpfungen in Wallis und der Bretagne. Ein Gestirn hieß Telyn Arthur, Arthurs Harfe. Aufgethürmte Granitfelsen in der Bretagne heißen Arthurs Schloß. Wenn man aber deshalb einen doppelten Arthur, einen mythischen und einen historischen, annehmen will, so ist dieß ein zwar öfters zur Erklärung der Sagenpoesie angewandtes, aber darum doch unstatthaftes Auskunftsmittel. Der Gang der Sache ist einfach der, daß das Mythische mehr und mehr dem Heroischen, wie dann auch dieses dem Abenteuerlichen und Ritterlichhöfischen gewichen ist.

Unter den lateinischen Geschichtbüchern, worin der brittischen Sage noch voller Raum gegeben wird, ist das älteste die historia Britonum von Nennius, um die Mitte des 9ten Jahrhunderts (in Gale, Scriptores historiae Britannicae und besonders herausgegeben von Gunn, London 1819 [2]), das reichhaltigste, durchaus sagenhafte aber Galfredi

[1] [The Mabinogion from the Llyfr Coch o Hergest and other ancient welsh manuscripts with an english translation and notes by lady Charlotte Guest. London 1838 ff. Vgl. San-Marte, die Arthursage. Quedlinburg 1842. Dessen Beiträge zur bretonischen Heldensage. Quedlinburg 1847. K.]

[2] [Ausgabe von San-Marte. Berlin 1844. K.]

Kranze, i[illegible] Britanniæ (in den Scriptores rerum sitzt schon [illegible]587), geschrieben um 1152.[1] seinem [illegible] werden die Thaten und Schicksale des brittischen unwider[illegible] reichen Kämpfe gegen Sachsen, Picten, Scoten Liebes[illegible] einem Kaiser Lucius Tiberius, bis zu seinem einen [illegible] seinen verrätherischen Neffen Modred, welcher durch d[illegible] Heerführern Hengist und Horsa gleichzeitig an- Thurm, [illegible] ne Weise erzählt, welche zwar den Helden und die

B[illegible] ellere Licht der Geschichte zu stellen sucht und eben Muster [illegible] manches Abenteuerliche abgestreift hat, aber gleichwohl ihm [illegible] Anachronismen und andrem Unglaublichem, sich als aus i[illegible] verräth, sondern auch, ebenso wie wir es bei Turpin be- wäh[illegible] einen schon fertigen Fabelkreis als Grundlage durchscheinen Fre[illegible] bloß sind aus diesem Fabelkreise größere Partieen und kon[illegible] ge, z. B. daß Arthur aus jener letzten Schlacht auf die Insel wir[illegible] rückt wurde, in die Geschichtserzählung aufgenommen, sondern [illegible] nen auch die bedeutendern Namen der bedeutendern Helden, die [illegible] dichten hervortreten, und setzen anderwärtige, vollständigere [illegible] voraus. Die bereits versammelte und ausgebildete Genossenschaft [illegible] elrunde ist offenbar angedeutet, wenn gesagt wird (l. IX, c. 11) [illegible] habe alle vorzüglich Tapfre aus weit entlegenen Reichen ein- [illegible] den und angefangen, mit ihnen seinen Hofstaat zu vermehren und [illegible] viel feine Sitte an seinem Hofe zu pflegen (tantamque urbanitatem [illegible] domo suo habere), daß er fern wohnende Völker zur Nacheiferung angereizt. Dadurch angetrieben habe Jeder, der Ansprüche auf adeliches Wesen machte, sich nur dann für etwas gehalten, wenn er im Anzug und in der Art, die Waffen zu führen, sich nach der Weise der Ritter Arthurs trüge.

Unde nobilissimus quisque incitatus, vilipendebat se, nisi sese, sive in induendo, sive in arma ferendo, ad modum militum Arthuri haberet.

Endlich habe sich der Ruf seiner Freigebigkeit und Tapferkeit durch die entlegensten Ecken der Erde so sehr verbreitet, daß die Könige der Reiche jenseits des Meers von großer Furcht ergriffen worden, sie könnten, von ihm bekriegt und unterdrückt, die ihnen unterworfenen Völker verlieren.

[1] [Ausgabe von San-Marte. Halle 1854. K.]

Als seine Quelle bezeichnet Galfred die Mittheilung des Walter Calenius, Archidiacons von Oxford, welcher auf seinen Reisen in Armorica (der Bretagne) einen bedeutenden Vorrath brittischer Materialien gesammelt, die er in seine Hände gegeben, mit dem Ersuchen, sie ins Lateinische zu übertragen und bekannt zu machen, welches dann theils mittelst des Buches, von dem wir sprechen, theils mittelst eines noch ungedruckten [1] Lebens des Weissagers Merlin, vita Merlini Caledonii, in lateinischen Hexametern, geschah. Er sagt u. A. im Proömium:

Obtulit Galterus etc. quendam Britannici sermonis librum vetustissimum; und l. VII, c. 7: Sed ut in Britannico præfato sermone invenit (Galfredus) et a Galtero Oxenofordensi, in multis historiis peritissimo viro, audivit (hier auch mündliche Überlieferung), vili licet stylo, breviter tamen propalabit. [2]

Den Glauben an einen geschichtlichen Bestand der Sagen von Arthur theilte Galfred mit seinen Zeitgenossen. Alanus de Insulis, in der ersten Hälfte des 12ten Jahrhunderts, versichert sogar, wenn man in Britannien einen hörte, der es in Abrede stellte, daß Arthur noch lebe, so würd' er gesteinigt werden.

„Wer spricht nicht von ihm?“ fährt Alanus fort. „Er ist sogar in Asien noch mehr bekannt, als in Britannien, wie unsre aus dem Morgenlande zurückkehrenden Wallfahrer uns versichern. Aber das Morgenland und Abendland ist voll von ihm. Ägypten und der Bosporus schweigen nicht. Rom, die Gebieterin der Städte, besingt seine Thaten. Antiochien, Armenien, Palästina preisen seine Heldenwerke.“

Merkwürdig ist eine Stelle des Wilhelm von Malmesbury, aus derselben Zeit, welcher Kritik üben will und doch mitten in die Sage hineinfällt:

Hic est Arthurus, de quo Britonum nugæ hodieque delirant, dignus plane, quem non mendaces somniarent fabulæ, sed veraces prædicarent historiæ; quippe qui labantem patriam diu sustinuerit, infractasque civium mentes ad bellum acuerit: postremo in obsidione Badonici montis, fretus imagine dominicæ matris, quam armis suis insuerat, nongentos hostium solus adorsus incredibili cæde profligavit.

[1] [Herausgegeben von Francisque Michel und Thomas Wright, Paris 1837, wieder von San-Marte, Halle 1853. K.]

[2] [Vgl. die Ausgabe von San-Marte S. 155. H.]

Ducange, in seinem Glossarium ad scriptores mediæ et infimæ latinitatis, hat einen bezeichnenden Artikel:

Arturum exspectare, proverbium apud Anglos, quorum credula fuit olim fides, ut Arturum regem denuo regnaturum persuasum haberent.

England hat auch in Beziehung auf diesen Sagenhelden die Ausgrabung der Gebeine hinzuerfunden, die schon bei mehrern andern zur handgreiflichen Bekräftigung ihres geschichtlichen Daseins dienen sollte.

In den Annales de Margan (die Abtei Margan in Wallis), Historiæ Anglicanæ scriptores quinque u. s. w. Vol. II, Oxford 1687, habe ich zum Jahr 1191 Folgendes angemerkt gefunden:

Inventa sunt ossa famosissimi Arthuri, quondam regis majoris Britanniæ, in quodam vetustissimo sarcophago recondita, circa quod duæ pyramides stabant erectæ, in quibus litteræ quædam exaratæ erant, sed ob nimiam barbariem et deformitatem legi non poterant: inventa sunt autem hac occasione dum inter prædictas pyramides terram quidam effoderant, ut quendam monachum sepelirent, qui ut ibi sepeliretur a conventu pretio impetraverat, reperierunt quoddam sarcophagum, in quo quasi ossa muliebria cum capillitio adhuc incorrupto cernebantur, quo amoto reperierunt et aliud priori substratum, in quo ossa virilia continebantur, quod etiam amoventes invenerunt et tertium duobus primis subterpositum, cui crux plumbea superposita erat, in qua exaratum fuerat: hic jacet inclytus rex Arthurus, sepultus in insula Avellana; locus enim ille paludibus inclusus insula Avallonis vocatus est i. e. insula pomorum, nam Aval Britannice pomum dicitur. Deinde idem sarcophagum aperientes, invenerunt prædicti principis ossa robusta nimis et longa, quod cum decente honore et magno apparatu in marmoreo mausoleo intra ecclesiam suam monachi collocaverunt. Primum tumulum dicunt fuisse Guenhaveræ reginæ, uxoris ejusdem Arthuri, secundum Modredi nepotis ejusdem, tertium prædicti principis.[1]

Was nun Galfred, bei seinem Bestreben nach historischer Glaubwürdigkeit, in seiner Chronik nur halb aufdeckt, der brittische Sagenkreis von Artus und seiner Tafelrunde, das ist, so viel man aus den vorhandenen Nachrichten ersehen kann, völlig aufgeschlossen in einem altfranzösischen Gedichte von nahezu 18000 Reimzeilen, Le Brut d'Angleterre,

[1] Abbatia de Margan in Wallia, fundata a. 1147 a Roberto comite Gloucestrensi. Es kann in obiger Stelle dieses Kloster gemeint sein, obgleich Glaston zufällig gerade vorher genannt ist.

verfaßt von Meister Wace im Jahre 1155 und am Hofe der normannischen Könige von England öffentlich vorgelesen. Eine Ausgabe dieses bisher ungedruckten Werkes wird gegenwärtig in Paris veranstaltet.[1]

Noch in demselben, dem 12ten Jahrhundert, bearbeitete dann ein gewandter und fruchtbarer nordfranzösischer Dichter, Chrestien de Troyes, nach einigen gestorben 1191, in einer Reihe erzählender Gedichte die Abenteuer einzelner Ritter dieses Kreises. Nachrichten über ihn und Auszüge seiner noch ungedruckten Erzählungen sind zu finden in der Histoire littéraire de la France B. XV, Paris 1820.[2] Diese erzählenden Gedichte des Chrestiens de Troyes sind es nun, die dem grösten Theile der deutschen Bearbeitungen des Sagenkreises von Artus und seinen Rittern zu Grunde liegen.

Erschöpft wird derselbe durch diese vereinzelten Darstellungen keineswegs und den Zusammenhang des ganzen Cyklus übersieht man für jetzt noch am besten in dem alten, englischen Roman „die Geschichte des berühmten Fürsten Arthur und seiner Ritter von der Tafelrunde," welchen Thomas Malory im 15ten Jahrhundert aus französischen Romanen zusammengesetzt hat und der vom Ende des gedachten Jahrhunderts an öfters gedruckt worden ist, namentlich in Walkers British classics, in deren Reihe er, auch einzeln zu haben, 2 Bände (London 1816) ausmacht.[3]

Litterarisch kann man sich über die hieher gehörigen Romane näher unterrichten in F. W. V. Schmidts Abhandlung über dieselben, welche einen Theil der sonst schon angeführten Anzeige von Dunlops history of fiction bildet, Wiener Jahrb. d. Litt. B. 29. 1825. S. 71 ff.[4]

Die deutschen Gedichte dieses Kreises sind hauptsächlich folgende:

1. Erek und Enite, von Hartmann von Aue.

Dieses Werk, wodurch Hartmann bei den nachfolgenden erzählenden Dichtern des 13ten Jahrhunderts, welche häufig darauf Bezug nehmen, vorzüglich sein Ansehen begründet hat, ist, noch ungedruckt,[5] in einer

[1] [Ausgabe von Pluquet. Rouen 1827. K.]

[2] [Crestien von Troies, eine litteraturgeschichtliche Untersuchung von W. L. Holland. Tübingen 1854. K.]

[3] [Neue Ausgabe von Thomas Wright, 3 Bände. London 1858. 8. H.]

[4] [Schmidts Anzeige ist benützt in Liebrechts Übersetzung von J. Dunlops Geschichte der Prosadichtungen. Berlin 1851. K.]

[5] [Ausgabe von Haupt. Leipzig 1839. K.]

einzigen Handschrift zu Wien übrig. Es sind nur einzelne Stellen und Auszüge daraus mitgetheilt in den Wiener Jahrbüchern und in Hormayrs vaterländischem Taschenbuch. Ohne Zweifel ist die Quelle desselben ein gleichfalls nur handschriftlich[1] übriges nordfranzösisches Gedicht des vorgenannten Chrestien de Troyes.

2. Iwein, der Ritter mit dem Löwen, auch von Hartmann von Aue; mehrmals herausgegeben, besonders mit kritischer Sorgfalt von Benecke und Lachmann, Berlin 1827.[2] Auch hier liegt ohne Zweifel ein noch vorhandenes Gedicht des Chrestien de Troyes zu Grunde.[3] Der Iwein ist nach dem Erek gedichtet, auf welch letztern in jenem angespielt wird (S. 407).

Wie in der vorigen Abtheilung von den poetischen Bearbeitungen antiker Fabeln uns Heinrich von Veldeke an die Spitze trat, so hier, bei den Mähren von der Tafelrunde, Hartmann von Aue. Er wird auch überall von den nachfolgenden Dichtern, der Zeit nach, als der zweite Meister der Aventüre betrachtet und gepriesen; und dieses Ansehen hat ihm nicht etwa das früher erörterte Gedicht vom armen Heinrich verschafft, denn wenn auch wir dieses letztere seiner innern Tiefe wegen über den Iwein stellen, so wird es doch von den Dichtern des Mittelalters nirgends genannt; vielmehr verdankt er jenen Ruhm den beiden Rittergedichten. Diese geschichtliche Stellung bringt es mit sich, daß wir hier von seinen Lebensumständen und seinem dichterischen Charakter sprechen, wie in der vorigen Abtheilung von denen seines Vorgängers.

Hartmann von Aue ist bemerktermaßen der zweite in der Reihe der namhaften Aventürendichter. Seine Poesie ist reifer und innerlicher, als die seines Vorgängers, Heinrich von Veldeke; mehr vom Gemüth, als von der Phantasie beseelt. Mit diesem Charakter seiner Dichtung stehen seine äußeren Lebensumstände, so viel er selbst von solchen meldet, in schönem Einklang.[4]

[1] [Ausgabe von Imm. Bekker in Haupts Zeitschrift für deutsches Alterthum B. 10. K.]

[2] [Wieder 1843. K.]

[3] [Herausgegeben von Lady Ch. Guest, dann von W. L. Holland. Hannover 1862. K. Eine Inhaltsangabe des Gedichtes findet sich in meinem Buche über Crestien von Troies S. 149—166. H.]

[4] [Neueres über ihn sieh K. Barthel, Leben und Dichten Hartmanns von Aue. Berlin 1854. K.]

Hartmann war Ritter[1] und Dienstmann (ministerialis) zu Aue (Ouwe).[2] Welchem adelichen Geschlechte dieses Namens, deren es in Schwaben und in Franken gab,[3] er diente, ist nicht bestimmter angezeigt. Einmal spricht er so, daß man auf seinen damaligen Aufenthalt in Franken schließen muß.[4] Dagegen war der arme Heinrich, in dessen Geschichte Hartmann ohne Zweifel eine Sage vom Stamme seines Dienstherrn erzählt, von Aue geboren und in Schwaben gesessen (V. 31. 49). In demselben Gedichte rühmt er das herzliche Wohlwollen (den „guten Willen"), das den Schwaben jeder Biedermann zugestehen müsse, der sie daheim gesehen.[5]

Er scheint nicht, gleich andern Sängern, sich unstet umhergetrieben, sondern ein stilles und beschauliches Leben geliebt zu haben.[6] Wenn er seine Stunden nicht besser anwenden konnte, so las er in den Büchern, ob er etwas darin fände, was, wenn er dichtend seinen Fleiß daran legt, zu Gottes Ehre gereichen und von den Leuten gerne gehört werden möchte.[7] Als Liederdichter ist Hartmann, nach der Einfachheit des Stils, Reinmarn dem Alten ähnlich, dem er wohl auch gleichzeitig war.[8] Seine Minnelieder bezeichnet ein biederer, treuer Sinn. Wohl

[1] Iwein V. 21. Armer Heinrich V. 1. Manesse I, S. 183 a. In der Weingartener Handschrift ist er vor seinen Liedern ritterlich zu Pferde dargestellt. Schild, Waffenrock und Pferdsdecke sind schwarz, mit weißen Vogelköpfen bestreut. Auch auf dem roth und goldnen Helm ist ein Vogelkopf. Dieser Wappenschmuck kann darauf führen, zu welchem Geschlechte man den Sänger damals gezählt. J. v. Laßberg hat neuerlich darauf Untersuchungen gegründet, welche jedoch noch nicht bekannt gemacht sind. [Vgl. Greiths Spicilegium vaticanum S. 162 ff. K.]

[2] Armer Heinrich V. 4 f. Iwein V. 28 f. Mit dem Namen Hartmann läßt er sich auch sonst öfters anreden, Iwein V. 2965. 2973. 6998. Manesse I, S. 183 a.

[3] Crusius, Schwäb. Chronik a. m. O. Grimm, Armer Heinrich S. 133 f. Oberthür, Die Minne- und Meistersänger aus Franken u. s. w. S. 86. Pastorius, Francon. rediviv. u. s. w. S. 479.

[4] Manesse I, S. 183 b. Saladin lebte bis 1193.

[5] Armer Heinrich V. 1421 ff.

[6] Vgl. Manesse I, S. 183 b.

[7] Iwein V. 21 ff. Armer Heinrich V. 6 ff.

[8] Die Würzburger Handschrift giebt auch ein paar seiner Lieder Reinmarn dem Alten und Walthern v. d. Vogelweide. Museum I, 1. S. 169. [Die Lieder und Büchlein und der arme Heinrich, herausgegeben von Haupt. Leipzig 1842. Des Minnesangs Frühling von Lachmann und Haupt S. 205. K.]

thät' ihm Untreue besser, da sein Dienst ihm nicht gelohnet wird, aber Treue läßt ihn nicht von der Geliebten scheiden.[1] Ihr hat er gedient seit der Zeit, da er auf dem Stabe ritt, sie war von Kindheit an und wird immer seine Krone sein.[2] Ist sie ihm abgeneigt, so wirft er nur auf sich die Schuld:[3] „Mich schlägt nichts andres, denn mein eigen Schwert.“ Wie ferne sie ihm sei, so sendet er ihr seinen unsichtbaren Boten, den Gesang.[4]

Doch ist nicht der Minnesang die schönste Seite seiner Lieder. Am rührendsten zeigt sich sein treues und edles Gemüth, wenn er in der Trauer über den Tod seines geliebten Herrn sich vom Irdischen lossagt und als Kreuzfahrer die Heimath verlassen will.

Oft weissagt ihm sein Muth herrannahendes Übel und wenn er froh ist, seufzt er künftigen Verlust.[5] Aber nichts hat ihn tiefer betrübt, als seines Herren Tod. Seit der Tod ihn seines Herren beraubt hat, kümmert er sich nicht weiter um die Welt, seiner Freude besten Theil hat Jener mit sich dahin genommen. Die Kreuzesfahrt, die er sich vorgesetzt, soll auch der Seele seines Herrn hälftig zu gut kommen. Mög' er denselben vor Gott wiedersehen![6]

Mehrere seiner Lieder betreffen diese fromme Fahrt. Wann er sie wirklich vorgenommen, erhellt nicht. Man war oft geraume Zeit mit dem Kreuze bezeichnet, bis Gelegenheit wurde, sich dem größeren Zug eines Fürsten anzuschließen. Diese Bestimmung für den Dienst des Himmels betrachtet Hartmann als eine geistliche Weihe, als ein ritterliches Priesterthum, als einen Zustand von Heiligung und Beseligung. Dem Kreuze ziemt wohl reiner Muth und keusche Sitte, so mag man damit alles Heil erwerben. Was taugt es auf dem Gewande, wer es nicht am Herzen hat? Wess Schild sonst weltlicher Ehre bereit war, der ist nicht weise, wenn er ihn Gott versagt. Hier wird ihm beides, der Welt Lob und der Seele Heil. Welche Frau ihren lieben Mann mit rechtem Muth auf diese Fahrt sendet, kann sich den halben Lohn

[1] Manesse I, S. 179b 1.
[2] Ebd. I, S. 179a 3. 182b 5.
[3] Ebd. I, S. 179a 4.
[4] Ebd. I, S. 180a 4.
[5] Iwein V. 3087 ff.
[6] Manesse I. S. 179a 6. 180b 2.

daran erkaufen. Bete sie daheim für beide, während er dort für beide fährt! Ihr Minnesänger, was ist eure Minne gegen meiner? Ich darf jetzt mich rühmen, wohl von Minne zu singen. Nie hatt' ich sorgenlose Freude bis zu dem Tag, da ich mir Christi Blume erkor, die ich nun trage. Sie kündet uns eine Sommerzeit, die so ganz in süßer Augenweide liegt.[1]

Vom armen Heinrich ist schon früher gehandelt worden. Es bleibt uns also noch vom Iwein zu reden übrig.

Es ist bereits bemerkt worden, daß Hartmann dieses Gedicht nach dem Altfranzösischen des Chrestiens de Troyes bearbeitet habe. Ein Auszug aus dem Chevalier au lyon des welschen Erzählers beweist, daß ihm der deutsche Dichter nicht bloß im Gange der Handlung, sondern selbst bis zu einzelnen Wendungen und Bemerkungen gefolgt ist. Die Arbeit des Letztern kann daher im Ganzen nicht als freie Umdichtung, sondern nur als Übertragung betrachtet werden, wenn gleich nicht in dem Sinne wörtlich, wie die Werke der neueren Übersetzungskunst, wie denn auch bei anziehenden Stellen, deren der Auszug nicht besonders erwähnt, noch auszumitteln ist, was etwa der Bearbeiter aus dem Seinigen hinzugethan. Kann nun dem deutschen Iwein das Verdienst der Erfindung nicht zugesprochen werden, so gebührt ihm doch in doppelter Beziehung eine aufmerksame Beachtung. Einmal weil die Dichtungen von den Rittern der Tafelrunde, vorzüglich durch Hartmanns gefällige Bearbeitungen in Deutschland bekannt und beliebt geworden, einen unverkennbaren Einfluß auf den Geist des deutschen Ritterthums ausgeübt, sodann weil Hartmanns Iwein, gegen Veldekes Äneis gehalten, so bedeutende Fortschritte in der Kunst sinniger Darstellung und in der Ausbildung des Stils beurkundet. Der Inhalt des Gedichts ist in den Hauptzügen in Rosenkranzs Geschichte der deutschen Poesie im Mittelalter S. 253 ff. [auch in Gödekes deutscher Dichtung im Mittelalter S. 719 f. K.] angegeben.

Daß die Fabel von dem wunderbaren Brunnen in der Bretagne[2] wirklich örtliche Anknüpfung hatte, ergiebt sich aus einer Stelle des Roman de Rou. Diese normännische Reimchronik des schon erwähnten Wace, aus dem dritten Viertel des 13ten Jahrhunderts, ist im

[1] Manesse I, S. 180a 6. 180a 7. 180b 3. 183b 6. 181b 2.
[2] [Vgl. darüber mein Buch über Crestien von Troies S. 152—156. H.]

Druck erschienen unter dem Titel: Le Roman de Rou et des ducs de Normandie, publié par F. Pluquet. Rouen 1827. Der Verfasser derselben erzählt gelegenheitlich von den Wundern des Waldes Brecheliant (Breziljân im deutschen Iwein). Er führt an, daß die Bretone viel von diesem Walde zu erzählen wissen. Darin befinde sich die Quelle von Berenton. Wenn die Jäger dort, um ihren Durst zu löschen, mit ihren Jagdhörnern Wasser schöpfen und den Stein begießen, so pfleg' es im ganzen Wald umher zu regnen. So soll es wenigstens ehemals gewesen sein. Auch sehe man dort, wenn die Bretone die Wahrheit sagen, Feen und andre Wunder.

„Ich gieng dahin, Wunder zu suchen," fährt Meister Wace fort, „ich sah den Wald und das Land; Wunder sucht' ich, aber keine fand ich; thöricht gieng ich hin, thöricht kam ich zurück; Thorheit sucht' ich und machte mich selbst zum Thoren." (II, S. 143 f.)

Die neuesten Herausgeber des Iwein bezeichnen das Ziel dieser Dichtung dahin: wer mit ganzer Kraft seiner Seele nach dem trachtet, was wahrhaft gut ist, dem folget Glück und Ehre. Dieses ist im Eingang des Gedichtes ausgesprochen.

Die Anlage des Gedichts, wie sie Hartmann von seinem französischen Vorbild erhalten, ist übrigens nicht besonders zu loben. Die Handlung zerfällt allzu sehr in zwei gesonderte Theile, die Ereignisse vor und nach der Heirath des Helden, und das Interesse schwebt zu sehr zwischen dem Verhältnis zu seiner Frau und dem zu seinem Freunde Gawein.

Eine der einnehmendsten Scenen des Gedichts ist die V. 6435 ff. Iwein kommt auf seinen Fahrten einst abends zu einer Burg. In einem schönen, weiten Baumgarten sieht er einen alten Herrn, auf ein kostbares Ruhebett gelehnt, wo ihm am warmen Abend die schönen Blüthen und das reine Gras süßen Duft geben:

> Er hete ein schœnen alten lîp,
> und ich wæne wol, sî was sîn wîp,
> ein vrouwe diu dâ vor im saz.
> sine mohten beidiu niht baz
> nâch sô alten jâren
> getân sîn noch gebâren.

Vor Beiden sitzt ein junges anmuthiges Mädchen, das gar wohl welsch lesen kann. Dieses kürzt ihnen mit Lesen die Stunde und macht sie manchmal lächeln:

Ez dûht sî guot swaz sî las,
wand sî ir beider tohter was.

Als sie den Gast gewahren, wird er wohl empfangen. Die Jungfrau führt ihn an der Hand herbei, er setzt sich zu ihr in das Gras und findet im Gespräche, daß bei ihrer jugendlichen Schönheit auch süße Worte und edle Sitte wohnen. Die beiden Jungen freuen sich ihrer Jugend und reden von des Sommers Schönheit und welche Lust ihnen noch das Leben bringen solle. Die beiden Alten aber sprechen schon vom kalten Winter und wie sie sich vor dem Froste schützen mögen.

Leider kann man nicht vergleichen, wie viel an diesem lieblichen Abendgemälde Hartmanns besondres Verdienst sei, da der Auszug des französischen Gedichtes hierüber keinen Aufschluß giebt.[1] Der altenglische Iwein (Ritson, Ancient engleish metrical romanceës. Vol. I, London 1802. S. 129 f.), welcher aus derselben altfranzösischen Quelle geschöpft zu haben scheint, hat zwar diese Scene, aber in einer, gegen Hartmanns malerischer Darstellung, ziemlich trockenen Erzählung.

Das Bild jungfräulich kindlicher Anmuth und Sitte erinnert an das uns schon aus dem armen Heinrich bekannte, und das milde Frühlingsabendlicht, das auf dem Ganzen ruht, ist der Charakter von Hartmanns Poesie.

3. **Wigalois**, der Ritter mit dem Rade, von Wirnt von Gravenberg, herausgegeben von Benecke. Berlin 1819.[2]

Dieses Rittergedicht von 11708 Reimzeilen ist, gleichfalls nach einer altfranzösischen Quelle, um das Jahr 1212 verfaßt, worüber Benecke im Vorbericht ausführliche Nachweisung giebt. Der Dichter hat sich in Darstellung und Stil seinen ältern Zeitgenossen, Hartmann von Aue, zum Vorbild genommen. Die Abenteuer des Helden sind jedoch phantastischer, als die des Iwein. Wirnts Geschlechte gehörte die Burg an, deren Name bis auf den heutigen Tag dem darunter liegenden Städtchen Gräfenberg, zwischen Nürnberg und Baireuth, geblieben ist. Ein kleines erzählendes Gedicht des spätern Konrad von Würzburg[3] bezeichnet ihn als Kreuzfahrer. Wirnt von Grafenberg war ein Ausbund deutscher Ritterschaft, schön und tugendreich, und in Allem vollkommen,

[1] [Vgl. Li romans dou chevalier au lyon in meiner Ausgabe Z. 5352 ff. H.]
[2] [Neuerdings von Franz Pfeiffer. Leipzig 1847. K.]
[3] [Der Welt Lohn, herausgegeben von Franz Roth. Frankfurt 1843. K.]

womit man in dieser Welt Preis erwirbt. Er trug ausgewählte Kleider, Birschen und Beizen verstand er wohl, Schachtafel und Saitenspiel war seine Kurzweile. Einem Ritterspiele wär' er über tausend Meilen nachgeritten, um den Sold der Minne zu erstreiten. Einst saß er allein in der Kammer und hatt' ein Buch in der Hand, darin er Aventüre von der Minne geschrieben fand. Damit hatt' er den Tag bis zur Vesperzeit vertrieben. Da kam ein wunderschönes Weib herzugeschlichen, von deren lichter Farbe das Gemach erleuchtet ward. Sie trug kostbare Kleider und eine reiche Krone. Erschrocken sprang Wirnt auf und hieß sie willkommen. Die Frau dankt' ihm: er soll nicht so sehr vor ihr erschrecken, sie sei es ja, der er langeher gedient, für die er oft Leib und Seele gewagt; nun sei sie hergekommen, um ihm den Lohn zu zeigen, der ihm für seinen Dienst werden soll. Wirnt wunderte sich, daß er der Dienstmann einer Frau sein soll, die er doch nie gesehen; doch woll' er mit Freuden der Ihrige sein, nur möge sie ihm ihren Namen sagen. Da sprach sie, unter ihrer Krone stehen Kaiser und Königssöhne; Herzoge, Grafen und Freie biegen ihr das Knie; „die Welt" sei sie geheißen, und ihren Lohn soll er jetzt sehen. Da wandte sie ihm den Rücken zu, der überall mit Schlangen, Nattern und Kröten behangen, mit giftigen Blattern bedeckt und von Maden bis auf das Gebein zerfressen war; ihr seiden Kleid war in ein schlechtes Aschentuch verwandelt. So schied sie von dannen. Der Ritter aber verwünschte solchen Dienst, schied von Weib und Kind, nahm das Kreuz an sein Gewand und hub sich über das wilde Meer, um in Gottes Heere gegen die Heidenschaft zu streiten.

Unter den litterarischen Notizen, welche Benecke im Vorberichte zum Wigalois giebt, ist besonders die S. XXIX hervorzuheben.

4. Lanzelot vom See, durch Ulrich von Zazichoven, nur handschriftlich vorhanden, zu Wien und Heidelberg.[1] Aus einer im Museum für altd. Litteratur und Kunst I. S. 603 mitgetheilten Stelle ergiebt sich über Zeit und Anlaß dieser deutschen Bearbeitung Folgendes: Als der König von England (Richard Löwenherz) von dem Herzog Leopold (von Östreich) gefangen ward und zur Sicherheit für das Lösegeld edle Herrn von fremden Landen zu Geiseln geben muste, welche Kaiser Heinrich (dem

[1] [Herausgegeben von K. A. Hahn. Frankfurt 1845. K.]

Leopold seinen Gefangenen abgetreten hatte) in Deutschland verwahren ließ, da befand sich unter diesen Geiseln Gui von Morville, welcher das welsche Buch von Lanzelot besaß. Auf Bitte lieber Freunde begann Ulrich von Zazichoven es ins Deutsche zu dichten. Richards Lösung erfolgte 1194 (Walther von der Vogelweide S. 27 N.) und Ulrichs Gedicht mag hiernach noch älter sein, als Hartmanns Iwein, seine Wirkung war aber nicht so bedeutend.

5. Daniel von Blumenthal, von dem Stricker, einem Dichter aus der Mitte des 13ten Jahrhunderts, von dem auch das überarbeitete Gedicht von Karls des großen letztem Feldzug nach Spanien und mehrere kleinere Erzählungen herrühren. Er beruft sich auf ein welsches Buch des Meisters Albrich von Bisencze. Man hat daraus einen Albrich von Vicenza gemacht. Es ist aber ohne Zweifel derselbe Meister Alberich von Bisenzun (Besançon), dessen Alexandersgedicht der Pfaffe Lamprecht bearbeitet hat.

Vom Daniel von Blumenthal ist nur der Anfang, ungefähr 350 Verse, gedruckt in Nyerups Symbolæ ad litteraturam Teutonicam antiquiorem. Kopenhagen 1787.

6. Wigamur, ein sehr abenteuerliches Gedicht von ungenanntem Verfasser, gedruckt in den Deutschen Gedichten des Mittelalters, herausgegeben von v. d. Hagen und Büsching, B. 1.

Ich schließe hiermit die Aufzählung der Gedichte von den Rittern der Tafelrunde. Es ließen sich zwar noch andere nennen, aber schon mehrere der bisher angeführten sind theils nur litterarisch bekannt, theils zu weitläufig und dem Sageninhalte nach nicht bedeutend genug, um sie im Auszuge zu geben. Die Dichtungen vom heiligen Gral und von Tristan greifen zwar auch in den Fabelkreis von der Tafelrunde ein, aber von ihnen ist nachher besonders zu handeln.

Ich beschränke mich daher auf einige allgemeinere Schlußbemerkungen:

1. Die Gedichte dieses Kreises haben in den deutschen Bearbeitungen und schon in den französischen Vorbildern, welche diesen zu Grunde liegen, ihren nationalen Sagenboden fast gänzlich verloren und schweben im grenzenlosen Gebiete des Abenteuerlichen. Die Ritter, welche König Artus um seine Tafelrunde versammelt hat, essen nicht zu Morgen, bevor sich ein Abenteuer gezeigt. Gewöhnlich erscheint dann

irgend ein fahrendes Fräulein, das einen Kämpfer begehrt, der für sie die außerordentlichsten Proben ritterlicher Tapferkeit bestehen muß, oder es kommt Nachricht von einem fremden Ritter, der draußen zum Kampfe hält, oder es wird sonst eine seltsame Kunde erzählt, welche die Genossen der Tafelrunde auf abenteuervolle Irrfahrten hinausführt. Wälder voll Löwen und Schlangen, Kämpfe mit Riesen, verzauberte Paläste, gefährliche Brücken u. dgl. gehören hier zum täglichen Brote, ohne daß in all diesem Wunderbaren noch eine mythische Bedeutung zu suchen wäre.

2. Der innere Anhalt dieser Gedichte liegt vielmehr darin, daß die unerschrockenen Kämpen zugleich Muster edler Rittersitte und feiner Hofzucht sind. Sie sind der Ausdruck des Wohlgefallens an der eben erst errungenen Verfeinerung des geselligen Lebens, in welchem die Frauen obenan stehen. Wo nun, wie besonders bei Hartmann von Aue, die innere Milde des Gemüths hinzukommt und der sanfte Strom der Rede in den reinen Formen der ausgebildeten mittelhochdeutschen Sprache sich hinbewegt, können diese Gedichte einen wohlthuenden Eindruck nicht verfehlen. Dagegen ist nicht zu miskennen, daß geziertes Wesen, weitschweifiges Ceremoniel und galante Sittenlosigkeit mehr und mehr überhand nehmen und damit zugleich die Sprache sich zum Spielenden hinneigt. Der große Umfang der Dichtwerke tritt außer Verhältnis mit dem Gewichte des Inhalts und die Äußerlichkeit der endlosen Beschreibungen glänzender Hoffeste, Turniere u. s. w. wird für unsre Zeit in hohem Grad ermüdend.

3. Die epische Charakteristik, wie sie der echten Sagendichtung eigen ist, konnte weder im bodenlos Abenteuerlichen, noch im höfisch Conventionellen gedeihen. Darum haben auch die Helden und Heldinnen häufig nur ein sehr allgemeines Gepräge. Dennoch ziehen sich einige Hauptcharaktere durch den ganzen Kreis in festerer Haltung hindurch, vielleicht noch in älterer Gestaltung begründet, aber nun im Sinne dieser ritterlichhöfischen Dichtung umgeformt. König Artus selbst ist das Bild eines Fürsten, der mit Prachtliebe und unerschöpflicher Freigebigkeit einen glänzenden Hof zu halten weiß; sein Neffe Gawein hat alle Tugenden und Fehler ritterlicher Galanterie; der Seneschall Kai, der am tiefsten erfaßte dieser Charaktere, handhabt Zucht und Ordnung am [illegible], geräth aber selbst durch seine Spott- und Tadelsucht, durch sein

prahlerisches und voreiliges Wesen in manchen Unfall, der ihn der Schadenfreude preisgiebt; der wilde Segremors, den man binden müste, um ihn vom Fechten zurückzuhalten, der über den Rhein schwämme, wo er am breitsten ist, wenn er am andern Ufer streiten sähe, ist der Wolfhart dieser Tafelrunde und ein Überrest alten Heldenwesens.

8. Der heilige Gral.

Es ist bereits bemerkt worden, daß der Sagenkreis vom Grale mit dem von der Tafelrunde in naher Verbindung stehe. Gleichwohl glaube ich ihn von diesem unterscheiden und aussondern zu müssen, worüber ich nachher Erläuterung geben werde. Die Dichtungen von der Tafelrunde sind der Kreis grüner, nur an der Spitze leicht gerötheter Blätter, in denen die purpurne Blume selbst, die Sage vom Grale, ruht.

Wie bei den Heldenliedern, werde ich zuerst den Inhalt der Sage im Umriß geben, und zwar eben dasjenige, was ihr zum Unterschiede von jenem andern Fabelkreise eigenthümlich ist.

Die deutschen Gedichte, welchen ich diese Umrisse entnehme, sind folgende:

1. Parcival,[1] von Wolfram von Eschenbach, gedruckt im 1 B. der Müllerischen Sammlung deutscher Gedichte des 12ten bis 14ten Jahrhunderts. Berlin 1784.

2. Bruchstück des Titurel, von demselben Dichter, herausgegeben von Docen in dessen erstem Sendschreiben über den Titurel u. s. w. Berlin und Leipzig 1810 und in den Wiener Jahrbüchern der Litteratur B. 8, 1819. Anz. Bl. S. 28 ff.

3. Der spätere, vollständige Titurel, nach dem alten Drucke von 1477.[2]

[1] [Wolframs Werke, Gesammtausgabe von Lachmann. Berlin 1833 und wieder 1854. Was außerdem für das Verständnis dieses großen Dichters seither besonders von San-Marte (Albert Schulz) und Simrock geschehen ist, verzeichnen die litterarhistorischen Handbücher. K.]

[2] [Neue Ausgabe von K. A. Hahn. Quedlinburg 1842. K.]

4. Lohengrin u. s. w., herausgegeben von J. Görres, Heidelberg 1813.[1]

Der Meister dieses Sagenkreises ist eben Wolfram von Eschenbach.

Der Gral.

Der heilige Gral ist die Schüssel, daraus Christus bei der Stiftung des Abendmahls mit seinen Jüngern gespeist hat. Er besteht aus einem Jaspis, dem edeln Steine, von dessen Kraft der Phönix aus der Asche sich verjüngt. Ein Kranker, der den Gral ansieht, kann in der Woche hernach nicht sterben. Zweihundertjährige Jugend giebt der öftere Anblick dieses Steins. In demselben Gefäße hat Joseph von Arimathia das Blut aus den Wunden des Erlösers aufgefangen.[2] Engel haben ihn vor alter Zeit zur Erde gebracht und in den Sternen ward gelesen, daß einst ein gesegnetes Geschlecht zu seiner Pflege werde berufen werden.[3]

Dieses erwächst in dem Königsstamme Senabors[4] aus Kappadocien. Drei seiner Söhne folgen dem Kaiser Vespasian nach der Eroberung Jerusalems in römische Lande. Dem einen, Berillus, vermählt der Kaiser seine Tochter und giebt ihm Frankreich, den andern verleiht er Anjou und Cornwallis. Alle sind eifrige Verbreiter des Christenthums. Berillus bekämpft die Heiden von Galizien und Saragossa; kräftiger noch sein Nachfolger Titurison, mit Elizabel von Aragon vermählt. Einen Erben von Gott zu erflehen, wallfahrten diese zum heiligen Grab und opfern ein Bild von Golde. Ihr Gebet wird erhört; sie weihen in ihrer Freude das Kind dem Himmel. Da verkündet ein Engel

[1] [Wieder von H. Rückert. Quedlinburg 1858. K.]

[2] Tit. Bl. 304 a. 304 b. Parc. 13998—4019. Bemerkenswerth ist, daß im Parcival nirgends der ursprünglichen Bestimmung des Steines gedacht wird, obgleich der Einsiedler Trevrezent seinen Neffen ausführlich mit den Wundern des Grals bekannt macht. Von dem Auffangen des Bluts wird auch im Titurel nicht ausdrücklich gesagt, aber die Erwähnung Josephs von Arimathia deutet darauf.

[3] Tit. 304 a 11. Parc. 13561—75. 14066—79.

[4] Über Senabor vgl. Sandabar, Sendebar, Sendebad, Syntipas, Göttingische gelehrte Anzeigen 1830, St. 172, 30 Oct., S. 1707 ff. in der Recension von: Συντίπας. De Syntipa et Cyri filio Andreopuli narratio e codd. Pariss. edita a Jo. Fr. Boissonade. Paris 1828. (Die griechischen sieben weisen Meister.) Vgl. Rosenkranz, Allgemeine Geschichte der Poesie I, S. 73. K.

es werd' in keuscher Jugend ein Streiter des Glaubens und einst selbst Genosse der Engel sein. (Tit. Cap. 1. Vgl. Conybear S. 186 f. Hier erinnert der Fall der Engel und die Bestimmung der neugeschaffenen Menschen, sie zu ersetzen, an den Anfang des Parcivals und erläutert die Tendenz dieser Dichtungen.)

Titurel.

Wie dem Wächter nach langer, kalter Nacht der aufglänzende Morgenstern, wie allem Lebenden der wonnereiche Mai, wie nach kaltem Reif die Sonne, wie in Mittagsglut ein Brunnen und einer duftigen Linde breiter Schatten, wie dem Bedrängten der milde Freund, wie dem Beraubten, der Gericht begehrt, des Königes Gruß, wie dem Blinden, wenn er es wiederfände, das Augenlicht, wie dem Durstigen der süße, klare Wein, dem müden Gaste die Herberge, wie dem Liebenden das Geliebte, über all dieses herzerfreuend ist der Anblick des schönen Jünglings Titurel. Vielfach wird ihm der Frauen holder Gruß geboten, ein Klausner hätte sich daran entzündet. Doch Titurel ist eingedenk der Verkündigung des Engels bei seiner Geburt. Im Kampfe für das Christenthum will er von Gott verdienen, daß ihm einst ein Kuss von rothem Munde werde. Mit dem Vater zieht er auf Heerfahrt gegen die Saracenen von Auvergne und Navarra. Zween Falken gleich, schweifen die beiden in rauschendem Flug umher, bis in allen Abendlanden der Heiden wenig sind. So wirbt er, in unverblühter Jugend, bis zum fünfzigsten Jahre; da bringt der Engel die Botschaft, daß Titurel um seiner Tugend willen zum Gral erwählt sei. Er scheidet von den Eltern, die in Thränen Gott loben. Vom Gesang der Engel geleitet, kommt er zu einem pfadlosen Walde, der nach allen Seiten sechszig Meilen sich erstreckt. Cypresse, Ceder, Ebenbaum, Gehölz aller Art ist hier wild verwachsen, fremde Vögel singen in den Zweigen. Mitten im Walde ragt ein Berg, den Niemand finden kann, als wen die Engel führen, der bewahrte, behaltene Berg, Montsalvatsch. Mit vielen Gezelten liegt auf diesem Berge Titurels künftige Schaar. Über ihr schwebt, in reichem Gehäuse, der Gral, von unsichtbaren Engeln gehalten; denn noch lange soll nicht geboren sein, wer ihn berühren darf. Was sie bedürfen, giebt der Gral, welch Gefäß man darunter hält, es ist der besten Labung voll. Reich an Gold und edeln Steinen

ist das Land, Salvaterre, denen bekannt, die in Galicien fahren. Hier waltet Titurel, herrlich vor allen Königen. Er baut auf Montsalvatsch eine weite Burg, von ihr aus dient er Gott mit Speer und Schwert gegen die Heiden, die sich in der Wildnis ansiedeln wollen. Noch immer bleibt der Gral schwebend, da beschließt Titurel, ihm einen Tempel zu stiften, dessen Pracht Niemand überbieten könne, ganz aus edlem Gestein, aus lautrem Gold und, wo man Holz zu dem Gestühle braucht, aus Aloe. Was man zum Werke bedarf, findet man von dem Grale bereit.

Der Fels des Berges ist ein Onyx; eine Schichte desselben, mehr denn hundert Klafter im Umfang, säubert Titurel von Gras und Kräutern; er läßt sie schleifen, daß sie wie der Mond erglänzt. Auf ihr findet er eines Morgens den Grundriß des Werkes eingezeichnet.[1] Rund, mit zweiundsiebenzig Chören, jeder von acht Ecken, erhebt sich der Bau. Innerhalb und außen glänzt aus rothem Golde jeder Edelstein nach seiner Farbe. Je auf zwei Chören ruht ein hohes Glockenhaus, allum zu einem Kranze stehen die Türme, achteckig, mit vielen Fenstern; inmitten hebt sich einer, zweimal so groß, als die andern. Die Turmknöpfe brennende Rubine, darauf krystallene Kreuze, auf jedem Kreuz ein Aar, von Golde funkelnd; von ferne scheint er im Fluge zu schweben; das Kreuz, darauf er ruht, verschwindet dem Auge. Des mitteln Turmes Knopf ein Karfunkel, der den Rittern des Grals, wenn sie im Walde sich verspätet, durch die Nacht zur Heimat leuchtet. Zwo Glocken mit goldnen Klöpfeln rufen zum Tempel und zum Convent, zum Tisch und zum Streite. An den Außenwänden des Tempels ist ergraben und ergossen, wie seine Diener täglich gewappnet zum Schutze des Grales kämpfen. Drei sind der Pforten, von Mittag, Abend und Mitternacht, jede mit reichen Vorlauben geziert. Nach Morgen sind die meisten Chöre gerichtet; gen Mittag führt ein Kreuzgang zu der Wohnung der Brüderschaft. Im Innern des Tempels ist das Gewölb ein blauer Himmel von Sapphiren, mit Karfunkeln gestirnt, die selbst in dunkler Nacht erglänzen. Dazwischen ziehen, durch verborgne Kunst, die goldne Sonne und der silberne Mond, die sieben Tageszeiten zum Gesang anzeigend. Der Estrich ein krystallnes Meer; wie unter dünnem Eise, sieht man Fische und Meerwunder sich

[1] [Vgl. S. Boisserée, Über die Beschreibung des Tempels des heiligen Grals. München 1834. 4. H.]

bekämpfen. Die Mauern von Smaragd, darauf goldne Bäume, mit Vögeln besetzt. Die Bogen mit Reben durchflochten, die über das Gestühl herabhängen. Dichtbelaubt, aus Gold, sind diese Reben, Rosen und Lilien dazwischen. Erhebt sich ein Wind, so erklingen die Blätter, als ob tausend Falken mit goldnen Glöcklein sich aufschwängen. Engelgestalten wiegen sich auf den Reben. An Wänden und Pfeilern Bilder der Evangelisten und Zwölfboten, der Propheten und der Heiligen. Nirgends spannenbreit im Tempel ungeschmückt. Die Fenster, statt Glases, Berylle; auf ihnen, daß nicht der Glanz das Auge verletze, Bilder aus farbigem Gestein, nach welchem die Sonnenstrahlen sich färben. Entbehrlich ist zwar der Fenster Helle, Überfluß an Licht geben die edeln Steine, deren Glanz das lichte Gold entzündet. Goldne Kronen mit leuchtenden Kerzen hängen herab, darob je speereshoch ein Engel, als wollt' er die Krone in die Lüfte führen. Auch auf Kanzeln und Mauern tragen viel Engel Kerzen. Engel, mittelst verholner Bälge, geben zum Gesang der Priester süß Getöne. Welche Stimme im Tempel ertönt, durch die edle Art der Steine, die Weite und Höhe des Raums, wird der Widerhall in hellem Tone verlängert, wie wenn im Walde Orgelklang ertönte. Der größern Chöre einer ist dem heiligen Geiste geweiht, der Patron über all den Tempel ist; der nächste dabei der reinen Mutter Gottes, der dritte dem Johannes, die folgenden den übrigen Zwölfboten. Vor jedem Chor zwo goldne Gitterthüren, innen herrlich gezierte Altäre, darauf Balsamfeuer brennt. In der Mitte des Tempels aber steht ein überreiches Werk, diesen im Kleinen darstellend, jedoch nur mit Einem Altar; hier soll der Gral bewahrt werden, wenn er sich niederlassen wird. In dreißig Jahren ist der Bau vollbracht. Ein Bischof weiht Tempel und Altäre; da führt der Engel den Gral in die köstliche Zelle, die ihm bereitet ist (Tit. Cap. 3 und der Anfang von Cap. 4). An jedem Charfreitag schwingt sich fortan eine glänzend weiße Taube vom Himmel und legt auf den Gral eine kleine, weiße Oblate, davon der Stein seine Wunderkraft empfängt (Parc. 14020—41).

Als Titurel das Werk vollendet, hat er vierhundert Jahre Gott gedient und ist nach der Gestalt, als wär' er noch nicht gegen vierzig. Jetzt ist am Gral die Schrift zu lesen, Titureln sei ein Weib erlaubt, Richoude, die reine Königstochter aus Spanien. Aus großer Demuth

ist er bis daher nicht Ritter worden, jetzt, an seiner Hochzeit, läßt der Jüngling, der vierhundertjährig Haupt trägt, sich zum Schwerte segnen. Er wählt sich aus Richoudens Gefolge zweihundert Schildgefährten, mit denen er ferner dem Gral gegen Feinde dienen will. Ein engelgleiches Geschlecht entsprießt aus dieser Ehe. Die Söhne der Könige werben einen Ast des edeln Stammes zu gewinnen. Am Gral findet man stets die Namen derjenigen geschrieben, die er aus allen Landen zu seinem Dienste wählt, Mägdlein und Knaben. Arme und Reiche freuen sich, wenn ihr Kind dorthin gefordert wird, wo reines, seliges Leben und himmlischer Lohn seiner wartet. Die Jünglinge erwachsen dort zu der ritterlichen Brüderschaft (P. 14040) der Templeisen. Mit dem Wappen des Grals, der weißen Taube, bezeichnet, reiten sie aus und bekämpfen Jeden, der die heilige Wildnis zu betreten wagt. Die Jungfraun aber treten in das Gefolge der reinen Urepanse, Titurels Enkelin, die zuerst und allein gewürdigt ist, den Gral zu berühren. Die goldne Krone im gelockten Haar, leuchtend wie der aufgehende Tag, tritt sie im Geleit ihrer Jungfraun daher und trägt den heiligen Stein zum Königssaale, wo er die Fülle irdischer Gaben spendet.[1]

Amfortas.

Mitten in solcher Herrlichkeit kommt schwerer Jammer über die Genossenschaft des Grals.[2] Schon hat Titurel, als ihm vor großem Alter der Speer entsank, die Krone seinem Sohn Frimutel übertragen. Als dieser einem Lanzenstoß erlegen, folgt sein Erstgeborner, Amfortas (P. 7462—7. 14151—8). Jedesmal ist am Grale zu lesen, wer als König walten soll. Gepriesen an Schönheit und ritterlicher Kraft sind Amfortas und sein Bruder, der schnelle Trevrezent, der das Wild im Sprung ereilt (Tit. 25b, 4. 10). Aber beide wenden sich weltlichen Dingen zu. Wer dem Grale dient, soll auf Weibes Minne verzichten. Der König allein darf sich vermählen, wie des Grals Inschrift ihn

[1] Parc. 14042—65. 6994—7009. 24176—92. 24271. 14243—49. 14730—5. 42—78. 24402—10. 14971—85. 24313—21. 24409 f. Die Jungfraun pflegen des Grals, die Ritter hüten ihn (Parc. 14730—5).

[2] Parc. 7469.

anweist; die Andern nur dann, wenn der Gral sie als Gebieter herrenloser Länder aussendet (P. 14274—7). Die Brüder kehren sich nicht an dieses Gebot. Verstohlen zieht Trevrezent auf Ritterschaft, sein Bruder selbst giebt ihm die Mittel, sich mit Knappen und andrer Ausrüstung zu versehen. In den drei Theilen der Erde fährt er umher, turniert und kämpft mit Christen und Heiden, im Dienst einer schönen Frau (P. 13654—75. 14779—902). Auch Amfortas, der König, dient der Minne eifriger, als dem Grale (P. 14250—93. 24369—74. Tit. 87a, 1). Er glüht für Orgelusen von Logrois, Gemahlin des Herzogs Zidegast, von so leuchtender Schönheit, daß bei ihr, auch ohne Kerzen, nimmer Nacht wäre.[1] Ist gleich seine Liebe hoffnungslos, doch läßt er nimmer ab, in ihrem Dienst Speere zu brechen und Schilde zu durchbohren (Tit. 86b, 1 v. u. — 88a, 6. 89b, 1 v. u. 99a, 4 f. 110a, 1. 238a, 5—8). Indeſs wird der Herzog, Orgelusens Gemahl, mit dreien seiner Ritter, von dem stolzen König Gramoflanz erschlagen, der nie anders als mit Mehreren kämpft. Vergeblich bietet der Mörder ihr Krone und Land (P. 18105—12). Fortan läßt sie ihre Schönheit nur leuchten, um dem Erschlagenen einen Rächer zu erwecken. In einem Gehölze bei Logrois, wo Ölbäume und Reben, Feigen und Granaten üppig erwachsen, am Rand einer Quelle, die aus dem Felsen schießt, erwartet sie den Kämpen, der durch blutige Rache ihre Hand und ihr Herzogthum gewinnen will. Manchen sendet sie so in den Tod. Amfortas aber, ihr eifrigster Diener, erscheint nicht; schon hat ihn die Strafe seiner Versündigung am Gral erreicht (P. 14102—15. Tit. 155a, 9—11). Eines Heiden vergifteter Speer hat ihn getroffen. Bleich und kraftlos, das Speereisen im Leibe, kommt er heim. Ein Arzt holt es aus der Wunde, aber vom Gift eitert diese fort und fort. Sie tragen den König vor den Gral; das ist sein gröstes Leiden, daß sie ihn nicht sterben lassen (P. 23521—79. 23767—76). Was man der Heilbücher liest, von Mitteln gegen Schlangengift, nirgends ist Hülfe zu finden. Wasser aus den vier Paradiesesströmen, Blut des treuen Pelikans, das Herz des Einhorns und der Karfunkel unter seinem Horne, die Wurzel, die aus Drachenblut erwächst, Nardensalbe, Theriak, Rauch von Aloeholz, nichts von allem mag frommen, wenn mit der

[1] Parc. 19071.

Sterne Wiederkehr und des Mondes Wechsel die Schmerzen sich erneuen. Nur der Speer selbst, in die Wunde gelegt, giebt einige Linderung (P. 14294—429. 14454—9. 14613—51. 704—19. 736—8). Nicht reiten noch gehn, nicht stehn noch liegen kann der Kranke, er lehnt nur, ohne zu sitzen (P. 7473—5. 23757 f. 14652—5. Tit. 284 a, 4). Oft trägt man ihn, damit die Wunde sich erlufte, zum nahen See (Brumbane); das heißt er seinen Waidetag. Dort lehnt er im Schiff, als stellt' er den Fischen nach. Davon wird gesagt, er sei ein Fischer (P. 14657—68).

Als Trevrezent des Bruders Leiden sieht, da wirft er sich nieder und gelobt Gott, nicht mehr Ritterschaft zu üben. Er verschwört Fleisch, Wein und Brot (P. 14331—9). Fortan lebt er als Einsiedler in einer Felshöhle (Fontane la salvatsche, P. 7995—9. 13497—512. 13605—8), von Wurzeln und Kräutern sich nährend (P. 14478—504. 14965 f.).

Wehklage ertönt in der Burg des Grals; hülflos der König, kein Schirmer des Heiligthums, seit auch Trevrezent vom Schwerte geschieden (P. 14340—55). Manch Gebet wird vor dem Gral verrichtet, an dem eines Tags geschrieben steht, ein Ritter werde kommen, frage dieser vor der ersten Nacht unaufgefordert nach dem Grunde dessen, was er sehe, so soll Amfortas genesen und der Ritter König sein (P. 14430—53).

Sigune.

Zwei Maulthiere tragen durch unwegsamen Wald eine Bahre, darauf die Leiche eines Jünglings liegt, durch köstlichen Balsam frisch und blühend erhalten. Ein Ritter, mit dem Wappen des Grals, treibt die Maulthiere. Hinter der Bahre geht eine schöne Jungfrau, traurig und bleich, nur der Mund noch leuchtet in voller Röthe (Tit. 249a, 7). Es ist Sigune, vom königlichen Stamme des Grals. Ihre Mutter, Schoisiane, die älteste Schwester von Amfortas und Trevrezent, mit Kyot, dem Herzog von Katelangen (Catalonien), vermählt, ist an der Geburt des Töchterleins gestorben und im Schmerz darüber hat Kyot der Welt entsagt (P. 14232—43). Das verwaiste Mägdlein ist bei ihrer Muhme, der Fürstin von Waleis, erzogen worden, zugleich mit Schionatulander, dem Erben von Graswaldan (Graisivaudan in der

Dauphiné). Frühe zarte Minne ist zwischen diesen Zöglingen erblüht, und als Sigune den Jüngling gemahnt, unter Schildesdache müß' er sie verdienen, da ist sein Leben fortan eine siegreiche Ritterfahrt in Morgen- und Abendlanden, bis er im Zweikampf mit Orilus von Lalander vom Speere des Gegners tödtlich getroffen wird. Hier zieht nun Sigune mit dem Leichnam des Geliebten.

Unfern der Burg des Grals breitet sich in der Wildnis eine Linde. Auf dieser will Sigune wohnen, das Haupt des Todten im Schooße haltend. Die Turteltaube kieset sich den dürren Zweig, wenn sie ihr Lieb verloren; Sigune setzt sich auf belaubten Ästen, damit die Sonne nicht das klare Antlitz und den Rosenmund des Theuern fälbe. Lichtgrün, dem Laub der Linde gleich, ist er gekleidet. Endlos ertönt nun Sigunens Klage durch die Wildnis: „O Pelikan,[1] könnt' ich, wie du, das Leben aus meiner Brust verblutend, den Todten neu beleben! Hätt' ich den süßen Ton der Nachtigall, die mit Sang ihre Eier zu Leben bringt, entzwei gesungen würde mein Haupt. Hätt' ich des Löwen Stimme, der seine todtgebornen Kinder ins Leben ruft, jungfräulich zarte Stimme ließ ich gerne, dich, Liebster, zu erwecken. Hätt' ich des Straußes Art, der mit den Augen brütet, nimmer würden meine Augen von dir gewendet, bis der deinen Blick lebendig mir entgegen leuchtete." So jammert sie den Abend und den Morgen; sie wirft sich vor, daß sie ihm nicht ohne so strengen Dienst ihre Minne gegeben, jetzt minnet sie den Todten (P. 4207. 13007). Man sagt: „Die Frauen haben langes Haar und kurzen Muth"; wie lang Sigunens braune Haare wallen, doch ewig treu ist ihr Gemüth (Tit. 245 a, 1. Tit. Cap. 35. Bl. 250 ff. P. 4106—215. 7406—607).

Jeden Samstag (P. 13095—102) wird Sigunen Speise vom Gral gebracht; doch ist Wehklage ihre halbe Kost, ihr Wachen und ihr Schlaf (Tit. 260 b, 6). Einst wird sie von ihrem Vater Kyot und andern ihren Verwandten besucht. Die Klage hat ihr die Augen geschwächt, so daß sie die Freunde nicht gleich erkennt. Sie bietet dem Vater alle Ehre, doch steigt sie nicht von der Linde, denn nimmer läßt sie des Todten Haupt von ihrem Schooße. Die Freunde stimmen ein in ihre Klage; die sie trösten wollten, muß ihnen Trost

[1] Vgl. Altdeutsche Dichtungen von Meyer und Mooyer S. 70 b.

sagen. Drei alte Helden und eine blühende Jungfrau, des Kummers noch ungewohnt, sitzen die Nacht hindurch, in Klage wetteifernd, mit Sigunen auf den Ästen der Linde. Die Vögel erheben ihren fröhlichen Morgensang, aber wenig achten jene darauf. Am dritten Morgen scheiden die traurigen Gäste (Tit. Cap. 37. Bl. 261 ff.).

Fünf Jahre schon hat Sigune auf der Linde gewohnt: da bedenkt sie, daß Schionatulander, noch sterbend, ihr Gebet, statt Klage, angerathen. Sie läßt sich im Wald eine Klause bauen, über einem klaren Quell, der dadurch hin fließt. Hier läßt sie sich vermauern. Wer an das Fenster tritt, kann sehen, wie die bleiche Jungfrau, in grauem Kleide, den Psalter in der Hand, über dem Sarge des Geliebten kniet. Ein kleiner Edelstein an ihrem Finger, das Brautkleinod ihrer unvergänglichen Minne, schimmert durch diese Dämmerung (P. 12976—13145. Tit. Cap. 38). So findet man sie eines Abends im Gebete verschieden. Sie wird zu ihrem Freunde besargt. Da sieht man recht die Treue dieser beiden, aus dem Sarge winden sich zwo Reben, die ihnen aus dem Munde wachsen und hoch oben, nie vergrünend, sich verflechten (Tit. Cap. 40. Bl. 283 b. 5—284 a. 8. P. 24036—60).

Parcival.

Herzeloide, des Königs Amfortas zweite Schwester, mit Gamuret von Anjou vermählt, wird einst, als sie um Mittag entschlummert, von angstvollen Träumen gequält. Unter Donnerstralen und Feuerregen schwebt sie in den Lüften; dann säugt sie einen Drachen, der ihr das Herz aus dem Leibe bricht und davonfliegt. Laut ruft und jammert sie im Schlafe; ihre Jungfraun springen herbei und wecken sie. Da kommt ein Knappe auf den Hof geritten; aus fernem Morgenlande bringt er den blutigen Speer, davon Gamuret den Tod erlitten. Aus ihrem Lande zieht die Witwe, mitten in wüstem Walde läßt sie reuten und bauen. Nicht der Blumen und Kränze wegen hat sie den Wald erwählt. Ihren jungen Sohn, Parcival, dessen sie im Jammer genesen, will sie in der Einöde vor Ritterschaft behüten, die dem Vater verderblich war. Nichts darf vor ihm von Rittern je verlauten.

Schon aber schneidet der Knabe sich Bogen und Bolze, womit er

Vögel schießt. Hat er einen getroffen, der zuvor mit lautem Schalle sang, da weint er und rauft sich die Haare. Wenn er sich morgens am Strome wäscht und über ihm der Vögel Sang ertönt, da dehnet ihm der süße Laut die junge Brust. Zur Mutter läuft er weinend, doch er kann nicht sagen, wie ihm geschehn. Sie geht der Sache nach, bis sie ihn nach dem Schalle der Vögel lauschen sieht. Da wird sie inne, daß von dieser Stimme ihres Kindes Brust erschwillt. Sie ahnt die Regung, die zu kühnen Thaten treibt. Da heißt sie die Vögel fangen und würgen, doch Parcival erbittet ihnen Frieden (V. 3474—542).

Die Mutter lehrt den Sohn das Lichte von dem Finstern unterscheiden. Lichter, denn der Tag, ist Gott. Als nun Parcival, der mit dem Wurfspieß Hirsche jagt, einst im Walde mehrere Ritter in glänzender Rüstung dahersprengen sieht, hält er jeden für einen Gott und fällt auf die Kniee nieder. Von ihnen erfährt er, daß sie Ritter seien und daß der König Artus Ritters Orden ertheile. Oft heischt er nun von der Mutter ein Pferd, um zu Artus zu reiten. Sie kann nicht versagen, schneidet ihm aber Kleider zu, wie närrische Leute sie tragen, damit er, durch üble Behandlung geschreckt, bald umkehre. So beginnt der wunderschöne Jüngling in schmählicher Tracht seine Fahrt. Die Mutter aber, als sie ihn nicht mehr sieht, fällt zur Erde und stirbt vor Jammer.

Mancherlei Abenteuer hat Parcival, indem er die Lehren der Mutter allzu wörtlich anwendet. Doch gelangt er bis nahe vor die Stadt Nantes, wo König Artus Hof hält. Hier begegnet ihm ein Ritter von blanker Hautfarbe und rothen Haaren. Roth ist auch sein Ross, roth sein Harnisch, sein Wappenkleid, seine Rossdecke, feuerroth Schild, Schwert und Speer. Es ist der kühne Ither, der rothe Ritter genannt, einst Trevrezents Knappe. Auf der Hand trägt er einen goldnen Becher, den er keck von Artus Tafelrunde weggerafft, so daß der Wein in der Königin Schooß vergossen ward. Keiner von den Rittern der Tafelrunde hat es gewehrt; hier erwartet er, ob sie mit Kampfe den Becher ihres dürstenden Königs zurückholen. Dieses heißt er Parcivaln am Hofe melden. Der Jüngling reitet in die Stadt, tritt vor den König, meldet die Botschaft und bittet, daß Artus ihn zum Ritter mache. Der König verspricht es und will ihn

köstlich dazu ausstatten. Parcival aber verlangt keine Gabe, als die Rüstung des rothen Ritters, die er selbst sich holen will. Zögernd gewährt der König und Parcival reitet wieder hinaus. Als er an der Laube vorbeikommt, worauf die Königin mit ihren Frauen sitzt, da lacht die schöne Cunneware, die niemals lachen wollte, bis sie den gesehen, dem der höchste Ruhm beschieden sei, da spricht der schweigsame Antanor, der nimmer reden wollte, bevor Cunneware gelacht. Beide werden von Key, des Königs mürrischem Seneschall, geschlagen, der darüber zürnt, daß dem Knaben geboten werde, was so manchem ehrenwerthen Ritter versagt blieb. Bei Ithern angelangt, fordert Parcival des Ritters Ross und Harnisch, greift ihm rasch nach dem Zaume, und als Ither mit dem Schaft ihn blutig schlägt, schleudert er den Wurfspieß nach des Gegners Haupte. Ither fällt todt zur Erde, sein Blut röthet die Blumen. Parcival reitet auf dem Ross und in der Rüstung Ithers, die er über die Thorenkleider anlegt, von dannen und heißt hinfort selbst der rothe Ritter. Den Goldbecher sendet er dem König.

Schwer gewappnet reitet Parcival den Tag entlang, so weit das treffliche Ross rennen mag. Gegen Abend erblickt er eine Turmspitze und als noch mehr Türme erscheinen, meint er, sie wachsen herum von Artus gesät. Gurnemanz von Graharz, der fürstliche Wirth dieser Burg, sitzt vor derselben im Schatten einer breiten Linde. Der Jüngling, dem die Mutter empfohlen, dem Rathe grauer Männer zu folgen, verlangt sogleich den Rath des graugelockten Fürsten. Dieser wirft von seiner Hand einen Sperber empor, der sich, mit goldner Schelle klingend, ein schneller Bote, in die Burg schwingt. Alsbald kommen Junkherren, die den Gast in die Burg führen. Kaum ist er vom Rosse zu bringen, ein König hieß ihn ja Ritter sein. Die Junkherrn entwappnen ihn. Der Wirth selbst verbindet ihm die Wunden, die er von Ither empfangen. Väterlich pflegt der Greis des Jünglings, giebt dem rathbedürftigen (P. 5096) weise Rathschläge, lehrt ihn Sitte und ritterliche Kunst. Nach vierzehn Tagen zieht Parcival weiter, der Thorenkleider und der kindischen Thorheit ledig.

Er kommt in die Stadt Pelrapeire, die durch Belagerung ausgehungert ist. Gebieterin des Landes ist die Königstochter Condwiramurs, deren Minne der König von Brandigan mit Gewalt erwerben

will. Sie blüht, wie die junge Rose, die im Morgenthau, weiß und roth, aus der Knospe hervorglänzt (P. 5581).

In stiller Nacht tritt sie in Parcivals kerzenhelles Gemach und klagt ihm mit Thränen ihre Noth. Der junge Held besiegt im Zweikampf die Führer der feindlichen Heere, befreit dadurch die Stadt und gewinnt die Hand der jungen Königin. Unschuldige Minne führt diese Beiden zusammen; Condwiramurs geht am Morgen als Jungfrau hervor, obgleich sie nach Frauensitte ihr Haupt bindet.

Bald verläßt Parcival seine Frau und sein neues Land. Die Sorge um seine Mutter und der Drang nach Abenteuern läßt ihn nicht rasten. Am ersten Tage schon reitet er so weit, daß ein Vogel es mit Müh' erflogen hätte. Abends kommt er an einen See, wo Waidleute geankert haben. Einer lehnt traurig im Schiffe, der so reiches Gewand trägt, als dienten ihm alle Lande. Ihn befragt Parcival um Herberge. Auf dreißig Meilen, ist die Antwort, sei kein Haus zu finden, als eines dort um den Fels. Parcival reitet, wie ihn der Mann gewiesen. Er kommt zu einer festen Burg, mit vielen Türmen, wo er auf sein Versichern, daß ihn der Fischer sende, wohl empfangen und bewirthet wird; die Traurigen sind mit ihm froh. Er wird in einen herrlichen Saal geführt; hundert Kronen hängen hier, mit Kerzen besteckt. Holz von Aloe brennt auf drei marmornen Feuerstätten. An der mitteln ruht auf einem Spannbette der kranke Wirth des Hauses, in kostbare Pelze gehüllt, auf dem Haupt eine Zobelmütze, deren Knopf ein lichter Rubin. Der Kranke heißt den Gast sich zu ihm setzen: viele Ritter sitzen umher. Ein Knappe springt zur Thür herein, einen Speer tragend, an dessen Schafte Blut herabläuft. Laute Wehklage erhebt sich. Als der Speer all um getragen ist, verläßt der Knappe den Saal. Wieder öffnet sich eine Thür, eine lange Reihe schöner Jungfraun, in Scharlach und Sammt gekleidet, Blumenkränze in den Haaren, zieht herein; sie tragen kostbares Geräth: goldne Leuchter mit brennenden Kerzen, zween Stollen von Elfenbein, eine Tafel von durchsichtigem Steine, die vor dem König auf die Stollen niedergesetzt wird, zwei silberne Messer, schärfer denn Stahl, die sie auf den Tisch legen. Zuletzt eine Jungfrau mit goldner Krone; ihr Antlitz leuchtet, man glaubt, es wolle tagen. Auf grüner Seide trägt sie die unschätzbare Himmelsgabe, den Gral. Vor ihm werden sechs Gläser mit

brennendem Balsam getragen. Sie setzt den Gral vor den König und stellt sich in die Mitte ihrer Gespielen. An hundert gedeckten Tafeln sitzen die Ritter, vier an jeder. Auf kleinen Wagen wird goldnes Geschirr herbeigeführt. Hundert Knappen dienen vor dem Gral, jeder versieht eine Tafel; nach was sie die Hand bieten, von Speise oder Getränk, das spendet der Gral in Schüssel und Napf. Am Schlusse des Mahls beschenkt der Wirth den Gast mit einem herrlichen Schwerte, das er selbst in gesunden Tagen geführt. Als die Jungfraun wieder mit dem Gral hinausgehn, sieht Parcival durch die Thür auf einem Ruhbette den schönsten alten Mann, den er je gesehen; weißer, denn Duft, ist der Greis (Titurel). Wohl hat Parcival das Wunder alles beachtet, doch fragt er nicht; sein Lehrer Gurnemanz hat ihn vor unbescheidener Frage gewarnt; noch glaubt er ohne Frage alles zu erfahren. Als er aber Morgens, nach schweren Träumen, erwacht, findet er niemand zu seinem Dienste bereit. Auf dem Fußteppich liegt seine Rüstung, die er selbst anlegt. An der Treppe steht sein Ross angebunden, Schild und Speer dabei. Nirgends ist jemand zu sehen noch zu hören. Zerstampft ist das Gras auf dem Burghof. Durch das offne Thor reitet Parcival hinaus, schnell wird die Brücke hinter ihm aufgezogen und ein Knappe ruft ihm Scheltworte nach. Er verfolgt die Spur der Hufschläge, doch sie theilt sich und bald verliert er sie ganz. Da hört er die klagende Stimme einer Frau; es ist Sigune auf der Linde. Sie erklärt ihm, was er gesehen und was er versäumt.

Zweierlei Sorge erfüllt Parcivals Seele, der Wunsch, den Gral wieder zu finden, und die Sehnsucht nach Condwiramurs. Eines Morgens, als er durch den Wald reitet, ist frischer Schnee gefallen. Ein Falke jagt vor ihm eine Schaar wilder Gänse auf. Eine ist im Fluge getroffen und aus ihrer Wunde fallen drei Blutstropfen auf den Schnee. Wie das Blut den Schnee röthet, wie der Schnee das Blut mit Weiße mischt, das mahnt den Ritter an die blühende Farbe der Geliebten. „Condwiramurs, hie liegt dein Schein“, ruft Parcival aus; unverrückt hinschauend, versenkt er sich in Gedanken. Mit aufgerichtetem Speere hält er, wie schlafend, zu Rosse. Unfern diesem Ort ist König Artus mit den Helden der Tafelrunde gelagert. Ihnen wird gemeldet, daß im Wald ein Ritter kampfbereit halte.

Zween der Ungestümsten, Segremors und Key, der Seneschall, reiten nach einander hinaus, ihren Speer an ihm zu brechen. Drohworte, selbst Schläge mit dem Schaft wecken ihn nicht, bis eine Wendung seines Rosses, ein Stoß des Gegners ihm die Blutstropfen aus dem Blicke bringen; so zur Besinnung kommend, fällt er Beide. Der Seneschall bricht vom Sturz einen Arm und ein Bein, zur Vergeltung, daß er einst Cunnewaren geschlagen. Der Dritte, der geritten kommt, ist der freundliche Gawan; auch er ruft den Träumenden vergeblich an. Doch er kennt selbst die Kraft der Minne, er merkt, wohin Parcivals Augen stehen, und wirft ein seidnes Tuch über die Blutmale. Da verschwindet Condwiramurs, und Parcival reitet mit Gawan zu den Gezelten. Längst ist die Tapferkeit des rothen Ritters kundbar geworden; er wird in die Gesellschaft der Tafelrunde aufgenommen und Gawan ist hinfort sein treuster Freund.

Als nun in aller Freude Ritter und Frauen bei Tische sitzen, kommt auf einem hohen, fahlen Maulthier, mit kostbarem Reitzeug, eine Jungfrau daher getrabt, um deren Minne noch wenig Speere gebrochen worden (P. 9360). Ihre Augen gelb, wie Topase, der Mund weit hinein blau, gleich einer Viole, eine Hundsnase, zween spannenlange Eberzähne, Ohren wie eines Bären, Nägel wie Löwenklauen. Sie trägt einen Mantel, blauer, denn Lasur; ein Pfauenhut hängt ihr am Rücken, doch hätt', auch ohne Hut, ihrer Affenhaut die Sonne nicht geschadet; über den Hut schwingt sich ein schwarzer Zopf, lind, wie Schweinshaare, bis auf das Maulthier herab. In der Hand führt sie eine Geisel mit seidnen Schlingen, der Stiel von Rubin. Es ist Cundrie, die Dienerin des Grals, von der Mohrenkönigin Secundille dem Amfortas geschenkt. So häßlich sie ist, so getreu und weise. Sie bringt Sigunen Speise vom Gral; sie ist aller Sprachen kundig und des Laufs der Sterne. Diese nun kommt in den Kreis geritten und hält vor dem König Artus. „Tafelrunde ist entehrt," ruft sie, „ein Schlechter sitzt daran." Dann reitet sie vor Parziwaln: „Schmach deinem lichten Schein und deinem mannlichen Wuchs! Ich dünke dir missgestalt und bin lieblicher doch, denn du. Sage mir, als der traurige Fischer, trostlos, vor dir saß, warum hast du ihn nicht von Seufzen erlöst? Ungetreuer Gast, hat deines Wirthes Noth dich nicht erbarmt? Er gab dir ein Schwert, das du nie verdient, du

sahest den Gral vor dich tragen, sahest schneidend Silber und blutgen Speer und hast keine Frage gethan. Daß die Zunge dir aus dem Munde fiele! Eine Frage hätte dir mehr gewonnen, denn alles Erdengut. Siech bist du nun an Ehre, kein Arzt mag dich heilen. O weh, daß Herzeloidens Sohn an Preise so gesunken (missevarn)! O Montsalvatsch, Ziel des Jammers, weh, daß dich niemand trösten will!" Bestürzung und Trauer herrscht im Kreise; Cundrie, selbst weinend und händeringend, reitet hinweg. Parcival aber, der Welt zum Spotte geworden, sagt sich von der Tafelrunde los und zieht von dannen, an Gott verzweifelnd (P. 9292—520. 23325—38).

Manches Land hat der junge Held bestrichen, zu Ross und zu Schiffe, manchen Ritter im Lanzenbrechen gefällt, manch heiße Schlacht rühmlich mitgekämpft (P. 12955—68). In Kirchen oder Münstern, wo man Gottes Preis verkündet, wird er nie gesehen, nur Kampf und Streit sucht er (P. 13757). Einst liegt morgens ein dünner Schnee, als Parcival in einem großen Walde reitet. Eine fromme Schaar zieht daher, baarfuß, in grauen, rauhen Röcken. Voran ein alter Ritter mit grauem Bart, schönem und lichtem Antlitz, mit ihm seine Frau, dann seine Töchter, zwo liebliche Jungfraun; ihr Mund, trotz des Frostes roth und heiß, stimmt wenig zum Ernste des Tags; nebenher laufen zierliche Frauenhündlein; Ritter und Knappen, demüthigen Gangs, folgen nach. Parcival, dessen Ritterschmuck dem Gewande der Waller gar ungleich steht, lenkt sein Ross aus dem Pfade. Der graue Ritter beklagt ihn, daß er an so heiligen Tagen in vollem Harnisch umher reiten müsse. „Was kümmern mich", erwidert Parcival, „des Jahres Anfang, der Wochen Zahl, der Tage Namen? einst dient' ich Einem, der heißt Gott; seine Hülfe ward mir gepriesen, Schmach, für Hülfe, hat er über mich verhängt." Da mahnt der Greis den Zweifler, daß heute der Tag sei, des alle Welt mit Seufzen sich freuen möge, der Tag, an dem Gottes große Treue so hülfreich sich erzeigt, daß er für unsre Schuld am Kreuze gestorben. Er räth Parzivaln, auf der Spur, die er getreten finde, nach der nahen Wohnung eines heiligen Mannes zu reiten, zu dem er selbst heute, wie jeden Charfreitag, eine Gottesfahrt gethan. Die Töchter meinen, den jungen Ritter müsse im eisernen Harnisch frieren, besser würd' er zu den Zelten ihres Vaters gewiesen. Parcival aber scheidet von ihnen, sein

Herz ist bewegt, er denkt wieder an seinen allmächtigen Schöpfer; dem Rosse läßt er die Zügel hängen: ist heute Gottes Hülfetag, so helf' er und weise den rechten Weg! Das Roſs geht wirklich der Höhle zu, wo Trevrezent sich zum Himmel bereitet. Am Feuer des Einsiedlers erwarmt Parzival. Er lernt in Trevrezent seinen Oheim kennen, erfährt von ihm die Wunder des Grals und die Geschichten von Titurels Geschlecht; auch den Tod seiner Mutter vernimmt er, und wie er selbst der Drache war, den sie gesäugt. Fünfzehn Tage verweilt er und empfängt des Oheims heilige Lehren. Kräuter und Wurzeln, aus dem Schnee gegraben, sind ihre magre Speise, und doch ward Parcival nie so köstlich bewirthet; an der Seele genesen, mit neuem Vertrauen auf Gott, verläßt er die Höhle (P. 13310—15012. 22166—70).

Fünf Jahre schon ist Parcival nach dem Gral umhergestreift (P. 23883). Wieder sitzt er am Tische des Königs Artus und abermals kommt Cundrie angeritten, in schwarzem Mantel, mit goldnen Tauben, dem Wappen des Grals. Noch unerkannt, fällt sie zu Parcivals Füßen und fleht weinend um seine Huld. Dann wirft sie ihr Hauptgebände von sich und verkündet die freudige Botschaft, daß Parcival durch die Schrift am Grale zum Herrn desselben berufen sei. Segensreich preist sie den Stand der Gestirne. Freudethränen fließen aus Parcivals Augen; er macht sich mit Cundrien auf den Weg nach Montsalvatsch (P. 23263—403). Eine Schaar von Templern, die ihnen im Walde begegnet, springt von den Rossen und empfängt mit abgebundnen Helmen den neuen König. Ein Segen däucht ihnen sein Gruß. Es ist eben die Zeit, da des Amfortas Schmerzen sich erneuen. Duftende Würzen sind umhergestreut; das Aloefeuer brennt; mit den edelsten Steinen, von heilender Kraft, ist das Bett besät; doch nichts lindert die Qual. Da erscheint Parcival; ihn fleht Amfortas um das Eine, daß der Gral sieben Nächte und acht Tage aus seinen Augen gerückt bleibe. Parcival aber wirft sich dreimal vor dem Grale nieder und betet, daß die Noth des armen Mannes ende. Plötzlich kommt ein herrlicher Glanz über den Kranken; in blühender Schönheit erhebt er sich vom Siechenbett. Ritterlich bricht er wieder manchen Speer im Dienste des Grals, nicht um Frauengunst (P. 23520—806. 24620—3. 24486—515).

Von Cundrien hat Parcival auch das vernommen, daß Condwiramurs ihm Zwillingssöhne geboren habe (P. 23355—62). Schon ist

nach ihr gesendet und Parcival reitet ihr entgegen. Am frühen Morgen kommt er zu der Aue, wo sie gelagert ist. Als er in ihr Gezelt tritt, schläft sie noch, neben ihr die beiden Kinder. Freudig springt sie auf und umfängt den Gemahl. Zürnen sollte sie, aber sie kann nicht. Es ist dieselbe Stelle, wo einst Blut und Schnee ihm den Sinn entrückt. Hier ist wieder beides, doch nicht der leere Schein (P. 23818—978).

Ferafis.

Bevor noch Gamuret von Anjou Herzeloiden, Parcivals Mutter, gefunden, wirft ihn auf Ritterfahrten ein Sturm vor die Burg der Mohrenkönigin Belacane, die von Feinden hart bedrängt wird. Er befreit sie und ihre Minne lohnt ihm. Wohl gleicht sie nicht dem lichten Tage noch der thauigen Rose, dennoch thut es seinen Augen wohl, wenn durch die Krone von Rubin ihr dunkles Haupt erscheint (P. 694). Ihre Schwärze däucht ihm schöner, denn das Licht der Sonne (P. 2697). Doch lange kann er nirgends weilen, in der Nacht einst schifft er von dannen. Die trauernde Belacane genest eines Sohnes, der zweier Farben ist, weiß und schwarz, der Elster gleich. Immer küßt sie ihn an die weißen Male, Gamurets gedenkend (P. 1687—700). Ferafis artet dem Vater nach; er wird ein kühner Streiter im Dienst der Frauen. Viel Könige hat er bezwungen; ererbt und erstritten, dienen ihm zwanzig Lande, die reichsten der Welt; keines der zwanzig Völker versteht die Sprache des andern. Wie ein Gott wird Ferafis angebetet (P. 9440—50. 9773—800. 22950—81. 23010—64. 24269—91). Mit großem Heere fährt er aus, seinen tapfern Vater zu suchen. Einst als seine Schiffe, um Wasser zu fassen, geankert, reitet er allein in einen Wald, wo Parcival, sein Bruder, ihm begegnet. Diesem steht ein Kampf bevor, wogegen alle früheren Kinderspiel waren. Herrlich gerüstet ist Ferafis. Sein glänzendweißer Wappenrock ist von Salamandern im heißen Feuer gewirkt; die edelsten Steine, dunkel und licht, Kraft und Muth verleihend, liegen darauf. Auf dem Helme trägt er das Thierlein Ecidämon, dessen Geruch alle giftigen Würme tödtet. Mit dem theuersten Seidenzeug ist sein Roß gedeckt. Sein Schild, gleichfalls reich besteint, ist von dem Holz Aspinde, das weder fault noch brennt. In solchen Waffen blieb er

unverletzt, als er im fernen Osten mit einem feurigen Ritter stach. All sein Schmuck ist Geschenk schöner Frauen (P. 22612—50. 22760—70). So halten, unerkannt, sich gegenüber die beiden, die an Sittigkeit Lämmer, an Kühnheit Löwen sind. Den Löwen gebiert seine Mutter todt, von seines Vaters Brüllen wird er lebendig: Gamurets Söhne sind aus Speereskrachen erboren. Ist die Erde nicht breit genug, daß die sich feindlich treffen müssen, die Ein Leib und Blut sind? Keiner kann in diesem Kampfe gewinnen. Die Speere sind zersplittert, sie springen von den Rossen und lassen die Schwerter klingen. Feuer sprüht von den Helmen; von des Heiden Schilde fliegen Späne, mancher hundert Marke werth. Da bricht Parcivals Klinge. Ferafis, der von dem Schlag aufs Knie gesunken, springt auf, doch läßt er vom Kampfe, weil der Gegner das Schwert verloren. Sie setzen sich, um auszuruhen, auf das Gras. Ferafis wirft sein Schwert weithin in den Wald, damit gleiches Spiel sei. Im Gespräch erkennen sie sich und küssen sich als Brüder. „Gepriesen sei des Planeten Schein," ruft Ferafis, „darin meine Reise gethan ward; gepriesen Luft und Thau, der heute Morgen auf mich fiel!" Ferafis hört, daß sein Vater nicht mehr lebe, er hat dafür den Bruder gefunden (P. 21946—2558). Bald hernach wird Parcival zum Grale berufen, er darf sich einen Gefährten wählen und er nimmt dazu den Bruder (P. 23427—30. 54—7). Lohengrin, Parcivals Knabe, fürchtet sich, als er den halbschwarzen Oheim küssen soll (P. 24086—91). Beim Mahle wird der Gral vorgetragen, doch der Heide kann das Heiligthum nicht sehen, er sieht nur die grüne Seide, darauf es getragen wird. Aber in das Herz geht ihm der Anblick der schönen Urepanse, die den Gral trägt; bleich wird er an seinem weißen Theile. Am nächsten Morgen läßt er sich im Tempel des Grals taufen. Er glaubt, was man ihn glauben heißt; der Gott, an den Urepanse glaubt, ist ihm der rechte. Dem Getauften wird die Jungfrau anvermählt; er führt sie mit sich nach Indien, wo er das Christenthum ausbreiten hilft (P. 24211—607).

Lohengrin.

In brünstigem Gebete kniet jeden Tag die schöne Else, des Herzogs von Brabant und Limburg verwaiste Tochter. Friedrich von

Telramund, ein Dienstmann ihres Vaters, behauptet, sie hab' ihm die Ehe gelobt. Ein Kampf vor Gerichte soll entscheiden. Kein Streiter wagt sich für Elsen, so gefürchtet ist Friedrichs Arm. Wenn sie nun weinend vor dem Altare liegt, dann läutet sie, zum Zeichen ihrer Noth, ein goldnes Glöcklein, das sie einst einem beschädigten Falken abgelöst. Der Klang dringt fernhin durch die Wolken, wie Donner erschallt er unablässig auf der Burg des Grals. Auf diesen Ruf um Hülfe wird Lohengrin, Parcivals Sohn, ausgesendet. Schon setzt er den Fuß in den Stegreif, als ein Schwan daherschwimmt, der ein kleines Schiff zieht. Lohengrin läßt das Ross und tritt in das Fahrzeug. Ein schneller Strom trägt ihn auf das Meer; die Wogen werfen ihn hoch empor. Fünf Tage schon fastet er, da fängt der Schwan ein Fischlein und theilt seine Speise mit dem Ritter. Auf dem Schilde schlafend, kommt Lohengrin zu Antwerpen an das Gestad, eben zu rechter Zeit, um den Kampf zu bestehen. Der Schwan fährt mit dem Schifflein zurück. Lohengrin aber siegt im Zweikampf und gewinnt die Hand der Fürstin. Das bedingt er, daß sie ihn nie um seine Herkunft frage, wenn sie ihn nicht verlieren wolle. Seit Parcival zu fragen vergessen, ist dem Gral Frage zuwider und die Männer werden nur heimlich weggegeben (vgl. P. 14742—56. 24471—85 Tit. 291 b, 7 f. 292 a, 5 f). Lohengrin lebt lange Zeit glücklich mit Elsen, auch dient er dem Kaiser, von dem er mit den Landen belehnt ward, gegen Hunnen und Heiden. Einst fällt er im Ritterspiel den Herzog von Cleve, wobei dieser den Arm zerbricht. Seine Gemahlin, deshalb erbittert, spricht vor den Frauen zweideutig von Lohengrins dunkler Herkunft. In der Nacht weint Else über diese Reden; ebenso in der zweiten Nacht, in der dritten aber bittet sie den Gemahl, um ihrer Kinder willen, ihr zu sagen, von wannen er geboren sei, obgleich das Herz ihr sage, er sei reich an Adel. Lohengrin nennt sein Geschlecht; dann heißt er seine zween Knaben bringen, küsst sie zum Abschied und befiehlt, Horn und Schwert, so er mitgebracht, ihnen aufzubehalten; der Herzogin läßt er den Ring, den ihm seine Mutter gegeben. Sein Freund, der Schwan, kommt wieder mit dem Schifflein und Lohengrin fährt Wasser und Wege hin, bis wieder zum Gral. Die Herzogin fällt in Unmacht und ihr Lebenlang klagt sie um den verlorenen Gemahl (Lohengr. vgl. P. 24624—715).

Trauriger noch wird Lohengrins Schicksal so erzählt: Er kommt in das Herzogthum Lyzaborie (Luxenburg?) und gewinnt die Erbin des Landes, die schöne Belaye. Sie hütet sich vor Frage, aber sie fürchtet seinen Wankelmuth. Sie liebt ihn so heftig, daß sie ohne Besinnung hinfällt, wenn sie ihn nicht sieht. Niemals will sie ihn von sich lassen. Lohengrin, der nicht gerne so träges Leben führt, reitet oft zu jagen aus. Dann liegt sie ohne Kraft und Sprache da. Vergeblich werden Ärzte und Sternkundige befragt, ob Zauberei im Spiele sei. Ihre Verwandten werden ihm darüber gram. Ein Kammerweib aber räth ihr, wie sie des Geliebten sich versichern könne: wenn er müde von der Jagd entschlafen sei, soll sie ein Stück von seinem Leibe schneiden lassen und essen. Belaye zürnt über den Rathschlag; lieber will sie sterben, als schuldig sein, daß ihm ein Finger schwäre. Die Rathgeberin, aus Belayens Huld verwiesen, wendet sich an die Verwandten und beredet sie, des Frevels sich zu verwegen. Als Lohengrin einst auf der Jagd ausruht, bedünkt ihn im Schlaf, als wären tausend Schwerter über ihn gezückt. Auffahrend sieht er die Schwerter der Verräther. Mannlich setzt er sich zur Wehr, sie erschrecken, ihrer Schuld bewuſt. Viele streckt er nieder, doch die Menge siegt. Er empfängt in den linken Arm eine Wunde, wo kein Arzt sie heilen kann. Da fallen sie alle ihm zu Füßen, seine Tugend geht ihnen zu Herzen. Als Belaye seinen Tod erfährt, stirbt sie vor Herzeleid. Ein Kloster wird gebaut, darin man sie zusammen besargt. Noch werden dort ihre gebalsamten Leichname gezeigt. Das Land, sonst Lyzaborie genannt, heißt nach ihm fortan Lothringen (Tit. Cap. 40. 290 a, 3—292 a, 8).

Des Grals Zug nach Indien.

In Salvaterre, weit um den Gral, mehren sich ruchlose Nachbarn, die seinem Volk ein Greuel sind. Sünden, die wir jetzt gering wägen, däuchten damals ungeheuer. Vergeblich sucht man auf Montsalvatsch mit Gebet, Fasten und Kreuzgang den Fall der sündigen Seelen abzuwenden. Der Gral will nicht länger bleiben, er begehrt dahin, von wo das Licht der wonnebringenden Sonne kommt. Sie ziehen aus Salvaterre, auf zwo Rasten darf ihrer Fahrt niemand

nahen, der ihnen schaden wollte. Die Christen, die mit Ehrfurcht entgegenkommen, werden vom Grale gespeiset. Klöster, Krankenhäuser, arme Leute werden beschenkt. In der Habe von Marsilie schiffen sie sich ein. Stets segeln sie mit günstigem Winde. An dem Schiffe des Grals verliert der Magnetberg seine Kraft. Heiden, die dort festsitzen, werden gerettet und lassen sich taufen. Das Lebermeer, darin sonst die Kiele stehn und starren, zerfließt, wie Eis am Feuer. An brennenden Bergen vorbei, oft unterirdisch durch Gebirge, fahren sie dahin. Sie sehen den Kampf der Ungeheuer zu Land und Meere. Dem Gral weit entgegen reitet Ferafis, der seine Lande zum Christenthum bekehrt. Mit feierlichen Umgängen wird das Heiligthum empfangen. Ferafis selbst hat seine Reiche dem heiligen Priester Johann zu Dienste gegeben, dem die drei Indien dienen. Drei Viertheile der Welt gehorchen seinem Winke. Nahe dem Paradiese wohnt er, von dem heilkräftige Wasser niederströmen, Edelsteine mit sich führend. Alles ist Wunder in jenen Gegenden. Reich an Schätzen sind die Bewohner, reicher noch an Tugenden. Wer ihnen von Meineid, Diebstahl, Raub, Geiz, Unglauben, Verrath spräche, sie wüßten nicht, was er meinte. Glänzend sind des priesterlichen Herrschers Paläste, wo Bischöfe und Patriarchen, die zugleich Könige sind, der Hofämter walten; gewaltig sein Aufzug, wenn er gegen Feinde fährt; viel kostbare Kreuze werden dann vorangetragen. Wer den Sonnenstaub zählt, der überzählt dieses Königs Herrschaft. Dorthin erheben sich die Templer und Priester Johann zieht ihnen festlich entgegen. Sie sehen all die Herrlichkeit und wünschen, daß hier der Tempel des Grals wäre. Manch Gebet wird darum vor dem Gral verrichtet. Und sieh! als die Sonne den Tag bringt, erhebt sich in ihrem Strale der Tempel mit der Burg Montsalvatsch. Nicht sollt' er dem argen Volk in Salvaterre gelassen werden. Nie ward so viel nach Rom gewallt, als nun die Straße gen Indien zum Tempel des Grals betreten wird. Fürder wird niemand mehr vom Grale gespeist, seit dieser in ein Land gekommen, wo nirgends Mangel ist. „Nun erst ist er behalten vor aller Wandelung;“ spricht Titurel, „ein halb Jahrtausend hab' ich sein Kunde, er ist nun heimgekommen, auch meine Seele will jetzt heim zum Paradiese fahren.“ Der Greis begehrt, daß man ihm den Gral nicht mehr vor Augen bringe; so geht

er am neunten Tage zur Ruhe. Priester Johann überträgt seine Herrschaft auf Parcivaln, wegen Heiligkeit des Grals und weil die Lande eines tapfern Schwertes gegen die Heidenschaft bedürfen. Parcival weigert sich aus Demuth, aber am Gral steht geschrieben, zehn Jahre soll er König sein und Priester Johann heißen; länger nicht, weil seine Mutter vor Kummer um ihn gestorben. Ihm folgt ein Sohn von Ferafis. Die sonnengleichen Kinder der beiden Brüder wachsen an Ehren vor andrem Geschlecht, wie Lilien über Ostergloien (Sternblumen). Wer Priester Johann werden soll, stehe heute noch jedesmal am Grale mit Gold geschrieben (Tit. Cap. 41).

Dieses sind die eigenthümlichsten und bedeutendsten Bilder aus dem Sagenkreise vom heiligen Gral, wie solcher in den drei deutschen Gedichten Parcival, Titurel und Lohengrin dargestellt ist. Aber diese Hauptbilder stehen nicht in sich abgeschlossen; um sie, in manigfacher Verflechtung, bewegt sich eine Welt von Abenteuern: die Genossenschaft der Tafelrunde mit Hofsitte und Frauendienst, mit Festen und Ritterfahrten, die Spiele der Zauberei, die ungeheuren Schlachten der Herrscher des Morgenlandes, alle Naturwunder des fernsten Ostens. Im Lohengrin insbesondre ist die Gralsage noch an deutschgeschichtliche Verhältnisse angereiht; der Fabelheld zieht mit Heinrich I in die Ungarnschlacht bei Merseburg.

Die Tiefe und Schönheit der Sagen, der reiche Schmuck der Ausstattung, dann besonders die Trefflichkeit des Dichters, der hier waltet, fordern überall zur Betrachtung und Untersuchung auf. Wolfram von Eschenbach, der phantasiereichste unter den deutschen Dichtern dieses Zeitraums, hat den Wundermähren vom Grale sein stetes und inniges Sinnen, sein volles Leben gewidmet.

Bei diesem Fabelkreise, mehr als bei jedem andern, macht sich eine sinnbildliche Bedeutung fühlbar, doch ohne je aus ihrer glänzenden Hülle zu treten. Im Mittelpuncte des Ganzen erhebt sich jener herrliche Tempel mit seinem segensreichen Heilthum, seinem auserwählten Königsstamme, seiner priesterlichen Ritterschaft. Der Grundgedanke dieses Verhältnisses ist vor allem zu erforschen. Dieses ist auch nach verschiedenen Richtungen versucht worden. Ich versuch' es nun in nachfolgeuder Entwicklung.

nahen, der ihnen
entgegenkommen, w
arme Leute werd
sich ein. Stets i
Grals verliert d
werden gerettet
die Kiele steh
brennenden Be
dahin. Sie i
Dem Gral w
thum bekeh
empfangen
zu Dienst
der Welt
von dem
rend. All
die Bew
eid, Di
nicht, w
Paläst
der
fähr
Sonn
erhe
entg
Te

Gold, daß ihre Lampen vor dem Chore brennen (1 Kön. 7, 48. 49. 2 Chron. 4, 19—21). In den Chor selbst aber, in das Allerheiligste, unter die Flügel der Cherubim, wird die Lade des Bundes mit den heiligen Tafeln gebracht, und die Herrlichkeit Gottes erfüllet das Haus (1 Kön. 8, 3—11. 2 Chron. 5).

Dieser Tempel Israels hat spät noch seine Helden. Die Maccabäer, Hohepriester und Heerführer zugleich, vom Vater auf den Sohn, vom Bruder auf den Bruder die Würde vererbend, streiten ritterlich für das Heiligthum ihres Volkes gegen die Heiden; der heidnische Greuel wird aus dem Tempel geworfen, der entweihte Altar des Brandopfers neu aufgerichtet (1 Macc. 4, 6 ff.); feste Mauern und Thürme werden um das Heiligthum auf dem Berge Sion gebaut (1 Macc. 4, 60. 7, 33. 10, 11. 11, 37. 13, 53); hier ist ihnen die heiligste Stätte auf Erden, die der Herr selbst sich erwählt (2 Macc. 5, 15. 5 Mos. 12, 5. 11); Weiber und Kinder, Brüder und Freunde Fahr achten sie nicht so hoch, ihre höchste Sorge ist für den heiligen Tempel (2 Macc. 15, 18).

Die Ähnlichkeit dieser Verhältnisse mit denen vom Tempel des Grals und seinen Hütern ist augenscheinlich. Wie erst das Heiligthum noch schwebt, bis es sich an erlesner Stätte niederläßt, wie der Ort und das Bild des Tempels durch höhere Weisung vorgezeichnet wird, die Pracht des Baues, an dem keine Stelle ungeschmückt, die Könige, die von oben erwählt werden, die verehlichten Priesterfürsten, die für die Ehre des Tempels kämpfen, alles dies ist in den Grundzügen und in Einzelheiten gemeinsam. Auch wird im Titurel bei dem Tempelbau ausdrücklich an den salomonischen erinnert [1] und Titurisons Kämpfe gegen die Heiden werden mit denen der Maccabäer verglichen. [2]

Zwischen jenen Geschichten Israels und den christlichen Rittergedichten ist nun weiter die Vermittlung nachzuweisen, besonders auch zu erklären, wie in den christlichen Tempel statt der Bundeslade der Gral gekommen.

Wie die Schriften des neuen Bundes überall auf die des alten hinweisen, wie sie dort Vorbedeutung und Gleichnis suchen, so auch in

[1] Tit. III, 69. Pfälzer Handschrift 141, Bl. 21b.

[2] Tit. I, 44. Pfälzer Handschrift 141, Bl. 7a. Vgl. Tit. Bl. 152b, 2. 3. 278b, 7. 286b, 4.

Beziehung auf das Heiligthum und den Gottesdienst der Juden. Die Stiftshütte und der Tempel Salomons erscheinen als Vorbild des geistigen Heiligthums, das Christus gegründet. So im Briefe an die Ebräer (9, 11): „Christus aber ist kommen, daß er sei ein Hoherpriester der zukünftigen Güter, durch eine größere und vollkommnere Hütte, die nicht mit der Hand gemacht ist.“ Und in der Apostelgeschichte (7, 47. 48) sagt Stephanus: „Salomon bauete Gott ein Haus, aber der Allerhöchste wohnet nicht in Tempeln, die mit Händen gemacht sind.“ Die Opfer des alten Bundes, die Heilthümer der Bundeslade, Tafeln und Himmelbrot, weichen andern Geheimnissen. Aus dem Kelche des Abendmahls wird das Blut des neuen Bundes getrunken. „Ich bin das Brot des Lebens,“ sagt Christus, nachdem er wunderbar das Volk gespeiset, „wer zu mir kommt, den wird nicht hungern und wer an mich glaubet, den wird nicht dürsten.“ „Eure Väter haben Manna gessen in der Wüsten und sind gestorben; ich bin das lebendige Brot, vom Himmel kommen, wer von diesem Brot essen wird, der wird leben in Ewigkeit.“ (Joh. 6, 35. 49. 51.)

Das Christenthum des Mittelalters, wie der Glaube aller Völker auf gleicher Stufe der Entwicklung, fand sich nicht befriedigt bei dem Höchsten und Übersinnlichen; das Göttliche sollte näher gerückt, zur Anschauung gebracht, ergriffen werden. Nicht genügte der menschgewordene Vermittler zwischen Himmel und Erde; leichter zu rühren schien den Flehenden des Heilands jungfräuliche Mutter; eine Schaar fürbittender Heiliger mehrte sich täglich; jede Kirche, jeder einzelne Mensch, jedes besondre Anliegen hatte seinen eigenen Schützer und Helfer. Nirgends glaubte man das Heilige so unmittelbar zu berühren, als wenn man das Land betrat, wo die Wunder der Erlösung vollbracht worden. Dort kniete man am Grabe des Erlösers, tauchte sich in die Wellen des Jordans, die auch ihn umflossen, kehrte zurück mit dem Palmzweig, den man im Garten Abrahams gebrochen. Um das Eigenthum dieses geweihten Bodens wurde zwei Jahrhunderte hindurch gekämpft. Von dorther kamen auch in großer Zahl kostbare Reliquien, ohne deren Besitz keine Kirche, kein Kloster den Ruf besondrer Heiligkeit erlangen konnte. Vorzügliche Kraft muste denjenigen solcher Überreste eigen sein, welche mit dem Leiden und Opfertode des Heilands in naher Beziehung standen. Die wiedergefundene Dornenkrone erblühte von

Rosen, deren himmlischer Duft die Siechen heilte.[1] Die Lanze, mit der des Erlösers Seite durchstochen worden, zu Antiochien ausgegraben, belebte wunderbar den gesunkenen Muth der Kreuzfahrer. Das heilige Kreuz ward in den Schlachten der Könige von Jerusalem vorgetragen, und wenn dieses unterblieb, war auch kein Sieg zu hoffen; so begierig waren die Waller, ein Stück vom Kreuzesholze heim zu bringen, daß man diesem fortwährendes Wachsthum zuschreiben muste. Als im Jahr 1101 Cäsarea mit Sturm erobert wurde, fanden die Pilger in einer Kirche daselbst die herrlich gearbeitete, sechseckige, smaragdgrüne Schüssel, deren der Heiland beim Genusse des Abendmahls sich bedient; sie fiel den Genuesern zu, welche sich dieselbe, bei Theilung der Beute, für eine hohe Summe aufrechnen ließen. Die Genueser weihten dieses Gefäß ihrer Hauptkirche, wo es während sieben Jahrhunderte als ein theures Kleinod verwahrt und nur einmal jährlich der Verehrung des Volkes ausgesetzt ward. Die Legende sagt, das Gefäß sei unter den Geschenken gewesen, welche die Königin von Saba dem Könige Salomon gebracht, der solches nur am Passahfeste gebraucht; nachher sei es in den Besitz des Königs Herodes und von diesem an Nikodemus gekommen, in dessen Hause der Heiland daraus gespeist; Nikodemus hab' es nach Cäsarea gebracht, als er mit den übrigen Christen von Jerusalem dahin gezogen, um den Gefahren zu entgehen, welche, nach Jesu Weissagung, seiner Jünger in der heiligen Stadt warteten.[2]

Wie aber viele Reliquien nicht bloß einfach vorhanden waren, so kommt der heilige Gral oder die Abendmahlschüssel auch an andern Orten vor. Im Titurel selbst wird eines unechten Grals erwähnt (Bl. 204 b, 3). In England behaupteten drei bis vier Städte, den Gral zu besitzen.[3] Der Glaube, der ein solches Heilthum einmal gefunden, konnte dasselbe leicht vervielfältigen, und die Wiederkehr einer Reliquie ist besonders dann natürlich, wenn diese als Trägerin einer bedeutenden kirchlichen Lehre erscheint. Der Gral, der als Schüssel beim Abendmahle gedient, der das Blut des Gekreuzigten in sich auf-

[1] Französisches Volksbuch von Fierabras S. 23 f.

[2] Wilken II, S. 103 f. Beil. S. 8—11. Roquefort, Glossaire de la langue romane I, S. 705.

[3] Roquefort, Gloss. I, S. 704. Nach einer Stelle des Romans von Perceforest, welche ebd. angeführt ist, wurde der Gral in einem Turme zu Corbenicy verwahrt.

genommen, auf den noch an jedem Charfreitag, dem Tage des Opfertodes, die weiße Taube mit der Oblate niederfliegt, ist unverkennbar ein Sinnbild des Meßopfers, daran, wie im Titurel gesagt wird, der Christen meister Segen liegt.[1] Die Oblate, davon der Stein seine nährende und verjüngende Kraft gewinnt, ist eben die neue Manna, das Brot des Lebens, vom Himmel gekommen, das nicht hungern noch dürsten, das nimmer mehr sterben läßt (Joh. 6, 32—51).

Den Tempel Jerusalems hatte das Christenthum in eine übersinnliche Kirche verwandelt;[2] diese kam hinwieder in den Kirchengebäuden des Mittelalters sinnbildlich zur Anschauung; im Tempel Titurels ward sie dichterisch aufgerichtet. Das höchste Geheimnis der neuen Kirche, das täglich in ihr gefeiert ward, hatte sein Sinnbild in der Reliquie des Grals, die sich nun auch in das dichterische Heiligthum niedersenkte.

Ist die Anlage bis dahin priesterlich, so zeigt sich doch überall, daß es Ritter sind, durch die sie ausgedichtet worden. Die Hüter des Tempels entsprechen der Ausbildung dieses Standes im Zeitalter der Kreuzzüge. Diese vorzüglich entwickelten eine geistliche Bedeutung des Ritterthums. Als Pabst Urban II auf der Kirchenversammlung zu Clermont zum ersten Kreuzzug aufrief, wandt' er sich an die Krieger, die im Eisenharnisch umherstanden. „Streiter des Teufels," sprach er, „werdet Streiter des lebendigen Gottes!" Hartmann von Aue sagt: „Wes Schild je war zur Welt bereit auf hohen Preis, nicht weis' ist er, versagt er den nun Gott; wer da wohl fährt, gewinnt an beidem Theil, das Lob der Welt, der Seele Heil" (Manesse 1, S. 180 a, 7). Ein Trubadur behauptet in seinem Kreuzliede, nicht die geschorne Platte, noch der strenge Mönchsorden gebe fortan das Verdienst, das Gott Allen zugestehe, die auszichn, die Schmach der Christenheit zu rächen.[3] Bald nach Eroberung der heiligen Stätten bildeten sich zum Schutze derselben ritterliche Verbrüderungen, nach dem Muster der Mönchsregel.

[1] Tit. III, 56. Pfälzer Handschrift Bl. 20 b: Der mess ze hohem werde dar an der cristen sæld[e] lit die maiste. Es war gebräuchlich, die Hostie in einem Gefäß zu verwahren, das die Gestalt einer Taube hatte. Curiosit. B. III, S. 257—9.

[2] Vgl. Manesse II, S. 219 a: Der gotes tempel here u. s. w. Aretin, Beiträge IX, S. 1138.

[3] Raynouard, Choix B. IV, S. 89: E ja no 'l cal tondre ni raire u. s. w.

die sich, für so frommen Zweck, dem kriegerischen Berufe fügen muste. Das Schwert schien nicht mehr unverträglich mit dem Ordenskleid, ein geistliches Ritterthum war begründet. Die geachtetste und mächtigste dieser Brüderschaften war die Ritterschaft vom Tempel des Herrn zu Jerusalem, der Templerorden.

Man hat zwischen den Pflegern des Grals, Templeisen, und den Tempelherren einen unverkennbaren Zusammenhang gefunden.[1] Der Gral soll das Symbol einer Geheimlehre der Templer, der Tempel im Titurel ein Bild der Kirchen dieses Ordens, der ganze Titurel ein Gedicht von templerischer Bedeutung sein.[2]

Das Leben der Templeisen ist nun wirklich der Verfassung geistlicher Orden nachgebildet. Im Parcival werden jene ausdrücklich eine ritterliche Brüderschaft genannt; der Gral giebt ihnen reiche Pfründe (V. 14040 f.). Aus demselben Gedichte werden wir späterhin andre, bisher noch unbeachtete Beziehungen nachweisen. Vom Tempel des Titurel führt ein Kreuzgang zum Dorment der Brüder; zwo Glocken läuten ihnen zur Kirche und zum Convent, zum Tisch und zum Kampfe; ehelos, leben sie der Verehrung und Beschirmung ihres Heiligthums. Auf den Templerorden insbesondre deutet der Tempel selbst und der Name Templeisen, der auch im Gedichte von Herzog Ernst (V. 5112. 5097) den Tempelherren zu Jerusalem gegeben wird.

Diese Beziehungen sind jedoch nicht so erheblich, daß sie berechtigten, die Dichtungen vom Gral ihrem Grunde nach für eine Verherrlichung des Templerordens zu erklären. Die Ähnlichkeit ist so wenig durchgreifend, daß vielmehr die Verschiedenheit in wesentlichen Stücken vor Augen liegt. Man kann davon absehen, daß nirgends, selbst in den vielen betrachtenden Stellen dieser Gedichte, eine bestimmte Hinweisung sich findet; das Geheimnis könnte ja absichtlich verschleiert, der ursprüngliche Sinn verloren, eine willkürliche Deutung, wie bei den spätern Bearbeitern des Titurel manche vorkommt, dafür eingetreten sein. Aber schon ursprünglich besteht zwischen dem Tempel zu Jerusalem und den Tempelrittern nur eine zufällige Verbindung, keineswegs eine innere, wie zwischen dem Tempel des Grals und seinen Hütern. Jener berühmte Orden nannte sich nach dem Tempel, den man an [illegible] Stelle

[1] Büsching, Museum I, S. 507, Note 22.
[2] Mysterium Baphometis revelatum S. 24. 32. 117, [illegible]

des salomonischen setzte, weil den Ordensstiftern in der Nähe dieses Tempels ihre Wohnung eingeräumt war[1], zu dem sie aber sonst in keinerlei kirchlichem Verhältnis standen. Ihres Gottesdiensts warteten sie, bis sie ein eigenes Bethaus erhielten, in der Kirche des heiligen Grabes.[2] Auch ein Heilthum, das dem Gral entspräche, ist von den Templern nicht bekannt, man finde denn diese christliche Reliquie in jenem bärtigen Götzenhaupte wieder, das sie, nach der Anklage bei ihrer Vertilgung, angebetet und von dem sie geglaubt haben sollen, daß es dem Orden seinen Reichthum schaffe, daß es die Erde keimen und die Bäume blühen mache.[3] Am wenigsten aber past auf den Templerorden der Umstand, welcher doch zu den Grundzügen der Dichtung gehört, daß die Könige vom Gral sich vermählen, daß um sie ein herrliches Geschlecht von Söhnen und Töchtern erblüht, die in alle Reiche der Erde segensreich sich verbreiten. Wenn der Orden des Tempels auch verehlichte Brüder duldete, so waren diese nur ein Anhang desselben, der Beerbung halber, und durften gar nicht im Ordenshause wohnen.[4]

Die Ordensregel der Templeisen im Gedichte hat nach meiner Ansicht keinen geschichtlichen Bezug, sie ist ein Theil der sinnbildlichen Darstellung und bezeichnet das reine Leben in jenem geistigen Tempel. Vielfach beschäftigt unsre alten Dichter die Frage, wie der Welt Lob und der Seele Heil zugleich zu gewinnen sei;[5] wie Reichthum, weltliche Ehre und Gottes Huld in Einen Schrein kommen mögen.[6] Der Ritter will süßen Frauen dienen, schöner Rosse, guten Gewandes, schmucker Helmzier sich freuen, des Schildes Ehre werben, und doch sein ewig Theil nicht verscherzen.[7] Diese Aufgabe lösen die Dichtungen vom Gral. Der Schluß des Parcival sagt es deutlich: „Wes Leben sich so verendet, daß Gott nicht wird gepfändet (beraubt) der Seele um des Leibes Schuld, und der doch der Welt Huld behalten kann mit Würdigkeit, das ist eine nütze Arbeit.“[8]

[1] Wilken II, S. 547.
[2] Münter, Statutenbuch S. 1.
[3] Grouvelle, Memoir. S. 345 f.
[4] Münter, Statutenbuch S. 113.
[5] Die oben angeführte Stelle Hartmanns von Aue, Manesse I, S. 180a, 7.
[6] Walther von der Vogelweide, Manesse I, S. 102a, 2. Vgl. II, S. 235a, 4.
[7] Ulrich von Lichtenstein, Frauendienst S. 281 f. Parcival 14081.
[8] Parc. 24732 ff. Vgl. die oben angeführte Stelle des Parc. 14081—5. Tit. Pfälzer Hds. 141 (VI. 4) Bl. 35a. Bl. 83a. Druck: Cap. 26, Str. 166—70.

Hoch und herrlich erhebt sich der Tempel Titurels, die christliche Kirche. In ihr bewahrt ist das Sinnbild ihrer höchsten seligsten Geheimnisse, der Gral. Er giebt seinen treuen Pflegern die Fülle himmlischer und irdischer Segnungen. In reiner Jugend, in keuscher Minne, im Kampfe für das Heiligste leben sie dahin, bis der Engel lichtes Gewand sie umkleidet. Der Sinn des Ganzen: ritterlich Leben in der Weihe des Christenglaubens.

Das ist das Wesen der Poesie, daß die Bilder, die sie dem Gedanken oder dem dunkleren Gefühle leiht, zu selbstständigem Leben gedeihen. Sie wachsen fort im Laufe der Zeit, sie gestalten sich mit dieser, sie mischen sich in den Reigen andrer Fabeln und Gebilde. So sind die Sinnbilder, von denen wir gehandelt, zu einer vollständigen Geschichte erwachsen und haben sich vielfach mit fremden Sagenkreisen verwoben. Aber die schwebende Haltung, der durchsichtige Glanz der Gestalten zeigt noch immer den sinnbildlichen Ursprung. Jene ursprünglichen Gedanken verlangten ihrer Natur nach keine zu feste Verkörperung. Wo sie den Heldenkreis berühren, welcher dazumal der beliebteste war, fallen sie mehr wie ein himmlisches Licht herein, das die irdischen Gestalten überglänzt und vergeistigt.

Unter welchen Verhältnissen die geistlichen Grundgedanken sich zuerst in der Dichtung ausgesprochen, durch welche Anlässe sie sich örtlich angeheftet, ist auf geschichtlichem Wege, so lange nicht neue Quellen sich erschließen, nicht weiter auszumitteln. Schon die welschen Darstellungen, daraus die Deutschen geschöpft, waren unzweifelhaft von der Art, daß bis zu ihnen die Dichtung eine weite Bahn durchlaufen hatte, daß vielfache Mischung vorgegangen war und daß den Erzählern selbst die Bedeutung sich verdunkelt hatte. Nur im Allgemeinen haben wir jene zweierlei örtlichen Gestaltungen zu unterscheiden vermocht, die eine in Spanien und dem westlichen Frankreich, die andre in Britannien und Nordfrankreich. Beide treffen in den deutschen Dichtwerken zusammen.

Für Geschichte und Litteratur, Deutung und Erläuterung dieses Sagenkreises sind anzuführen:

Büsching, der h. Gral und seine Hüter, im Museum für altdeutsche Litteratur und Kunst B. I, Berlin 1810, S. 491 ff.

Görres, Einleitung zu seiner Ausgabe des Lohengrin, Heidelberg 1813.

Über den Dichtungskreis des h. Grales:

F. W. V. Schmidt, über die Romane von der Tafelrunde und dem h. Graal, in der schon angeführten Recension von Dunlops history of fiction, Wiener Jahrbücher der Litteratur B. 29, 1825, S. 71 ff.

K. Rosenkranz, über den Titurel und Dantes Komödie u. s. w. Halle und Leipzig 1829.

Lachmanns Recension dieser Schrift in der Hallischen Litteraturzeitung 1829, Nr. 238, S. 619 ff., worin vorzüglich über Wolframs von Eschenbach Verhältnis zum Titurel und zu diesem Dichtungskreise überhaupt wesentliche Berichtigungen und genaue Bestimmungen gegeben werden.

Rosenkranz hat hierauf in seiner Geschichte der deutschen Poesie im Mittelalter, Halle 1830, S. VI ff. 261 ff. sich über diesen Gegenstand weiter verbreitet.

Leo, Lehrbuch der Geschichte des Mittelalters, Halle 1830, giebt an mehreren Stellen geschichtliche Beziehungen dieser Sage zu der alten brittischen Kirche, zu den Priscillianisten und Paterinern, den Templern und den Baubrüderschaften.

Andre Schriften, in denen die Sage mehr nur in einzelnen Puncten berührt ist, werde ich je an vorkommender Stelle anführen.

Was nun zuerst die Erklärung des Wortes Gral anbelangt, so sind in Roquefort, Glossaire de la langue romane, B. I, Paris 1808, S. 702 ff. s. v. graal, die Stellen altfranzösischer Werke, worin das Wort graal, gréal, gebraucht wird, am vollständigsten gesammelt. Zu verwundern ist, daß der gelehrte Val. Schmidt in der angeführten Recension S. 73 noch jener ältern Erklärung beifallen mag, die er selbst in folgenden Worten angiebt:

„Uns scheint die gewöhnliche Ableitung des Wortes sainct graal (san gréal) von sanguis regalis, sang real, sang royal immer noch die richtige, hergenommen von dem munus regium des Heilands. Denn offenbar ist doch nicht die Jaspis-Schüssel, das Gefäß, die Hauptsache, sondern das darin enthaltene versöhnende Blut.“

Eine von Roquefort aus den Assisen von Jerusalem (den Satzungen des Lehenstaates Jerusalem) ch. 289 ausgehobene Stelle zeigt klar, daß das Wort gréal, ohne alle Beziehung auf das heilige Gefäß, ganz allgemein in der Bedeutung von Schüssel, Tafelgeschirr, gebraucht wurde. Es wird dort bestimmt, daß an festlichen Tagen, an welchen der Seneschall, der erste Reichsbeamte, die Tafel des Königs zu besorgen hatte, ihm alle die Schüsseln und Grale (toutes les escueles et les gréaus, Plural von gréal), worin er den König mit dem ersten Gerichte

bedient, angehören sollten, gefüllt mit demselben Fleische, wie es dem König selbst vorgesetzt worden (Wilken I, Beil. S. 27, N. 4).

Ich habe aber auch noch eine andre, viel ältere und bisher unbenützte Beweisstelle gefunden. In J. G. Eccard, Veterum monumentorum quaternio, Leipzig 1720, S. 38 ist ein Testamentum Everardi Comitis (Tarvisiani) ann. Chr. 873 abgedruckt und darin kommt folgende Verordnung vor:

Tertius Adalardus volumus ut habeat spatas duas, una cum hilcis eburneis et aureis, facilum simile et balteos aureos duos cum gemmis, vas ad bibendum marmoreum unum, cum argento et auro paratum. Garalem argenteum unum, ciphum argenteum unum, pallia duo, garales argenteos cum binis cochlearibus duos u. s. w.

Diese Zusammenstellung der Garale mit den Löffeln zeigt, daß es Eßgeschirre waren. Roqueforts Ableitung des Wortes graal von crater, cratera hat ohnehin wenig für sich. Die Verbindung, in welcher das Wort garalis in der angeführten Urkunde des 9ten Jahrhunderts schon mit andern Wörtern germanischen Stammes steht, läßt auch bei ihm einen solchen Ursprung muthmaßen. Kar (bei Ulfila kas) heißt in der ältern deutschen Sprache, wie noch in der dänischen, Gefäß, Geschirr (vgl. Schmeller, bayerisches Wörterbuch, B. II, 1828, S. 320 f. das Kar).

Zur Erklärung der Sage selbst scheint der erste Schritt zu sein, daß auf die Quellen der deutschen Gedichte zurückgegangen werde. Im Parcival und im Titurel, den Hauptwerken, wird auf welsche Vorarbeiten hingewiesen. Wolfram nennt am Schlusse des Parcivals zween welsche Bearbeiter dieser Abenteure, den Meister Christian von Troyes und den Provenzalen Kyot. Letzterer wird an Zuverlässigkeit dem erstern vorgezogen:

„Ob von Troys Meister Christian diesem Mähre hat unrecht gethan, das mag wohl zürnen Kyot, der uns die rechten Mähre entbot; von Provenz in deutsche Land die rechten Mähre uns sind gesandt.“ [1]

Über die Quellen dieses Kyot, der auch sonst als Gewährsmann angeführt und der Provenzal genannt wird, ist ausführlichere Nachricht gegeben: Kyot, der wohlbekannte Meister, habe zu Dolet (Toledo) diese

[1] Parcival 24718—31. 12423—36. 12856. 13513—95. 23201. 24068.

Abenteure in heidnischer Schrift gefunden und mit Hülfe der Nigromanzie entziffert, wie sie von dem sternkundigen Heiden Flegetanis, nach dem, was er im Gestirne vom Gral ersehen, niedergeschrieben worden sei. Darauf habe Kyot in lateinischen Büchern nach einem Volke gesucht, das der Pflege des Grales würdig gewesen sein möchte. Er habe die Chroniken der Lande Britannien, Frankreich und Irland gelesen und endlich zu Anjou die rechte Mähre von Titurel und seinem Geschlechte gefunden [Parcival 453—455 Lachmann. H.].

Man hat nach diesen Stellen, mit denen die Hinweisungen im Titurel übereinstimmen, bisher angenommen, daß Wolfram ein provenzalisches Gedicht des Meisters Kyot vor sich gehabt habe. Gegen diese Annahme hat sich Lachmann mit Recht erklärt. Kyot erscheint, zusammt seinem heidnischen Vorgänger Flegetanis, im fabelhaften Lichte der Darstellung eines altfranzösischen Gedichts. Ein solches, nicht ein provenzalisches, war Wolframs unmittelbare Quelle. Das sagt dieser selbst ausdrücklich (Vers 12431).

Dem gemäß haben auch die fremden Namen, die vielen welschen Wörter und Ausdrücke, die im deutschen Gedichte vorkommen, durchaus nordfranzösische, nicht provenzalische Sprachform.

Diese altfranzösische Quelle des Parcivals und Titurels ist bis jetzt nicht aufgefunden. Aber möglich ist, daß sie unter den alten Gedichten von Parcival und dem Gral, welche in den Handschriftenverzeichnissen französischer Bibliotheken vorkommen, noch einst entdeckt werde.

Wirklich vorhanden aber ist das altfranzösische Gedicht des Chrestian von Troyes, den wir sonst schon als Quelle deutscher Rittergedichte kennen gelernt haben, den aber Wolfram für seinen Gegenstand als einen unsichern Gewährsmann bezeichnet. Nach den Notizen der französischen Litteratoren über den Parcival des Chrestien de Troyes hat dieser sein Gedicht nicht selbst vollendet, sondern es ist durch Gautier de Denet und nachher durch Manessier zum Ende geführt worden (Roquefort de l'état u. s. w. S. 194, Anm. 1).[1] Ein Auszug desselben in der Histoire littéraire de la France B. XV und eine, zwar unvollständige, Handschrift in einem Pergamentcodex der Bibliothek zu Bern, welche

[1] [Vgl. mein Buch über Crestien von Troies S. 195—219. H.]

ich näher kennen gelernt habe, lassen erkennen, daß wirklich nicht dieses Gedicht den vorgenannten deutschen zu Grunde liegt, ob es gleich später hin eine besondre deutsche Bearbeitung erfahren hat, von der ich nachher reden werde. Die besondern Abenteuer Parcivals nehmen zwar theilweise auf beiden Seiten den gleichen Gang, aber auch die Abweichungen sind bedeutend. Vom Titurel aber, vom großen Tempel des Grals, von Schionatulander und Sigunen enthält das französische Gedicht, so weit wir ersehen können, gar nichts. Überhaupt aber führt es uns nicht tiefer auf den Grund der Sage. [Vgl. Pfeiffers Germania 1, S. 125 f. 3, S. 81 ff. P.]

Außerdem giebt es einen altfranzösischen Prosaroman vom heiligen Gral. Er ist gedruckt, zu Paris 1516 und 1523. Von diesen überaus seltenen Ausgaben befindet sich die letztere, von 1523, auf der öffentlichen Bibliothek zu Stuttgart. Der Titel lautet:

C'est l'hystoire du sainct Greaal. Qui est le premier liure de la table ronde. Lequel traicte de plusieurs matieres recreatiues. Ensemble la queste du dict sainct Greaal. Faicte par Lancelot, Galaad, Boors, et Perceual. Qui est le dernier liure de la table ronde.

Es ergiebt sich hieraus, daß in diesem Buche aus den prosaischen Romanen von den Tafelrunderittern, Lancelot, Perceval und Andern, welche gleichfalls handschriftlich oder in alten Drucken noch vorhanden sind, oder aus einem derselben insbesondre Dasjenige zusammengefaßt ist, was den heiligen Gral und dessen Aufsuchung eigens betraf.

Der Verfasser erklärt zum Eingang, er sei ein Priester und habe im Jahre 717 sich durch göttliche Eingebung veranlaßt gefunden, dieß Werk zu schreiben. Er beginnt mit den Nachrichten vom Begräbnis Christi und dem, was Joseph von Arimathia dabei geleistet. Zwei und vierzig Jahre sitzt Joseph in einem dunkeln Kerker, wo Kaiphas ihn verhungern lassen will. Ihn nährt und stärkt geistlich und leiblich der Gral, welchen ihm der Herr selbst bei seiner Auferstehung gereicht. Nach dieser Gefangenschaft wird ihm die apostolische Sendung zur Bekehrung der Heiden, wobei ihm erlaubt ist, täglich einmal das Heilthum zu enthüllen. In dem von ihm bekehrten Britannien errichtet sein Sohn, der Bischof Joseph, eine Tafel des Grals mit einem leeren Platze, welcher für Galaad, den Abkömmling von einem andern Sohne Josephs, aufbewahrt bleibt. Zur Zeit des Königs Artus wird dieser

Galaad, ein Sohn Lancelots vom See, geboren. Auch Artus hat eine runde Tafel nach dem Vorbilde jener ursprünglichen errichtet, aber ihr fehlt der heilige Gral selbst, welcher am Hofe des Fischerkönigs aufbewahrt wird. Die Wunder und Heilungen, welche der Gral verrichtet, die Thaten Lancelots, Galaads, Percevals und Boorts, um ihn zu erringen, füllen den zweiten Theil des Buchs, von der Aufsuchung des Grals.

Der genauere Zusammenhang des Grals mit der Tafelrunde, wie ihn dieser Roman darstellt, ist unsern deutschen Gedichten fremd. Dagegen fehlen dort wieder Titurel mit seinem Geschlechte und der Tempel mit seinen Hütern; und die Verflechtung der Gralssage mit den bunten Abenteuern der Ritter von der Tafelrunde verdunkelt ihre ursprüngliche Bedeutung.

Im Ganzen führt die Vergleichung der deutschen Dichtungen, welchen das uns nicht mehr zugängliche welsche Gedicht zu Grunde liegt, mit den eben erwähnten altfranzösischen Werken darauf, zweierlei örtliche Anknüpfungen und Entwicklungen der Fabel zu unterscheiden, die eine in Britannien und Nordfrankreich, die in den Dichtungen von der Tafelrunde zu Tage tritt, die andre in Spanien und dem westlichen Frankreich, die in den deutschen Gedichten sich erhalten hat, obgleich diesen auch die andre Seite nicht fremd ist. Der auserwählte Ritter Parcival ist Vermittler zwischen beiden.

Führt uns hiernach der geschichtliche Blick nach außen auf die altfranzösische Poesie, so weit er für jetzt möglich ist, nicht auf die tieferen Quellen der Sage, wie sie in den deutschen Darstellungen vorliegt, so sehen wir uns darauf hingewiesen, daß wir sie mehr nach innen zu ergründen suchen.

Soll aber die Erklärung genügend sein, so muß sie das Ganze in einem innerlichen Zusammenhange begreiflich machen; und in dieser Hinsicht erscheinen mir manche der bisherigen Erklärungen, deren ich nachher erwähnen werde, zu vereinzelt, indem sie bald vorzugsweise mit dem Heilthum des Grals, bald wieder mit dem Tempel sich beschäftigten, ohne Beides in eine organische Verbindung zu bringen.

Ich habe die Erklärung der Sage vom heiligen Grale versucht. Es bleibt mir übrig, nun auch anzuführen, was von andrer Seite zu diesem Zwecke Erheblicheres beigebracht worden ist.

Ich übergehe diejenigen Hinweisungen, welche in das weiteste

Gebiet der Sagen und Mythen hinausgreifen und mittelst welcher jedes Heilthum bei verschiedenen Völkern hieher bezogen werden kann, das, nach Art des Grales, unerschöpflich auch irdische Fülle spendet, z. B. der Sonnentisch der Äthiopen (Herodot B. 3, C. 18), der Becher des Dschemschid bei den Persern u. dgl. Unsre Erörterung soll sich auf diejenigen mythischen und geschichtlichen Anknüpfungen beschränken, welche, wenn sie sich begründet erwiesen, unmittelbar die Entstehung oder Ausbildung der Sagen vom heiligen Gral erklären würden.

1. Wir haben gesehen, wie genau in der brittischen Darstellung die Fabel vom Gral mit der von der Tafelrunde zusammenhängt. Joseph von Arimathia, der legendenhafte Apostel Britanniens, bringt die Abendmahlsschüssel dahin. Für sie wird eine Tafel gestiftet, welche offenbar derjenigen entsprechen soll, um welche Christus mit seinen Jüngern beim heiligen Mahle gesessen. König Artus erneuert diese Tafel, aber das Heilthum selbst ist abhanden gekommen und die Genossen der Tafel ziehen aus, es wiederzuerlangen. Nun ist uns Artus als ein Sagenheld der altbrittischen Mythe bekannt geworden und es fragt sich sehr natürlich, ob nicht in dieser schon seine Tafelrunde begründet und nur späterhin christlich umgewandelt sei. Nach Mone, Geschichte des Heidenthums im nördlichen Europa, Theil II, Leipzig 1823, S. 457. 542 ist der Gral in Britannien nichts anders als das verchristlichte Waschbecken der Göttin Ceridwen. Allein sowie Mone selbst (II, S. 520 f.) die Mythe von diesem Becken oder Kessel beibringt, in welchem Ceridwen drei gesegnete Tropfen aussott, die ihrem ungestalten Sohne wunderbare Gaben des Geistes verschaffen sollten, aber von dem Hüter des Kessels weggeschlürft wurden, ist die Ähnlichkeit mit dem Gral eine höchst entfernte, zu der Tafelrunde des Artus aber gar keine Beziehung vorhanden. **Näher kommt es den Vorstellungen vom Gral,** wenn Roberts in seinen cambrischen (wallisischen) Volksalterthümern (The Cambrian popular antiquities u. s. w. London 1815, woraus Büsching in den Wiener Jahrbüchern der Litteratur Band 5, 1819, S. 35 ff. Auszüge gegeben hat) unter den 13 brittischen Merkwürdigkeiten, welche der kaledonische Merlin mit sich genommen, als er aus Furcht vor den Sachsen in einem Schiffe von Glas auf eine Insel entrann, folgende aufzählt: den Korb des Gwyddno; Speise für Einen, in diesen Korb gesetzt, war Speise für Hundert; sodann: den Tisch und

die Schüssel von Rhydderch (einem König, an dessen Hofe sich Merlin gezwungener Weise aufgehalten, Ellis, Specimens I, S. 77), worauf jedes gewünschte Essen erschien. Büsching bemerkt hiebei die Übereinstimmung der Eigenschaft dieser Schüssel mit der des Grals. Merlin (die verschiedenen Merline sind doch wohl dieselbe mythische Person) veranlaßte aber auch den König Uther, Arthurs Vater, die runde Tafel zu stiften, welche erst vollzählig werden sollte, wenn das Wunder des Grals erfüllt wäre (Altenglischer metrischer Roman von Merlin, im Auszuge bei Ellis, Specimens of early english metrical romances Vol. I, sec. ed. London 1811, S. 249 fg.). So ständen also dem christlichen Heilthum entsprechende brittisch-heidnische, der Tafelstiftung durch Josephus die durch den einheimischen Merlin gegenüber. Daraus würde jedoch keineswegs folgen, daß die christliche Gralsage in der brittischen Mythe ihren ersten Anlaß gehabt habe, denn sie kann eben so wohl nur die entsprechenden heidnischen Symbole ergriffen und sich angeeignet haben. In keinem Fall aber reicht diese brittische Gralstafel zur Erklärung der deutschen Dichtwerke aus; in diesen erscheint zwar Artus mit den Rittern seiner Tafelrunde und Parcival ist auch hier unter die Zahl derselben aufgenommen. Aber dem Gral, seinem Tempel und seiner Ritterschaft ist zu der Tafelrunde keine Beziehung gegeben, als die des entschiedenen Gegensatzes zwischen dem geweihten Ritterthum auf der einen und dem weltlichen Treiben, welches in Gawein seinen vorzüglichen Vertreter hat, auf der andern Seite.

2. In den Dichtungen vom heiligen Gral hat man ferner die Spuren akatholischer Geheimlehren zu entdecken geglaubt. Nachdem Joseph von Hammer in einer weiterhin zu besprechenden Abhandlung dieses in Anregung gebracht, hat neuerlich H. Leo an mehreren Stellen seines Lehrbuchs der Geschichte des Mittelalters mehr Winke, als Ausführungen darüber gegeben.

Bei Erwähnung der Nichtanerkennung des römischen Primats durch die Völker keltischer Zunge in den westlichen Theilen Englands und Frankreichs, sowie in Schottland und Irland, werden in Beziehung auf die altbrittische Kirche in einer Note folgende Momente zusammengestellt:

„Bischöfe verheirathet; der würdigste Geistliche der Provinz Metropolitan: Passahfeier abweichend vom römischen Gebrauch. Columbas Culdeer-Orden (gegen Ende des 6ten Jahrhunderts), sich anschließend an älteres Druidisches. Abgeschlossenheit, durch Sprache und durch Nationalfeindschaft gegen die Nachbarn.

begünstigt die unveränderte Erhaltung alter Institute und mit ihnen zusammenhängender Traditionen. Phantastischer Schwung durch die Freiheits- und Religionskriege gegen die heidnischen Angelsachsen. König Artus. — Das Andenken an die kirchliche Verschiedenheit in urkundlichen Schriften von der katholischen Kirche später so viel möglich unterdrückt; untergeschobene Schriften und Urkunden. In der Form geheimer Gesellschaften und in der christlichen ritterlichen Heldensage erhalten sich Reste jener Institute und Traditionen." S. 76, vgl. S. 99.

Für Spanien und Frankreich wird dann die gnostische Lehre des Basilides (nach welcher u. A. der Tempel zu Jerusalem das Bild der Welt als eines Tempels Gottes) und die sich ihr anschließende des Priscillian aphoristisch bezeichnet und damit die Vorstellungen vom Gral und dessen Tempel auf folgende Weise in Verbindung gesetzt:

„Die Kirche, als vom Staate gesetztes Institut, verfuhr verfolgend gegen die Priscillianisten; daher ward dieser Gnosticismus völlige Geheimlehre: iura, periura, secretum prodere noli. Zuletzt öffentlich die Rede von Priscillianisten im Jahre 561. Ihr Hauptsitz in Galicien, ihre Verbreitung über das südliche und westliche Frankreich und über Spanien. Ihr Gottesdienst geheim — in verborgenen Gemächern und auf Bergen. Weiber haben in der Kirche eine höhere Stellung, als der Katholicismus zugesteht. Fleischessen untersagt; die Ehe besser nicht vorhanden. Die Ostermahlzeit Christi scheint in den apokryphischen Büchern der Priscillianisten eine Hauptrolle zu spielen.

Die gnostischen Ketzer des südlichen Frankreichs seit dem 11ten Jahrhundert schließen sich ihrer ganzen Erscheinung nach an diese Lehre an. Die Gedichte des heiligen Grales. Der Gral selbst ein Symbol des ἄρχων. Der Tempel auf dem Berge zu Montsalvatsch in Galicien geographischer Mittelpunct; außer dem Orient sind es die spanischen, süd- und westfranzösischen Landschaften, welche die Sage vom Gral besonders berührt. Der Tempel zu Montsalvatsch Nachbild des Tempels von Jerusalem und ein Bild der Welt. Zahlenmystik: mystische Naturkunde. Die Patriarchen haben eine hohe Stellung. Die Hierarchie des Tempels nirgends getrübt durch eine Einmischung der Hierarchie von Rom. Die Templeisen sind Auserwählte, sie sind Priester; ihr Leben ein Kampf der göttlichen Natur in ihnen mit den niederen Einflüssen; jede Sünde wird durch Leiden gestraft. Weiber haben in der Versammlung der Templeisen eine hohe Stelle. Doch nur die oberste königliche Familie und die ausgesandten Herrscher werden verheirathet. Die Ostermahlzeit und das Leiden Christi wichtig für die Heiligung des Grales, der jedoch schon vorher von hoher Kraft war.

Gnostische Ansichten dieser Art (der Teufel selbstständig, also gewissermaßen vergöttert; Christus nicht wahrer Gottmensch; der Tempel) scheinen der Ketzerei

der Tempelherren zu Grunde zu liegen. Beide von der römischen Hierarchie verfolgte Richtungen, die altbrittische (sich in den Bauhütten mehr deistisch ausbildend) sowohl als die geistig-tiefere galicische der Templeisen, begegnen sich in der Dichtung; Artus und seine Ritter suchen den Gral, welchen die Templeisen haben. Die ursprünglichen Quellen der durch Übersetzung und spätere Auffassungsweise manigfach getrübten Gedichte vom heiligen Gral wahrscheinlich von den Geistlichen der römischen Kirche unterdrückt.“ S. 78—80.

Über die Secte der Pateriner wird weiterhin gesagt:

„Die Anfänge der sogenannten Pateriner (Katharer, Gazarer, Ketzer) fallen in den Anfang des 11ten Jahrhunderts. Ihre Meinungen, so weit dieselben aus den Berichten ihrer späteren Verfolger klar werden, schließen sich an die früheren manichäisch-gnostischen der Priscillianisten an; der Name, welcher ihnen gegeben wird, bezeichnet sie als Templeisen, als Theilnehmer jener geheimen Gemeinde des Grales (patera, der Gral; paterinus, ein Hüter des Grales).“ S. 158, vgl. S. 160 f. N.

So scheinbar nun diese Ähnlichkeit der einzelnen Momente häretischer Lehren mit denen der Gedichte vom Gral sich für den ersten Anblick darstellen mag, so kann ich mich doch von einem wirklichen Zusammenhange nicht überzeugen, so lange nicht, mehr als aphoristisch andeutend, auf der einen Seite die einzelnen Lehrmomente, und zwar auch diejenigen, welche keine Ähnlichkeit darbieten, zu einem in sich verbundenen Ganzen zusammengefaßt und ebenso auf der andern Seite die Sinnbilder der Gedichte zu einem lebendigen Organismus verknüpft sind, und alsdann die volle Lehre in der ganzen Sage einleuchtend ihren Widerschein findet.

Die Nichtbeiziehung der römisch-hierarchischen Formen darf uns nicht befremden, wo es sich überhaupt nicht von äußerer Kirchenverfassung, sondern von vorn herein lediglich von einer geistigen Kirche und der Symbolisierung ihrer beseligenden Geheimnisse handelt. Das Hauptsymbol aber, der Tempel, ist nicht jenen häretischen Lehren ausschließlich eigen, sondern nur etwa von ihnen eigenthümlich angewendet und hervorgehoben, im Übrigen aber der gesammten Christenheit gemeinsam, wie wir denn auch schon in den kanonischen Schriften des neuen Testaments den Gebrauch desselben nachgewiesen haben.

3. Der Zusammenhang zwischen den Templeisen des Grals und dem Templerorden, wovon früher im Allgemeinen die Rede war, ist, nachdem zuvor schon Büsching (Museum I, S. 507, N. 22) und Görres

(Lohengrin S. XLV) darauf aufmerksam gemacht hat, besonders durch Joseph von Hammer in seiner Abhandlung „Mysterium Baphometis revelatum“ u. s. w. (Fundgruben des Orients B. 6, Wien 1818, S. 3 ff.) geltend gemacht worden.

Diese Abhandlung, welche bestimmt war, die Templer der gnostischen, und zwar ophitischen Apostasie, des Bilderdienstes und der schändlichsten Laster vorzüglich durch ihre eigenen Baudenkmäler zu überweisen, hat, gewiss nicht mit Unrecht, vielfachen Widerspruch erfahren. (Vgl. Wilcke, Geschichte des Tempelherrnordens B. 2, Beil. 22, S. 290 ff.)

Hier gehen uns aus ihr hauptsächlich folgende Behauptungen an:

S. 24: Nihil dubii superest, celeberrimum illum medii ævi craterem sub nomine sancti graal notum nihil aliud, quam symbolum communitatis templariæ ac sapientiæ gnosticæ significasse. Huic assertioni tota fabula, sub nomine Titurel nota, auxiliatur. [1]

Sodann S. 88, Note 33:

Totum poema τῦ Titurel nihil aliud quam allegoriam societatis et doctrinæ Templariorum esse nil ambigendum, cum ipsi equites „die Templeise“ prædicentur, et omnes descriptiones etiam templi — dispositioni ac sculpturis ecclesiarum templicarum consonent.

Aber die Belege, welche für diese Behauptungen beigebracht werden, zeigen, daß der gelehrte Orientalist weder diesem Sagenkreise überhaupt, noch dem altdeutschen Gedicht und dessen Sprache insbesondre ein genaueres Studium gewidmet hat.

Wie überall, findet der Verfasser auch im Tempel des deutschen Titurel die gnostische μήτη. Es heißt in der Beschreibung desselben Bl. 18:

Aller zierde wunder
trugent die altare;
auf yeglichem besunder
werent keffzen bilde kostebare [2] u. s. w.

Weil nun dieses keffe oder kefse durchaus keinen Sinn gebe und er in einer Handschrift statt dessen Vette oder Mette lese, so sind ihm

[1] Der Gral ist übrigens kein crater, sondern eine patera.

[2] Heidelberger Handschrift 141: warn kefse vnd bilde kostbar. Hammer liest: keffe taveln bild kostbare und zwar: in exemplari impresso C. R. Bibliothecæ.

dieß: Metis tabulæ (S. 24. 88). Allein kefse, Reliquienschrein, ist ein den altdeutschen Gedichten, besonders denen dieses Kreises, ganz gangbares Wort, und selbst wenn mette richtig gelesen ist, sind wir doch noch weit von der gnostischen Mete.

So stellt der Verfasser auch den Satz auf S. 53:

Hic addemus et Templarios, sicut Gnosticos se ipsos pro diis habuisse, cujus rei nullum luculentius testimonium afferre possumus, quam locum ex Titurel, ubi perfectus Templarius ipse deus, nimirum „Tempelgott", nuncupatur.

Sieht man sich aber nach diesem Tempelgott in der vom Verfasser selbst angeführten Stelle um, so heißt es S. 88:

> Swer danne got selb enpfahet (d. h. wenn er vom Grale gespeist wird),
> der ist ein tempel, got vil hoch gepriset;

oder nach der Heidelberger Handschrift 141 Bl. 30 a:

> Swer dann got selb enpfahet
> ze reht, der ist ain tempel, got gepriset;

im Druck V. 14 f. 28:

> Wer in selb zû reht enpfaht,
> der wirt nach wunsch gar ewiglich gepreiset.

Auch H. Leo nimmt nicht sowohl einen Zusammenhang der Ketzerei der Templer mit gnostischen Geheimlehren (S. 80, 2), als eine ursprünglich templerische Bedeutung der Dichtungen vom Gral an. Er sagt:

„Die ältesten und die ganze Erscheinung am reinsten darstellenden französischen Gedichte von den Templeisen und dem h. Grale sind sicher wegen ihrer unkirchlichen Haltung von den Verfolgern der ketzerischen Mystik im südlichen Frankreich vernichtet worden. In Deutschland ward dieser Kreis symbolischer Legenden ein reicher Quell romantischer Dichtungen." S. 358.

Was verlorene Bücher enthielten, darüber läßt sich zwar nicht urtheilen. Daß aber die Gedichte, wie sie vorliegen, keine häretische Richtung offenbaren, wie sie denn auch vorzüglich das Sacrament der allgemeinen Kirche, das Messopfer, verherrlichen, ist bereits erörtert worden.

Gleichwohl bleibt die Frage, ob nicht, abgesehen von aller Geheimlehre, das Leben der Templeise, wie es in den Gedichten dargestellt ist, für eine poetische Auffassung der geschichtlich bekannten Institutionen des Templerordens anzuerkennen sei. Schon die Namen scheinen darauf

hinzuweisen und ich habe bereits bemerkt, daß im Gedichte von Herzog Ernst die Tempelherren zu Jerusalem Templeise genannt seien. Aber zur Pflege eines Heiligthums, das dem Tempel des Grals entspräche, waren die Ritter des Templerordens nie bestellt. Beim dürftigen Anfang desselben, im Jahr 1119, räumte König Balduin II von Jerusalem ihm widerruflich einen Theil seines Palastes zur Wohnung ein, welcher der Tempel Salomons genannt war, weil er auf dessen Stelle erbaut sein sollte. Ihres Gottesdienstes aber warteten sie, bis sie ein eigenes Bethaus erhielten, in der Kirche des heiligen Grabes, als der Hauptkirche von Jerusalem. Von jenem ersten Wohnsitze erhielt der Orden seinen Namen, und die Gebäude, in welchen Capitel gehalten wurden, hießen daher auch anderwärts Tempel (Wilcke I, S. 11 f. vgl. Wilken, Kreuzz. II, S. 547). Die Beschreibung, welche der heilige Bernhard in seiner Exhortatio ad milites c. 5 von dem Tempel Salomons, als dem Hause der Templer, macht, ist geradezu das Gegentheil von der prachtvollen Schilderung des Tempels vom Grale:

Est vero templum Hierosolymitanum, in quo pariter habitant, antiquo et famosissimo illi Salomonis impar quidem structura, sed non inferius gloria. Ornatur tamen hujus quoque facies templi, sed armis, non gemmis; et pro antiquis coronis aureis, circumpendentibus clypeis paries operitur; pro candelabris, thuribus atque aureolis, domus undique frenis, sellis ac lanceis communitur. Wilcke I, S. 11, N. 12.

Auch eine Reliquie, wie der Gral, ist bei den Templern nicht bekannt, man finde denn diesen in jenem bärtigen Götzenhaupte wieder, von welchem schon die Rede gewesen ist.[1] Allein was hat dieses mit der christlichen Hostie und ihrem Gefäße zu schaffen? Am wenigsten aber stimmt zu den Einrichtungen des Templerordens, wie ich bereits erwähnt habe, der zu den Grundzügen der Dichtung gehörende Umstand, daß die Könige vom Gral sich verehlichen und ihr gesegnetes Geschlecht in alle Reiche der Welt ausgeht.

Bei solchen Erwägungen schwindet die anfänglich so scheinbare Beziehung auf den Tempelherrnorden mehr und mehr, und was eine geschichtliche Grundlage zu sein schien, ist ein Theil der symbolischen Darstellung.

[1] [Vgl. oben S. 156. H.]

4. Endlich werden die Templeise noch mit den Baubrüderschaften des Mittelalters in Verbindung gebracht. Hierüber äußert wieder Leo:

„Im 13ten Jahrhundert erscheint die eigenthümliche gothische Baukunst völlig ausgebildet. Zu dieser Ausbildung wirkten besonders die Baubrüderschaften. Geschickte Werkleute waren nach Vertreibung der Dänen zu Anfange des 10ten Jahrhunderts aus Frankreich zu den Angelsachsen gerufen worden. Sie hielten sich in England abgeschlossen, bildeten Logen, in denen sie die Geheimnisse ihrer Kunst fortpflanzten. In einer geheimen Gesellschaft, bei der die Theorie durch Zeichen und Sprüche dem Gedächtnis behalten ward, mußte das symbolische Moment in der christlichen Baukunst wuchern. Die Kirche ward ein Bild der Welt, gleich dem Tempel Salomos, wie ihn die Legende kannte. Die Heimat der Gedichte von den Templeisen, Frankreich, war auch die ursprüngliche Heimat der Bauleute; und während sich ein Theil des Mysticismus des südlichen Frankreichs, aber zum Deismus ausartend, bei den Templern wiederfindet, scheint ein anderer, aber ebenfalls (durch eine gewisse versteckte, höhnende Opposition gegen den katholischen Clerus) zum Deismus hingetrieben, in den Baulogen fortgepflanzt worden zu sein. Doch mögen diese englischen Baulogen auch nicht ohne Berührung geblieben sein mit den bei den Walesern sich haltenden Resten des Culdeerordens, da es, wie das Kirchenbauen früher überhaupt eine vielfach von Mönchen geübte Kunst war, so besonders öfter bei altbrittischen Mönchen gefunden wird, daß sie sich auf den Kirchenbau verstehen.[1] Die Kirche, als Bild der Welt, stellte die Erde dar, auf welcher der Himmel ruht; die Säulen wurden zu Palmen, deren Laubwerk den Himmel berührt. Weinreben, Epheu, Rosen, Königskerzen u. s. w. als Verzierungen nicht ohne tieferen Sinn: Thiere, wie Pelikan, Pfau, Taube, Löwe, Lamm u. s. w., als entschiedene Symbole; Engel schweben vom Himmel nieder, und die heilige Geschichte, die ewige Geschichte der Menschheit, wird allenthalben dargestellt. — In dieser geistig verjüngten Welt waltete der lebendige Geist der Gemeinde in Gesang, Gebet und heiliger Handlung, so daß das Thun der Kirche zugleich ein Bild war der Vereinigung und Durchdringung des göttlichen Lebens mit dem Leben der Natur. Kurz vor dem zweiten Kreuzzuge erstreckten die Baugesellschaften ihren Einfluß von England aus auf die mit England in nähere Berührung gekommene Normandie vgl. Wilken, Geschichte der Kreuzzüge Th. III, Abth. I, S. 46, N.). Von der Normandie breiteten sie sich über Frankreich und Deutschland aus. Deutsche Bauleute waren dann auch in Italien thätig.“ S. 393 f.

Schon an einer frühern Stelle sagt der Verfasser:

[1] Zuvor schon S. 77 hat der Verfasser bemerkt: „An die altbrittische Kirche scheint sich die Geheimlehre der späteren Baulogen anzuschließen.“

„Durch die Steinmetzen und andre Bauleute, welche die Tempelherren unter ihren dienenden Brüdern hatten, mögen sie leicht auch mit den Bauhütten des Abendlandes eine nähere Verbindung gehabt haben.“ S. 364 f.

In den geschichtlichen Zusammenhängen, wie sie hier wieder nur angedeutet werden, finden wir mancherlei Kettenglieder verbunden: die Templeise der Dichtung mit den Rittern des Templerordens, wovon schon die Rede war, die Tempelritter durch ihre dienenden Brüder mit den französischen Bauhütten und diese mit den brittischen Culdeermönchen. Da nun zugleich diese verschiedenen Genossenschaften als in Geheimlehre und versteckten Richtungen befangen dargestellt werden, so können die bloßen Andeutungen keine Überzeugung gewähren, von der man sich historische Rechenschaft zu geben vermöchte.

Das Symbol des salomonischen Tempels ist, wie ich bereits bemerkt habe, ein so allgemeines, daß es in den verschiedensten Beziehungen wiederkehren kann, ohne daß man darum unter diesen einen innern Zusammenhang anzunehmen hätte.

Das letzte Glied, dessen Anknüpfung dort nur vorbereitet ist, wären die Freimaurerlogen. Über ihre Beziehung zu den Bauhütten werden nur Eingeweihte urtheilen können; was aber ihren längst behaupteten Zusammenhang mit den Templern betrifft, so erklärt sich dagegen Stieglitz in seiner Geschichte der Baukunst, Nürnberg 1827, S. 335, welche Leo bei dem, was er von den Baubrüderschaften sagt, benutzt und angeführt hat. Auch Wilcke, Geschichte des Tempelherrnordens II, S. 290 f. äußert in seiner Prüfung des Hammerischen Baphomets:

„Wie es sich mit jenen Büchern (einigen genannten Freimaurerschriften) und überhaupt mit öffentlichen geschichtlichen Bemerkungen und Raisonnements im Freimaurerorden verhalte, daß dieselben bloß Traditionen und im Betreff der Templerei in jener Zeit erfunden sind, wo sich einige müßige Köpfe die undankbare Mühe gaben, den Tempelorden und dessen Clericat im Freimaurerorden wiederherzustellen, weiß nicht nur jeder nüchterne und besonnene Freimaurer, sondern überhaupt Jeder, der sich mit der Litteratur der Freimaurerei beschäftigt hat.“

Ich habe die aufgezählten Ansichten zur Deutung der Gralsage großentheils mit den eigenen Worten der Schriftsteller wiedergegeben und hoffe damit deutlich gemacht zu haben, auf welch schwankendem Boden man sich hier befinde. Daß man bei Untersuchungen dieser

Art häufig von dunkeln Puncten, von historischen Ahnungen ausgehen müsse, um zur Klarheit und Überzeugung zu gelangen, verkenne ich keineswegs. Die aphoristischen Andeutungen Leos, in Noten unter den Paragraphen, mögen auch bestimmt sein, in akademischen Vorlesungen weiter ausgeführt zu werden; so lang aber nicht die beweisende Ausführung selbst gegeben ist, kann man solche Ansichten nur als Anregungen zur Forschung, nicht aber als historische Resultate gelten lassen. Für die Erklärung, die ich selbst zu geben versucht habe, führe ich gerade das an, daß sie keiner vernichteten Bücher und vorausgesetzten Geheimlehren bedarf, sondern auf den Inhalt der Gedichte, wie sie vorliegen, und den Zusammenhang desselben mit allgemeinen und offenliegenden, kirchlichen und religiösen Vorstellungen gegründet ist.

In den bisherigen Erörterungen hat uns vorzugsweise die Lehridee des Sagenkreises beschäftigt. Wir haben nun auch von ihrer poetischen Belebung zu handeln und dieses führt uns auf den Dichter, den wir für diesen Kreis schon vorläufig als den Meister der Aventüre bezeichnet haben, Wolfram von Eschenbach.

Es giebt noch keine ausführliche und genaue Arbeit über die Lebensumstände und den dichterischen Charakter dieses Meisters, welcher doch einer besondern Schilderung vorzüglich würdig wäre. Zwar hat Büsching im Museum für altdeutsche Litteratur und Kunst B. I. Berlin 1809, S. 1 ff. einen Aufsatz angefangen: „Wolfram von Eschenbach, sein Leben und seine Werke.“ Allein diese Arbeit ist nicht bloß unvollendet geblieben, sondern auch darum nur mit Vorsicht zu gebrauchen, weil sie von der Voraussetzung ausgeht, daß Wolfram Verfasser des noch vorhandenen vollständigen Titurels sei. Lachmanns gründliche Bemerkungen über diesen Dichter, dem er besondres Studium gewidmet hat, sind bis jetzt nur in Recensionen und an a. O. zerstreut.[1]

[1] [Neueres darüber ist: Wolfram von Eschenbachs Leben und Dichten von San-Marte. 2 Bde. Magdeburg 1836 und 41. Parzival und Titurel, Rittergedichte von Wolfram von Eschenbach, übersetzt und erläutert von K. Simrock. Stuttgart 1842 und später wiederholt. Neue Bearbeitung der Parzivalübersetzung von Schulz (San-Marte) 1858. Parzivalstudien von demselben, 3 Bde., 1861. K.]

Was über die Lebensumstände Wolframs gesagt werden kann, ist meist nur aus einzelnen, gelegenheitlichen Äußerungen seiner eigenen Werke zu schöpfen.

Der Stammsitz des Geschlechtes, welchem Wolfram von Eschenbach angehörte, heißt jetzt Stadt Eschenbach, ein kleines hochummauertes Städtchen, mit einer alten Kirche und daneben einem schloßartigen Gebäude, im bairischen Rezatkreise, der vormaligen Oberpfalz, seitwärts der Straße von Ansbach nach Nürnberg, unfern der Altmühl gelegen. Er selbst rechnet sich zu den Baiern; „wir Beier" sagt er im Parc. 3594. Später wird er auch oft „von Pleienfelden" zugenannt; im Titurel redet ihn mehrmals Frau Aventüre an: „Mein Freund von Pleienfelden!" Der Markt Pleinfelden, gleichfalls im Rezatkreise, liegt wenige Stunden von Stadt Eschenbach. Wolfram selbst erweist sich in jener Gegend einheimisch. Er spielt einmal im Parc. 12205—9 [409, 8 bei Lachmann] auf die Fasnachtscherze der Kaufweiber zu „Tolenstein" an. Der Marktflecken Dollnstein liegt wieder in jener Gegend, im Altmühlthale unweit Eichstädt. Auch seine Bekanntschaften auf den Burgen des gesangliebenden höhern Adels ziehen von derselben Gegend aus weitere Kreise. Als Parcival in die Burg des kranken Amfortas einreitet, wo wegen des Leidens, das über diesen Herrn des Grals gekommen, stille Trauer herrscht, wird Z. 6746 [227, 7 ff. Lachmann] im Gegensatze des begrasten, verödeten Burghofes der Anger zu Abenberg erwähnt, der hiernach ein von Ritterspielen belebter war. Abenberg, Schloß und Städtchen, im 13ten Jahrhundert ein Grafensitz, liegt zwischen Eschenbach und Pleinfelden auf der Seite. Weiterhin, in der Maingegend, kennt Wolfram den Grafen von Wertheim; in der Beschreibung einer durch Belagerung ausgehungerten Stadt (Parc. 5473) nennt er den Grafen von Wertheim seinen Herrn.

Nach dem Gedicht vom Sängerkrieg auf Wartburg ist Wolfram vom Grafen von Henneberg zu Masfeld (einem Schlosse dieser Grafschaft) zum Ritter gemacht worden (Ettmüller S. 20 f.). Er spricht selbst im Parc. 432 von seiner „ritterlichen Sicherheit." Vgl. 3418 ff. Wenn er aus Anlaß der Feuer von Aloeholz, welche vor Amfortas gebrannt werden, bemerkt (Parc. 6841):

> Sô grôziu fiwer sît noch ê
> sach niemen hie ze Wildenberc,

so mag dieses auch auf sein Verhältnis zu jenem Grafen zu beziehen sein; Schloß und Grafschaft Wildberg gehörte zu Henneberg (Museum I, S. 20). Daß er am Hofe des Landgrafen Hermann von Thüringen, des berühmten Dichterfreundes, wohl bekannt war, davon zeugt nicht bloß der Antheil, der ihm an dem erwähnten Sängerstreite zugeschrieben wird, sondern bestimmter, was er in seinen Gedichten von diesem Fürsten sagt. Im Parcival hält er demselben den Misbrauch vor, der von der Gastfreiheit seines Hofes gemacht werde (8856 ff.).

(Der dort genannte Kei ist des Königs Artus strenger und mürrischer Seneschall, der solchem Unwesen, nach Eschenbachs Ausdruck, schärfer war, denn der Biene Stachel, und von dem der Dichter eben sprach.)

Zu seinem zweiten größern Gedichte, dem Wilhelm von Oranse, hat Wolfram vom Landgrafen Hermann das französische Original erhalten [3, 8. 9 Lachmann].

Aber noch in demselben Gedichte gedenkt er des Landgrafen als eines Verstorbenen. Er erzählt, wie ein Held des Gedichtes, Rennewart, seine Gefährten mit erkämpften Rossen beritten macht, und fügt dann hinzu [417 Lachmann]:

> Lantgrâf von Dürngen Herman
> het in ouch lîhte ein ors gegebn;
> daz kunder wol al sîn lebn
> halt an sô grôzem strîte,
> swa der gernde kom bezîte.

Hermann war an der Landgrafschaft von 1190 bis 1215, seinem Todesjahre, und es ergeben sich somit aus jenen Gedichtstellen erwünschte Zeitbestimmungen für Wolframs poetische Thätigkeit.

Auf seine bedrängten Umstände spielt der Dichter in der schon erwähnten Erzählung von einer durch Hunger gequälten Stadt (vgl. 7218) an: da, wo man ihn selbst Herren heiße, in seinem eignen Hause, werde selten eine Maus erfreut (Parc. 5480 f.). Im Parc. 3382 ff. beklagt er sich über das Unrecht, das er von einer Frau erlitten. (Vgl. 8552.) Und als Condwiramurs nächtlicher Weile zu Parcivaln kommt, um ihm ihre Noth zu klagen, äußert der Dichter V. 16544 [554 Lachmann]:

Bî mir ich selten schouwe,
daz mir âbents oder fruo
sölch âventiure slîche zuo.

An einigen Stellen jedoch rühmt er das Glück des ehlichen Lebens. Bei einem großen Feste, das König Artus an Pfingsten hält, bemerkt er (Parc. 6437 [216. 217 Lachmann]):

Ich bræhte ungerne nu mîn wîp
in alsô grôz gemenge;
ich vorht unkunt gedrenge;
etslîcher hin zir spræche,
daz in ir minne stæche u. s. w.

Mehrmals erwähnt er einer geliebten Tochter. Im Wilhelm von Oranse beschreibt er einmal die glänzenden Wappenröcke saracenischer Fürsten und setzt dann hinzu (Bl. 49 b [33, 24—26 Lachmann]):

Mîner tohter tocke
ist unnâch sô schœne;
dâ mit ich si niht hœne.

Über den Heidenkönig Terramer, der seinen christlichen Eidam haßt, äußert Wolfram (Bl. 46 b [11, 23. 24 Lachmann]):

Swen mîn kint ze friwende erkür,
ungerne ich den ze friwent verlür.

Des Dichters Todesjahr wird von Lachmann durch Combination um 1220 angenommen. Von seiner Begräbnisstätte haben wir folgende Nachricht.

Püterich von Reicherzhausen, ein bairischer Ritter, der 1462 seinen in der Versweise des spätern Titurel gereimten Ehrenbrief an die verwittwete Erzherzogin Mathilde von Österreich schrieb (gedruckt in Duellii Excerpt. genealogico-histor. Leipzig 1725, S. 265 ff. [auch in Haupts Zeitschrift 6]), meldet in demselben Str. 127—130 (S. 281), das Gebein Wolframs von Eschenbach und Pleienfelden sei im Markt Eschenbach in unser Frauen Münster begraben und besargt; auf dem Grabe sei sein Schild und Helm zu sehen mit dem Wappen, das einen Hafen (Topf) vorstelle. (Ich habe dieses Eschenbachische Wappen in einem alten Wappenbuche zu St. Gallen gesehen, wo es wenigstens ein Blumentopf ist. [1]) Ein Epitaphium stehe zwar auf dem Grab,

[1] [Vgl. Über Wolframs von Eschenbach Heimat, Grab und Wappen, von J. A. Schmeller. München 1837. 4. H. Frommann in Aufseßs Anzeiger 1861, S. 355 ff. K.]

verschweige jedoch die Zeit seines Sterbens. In mancher Kirche, setzt Püterich hinzu, hab' er den edeln Ritter gesucht. Zwanzig Meilen weit sei er dorthin (nach Eschenbach) geritten, um die Stätte seiner Begräbnis zu sehen und durch andächtiges Gebet ihm zu Gottes Reiche behülflich zu sein.

Vor einigen Jahren habe ich von Nürnberg aus einen Seitenweg nach Stadt Eschenbach gemacht[1] und in der dortigen Kirche nachgesehen, ob etwa noch alte Grabdenkmäler daselbst vorhanden seien, fand aber einen neugetäfelten Boden und leere Wände.

Das erste größere Werk Wolframs von Eschenbach ist der Parcival, in 24747 Reimzeilen. Über die französische Quelle ist bereits gesprochen worden.

Dieses Gedicht handelt vom Aufsuchen des Grals.

Der jugendliche Held des Gedichts reift durch manigfache Prüfung heran, der Pflege und Genossenschaft des Heiligthums würdig zu werden. Die Abenteuer seines Vaters Gamuret und dessen Tod in der Heidenschaft werden zuerst erzählt. Dann folgt Parcivals dämmernde Kindheit in der Wildnis, sein mähliches Erwachen, sein Auszug in Thorenkleidern, seine kindischen Fragen und Misgriffe. Von Sigunen wird er über seine Herkunft belehrt. Ankunft am Hofe des Königs Artus, wo Cunneware lacht und Antanor redet. Kampf mit dem rothen Ritter, erste Bekanntschaft mit dem Gebrauche der Ritterwaffen durch den Knappen Iwanet. Vollendeter Unterricht durch den väterlichen Gurnemanz. Ritterthaten in Befreiung der bedrängten Stadt, unschuldige Minne und Vermählung mit Condwiramurs. Hiernach Begegnung des traurigen Fischers, Wunder der Burg des Grals und unterlassene Frage. Weitere Belehrung durch Sigunen über das Versäumte. Jeschute, wieder zu Ehren gebracht. Versinken im Anblicke der Blutstropfen auf dem Schnee. Befreundung mit Gawan, dem Neffen des Königs Artus, und Eintritt in die Gesellschaft der Tafelrunde. Sofort Erscheinung der schmähenden Cundrie, Parcivals Verzweiflung und Irrfahrten.

Alles dieses haben wir in obiger Bilderreihe aufgeführt. Aber von der Aufnahme des Helden in die Genossenschaft der Tafelrunde

1 [Vgl. A. Schöll in Strodtmanns Orion 1, Hamburg 1863, S. 132. K.]

theilt sich die Mähre zwischen ihm und seinem neuen Freunde Gawan. Dieser nimmt fortan einen großen Theil des Gedichts in Anspruch. Seine Abenteuer sind gänzlich weltlicher Art, spielend, üppig, zauberhaft; erscheint gleich der irrende Parcival jedesmal im Hintergrunde, so stehen sie doch in keiner innern Verbindung mit den Geschichten des Grals, daher wir sie auch hier nicht ausgehoben.

Wieder kommt Parcival zu der Klausnerin Sigune. Er begegnet den Wallfahrenden am Charfreitag, wird zu dem Einsiedler Trevrezent gewiesen, erfährt von ihm die Geheimnisse des Grals und reitet, mit Gott versöhnt, von dannen. Später der Zweikampf mit Ferafis und die Berufung zum Gral. Amfortas wird geheilt. Condwiramurs mit ihren Zwillingsknaben ruht auf der Aue, wo einst die Blutstropfen den Schnee geröthet. Sigune wird über dem Gebete todt gefunden und zu Schionatulandern begraben. Ferafis läßt sich taufen und vermählt sich mit Urepansen, der Trägerin des Grals; sein Sohn herrscht künftig als Priester Johann. Zum Schlusse wird Lohengrins Geschichte kurz berichtet.

In den ästhetischen und poetischen Mittheilungen von K. Rosenkranz, Magdeburg 1827, steht: „Über Wolframs von Eschenbach Parcival. Eine ästhetische Abhandlung.“ Hier macht Parcival seine Bildung in neun Stufen. Die drei ersten sind: „Parcival in der unmittelbaren Einheit des Selbstbewustseins,“ die drei weitern: „Parcival in der Entzweiung des Selbstbewustseins,“ die drei letzten: „Parcival auf der Stufe des mit dem göttlichen Geist versöhnten und sich in demselben, als seiner alleinigen Wahrheit, gewiss gewordenen Selbstbewustseins.“ Der Verfasser bemerkt übrigens, daß Lachmann den Sinn dieser großen Dichtung zuerst richtiger erfaßt habe, als es noch bis dahin geschehen. Was Lachmann in der Vorrede zu seiner Auswahl aus den hochdeutschen Dichtern des 13ten Jahrhunderts, Berlin 1820, S. VI f. über den Parcival sagt, hat namentlich den Vorzug, auch außerhalb der Schule verständlich zu sein. Er giebt den Gedanken des Gedichtes dahin an, „wie Parcival die höchste überirdische Glückseligkeit auf Erden, das Königthum im Gral, nur durch das errungene feste Vertrauen auf Gott erlangen konnte.“

Ich habe zuvor schon angeführt, wie der Dichter selbst das Ziel seines Helden angiebt: zeitliches Heil im Abglanze des ewigen.

so mag dieses auch auf i … der deutschen Aventürendichter. Heinrich
sein; Schloß und Graff … sehr glänzende Farbengebung bemerkt.
S. 20). Daß er am … en Dichtungen vom Grale ausgehoben,
des berühmten Dich… die Farben hier noch glühender geworden
nicht bloß der Anth… wal insbesondre anbelangt, so unterscheidet
zugeschrieben wird, … diesem Gedichte, von dem in der Eneit
von diesem Fürsten … dadurch, daß sein äußeres Erscheinen der
brauch vor, der … ruck des inneren Lichtglanzes ist. Der Knabe
(8856 ff.). … Mutter, was Gott sei, und sie erwidert ihm,

(Der dort ge… der Tag. Den Wirt (Herrn) der Hölle be-
rischer Seneschall … rz und finster (3542—56). Fanden wir in den
schärfer war, … gensatz des Guten und Bösen ethisch als getreu
eben sprach.) … nden wir ihn hier sinnbildlich als Licht und

Zu seinem … l, der Lehrling zu jenem höchsten Ziele, steht in
hat Wolfram … t, aber überall schimmern die Morgenlichter hervor
erhalten [3, … scheinung macht uns mehr den Eindruck, wie wenn

Aber … lummert und dämmert, aber der östliche Himmel
eines Verste… n der goldene Rand der aufgehenden Sonne sich
wart, sein … as Licht, das sich in seinem innern Leben entzündet,
dann hin… h seine Gestalt hindurch. Er heißt der liehtgemâle, der
die Farbe des Lichtes trägt). Er hat noch nicht die
on die Farbe der Engel (9171 [308 Lachmann]).
rbe löscht die Lichter aus (4980). Sein Mund brennt
eben dem Glanze der goldnen Spange (5011). Wenn
ost der Eisenrüstung abgewaschen, da hätt' er nahezu den
onne verdeckt (5515).

Todt … Erleuchtung des Haupthelden entspricht denn auch die
erw… des Gedichts in der Schilderung der Frauenschönheit, im
Waffen und Gewande, in der Blüthe des Frühlings und
ern … Bildern, die ihr entnommen sind. Auch die Greise noch
72 … mildem Lichte und auf dem Schnee des Winters spiegelt
ramurs blühende Farbe.

m von Eschenbach hat (nach Lachmanns Darstellung) aus
ntinhalte des französischen Buchs, das er sich lesen ließ (er
115, 27 Lachmann]: Ine kan decheinen buochstap), die
Parcivals zum Gegenstande des besondern Gedichts gewählt,

wenig später vollendete.[1] Dieses Gedicht stand in daß darüber (im Reime auf Wolfram von Eschen- sprichwörtlich ward: Leien munt nie baz gesprach, bei seinem jüngern Zeitgenossen Wirnt von Gravenberg und es auch Tadler, denen der Ausdruck zu dunkel und Seine Eigenthümlichkeit, die dem Ernst und dem Glanze die ironische Laune zu gesellen weiß, steigert sich aller- nzelnen Bildern und Ausdrücken ins Barocke. Gleichwohl Züge nicht unerwünscht, zumal wenn die auch hier nicht aus- ceremoniöse Weitläufigkeit höfischer Festlichkeiten dadurch unter- wird.

Die Weise der Darstellung, welche Wolfram sich in diesem ersten hte zu eigen gemacht, das dichterische Farbenspiel, das in ihm ent- et war, übertrug er auf sein nächstfolgendes Werk, den Wilhelm von anse, das er, wie schon erwähnt, auf Anlaß des Landgrafen Hermann on Thüringen unternommen hatte, aber erst nach dessen Tod, also nach 1215, zu Ende brachte, so weit es überhaupt von ihm ausgeführt wor- den. Auch hier nahm er aus dem französischen, zum karolingischen Sagen- kreise gehörenden Gedichte dasjenige zur Bearbeitung heraus, was ihm der Kern des Ganzen schien. Es kamen aber späterhin zwei Ergänzer, Ulrich von dem Turlin und Ulrich von Türheim, welche der Mitte, die Wolf- ram herausgegriffen hatte, einen vordern und einen hintern Theil beifügten. Gedruckt sind nur die zwei ersten Theile, Ulrichs vom Turlin und Wolframs[2] Arbeit: Wilhelm der heilige von Oranse. 1ter Thl. heraus- gegeben durch Casparson. Cassel 1781. 4. 2ter Thl. Ebd. 1784. 4. Wolframs Gedicht steht zwischen den beiden Anhängen, wie das Altarblatt eines trefflichen Meisters zwischen zwei Seitenflügeln von der Hand geringerer Schüler. Das ist jedoch nicht zu verkennen, daß Wolf- rams Stil, den er sich im Parcival zugebildet hatte, mit dem mehr noch dem strengern Heldenthum angehörenden Stoffe nicht im rechten Ein- klange steht. Vielleicht, daß er diese Arbeit eben nur aus äußerem Anlasse vorgenommen und darum auch nach dem Tode des Landgrafen abgebrochen. Aber in seinem Innern glühte der einmal angefachte Glanz fort

[1] [Vgl. Lachmanns Vorrede zum Wolfram S. XIX. K.]
[2] [Wolframs Dichtung in der Gesammtausgabe Wolframs von Lachmann. H.]

[illegible] wandte sich dahin, wo das rechte Aloeholz für diese Flamme war. Er hatte, wie Parcival, den Gral gesehen, aber noch [illegible] Wunder erfragt; er hatte, wie Jener, nur durch die [illegible] Thür, den grauen und doch lichten Titurel, vor dem Grale [illegible] nun erst zum Schlusse noch, bei Ferafis [illegible] den Tempel des Grals betreten (24402). Jetzt fühlt' [illegible] Weihe zum vollen Werke. Er unternahm einen [illegible] aber nur zwei unter sich unverbundene Abschnitte, [illegible] Strophen, sind uns erhalten. Der Tod scheint ihn [illegible] zu haben und der Hinblick auf das Heilthum [illegible] Titureln, das Leben zu längern.

[illegible] Verschiedenheit der Meinung darüber, ob denn an dem [illegible] veränderter Strophenweise vollendeten Titurel dem ursprünglichen Meister wirklich nicht mehr zukomme, als die bemerkten zwei Abschnitte. Aber erweislich ist nicht Mehreres, und es kann kaum für [illegible] angesehen werden, daß gerade nur jene beiden Bruchstücke [illegible] Strophe in zwei verschiedenen Handschriften aufgefunden worden sind. Das Anfangen aus der Mitte heraus ist uns, nach dem [illegible] Erwähnten, bei diesem Meister nicht fremd.

In diesen Überresten oder Anfängen des Titurel erscheint Wolframs Poesie zum reinsten Licht und Klange geläutert. Die Geschichte wird [illegible] als bekannt vorausgesetzt und nur ihre duftendste Blüthe gebrochen. Der Gang der Erzählung ist zur lyrischen Schwebung geworden, die Masse der großen Dichtung ist, wie der Tempel des Grals, in die Lüfte gehoben. So wenigstens würd' es geworden sein, wenn Wolfram in dieser Weise sein Lied hätte vollenden können.

Dieser Hebung der Poesie konnte auch die herkömmliche Versart der erzählenden Gedichte nicht mehr genügen. Diese bestand, wie uns bekannt ist, in Reimpaaren von je vier Hebungen der Verszeile mit stumpfem Reim und drei Hebungen beim klingenden. Damit aber diese [illegible] Reimpaare in Fluß gesetzt würden, war die Regel die, daß [illegible] und Reim sich nicht zusammen abschlössen, sondern, wo nicht ab[illegible] ein Ruhpunct herbeigeführt werden sollte, sich durchkreuzten. [illegible] zwei Zeilen, die zusammen reimten, stand die erste mit der ihr

[illegible] Vgl. Schmellers bayerisches Wörterbuch IV, S. 167.

vorhergehenden, auf die sie nicht reimte, im Zusammenhange des Sinnes und ebenso knüpfte sich die andre weiterhin an.

Der lyrische Schwung, den Wolfram im Titurel nahm, erforderte strophische Versweise. Hier stand ihm der epische Nibelungenvers zu Gebot. Aber seine Dichtweise war eine neue, so must' es auch der Versbau sein; seine Poesie war eine glänzende, und so verlangte sie auch eine klangreiche Form. Er griff nun dazu, daß er, während die epische Strophe nur stumpfe Reime kannte, in der seinigen, welche gleichfalls vierzeilig ist, sich ausschließlich der klingenden bemächtigte und damit war ihm ein noch unerschöpfter Reichthum von Reimklängen und zugleich seiner kecken Phantasie eine Menge von Bildern, welche durch den Anklang aufgeweckt wurden, eröffnet.

Es konnte nicht fehlen, daß Wolframs angefangene Arbeit Andre zur Vollendung anreizte. Der Erste, welcher sich daran wagte, „nahm in sein neues Werk, das er nach demselben französischen Buche dichtete, die beiden Bruchstücke Eschenbachs auf, und zwar unverändert; seinen eigenen Strophen gab er eine künstlichere Form, indem er den Einschnitt der ersten zwei Zeilen ohne Ausnahme mit Reimen versah. Über sich selbst und seine persönlichen Verhältnisse läßt er uns nichts wissen, weil er durchaus in der Person Wolframs spricht. Er ließ aber das Werk ebenfalls unvollendet, ein Albrecht dichtete den Schluß und arbeitete Wolframs Strophen um. Albrecht hielt nicht allein diese, die ihm nur von den Abschreibern entstellt zu sein schienen (4,61), sondern das Ganze für ein Werk Wolframs, wie nach ihm mehrere Andre. Er dichtete fünfzig Jahre nach Wolframs Tode, d. h. um 1270."

Dieses ist nach der, auf sorgfältige Untersuchungen gebauten Ansicht Lachmanns die Entstehung des jüngern, vollständigen Titurel, wie er in Handschriften und im alten Drucke [1] vorliegt.

Wenn er aber noch weiter diesen jüngern Titurel ein langweiliges, todtes und geziertes Werk nennt, so glaube ich, daß der Eifer gegen Diejenigen, welche den Nachahmer mit dem Meister verwechseln, ja über diesen stellen konnten, indem sie diesen Titurel dem Parcival vorzogen, ihn zu weit geführt hat.

Wenn diesem Werke Gedehntheit, Manier, Nachahmerei und zugleich

[1] [Neue Ausgabe von Hahn. Quedlinburg 1842. K.]

absichtliches Überbieten in äußerer Pracht und wunderlicher Gelehrsamkeit mit Recht vorgeworfen wird, so ist es doch keineswegs ein todtes. Es hat noch immer lebendigen Eindruck zurückgelassen und ich glaube schon durch die Bilder vom Tempel des Grals, Sigunen auf der Linde u. a., die ich in dem Umriß der Sage aus ihm entnommen, die ihm inwohnende Poesie bewährt zu haben.

Weniger bedeutend ist der gleichfalls strophische Lohengrin, in welchem die Gralsage an fremdartige Gegenstände angeknüpft ist. Auch die farblose Trockenheit der Darstellung fällt um so mehr auf, als man in diesem Kreise an ganz Anderes gewöhnt ist.

Ich schließe mit diesem Sagenkreise den zweiten Hauptabschnitt von den Heiligensagen und Rittergedichten.

Von den ältesten Bearbeitungen der Evangelien an sahen wir durch Apokryphen, Legenden, legendenhaftes Epos, Rittergedichte die christlich-romanische Richtung der altdeutschen Poesie bis zu einer völlig poetischen Läuterung in dem Dichtungskreise vom heiligen Grale durchdringen. Und wenn auch diesem ursprünglich eine dogmatische Idee zu Grunde lag und die Gedichte selbst noch bestimmte Lehrzwecke aussprechen, so ist doch die Ausführung eine entschieden poetische geworden. Das selige Leben, das vom Gral ausgeht, umfaßt Himmlisches und Irdisches, das Geistige erblüht in den farbigsten Bildern, das Irdische ist von geistigem Glanze durchleuchtet, die Lust erscheint geheiligt und der Schmerz noch verklärt.

Auf Wolfram von Eschenbach folgen zwar noch mehrere namhafte Meister der Aventüre, Gottfried von Straßburg in seinem Tristan,[1] Rudolf von Ems, der vorzüglich als Verfasser des noch ungedruckten Wilhelm von Orleans in diese Classe gehört, und Konrad von Würzburg, von dessen Hauptwerke, dem trojanischen Kriege, früher die Rede war. Da jedoch diese Art der Poesie in Wolfram ihren Culminationspunct erreicht hat, so schließe ich bei der uns noch kurz zugemessenen Zeit mit ihm die Reihe.

[1] Gottfrieds von Straßburg Werke u. s. w. herausgegeben durch F. H. v. d. Hagen. 2 Bde. Breslau 1823 [wieder von Maßmann 1843. H.].

Dritter Hauptabschnitt.

Minnesang.

[Dieser Abschnitt ist in ausführlicher Bearbeitung aus dem älteren Folio-manuscript vorhanden, bleibt aber hier weg, weil auch eine spätere Wiederaufnahme des Gegenstandes vorliegt, welche sich in einem der folgenden Bände an die Schrift über Walther von der Vogelweide und die Abhandlung über das Volkslied anreihen wird, mit der dieser Abschnitt sich vielfach berührt.]

Vierter Hauptabschnitt.

Zeit= und Lehrgedichte.

Unter diesen Namen begreife ich diejenigen Gedichte, deren Endzweck nicht sowohl ein poetischer, als, in kirchlich=politischer oder sittlich=lehrhafter Hinsicht, im Tone des Ernstes oder dem des Scherzes, ein praktischer ist. Wenn uns die zugemessene Zeit bei der Fülle des Stoffes nicht gestattet hat, bei allen Seiten unsrer geschichtlichen Aufgabe mit gleicher Ausführlichkeit zu verweilen, so erscheint eben dieser letzte Abschnitt am ehesten geeignet, in übersichtlicher Skizze behandelt zu werden. So wichtig die Gegenstände desselben für die Sittengeschichte, für die Kenntnis des öffentlichen Lebens und der Lebensweise der einzelnen Stände sind und so manche Ausbeute hier noch für die historische Darstellung des deutschen Mittelalters überhaupt zu gewinnen sein mag, so sind sie doch für die innere Geschichte der Poesie nicht von gleicher Bedeutung, wie jene vielgestaltigen Sagenkreise, wie jener lyrische Frühling, deren Betrachtung uns in den bisherigen Hauptabschnitten beschäftigt hat. Die Poesie dient fremden Zwecken, während sie dort Selbstzweck war. Wenn uns, wie ich schon in der Einleitung bemerkte, die Lehr= und Zeitgedichte zeigen, wie der Gedanke, die Betrachtung, der gesunde Haus= und Weltverstand mitten unter den phantastischen Stimmungen des Mittelalters ihr Recht behaupteten, ja über diese mehr und mehr das Übergewicht erlangten, so ergiebt sich eben in diesem Bestandtheile des damaligen Dichtens Verbindung, Fortschritt und Übergang der mittleren zur neuen Zeit und man kann bei manchen Erscheinungen zweifelhaft sein, ob man sie mehr in die Aufhör der einen oder in den Anfang der andern Periode setzen soll.

Da wo Zweck und Inhalt der Gedichte nicht wesentlich mehr der Poesie angehören, sondern dieselben mehr nur durch Form und Darstellungsweise sich dem Gebiete der Dichtkunst aneignen, mag es angemessen sein, sie nach den Formen der Darstellung eingetheilt zu überschauen. Von diesem Gesichtspunct aus ergeben sich uns dreierlei Abtheilungen: Zeit- und Lehrgedichte in lyrischer Form, zunächst sich anschließend an den vorhergegangenen Hauptabschnitt, andre in Form der Erzählung, endlich solche, in denen der didaktische Inhalt auch unmittelbar in unverhüllter Lehrform sich ausgesprochen hat.

---

1. Zeit- und Lehrgedichte in lyrischer Form.

a. Zeitlieder.

Hierunter verstehe ich diejenigen kleinern strophischen Gedichte, welche auf die kirchlich-politischen Bewegungen und auf bedeutendere Personen der Zeit, zu allgemeinen oder besondern Zwecken, einzuwirken suchen, oder auch betrachtend solche zum Gegenstande haben.

Dahin sind zuerst wieder die Kreuzlieder zu zählen, die wir früher nur in Beziehung zum Minnesang besprochen haben. Ihre hauptsächliche Bedeutung aber ist die ritterlich-religiöse, welche denn auch in manchen dieser Gesänge ausschließlich oder vorzugsweise aufgefaßt ist.

Walther von der Vogelweide,[1] am Schlusse des 12ten und in der ersten Hälfte des 13ten Jahrhunderts, der älteste und bedeutendste Meister im Fache der Zeitgedichte, Derjenige, dem zuerst aus der Blüthe der Phantasie und Empfindung die Frucht des Gedankens gereift, der zuerst das jugendlich spielende Lied zur Männlichkeit gekräftigt und auch die Formen des Minnesangs ausgedehnt, daß sie vermögend wurden, die Angelegenheiten des Reiches und der Kirche zu fassen, hat auch mehrere der volltönendsten Kreuzlieder gedichtet. Bald ruft er, die Vorzeichen des nahenden Weltgerichts erkennend, die gesammte Christenheit auf, zu Gottes Grabe zu fliehen, bald sendet

[1] [Das neueste über ihn: Das Leben Walthers von der Vogelweide von Rudolf Menzel. Leipzig 1865. K.]

Gott selbst einen Boten an den Kaiser, um Klage zu führen über die Heidenschaft, die im Lande seines Sohnes schmählich hause, bald erhebt sich ein Kriegsgesang schon wie aus den Reihen des Kreuzheeres, das begeistert nach dem wogenden Meere hinzieht, bald scheint der Sänger wirklich auf dem heiligen Boden zu stehen, wo Gott selbst menschlich gewandelt. Das heilige Land ist ihm eben die durch Gottes irdischen Wandel verklärte Erde; der Kampf um dieses Land eine höhere Weihe, ein Übertritt vom Dienste der Welt in den des Himmels; der Tod in diesem Kampfe der geradeste Pfad nach dem Reiche Gottes.

Sehen wir hier den Dichter in den Vorstellungen seiner Zeit befangen, so finden wir ihn zugleich auf der Seite freierer Bestrebungen, die erst nach drei Jahrhunderten zum entschiedenen Durchbruch kamen. Ist er ein begeisterter Herold der Kreuzzüge, so ist er nicht minder ein erklärter Gegner der Priesterherrschaft. Er eifert gegen die Eingriffe der Kirche in die Rechte der weltlichen Gewalt, gegen die Habsucht und Verschwendung des römischen Hofes, gegen den Ablaßhandel, gegen die willkürlichen Bannsprüche, gegen das unerbauliche Leben der Geistlichkeit. In dem großen Kampfe der Hohenstaufen gegen die päbstliche Allmacht schließt er sich den erstern an, besonders Friedrichs II aufstrebender Kraft. Den Kirchenfluch, der auch die Anhänger des Gebannten traf, weist er unerschrocken von sich ab, indem er dem Pabste vorhält, wie dieser selbst bei der Krönung des Kaisers der Christenheit geboten, ihn Herrn zu heißen und vor ihm zu knieen. Er schleudert den Fluch zurück [S. 11, 13 Lachmann]:

> Ihr spracht: „Wer dich segne, daß der gesegnet sei!
> Wer dir fluche, der sei verfluchet
> Mit Fluche vollgemessen!"

Walthern gebührt unter den altdeutschen Dichtern vorzugsweise der Name des vaterländischen. Bald singt er mit stolzer Begeisterung den Preis des deutschen Landes, bald beklagt er in strafenden Liedern die Zerrüttung des Reiches im Zwiespalt der Gegenkönige und fordert auf, die Ehre der deutschen Königskrone wieder herzustellen; und besonders auch von dieser Seite ist er ein Gegner des Pabstes, dem er die Schuld an diesem Unheile beimißt.

Solche Einmischung der Dichter in die politischen und kirchlichen Angelegenheiten ihrer Zeit findet sich fortan in vielen Liedern, namentlich

denen Reinmars von Zweter, Bruder Werners u. A. In einem Liede des Erstern, der noch unter Friedrich II dichtete, wird eine Reihe geistlicher Orden aufgezählt: Baarfüßer, Prediger, Kreuzer, graue und schwarze Mönche, Hornbrüder, Schottenbrüder, Schwertbrüder, Domherrn, Nonnen und Laienpfaffen; aber über alle diese Orden setzt der Dichter den Orden der Ehe. (Bodmer, Minnesinger 2, S. 153 a.)

Eine besondre Classe der Zeitlieder bilden die an einzelne Fürsten und Herren gerichteten Lob- und Straflieder. Walthers Gedichte dieser Art, besonders die den Königen Philipp und Friedrich II gewidmeten, sind großentheils noch von einem edlen und ernsten Geiste belebt, der von jenen größeren Interessen des Reiches und der Kirche tief ergriffen ist. Doch ersingt auch er sich vom Kaiser Friedrich ein Lehen, und manche andre seiner Lieder, wie diejenigen an den Landgrafen Hermann von Thüringen, den Herzog Leopold von Österreich u. s. f., zeigen auch ihn als einen Solchen, der um die Gunst und Gabe gesangliebender Fürsten wirbt. Wenn er übrigens hierin dem Gebrauche der Zeit und dem äußern Bedürfnisse gefolgt ist, so muß doch auf der andern Seite anerkannt werden, nicht bloß, daß er die Tugend der Milde, der fürstlichen Freigebigkeit, in dichterischen Bildern gepriesen, sondern auch, daß er darüber das Höhere nicht aus den Augen gesetzt, vielmehr mitten im Getrieb der Höfe sich einen freien Blick und einen würdigen Sinn erhalten hat.

Mit dem Verfalle der Liederkunst wächst die zudringliche Begehrlichkeit der Sänger. Sie werden trotziger und niederträchtiger zugleich; während sie dem Einen auf gemeine Weise schmeicheln, drohen sie dem Andern, der ihren Anforderungen nicht genügt, einen Stein in den Garten und eine Klette in den Bart zu werfen (Mißner DXCVI in Myllers Meistergesangbuch [v. d. Hagen, Minnesinger 3, S. 104. H.]).

Die Höfe der hohenstaufischen Kaiser, der Markgrafen von Österreich und des Landgrafen von Thüringen waren vorzüglich die Heerde des Gesanges in dessen Blüthezeit. Otto IV von Sachsen und später Rudolf von Habsburg werden der Kargheit gegen die Sänger angeklagt.

An den Hof des Landgrafen Hermann auf Wartburg wird der bekannte Wettstreit der Sänger verlegt. Als geschichtliche Thatsache ist derselbe unerwiesen und die noch vorhandenen Lieder, worin die Wettkämpfer singend auftreten, gehören einer späteren Zeit an.

Sie stehen, jedoch unvollständig, im 2ten Bande der Minnesängersammlung, Ergänzungen dazu in Docens Miscellan. B. 1. Vollständig:

Der Singerkriec uf Wartburc u. s. w., herausgegeben und erläutert von L. Ettmüller. Ilmenau 1830.[1]

Erläuterungsschrift:

Koberstein, über das wahrscheinliche Alter und die Bedeutung des Gedichtes vom Wartburger Kriege u. s. w. Naumburg 1823.

b. Lehrlieder.

Dahin gehört eine Menge meist einstrophiger Gedichte lehrhaften, satirischen, allegorisch-religiösen Inhalts. Sie machen einen großen Theil des 2ten Bandes der Minnesängersammlung aus. Viele andre enthält das aus dem alten Meistergesangbuche zu Jena im 2ten Bande von Müllers Sammlung altdeutscher Gedichte Abgedruckte.

Wenn die, schon in andrer Beziehung erwähnten Lieder Spervogels noch in kürzern, mehr episch-lyrischen Strophen Lebensregeln und Lebensbilder von frischer Farbe aufstellen, so wird weiterhin der Strophenbau stets ausgedehnter, verwickelter und schwerfälliger, der Inhalt aber trockener und herber.

Lehrgedichte in lyrischer Form, von größerer Strophenzahl, sind folgende drei:

König Tyro von Schotten und Fridebrand, sein Sohn, in Wechselrede zwischen dem Vater und dem Sohne.

Der Winsbeke, worin gleichfalls der Vater dem Sohne für alle Verhältnisse des Lebens Lehren der Weisheit und Tugend giebt.

Die Winsbekin, worin, als Gegenstück zum vorigen, die Tochter von der Mutter zum Guten unterwiesen wird.

Alle drei im 2ten Bande der Minnesängersammlung.[2]

[1] [Neue Ausgabe von K. Simrock, Stuttgart 1858. K.]

[2] [Die beiden letzten Gedichte außer in Hagens Minnesingersammlung neu herausgegeben von Haupt. Leipzig 1845. K.]

2. Zeit- und Lehrgedichte in Form der Erzählung.

Fabeln oder Beispiele (bîspel, Gleichnisrede), besonders solche, worin das menschliche Treiben in der Thiermaske dargestellt ist, waren im 13ten Jahrhundert sehr beliebt.

Schon jene strophischen Lehrlieder, wovon kaum zuvor die Rede war, enthalten Manches dieser Art. Selbst Spervogels kurze Strophe giebt mehrere Fabeln, z. B. wie der Wolf ins Kloster geht und zum Hüter der Schafe bestellt wird (Minnes. II, S. 228). Ein fruchtbarer Dichter von Fabeln und moralischen Erzählungen in den gewöhnlichen Reimpaaren ist der Stricker; viele solcher Stücke von ihm und Andern sind in den altdeutschen Wäldern[1] abgedruckt.

Der Edelstein von Bonerius, einem Geistlichen am Anfang des 14ten Jahrhunderts, eine Sammlung von 100 Fabeln, ist herausgegeben von Benecke, Berlin 1816.[2]

Zu einem größern Cyklus hat sich die Thierfabel gestaltet in den Dichtungen von Reineke Fuchs. Aus unsrer Periode gehört hieher das mittelhochdeutsche Gedicht Heinrichs des Glichseners, in 2346 Reimzeilen, vermuthlich nach dem Nordfranzösischen; gedruckt im Koloczaer Codex altdeutscher Gedichte von Mailath und Köffinger, Pesth 1817, S. 361 ff.[3] Das bekanntere niederdeutsche Gedicht, von welchem jenes nach Anlage und Inhalt durchaus verschieden ist, fällt nicht mehr in die Zeit, die uns angeht.

Aber auch unmittelbare Darstellungen aus dem wirklichen Leben, in scherzhaften und ernsthaften Erzählungen, sind in großer Zahl vorhanden, darunter einige von Konrad von Würzburg, das Meiste jedoch noch ungedruckt. In den Altdeutschen Wäldern steht eine Erzählung „Von einem fahrenden Schüler,“ die ein sehr anschauliches Bild von dem Treiben dieser Menschenclasse giebt. Die Schilderung einer Bauernhochzeit, im niederländischen Geschmacke, findet sich in Laßbergs Liedersaal

[1] [Neu in Haupts Zeitschrift 7, 331 ff., in Hahns kleineren Gedichten von dem Stricker, Quedlinburg 1839. K.]

[2] [Neu von Franz Pfeiffer, Leipzig 1844. K.]

[3] [Vgl. Reinhart Fuchs von J. Grimm, Berlin 1834. J. Grimms Sendschreiben an Lachmann, Leipzig 1840. Étude sur le roman de Renart par Jonckbloet. Groeningen 1863. K. Vgl. darüber J. Grimm in den Göttingischen gelehrten Anzeigen 1863, Stück 35. H.]

und Graffs Diutiska. Sind einmal solche Erzählungen in größerer Masse zugänglich, so wird sich aus ihnen ein ergetzliches und für die Sittengeschichte belehrendes Gemälde der Lebensweise der verschiedenen Stände, besonders der untern, im deutschen Mittelalter, entwerfen lassen.[1]

3. Didaktische Gedichte.

Hierunter sind, nach der obigen formellen Eintheilung, diejenigen verstanden, in denen der lehrhafte, geistliche, moralische, praktisch-verständige, kirchlich-politische Inhalt auch in unverhüllter Lehrform dargelegt ist.

Neben vielen kleineren Stücken, besonders aus dem 14ten Jahrhundert, welche hier aufgezählt werden könnten und deren manche in Joseph v. Laßbergs Liedersaal, worunter namentlich auch mehrere Spruchgedichte Heinrichs des Teichners, in den Werken Peter Suchenwirts (herausgegeben von A. Primisser, Wien 1827) und anderwärts gedruckt sind, gehören hieher vorzüglich drei größere und in der Zeit weiter hinaufreichende Werke:

1. Der welsche Gast, durch Thomasin von Tirkeläre [Zerkläre], aus dem Friaul, um 1215 gedichtet, in kurzen Reimpaaren. Er nennt sein Buch den welschen Gast, weil er im Deutschen ein Fremdling sei. Es ist noch ungedruckt,[2] nur einzelne Stellen daraus und litterarische Notizen sind gegeben, besonders in Eschenburgs Denkmälern altdeutscher Dichtkunst, Bremen 1799, S. 121 ff. Eine Pergamenthandschrift befindet sich in der öffentlichen Bibliothek zu Stuttgart, worin jedoch die 6 ersten Capitel fehlen.

2. Freidanks Bescheidenheit, um 1229 (Iwein S. 408), in 4138 Reimzeilen. Freidank oder Freigedank nennt sich, ohne Zweifel in Beziehung auf den Inhalt des Werks, der Verfasser; Bescheidenheit (Erkenntnis, Verständigkeit) nennt er sein Buch. Dieses Spruch-

[1] [Es kann nun verwiesen werden auf: Gesammtabenteuer. Hundert altdeutsche Erzählungen u. s. w., herausgegeben von F. H. von der Hagen. 3 Bände. Stuttgart und Tübingen 1850. 8. H.]

[2] [Ausgabe von Rückert, Quedlinburg 1852. K.]

gedicht ist gedruckt im 2ten Bande der Müllerischen Sammlung.[1] In demselben sind, wie Lachmann es kürzlich mit wenigen Worten charakterisiert hat (Hall. Litteraturzeit. 1829, Nr. 238), die unter dem Volke gangbaren Sprüche, zum Theil wohl in einer neuen und regelmäßigeren poetischen Form, zusammengereiht, auf eine geistreiche Weise, so daß die sich widerstreitenden Ansichten neben einander gestellt sind und durch die Gegensätze auf die Wahrheit gedeutet wird.

3. Der Renner von Hugo von Trimberg, Schullehrer zu Thürstadt, in der Nähe von Bamberg, vollendet im Jahre 1300, in der gewöhnlichen Versweise. Vollständig gedruckt ist dieses Gedicht nur in der Bearbeitung Sebastian Brants, aus dem 16ten Jahrhundert.[2]

Von dem Verfasser und dem Werke, nach der hiesigen Handschrift, hat ausführlich gehandelt:

Conz, kleinere prosaische Schriften, 2tes Bändchen, Tübingen 1822, S. 290 ff.: Über das Msc. Renner, auf der k. Stiftsbibliothek zu Tübingen u. s. w.,

woselbst auch manche Stellen des Gedichts ausgehoben sind. Später sind erschienen:

Hugos von Trimberg auserlesene Fabeln, Erzählungen und Schwänke nebst Sprüchen u. s. w., in erneuter Schreibweise herausgegeben von Schönhuth, Tübingen 1827.

Hugo von Trimberg hat in diesem umfangreichen Werke die Erfahrungen seines Lebens, die Beobachtungen, die er über Menschen und Sitten seiner Zeit angestellt, und was er in alten Schriften Merkwürdiges und Lehrreiches gefunden, in eine Art Gedenkbuch für sich selbst und seine Leser zusammengetragen (Conz a. a. O. S. 318). Schon früher hatte er ein ähnliches Werk, der samner (Sammler), angefangen, weil ihm aber ein Theil davon verloren gieng, dasselbe unvollendet gelassen; ihm schickt er nun den Renner nach:

Genns louffet vor, diß rennet nach.

Hievon hat, nach Conzs Annahme (S. 316. 313), das Gedicht seinen Namen, ob es gleich auch, vielleicht von andrem Verfasser, die Überschrift führt:

[1] [Neue Ausgabe von W. Grimm, Göttingen 1834. Vgl. Franz Pfeiffer, zur deutschen Litteraturgeschichte, drei Untersuchungen S. 37 ff. und Germania 2, S. 129 ff. K.]

[2] [Ausgabe durch den historischen Verein in Bamberg 1833. K.]

Renner ist dis buch genant,
wenn es sol rennen durch alle lant.

Der Umstand, daß Sebastian Brant am Anfang des 16ten Jahrhunderts diese beiden Lehr- und Spruchgedichte, den Freidank und den Renner, für seine Zeitgenossen erneut hat, ist eine Bestätigung dessen, was früher bemerkt worden, daß eben in dem didaktischen Bestandtheile der Poesie des Mittelalters die Vermittlung dieser Periode mit dem Geiste der neuern Zeit zu suchen sei.

Ich schließe hiemit eine geschichtliche Darstellung, in der ich aus der großen Fülle poetischen Vorraths, welchen das Mittelalter erzeugt hat, so viel mitgetheilt habe, als mir nach der vorgesetzten Zeit und mit den mir zu Gebot gestandenen Mitteln zu geben möglich war.

Geschichte

der deutschen Dichtkunst

im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert.

Einleitung.

Zur Einleitung der Vorlesungen, die ich heut eröffne, wird es angemessen sein, uns über dreierlei Puncte vorläufig zu verständigen:

1. über den Gegenstand selbst, sofern er einer bestimmteren Bezeichnung und Abgrenzung, und schon die Wahl desselben gewissermaßen der Rechtfertigung zu bedürfen scheint,

2. über die Anordnung des Vortrags,

3. über die Quellen und Hülfsmittel.

1.

Der Gegenstand unsrer geschichtlichen Darstellung ist die deutsche Dichtkunst im 15ten und 16ten Jahrhundert. Er bedarf einer vorläufigen Bezeichnung und Begrenzung, damit erhelle, daß diese zwei Jahrhunderte nicht willkürlich aus der Reihe der Zeiten herausgegriffen seien, daß ihnen in poetischer Beziehung ein eigenthümliches Leben zukomme, wodurch sie unter sich selbst innerlich verbunden, nach außen aber von der vorhergehenden und der nachfolgenden Zeit charakteristisch unterschieden sind. Die Wahl des Gegenstandes zu rechtfertigen, dürfte man darin eine Aufforderung finden, daß der angegebene Zeitraum selbst von Solchen, die sich mit der Geschichte der deutschen Dichtkunst eigens beschäftigt haben, im Allgemeinen für einen undichterischen erklärt wird. Bouterwek, dessen Geschichte der deutschen Poesie und Beredsamkeit gerade für diese Periode besonders verdienstlich ist, bemerkt einmal (IX. Göttingen 1812. 8. S. 419) ausdrücklich, die deutsche Nation sei im 16ten Jahrhundert so unpoetisch geblieben, wie sie im 15ten geworden war. Und doch sind es eben diese beiden Jahrhunderte, das unpoetisch gewordene 15te und das unpoetisch gebliebene 16te, deren Poesie den Gegenstand unsrer ausführlichen Behandlung ausmachen soll.

Beides nun, die nähere Bezeichnung des Gegenstandes und die Rechtfertigung seiner Wahl, versuche ich, mittelst nachfolgender Bemerkungen zu geben.

Das 15te und 16te Jahrhundert werden hinsichtlich ihrer geistigen Richtungen am einfachsten und sprechendsten als die Reformationsperiode bezeichnet. Der Umschwung in Glaubenssachen, wie er im Eingang des 15ten Jahrhunderts durch Huß und Hieronymus von Prag zu Tage getreten, im Laufe des 16ten durch Luther und Melanchthon, Zwingli und Calvin sich vollendet, hat dieser Zeit ihr Gepräge gegeben. Auch alle andern bedeutendern Bewegungen derselben hängen mit jener geistigen als Ursachen oder Folgen, oder doch als aus gemeinsamem Grunde hervorgegangen, zusammen. Dieses allgemeine Gepräge der Zeit trägt nun begreiflich auch die Dichtkunst derselben, welche sich allen jenen Bewegungen auf das engste angeschlossen hat; die Poesie des 15ten und 16ten Jahrhunderts ist in That und Wesen die Poesie der Reformationsperiode.

Damit ist nicht gemeint, als ob aller dichterische Betrieb sich auf das Reformationswerk selbst, freundlich oder feindlich, bezogen hätte, wenn gleich die Erzeugnisse, welchen diese bestimmte Beziehung zukommt, einen bedeutenden Theil jenes Betriebes ausmachen. Das Bezeichnende liegt vielmehr darin, daß dieselben Organe und Kräfte, welche die religiöse und kirchliche Neuerung bewirkt, gefördert oder bekämpft haben, auch in der Dichtung vorherrschten und eben damit den Charakter und die Geltung der letztern, gegen die vorhergegangene Zeit, wesentlich änderten.

In die Reihe der Stände, welche die Dichtkunst pflegten, war der Bürgerstand der mächtig herangewachsenen deutschen Städte eingetreten, in dessen tüchtig verständigem Sinne die Lehren der Reformatoren Anhang und thätigen Beistand fanden. Dieselbe Gesinnung, welche den Bürgerstand nach dieser Seite zog, drückte sich in seinen dichterischen Arbeiten aus. Aber auch im Priesterstande, sofern aus ihm die Reformatoren selbst sich erhoben, und in den Männern des Ritterstandes, sofern solche, geistig und leiblich gewaffnet, der Reformation sich angeschlossen, war eine innere Umwandlung vorgegangen. Ein neuer Geist, der Geist des Forschens und Prüfens, war nach allen Seiten erwacht. Die Herrschaft des Verstandes, das Reich des Gedankens

stieg herauf, in ihm konnte die Dichtkunst, deren belebende Kraft die Phantasie ist, nur eine untergeordnete Stelle einnehmen.

Vergleichen wir rückwärts den Zeitraum, der uns beschäftigt, mit dem vorhergegangenen, mit den Jahrhunderten des Mittelalters, so kann diese Vergleichung, vom Gesichtspuncte der Poesie aus, nur zum Nachtheil des unsrigen ausfallen. Die Phantasie, die im Mittelalter selbst in den politischen und kirchlichen Bildungen, in den einflußreichsten Zeitbewegungen (namentlich den Kreuzzügen), sich wirksam erwies, muste natürlich auf ihrem eigensten Gebiete, dem der Dichtung, sich in der reichsten, schöpferischen Fülle entfalten. Der Verstand, der in unsrem Zeitraum das gesammte Leben beherrschte und bewegte, trug ebenso natürlich seine Nüchternheit auch auf die ihm pflichtige Dichtkunst über. War dort selbst die Wirklichkeit von ahnungsvollem Duft umwoben, so spielte hier, wie in den theatralischen Vorstellungen dieser Zeit, auch die Poesie überall am hellen Mittage. Das 11te und das 12te Jahrhundert hatten den poetischen Ertrag, der von ältester Zeit her in der eigenen und bei fremden Nationen sich angesammelt, in zahl- und umfangreichen Dichtwerken aufgefaßt und noch besonders den eigenen unerschöpflichen Vorrath lyrischer Ergießungen hinzugefügt; das 14te Jahrhundert hatte wenigstens nachahmend noch von diesem großen Erbe gezehrt; aber mit dem 15ten wandte sich die Zeit entschieden jenen neuen Richtungen zu, welche gegen das Frühere nicht nur gleichgültig, sondern selbst abstoßend stimmen musten. Der volkskräftige Bildungstrieb, welcher die großen Sagenkreise der germanischen Heldenwelt mit ihren mannigfachen, mächtigen Charakteren gestaltet hatte, war erloschen; der Sinn für die romantischen Abenteuer, für die Darstellungen des höhern geselligen Lebens, welche den Inhalt der Rittergedichte ausgemacht hatten, war bei dem verwilderten Adel selbst entweder ganz verloren gegangen oder doch nicht mehr fähig, Neues von Belang hervorzubringen, den Bürgern aber lag dieses Gebiet noch ferner; gleiche Ungunst der Zeitumstände hatte den ritterlichen Minnesang betroffen, selbst die freie und doch nicht regellose Manigfaltigkeit der mittelhochdeutschen Metrik war zur handwerksmäßigen Silbenabzählung herabgesunken; die christliche Mythenwelt, die wunderreiche Heiligensage, konnte den Reinigern des Glaubens und denen, die ihre Überzeugung theilten, nur in gehässigem Licht erscheinen; gegen die Legende von Jesu Kindheit, die im

Mittelalter auch von deutschen Dichtern mehrfach behandelt worden und noch später als Volksbuch verbreitet war, ereifert sich Luther so sehr, daß er den Urheber solcher Lügen und Ärgernisse für werth hält, mit einem Mühlstein am Hals im tiefen Meer ersäuft zu werden.[1] So hat von dem ganzen poetischen Reichthum des Mittelalters, wenn auch Einzelnes aus den eben aufgezählten Classen ein kümmerliches Dasein sich fristete, doch nichts wahrhaft lebendig und fruchtbar in unsrem Zeitraum fortgedauert, als die lehrhafte und satirische Dichtung, also gerade diejenige, der man in der poetischen Himmelsstadt nur das Pfahlbürgerrecht einzuräumen pflegt. Das Bindemittel zwischen diesen beiden Perioden deutscher Dichtkunst liegt hiernach in dem am wenigsten poetischen Bestandtheile der frühern Periode. Überhaupt aber zeigt sich der durchgreifende Unterschied: im Mittelalter ist die Poesie um ihrer selbst willen da, sie ist die Gebieterin, und selbst anderartige Zwecke, der Belehrung, der geschichtlichen Darstellung, müssen sich mittelst der poetischen Form geltend machen; im 15ten und 16ten Jahrhundert dagegen ist sie Mittel der Lehre, der Erbauung, der religiösen und politischen Polemik, und wie dort eine herrschende, so ist sie hier eine dienende.

So erscheint die Dichtkunst unsres Zeitraums gegen das Mittelalter hin allerdings in scharfer und innerlich begründeter Abgrenzung. Fragen wir nun auch um die Grenze vorwärts, gegen das 17te Jahrhundert hin! Betrachtet man die Reformationsperiode als den Beginn der neuern Zeit, sofern diese als ein Ganzes dem Mittelalter gegenüber gestellt wird, so möchte die Poesie der Reformationsperiode eben auch nur als der erste Theil der neuern deutschen Poesie angesehen werden. Dieselbe gehört auch unstreitig dem Geistesleben der neueren Zeit an, soweit von den Begriffen und Gesinnungen die Rede ist, denen sie zum Ausdrucke dient. Sehen wir aber auf die Beschaffenheit der Poesie als solcher, beachten wir den Beruf, der ihr angewiesen ist, das Verhältnis, in dem sie zum Gesammtleben des Volkes steht, so finden wir die deutsche Dichtkunst des 15ten und 16ten Jahrhunderts von der des 17ten, wie diese vorzüglich in der schlesischen Dichterschule zur Erscheinung kommt, nicht weniger scharf abgeschieden, als von dem ritterlichen Gesange des Mittelalters. Auch nach jener Seite, gegen das 17te

[1] [Vgl. oben S. 40. H.]

Jahrhundert, steht sie in sich abgeschlossen und zwar in der Art, daß eine Vergleichung nach eben dieser Seite hin ihr mehr zum Vortheile gereicht. War gleich die Dichtkunst unsres Zeitraums nur das Werkzeug andrer Zwecke, so war doch dieses Werkzeug ein kräftig bewegtes, eine klingende, funkenschlagende Waffe. Die Angelegenheiten, denen sie diente, waren in lebhafter Schwingung, in heftigem Kampfe begriffen, und so erscheint auch sie kampfrüstig und schlagfertig. Sie ist oft mehr eine Fechtkunst, als eine Redekunst; oder sie ist die Rede eines Predigers im Lager, der Gesang eines Landsknechts. Ohne Zartheit und Anmuth, ist sie oft derb bis zur Rohheit, ungeschliffen, wenn sie nicht Schärfe hätte; wo sie kunstreich sein will, wird sie steif und trocken; will sie sich zierlich geberden, so wird sie ungelenk; hat sie Frieden, so wird sie langweilig. Aber auf dem Kampfplatz oder auf der Bühne frischer Volkslust offenbart sie ihre eigenthümlichen Tugenden: Kraft im Ernst und im Scherze, tüchtigen Witz, gesunden Welt- und Hausverstand. Man muß sich zu den Streitgedichten jener Zeit immer den Mann und seine Kampfstellung hinzudenken, dann wird das starre Rüstzeug sich klirrend bewegen.

Von solcher, auf festem heimischem Boden in reger Handlung begriffener Dichtkunst ist nun die des nächstfolgenden, 17ten Jahrhunderts das entschiedene Gegentheil. Im Allgemeinen ohne thätigen Antheil an den Bewegungen der Zeit, nur daß sie manchmal über die Greuel des 30jährigen Krieges in machtlosem Klageruf die Hände zusammenschlägt, ist sie in der Nachahmung römischer Dichter und mehr noch der ausgearteten italiänischen, der spanischen, französischen, holländischen Kunstpoesie begriffen und führt auf hohlem Grund ihr gelehrtes Gebäude auf. Was jene zu massiv, das ist diese zu locker. Gleichwohl läßt sich, wenn wir auch das Verdienst mancher einzelner Dichter nicht in Anschlag nehmen wollen, doch selbst in der scheinbaren Unnatur des Ganzen ein natürlicher Gang der Entwicklung erkennen. Die Sammlung der noch ungeschiedenen Geisteskräfte im vollen Leben der Poesie, wie solche das Mittelalter hindurch unbewust oder vielmehr im Gesammtbewustsein des ungetrennten Geistes gewirkt und geschaffen hatte, war aufgelöst. Der Verstand hatte sich die übrigen, wesentlich zur Poesie wirkenden Kräfte untergeordnet und ihnen ihre bestimmte, praktische Richtung angewiesen, offenbar aber brauchten sie in dieser Dienstleistung ihr

eigenthümliches Leben auf, und das Beispiel der deutschen Dichtkunst im 15ten und 16ten Jahrhundert, welche hinter den Leistungen andrer Nationen des neuern Europas so auffallend zurückblieb, beweist, daß, wenn auch die Poesie aus der Zeitgeschichte ihre Nahrung zieht und von großen Weltbewegungen neuen Schwung erlangt, sie doch, wenn sie sich unbedingt den jezeitig herrschenden Interessen hingiebt, in ihrem eigensten Berufe verkümmert werde. In den genannten Jahrhunderten war sie bei uns an die Scholle gebannt, im 17ten wurde sie heimatlos. Die noch nicht zum tiefern Verständnis durchgedrungene Bekanntschaft mit dem classischen Alterthum, der Einfluß der schon bis zur Verbildung entwickelten schönen Litteratur mancher neuern Völker zogen die deutsche Dichtkunst in ein bodenloses Kunstgebiet, und sie, die kaum noch an der Erde geklebt hatte, wehte jetzt wie ein fliegender Sommer in der Luft. Auf gelehrtem Wege zugebildet, suchte sie weiterhin ihren Anhalt in der Theorie. War sie nun aber auch allzu sehr ins Schweben gerathen, so war sie doch der allzu materiellen Gebundenheit erledigt; war sie allzu gelehrt und theoretisch geworden, so gewann sie doch zugleich auch ihren Antheil an den Früchten der vorgeschrittenen wissenschaftlichen Bildung. Die erkältende Isolierung selbst muste mehr und mehr das Bedürfnis fühlbar machen, der Idealität unbeschadet, natürliche und nationale Bande wieder anzuknüpfen; und da man, nachdem einmal vom Baume der Erkenntnis gekostet war, nicht zu der unbefangenen Unschuld der älteren Zeit zurückkehren konnte, und da die entbundene Denkkraft viel zu selbständig ihre Bahnen verfolgt hat, um wieder lediglich in der Poesie aufzugehen, so scheint die Aufgabe der neueren Dichtkunst die zu sein, daß sie ihrerseits auch die bewuste Idee zur Schönheit läutere und ihr nur dann die Herrschaft einräume, wenn die Idee erst selbst zur poetischen geworden ist.

Kehren wir zu unsrem besondern Gegenstande zurück, so dürfte durch das bisherige dargethan sein, daß die deutsche Dichtkunst des 15ten und 16ten Jahrhunderts ein in bestimmter Eigenthümlichkeit abgeschlossenes Ganzes bilde, wenn gleich auch hier, wie in aller Geschichte, Übergänge und Vermittlungen vor- und rückwärts stattfinden; sodann daß dieselbe, wenn sie auch als eine dienende bezeichnet werden muste, doch merkwürdig und erheblich genug sei, um eine besondre geschichtliche Darstellung zu erfordern. Ein nordisches Heldenlied erzählt, wie

der Jüngling Helgi, vom Stamme Odins entsprossen, einst, um sich vor seinen Feinden zu retten, die Kleider einer Magd anzog und die Handmühle trieb. Aber scharf leuchteten seine Augen, die Steine brachen, die Mühle zersprang. So werden wir das Götterkind, die Poesie, auch noch in ihrer Dienstbarkeit, am leuchtenden Auge und der angestammten Kraft erkennen und jezuweilen wird sie, die Verhüllung abwerfend, in ungetrübtem Glanze vor uns stehen.

2.

Die Anordnung jeder geschichtlichen Darstellung muß sich in gewissem Maße nach der Zeitfolge richten, da ja die Geschichte überhaupt die Entwicklung der späteren Zustände aus den frühern, das Werden und Wachsen, das Abnehmen und Vergehen der Dinge vor Augen bringen soll. Aber eben weil Vorhergehendes und Nachfolgendes, als Ursache und Wirkung, Keim und Entfaltung, oft genauer unter sich zusammenhängen, als das Gleichzeitige mit dem Gleichzeitigen, so nimmt man hieraus den Anlaß einerseits zu einer Zeitabtheilung nach größern Perioden, wie sie auch wirklich einer bedeutendern Entwicklung Raum geben, anderseits zu einer Sacheintheilung nach den Hauptgegenständen, die in jeder solchen Periode zu einer gewissen Stufe der Entwicklung gelangen. Für die Geschichte der Dichtkunst insbesondre pflegt man hiernach mit der chronologisch-synchronistischen Behandlung die systematische, das heißt die Abtheilung nach den Dichtarten, soweit sie in jeder Periode betrieben worden, zu verbinden. Für unsre Aufgabe nun ließe sich eine periodische Abgrenzung gerade nach den beiden Jahrhunderten darauf gründen, daß das 15te Jahrhundert vorbereitet, was das 16te zur Ausführung bringt. Da jedoch der Zeitraum an sich nicht von zu großem Umfang ist und es für einzelne Gegenstände zuträglicher schien, die Grenze nicht so scharf abzustecken, so habe ich jenen Durchschnitt in der Mitte der beiden Jahrhunderte unterlassen. Aber auch die Eintheilung nach den Dichtarten hielt ich bei der angegebenen Beschaffenheit der deutschen Dichtkunst in diesem Zeitraume nicht für angemessen. Eben weil die Poesie hier eine dienstpflichtige ist, kommen weniger ihre eigenen Grundformen in Betracht, als die Zwecke, für welche sie verwendet wird, und die Art dieser Verwendung. Hiernach bilden und ordnen sich denn auch die verschiedenen Abschnitte unsrer

Darstellung. Es stellen sich uns als solche heraus: die letzten Anstrengungen ritterlicher Dichtung; der Meistergesang; die historischen Lieder, welche ich, da sie nach Jahr und Tag bestimmte Ereignisse betreffen, nach den beiden Jahrhunderten abtheilen werde; das Kirchenlied; die Reformationspolemik; die größern und allgemeinern Straf-, Spott- und Lehrgedichte; Schwänke und andre erzählende Dichtungen; Festspiele; die nichthistorischen Volkslieder. Die speciellere Rechtfertigung dieser Abschnitte kann sich nur aus der Darstellung selbst ergeben. Im Allgemeinen aber reihen sich dieselben in der Art an einander, daß man weder die chronologische Rücksicht überhaupt, noch den Unterschied der beiden Jahrhunderte, des vorbereitenden und des ausführenden, verkennen wird.

Schriftstellercharaktere treten in unsrem Zeitraum allerdings sehr entschiedene und bedeutende hervor. Dennoch habe ich vorgezogen, die Anordnung nach den Gegenständen, nicht nach den Verfassern, zu machen. Geister wie Luther, Ulrich von Hutten und Andere bewegen sich nur mit einem sehr mäßigen Theil ihres Wirkens auf dem Felde der deutschen Dichtkunst. Ihre volle Würdigung kann nicht von hier ausgehen, unser Absehen kann nur das sein, den Gebrauch, den sie von der Dichtkunst gemacht, und den Einfluß, den sie auf dieselbe ausgeübt, zu ermitteln. Je vielfacher überhaupt das poetische Treiben der Reformationsperiode mit der Zeitgeschichte selbst, deren Bewegungen es folgt, verflochten ist, um so bestimmter müssen wir uns auf die Aufgabe einer Geschichte der Dichtkunst beschränken, sonst würden wir am Ende die Obliegenheit übernehmen, die Reformationsgeschichte selbst zu geben. Die allgemeine Bekanntschaft mit den damaligen politischen und kirchlichen Gestaltungen und Kämpfen müssen wir voraussetzen und unsre Betrachtung dabei festhalten, wie sich das Gesicht der Zeit in der Dichtkunst abgedrückt habe.

3.

Über die Quellen und Hülfsmittel für die geschichtliche Kenntnis der Dichtkunst unsres Zeitraums habe ich in dieser allgemeinen Einleitung nur weniges zu sagen.

Da es nicht etwa größere Sammlungen der Schriftsteller des 15ten und 16ten Jahrhunderts giebt, so werde ich die Angabe der Quellen

bei jedem besondern Abschnitt oder bei den einzelnen Dichtern und Dichtwerken beibringen. Hier muß ich nur, zur Entschuldigung mancher Lücken der nachfolgenden Darstellung, die Bemerkung voranschicken, wie schwierig es auch für diesen Zeitraum noch sei, sich die unmittelbare Einsicht der Quellen auch nur in annähernder Vollständigkeit zu verschaffen. Nicht nur ist auch hier manches nicht Unerhebliche bloß handschriftlich vorhanden, sondern es sind auch die alten Drucke, an die man gewiesen ist, zum Theil nicht minder selten, als die Handschriften der Gedichte des Mittelalters. Durch neue Herausgabe ist verhältnismäßig nur weniges in den Buchhandel gebracht. Wenn aber auch die größern Werke von Sebastian Brand, Hans Sachs, Fischart und Andern wenigstens theilweise auf den öffentlichen Bibliotheken gefunden werden, so bleibt noch immer ein sehr einflußreicher und darum höchst beachtenswerther Theil jener älteren Litteratur übrig, die Flugschriften und Flugblätter, die in zahlloser Menge verbreitet waren. Die Werkstätte der neuerfundenen Buchdruckerkunst war eine Waffenschmiede, aus der jene befiederten Pfeile zum Behuf des Reformationsstreites unablässig ausflogen. Darunter befindet sich besonders vieles, was der satirischen Dichtung angehört. Die Kenntnis der damals gangbaren Volkslieder muß großentheils aus solchen einzelnen Blättern gesammelt werden. Nur ein lange fortgesetzter, vom Glücke begünstigter Sammeleifer kann hier zu bedeutenderem Erwerbe führen. Je mehr in neuerer Zeit die Aufmerksamkeit der Kenner und Liebhaber auf diese alten Stücke gerichtet ist, um so schwerer gelingt es, sie jetzt noch in größerer Zahl einzufangen. Nur der Klang des Silbers bringt noch hin und wieder einen solchen Bienenschwarm zum Sitzen. [1]

Was die Hülfsmittel anbelangt, so besitzen wir noch keine besondre Bearbeitung dieses Theils der Geschichte deutscher Dichtkunst, auch nicht eines einzelnen der beiden Jahrhunderte. Wohl aber ist auch diese Periode in den bekannten Werken über deutsche Poesie und Nationallitteratur überhaupt von Bouterwek, Horn, Wachler, Koberstein [Gervinus, Kurz, Vilmar, Wackernagel. H.] und Andern behandelt. Die Arbeit Bouterweks (Geschichte der Poesie und Beredsamkeit seit dem Ende des

[1] [Statt alles weiteren verweise ich auf Uhlands eigene Sammlung: „Alte hoch- und niederdeutsche Volkslieder in fünf Büchern. Erste Abtheilung. Stuttgart und Tübingen 1844. 8. Zweite Abtheilung. Ebend. 1845. 8. H.]

13ten Jahrhunderts. Band IX. Göttingen 1822) ist, wie ich schon be-
rühmt, gerade für diesen Zeitraum von besondrem Verdienste. A. Kober-
steins Grundriß zur Geschichte der deutschen Nationallitteratur, zum
Gebrauch auf gelehrten Schulen u. s. w. Leipzig 1827 (nicht zu ver-
wechseln mit desselben Verfassers Leitfaden beim Vortrage der Geschichte
der deutschen Nationallitteratur u. s. w. 1828, einem bloß summarischen
für Schüler berechneten Auszuge des erstern Buches), ist als geschicht-
liches Handbuch für die verschiedenen Perioden der vaterländischen schönen
Litteratur, bis auf die neueste Zeit, sehr empfehlungswerth. [Vierte
Ausgabe 1847—1865. H.]

Für das eigentlich Litterarische, die Bücherkunde, sind noch anzu-
führen:

Flögel, Geschichte der komischen Litteratur. B. III und IV. Liegnitz und
Leipzig 1786. 1787.

Koch, Compendium der deutschen Litteraturgeschichte u. s. w. 2 Bde. Berlin
1790—98.[1]

Auf das 15te Jahrhundert erstreckt sich auch noch:

F. H. v. d. Hagens und Büschings Litterarischer Grundriß zur Geschichte der
deutschen Poesie von der ältesten Zeit bis in das 16te Jahrhundert. Berlin 1812

So viel endlich die Kenntnis der deutschen Sprache im 15ten und
16ten Jahrhundert betrifft, so bildet dieser Zeitraum den Übergang
vom Mittelhochdeutschen zum jetzt gebräuchlichen Hochdeutsch. (Vergleiche
Eschenburg, Denkmäler altdeutscher Dichtkunst. Bremen 1799. 8.
S. 417: In meissen teutsche sprach' gar gut.) Auch sträuben sich die
Mundarten noch mächtig gegen die Auflösung in einer gemeinsamen
Büchersprache. Darum ist auch keine für beide Jahrhunderte oder je
für die gleichzeitigen Schriftsteller gültige Grammatik denkbar, sondern
nur eine geschichtliche Nachweisung jener Übergänge, worauf auch in
Jacob Grimms Sprachwerke (Deutsche Grammatik, 1 Auflage, Göt-
tingen 1819. 8. S. LXXI, VIII) besondrer Bedacht genommen ist.[2]

In lexikographischer Hinsicht ist, wenn gleich von provinciellem
Standpunct ausgehend, Schmellers bayerisches Wörterbuch, bis jetzt

1 [K. Gödeke, Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung. Hannover
1857. 8. H.]

2 [Man vergl. nun: J. Kehrein, Grammatik der deutschen Sprache des
15ten bis 17ten Jahrhunderts. I—III. Leipzig 1854—56. 8. H.]

2 Theile, Stuttgart und Tübingen 1827—28 [3 und 4 Theil 1836—37. H.] für diese Periode mit vielem Nutzen zu gebrauchen.

So viel zur Einleitung. Ich habe mich auf allgemeinere Erörterungen nicht weiter eingelassen, als schon jetzt zur Verständigung nöthig schien. Die Betrachtung kann wenig Überzeugendes haben, wenn sie den noch nicht erkannten Thatsachen vorgreift, aus deren Darlegung sie vielmehr als Ergebnis hervorgehen soll.

Erster Abschnitt.

Poesie des Ritterstandes.

Die Reife der Zeit zu neuen Entwicklungen verkündigt sich in dem Verfalle des bisher Bestandenen. Wenn die Herbstblumen aufgehen, so verwelken die des Sommers. Die deutsche Dichtkunst war bis daher zumeist vom Ritterstande gepflegt worden, jetzt verkümmerte sie unter seinen Händen, wie die Pflanzungen eines Kranken. Dieses Zeichen der neuen Zeit wird uns im gegenwärtigen ersten Abschnitte beschäftigen.

Es ist nöthig, einen Blick auf die Blüthe dessen zurückzuwerfen, was wir hier im Zustande des Hinwelkens darzustellen haben. Der Adel, der den Lehenstaat bildende Wehrstand, machte im Mittelalter einen sehr zahlreichen Bestandtheil des deutschen Gesammtvolkes aus, da auch der Stand der Freien, die Grundlage des Adels, mehr und mehr in ihm aufgegangen war. Diese ausgebreitete, in sich wieder, vom Fürsten abwärts, mehrfach abgestufte Classe befand sich vorzugsweise wie im Besitze der ritterlichen Wehrhaftigkeit, so in dem der geselligen Bildung. Aus demselben Stande erblühte denn auch seit dem letzten Viertel des 12ten Jahrhunderts eine eigenthümliche, durchaus das Gepräge dieses Ursprungs tragende Poesie von unendlich üppigem Wachsthum. Sie gestaltete sich in zweierlei Hauptformen: lyrisch im Minnesange, episch in den Rittergedichten. Der Minnesang war der poetische Ausdruck des Frauendienstes, ein mehr ton- als ideenreiches Werben um die Gunst der Frauen, deren hohe Stellung in der

Um dieselbe Zeit klagt Reinmar von Zweter, daß Frauen nicht mehr die Gewalt haben, mit lichten Augen freche Ritter zu bändigen; wo jetzt Frauen über Feld fahren, die fange man auf, um Schatzes, nicht um Minne willen. [1] Derselbe Dichter rügt bitter einen besondern Fall gebrochenen Landfriedens (Minnes. II, 152b, 3te Strophe). [2]

Im weitern Verlaufe des 13ten Jahrhunderts schildert Konrad von Würzburg die Wildheit der Zeit in einem Tanzliede:

Venus ist entschlafen, die weiland hoher Minne waltete; manche Frau schreit wehe darob. Schürf und schind Schaf und Rind! das ist die Minne, nach der sie jetzt trachten. Herr Mars reichset im Lande, der hat den werthen Gott Amur verjagt mit Raub und Brande. Der Herr und der Bauer üben jetzt Raub und Brand viel gerner, denn die süße Minne. Der Frauentanz ist hingelegt, die Schoppen sind werth geworden; lieber als einen Kranz trägt man eine Beckelhaube (Blechhaube, vgl. Schmeller I, 149) oder ein Schwert. Viel Unbill wird begangen an armen Kühen und an Geißen und an den Leuten, die man fängt. Gewalt ist mächtig auf der Straße, Recht steht krummer, denn eine Sichel (Minnesinger II, 198a). [3]

Meister Friedrich von Suonenburg versichert, gerne säng' er Minnelieder, aber er laff' es, weil Zucht und Ehre den jungen Edeln wehe thun und Weiber beim Weine zu schelten, ihnen besser behage. (Minnes. II, 213a.) [4]

Auch Ulrich von Türheim, in der Fortsetzung des Eschenbachischen Wilhelm von Oranse, klagt wiederholt, daß die Ritter den Wein eifriger minnen, denn ein schönes Weib, ja daß er Weiber kenne, die selbst sich lieber an Wein, als an werthe Minne kehren und dem Gaste weidlich zutrinken (Pfälzer Handschrift 494, Bl. 129a. 212b).

Wie es im 14ten Jahrhundert mit dem Minnesange stand, davon hat die Chronik von Limburg an der Lahn, die in eben diesem Jahrhundert geschrieben ist, einen charakteristischen Zug aufbewahrt (Die Limburger Chronik u. s. w., herausgegeben von C. D. Vogel, zweite unveränderte Auflage, Marburg 1828, mit etwas erneuter Schreibweise, S. 89):

[1] [v. d. Hagen, Minnesinger I. S. 217. 218: E heten vrouwen den gewalt u. s. f. H.]

[2] [v. d. Hagen, Minnesinger I. S. 218. H.]

[3] [v. d. Hagen, Minnesinger I. S. 312. 313. H.]

[4] [v. d. Hagen, Minnesinger I. S. 355. Nr. 13. H.]

„Anno 1347 da wurden die von Coblenz jämmerlich erschlagen und niedergeworfen bei Grensau und blieben ihrer todt 172 Mann und wurden ihrer dazu sieben gefangen. Das thäte Reinhard, Herr zu Westerburg. Derselbig was gar ein edler Ritter von Sinn, Leib und Gestalt und ritt dem Kaiser Ludewig nach und machte dieß Lied:

Ich dorfte den Hals zubrechen,
Wer rechet mir den Schaden dann?
So hette ich niemand, der mich reche,
Ich bin ein ungefreundter Mann.
Uf Ihre Gnad acht ich kleine Sach,
Das laß ich Sie verstahn u. s. w.

Da der Kaiser Ludewig das Lied hörte, strafte er den Herrn von Westerburg und sagte, er sollte es der Frauen gebessert haben. Da nahm der von Westerburg eine kurze Zeit und sagte, er wollte es der Frauen bessern, und sung dieß Lied:

In Jammersnöten ich gar verbrinn
Durch ein Weib so minnigliche u. s. w.

Da sprach Kaiser Ludewig: „Westerburg hat es uns nun wohl gebessert."

(Vergl. Koch, II, 69 f. Außer dem, was die Limburger Chronik von diesem Reinhard von Westerburg weiter besagt, ist auch über ihn und seine Fehden Urkundliches beigebracht in Mones Badischem Archiv, B. 1. Karlsruhe 1826. 8. in der Abhandlung des Herausgebers „die vaterländischen deutschen Dichter des Mittelalters" S. 101—4. Vergl. auch über den Dichter Gerlach von Limburg die Limburger Chronik S. 5; ob wohl der Gerlach in der Urkunde bei Mone a. a. O.?)

Der Minnesang, sonst die Blüthe ritterlicher Bildung, jetzt dem Ritterstande verleidet und verlernt, fiel mehr und mehr der Gemeinheit anheim. Bettelhafte Hände schlugen das abgegriffene Saitenspiel, das einst Kaiser und Könige gerührt hatten.

Dennoch blieb die Poesie des Ritterstandes auch noch in dem Zeitraume, den wir geschichtlich behandeln, nicht gänzlich ohne Nachwirkung. Ich spreche in diesem Abschnitte nicht von den Nachklängen jener älteren Lyrik, die auch noch im bürgerlichen Gesange sich hörbar machten, noch von den Bemühungen, welche auch jetzt noch darauf gerichtet waren, die Rittermähren der frühern Jahrhunderte zu erhalten oder in veränderter Form zu verbreiten, sondern von derjenigen poetischen Thätigkeit,

welche noch im Ritterstande selbst, in fortwährender, an die frühere Ritterdichtung sich anreihender Production, sich offenbarte.

Nach letzterer Hinsicht nehmen uns für diesen ersten Abschnitt vorzugsweise folgende vier Männer und ihre Werke in Anspruch, die in den Zeitraum vom Anfange des 15ten Jahrhunderts bis zu dem des 16ten fallen: Hugo, Graf von Montfort, Oswald von Wolkenstein, Hermann von Sachsenheim und Kaiser Maximilian I. Von dieser Vierzahl haben die beiden Erstern die Pflege des Minnesanges, die beiden Letztern die des Rittergedichtes fortgeführt, wenn gleich, wie die Darstellung zeigen wird, auch sie den Einfluß ihrer Zeit sehr bemerkbar erfahren haben.

1. Hugo, Graf von Montfort. [1]

Seine Gedichte befinden sich in einer Pergamenthandschrift der Heidelberger Bibliothek (Nr. 329 der deutschen Handschriften). Diese Handschrift ist mit Singnoten ausgestattet, mit ausgemalten Anfangsbuchstaben und dem goldglänzenden Wappen des Montfortischen Grafenhauses am Schlusse geziert. Auf dem vorletzten Blatte steht mit goldenen Buchstaben: Comes Hugo de Monteforti, dominus de Brigantia. Es ist nicht zu zweifeln, daß er selbst diese schriftliche Sammlung seiner poetischen Erzeugnisse veranstaltete und mit Vorliebe ausschmückte. Gedruckt sind daraus einige Lieder, sämmtliche Liederanfänge, obgleich nicht mit ganz richtiger Abtheilung, und eine Anzahl einzelner Strophen in F. Adelungs Altdeutschen Gedichten in Rom. Königsberg 1799. 8. Fortsetzung S. 215—239. Auch Görres hat in seinen Altdeutschen Volks- und Meisterliedern aus den Handschriften der Heidelberger Bibliothek. Frankfurt a. M. 1817. 8. (Einleitung S. XVII f.) von dieser Sammlung Notiz gegeben.

Über seine Lebenszeit läßt uns der Dichter selbst nicht ungewiß. Mehrere seiner Gedichte, besonders die Liebesbriefe, besagen am Schlusse, noch im Zug der Reime, Ort, Jahr und Tag der Abfassung, z. B. zu Ensisheim in einem kleinen Stüblein, 1396 (Bl. 22a), zu Wien in

[1] [Man vergleiche: K. Weinhold, Über den Dichter Graf Hugo VIII [M]ontfort, Herren zu Bregenz und Pfannberg. Aus den „Mittheilungen [...]schen Vereines für Steiermark,“ Heft 7. Grätz 1857. 8. H.]

den Fasten, 1402 (Bl. 45a). Auch erfahren wir, daß er im Jahr 1414 siebenundfünfzig Jahre auf dem Rücken hatte (Bl. 48a). Einmal gedenkt er seiner verstorbenen [zweiten] Gemahlin (Bl. 31b):

Grefin Ment[1] was siu geheizen.

Von dem Gedichte, das seine Wallfahrt nach dem heiligen Grabe betrifft, sowie von den Beziehungen auf seine Zeit wird nachher besonders die Rede sein.

Da mir keine Specialgeschichte des Hauses Montfort bekannt ist,[2] so weiß ich sonst über seine persönlichen Verhältnisse nur Weniges anzuführen. Nach den Notizen, welche Joseph v. Laßberg dem ersten Bande seines Liedersaals (Lieder-Saal d. i. Sammelung altteutscher Gedichte, aus ungedrukten Quellen. B. I. 1820. S. VI) über die alten Sänger der Bodenseegegend vorangeschickt, hat dieser Graf Hugo von Montfort sich einen Herrn von Bregenz (dominus de Brigantia in der Liederhandschrift) und Pfannenberg geschrieben und hatte seinen Sitz auf der nun gebrochenen Burg Hohenbregenz, auf deren Stelle nur noch das bekannte Sanct Gebhards Kirchlein steht, mit der ausgebreiteten Aussicht auf See und Gebirg. Die Güter des ursprünglich schwäbischen Geschlechts von Pfannenberg, dessen Erbe nach dem Aussterben des Mannsstamms zum Theil auf die Grafen von Montfort zu Bregenz übergegangen waren, lagen in Östreich (Suchenwirt 234). Auch Wien und Ensisheim (im Elsaß), wo einige der Lieder geschrieben sind, deuten auf ein näheres Verhältnis zum östreichischen Hause. In M. Crusii Annalium Suevicorum dodecas tertia, Frankfurt 1596, Fol. S. 338 wird beim Jahr 1414 unter den Herren, welche zum Constanzer Concilium kamen, angeführt: Comes Hugo Montefortius, was ganz auf den Unsrigen paßt, der auch selbst der dort verhandelten Angelegenheiten erwähnt. Wenn dagegen Görres a. a. O. bemerkt, unser Dichter komme im Gefolge Friedrichs III bei der Krönung desselben in Rom im Jahr 1451 in einem Manuscripte der Heidelberger Bibliothek vor, das eigens diesen Römerzug beschreibe, so ist dieß ohne Zweifel ein Andrer; denn da der Sänger nach seiner eigenen Angabe

[1] [Gräfin Clementia von Toggenburg, gestorben Mitte oder Ende 1401. Vgl. Weinhold a. a. O. S. 10. 11. H.]

[2] [Vanotti, Geschichte der Grafen von Montfort und Werdenberg. Bellevue 1845. Vergl. Weinhold S. 2. H.]

im Jahr 1414 siebenundfünfzig Jahre zählte, so müste er den Römerzug noch im vierundneunzigsten Jahre seines Alters mitgemacht haben.[1]

Unser Dichter steht auf der Schwelle der Zeit, mit der wir zu schaffen haben, seine Gedichte sind, wie schon gesagt worden, theils noch aus dem 14ten, theils aus den ersten Jahrzehenden des 15ten Jahrhunderts datiert. Es sind Reden, Briefe und Lieder, wie er selbst sie nennt und abzählt, im ganzen vierzig Stücke (Bl. 39b). Der Minnedichtung gehören vorzüglich die beiden letztern Classen an, denn auch die Briefe sind verliebten Inhalts und strophischen Baues. Von diesen Minneliedern möge hier eines zur Probe folgen:[2]

Nr. 16 Mir bekam ein gsell am meien tac
Und bracht mir luft von orient
Mit botschaft liep, daz ich uch sag,
Diu red diu ist mit lust benent u. s. w.

In einer gedoppelten Verlegenheit finden wir diesen Sänger befangen. So gern er „ain Minneliedli" dichtet (Bl. 3b), so viel er von werthen Frauen und „zarten, lieben Töchterlein" singt (Bl. 6a, 12b, 17a), so verfolgen ihn doch stets Gewissenszweifel, ob er nicht damit, als durch Abgötterei, sich versündige. Wir hören ihn sagen:

Ez möcht licht sin, ich red ze vil,
Miner sel tet baz ein swigen.

In einem andern Liede ruft er deshalb seinen Schutzengel an:

O lieber engel, nu hüt der sel,
Du bist mir doch ze hüter geben,
Und beschirm mich vor der sünden quel,[3]
Damit mir werd das ewig leben!

Auch eine Traumesstimme mahnt ihn ab (Nr. 31):

Mir kam ain priester für im tron
Mit weishait und mit sitten,
Mit züchten sprach er zuo mir schon:
Du hettist wol vermitten u. s. w.

[1] [Graf Hugo VIII von Montfort starb am 4 April 1423. Vgl. Weinhold a. a. O. S. 16. H.]

[2] [Ausgabe von Weinhold a. a. O. S. 46—48. H.]

[3] Qual, Strafe. Suchenwirt. [Peter Suchenwirts Werke ... von A. Primisser. Wien 1827. 8. S. 87. 33. H.]

Aus demselben Lied ersehen wir aber, daß ihn nicht bloß solche Himmelsstimmen im Traume, sondern selbst seine irdischen Räthe vor dem Dichten gewarnt:

> Mein rät die tuont mich strafen,
> Ich beklimber mich ze verr mit tichten u. s. w.
>
> Also wil ich von tichten lan,
> Hert löff sind in den landen u. s. w.

In einem frühern Liede versprach er nur so viel, keine Lieder mehr zu singen, die zum Tanzen bestimmt seien (Bl. 12a. Vgl. noch Bl. 18a. 17b). Unter den harten Läufen, die ihn zu solcher Strenge gegen sich selbst bestimmen, erkennt man wohl die Zeit der Kirchenspaltung und des Constanzer Concils.

Ein zweiter Einwurf, den sich dieser Sänger macht, ist das Mistrauen in seine Kunst. Die Zeit ist vorüber, wo die Übung des Gesanges beim Adel allgemein war. Hugo gesteht, daß er der Silbenzahl nicht gewaltig sei und sich leicht in den Reimen vergessen haben möge (Bl. 3 a. 39 b). Er versucht das Versmaß des spätern Titurel, den er die Blume aller deutschen Bücher nennt, aber es will nicht gelingen und er vergleicht sich selbst dem Kuckuck, der mit der Nachtigall im Maien singt (Bl. 16a). Auch an unvollkommenen Reimen fehlt es nicht. Leicht versöhnt uns aber seine Entschuldigung: habe doch oft ein Zimmermann die Schnur zerhauen; so hab' er viel gedichtet, in Wäldern und in Auen reitend; wohl den sechsten Theil des Buchs hab' er zu Rosse gemacht, darum solle niemand lachen, wenn es nicht so gänzlich beschlossen sei, als hätt' er es, auf einem Bette (Polstersitze) sitzend, ausgemessen; große Sachen zu schaffen haben und dazu Reime messen, das möge wohl Einen irre machen (Bl. 39b). Dabei erklärt er, denn er will uns nicht betrügen, daß nicht er selbst die Weisen zu den Liedern gemacht, sondern Burk Mangolt, sein getreuer Knecht, zu Bregenz gesessen.[1]

Wenn es auch eine große innere Lust zum Gesange voraussetzt, trotz Gewissensangst und Kunstbangigkeit die alte Minneweise fortzusingen, so ist doch die frische Unbefangenheit zusammt dem Kunstgeschicke des

[1] [Man sehe die Stellen bei Weinhold a. a. O. S. 30, Anmerkung 1, und in: Germania, herausgegeben durch F. H. v. d. Hagen. VII. Berlin 1846. 8. S. 342—344. H.]

Minnesanges der bessern Zeit verloren. Selbst in die Liebeslieder und Liebesbriefe mischen sich ernste Betrachtungen. Die üppigste Gattung des ältern Minnesanges, das Tagelied, der Morgenruf des Burgwächters, womit er Alle warnt, die bei verstohlener Liebe weilen, wird hier meist auf Sittenlehre und geistliche Ermahnung angewandt; eine Anwendung, von der man übrigens schon gegen den Schluß des 13ten Jahrhunderts Spuren findet, wenn z. B. in einem solchen Liede die Minner der Welt aufgerufen werden, sich dieser falschen Geliebten zu entreißen, bevor der Tag des Gerichtes durch die Fenster hereinblicke (Pfälzer Handschrift 350, S. 235). In einem dieser geistlichen Tagelieder redet unser Dichter den Wächter an (Nr. 12):

> Sag an, wachter! wie was es tag,
> Do himel und erd nit emphlag,
> Planeten zwar und auch die elementen? u. s. w.

Wenn auch in der Ausführung nicht befriedigend eingehalten, so ist doch die Idee, von der dieses Lied ausgeht, der Tag in Gott, bevor noch Mond und Sonne leuchteten, gewiss eine erhabene.

Ernster und frommer Betrachtung zugekehrt sind namentlich auch diejenigen Stücke, welche der Dichter selbst Reden nennt, in nichtstrophischen Reimpaaren. Eine derselben, die längste (Nr. 5), ist noch besonders dadurch beachtenswerth, daß sie über Sitten und Ereignisse der Zeit sich strafend ausläßt und damit ganz dem Geiste unsres Zeitraums angehört. Der Dichter beginnt damit, wie er in seiner Jugend die schönen Frauen gerne geschaut und nach bestem Vermögen gelobt habe. Erst als er dreißig und vierthalb Jahre alt gewesen, hat er an Gott gedacht und die Vergänglichkeit alles Irdischen erkannt. Da begiebt er sich in einen Wald, um von der trügerischen Welt abgeschieden zu leben. In der Wildnis kommt zu ihm der Held Parcival, dessen Länge und kräftige Gestalt ihn anfänglich erschreckt. Parcival aber grüßt ihn freundlich und will von ihm hören, wie man jetzt in der Welt lebe. Hiernach hebt der Dichter seinen Bericht an:

> Die welt ist so gar verirret,
> Mit maniger sach bewirret,
> Doch sag ichs, so ich best kan u. s. w.

Der Höchste ist der Pabst. Aber wie steht es mit diesem?

Zwen pebst sind gewellet,
Der tiefel hat gesellet
Warlich sich zu dem ainen.
Die bösen und die unrainen
Die hand erdacht die valschen wal u. s. w.

Diese schwere Verantwortung hat niemand
Dann grosse hoptprelaten u. s. w.

Wen sein Sinn nicht anders weist, als daß Derjenige, dem er beitritt, der rechte Pabst sei, der mag wohl dabei bleiben;

Tet er es aber umb gab oder umb guet,
Zwar der hat ain bösen muet,
Der verkauft die gerechtikait,
Das wirt sinr sel ain ewigs laid u. s. w.

Weiter klagt er, daß manche Fürsten und Herren den Biedermännern die Schälke vorziehn, welche jene verlügen, und daß dabei geistlich und weltlich Gericht nicht bestehen könne. Sofort kommt er auf die Priester:

So phlegent priester simoni,
Darzu sint si nit wuechers fri
Und süntlichs fürkaufen. [1]

Parcival findet diese Zeitläufe allzu hart, fragt jedoch weiter:

Sag an! wie hat gevert
Ritterschaft und frowen?
Wie land si sich schowen?
Ich sprach: Der lauf ist mengerlei.
Etlich minner hand geschrei
Mit schrien, waien,
Als esel in dem maien,
Und hand doch weder zucht noch scham u. s. w.

Aber auch noch andern Vorwurf hat der Dichter dem Adel, wie den übrigen Ständen, seiner Zeit zu machen:

Ritterschaft phligt wuechers nam,
Daz wer etwenn gewesen scham u. s. w.

Dennoch sind nicht alle ohne Unterschied in das Böse versunken:

[1] Auskaufen, überbieten, bei Vergebung von Kirchenstellen. Vgl. Schmeller II, 284.

Noch vint man mangen biderman,
Priester und auch laien wolgetan,
Der durch keiner slacht miet
Von sel noch eren nit schiet.
So vint man noch meng wiplich wib,
Die in eren haltet iren lip,
Der tut si nit vergessen
Und kan wol trewe messen u. s. w.

Besonders aber sucht er in der Priesterschaft, nach ihrem bessern Theile, das Heil der Zeit:

Ich glob und wer nit priesterschaft,
Der tiefel wurd sighaft
Me das mertail an der cristenhait u. s. w.

Allzu nüchtern ist der Schluß des Gedichts, wodurch die Fiction völlig aufgehoben wird:

Nu wil ich euch die warhait sagen,
Parcifal ist tod vor mengen tagen;
Ich han in nun ze pispel[1] gezelt,
Daz er ist gewesen ain ritter us erwelt.

Es ist in diesem Strafgedichte noch nichts enthalten, was bestimmter auf die Ideen hinwiese, die ein Jahrhundert später in der Reformation zur Reife kamen. Aber das ersehen wir doch, wie die Zerrüttung der Kirche durch den Streit der Gegenpäbste und die Habsucht eines Theils der höhern und niedern Geistlichkeit einen Mann zu bittrer Rüge aufregt, der sonst von hoher Achtung für das Priesteramt durchdrungen und dem kirchlichen Glauben seiner Zeit treulich ergeben ist, wie dieß auch seine geistlichen Lieder, darunter eines zum Lobe der heiligen Jungfrau, beweisen. Sanct Peters Schiff erklärt er einmal (Nr. 12) für das einzige, das auf dem stürmischen Sündenmeere helfen könne. Im Ganzen erzeigt er sich als einen echten Ritter, der noch im Zerfalle der Adelssitte, worüber er auch in jenem Strafgedichte klagt, den edeln Minnesang nach Kräften zu fristen sucht, und wie er einst im Dienst einer schönen Frau ein prächtiges Ritterspiel mitmachte (Bl. 2b, f.), so nachmals auch nach altem Gebrauch eine Fahrt nach dem heiligen Grabe unternimmt. Von dieser meldet uns das letzte in der Reihe seiner Lieder und ich gebe zum Schlusse noch einen Auszug

[1] Bispel, Gleichnisrede.

desselben, als Beitrag zu den sonst nur dürftig bekannten Lebensumständen des Dichters.

Das Lied beginnt mit einem Hülferuf im Seesturme: [1]

Des himels vogt und hochster keiser,
Laz gen uns ab dinem zorn! u. s. w.

Es werden nun aus der heiligen Schrift Beispiele wunderbarer, göttlicher Rettung aufgezählt: Daniel bei den Löwen, die Jünglinge, die im Feuerofen Gott mit Gesange lobten, Jonas im Bauche des Fisches u. s. w.

Mit dem Anruf Gottes, Marias und des heiligen Jakob scheint das Lied ursprünglich geschlossen zu haben und was noch weiter von diesem Sturm und der Wallfahrt überhaupt erzählt wird, erst in der Folge von dem Dichter hinzugefügt worden zu sein. Er fährt nemlich fort:

Ditz geticht wart gemacht
In vil grozem ungemach u. s. w.

Das Gedicht schließt mit einem dreistrophigen Bußgebete.

2. Oswald von Wolkenstein. [2]

Er steht mit Hugo von Montfort an der Pforte des 15ten Jahrhunderts. Sein Stammsitz ist die Felsenburg Wolkenstein, im Thale Gröden, in Tirol. Die Liedersammlung, die er hinterlassen hat, ist viel zahlreicher, als die des Grafen von Montfort, aber auch sie ist noch ungedruckt. [3] Ich vermag daher nur den Platz, den er einzunehmen hätte, zu bezeichnen, nicht aber sein Bild selbst aufzustellen. Nur einzelne Lieder und Liederstrophen sind da und dort mitgetheilt. Mit seinen Lebensumständen hat sich vorzüglich Jos. v. Hormayr beschäftigt.

Sieh Jos. v. Hormayrs Aufsatz über diesen Sänger, mit dessen Bildnis, im Taschenbuch für vaterländische Geschichte 1824. S. 334 ff. Ebend. Archiv

[1] [Das ganze Gedicht, von welchem hier Bruchstücke mitgetheilt werden, findet sich in berichtigtem Texte bei Weinhold, a. a. O. S. 49—54. Ich habe die ausgehobenen Stellen nach der Herstellung dieses Gelehrten geändert. H.]

[2] [Man vergleiche nun: Oswald von Wolkenstein und Friedrich mit der leeren Tasche. In elf Büchern. Von Beda Weber. Innsbruck 1850. 8. H.]

[3] [Es kann jetzt verwiesen werden auf: Die Gedichte Oswalds von Wolkenstein. Mit Einleitung, Wortbuch und Varianten herausgegeben von Beda Weber. Innsbruck 1847. 8. H.]

für Geschichte u. s. w. Januar 1823. Nr. 1. 2. Tiroler Almanache. Wien 1803—5 und Recensionen derselben von Joh. Müller in der Jenaischen allgemeinen Litteraturzeitung 1805. Nr. 297. Wiener Jahrbücher der Litteratur 1821. B. XVI, S. 71—73 (Daher die nachfolgenden Liederfragmente). Vgl. auch 1818. B. III, S. 42.

Sonst noch über ihn: Bragur, herausgegeben von F. D. Gräter. B. VII. Abtheilung II. Leipzig 1802. 8. S. 266—69. J. N. Forkels Allgemeine Geschichte der Musik. Leipzig 1801. 4. II, S. 763—7. Graff, Diutisca III. Stuttgart und Tübingen 1829. 8. S. 189.

Oswald von Wolkenstein war das Haupt der tirolischen Adelsbündnisse wider Friedrich mit der leeren Tasche. Im Sturme der Felsburg Greifenstein ward er durch einen Pfeilschuß eines Auges beraubt.[1] Er kämpfte wider die Polen[2] unter der Fahne des deutschen Ordens, war Gefährte Herzogs Albrecht IV von Österreich ins heilige Land[3], dann des Königs Sigmund auf dessen Reise nach Frankreich und Spanien (1415) zum Behuf der Kirchenvereinigung und des Constanzer Conciliums. Die Länder, die er bereist, die zehen Sprachen, die er gesprochen, die Instrumente, die er gespielt, zählt er folgendermaßen auf:

[1] [Beda Weber berichtet in dem erstgenannten Werke S. 105: „Oswald von Wolkenstein, der Dichter, wurde im Jahre 1367 im Schlosse Trostburg geboren. Friedrichs und Katharinens zweitgeborner Sohn, hatte er schon als Knabe das Unglück, daß ihm bei einer Fastnachtsfeierlichkeit mit einem Bolze das rechte Auge ausgeschossen wurde. Deshalb nannte man ihn von Jugend auf Oswald mit einem Auge, um ihn von seinen übrigen Namensvettern zu unterscheiden. Wenn Hormayr erzählt, daß diese Verletzung des Auges bei der Belagerung von Greifenstein im Jahre 1417 geschehen sei, so folgt er hierin der Angabe Burglechners, der in der Sache schlecht unterrichtet ist, wie fast immer, wo er sich nicht auf Urkunden stützt. Eine uralte Aufschreibung im Archive zu Trostburg stimmt mit unserer Erzählung überein. Oswalds Marmorbild auf dem schönen Steine, den er sich selbst im Jahre 1408 am Dome zu Brixen gesetzt, zeigt ihn als Kreuzfahrer mit einem Auge." H.]

[2] [gegen die heidnischen Preußen. H.]

[3] [Nach Beda Weber a. a. O. S. 125 machte Oswald die Pilgerfahrt allein. „Hormayr vermuthet," sagt Weber, „er habe sich an Herzog Albrecht von Österreich angeschlossen, welcher zwei Jahre früher ebenfalls über Venedig dahin reiste. Aber Oswalds eigene Worte und bestimmte Zeitangabe in seiner [Be]schreibung sind dagegen. Wohlbekannte Gesellschaft wäre ihm sogar lästig [gewesen]." H.]

Gen Preussen, Littaun, Tartarei, Türkei, über mer,
Gen Frankreich, Lampart, Ispanien, mit zwaien kiniges her,
Trib mich die minn, auf meines aigen geldes wer,
Rupprecht, Sigmund, baid mit des adlers streifen —
Französisch, morisch, katalonisch und kastilian,
Teutsch, latein, windisch, lampertisch, reuschisch und roman,
Die zehen sprach hab ich gebraucht, wenn mir zerran
Das geld. Auch kund ich fidlen, trumen, pauken, pfeifen.[1]

Ein wahrer Tausendkünstler! Ein Theil seiner Lieder singt die Minne der schönen Königin von Arragon: vor ihr knieend, reicht' er ihr den Bart, mit weißen Händlein band sie einen Ring darein; von ihren Handen ward er mit einer Messingnadel durch die Ohren gestochen, darein sie ihm zween Ringe schloß.[2]

Nachdem er 38 Jahre in unstätem Leben hingebracht, kommen ihm Gedanken an häusliches Glück:

Ich han gelebt wol vierzig jar, leicht minner zwai,
Mit toben, wüten, tichten, singen mangerlai;
Es wer wol zeit, das ich meins aigen kindes geschrai
Elichen hört in einer wiege gellen.[3]

Aber zweierlei irrt ihn: die Erinnerung früherer Minne und dann:

Auch furcht ich ser elicher weibe bellen.

Dennoch verehlichte er sich, in schon vorgerücktem Alter, zweimal und ward Ahnherr eines ansehnlichen Geschlechts. Er starb 1445, fast achtzigjährig. Viele seiner Lieder hat er selbst in Musik gesetzt und sie sind mit den Noten versehen.

Nach den wenigen, bis jetzt mitgetheilten Proben möchte eine vollständigere Bekanntmachung dieser Gedichte, wenn nicht wegen ihres poetischen Gehaltes, doch jedenfalls für die Sittengeschichte wünschenswerth sein.

3. Hermann von Sachsenheim.

Die erzählende Poesie hatte sich schon im Laufe des 14ten Jahrhunderts entschieden der Allegorie zugewandt. Die Anlage solcher Gedichte besteht gewöhnlich darin, daß der Dichter auf einem Gange zur

[1] [Man sehe diese Stelle in der Ausgabe von Weber S. 22. H.]
[2] [Bei Weber S. 23. H.]
[3] [Bei Weber S. 26. H.]

Frühlingszeit sich in einer schönen Wildnis verliert, wo er allerlei allegorischen Wesen begegnet und dann, mit nützlicher Erkenntnis und Lehre bereichert, nach Hause kehrt. In unsrem Zeitraum werden unter solchem Rahmen auch die Gestalten der ältern Ritterdichtung und Sagenwelt zu allegorischen. So fanden wir in einer der Reden Hugos von Montfort den romantischen Helden Parcival zum bloßen „Beispiel“ eines auserwählten Ritters allegorisiert. Ausgedehnt auf eine Erzählung von größerem Umfang erscheint dieses Verfahren in der Mörin Hermanns von Sachsenheim. Handschriften und Drucke dieses Gedichts sind verzeichnet in F. H. von der Hagens litterarischem Grundriß S. 427 f. Ich habe mich folgender auf der öffentlichen Bibliothek zu Stuttgart befindlichen Ausgabe bedient:

Mörin. Eyn schöne kurtzweilige vnd liebliche Histori, welch durch weiland Herr Herman von Sachsenheym Ritter (eyns abentheurlichen handels halben, so jm inn seiner jugent begegnet) beschriben, vnd hernach die Mörin genant ist. Allen denen, so sich der Ritterschafft gebrauchen: Auch zarter fräwlin diener gern sein wolten: Nit alleyn zu lesen lustig, vnd kurtzweilig, sonder auch zu getrewer warnung nützlich vnd erschießlich u. s. w. ann tag geben. Zu Wormbs truckts Sebastianus Wagner. Am Schlusse: Ann der Keyserlichen Frei vnd Reichstatt Wormbs truckts Sebastianus Wagner im Jar nach der geburt Christi vnsers Herren M. D. XXXIX. 4. mit Holzschnitten.

Es ist ohne Zweifel ein Abdruck der 1512 zu Straßburg veranstalteten Ausgabe des Johannes Adelphus, dessen Vorrede, Straßburg 1 November 1512, mit abgedruckt ist. Eine im Grundriß nicht bemerkte Ausgabe, Frankfurt s. a. kl. 8. [am Schlusse: Gedruckt zu Franckfurt am Mayn, durch Weygandt Han, inn der Schnurgassen zum Krug], befindet sich gleichfalls auf der Stuttgarter Bibliothek. Ein brauchbarer Auszug steht in Reichards Bibliothek der Romane. B. VII. Berlin 1781. S. 41—70.

Ein solcher soll uns nun auch mit dem sonderbaren Gedichte näher bekannt machen. Es beginnt folgendermaßen:

1 a Jr weisen, merket mein gedicht
Und lasset euch verdrießen nicht,
1 b Ob ich ein weil von thorheit sag!
Es ist nit lang, an einem tag
In einer liechten sommerzeit,
Als sich die vögel widerstreit

Erbrach(t)en[1] nach gesanges weis
1 c **Und mancher ast sein blüend reis**
Nach allem wunsch erzeiget hat,
Do ward ich mit mir selbs zu rat
Und gieng spaciern in einen wald,
Darinn die vögel manigfalt
Mit freuden sungen ir gesang.
Do fand ich einen fuoßpfat lang,
Der truog mich in ein klingen[2] dief,
Do mancher vogel sang und rief
Mit heller stimm, als in gezam.
Gar bald ich an ein wasser kam,
Das gieng ich schawen hin zu thal,
Do mancher brunn auß felsen qual[3]
Von hohen bergen hie und dort.
Sonder bei eines brunnen ort[4]
Sah ich do glesten gen mir her
Von mancher reicher kost[5] so schwer
Ein schön gezelt von sammet blau.
Davor stuond ein man, der war grau,
Mit einem schönen langen bart,
Als ob es wer der treu Eckhart,
Von dem man sagt in Venus berg.
Bei dem do stuond ein kleines zwerg,
Das truog ein seil an seiner hand
Von blawer seiden und palmand,[6]
Die manchem kaufman ist bekant.
Sie truogen beid das best gewant,
Das menschen augen je erschein,
Von berlin, gold und edlem gstein

[1] Der bracht, Schall, Lärm; brechten, ahd. prahtan, lärmen, laut reden, schreien (Schmeller I, 250. Stalder, Idiotikon I, 212. Hoffmann, Fundgruben I, 361 b).

[2] Die klinge, enge Schlucht, ahd. chlinga, torrens (Schmeller II, 359. Fundgruben I, 379 a).

[3] qual, Prät. von quillen.

[4] Ort, Ende, Endspitze, hier wohl Ursprung.

[5] Die kost, Kostenaufwand oder was solchen erfordert hat.

[6] Palmat side, Tristan, herausgegeben von F. H. v. d. Hagen. Breslau 1823. 8. Glossar 400 b.

Und mancher hand gezierdes vil.
Fürwar das ist ein frembdes spil,
Gedacht ich mir in meinem muot.
Ich gieng zu in und ruckt den huot
Und neigt mich vast, als billich was.
Sie theten weder wirsch noch baß,
Dann daß sie mich erwüsten beid.
Von herzen gschah mir nie so leid,
Daß ich zu weer nit kommen mocht.
Mein treu[1] noch flehen nit mer docht,[2]
Ich muost mich do gefangen gebn.

Lange schon haben sie in diesem Walde auf ihn gewartet, er wird nun an Händen und Füßen gebunden. Das Zwerglein ist so bös auf ihn, daß es ihn aufhängen will.

2a Nein, sprach der alt, daz wöln wir lon
Durch willen seiner gelben sporn.

Hierauf wird er in eine Truhe gesperrt, worein Löcher gebohrt sind, und erfährt, daß sie ihn in das Land ihrer Königin, Frau Venus, bringen wollen. Auf die Frage des Alten, wie sie zu Venus Berge kommen mögen, nimmt das Zwerglein eine Beschwörung vor:

2b Domit es das gezelt beschwuor,
Daß es hoch in die lüft auf fuor
Durch alle wolken, firmament
Und fuort uns hin gen orient u. s. w.

Biß daß wir kamen über meer u. s. w.
In ein das aller schönste land,
Darumb das wallend meer mit sand
Begriffen war in inseln weis;
Ich meint, es wer das paradeis.

Hier wird der Gefangene aufgeweckt und aus der Truhe gelassen. Man führt ihn auf einen Plan, wo Alles ergetzlich ist für Aug' und Ohr: kostbare Gezelte, Vogelsang, Blumen und Früchte, Posaunen, Pfeifen, Saitenspiel und die Stimme von Frauen und zarten Jungfraun. Der Ankömmling aber wird von einer Schaar „Scherganten"[3]

[1] Treu, dröu, dröuwe, Drohung.
[2] docht, tugen, Prät. tohte, gut sein, nützen, taugen.
[3] Sarjande (wahrscheinlich von servientes), Fußknechte. Wig. S. 695. [Blatt 8b „von den scherganten oder stattknechten." H.]

in Empfang genommen und in einen Stock geschmiedet. Jetzt erscheint auch die Person, von der das Gedicht den Namen hat:

4a Do trat her in eim weißen kleid
Der aller schwärzsten frawen ein,
Als mir in Moren land erschein u. s. w.

Unser Ritter erweist ihr die Ehre, sie für die Königin von Saba zu halten, die einst zu Salomon gekommen, oder gar für die Königin Venus selbst. Die Antwort ist aber nicht sehr verbindlich:

4b Wo kompstu her mit dem latein?
Do heim magst wol ein bischof sein.
Ich bin ir arme dienerin;
Mich dunkt, du pflegst gar kranker sin,
4c Daß du mich für ein köngin nenst
Und nit speck under erbeiß kenst.
Nuon trag ich doch kein könglich kron.

Sie ist gekommen, ihn vor Gericht zu laden:

4c Sie klopft mich mit dem stäblin an
Und sprach: Du ungetrewer man,
Ich lad und heisch dich für gericht u. s. w.

Nach einem scharfen Wortwechsel entfernt sich die Mörin. Der Ritter wird die Nacht über bewacht, am Morgen aber zieht eine neue Schaar Gewappneter heran, vor der man, zum Zeichen des Blutgerichts, eine rothe Fahne trägt; auch wird dreimal eine Glocke geläutet. Den Zug führt ein überaus großer Mann in einem welschen „kürisch" und mit einer Mordaxt in der Hand. Diesem folgen vier Pfeifer, je zween auf einem Kameel. Hierauf drei Trompeter, auf Panthern reitend. In diesem Aufzuge wird er, nachdem man ihn auf ein hinkendes Maulthier hinterfür gesetzt, zu Frau Venus, der Königin, geführt, während der Zug das Lied singt:

6b In Venus namen faren wir.[1]

Ein guter Ritter kommt eben daher:

[1] Vgl. Maßmanns Denkmäler deutscher Sprache und Litteratur I. München 1828. 8. S. 125. 14: Sie süngen in gottes namen alle. [Das genannte Lied ist eine parodistische Änderung des alten Leichs oder Wallfahrtsliedes: „In gotes namen vare wir." Man sehe das letztere bei Hoffmann von Fallersleben, Geschichte des deutschen Kirchenliedes bis auf Luthers Zeit. Zweite Ausgabe. Hannover 1854. 8. Nr. 12. 97—99. H.]

6b Er sprach: Was sol euer gesang,
Was zeihet ir den guoten man?
Mein frau die nimpt sich vil dings an,
Des sie ein theil wol mießig gieng.
Der alle die ertödt und hieng,
Die frawen untreu hon gethon,
So müst man gar vil galgen hon.

Sie gelangen auf ein Feld, wo ein großes Gezelt aufgeschlagen ist, vor welchem der Zwerg und der alte Mann stehen, die ihn hieher gebracht. Nun kommt auch die Königin mit ihrem Zuge heran:

7a Frau Venus auf eim helfant saß,
Darauf ein palast war geziert,
Darinn saß die köngin selbviert,
Drei fürstin reich und hochgeborn
Und mancher ritter außerkorn
Mit ir zu roſs warn kommen dar u. s. w.

Sie wandt sich umb und deut auf mich
Und sprach: Ist das der schnöde man,
Der mir meinn hof verschmehen kan
Und mir hat gebrochen meinn eid?
Fürwar es muoß im werden leid,
Eh man das bad wirt gießen auß.
Nuon schaut! er sicht gleich wie der strauß,
Der seine eier hat verlorn.

Sie wird in das Zelt geführt, worauf auch der König, mit Krone und Scepter und in Begleitung von zwölf Rittern mit grauen Bärten, heranschreitet. Drei Pfaffen tragen ihnen den Alkoran vor. Dieser König ist ein Ritter aus Frankenland, der Danhäuser genannt, den Frau Venus sich zum Gemahl erkoren. Auch die Mörin kommt auf einem gezähmten Einhorn herbeigeritten. Der Ritter wird, nachdem man ihm seine Bande aufgeschnitten, sehr unsanft vom Maulthier herabgeworfen. Man fordert ihn auf, den werthen Gott Machmet anzurufen, was er aber verweigert und sein christliches Glaubensbekenntnis laut ausspricht. Nachdem die Frauen vergeblich für ihn bei Frau Venus Fürbitte eingelegt, wird er, mit sieben Seilen gebunden, vor die Schranken des Gerichtes gestellt, zu welchem der König und seine zwölf Ritter auf prächtigem Gestühle sich niedergesetzt haben. Die Königin

ruft das Gericht an und erbittet sich zur Fürsprecherin die Mörin Brinhilt. Die Fürsprache des Angeklagten übernimmt der alte, treue Eckart. Eine vorläufige Verhandlung über die Art der Gefangennehmung hat den Spruch zur Folge, daß der Ritter ungebunden vor Gericht stehen soll. Hierauf verliest die Mörin ihre Klage, welche darin besteht: der Ritter habe in seinem zwanzigsten Jahre ihrer Frau den Eid der Treue geschworen, als er aber kaum dreißig Jahre alt geworden, hab' er sich falscher Tücken beflissen. Venus hab' ihm eine schöne „Amei" unterthan gemacht, gegen diese hab' er sich mit falschen Blicken erzeigt, als ob sie ihm die liebste wäre, dennoch aber sich mit der Einen nicht begnügt. Eckart und die andern Beistände des Angeklagten treten mit ihm ab, um sich über die Antwort zu bereden. Der Ritter widerspricht, der Königin einen förmlichen Eid geschworen zu haben, entschuldigt sich im Übrigen damit, daß er es seiner Freundin nicht anders gemacht, als sie ihm (14 c).

Eckart richtet nun die etwas bedenkliche Fürsprache dahin, daß er alle Schuld auf die Untreue der Frauen zu werfen sucht:

14 b Geb untreu warm, es würd so heiß
In manchen landen, on die sonn,
Es möchts nit löschen weiers bronn.

Auch nimmt er für seinen Schützling die besondern Vorrechte eines freien Schwaben in Anspruch, seinen Eid zu bieten, da er Alters halber nicht mehr Kampf bieten könne. Allein die Mörin hat noch andre Stücke auf ihrem Zeddel. Er habe, während er zwei oder drei Frauen gedient, die Farbe einer jeden getragen und sich dabei folgender List bedient:

18 b So er dann kam zu einem tanz,
Do frawen und gesellen warn,
So kunt er meisterlich gebarn
Und fuort mit im die kleider sein
In einem watsack, der war fein
Verschlossen und gebrissen[1] zuo.
Fand er dann eine und nit zwuo,
So sprach er bald zu seinem knecht:
Bring her die farb! die kompt mir recht,

[1] Brisen, preisen, schnüren. Schmeller I, 345. Vgl. Fundgruben I, 361 b.

Der aff ist hie, dem sie gehört.
Domit so ward die ein bethört.
Fand er dann mer, das war im leid,
Bald legt er an ein schwarzes kleid,
Als ob im wer gestorben todt
Ein guoter freund in wassers not.
18c Also beschalkt er diß und die.

Selbst die Klöster hab' er nicht mit seinen Bewerbungen verschont (18c). Und in den Städten hab' er sich noch weniger gescheut (18d). Bei der Besprechung mit den Beiständen, denen bei so schweren Beschuldigungen nicht wohl zu Muth ist, wendet der Ritter ein, Frau Venus henke die kleinen Diebe und lasse die großen laufen. Auch beruft er sich auf ein hohes Beispiel:

19b Köng David het wol hundert schaf
Und stal doch eim ein lämblin guot.

Nöthigen Falls will er von diesem Gerichtshof an die Kaiserin „fraw Abentheur" appellieren, von der die Königin Venus selbst ihre Krone habe. Es wird nun von den Parteien zum Spruche hintersetzt, dem König aber ist die Zeit bereits zu lang geworden.

21a Er sprach: Ir herrn, nuon ratent zuo,
Was ich zu disen sachen thuo!
Ich mein, es wer wol essens zeit u. s. w.

Die Entscheidung wird diesem gemäß auf den nächsten Morgen verschoben und die Zwischenzeit dem Mahl und der Ruhe gewidmet (23a). Am andern Tage zeigt sich, daß das Urtheil der zwölf Ritter gezweit ist: die eine Hälfte will ihn freisprechen, weil er nicht vor seinen rechten Richter gestellt worden, die andre erkennt der Königin das Recht zu, ihn zu tödten, empfiehlt ihn jedoch ihrer Gnade. Der König, dessen Ausspruch zwischen beiden Meinungen entscheiden soll, ist in unverkennbarer Verlegenheit.

27b Der könig thet manch scharpf gesicht
Und rampf das maul vast hin und her;
Als ob es alls verworren wer,
Also hett er ein frembd geberd.

Nach weiterer Berathung tritt er auf die dem Angeklagten ungünstige Seite. Dieser appelliert aber, wie er sich vorgenommen, an die Kaiserin Abentheur. Die Königin befiehlt auch sogleich, Schiffe

bereit zu halten, auf denen sie mit 200 Frauen und 1000 Rittern in das Reich der Kaiserin überfahren will. Auf die Frage des Königs, wer „fraw Abentheur“ sei, antwortet der Ritter:

30c All sach durch abentheur geschicht,
Es seien frawen oder man u. s. w.

Hierauf wird der Ritter im Zelte Eckarts wohl bewirtet. Auch der Schreiber, der die Appellation aufgesetzt, ißt mit ihnen (30b).

Auch der Marschalk und der „groß hofmeister“ setzen sich zu ihnen und der Narr Utzmann, der den Wein spürt, tanzt hin und her. Es wird von einem großen Gestech die Rede, das der König halten will, und der Ritter wünscht, demselben anwohnen zu dürfen. Eckart räth ab und meint, er sollte sich solcher Dinge entschlagen. Der Ritter antwortet mit einer Anekdote, die in unsrem Lande spielt:

32b Ich sprach: Eckart, ich bin kein baur
Dort her bei Urach auf der Alb.
Do sprang ein alt weib mit eim kalb
Gar über ein wunderdieses thal,
Bei Leiningen gschah diser fal;
Der knecht, der ab dem kalb do fiel,
Der mocht wol sein ein thorecht giel.[1] u. s. w.

33a Hin auf das schloß gieng er zu hand
Und bracht sein bottschaft glaublich dar.
Des nam der herr gar eben[2] war
Und muost im sagen dise mer,
Wie er so schnell wer kommen her.
Das thet der bott und war gar geil.
Der herr der sprach: Gott geb uns heil!
Was dörfen wir nuon großer roſs?
Die kälber springen überd moß
Und darzuo über diese thal
Und das beschicht on allen fal.

(Der Zusammenhang dieser Anekdote mit dem vorhergehenden Gespräche mag dieser sein: wenn auch der Gast nicht mehr recht zum Ritterspiele zu taugen scheint, so ist ja auch schon ein Kalb so gut gesprungen, wie ein Roſs. Übrigens ist durch das ganze Gedicht die

[1] Der Giel, der Rachen, gefräßiger Mensch.
[2] Eben, genau, scharf. Schmeller I, 11, eben 3.

Anknüpfung oft äußerst willkürlich und manchmal giebt nur der Reim den Anlaß, zu den fremdartigsten Dingen überzuspringen.)

Der Großhofmeister verlangt von dem Ritter weitern Bericht über die jetzige Sitte in deutschen Landen und dieser wird ihm mit vieler Freimüthigkeit erstattet, auf ähnliche Weise, wie wir den Grafen von Montfort dem Helden Parcival vom Zustande seiner Zeit erzählen hörten. Wir werden auf diese Sittenschilderung besonders zurückkommen.

Der Ritter erhält die Erlaubnis, das Gestech mit anzusehen, das auf einer mit Blüthen bestreuten Bahn gehalten wird. Doch muß er, zum Gespött der Leute, auf seinem lahmen Maulthier dahin reiten. Der König selbst nimmt Theil an dem prunkvollen Ritterspiel, wird aber vom ersten Stich aus dem Sattel gehoben und verdient sich den Kranz der „fraw Schand". Dem Turnier folgt ein Tanz und der Zorn der Königin gegen den Ritter legt sich allmählich. In einem Augenblicke, wo die Mörin, seine besondre Feindin, nicht um die Königin ist, führt der Marschalk ihn und den getreuen Eckart heimlich zu dieser. Frau Venus schenkt ihm, auf Fürbitten Aller, die Freiheit, doch unter dem Beding, daß er schwöre, sich auf ihre Mahnung in einer der vier Städte zu stellen, die ihr in deutschem Lande angehören: Cöln, Straßburg, Basel und Costenz. Nachdem er seinen Eid abgelegt, wird ihm von einer Göttin ein Lasurstein in die Hand gegeben und, während ihm die Augen mit einem seidenen Tuch verbunden werden, ein Zauberspruch über ihn gesprochen:

45 b Ich weert mich nit, was sie mir thet,
Doch sprach ich heimlich das gebet,
Das man das Vatter unser nent.
Hoch in der wolken firmament
Ward ich verzuckt do schnel und bald.
Mit großen engsten manigfalt
46 a Fuor ich do hin, ich weiß nit wie.

Er kommt an derselben Stelle nieder, von der er ausgefahren (46 a f.). Dem frommen Schluß ist noch eine Zueignung angehängt:[1]

[1] In der Wiener Handschrift, woraus die Stelle im Museum für altdeutsche Litteratur I. Berlin 1810. 8. S. 579 f. gegeben ist, läuft beides mehr in einander über.

46c Dem edlen fürsten hochgeborn,
Welchen ich mir hab außerkorn,
Und darzu einer fürstin guot,
Sie seind auch beid von einem bluot:
Auß Beierland, pfalzgraf bei Rein,
Zu Osterreich ein herzogein,
Hab ich diß red zu dienst gemacht u. s. w.

Hierauf noch die Zeitbestimmung:

46c Diß ward gemacht im dritten jar,
Als man nach jubileus zalt,
Do bapst Nicolaus mit gwalt
Den sündern all ir sünd vergab.

Das Jubeljahr, unter dem Pabste Nicolaus V gefeiert, war 1450 (Crusius, Ann. II, 393). Im dritten Jahre nach diesem, also 1453, ist das Gedicht verfaßt. Mittelst dieser Zeitbestimmung ergiebt sich denn auch, wer die beiden fürstlichen Personen seien, denen zu Dienst es gemacht ist: nemlich der Pfalzgraf Friedrich I und seine Schwester Mechtild, früher mit dem Grafen Ludwig von Wirtemberg, nach dessen 1450 erfolgtem Tod aber und zur Zeit der Abfassung des Gedichts mit dem Herzog Albrecht VI, Erzherzog von Österreich (gestorben 1463), vermählt (Crusius, Ann. II, 395).

Der Sagengrund, worauf dieser wunderliche Bau aufgeführt worden, ist ein einheimischer: die Volkssagen vom Venusberge, vom Tanhäuser und vom treuen Eckart. Das Innere des Venusberges fanden wir in unsrem Gedichte nur kurz und geheimnisvoll angedeutet: ein ewiger Mai blüht in ihm, er ist voll Goldes und edeln Gesteins, Frauen, Ritter, Zwerge ergetzen sich darin mit Singen, Tanz und Saitenspiel; alle Meister der Philosophie möchten die Wunder dieses Berges nicht ermessen. Wie der Tanhäuser, den das Gedicht aus Frankenland stammen und im Reiche der Venus, als Gemahl dieser Königin, die Krone tragen läßt, in den Venusberg gekommen, davon giebt es eine alte Ballade, die im 16ten Jahrhundert auf fliegenden Blättern vielverbreitet war und auch sonst mehrfach abgedruckt ist, z. B. nach einem Nürnberger Flugblatte in Gräters Bragur B. VIII, Breslau 1812. S. 186 ff.; nach Kornmanns Venusberg 2c. in: Des Knaben Wunderhorn von L. A. v. Arnim und C. Brentano I. Heidelberg 1806. 8. S. 86—90, Büschings Volkssagen 374 und andern

Sammlungen;[1] niederdeutsch, fliegendes Blatt, vermuthlich von 1581, Schellers Bücherkunde S. 479, XVI.

Aventin (Johann Thurnmaier [Turmair] aus Abensberg, gestorben 1534) in der bairischen Chronik (Frankfurt 1580. Fol. Bl. 33 b) macht, nach seiner Weise, die Fabelhelden geschichtlich einzureihen, den Danhäuser zu einem von den Griechen Thanauses genannten König der Gothen, der vor der Zerstörung Trojas große Dinge ausgeführt habe, und setzt dann bei:

Von obgenanntem Helden und Herrn, dem Danhäuser, und seiner Reis singen und sagen noch viel unsere Teutschen, man heißt noch die alten Meistergesäng von ihm sprichwortsweis der alt Danhäuser. Etliche alte Römer (Reimer), vorauß Wolfram von Eschenbach, der Cluser und Schaber (sonst als Meistersänger genannt, s. Museum I, 145) und etliche dergleichen mehr, so bei dem Frauwenzimmer verwandt gewesen, haben den Frauwen wol dienen und Kurzweil wöllen machen, haben der alten Teutschen Herrn und Fürsten Thaten, Reis und Chronica in Bulerei verkehrt, haben gemacht und gedicht, wie solchs Blutvergießen, Mühe und Arbeit nicht von Kriegs wegen, das denn den Weibern nicht fast lustig zu hören ist, sonder auß lieb umb der Frauwen und Jungfrauwen willen geschehen sei; dergleichen thut Vergilius mit der frommen Frauwen Dido und Äneas u. s. w. Also ist auch dem Danhäuser geschehen, der ein großer Held und Krieger gewesen, ist mit den Teutschen Kriegsfrauwen biß an Egypten durch Asien und Syrien gereist, und wie ich oben angezeigt hab, ist er von den alten Griechen, unsern Vorfahren, für einen Gott hernach, dem die Schlüssel des Himmels befohlen gewesen, und besondern Nothelfer geehrt und angeruft worden.

Was er darunter verstehe, daß man „sprichwortsweis" von den alten Meistergesängen sage: „der alt Danhäuser," erklärt Aventin in seiner Grammatik von 1517, wo er übersetzt: „eandem canis cantilenam, singst gleich den alten Danhauser." Schmeller I, 446.

Der treue Eckart ist eine Gestalt der deutschen Heldensage und zwar des gothischen Bestandtheils derselben, des Amelungenkreises. Er ist dort der getreue Meister der jungen Harlunge, der Vaterbrudersöhne Dietrichs von Bern. Wir vermissen das lebendige Lied, das ohne Zweifel über ihn vorhanden war und die That zum Gegenstande hatte, die ihm den besondern Ruhm der Treue verschaffte. In ungenügenden Überlieferungen wird er bald als Warner, bald als Rächer seiner Pfleg-

[1] [Vgl. Uhlands Volkslieder II, S. 761—765. 1032. H.]

befohlenen gerühmt. Ersteres jedoch, die Warnung, hat ihm in der Volkssage seine Stelle angewiesen. Darüber hat die nordische Vilkinasaga, die jedoch auf deutschen Liedern und Sagen beruht, folgenden Zug aufbewahrt (Cap. 255. 256. Nordische Heldenromane, übersetzt durch F. H. von der Hagen, 2tes Bändchen, Breslau 1814. 8. S. 276—280): Eckehart (er trägt übrigens hier durch Verwechslung den Namen eines seiner Pflegsöhne Fritila) erfährt, daß den Harlungen ein Überfall von ihrem verrätherischen Oheim, König Ermenrich, drohe. Er wirft sich auf sein Ross und reitet mit seinem Sohne Tag und Nacht, um, dem feindlichen Heere voreilend, die Harlunge zu warnen. Diese wohnen auf ihrer Burg am Rheine (Breisach in deutscher Sage). Am Ufer des Stromes angelangt, will Eckehart die Fähre nicht erwarten, sie schwimmen, die Rosse nachziehend, durch den Rhein und an dieser Eile schon erkennen die Harlunge, daß große Gefahr nahe sei. [1]

Dieser Eckehart nun ist als Warner sprichwörtlich geworden. In Johann Agricolas deutschen Sprichwörtern (die erste vollständige Ausgabe erschien zu Zwickau [2] im Jahr 1529) findet sich, Blatt 191, dieses:

„Du bist der treu Eckhart, du warnest iederman."

Und zur Erklärung desselben wird, nach der Hinweisung auf die Heldensage, Folgendes gesagt [Bl. 193 a]:

„Nun haben die Deutschen . . . ihres trewen Eckharts nicht vergessen, von dem sie sagen, er sitze vor dem Venus berge und warne alle leute, sie sollen nicht in den berg gehen u. s. w.

Der prosaische Anhang des gedruckten Heldenbuchs (Hagenau 1509, Batt 212 b) spricht gleichfalls von ihm. [3]

[1] [Man vergleiche die hierher gehörigen Stellen nun auch bei: A. Raßmann, Die deutsche Heldensage und ihre Heimat II. Hannover 1858. 8. S. 576. 577. H.]

[2] **[Nach den neueren Untersuchungen von J. Zacher, Die deutschen Sprichwörtersammlungen. Leipzig 1852. 8. S. 10. 11 ist die älteste echte Ausgabe zu Hagenau erschienen. Nach einem auf der königl. öffentlichen Bibliothek zu Stuttgart befindlichen Exemplare dieses ersten Druckes habe ich denn auch die oben mitgetheilte Stelle gegeben, welche Uhland nach einer anderen Ausgabe aufgenommen hat. H.]**

[3] **Vergl. Aventins Chronik Bl. 38 a f.; Allgemeine Encyklopädie der Wissenschaften und Künste von Ersch und Gruber, zweite Section. Elfter Theil. Leipzig 1834. 4. S. 63 unter: Hörselberg. C. P. de Waldenfels, Selectæ**

Wie sehr die Sage vom Venusberg im 15ten und 16ten Jahrhundert volksmäßig verbreitet war, mögen noch einige weitere Anführungen darthun. Unser Landsmann H. Bebel, einst Lehrer der Beredsamkeit und Poesie in Tübingen, dessen Lebenszeit zum größern Theil noch in das 15te Jahrhundert fällt (er starb wahrscheinlich 1516), erwähnt ein paarmal, wie die fahrenden Schüler,[1] unter dem Vorgeben, aus dem Venusberge zu kommen, einfältige Landleute prellen. Im Triumphus Veneris[2] heißt es [B. II, Bl. 44b]:

Multo plura tamen mulier, sed rustica, simplex,
Porrigit occulte, simul ignorante marito,
Quæ longum de caseolis lucrata per annum est.
Dum vagus ornate secretam gannit in aurem,
Nescio quem fingens Veneris de monte profectum
Sese hinc esse magum, possit qui dæmones atros
Imperio regere et compellere cuncta fateri
Abdita, quoque loco nummorum grata supellex
Thesaurusque ingens qua sit tellure sepultus.

Sodann in seinen Facetiis[3] (diese bald nach 1506, vgl. Narrenbuch 433 f.) B. I, 6:

Sunt quidam scholastici, qui cum nullius bonæ frugis sint neque operis, nec studeant nec laborare velint, vagantur hinc inde mendicando,

antiquitatis libri XII u. s. w. Norimbergæ 1677. 4. L. XI. cap. XIV. Extraordinarium. De Fideli Eckardo sive Treu Eckard. S. 377: „Hodierno quoque die superstitiosi nonnulli, vocem improvisam quasi susurrantem audientes, imaginantur, Treu Eckardi spiritum eos revocare.“ [W. Grimm, Die deutsche Heldensage. Göttingen 1829. 8. S. 289; oben Bd. I, S. 245. 246. H.]

[1] Vergl. Simplicissimus V, Cap. 17; vergl. auch IV, Cap. 4. [Die erstere Stelle lautet in der Ausgabe von Keller II. Stuttgart 1854. 8. S. 773: „sagte derowegen, ich seie ein fahrender Schüler, der jetzo erst auß dem Venus-Berg komme und ein ganzen Haufen wunderliche Künst gelernet hätte.“ H.] Dagegen weiß das Mähre von einem fahrenden Schüler aus dem Anfang des 14ten Jahrhunderts in den Altdeutschen Wäldern II, 49 noch nichts vom Venusberge.

[2] [Der genaue Titel ist: Triumphus Veneris Henrici Bebelij poetæ laureati, cum commentario Ioannis Altenstaig Mindelheimensis. 4. Am Schlusse: Finis. Argentinæ. IX, Calen. Septem. Anno a Christo nato. M. D. XV. H.]

[3] [Argentorat. Ex Aedibus Matthiæ Schurerij. Mense Nouēbri. Anno M. D. XII. 4. H.]

variisque artibus et illusionibus atque præstigiis simplices rusticos circumveniunt, dicentes se fuisse in monte Veneris (nescio quem mentientes), ubi omnem magiam didicerint, pollicenturque mirabilia, de quibus multa in triumpho Veneris scripsi. Ex illorum numero unus olim ad plaustrarium Justingensem (Bebel selbst war von Justingen) venerat, qui ab illis plus quam semel erat delusus et deceptus, petens ab eo eleemosynam nomine magistri septem artium liberalium et illius, qui in monte Veneris aliquando fuisset, quos vulgus vagantes scholasticos appellat.

Crusius berichtet in seiner schwäbischen Chronik zum Jahr 1544 (II, 653. 654):

Quidam alii fuerunt, scholastici rudes perditæque spei, qui in humeris parvum reticulum flavum gestabant, tanquam cappam. Hi se appellabant volaticos vel erraticos scholasticos. Fingebant apud rusticos et homines simplices, se in monte Veneris fuisse, mira vidisse, scire, quæ essent, quæ fuissent, quæ ventura essent etc. Se potestatem habere in Furias, vel exercitum furiosum, in quo essent omnes infantes non baptizati, omnes in pugnis cæsi, omnes ecstatici, in quorum corpora animæ, quæ evolassent, non rediissent etc.

In einem Schwanke [1] des Hans Sachs, vom Jahre 1556, der von einem abergläubischen Bauer Claus Ott, zu Langenau in Schwabenland, handelt, kommt folgende Stelle vor (Bragur I, Leipzig 1791. 8. S. 342):

Eins tags an einem pfinztag [2] spat
Ein fahrend schüler zu im eintrat,
Wie sie denn umbgiengen vor jarn
Und lauter baurenbscheißer warn.
Der sagt her große wunderwerk,
Wie er kem aus dem Venusberg,
Wer ein meister der schwarzen kunst,
Macht den bauren ein plaben dunst.

Der sagenhafte Name hat sich auch örtlich angeknüpft. Der Venusberg [3] heißt ein zum Marktflecken Lorch gehöriger Bauerhof, auf einem grünen Hügel gelegen. (Man nennt die Bewohner desselben Venus-

[1] [Das unhulden bannen. H.]

[2] Der Donnerstag, als der fünfte Tag in der Woche, feria quinta, πέμπτη. Schmeller I, 321.

[3] [Im Königreich Württemberg finden sich außer Venusberg auch noch die Namen Venushalden, Venusmühle. Man sehe: Königlich Württembergisches Hof- und Staats-Handbuch. Stuttgart 1862. 8. S. 517. 439. H.]

örg, Venusgrete u. s. w.) Ebenso ein hochgelegener Hof unweit Waldsee. Da in demselben Bezirke auch ein Dorf Thannhausen liegt, so hielt ich für möglich, daß die Mähre vom Tanhäuser etwa auf ein dortiges Rittergeschlecht sich beziehen könnte. Die Mühe, welche sich Eingesessene jener Gegend für mich gegeben, einer örtlichen Sage auf die Spur zu kommen, ist gleichwohl vergeblich gewesen.

Wenn gleich der Name Venus fremder Mythologie entnommen ist, so beruht doch die Sage selbst auf alteinheimischen Vorstellungen. Das Reich der elfischen Zwerge in hohlen Bergen voll unterirdischer Schätze, voll Tanzes und Gesanges, finden wir in der deutschen Heldenfabel, wie überall im Volksglauben der germanischen und galischen Stämme (Brüder Grimm, über die Elfen, Einleitung zu den irischen Elfenmährchen, Leipzig 1826. 8.). Ebenso die Verlockung der Helden in solche Berge durch feenhafte Frauen. Im Wolfdietrichsliede wird der Held Otnit von einem zauberhaften Weibe in einen hohlen Berg geführt, wo ihn die Zwerge wohl empfangen und er ein ganzes Jahr bleiben muß. Solche Verzauberungen machen auch den Inhalt schwedischer und dänischer Volkslieder aus und eben dahin gehört ursprünglich das Lied vom Tanhäuser. Davon bin ich neuerlich durch eine Aufzeichnung desselben überzeugt worden, wie es noch jetzt im Entlebuch, im Canton Luzern, vom Volke gesungen wird.[1] Es dürfte sich wohl auch noch weiter hinauf zeigen lassen, daß der Venusberg identisch ist mit der Wohnung der germanischen Liebesgöttin Freia, dem Fólkvangr der Edda, wie der Tag der Venus mit dem der Freia (Freitag, dies Veneris, auch im Deutschen, bei Bruder Berchtold „venretag"). Vgl. Schmeller I. 321 f. 610.

Diese Untersuchungen lassen wir aber auf der Seite, es kam hier nur darauf an, den Stand der Sage in dem Zeitraume, der uns beschäftigt, darzulegen; in diesem waren jene ältern mythischen Beziehungen längst verdunkelt. Das Gedicht Hermanns von Sachsenheim, in Handschriften und Drucken vielverbreitet, hat ohne Zweifel zur Verbreitung

[1] [Man sehe dieses Stück in Uhlands Volksliedern II, S. 770—772. Man vergleiche nun auch: Der Tannhäuser und ewige Jude. Zwei deutsche Sagen in ihrer Entstehung und Entwickelung historisch, mythologisch und bibliographisch verfolgt und erklärt von Dr J. G. Th. Gräße. Zweite . . . Auflage. Dresden 1861. 8. H.]

der Sage in der Gestalt beigetragen, wie wir solche aus Schriften des 16ten Jahrhunderts nachgewiesen. Das Gedicht selbst setzt zwar eine gangbare Volkssage voraus, aber der eigentliche Sagenbestand ist vor der allegorischen Auffassung in den Hintergrund getreten. Darin hat es auch dem Dichter nicht an Vorgängen gefehlt. Frau Venus gehört zu den wenigen mythologischen Namen, welche den Dichtern des Mittelalters aus der Poesie der alten Welt zugekommen sind. Den deutschen Rittern war sie vorzüglich durch die Äneis des Heinrich von Veldeke gegen das Ende des 12ten Jahrhunderts bekannt geworden. Den Minnesängern des 13ten Jahrhunderts ist sie eine Personification, wie in der eigenen Sprache Frau Minne. Doch fühlen sie auch wohl das Fremdartige. Graf Konrad von Kilchberg meint, daß er seine Schöne so herzlich minne, daran sei weder Venus noch Amors heiße Fackel schuld (Manesse I, 13 a. 2 [Minnesinger von F. H. von der Hagen I, S. 24 a. H.]); und Wolfram von Eschenbach behauptet von der seinigen (Manesse I, 148 b. 5 [Wolfram von Eschenbach, herausgegeben von K. Lachmann. Berlin 1833. 8. S. 10. H.]):

Vênus, diu gotinne,
lebt si noch,
si müest bi ir verblichen sîn.

Man vergleiche auch L. Tieck, Frauendienst S. 85 ff., Ulrichs Fahrt als Königin Venus.

Die Heidelberger Papierhandschrift 313 (aus dem 15ten Jahrhundert, vgl. Wilken, Geschichte der Bildung ... der alten Heidelbergischen Büchersammlungen. Heidelberg 1817. 8. S. 401 ff.), eine Sammlung meist allegorischer Erzählungen von der Minne, aus dem 14ten und 15ten Jahrhundert, enthält ein Gedicht dieser Art: der (Tugenden) Schatz (auch in Handschrift 355, Nr. 10, Wilken 436, und Handschrift 358, Nr. 3, ebend. 440), welches offenbar noch dem 14ten Jahrhundert angehört und unsrem Dichter (dem ich selbst ein Stück dieser Sammlung zuschreiben zu dürfen glaube) zum Vorbilde gedient haben mag. Eine Anzeige des Inhalts wird dieses glaublich machen.[1]

[1] [Den Text der von Uhland ausgehobenen Stellen gebe ich nach der seitdem von A. v. Keller und mir veranstalteten Ausgabe des Gedichtes in: Meister Altswert u. s. w. Stuttgart 1850. 8. (Bibliothek des litterarischen Vereins XXI) S. 70—116. H.]

Eines Morgens in des süßen Maien Thau geht der Dichter, den mitten in seiner Minneklage die schöne Zeit erfreut, über eine blühende Aue in den Wald, worin er verirrt. Er findet ein Kraut, das wie Balsam riecht und dessen Wurzel wie Himmelbrot schmeckt; sie giebt ihm Kraft und Muth und erhält ihn acht Tage lang bis zu seiner Wiederkehr. Wie er so umherirrt,

Do kam ein martinsvogelin.[1]
„Nun laz mich dir bevolhen sin,
Trut vogel guot! ich bin din fro,
Ich wolt nit sin anders wo.
Got hat dich her zuo mir gesant;
Nun tuo mir reht straz bekant!“
Es floug über ein ruche hurst;[2]
Mich irret weder hunger noch durst,
Ich volgt dem vogel als noch
Gein eim gebirg, daz was hoch.
Es flog hin uf einen stein,
Da vor stuond ein zwerg, was clein,
Es was geweltig berg und tal.
Des bergs gedoz gap widerhal,
Wan er was inwendig hol.
Daz zwerg kund sin gehüeten wol.
Wann daz zwerg den berg beschloz,
Er wer clein oder groz,
Oder wie wis er möcht gesin,
Er kund nie kumen darin.
Die port was mit kunst vermacht;
Daz sin kein man moht nemen acht,
Ez liez ein vels fallen für
Hundert fuoder swer für die tür.

Auf die Frage des Zwerges, wer ihn in diese Wildnis gewiesen habe, deutet der Fremde auf das Vöglein, das auf dem Felsen sitzt und versichert, daß er sich diesem mit vollem Glauben anvertraut, indem ihn noch nie ein Martinsvogel betrogen habe.

[1] Grimm, Reinhart Fuchs. Berlin 1834. 8. S. CXXVI: avis sancti Martini. Pluquet, Contes populaires u. s. w. de Bayeux. Rouen 1834. 8. S. 86: (Patois et noms triviaux) „Oiseau Saint-Martin, le martin-pêcheur.“ (Eisvogel.)

[2] Die Hurst, Hecke, rubus. Schmeller II, 240.

Daz zwerg sprach: „Du solt willkomen sin.
Der selb vogel der ist min,
Min herschaft hat in uzgesant.
Sag mir! wie bistu genant?“
Ich sprach: „Ich heiz Nieman (wie Odysseus beim Cyclopen),
Anders ich dir nit gesagen kan.“
Er sprach: „Ich han ez wol vernomen.
Tusent stunt solt du sin willkomen
Von zwölf werden, hohen frouwen.
Die soltu in eren schouwen,
Sie hant din begert lang zit.
Wizz, daz uf der welt wit
Nit edeler frouwen sint geborn!
Got hat sie selber uzerkorn,
All wirdikeit uz ze tragen;
Daz wil ich dir für war sagen.“

Der Dichter fragt, wer und wo diese Frauen seien, da hier nicht Haus noch Hof zu sehen. Hierauf bietet ihm der Zwerg ein Kleid an, halb grün, halb roth, und führt ihn in den Berg.

Rubin und Karfunkel erleuchten den hohlen Berg, statt des Glanzes der Sonne. Das Gewölb ist feines Gold. Zweihundert Kammern stehen neben einander für das Hofgesinde. Der Zwerg führt den Gast in seine Kammer, um ihn zu kleiden und ihn aller Dinge zu bescheiden, damit er wisse, wie er sich verhalten soll. Der Berg hat erst der Frau Venus allein gehört, nun ist er ihr mit Frau Ehre gemein; sie haben zusammen geschworen, was in der weiten Welt geschieht, müssen sie austragen. Auf diese Vereinigung deuten auch die beiden Farben. Diesen zwei hohen Kaiserinnen dienen zehen gekrönte Jungfrauen, alle Königskinder. Man erkennt sie an Buchstaben von Edelsteinen, die sie vor der Brust, auf dem Arme u. s. w. tragen. Die erste mit dem L ist Liebe, die zweite Stäte, die dritte Treue, die vierte Zuversicht, die fünfte Trost; dann noch die fünf Jungfraun der Frau Ehre: Würde, Maß, Scham, Forcht, Zucht. Nun will ihm der Zwerg auch das Hofgesinde zeigen und führt ihn durch den Saal, der von Gold und Edelgestein erbaut ist. Die Leute sind aber draußen auf dem Plan, der von Baum und Blüthe wonniglich ist:

Ach got, durch all din güete
Wie was so herlich tanzen do!

Dann gehen sie in die zwei Paläste der Kaiserinnen, wo jede mit ihren fünf Jungfrauen weilt.

Darauf sehen sie einen Tanz in einem paradiesgleichen Garten, voll von Maienblüthe und Obs zugleich:

Do sach ich manig mündlin rot
Frölichen an eim tanze
Mit manigem rosenkranze.

Auf den Tanz folgen mancherlei Spiele der grün und roth gekleideten Paare:

Zwei begunden kosen,
Zwei die brachen rosen,
Zwein was mit einander wol,
Zwei die suochten viol,
Zwei begunden singen,
Zwei die wolten springen u. s. w.

Das lange Verzeichnis dieser Spiele, welchen meist eine verliebte Beziehung gegeben ist, würde eine ausführliche Erklärung erfordern. Es ist besonders gedruckt in W. Wackernagels Altdeutschen Curiositäten (einem einzelnen Bogen), Berlin 1827. 8.

Der Dichter schließt diese Aufzählung damit:

Ich wen, man var durch al lant,
Man vint den schimpf uf erden niht.

Er allein hat keinen Liebestrost.

Bei einem Brunnen ist ein köstlich Gezelt, worin die allegorischen Frauen „zuo ring" sitzen. Ihr Gespräch besteht in Klagen über die Sitten der Zeit, jede vermißt, was ihrem Wesen entspräche. Sie gewahren den Fremden und fragen den Pförtner, wer er sei. Niemand, sagt dieser. Doch sie erkennen ihn als ihrer aller Diener und heißen ihn herbringen.

Hierauf fragen sie ihn, ob jemand in deutschem Lande sei, der ohne Schande und Gebrechen lebe. Der Dichter bezeichnet seine Geliebte:

Sie lebt von schanden gust, [1]
Als der adler im luft
Swebet hoch mit gewalt.

[1] Der Gust, lautes Schreien.

Sie habe alle zwölf Tugenden, wenn sie gleich gegen ihn hart sei.

> Frow Venus sprach aber do:
> „Der rede sin wir alle fro,
> Wir haben sie von kinde uf gezogen.“

Sie wollen auch ihr Thron und Krone geben. Die Krone, die sie ihr bestimmen, sei von zwölf Zinken, wovon jede der Frauen eine gemacht, das Gold sei allen gemeinsam; jede Zinke sei mit zwölferlei Gestein durchlegt.

Jede Frau geb' auf ihre Zinke acht; werd' ihr Orden gebrochen, so falle jene herab. Der Dichter verspricht, seiner Frau diese Botschaft zu verkündigen. Da kommt eine Jungfrau und bringt den Schatz selbst. Venus erschließt den Schrein und zeigt dem Dichter die Krone. Er erschrickt freudig über dem Glanze. Der Schatz wird ihm überantwortet, worauf er sich beurlaubt und von dem Zwerge vor den Berg hinaus geführt wird.

> Der cleine sprach: „Gang durch den tan!
> Da vindestu ein criuze stan,
> Und richt dich zuo der rechten hant!
> So wirt dir die straz bekant.
> Darnach macht du verirren nicht
> Und kumst uf die recht geschicht.
> Die straze treit dich heim zuo hus,
> Davon du bist gescheiden uz.
> Nun se sant Johans zuo pfant,
> Daz du wol heim kumst zuo lant!

Der Dichter folgt dieser Weisung und bringt den Schatz seiner Schönen, die ihn in Ehren zu tragen verspricht.

Dieses Gedicht, wie die Mörin Hermanns von Sachsenheim, führt uns an den feeenhaften Hof der Königin Venus und stellt auf dem Grunde des Volksglaubens allegorische Figuren auf. Die Ähnlichkeit in der Anlage ist auch sonst nicht zu miskennen. Aber das ältere Gedicht führt eine an sich preiswerthe Idee aus, die das Ganze zur Einheit verbindet: die Krönung der Geliebten durch die vereinigten Eigenschaften der Liebe und der Ehre. Und wenn gleich solchen Allegorieen immer etwas Erkältendes beiwohnt, so ist doch hier das Allegorische mit dem Fabelhaften leicht und anmuthig verwoben. Eben diese Vorzüge der älteren Dichtung zeigen um so deutlicher, woran es der jüngeren fehle. Man bemüht sich vergeblich, in der Mörin einen Grundgedanken aufzufinden;

was doch gerade bei allegorischen Darstellungen oft nur allzu wenig Schwierigkeit hat. Denn daß „diser streng edel Ritter," wie der Johannes Adelphus in der Vorrede zu seiner Ausgabe des Gedichts behauptet, „mit disem seinem Büchlin understeht, uns abzuwenden von der bösen liebe und die zu verwandlen und zu keren in ein ehrliche löbliche liebe" u. s. w., ist mehr als zweifelhaft, da ja der nicht mit Unrecht Angeklagte frei ausgeht. War es aber nur um eine launige Rückerinnerung an jugendliche Thorheiten zu thun, wie es im Eingange heißt:

Bl. 1a.b Und lasset euch verdrießen nicht,
Ob ich ein weil von thorheit sag u. s. w.,

so ist das gebrauchte Maschinenwerk viel zu schwerfällig. Die mythisch allegorischen Gestalten halten auch im Einzelnen nicht die Prüfung aus: wenn Venus den Dichter anklagt, daß er mehr als Einer Schönen den Hof gemacht, so liegt dieß nicht im Charakter der Göttin, die nachher selbst sich als die Patronin der üppigen deutschen Städte verkündet, und umgekehrt steht es auch dem alt n, treuen Eckart nicht besonders an, den Fürsprecher der Unbeständigkeit zu machen. Man kann auch nicht etwa behaupten, daß in diesen Widersprüchen eine absichtliche Ironie verborgen sei. Der marklose, unter Frauenherrschaft weit herabgekommene Danhäuser erscheint noch als die am sichersten gezeichnete Gestalt. Den Figuren, denen eine allegorische Bedeutsamkeit zukommen soll, sind aber andre hart zur Seite gestellt, bei denen nichts dieser Art zu ergründen ist. So die Mörin, die als Sachwalterin dem getreuen Eckart die Wage hält. Der Dichter zeigt an vielen Stellen, daß er in den Rittergedichten des 13ten Jahrhunderts wohl bewandert ist. So konnte ihm auch aus dem öfters angeführten Parcival Wolframs von Eschenbach die Mohrenkönigin Belacane nicht unbekannt sein, von der es dort heißt, wohl gleiche sie nicht dem lichten Tage noch der thauigen Rose, dennoch thu' es den Augen ihres Ritters wohl; wenn durch die Krone von Rubin ihr dunkles Haupt erscheine; ihre Schwärze hab' er lieber gesehen, als das Licht der Sonne (Parcival 694 ff. 2697 ff. [S. 23a. 53b Lachmann]). Davon ist die Mörin (vergleiche Parcival 2794 [S. 55a Lachmann]: die mörinne) eine Nachbildung, in der aber aller romantische Duft verwischt ist. Weder die Ritterpoesie, noch die Volkssage behaupten ihr altes Recht; der meiste Fleiß ist auf

die weitläufigen Formalien des Anklageprocesses und auf die orientalisch aufgestutzten Prunkzüge gewendet, in welchen die Leute auf Elephanten, Kameelen, Panthern und Einhornen daherreiten, nach Art der Faschingsprocessionen, wozu auch, wie wir später sehen werden, diese Fabel in der Folge benutzt worden ist.

Was auf der andern Seite dem Gedicht zum Lobe gereicht, ist hauptsächlich der gute Humor, der darin herrscht, wenn auch seine Äußerungen nicht die feinsten sind. Die Rede ist, wie schon berührt worden, häufig unzusammenhängend und springt auf die fremdartigsten Dinge über, dagegen drängt sie sich manchmal auch in körnige Sprüche zusammen, z. B.:

21 b Der nie kam auß, der kam nie heim;

der Marschalk zum Danhäuser:

41 b In welchem haus nit kregt der han
Und kregt die henn, das ist nit guot.

Vom poetischen Werthe abgesehen, ist überhaupt dieses Buch in mancher Beziehung merkwürdig. Eben jenes Überspringen auf die verschiedenartigsten Gegenstände verschafft uns allerlei Beiträge zur Kenntnis der damaligen poetischen Litteratur, der gangbaren Anekdoten, Sprichwörter, Volkswitze. Für die Rechtsalterthümer ist das umständlich geschilderte gerichtliche Verfahren nicht unmerkwürdig. Besonders aber gefällt auch dieser Dichter sich darin, die Sitten seiner Zeitgenossen, von den obersten Stufen an, strafend und spottend durchzuziehen.

Geistliche und Laien klagt er der Gleichgültigkeit gegen die drohende Macht des türkischen Kaisers an (42 a).

Die Ungebühr der Geistlichkeit wird mehrfach gerügt. Eine der Göttinnen spricht:

45 b Die pfaffen hon ein groß geschrei,
Biß daß in wirt der seckel vol.

Einer von den christlichen Knechten des treuen Eckart äußert:

36 b Darzuo bin ich auch wol gelert
Zuom pfarrhof, der ist guot und fein.
Do wil man mich nit lassen ein;
Das ist nit wunder, dunket mich.
Ich hab ein schwester minniglich,
Die laßt man ein, als oft sie kompt.

An einer andern Stelle läßt sich einer der Heiden noch stärker gegen die Sittenlosigkeit der christlichen Priester aus (34 b). Der Dichter entgegnet:

34 b Es ist noch mancher priester guot.
Sie seind als wol fleisch und auch bluot
Von Adam her, als ander leut.

Und noch auffallender, in der Mitte des 15ten Jahrhunderts, läßt er den Heiden darauf sagen:

Calixtus hat nit wol gethen,
Daß er in nit ir chweib ließ.
35 a Ein weiser meister Cato hieß,
Der kunt und wißt die cirkelmaß
Und wiß seinn suon die rechte straß,
Den rechten weg zuom himmelreich.
Er thet auch selber des geleich.
Das sollen auch die pfaffen thuon.
Sie sagen vil von frid und suon
Und stellen selber klein do hin;
Ir mancher hat ein concubin,
Die im viel lieber ist, dann gott.

Den Laien ergeht es nicht besser, und zwar zuoberst den Fürsten. Er straft besonders ihre Treulosigkeit gegen einander, selbst unter Verwandten (33 c f.). Von den Fürsten kommt er auf die Edelleute:

34 b Es wirt vergossen Christen bluot
Von manchem bösen schentlich man u. s. w.
Von Adams zeit und manchem jar
Ward nie gehört so groß unrecht.

Aber die Fürsten selbst wollen nicht daran, die Frevler zu bestrafen. Auch den Frauen wird daran Schuld gegeben:

Doch manche frau die hat die art:
Si seh einn schalk vil lieber gern,
34 c Dann einen, der zuom finstern stern[1]
Von Granat für gen Barbarei u. s. w.

Die Thaten- und Sittenlosigkeit, das geckenhafte Wesen solcher jungen Ritter geiselt er auch sonst. Von einem Diener am Hofe der Venus sagt er:

[1] Finisterre.

23 c Der bott hett an ein köstlich kleid,
Ein kursit, nach dem alten sitt.
Er dacht nit auf den newen schnit,
Als jetzt die jungen narren thuond u. s. w.

Bei Anlaß des Turniers, das in jenem Fabelreiche gehalten wird, wirft der Dichter abermals einen Seitenblick auf den Adel seiner Zeit (39 b).

An den Turnieren selbst rügt er einen neuen unritterlichen Gebrauch (33 b). Schön ist das Beispiel, das er den feigen Prahlern entgegenhält, von einem alten Ritter, dem der Fuß zitterte, aber das Herz am rechten Flecke war:

26 c Als dann geschah eim ritter guot,
Der hett gefochten manigfalt,
Biß er ward grau und darzuo alt.
Eins mals do er bei eim gstech was,
Als sich sein herr eins streits vermaß
Gegen eim andern herren da,
Der selbig ritter alt und gra
Die feind gar mannlichen an sah.
Ich weiß nit wol, wie im geschah,
Im zittert der fuoß im stegreif,
Das dort ein junger bald ergreif
Und macht auß im einn großen spott.
Der ritter sprach: „Das reche got!
Ich bleib, so wiltu fliehen hin.“

Im Übrigen haben wir gehört, daß, während Hermann die Sitte des jüngeren Adels meistert, er von sich selbst nicht die rühmlichsten Geständnisse zu machen hat.

Auch an die Städte kommt die Reihe. Ihr Aufblühen, ihre Bündnisse betrachtet er, als der Ritterschaft gefährlich, mit eifersüchtigem Auge (33 b).

Was er von den Sitten der größern Städte halte, beweist schon der Umstand, daß er die Königin Venus vier derselben, Cöln, Straßburg, Basel, Costenz, als von ihr besonders gefreite und geschirmte bezeichnen läßt. Etwas besser steht es mit andern Orten. Frau Venus fährt so fort:

44 b Zu Appenzel und zu sanct Galln
Die wöllen solcher kluogheit nit.
Augspurg und Ulm hond auch einn sitt,

44 c Daß sie ir weiber hütent vast,
Darumb hab ich sie für einn gast.
Doch ist ir vil mein hofgesind
Gar heimlich mit weib und mit kind,
Der ich doch hie nit melden wil.

Den Bauern endlich legt er zur Last, daß sie den weisen Meister Hans von Dinkelsbühl um seiner Lehre willen anfeinden:

34 b Jedoch seind im die bauern gram
Darumb, daß er die warheit sagt.
Ir sprechen vil, er sei verzagt,
Er mach in ferr das himmelreich.

Die Mörin ist nicht das einzige Gedicht Hermanns von Sachsenheim, das auf uns gekommen. Eine Handschrift der kaiserlichen Bibliothek zu Wien [1] enthält, zugleich mit der Mörin, eine andre seiner Dichtungen, „der guldin tempel". Kurze Notizen darüber, mit Eingang und Ende des Gedichts, im Museum für altdeutsche Litteratur und Kunst I. Berlin 1810. S. 612—614 und im Grundriß S. 451—453. Der Gegenstand desselben ist das Lob der Mutter Gottes, ihr will er den goldenen Tempel erbauen. Sein Vorbild war ohne Zweifel ein älteres, bilderreiches Lobgedicht auf Maria, die goldene Schmiede Konrads von Würzburg, vom Ende des 13ten Jahrhunderts, welchem er auch selbst den Preis zuerkennt. Am Schlusse giebt er wieder die Jahrzahl an (1455). Er spricht darin von seinem Alter und Geschlecht.

Hierauf giebt er noch den Schild von Sachsenheim heraldisch an, so wie auch Abstammung und dreifaches Wappen von mütterlicher Seite.

Nach diesen Angaben wäre der goldne Tempel nur drei Jahre nach der Mörin gedichtet, also bei Abfassung der letztern, im Jahre 1452, der Dichter schon gegen 87 Jahre alt gewesen, wenn man nicht annehmen will, daß etwa bloß die Zueignung der Mörin so spät erst hinzugesetzt worden. Doch bezeichnet er im Gedichte selbst sich öfters als alt und grau; er gedenkt auch im Innern desselben (42 b unten) der hohen Fürstin zu Österreich (was man als absichtliche Interpolation ansehen müste); und auch einzelne Anspielungen auf Zeitereignisse deuten auf jenes späte Datum hin (34 b unten). Bei einem so hohen Alter

[1] [Vergl. Hoffmann von Fallersleben, Verzeichnis der altdeutschen Handschriften der k. k. Hofbibliothek zu Wien. Leipzig 1841. 8. S. 196. H.]

werden auch manche Gebrechen entschuldbarer und man muß sich eher über die noch rege Kraft und frische Laune wundern.

Die Stelle am Schlusse der Mörin:

46 c Der thorheit noch vil mancher lacht
Und wirt es haben für einn spott.
Hett ich darfür gedienet gott,
Ich mein, es möcht mir besser sein.
Doch hab ich mer in meinem schrein
Beschlossen dief, nit offenbar.

macht es wahrscheinlich, daß der Dichter dabei das fromme Gedicht im Sinne hatte, das er drei Jahre nachher zur Vollendung brachte und das gewissermaßen zur Sühne jenes allzu weltlichen dienen sollte.

Außer diesen, in der Litterargeschichte schon bekannten Gedichten Hermanns von Sachsenheim habe ich noch zwei weitere namhaft zu machen:

1. Ein Manuscript der Berliner Bibliothek (Ms. Germ. Fol. 451, in dorso: Clara Hätzlerin deutsches Liederbuch, sie ist unter dem Datum Augspurg 1471 als Besitzerin eingeschrieben), neuere Abschrift einer, wie es scheint, zu Prag befindlichen handschriftlichen Sammlung von Gedichten, meist des 15ten Jahrhunderts, enthält (S. 419) eine gereimte Erzählung mit der Überschrift:

Von der grasmetzen Herman von Sachsenhaim.

Auch in einer Handschrift der öffentlichen Bibliothek zu Stuttgart befindet sich dieses Gedicht, doch ohne Namen des Verfassers (Graff, Diutisca II Band, 1 Heft. Stuttgart 1827. S. 77 f.). Der Inhalt ist, wie ein Alter mit seinen Liebesbewerbungen bei einer jungen Dirne übel ankommt.[1] Hermann bekennt sich offenbar selbst als Verfasser, wenn er sich in der Mörin von dem Alten, der ihn in die Truhe sperrt, spottweise zurufen läßt:

2 a Wie nuon, frau Metzen knecht?

2. Dieselbe Heidelberger Handschrift (313), der ich den Auszug des Gedichts „der Tugenden Schatz“ entnommen habe, giebt eine

[1] [Das Gedicht ist gedruckt in: Liederbuch der Clara Hätzlerin. Aus der Handschrift des böhmischen Museums zu Prag herausgegeben .... von Dr Karl Haltaus. Quedlinburg und Leipzig 1840. 8. S. 279—283. Man vergleiche auch Meister Altswert, herausgegeben von W. Holland und A. Keller, S. XXI. H.]

romantische Erzählung, „das sleigertüechlin.“[1] Darin wird bei einer Fahrt zum heiligen Grabe, die der Erzähler macht, berichtet, daß dahin vier alte Frauen, Unholden, von „Montpilier“ (Montpellier) gekommen, um Arzenei zu holen, und dann auf einem Kalbe wieder heim gerannt, welches auch alsbald wieder in den Stall des Wirthes zurückgekehrt sei. Es ist dies dieselbe Luftreiterei, die wir aus der Mörin kennen. Ebenso wird in beiden Gedichten einer künftigen Fahrt Kaiser Friedrichs in das heilige Land fast mit gleichem Ausdruck gedacht. (Friedrich III, 1440—1493, oder ein fabelhafter Kaiser Friedrich.[2])

Von der Person und den Lebensumständen Hermanns von Sachsenheim ist wenig zu sagen. Dieses wenige muß hauptsächlich seinen eigenen Äußerungen entnommen werden. In der Mörin giebt er nicht selbst seinen Namen an, wohl aber bezeichnet er sich als einen schwäbischen Ritter und die Handschriften dieses Gedichts nennen ihn schon im 15ten Jahrhundert als Verfasser desselben. Der Herausgeber desselben, Joh. Adelphus, etlich und fünfzig Jahre nach seinem Tode, nennt gleichfalls ohne alles Bedenken den „edeln, strengen Ritter, Herrn Herman von Sachsenheim.“ Daß die Mörin und die Erzählung von der Grasmetzen den gleichen Verfasser haben, ist bereits gezeigt worden, als Verfasser der letztern aber wird in der angeführten Handschrift des 15ten Jahrhunderts wieder Hermann von Sachsenheim benannt. Der goldne Tempel, in dem er sich auch, wie in der Mörin, seiner gelben Sporen (Museum I, 613) rühmt, ist mit dieser in einer der Wiener Handschriften zusammengeschrieben und in jenem Gedichte wird „der schilt von Sachsenhein“ als der des Dichters heraldisch angegeben. Dieses Wappen, zwei Hörner, ist das eines begüterten schwäbischen Adelsgeschlechtes, welches seinen Namen von dem nunmehrigen Städtchen

[1] Seitdem vom litterarischen Vereine gedruckt (Meister Altswert u. s. w. Stuttgart 1850, S. 203—255) und kann jetzt näher verglichen werden. Man muß dann aber die Wiener Handschrift der Mörin von 1455 (Hoffmann, Nr. XCIX. Museum für altdeutsche Litteratur I, 612—614), nicht die Drucke, zur Vergleichung nehmen. [Eine Randbemerkung von Uhland sagt: „Ob aus diesem Gedicht das Fragment im Liederbuch der Hätzlerin S. 350, Haltaus S. 252?“ Diese Vermuthung ist richtig. Man vergleiche Meister Altswert S. 212, 18 bis S. 214, 13. H.]

[2] Mythisch, sieh das Lied in J. Ch. v. Aretins Beiträgen zur Geschichte und Litteratur IX. München 1807. 8. S. 1134.

Groß=Sachsenheim, bei Vaihingen an der Enz, hatte. In diesem Geschlechte war auch der Vorname Hermann herkömmlich. Die Sachsenheim waren früher Lehensleute der Grafen von Vaihingen und kamen mit dieser Grafschaft im 14ten Jahrhundert an die Grafen von Wirtemberg, als ihre Lehensherren (Ch. F. Sattler, Historische Beschreibung des Herzogthums Würtemberg. Stuttgart und Eßlingen 1752. 4. II, 231—233. I, 207 f.). Sein Verhältnis zu dem Hofe dieser Grafen, die wir in der Mörin gepriesen fanden, gab wohl auch den Anlaß zu seiner Bekanntschaft mit den fürstlichen Personen, denen dieses Gedicht zugeeignet ist: der östreichischen Herzogin Mechthild, welche früher mit dem Grafen Ludwig von Wirtemberg (bis zu dessen Tode im Jahre 1450) vermählt war, und ihrem Bruder, dem Pfalzgrafen. Unter dem Jahre 1442 werden in einer Urkunde bei Crusius (Annal. Suev. II, 376) „Herman von Sachsenhaim, Ritter, und Anna von Straubenhart, sein ehliche Hausfrau" u. s. w. als Mitverkäufer der von dem Bruder der letztern, Joh. von Straubenhart, ererbten Besitzungen an den Grafen Ludwig von Wirtemberg genannt; in einer Urkunde (ebendas.) vom gleichen Jahre Hermann von Sachsenheim als Zeuge. Wir sahen, wie der Dichter der Mörin von seiner abenteuerlichen Fahrt zu Frau und Kindern zurückkehrt und von der erstern ein wenig geschmält wird. In der Stelle des goldnen Tempels, wo er seine weiblichen Ahnen aufzählt, gedenkt er seiner eignen Ehefrau nicht. Daß er bei Vollendung dieses frommen Gedichts, im Jahre 1455, gegen 90 Jahre alt und halb blind war, ist schon angeführt worden. Drei Jahre nachher starb er. Crusius (II, 405) meldet zum Jahr 1458:

Obiit die lunæ ante s. Bonifacii Hermannus de Sachsenhaim eques. Stutgardiæ in parochiali humatus.

> O welt, du hast gelassen mich,
> Mein schilt und helm hangt unter sich,
> Mein wapenrock ist staub und erd.
> Gelebt ich ie in deinem wert u. s. w.

Diese Anfangszeilen der vielleicht von Hermann selbst verfertigten Grabschrift können aus dem vorangeführten Berliner Manuscript [1]

[1] [Man sehe die Stelle nun bei Haltaus, Liederbuch der Clara Hätzlerin S. 278; man vergleiche ebendaselbst S. LVII. H.]

ergänzt werden, wo (S. 419, unmittelbar vor der Erzählung von der Grasmetzen) zu lesen ist:

Herman von Sachsenhain.
O welt, du hast gelassen mich,
Mein schilt und helm hangt under sich,
Mein wappenrock ist staub und erd.
Gelebt ich ie in deinem wert,
Das hat sich nun vercheret gar.
O herr, nimm meiner sele war
Und auch dein keüsche muoter zart!
Jung man, geporen von meiner art,
Laß dir ze sünden nit wesen gach!
Ir müßent sicher all hernach.

Daß er zu Stuttgart begraben liegt, deutet wieder auf sein näheres Verhältnis zum wirtembergischen Hofe. Sonst möchten sich auch noch manche Anspielungen in seinen Gedichten auf Örtlichkeiten und Personen zu weitern Vermuthungen über seine Lebensumstände, Reisen [1] u. s. w. benützen lassen. Ich hebe hier nur noch eine im Grundriß S. 452 mitgetheilte Stelle aus dem goldenen Tempel aus, worin er sich an den böhmischen König Ladislav wendet, [2] und welche ihn, obgleich wir ihn die sittenlose Geistlichkeit bitter tadeln hörten, doch zugleich als einen erklärten Gegner der Hussiten darstellt:

Ein orgel was zu Prag,
Nach allem wunsch geziert,
Die iez vast dissoniert
Mit mangem valschen ton.
Kung Laßlaw, halt din kron,
Das sie der welt behag,
An got ouch nit verzag!
Das ist min rat der best.
Du solt beliben fest

[1] Vergl. Bibliothek der Romane VII, S. 61, Anmerkung. [Es heißt hier: „Es kommen... Stellen im Buch vor, die beweisen, daß der Verfasser einmal eine Wasserreise gethan habe und in andern Welttheilen gewesen sei." H.]

[2] Er gedenkt desselben als noch ungekrönt in der Mörin 34 b: „Das kem gar wol dem großen heer, So man köng Laßlen krönen würd." Die Krönung erfogte erst 1454. Rühs 804.

An got, dem schöpfer din.
Kein Huß [1] soltu nit sin,
Das stet dim adel wol,
Und hüt dich vor dem hol,
Der argen helle pful!
Blib stet am römschen stul!
Nit ker dich an den man,
Den man nent Rockentschan! [2]
Er ist ein schalkhaft wicht.

So viel über Hermann von Sachsenheim. Eine besondre Beleuchtung aber erheischt noch die Fürstin, der er sein abenteuerliches Gedicht „zu dienst gemacht." Sie war, wie schon erwähnt worden, Mechthild, Tochter des Pfalzgrafen und Kurfürsten von Baiern Ludwig, in erster Ehe mit dem Grafen Ludwig von Wirtemberg, nach dessen Tode mit dem Herzog Albrecht von Östreich vermählt. Nachdem auch letzterer im Jahre 1463 (Gerardus de Roo, Annales. Oeniponti 1592. S. 280) gestorben war, hatte sie ihren Witwensitz zu Rotenburg am Neckar, dem Hauptorte der östreichischen Grafschaft Hohenberg. Diese Frau ist in der Geschichte der Wissenschaften dadurch merkwürdig, daß auf ihren Antrieb ihr zweiter Gemahl im Jahre 1457 die Universität Freiburg im Breisgau und ihr Sohn aus erster Ehe, der erste wirtembergische Herzog, Eberhard im Bart, 1477 die Universität Tübingen stiftete (matris etiam illustrissimæ Mechtildis hortatu. Crusius II, 395. 449). Ihre Überreste wurden, nachdem sie zuerst in Güterstein beigesetzt worden, im Jahre 1555 in die Tübinger Kirche übergebracht.

In den handschriftlichen Aufzeichnungen von Lutz von Lutzenhart, Weitenauer, Gärt erscheint Mechthild während ihres Aufenthalts in Rotenburg vielfach als Gründerin frommer und wohlthätiger Anstalten, auch der bewunderte Stadtbrunnen ist ihre Stiftung; ihr traulich volksmäßiger Name war: das Fräulein von Österreich. Sie wird es

[1] Vergl. Mörin 17 a: Marschalk, Beliß und Publicus Die warn fürnemer dann der Huß, Der dort zu Böheim macht den lauf.

[2] Joh. Rokyczana, ein geistlicher Vorsteher der Hussiten. Rühs 804. [Man vergleiche Meister Altswert S. 245, 2. 3: Er hieß nit Rockenzan Als dort der Behem falsch. Sleigertüechlin. H.]

auch sein, die, mit diesem Namen bezeichnet, für Hammen von Reistett[1] (Reinstetten) auf dem Rathhaus zu Ulm vergeblich gebeten hat (Volkslieder Nr. 137, S. 352 ff.); in der Anrede: Frau von Österreich!

Höchst anstößig erscheint dagegen ihr Lebenswandel zu Rotenburg in der handschriftlichen Chronik der Herrn von Zimmern.

Auch der deutschen ritterlichen Dichtkunst war diese Fürstin gewogen. Was die Zueignung der Mörin erst andeutet, zeigt, elf Jahre nachher, ein andres Schriftdenkmal in vollem Maße. Es ist dieses der poetische Ehrenbrief, den der bairische Ritter Püterich von Reicherzhausen im Jahre 1462 an die fürstliche Witwe nach Rotenburg erlassen hat, gedruckt, doch sehr fehlerhaft, in Duellii Excerpta historico-genealogica, Leipzig 1725. Folio. S. 265 ff. Auszugsweise hat J. Ch. Adelung, Leipzig 1788. 4., die für die Litteraturgeschichte wichtigen Stellen mit Anmerkungen herausgegeben.[2]

Püterichs Ehrenbrief ist nicht sowohl um seines poetischen Werthes willen, als vielmehr der Aufschlüsse wegen schätzbar, die er uns über die sorgfältige Pflege giebt, welche um die Mitte des 15ten Jahrhunderts da und dort noch von Personen des Fürsten- und Ritterstandes den ritterlichen Dichtwerken gewidmet wurde. Er besteht in 148 siebenzeiligen Strophen „in des von Laber gemainen Ton," das heißt in der Versweise, die aus der von Wolfram von Eschenbach für seinen Titurel gebrauchten Strophe, im neuern Titurel, gegen das Ende des 13ten Jahrhunderts, durch Spaltung der Langzeilen in kürzere Reimzeilen, umgebildet und dann auch von Hadamar von Laber in seinem allegorischen Gedichte „die Jagd"[3] gebraucht worden war.

Von seiner Dichtergabe spricht Püterich selbst sehr bescheiden (Str. 74). Der Inhalt des Sendschreibens erscheint als ein sehr ungleichartiger. Mit dem Lobe der Fürstin anhebend, geht es auf eine Aufzählung der turnierfähigen bairischen Adelsgeschlechter über und giebt nachher ein Verzeichnis der im Besitze des Verfassers befindlichen Ritterbücher, sowie derjenigen, welche sich in der Büchersammlung der Herzogin befinden und dem Schreiber des Briefes noch neu sind.

[1] [Hamann von Reischach. Vergl. Ch. F. v. Stälin, Wirtembergische Geschichte III. Stuttgart 1856. 8. S. 561.]

[2] Jetzt in Haupts Zeitschrift VI, S. 31 ff.

[3] [Herausgegeben von Schmeller, Stuttgart 1850. 8. H.]

Von dem Bemerkenswerthern dieses Inhalts hebe ich zuerst aus, was die Fürstin, sodann was den Dichter des Briefes angeht.

Püterich hat die Herzogin nie selbst gesehen, aber er ist über sie und ihren Hof genau unterrichtet durch Grete von Parsberg, die einst mit ihr im Bade zu Kalb (Teinach?) gewesen. Er rühmt unter anderem, wie drei ihrer Jungfrauen beim Gottesdienste so herrlich mitsingen,

Daß es zu himel den engeln gleich sei klingend (Str. 8).

Er hat auch von ihrem schönen Garten gehört, aus dem sie oft den Kindern Blumenkränze spende. Möchte doch ihm, dem Dichter, aus diesem Garten ein Kranz der Ehre werden (Strophe 80—82)! Was ihre Bücher betrifft, so hat er von ihr einen Zettel, ein Verzeichnis derselben, empfangen. Der Sinn der durch verdorbene Schreibung dunkeln Stelle scheint der zu sein, daß es 94 Numern seien, wovon er 23 noch nicht kenne. Diese, meist sonst bekannte Ritterbücher, zählt er auf und darunter die Mörin (die Morein) (Str. 96—99). Leicht erklärlich, daß ihm diese noch neu war, weil die Fürstin selbst sie erst vor elf Jahren vom Dichter erhalten hatte.

Zugleich ersehen wir, daß die Liebe zu diesen Dichtungen, vielleicht ein Theil der Bücher selbst, der Herzogin von ihrem Vater anererbt war. Indem ihr Püterich seine Ritterbücher zur unbeschränkten Auswahl anbietet, bedingt er sich dabei ein Verzeichnis der ihr zu Gebot stehenden, wie es scheint, ein vollständigeres, als das er bereits erhalten hatte:

95 Doch auf ein wechsl wider,
Das mir ain zedl werde
Eur gnaden puecher sider,
Der habt ir woll den wunsch auf diser erde,
Ob ir der puecher eures vatters habt gewalte,
Die ich zu Haidelberge
In seiner liberei sach so gar ungezalde.

Diese Bücher des Pfalzgrafen Ludwig III bilden ohne Zweifel noch jetzt einen Bestandtheil der reichen Sammlung altdeutscher poetischer Handschriften in der Bibliothek zu Heidelberg. (Vgl. Wilken, Geschichte der Heidelbergischen Büchersammlungen S. 95. 103 f.)

Auch der Herzog Otto von Baiern, Mechthilds Vetter, erscheint in diesem Briefe als ein Liebhaber solcher Bücher und er war es auch,

der für die Herzogin von Püterich das Verzeichnis jener Ritterbücher verlangt hatte (Str. 91 f. 126). Von ihr mag sich dann weiter auf ihren Sohn, den Herzog Eberhard, noch einige Neigung für die Rittergedichte verpflanzt haben. Es sind Anzeigen vorhanden, daß er die Erstlingsdrucke des spätern Titurel und des Parcival von 1477 veranstaltet habe.

Daß Hermann von Sachsenheim einer so bewährten Freundin der Ritterpoesie sein Gedicht zu Dienste machte, wird uns jetzt sehr natürlich erscheinen. Vielleicht verdankte er auch ihrer Liberei die Kenntnis der vielen Rittergedichte, auf die er so häufig anspielt.

Der Verfasser des Ehrenbriefes selbst, Jacob Püterich von Reicherzhausen,[1] wie er selbst am Schlusse seinen vollen Namen angiebt (Str. 147), stammte, gleichfalls nach seiner Angabe, aus einem turniermäßigen bairischen Geschlechte und ist dem Turnei viel nachgeritten (Str. 70). Der Brief ist in seinem Hause zu Reicherzhausen an St. Katharinenabend 1462 gegeben. Obgleich nun der Dichter anfänglich ganz im Tone ritterlicher Galanterie der Fürstin huldigt und ihr erklärt, daß er sie lieber sehen würde, als alle Blumenauen, daß ihn der Wind freuen müste, der von dem Lande wehe, worin sie wohne (Str. 4. 23), so ist doch das alles ganz unverfänglich. Einestheils ist er so überaus demüthig, daß er sich nicht für würdig hält, ihr die Schuhriemen zu lösen und daß er nicht die Krone des römischen Reiches dafür nähme, wenn sie ihn zu ihrem Stubenheizer erwählte (Str. 22. 27); anderntheils giebt er selbst sein Alter auf 62 Jahre an (Str. 137) und bemerkt:

24 Ein man von sechzig jaren
Soll Amorschaft vermeiden.

Er habe schon Enkel und finde, daß Cupido selten mehr mit seinem feurigen Pfeile auf ihn ziele, auch spreche seine Ehefrau, Anna von Seckendorf: „Lapp, dich soll nun benügen, laß einen Jungen werben!“ (Str. 25. 26. 91.) Auch Hermann von Sachsenheim muste sich auf ähnliche Weise von seiner Hauswirtin zurechtweisen lassen und es ist ein sonderbarer Zufall, daß die Herzogin von Österreich von zwei solchen wohlbetagten Liebesdichtern umschwärmt wird.

[1] Vergl. Wilken, Geschichte der Heidelbergischen Büchersammlungen S. 518.

Püterich übersendet ihr mit seinem Briefe noch weitere Gedichte, die wir jedoch nicht mehr besitzen, und darunter, wie es scheint, verliebte, aber freilich solche, die schon etwas alt sind (Str. 85. 86). Noch ein sonderbares Geschenk legt er den Liedern bei. Grete von Parsberg hat ihm von den kleinen, wohlgestalten Füßen der Herzogin erzählt:

89 Des was ich denk zu Rom in wälschen reichen
Und kauft den wunsches [1] füeßen
Zwai zockln [2] sein, ich main, die in geleichen.
90 Die tragt durch euren knechte,
Ob ich sein mueten tar! u. s. w.

Wenn diese Liebschaft des 62jährigen Briefdichters eine ergetzliche ist, so hat er dagegen eine andre, fast rührende: die leidenschaftliche Liebhaberei für die alten Ritterbücher. Er besitzt in Summa 164 Bücher, geistliche und weltliche (Str. 120). Eine lange Reihe derselben, gröstentheils Rittergedichte und Legenden, macht er namhaft (Str. 100—116) und dieses Verzeichnis ist von Belang für die poetische Litteratur des deutschen Mittelalters. Am Schlusse desselben entschuldigt er sich, daß er aus Versehen die weltlichen Bücher vor den geistlichen genannt habe, da doch seinem Alter besser gezieme, diese zu lesen, als die ritterlichen. Die Schuld liege daran, daß er gerne zurückschaue auf die vergangenen Tage (Str. 117—119).

Wie er zu den vielen Büchern gekommen sei, darüber legt er, wie er selbst sich ausdrückt, „seine Beichte" ab. Vierzig Jahre und leicht darüber seien es, daß er zu sammeln begonnen. In Brabant und Ungarn und den Landen, die dazwischen liegen, hab' er sie mit Fragen aufgesucht:

122 Zu samb sind si geraselt
Mit stelen, rauben, auch darzue mit lehen,
Geschenkt, geschriben, gekauft und darzue funden,
Doch mer die alten puecher;
Der neuen acht ich nit zu kainer stunden.

Er muß aber selbst auch um manches gekommen sein. Denn man hat auf ihn die Rede ausgebracht, der Bücher wollt' er gerne vergessen, gäbe man ihm nur die Säcke wieder, darin er sie in guten Treuen

[1] wunsches, „der wunsch," das Höchste, Vollkommenste, was man sich wünschen kann.
[2] [Vergl. Schmeller IV, S. 225. H.]

ausgeliehen. Auch schicken ihn die Schälke bei Hofe manchmal nach einem alten Buche aus, worüber er dann sehr erfreut ist; wenn er aber dann keines findet, so bemerkt er erst, daß sie ihren Scherz mit ihm gehabt:

125 Das leit ich alles durch die puech der alten
Und wär sein billich erlaßen
Durch manig jar, die mir da sind gezalten.

Und wie er den alten Büchern nachläuft, so sucht er auch die Gräber der Verfasser auf. In manchen Kirchen hat er dem Grabe Wolframs von Eschenbach nachgeforscht, bis er es endlich im Markte Eschenbach in unser Frauen Münster, mit Wappenschild und Inschrift, aufgefunden. Zwanzig Meilen weit ist er dorthin geritten, um die Begräbnisstätte des theuern Dichters zu sehen und durch andächtiges Gebet ihm zu Gottes Reiche behülflich zu sein.[1]

So wunderlich zusammengemengt auf den ersten Anblick die Bestandtheile dieses Ehrenbriefes erscheinen, so hinterläßt derselbe doch einen Gesammteindruck, der sie zur Einheit verbindet und für unsre geschichtliche Betrachtung festzuhalten ist. Der alte Püterich erscheint als ein irrender Geist aus der untergegangenen Ritterwelt. Er zählt den bairischen Turnieradel auf und findet siebenzehn Geschlechter, die mit Schild und Helm begraben sind und zu seiner Zeit alle noch lebten:

47 Nun ist irs namens leider nit mer auf erden,
So helf in gott der vatter,
Daß sie zu himel erhöhet müeßen werden! (Vgl. 64.)

Er sucht ängstlich und rastlos nach den alten Liederbüchern, wie nach vergrabenen Schätzen, und er wandelt um die Gräber der Dichter, deren Stätte die neue Zeit vergessen hat. Selbst jene altväterischen Liebeserklärungen haben etwas Geisterhaftes und kein blühender Kranz aus dem schönen Garten ist ihm mehr beschieden:

23 Sollt mich das alter also thun nit krenken,
So müst der wind mich freuen herzelichen,
Der von dem land thuet wäen,
Dar innen wont die here löbelichen.

Ulrich Fürtrer, der um 1487 den Inhalt mehrerer älterer Dichtungen aus den Sagenkreisen von Artus und dem heiligen Gral, sowie die Geschichten vom Argonautenzuge und dem trojanischen Kriege,

[1] [Vergl. oben S. 175. 176. H.]

auch in der Strophe des spätern Titurel, zu einem weitläufigen cykli-schen Gedichte verarbeitete, klagt, daß er den wackern Püterich von Reicherzhausen nicht, wie Medea durch ihre Zauberbäder, habe verjüngen können (Museum I, 193). Aber so wenig, als dieser getreue Freund der alten Zeit, war die morsche Ritterzeit selbst wieder jung zu baden.

4. Kaiser Maximilian I.

Man hat diesen Kaiser in neuerer Zeit häufig den letzten Ritter genannt, wir führen ihn als den Letzten in der Reihe derjenigen auf, mittelst welcher die ritterliche Dichtung noch weit in den Zeitraum, den wir behandeln, hereingegriffen hat. Das Werk, welches ihm hier zunächst einen Platz anweist, ist der Teurdank, ein großes, allegorisch-ritterliches Gedicht, für dessen Verfasser er von manchen gehalten wurde und an dem jedenfalls sein Antheil auszumitteln ist.

Die älteste zu Nürnberg gedruckte Ausgabe, deren Vorrede von 1517 datiert ist, ein Folioband mit schönen Holzschnitten, gehört zu den litterarischen Seltenheiten und typographischen Merkwürdigkeiten. Sie hat den Titel: „Die geuerlicheiten vnd einsteils der geschichten des loblichen streytparen vnd hochberümbten helds vnd Ritters herr Tewrdannckhs.“ Diese Ausgabe befindet sich auf der öffentlichen Bibliothek zu Stuttgart. Ihr folgten bis 1537 noch vier [1] andre und dann auch zweierlei Umarbeitungen, die eine von Burkard Waldis, Frankfurt 1553 und dann noch dreimal, die andre Ulm 1679. Auf der Tübinger Universitätsbibliothek ist nur diese letztere Überarbeitung.

Kœler, Disquisitio de inclyto libro poetico Theuerdank. Ed. nov. Altdorf 1732.

Bevor über Anlaß und Verfasser des Werkes gesprochen wird, ist es nöthig, einen Begriff von demselben zu geben. Die Anlage ist diese:

Im Jahr der Welt 6444 war gegen den Niedergang der Sonne ein mächtiger König, mit Namen Romreich. Nach dem Tode seiner Gemahlin und bei zunehmendem Alter wird er von seinen Räthen angesprochen, seine einzige, schöne und treffliche Tochter Ernreich, die

[1] [Statt vier ist zu setzen zwei. Man vergleiche: Theuerdank, herausgegeben ... von Dr Karl Haltaus. Quedlinburg und Leipzig 1836. 8. S. 35 bis 47; Gödeke, Grundriß S. 146. H.]

das sechzehnte Jahr erreicht hat, zu verheiraten. Er will in seinem Testamente bestimmen, welchen von den zwölf Bewerbern um sie er zu seinem Eidam gewählt habe. Bald darauf stirbt er in einem Garten, wohin er sich begeben, um seinen Tod zu erwarten. Das Testament wird in Anwesenheit der jungen Königin von Räthen und Landschaft verlesen. Der hohe, tadellose Fürst Teurdank ist es, den ihr der Vater zum Gemahl bestimmt; der vermöge sie sammt Leuten und Landen mit seiner streitbaren Hand zu beschützen. Sogleich wird ein Bote abgeschickt, der nicht rasten soll, bis er den edeln Helden aufgefunden. Indessen verdrießt es mehrere im Lande, daß der neue Gemahl der Königin ihnen all ihr Regiment abnehmen werde. Sie suchen daher Mittel und Wege, wie sie ihn niederlegen, eh' er in das Land komme, um alsdann ihre Fürstin für Geld zu verheiraten.

Drei Hauptleute, Fürwittig, Unfallo und Neidelhart, werden erwählt, die drei Pässe oder Zugänge des Landes zu besetzen und den Helden, wenn er sich nicht abweisen lassen wolle, in Gefahr und Tod zu bringen. Der böse Geist selbst ist mit seinem Einblasen im Rathe gegenwärtig. Jeder von den dreien besetzt hierauf seinen Paß. Dem Boten ist es gelungen, gegen Sonnenaufgang stromabwärts reitend, den jungen Helden Teurdank aufzufinden. Dieser läßt auf die empfangene Einladung zurücksagen, er werde die Königin nicht eher sehen, bis er solche Dinge gethan habe, daß sie ihn mit Ehren zur Ehe haben möge. Er bittet nun seinen Vater um Erlaubnis zur Reise und wird von demselben ermahnt, stets Gott vor Augen zu haben. Aber auch der böse Geist tritt, im Kleid eines Doctors, zu ihm und will ihm drei böse und verderbliche Lehren mitgeben, welche jedoch der Jüngling standhaft von sich weist. Der Geist nimmt sich vor, nur um so eifriger durch seine Dienstmannen, die drei Hauptleute, zu wirken. Teurdank zieht mit einem einzigen treuen Diener, dem Ernhold, aus, welcher künftig über ihn wahrhafte Kundschaft geben soll.

Sie reiten den ersten Tag durch hohes Gebirg und dicke Wälder. Am andern Morgen kommen sie zum ersten Passe, den der Hauptmann Fürwittig inne hat. Dieser empfängt den Helden höflich, führt ihn in die Stadt und hält ihn unter dem Vorwande fest, daß erst die Befehle der Königin eingeholt werden müsten. Den Aufenthalt Teurdanks benützt er, denselben in elf gefährliche Abenteuer zu führen; besonders

auf der Jagd, wozu der Held große Neigung hat. Fürwittig läßt ihm einen großen Hirsch in einem Hohlweg entgegenhetzen, so da er ihn mit dem Schwert erlegen muß; läßt dann einer Bärin die Jungen stehlen und bewegt ihn dann, die ergrimmte zu jagen; viermal bringt er ihn auf der Gemsenjagd in große Gefahr; beredet ihn, einem Löwen, der an der Kette liegt, in den Schlund zu greifen, ein Schwein erst mit dem Pfeile zu verwunden und sich ihm dann zu Fuß mit dem Schwert entgegenzustellen; bringt ihn dazu, die Schuhspitze an das Rad einer Palliermühle zu stoßen; läßt ihn auf unsichres Eis führen, das mit ihm bricht. Teurdank geht jedoch aus allen diesen Fährlichkeiten siegreich hervor. Der Hauptmann hat ihn durch die Lüge, daß von all den kühnen Stücken der Königin Nachricht gegeben werde, stets zu neuen Wagstücken verführt. Auch weiß er sich selbst jedesmal auszureden, daß er keine Schuld daran gehabt. Endlich erfährt Teurdank durch den Knecht, der ihn auf das Eis führen muste und den er selbst vom Untersinken gerettet, daß jenes auf Geheiß des Hauptmanns geschehen. Die Augen gehen ihm auf, er jagt zornig den Fürwittig fort und zieht weiter zum zweiten Paſs, wo der Hauptmann Unfallo Wache hält. Dieser ist schon durch einen Boten Fürwittigs benachrichtigt und hält auf gleiche Weise den Gast bei sich zurück, denn sein Herz sagt ihm, wenn die Königin den Helden einmal zu sehen bekäme, würde sie ihn nicht mehr von sich lassen. Nun folgen 47 Fährlichkeiten, worein Teurdank durch Unfallos Schuld geräth. Er wird auf die morsche Stiege eines Turms geführt, von dem er das Land der Königin überschauen soll; ebenso auf einen faulen Balken bei einem Bauwesen; weiter gefahrvolle Bären-, Gemsen- und Schweinsjagden; Unfallo giebt ihm Gewehr, wodurch er sich selbst verletzen soll; bringt ihn in Wassersgefahr, an Abhänge, wo sein Pferd stürzen soll, auf das Eis u. s. w., läßt Schnee und Steine auf ihn herabrollen; zeigt ihm grobes Kriegsgeschütz und heißt ihn, um es recht zu sehen, mit dem Windlicht in eines leuchten, das vorher mit Pulver gefüllt ist; führt ihn in ein Haus, wo zwei angeblich zahme Löwen sich befinden, die aber den Helden anfallen, so daß er sie kaum mit einer Schaufel abtreibt; läßt ihn eine Feldschlange doppelt laden, daß sie zerspringt; giebt ihm auf einem gefährlichen Pfad ein leicht scheuendes Roſs; bringt ihn in Gefahr, vom Blitz erschlagen zu werden; giebt ihm zu einem Stechen ein

Roß, das, sobald man es dazu gebrauchen will, ausreißt und so auch hier einen tiefen Graben überrennt, von dem es der Reiter kaum noch zurückhält; läßt ihn auf der Gemsenjagd an einen stürmischen Ort führen, wo ihn der Wind am Schaft emporhebt; will auf dem Schiff, worauf Teurdank fährt, um Seevögel zu schießen, Pulverfässer anzünden; überredet einen Narren, der sich einbildet, den Befehl über das Geschütz eines Schlosses zu haben, schwatzt Unfallo vor, Teurdank wolle ihn zu [illegible] machen, und hetzt ihn auf, mit brennendem [illegible] dem Ritter nachzulaufen, um die offnen Pulvertonnen anzuzünden, der Held aber reißt den Narren noch zu rechter Zeit mit einem [illegible] um; weiter führt ihn Unfallo an ein verdecktes Brunnenloch, während er von einem Schlosse erzählend, seine Aufmerksamkeit abzulenken sucht; als Teurdank in eine Krankheit fällt, veranlaßt Unfallo durch falsche Berichte den Arzt zu verkehrten Verordnungen; zuletzt zündet er eine hölzerne Kammer an, worin der Held schläft, muß nun aber, da seine Tücke nicht länger verborgen bleibt, sich durch die Flucht retten. Im dritten und letzten Passe, den der Hauptmann Neidelhart besetzt hält, hat Teurdank noch 21 Gefahren, meist kriegerischer Art, zu bestehen. Neidelhart fordert ihn auf, wider die Feinde der Königin zu streiten, bringt ihn aber durch Einverständnisse mit diesen in schlimme Lagen. Er führt ihn auf mancherlei Art unter feindliches Geschütz, veranlaßt Zweikämpfe, läßt ihn den Angriff machen und zieht ihm nicht nach; bestellt Leute, die ihn bei Nacht ermorden sollen; läßt dem Feinde sagen, daß Teurdank sich in einem Schlosse mit weniger Mannschaft befinde, worauf sie in großer Schaar heranziehen, aber doch durch das Geschütz abgetrieben werden. Die glücklichste Kriegsthat Teurdanks ist, daß er mit nur 13 Mann 180 Feinde gefangen nimmt, denen ihn Neidelhart verrätherisch entgegengeschickt, die er aber auch durch eine Kriegslist in Schrecken setzt, indem er an verschiedenen Enden die Trompeten blasen läßt. Diese 180 müssen ihm schwören, sich der Königin selbst zu stellen, wie er es auch schon früher andern von ihm Besiegten auferlegt hat. Ehrenreich läßt hierauf die drei Hauptleute zu sich entbieten, um von ihnen zu hören, wer der Held sei, der innerhalb Jahresfrist so manchen Gefangenen geschickt habe und von dem sie ihr zu ihrem großen Mißfallen nichts kund gethan; auch befiehlt sie ihnen, den Helden selbst mitzubringen.

Die drei berathen sich, wie sie sich aus der Schlinge ziehen mögen, und Neidelhart macht noch einen Versuch, den Helden beim Frühmahl zu vergiften, wird aber durch einen Thürsteher, dem Teurdank Gutes gethan, verrathen und muß vor dessen Schwert entweichen.

Teurdank zieht nun ohne weiteres Hindernis an den Hof der Königin und wird von ihr wohl aufgenommen. Aber die drei Hauptleute halten einen neuen Rath und es wird beschlossen, daß sechs Ritter von Neidelharts Geschlecht den fremden Helden bei aller Frauen Ehre zu mancherlei Ritterspielen auffordern und dabei trachten sollen, ihn vom Leben zu bringen. Teurdank nimmt die Ausforderung an und die sechs Kämpfe in verschiedenen deutschen und welschen Arten des Rennens, Stechens und Fechtens finden vor den Augen der Königin statt. Er bleibt in allen Sieger, und Ernreich, deren Neigung und Achtung für ihn während dieser neuen Proben seiner Tapferkeit stets gewachsen, setzt ihm beim Tanze einen Lorbeerkranz auf das Haupt. Der Ernhold erhebt nun bei der Königin eine förmliche Klage gegen die drei Hauptleute um ihrer Bosheiten willen, die er alle in ein Buch gebracht und mit Zeugnissen versehen lassen. Die Angeklagten werden vor das Hofgericht gestellt und das Urtheil fällt dahin aus, daß der erste enthauptet, der zweite gehängt und der dritte von einem hohen Turme gestürzt werden soll. Ehe sie ihre Strafe erleiden, geben sie noch, jeder seinem Namen gemäß, eine gute Lehre, indem sie vor Fürwitz, Unfall und Neid warnen. Wenn nun gleich die Königin dem Helden nach so vieler Mühsal Ruhe gönnen möchte, so bedenkt sie doch, daß er sich alle solche Noth nur um weltlicher Ehre willen gemacht habe; zu einem Ritter aber, der mit Recht die gelben Sporen führe, gehöre noch weiter, daß er den Christenglauben beschütze. Darum läßt sie ihn, mit Beistimmung ihrer Räthe, auffordern, daß er ihr Heer gegen die Unglaubigen führe, welche jetzt ihr Land verwüsten. Bei diesem Rath und dem entsprechenden Entschlusse des Helden ist ein Engel Gottes durch seine Gegenwart und Ermahnung wirksam. Teurdank wird durch den Priester mit der Königin zusammen gegeben, die Vollziehung der Ehe aber auf seine Rückkehr vom Feldzuge ausgesetzt. Damit schließt die Erzählung.

Daß die Anlage des Werkes, wie sie hier dargelegt worden, keine poetisch-organische sei, sondern in einer mechanisch abgemessenen Alle-

gorie beruhe, ergiebt sich auf den ersten Anblick und die Namen der handelnden Personen sprechen sich nur allzu handgreiflich als allegorische aus. Es ist aber auch noch besonders dafür gesorgt, daß wir über die allegorische sowohl, als die etwas versteckter liegende historische Bedeutung des Gedichtes sattsam unterrichtet werden.

Melchior Pfinzing, der sich als Verfasser desselben unterschreibt, hat eine „lautere anzaigung und warhafte bestettung" aller darin begriffenen Geschichten hinten angefügt, wodurch alle einzelne Personen und Abenteuer allegorisch oder historisch erklärt werden. Doch ist dabei noch immer die Vorsicht gebraucht, die geschichtlichen Namen nur mit den Anfangsbuchstaben zu bezeichnen. Diese Clavis ist nachher von Sebastian Frank in seiner deutschen Chronik (Augsburg 1538, Wachler I, 192) und von Matthäus Schultes bei der von ihm herausgegebenen Umarbeitung (Ulm 1679) in den historischen Hinweisungen erweitert worden. Über die Hauptpersonen äußert sich Pfinzing folgendergestalt:[1]

Disen personen sein allen dise namen erdacht und ire rechte namen verschwigen aus der ursach, dieweil der selben verwandten in leben sein, damit nit geacht werd, es beschehe dise beschreibung so vil erlicher getaten inen aus liebkosendem gmüt, daß auch mit solhem puoch, denen so vor zeiten die alten heldenpücher geschriben haben, nachgevolgt wurde, dann mich bedunkt, daß dem gemain man nit not sei den grund zuo versteen.

Aber in der rechten warhait so wirdet durch den edlen künig Romreich verstanden der löblich adenlich und mechtig herr H. C. V. B. (Herzog Carl von Burgund.)

Die künigin Ernreich bedeut desselben künig Romreichs tochter F. M. H. Z. B. (Marie, Herzogin zu Burgund) und ist darum Ernreich genant, daß si neben andern hochgeborenen frawen ain eerliebhabend herz und gmüt zuo haben gelibt gewest ist und irem höchstverwandten zuo solhen eerlichen und durstigen[2] sachen geholfen und gefürdert, dardurch er rum, sig und er erlangt, die er dann bis an sein end getriben und gebraucht hat.

Teurdank bedeut den loblichen fürsten K. M. E. Z. O. V. B. (Kaiser Maximilian, Erzherzog zu Östreich und Burgund) und ist darumb Teurdank genant, das er von jugent auf all sein gedanken[3] nach tewerlichen

[1] [Man sehe die Stelle in der Ausgabe von Haltaus S. 184. 185. H.]

[2] turstig, geturstig, kühn, vom alten türren, Prät. torste, wagen (vergl. Schmeller I, 458).

[3] der dank, der Gedanke, Wille u. s. w., daher auch der Freidank, vrigedank. Fig. 3: In solhen danken u. s. w.

sachen gericht, die er auch vilfeltiglich über menig andere fürsten und ritter, von den man geschriben findt, mit eignem leib volbracht hat, wie man in disem, auch sunst noch in andern zwaien püchern klerlichen vernemen wirdet.

Der Ernhold u. s. w. bedeut das gerucht und gezeügnus der warhait, so einem ieden menschen bis in sein gruoben nachvolgt, si sein guot oder pös, darumb wirdet er bemeltem jungen fürsten Teurdank für und für zuogestellt, sein leben, wesen und getaten zuo offenwaren und zu bezeügen mit der warhait.

Die drei haubtleut bedeuten die drei alter, nemblichen die jugent, das mittel und das alter, und sein darumb erdacht, als weren die drei, Fürwittig, Unfalo und Neidlhart, drei menschen gewest, damit die drei tail des alters dest klerer mügen beschriben werden und der histori ain lieblichait zuo lesen geben.

Und erstlichen Fürwittig bedeut die erst plüend jugend des edlen fürsten Teurdank, welhe in als einen jungen menschen, der anders von freiem teurn gepluot kumbt, raizt und begirig macht, durch fürwitz, on bedacht des endes, allerlai zuo versuchen; durch den selben haubtman Fürwittig verstanden und begriffen wirdet, in was geferlichait ine solhe sein freie jugent, auch fürwitz gefürt hat; darumb nennet man dise ganze handlung Fürwittig.

Der ander haubtman haißt Unfalo und ist darum also genant, daß einem ieden teurlichen man in bestendigem alter am maisten unfal in seinem fürnemen begegnen, darumb daß er im in solhem alter mer zuo thun und zuo versuchen dann in der jugent vertraut und auflegt; und werden darunder begriffen all teurlich und geverlich sachen, in schimpf und ernst, so der Teurdank, eer zuo erlangen, gethan hat, bei denen ime unfal unversehner ding zuogestanden sein, den er durch schicklichait und sein beherzenhait entgangen ist.

Neidelhart, der dritt haubtman, wirdet darumb also genent, dann gewondlich einem ieden in seinem alter, dem glück und ander gaben des glück zuosteen, vil menschen neidig und heffig werden; und bedeut die sorgfeltigkait und geferlichait, so dem fürsten zuo seinen zeiten durch neid und haß in kriegsleufen und sunst begegnet, denen er aber allen on schaden mit hilf gottes und durch sein unerschrocken fraidig gmüt und ritterliche hand glücklichen entgangen und entrunnen ist. Und sein allein die drei namen Fürwittig, Unfalo und Neidelhart in lebentiger menschen pild verkert darumb, daß die histori, wie obsteet, dest verstendiger sei zuo lesen.

Es werden dann die einzelnen Fährlichkeiten der Reihe nach örtlich bestimmt und geschichtlich bestätigt. Die kühnen Gemsenjagden, die Schnee- und Steinfälle gehören den Gebirgen von Tirol, Oberöstreich und Steiermark an, die Schweinsjagden und Wassergefahren den Nieder-

landen und so auch die Kriegsthaten und Unfälle hauptsächlich den niederländischen Kriegen. Öfters wird bemerkt, daß ein einzelnes Ereignis für alle ähnlicher Art gesetzt sei. So ist bei den sechs ritterlichen Kämpfen, welche Teurdank zuletzt noch am Hofe der Königin zu bestehen hat, angeführt, daß darunter verstanden werden

alle ritterspil in schimpf und ernst, so der teurlich held Teurdank vor hübschen frawen und junkfrawen in Osterreich, Braband und der fürstlichen Grafschaft Tirol volbracht hat. [1]

Ebenso wird bezeichnet und erklärt, was von der Handlung der Allegorie anheimfällt; z. B. wenn Teurdank nach und nach die drei Hauptleute von sich jagt, so heißt es, das sei poetisch gestellt und bedeute, daß er nun den Fürwitz der Jugend hingelegt, daß er bei vorgerücktem Alter sich der harten Arbeit, darin ihm die meisten Unfälle begegnet, entschlagen und daß er endlich auch den Ränken des Neides festiglich zu widerstehen gelernt habe. Von dem letzten Entschlusse des Helden, gegen die Feinde des Christenglaubens auszuziehen, wird gesagt:

Ist ein poeterei, bedeut, daß die erliebhabenden gemüth durch ir tewerlichait so vil eeren nicht erlangen mögen, si begern noch mer zuo erlangen; darumb wirdet gesetzt, daß die künigin der eeren Teurdank als iren verwandten anstreng, noch weiter götlich eerlich getaten von irent wegen zuo volbringen, dann die vorigen getaten weltlich gewesen sein. Und weiterhin: — dieweil im got vor so oft erledigt und geholfen het, zoge das cristenlich gemüt für, beschloß forter die götlich er auch zuo erlangen. [2]

Wenn wir in der Anlage des Gedichtes die lebendige Poesie vermisst haben, so ließe sich noch immer eine schöne Fülle der Ausführung denken und zwar in doppelter Hinsicht: einerseits konnten die vielen Fährlichkeiten, welche der Held zu Feld und zu Walde, im Gebirg und auf dem Wasser, im Kampfe mit allen Elementen besteht, die Schlachten und Jagden, die Turniere und Tänze, das ritterliche Werben um die schöne Königstochter, zu manigfaltigen und glänzenden Darstellungen in der Weise der älteren Rittergedichte Gelegenheit geben, anderseits bot sich in der allegorischen Haltung des Ganzen der Anlaß dar, dasselbe, im Geiste der neuen Zeit, mit Betrachtung und Lehre reichlich auszustatten.

[1] [In der Ausgabe von Haltaus S. 192. H.]

[2] [Man sehe die beiden Stellen in der Ausgabe von Haltaus S. 192. H.]

Was in beiderlei Hinsichten der Teuerdank gefehlt habe, soll nun näher erörtert und vorzüglich durch Proben aus dem Gedichte selbst zur Anschauung gebracht werden.

Die Kargheit und Farblosigkeit im erzählenden und beschreibenden Theile, bei einer solchen Masse des für buntausgeführtere Schilderung sich eignenden Stoffes, ist auffallend. Lieber werden (der Angabe in Pfinzings Clavis ungeachtet) dieselben Abenteuer mit geringen Verschiedenheiten wiederholt, als daß ein einzelnes zu vollerer Gestaltung ausgebildet würde. Es ist oft, als würde der Poesie absichtlich aus dem Wege gegangen, die Geschichte ist offenbar poetischer, als das Gedicht, und die kurzen historischen Erläuterungen, besonders in Sebastian Franks kräftiger Sprache, geben meist der Phantasie ein viel ergreifenderes Bild, als die gereimte Erzählung, der sie zum Commentar dienen.

Wenn am Anfange des Gedichts der alte König Romreich lieber im Garten, als im Bette sterben will, so läßt sich dieses ziemlich poetisch an. Hören wir, wie es erzählt wird!

Fig. 3 Eins mals der kung an seim pet lag,
Gedacht: „Nun ist komen der tag,
Daß ich sol ordenen mein sach,
Dann ich bin worden alt und schwach,
Das empfind ich an mir ganz wol;
Doch hoff ich, nicht ersterben sol
Auf federen in einem pet,
Dann wenig wird als dann geredt
Von meinem tod in künftig zeit.
Ich wais ein schön garten nit weit
Von hinn, der ist lustig umbfangen
Mit eim graben; dainn verlangen
Hab ich zuo schließen mein letzt teg.“
In solhen danken reit er weg.
Als er nun in den garten kam,
Empfand er, [1] daß er seer ab nam
An seinem leib und auch am leben:
Darumb wolt er zuo versteen geben

[1] [Der Druck hat: Empfand vnd. H.]

Zuvor sein räten, wen er wolt,
Den sein kind zuo man haben solt,
Macht ordenlich sein testament,
Beruefet etlich rät behend,
Sprach: „In dem testament ir werdt
Finden, welchen ich auf der erd
Hab meim kind zuo man auserkorn.
Darumb sagt ir, wöl si gotes zorn
Empfliehen, daß si halt mein gebot!
So wirdt si behüet vor allem spot.
Denselben sol si allein han
Vor andern für iren eeman.“
Das hörten alle seine rät.
Damit der künig kein wort mer redt,
Sonder gab also auf sein geist,
Darob sich alls volk traurig beweist.[1]

Hiezu bemerkt Pfinzings Clavis:[2]

Bedeut, wie der loblich künig Romreich bei einem frischen pach (Beziehung auf den Holzschnitt) als ein berüembter fürst und herr erschlagen ward wunderparlich.

Deutlicher bei Schultes:[3]

„— zeiget an, wie Herzog Carl von Burgund, Anno 1477 den 5 Januarii an der Mosel, nit weit von Nancy, der Haupt-Statt in Lothringen, von den Lothringern und Schweizern in einer Schlacht überwunden und von des Verräthers, Grafens von Campobachii, Leuten, mit 3 tödlichen Wunden erschlagen worden.“

Der gewaltsame Tod des kühnen Karl ist hiernach (vermuthlich aus schuldiger Rücksicht für seine hohe Person, als Schwäher des noch lebenden Kaisers Maximilian) in ein sanftes Verscheiden im Garten umgewandelt und auch dieses noch mit einer höchst prosaischen Testamentsübergabe verbunden worden.

Unter den zahlreichen Jagdabenteuern Teurdanks kommt vorzüglich die nachbeschriebene Gemsjagd in Betracht:

1 [Vergl. die Stelle bei Haltaus S. 4. 5. H.]
2 [Haltaus S. 185. H.]
3 [Haltaus S. 128. H.]

Fig. 20 Ain neu schalkhait dem Fürwittig
Kam in sein sin, dardurch er sich
Meint zuo rechen an dem held wert.
Auf ein zeit er sprach: „Herr, begert
Ir noch mer gembsen zuo jagen,
Von einem jaid will ich euch sagen,
Der gleich ir nit habt gsehen mer.“ u. s. w. [1]

Wir sehen, dieses Abenteuer ist nicht mit den Farben einer poetischen Schilderung, wohl aber mit der Genauigkeit beschrieben, die ein der Gemsjagd Kundiger erwarten kann. Pfinzings Erläuterung besagt, daß dem Helden diese Fährlichkeit „am gembsenjeid bei Innsbruck begegnet.“ [2] Sebastian Frank deutet schon auf die berühmte Geschichte von der Martinswand:

Zum achten entgieng im (Maximilian) zu Innsbruck auf einem gembsengejägd auf einer hochen platten schaft und all zinken an sein fueßeisen, daß man sich sein verwegt und im das sacrament zeigt; noch half im gott durch sein freidig gemüt und geschicklicheit herab. [3]

Die Clavis bei Schultes [4] aber hat die ganze legendenhafte Erzählung:

„Drei (2) Stund von Insbruck hatte sich Maximilian auf einer Gemsen-Jagd, in dem Gebürg und an dem Ort, den man jetzt Martins Wand nennet, dann die Felsen wie eine Wand darliegen, also hoch verstigen, daß er keinen Fuß mehr weder für, noch hinder sich setzen konte, ohne Gefahr eines unfehlbaren gewissen tödlichen Sturzes. Allda der unglückselige Fürst gleichsam erstaunet und erstarret gestanden, seine große Vermessenheit selbsten beklagt, indeme er nichts anders vor ihme gesehen, als einen gewaltsamen Tod. Dann unmöglich gewesen, ihme weder von oben, unten, noch auf den Seiten einige Hilflaistung zu thun. Seine Gefährten und Bedienten wusten weder Hülf noch Rath und sahen ihren Herrn, dem sie doch nicht zu helfen vermochten, mit weinenden Augen an. Der junge Fürst aber, als er allbereit 2 ganzer Tag und Nacht in solchem erbärmlichen Zustand sich befunden und keine Hoffnung zu einiger Erlösung übrig sahe, hat das zeitliche Leben in Wind geschlagen und getrachtet, wie er auß solchem in ein seeliges und himmlisches Leben eingehen möchte; hat deswegen den Seinigen mit erhabnester Stimme zugerufen

[1] [Man sehe die Stelle bei Haltaus S. 28—30. H.]
[2] [Haltaus S. 187. H.]
[3] [Haltaus S. 112. H.]
[4] [Haltaus S. 130. 131. H.]

und befohlen, daß durch die Priesterschaft das hochheilige Sacrament des Leibs Christi herzugetragen und ihme an dem nächsten Ort, so immer möglich, möchte vorgewisen werden, damit, wann der sterbliche Leib mit leiblicher Speis nit mehr konte erlabet, doch gleichwohl sein Herz und Seel mit dem geistlichen Zehr-Pfennig durch die Augen könte verwahret werden. Welches man dann dem frommen Fürsten mit allem Fleiß verrichtet hatte; unterdessen war jedermann seinetwegen zum höchsten betrübt und war von allem Volk in Stätten und Dörfern für seine Erlösung das allgemeine Gebet angestellet. Welches dann nicht fruchtlos abgangen: dann als sich Maximilian in diesem ungeheuren Gebürg von aller menschlichen Hülf verlassen sahe und allbereit nichts anders bei sich selbsten betrachtete, als die Unsterblichkeit Gottes seines Erlösers, hat er nicht weit von ihme ein Geräusch vernommen und im Umbschauen gesehen, daß ein in Bauren-Kleidern unbekanter Jüngling, mit Hinwegwerfung der grösten Klippen einen Weg bahnend, zu ihm nahete, welcher, als er zu ihme kommen, hat er mit dargebottener Hand zu ihm gesprochen: „Dank hab dir, mein lieber Fürst, deiner Gottes-Forcht und Tugend! Gott stärke und vermehre sie in dir! dann der dich erlösen kan, der lebt und ist auch bei dir. Lege alle Forcht ab und folge mir nach! dann ich dich in sichere Gewahrsam bringen will.“ Darüber auch der Fürst wieder in etwas zu ihme selber kommen und seinem Gefährten getreulich gefolget. Als er nun glücklich herunder kommen, haben ihne die Seinigen mit größesten Freuden empfangen, also, daß das Trauren in eine allgemeine Freude verkehret worden. Unter welchem frolockendem Gedräng aber sein Erretter sich verloren und unsichtbar worden. Man hat zwar auß Kayserl. hohem Befelch fleißig und allenthalben nach solchem forschen und fragen lassen, umb solchen mit gebührender Verehrung zu bedenken, er hat sich aber nirgends mehr finden lassen, dahero geglaubt worden, daß es ein von Gott gesandter Schutz-Engel gewesen seie, der diesen jungen Fürsten von solchem allzu frühzeitigen Tod erlösen und zu der ganzen Christenheit noch größerm Nutz und des Hauses Österreich hohem Aufnehmen erhalten solte. Zu stäts währender Gedächtnus dessen hat dieser Fürst hernach ein Crucifix von 40 Schuh hoch hinsetzen lassen, welches herunden kaum für 2 Schuh hoch angesehen wird.“

Der Martinswand gegenüber, nur durch die Straße davon getrennt, stehen auf einem Hügel, der Martinsbühel genannt, ein Kirchlein und ein Jagdhaus, welches Kaiser Maximilian erbaut hat und aus dessen Fenstern er die Gemsen der nahen Wand geschossen haben soll (Beyrer, Wegweiser in Innsbruck S. 196 f.).

Daß Maximilian am Ostermontag 1490 sich auf der Gemsenjagd an der Martinswand verstiegen und durch einen Bergmann oder Jäger,

über dessen Person und Namen verschiedene Sagen giengen, auf eine an das Wunderbare grenzende Weise gerettet worden, ist durch unverwerfliche Zeugnisse bestätigt. Aber in den nähern Umständen, besonders auch in der Art der Rettung, stimmt dieses Abenteuer nicht mit dem im Teurdank erzählten. Hormayr, der sich viel mit dieser Geschichte beschäftigt hat, bemerkt deshalb in seinem und Mednyanskys Taschenbuch für vaterländische Geschichte 1 Jahrgang 1820 (sieh A. Grün, der letzte Ritter 204. Köler, l. c. 27 fgg.), die Vergleichung aller Umstände lasse keinen Zweifel übrig, im Teurdank sei das Abenteuer an der Martinswand ganz hinweggelassen und offenbar nur von einer andern, auch ganz anders gestalteten Gefahr im Zirlergebirge die Rede. Diese Weglassung aus einem Buche, worin alle Fährlichkeiten Maximilians aufgezählt sind, wird aber damit erklärt: das Abenteuer an der Martinswand habe ihn wie mit einer höhern Hand ergriffen und ihm eine religiöse Scheu eingeflößt vor aller Erwähnung desselben zu weltlicher Freudigkeit und Lust; am lautesten bestätige diese Meinung der Umstand, daß Maximilian jeden Jahrestag seiner Versteigung (besonders in der Einsiedelei seines Geburtsortes Wiener-Neustadt) mit gänzlicher Absonderung von der menschlichen Gesellschaft und mit frommen Übungen zugebracht habe.

Jedenfalls erhellt, daß, was Geschichte und fromme Sage vom Gemsenjäger Maximilian melden, poetischer ist, als was unser Gedicht vom löblichen Helden Teurdank erzählt.

Auch von der Darstellung ritterlicher Kämpfe geben wir ein Beispiel, das zugleich die Gebräuche bei solchen Ausforderungen zeigt [1]:

Fig. 77 Darnach über ein kleine zeit
Kam her aus ferren landen weit
Ein kürrifer, [2] gar hoch berümbt u. s. w.

Die Claves bemerken hiezu bloß, daß dieser Kampf mit einem Ritter am Rheinstrom gehalten worden.

Wie die Hofsitte im Umgang mit den Frauen dargestellt sei, davon mag die Schilderung eines Tanzes, der nach einem solchen Ritterkampfe gehalten wird, zeugen: [3]

Fig. 102 Darauf kamen her getretten u. s. w.

[1] [Man sehe die Stelle bei Haltaus S. 111—113. H.]
[2] Der Kürrisser, der Geharnischte, loricatus. Schmeller II, 326.
[3] [Man sehe die Stelle bei Haltaus S. 159. H.]

Auch bei einem Tanze wird der Held von der Königin mit dem Lorbeerkranze gekrönt: [1]

Fig. 107. Als nun der tanz was angefangen u. s. w.

So viel von der Beschaffenheit des erzählenden und beschreibenden Bestandtheils dieser Dichtung. Fragen wir nun auch nach der Betrachtung und Lehre, wozu die allegorische Bedeutung des Werkes vollen Anlaß gab, so entbehrt dasselbe durchaus der humoristischen oder satirischen Auffassung des Lebens und der Sitte der Zeit, wovon wir aus den bisher betrachteten ritterlichen Dichtungen manche Züge hervorheben konnten. Die Allegorie, in der selbst die historischen Personen aufgiengen, das absichtliche Verstecken des Geschichtlichen, führte zu einer trockenen Allgemeinheit, ferne von der ausdrucksvollen Gestaltung des individuellen Lebens. Die Ernsthaftigkeit der ganzen Behandlung mochte der hohen Würde des fürstlichen Helden angemessen erscheinen. Dennoch ist nicht zu mißkennen, daß auch ein innerer, sittlicher Ernst der Gesinnung in dem Gedichte liegt und des farblosen Ausdrucks unerachtet wohlthuend anspricht. Auch dafür mögen einige Belege ausgehoben werden. Zuerst, wie der junge Held Teurdank vor seiner Ausfahrt vom bösen Geiste versucht wird: [2]

Fig 10 Als sich nun rüstet der Teurdank u. s. w.

Den drei verderblichen Lehren des bösen Geistes am Anfang des Buchs sind die drei heilsamen des Engels am Schlusse desselben entgegengesetzt: [3]

Fig 115 Als nun der held in seim gemach
Gegen got seiner andacht pflag u. s. w.

Der Engel unterstützt schließlich noch das Begehren der Königin Ernreich, daß Teurdank einen Zug gegen die Unglaubigen unternehme. In diesen entgegengesetzten Anweisungen des bösen und des guten Geistes liegt die Sittenlehre des Buchs.

Wir haben im Bisherigen Anlage, Bedeutung und Ausführung des Werkes aus diesem selbst und mittelst der ihm beigegebenen Erläuterungen erkannt und beurtheilt. Es ist nun von dessen Verfasser und Anlaß zu sprechen, wodurch sich zugleich ein weiterer Gesichtspunct für die Würdigung desselben ergeben wird.

[1] [Haltaus S. 165. H.]
[2] [Haltaus S. 13—15. H.]
[3] [Haltaus S. 176—178. H.]

In den prosaischen Zueignungen des Gedichtes selbst sowohl, als den Erläuterungen (beide aus Nürnberg vom 1 Merz 1517) an den damals 18jährigen König Karl von Spanien, Enkel Kaiser Maximilians I, bezeichnet und unterschreibt sich als Verfasser Melchior Pfinzing, Probst zu Sanct Alban bei Mainz und zu Sanct Sebald zu Nürnberg. Er hat dem jungen Fürsten zu Ergetzlichkeit, Nutzen und Lehre die Geschichten und Thaten des Helden Teurdank, die er meistentheils gesehen oder von glaubwürdigen Personen, welche dabei gegenwärtig waren, gehört hat, in Form, Maß und Weise der Heldenbücher, in verborgener Gestalt zu beschreiben sich vorgenommen. Er nennt diese Beschreibung seine Arbeit, sein Buch. Wenn diese Angabe an sich nicht unglaubwürdig erscheint, so liegt noch eine besondre Beglaubigung darin, daß sie in den noch bei Lebzeiten des Helden (Maximilian I starb erst zwei Jahre nachher, 12 Januar 1519) an dessen Enkel gerichteten Zueignungen steht. Dieser Fürst hat auch als nachmaliger Kaiser Karl V in einem Diplom, das er 1555 dem nürnbergischen Patriciergeschlechte Pfinzing ausgestellt, jene Autorschaft ausdrücklich anerkannt. Unter den Verdiensten Melchior Pfinzings wird darin namentlich folgendes angerühmt: [1]

Inter quæ etiam et hoc quidem præcipue æstimandum occurrit, quod idem Melchior Pfinzing præfati serenissimi quondam avi nostri vitæ cursum et præclara ejus gesta, heroicas virtutes variaque vitæ discrimina, inter quæ frequenter versabatur, corporis item labores et fortunæ procellas et fluctus, quos rara infracti animi magnitudine et heroica constantia semper et ubique sustinuit, elegantissimo germanico carmine, mira industria et eloquentia ac jucunda quadam verborum suavitate artificiosaque fictorum nominum inventione in maximum volumen magno sudore et fideli diligentique vigilantia congestos nobisque dedicatos, posteris memoriæ tradidit. (Köler, l. c. S. 5. 13.)

Melchior Pfinzing war im Jahr 1481 zu Nürnberg geboren, also zur Zeit der Vollendung des Werkes 36 Jahre alt. Er hatte sich dem geistlichen Stande gewidmet, war Geheimschreiber Maximilians I und wurde auf dessen Empfehlung 1512 vom Rathe der Stadt Nürnberg zum Probste der dortigen Hauptkirche zu Sanct Sebald bestellt. Er wohnte nur abwechselnd zu Nürnberg, indem er sich auch ferner an der

[1] [Haltaus S. 13. H.]

Seite des Kaisers[1] befand, zu dessen Rath er erhoben wurde und auf dessen Verwendung er noch weitere Kirchenämter, namentlich die Probstei Sanct Alban zu Mainz erhielt. An letzteren Ort zog er sich auch im Jahre 1521 zurück, als zu Nürnberg die Reformation um sich griff. Ebendaselbst starb er 1535. Das schon erwähnte Diplom gedenkt auch noch besonders rühmlich der Dienste, welche Melchior Pfinzing und sein Bruder Ulrich, gleichfalls geistlichen Standes, als Geschäftsmänner dem vorigen Kaiser geleistet haben:[2]

Fidelia item servitia, quæ etc. divo Maximiliano etc. avo et prædecessori nostro observantissimo, dum in vivis esset, uterque uti consiliarius et familiaris aulicus, ille (Udalricus) quæsturam (Pfennigmeister, Köler S. 11) gerens, hic (Melchior) vero a secretis, summa industria, solertia, sagacitate, studio, diligentia et fide, arduis et variis negotiis, non tantum in politica administratione, magnis utpote consultationibus et difficillimis gravissimisque et honorificentissimis legationibus, sed etiam periculosissimis quibusque temporibus et bellicis expeditionibus (den Fährlichkeiten, welche Neidelhart herbeigeführt), promptissimo animo, indefesse, strenue et intrepide, magna quidem etc. avi nostri etc. satisfactione ... semper ad vitæ usque extremum spiritum non sine labore et impendio illos præstitisse constat. (Köler, l. c. S. 8.)

Ein solches Verhältnis, das Melchiorn, wie er auch in der Zueignung sagt, zum Augenzeugen so mancher Begegnisse des Kaisers machte, gab ihm den speciellen Beruf, dieselben auf seine Weise darzustellen.

Der vorangeführten Beurkundungen unerachtet, ist jedoch häufig nicht Pfinzing, sondern der Kaiser Maximilian selbst für den wahren Verfasser des Teurdank ausgegeben worden. Dieß besonders auf das Ansehen Cuspinians, der, als ein Zeitgenosse und Vertrauter des Kaisers, in seinem Buche de Cæsaribus S. 486, sagt:[3]

Animum dehinc ad scribendum, sed patria lingua adjecit, et licet palam, quia male in pueritia institutus, poeticam aspernaretur, ad poeticam tamen natus, poetice opus de diversis suis periculis edidit, cui gentili lingua nomen Teurdank indidit etc. (Köler S. 16.)

[1] Über seine Kunstliebe s. Johann Neudörfers Nachrichten von den vornehmsten Künstlern und Werkleuten, so innerhalb hundert Jahren in Nürnberg gelebt haben. 1546, nebst der Fortsetzung von Andreas Gulden 1660. Nürnberg 1828. S. 32.

[2] [Haltaus S. 6. H.]

[3] [Haltaus S. 15. H.]

Allein es steht hier Behauptung gegen Behauptung, die bestimmte Angabe Pfinzings gegen die, doch wohl auch aus Misverständnis erklärbare Cuspinians. Für die Autorschaft Maximilians wird aber noch weiter geltend gemacht, daß in der kaiserlichen Bibliothek zu Wien ein papierner Codex (von 48 Blättern in Folio) aufbewahrt sei, welcher die ersten 74 Capitel des Teurdank von des Kaisers eigener Hand mit vielen Durchstrichen und Einschaltungen enthalte [1]; ferner daß daselbst noch ein andrer Codex anzutreffen sei, in welchem die Figuren, die zum Teurdank kommen sollten, von dem Kaiser selbst beschrieben worden [2] (Khautz, Versuch einer Geschichte der östreichischen Gelehrten S. 96. Panzers Annalen der ältern deutschen Litteratur, Nürnberg 1788. S. 408). Man kann sich jedoch hiebei des Zweifels nicht erwehren, ob nicht die Hand des Kaisers mit der seines Geheimschreibers, von dem allerdings manche andre im Namen des Kaisers geschriebene Concepte vorhanden sein mögen, verwechselt sei. Eine Verschiedenheit des Stils der ersten 74 Capitel von dem der 44 nachfolgenden ist nicht zu bemerken. Zu den angeführten Gründen für Pfinzing kommt aber auch noch der im Werke selbst liegende gegen den Kaiser, daß dieser nicht auf die Weise von seiner eigenen Person gesprochen haben würde, wie es in jenem geschieht. Denn wenn gleich das Gedicht nicht im Tone der Schmeichelei geschrieben ist (deren Vorwurf erklärtermaßen durch die in der Clavis gegebenen geschichtlichen Thatsachen abgewendet werden soll), und wenn man auch annehmen wollte, daß Maximilian Beweggründe gehabt haben könnte, sein Werk unter fremdem Namen in die Welt zu schicken, so dürfen wir ihm doch nicht zutrauen, daß er sich selbst Lobsprüche gespendet haben würde, wie der Verfasser des Gedichts sie, wenn auch nicht mit Unrecht, im Epilog zu „dieser seiner Schrift" „seinem Herrn" zutheilt. Gilt uns nun gleich Melchior Pfinzing für den eigentlichen Verfasser, so hindert uns dieß keineswegs, dem Kaiser thätigen Antheil an der Entstehung und Erscheinung des Buches, und selbst die erste Idee

[1] [Über die fünf in Wien befindlichen Handschriften vergleiche Haltaus S. 21—35. H.]

[2] Über diese Frage auch: Heller, Skizze einer Geschichte der verschiedenen Ausgaben des Theuerdank, in den Beiträgen zur Kunst- und Litteraturgeschichte. Heft 1. 2. Nürnberg 1822. 8. Böhm, in der nachher anzuführenden Dissertation § 6.

dazu, beizumessen. Dafür spricht, außer den schon berührten Umständen, Maximilians persönlicher Charakter, die Art seines übrigen Wirkens im Gebiete deutscher Litteratur und Kunst, sein besondres Verhältnis zu Pfinzing und was sonst von seinem Interesse für das Buch bekannt ist.[1]

Maximilian I stellte in seiner Person das Muster eines vollkommenen Ritters dar. In allen Leibesübungen und ritterlichen Fertigkeiten war er geschult und gekräftigt. Die Jagdabenteuer, die Kämpfe in Spiel und Ernst, die im Teurdank erzählt werden, hat er wirklich bestanden und was die Erläuterungen darüber beibringen, ist manchmal noch viel kühner und erstaunlicher, als was im Gedichte vorgeht. Die ritterliche Moral des Teurdank, gegebene Treue stät, fest und unzerbrochen zu halten, hat er wirklich geübt und es ist ihm sogar vorgeworfen worden, er sei nicht so verschlagen gewesen, als die Feinde, die ihn besiegt und die Freunde, die ihn im Stiche gelassen (Menzel, Geschichte der Deutschen III, 41). Das alte Ritterthum, das er in seiner eigenen Erscheinung erneute, hat er auch zu Buche gebracht. Ihm verdankt man nach allen Anzeigen die letzte der bedeutendern handschriftlichen Sammlungen altdeutscher Helden- und Rittergedichte, die reichste und kostbarste von allen. Diese zu Wien in der Ambraser Sammlung (der Sammlung von Waffenrüstungen, Büchern, Kunstsachen 2c., welche der Erzherzog Ferdinand, Maximilians Urenkel, in der 2ten Hälfte des 16ten Jahrhunderts auf dem Schlosse Ambras bei Innsbruck angelegt) befindliche Handschrift, ein Pergamentband in Folio, enthält 23 Gedichte, meistentheils größere Dichtwerke des 13ten Jahrhunderts aus der einheimischen Heldensage und dem Fabelkreise von der Tafelrunde, deren einige nur hier noch vorhanden sind. Primisser (die k. k. Ambraser Sammlung, beschrieben von A. Primisser, Wien 1819. S. 276) bemerkt von ihr:

„Diesem reichen Inhalte entspricht das Äußere der Handschrift. Sie ist durchaus von Einer Hand schön und zierlich geschrieben und mit goldenen Anfangsbuchstaben, am Rande mit niedlichen nach der Natur gemalten Schmetterlingen, Vögeln und andern Thieren, mit Früchten und Blumen ausgeschmückt. Die auf dem 215 Blatte auf einem Bilde erscheinende Jahrzahl 1517 bezeichnet wahrscheinlich das Jahr der Vollendung, und die dabeistehenden Buchstaben

[1] [Mit Uhlands Urtheile über die Entstehung des Teurdank stimmt im Wesentlichen auch das Ergebnis überein, das Haltaus durch die sorgfältigsten Untersuchungen gewonnen hat. Man vergl. a. a. O. S. 34. H.]

V. F. möchten dem Maler angehören. Auf dem Titelbilde sieht man die in tirolischen Volkssagen noch heute lebenden Riesen Haimo und Thyrsus und über ihnen den rothen Adler, das landesfürstliche Wappen von Tirol. Diese prächtige Ausstattung einer Handschrift im 16ten Jahrhundert, der umfassende, vaterländische Inhalt, so wie die Jahrzahl und das Titelbild lassen nicht zweifeln, daß das Buch auf des Kaisers Maximilian Befehl, in Tirol, für seine Hausbibliothek, aus älteren, wahrscheinlich verloren gegangenen Handschriften zusammengetragen worden sei. In der Folge kam es in des Erzherzogs Ferdinand Besitz, unter dessen Handschriften das alte Inventar von 1596 eine als „das helden puech“ anführt.“

(Folgt ein Verzeichnis des Inhalts.)

Aber nicht bloß die Feste und Kämpfe der Helden und Ritter aus der Fabelzeit hat Kaiser Maximilian niederschreiben lassen, auch das Gedächtnis seiner eigenen hat er bewahrt.

Dahin gehört, wieder nach Primissers Beschreibung a. a. O. S. 283 f.:

„Freidals Turnierbuch“ (gleichfalls in der Ambraser Sammlung). „In diesem Werke (Papier, klein Folio) besitzen wir die Abbildungen aller Kämpfe und Mummereien des Kaisers Maximilian I, der hier unter dem bescheidenen Ritternamen Freidal erscheint. Das alte Inventar von 1569 führt das Werk so an: „Ain Puech in rot Leder gepunden, darinnen Kaiser Maximilian Rennen, Stechen, Turnieren und Kempfen.“ Höchst schätzbar für Genealogie und Kenntnis der Adelsgeschlechter sind die gleichzeitigen, den Bildern vorgesetzten Verzeichnisse, wovon das erste die Namen der „schönsten Kunigin(en), Fürstin, Grefin, Freiin und edler Junkfrawen und Frawen in Germanien, vor denen Freidal gerent, gestochen, gekempft und gemumbt hat,“ die folgenden Blätter aber die Namen der Ritter enthalten, mit welchen Freidal gestochen, gerennt und gekämpft hat. Hier sind auch die meisten Turniergattungen, welche sich in die beiden Hauptarten, Rennen und Stechen, trennten, mit ihren Kunstwörtern angeführt: deutsches Gestech, Rennen fest angezogen, Rennen unter dem Bund, Geschifftrennen, Geschweiftrennen, Feld- und Kampfrennen, welsches Gestech, Kampf (Kampf zu Fuß). Aus der Vergleichung dieser Verzeichnisse mit den Bildern gewinnt das Turnierwesen manche erfreuliche Aufklärung. Den vierten Theil aller Bilder (das Werk enthält deren 255) nehmen die Mummereien ein, wobei unter Begleitung musikalischer Instrumente von den verkleideten Rittern verschiedene Tänze aufgeführt und sodann gewöhnlich die Turnierpreise vertheilt wurden. — Aus mehreren Gründen, deren Anführung hier zu weitläufig wäre, ist gewiss, daß das Werk unter der unmittelbaren Aufsicht des

Kaisers Maximilian in den letzten Jahren seiner Regierung angefertigt werden. S. 116 kommt auch die Jahrzahl 1515 und ein Monogramm (wahrscheinlich des Malers) vor."

Eine ausführlichere Nachricht von diesem Buche, ebenfalls von Primisser, in Hormayrs historischem Taschenbuch für 1820.

Aber auch die ernsten Beziehungen und Ereignisse seines Lebens, seine Abstammung und Erziehung, seine Heirath und seinen Ländererwerb, seine Kriege, Unterhandlungen und Friedensschlüsse hat Maximilian aufzeichnen lassen. Der Aufzeichner war sein Geheimschreiber Marx (Marcus) Treizsaurwein von Ehrentreiz und das Buch, welches erst in neuerer Zeit zum Drucke gekommen ist, hat den Titel: der weiß Kunig. [1]

Der Weiß Kunig, eine Erzehlung von den Thaten Kaiser Maximilian des Ersten. Von Marx Treitzsaurwein auf dessen Angeben zusammengetragen, nebst den von Hannsen Burgmair dazu verfertigten Holzschnitten. Herausgegeben aus dem Manuscripte der k. k. Hofbibliothek. Wien 1775. Fol.

Das Verhältnis des Kaisers zu diesem Werke ist durch ein in der Handschrift (die sich vormals auch zu Ambras befand, Vorrede) hinter der Vorrede eingemaltes Bild anschaulich gemacht: der Kaiser auf dem Thron, im Harnisch, dictiert; der Geheimschreiber kniet unten und schreibt auf dem rechten Knie. Dabei stehen die Verse:

Merk! viel wird von mir geschriben,
Was sachen und krieg ich hab getriben.
Darumb schreib, wie ich dir jetzo sag!
So kumbt die recht wahrheit an tag.

Die Anrede an den Kaiser, am Schlusse des Werks, erklärt darüber noch besonders:

Nach Ewr kaiserlich Majestät ernstlich bevelch, muntlich anzaigen und schriftlich underricht, mir Marxen Treizsaurwein von Erntreiz gethan, hab ich diß puch, genannt der weiß kunig, mit schrift und gemel in ordnung gebracht, als vil Ewr kaiserliche Majestät mir darinnen geoffenbart hat und mir wissend gewest ist, und solich arbeit ist durch mich volpracht worden in der zeit zwischen sand Johanns taufers tag und den weinechten im 1514ten jar u. s. w.

Der Vorbericht giebt zu verstehen, daß das Werk nur so weit ausgeführt sei, als der Kaiser solches im Jahr 1514 vorbereitet hatte, und

[1] [Man vergl. L. Ranke, Zur Kritik neuerer Geschichtschreiber. Leipzig 1824. 8. S. 141—145. H.]

daher noch nicht als ein vollendetes angesehen werden dürfe. Die vorangestellte Verehrung (Zueignung) des Buches an den König Karl von Spanien, dem auch der Teurdank zugeeignet ist, bestimmt dasselbe ihm und seinem Bruder Ferdinand zum Spiegel und zur Unterweisung. Es zerfällt in 3 Theile und 222 Capitel und umfaßt die Zeit von der Brautwerbung Friedrichs III, des Vaters Maximilians, im Jahr 1450 an bis in das Jahr 1513, also bis in das sechste vor seinem Tode. Dem Inhalt nach geschichtlich, hat es nur dadurch das Aussehen des Romans, daß die Namen großentheils emblematische sind: der deutsche Kaiser ist „der weiß kunig," also Friedrich III, von dem der ganze erste Theil handelt, „der alt weiß kunig," Maximilian selbst „der jung weiß kunig" (wobei sowohl an die Weisheit, als an die Farbe gedacht ist), der König von Frankreich „der plab (blaue) kunig," Herzog Karl von Burgund „der kunig vom feureisen" (eine Beziehung auf die Insignien des Ordens vom goldnen Fließe, S. 102), der König von Schottland „der kunig der wilden leut," der Doge von Venedig „der kunig vom visch" rc. (heraldisch). Die Überschrift eines Capitels (des 125sten) lautet z. B.: „Wie der plab kunig und die schwarzweiß geselschaft weiter mit einander kriegten und der plab kunig darnach in das land Swarz und Weiß zoch und das erobert," d. h. wie der König Karl VIII von Frankreich mit dem Herzog von Bretagne und dessen Anhang Krieg führte und das Land desselben eroberte. Sonderbar ist, daß dazwischen auch wieder unversteckte Namen der Personen, Länder und Städte gebraucht werden. Der Stil ist chronikmäßig, ohne besondre Lebhaftigkeit der Darstellung. An bemerkenswerthen Zügen zur Charakteristik Maximilians und zur Kenntnis der Sitten seiner Zeit fehlt es nicht und der Verfasser des Teurdank, der in den Erläuterungen sich mehrmals auf den „Blank künig" bezieht, hätte vielleicht, wenn seine Haltung überhaupt nicht allzu ernsthaft wäre, solche Züge mit Vortheil benützen können. Artig ist es z. B., wie Maximilian und seine Neuvermählte, Marie von Burgund (die Königin Ernreich im Teurdank), erst gegenseitig ihre Sprachen von einander erlernen müssen (Cap. 64, S. 117). Die geheimnisvolle Einkleidung des Weißkunig scheint schon bei Lebzeiten Maximilians Dunkelheit und Verwirrung verursacht und die bezweckte Anordnung zum Drucke mit verhindert zu haben. Die dazu bestimmten Figuren waren schon von Hans Burgmair und andern Meistern in Holz

geschnitten und diese wieder aufgefundenen Holzschnitte sind erst mit der nunmehrigen Ausgabe abgedruckt.

Eines, wie es scheint, auch auf Anregung des Kaisers zu Stande gekommenen lateinischen Werks, der porta honoris von Johann Stab (s. Neudörfer 46), gedenke ich hier nur beiläufig. Vgl. Köler, l. c. S. 18, und über die Verdienste dieses Fürsten um die Poesie in lateinischer Sprache überhaupt (doch dabei auch vom Teurdank gegen Köler):

J. G. Böhm, Dissertat. de insigni favore Maximiliani I imp. in poesin. Leipzig 1756.

Wohl möglich, daß die Vollendung und Herausgabe des Weißkunigs bei Lebzeiten Maximilians namentlich auch durch sein Interesse für die Ausführung einer neuen Arbeit rückstellig wurde. Beim Jahre 1513 gerieth der Weißkunig in Stocken, im Jahre 1517 erschien der Teurdank.

Vergleichen wir dieses letzte Werk mit den bisher aufgezählten, so zeigt sich nicht nur eine verwandtschaftliche Beziehung desselben zu den vorhergegangenen, sondern es scheint auch, als sollte der Teurdank die verschiedenen Richtungen der andern in eine sammeln und so von allen die Krone sein. Die Sammlung der Helden- und Rittergedichte konnte den Gedanken anregen, des Kaisers eignes thatenreiches Leben zu einem solchen zu verarbeiten und diese Thaten, wie die Vorrede des Teurdank sich ausdrückt, „in form, maß und weis der heldenpücher" zu beschreiben. Wie im Freidal, so auch im Teurdank, tritt er unter erdichtetem Namen auf, aber statt der bloßen Verzeichnisse, welche das Turnierbuch den Abbildungen der Ritterspiele und Mummereien beigiebt, ist im Teurdank zu den Bildern ein Text geliefert, mittelst dessen die Kampfspiele und Tänze allgemeiner und zu einer ernsteren Bedeutung aufgefaßt werden. Der Weißkunig trägt ebenfalls die geheimnißvolle Einkleidung und gleich ihm ist der Teurdank von einem Manne der näheren Umgebung des Kaisers, einem seiner Geheimschreiber, in Schrift gebracht, aber wenn dort das Historische der Augenmerk ist, so sind hier die geschichtlichen Ereignisse unter einem moralischen und religiösen Gesichtspuncte wiedergegeben. Besteht der Freidal aus Handschriftbildern, waren für den Weißkunig schon die Holzschnitttafeln gefertigt, so sollte auch der Teurdank nicht ohne künstlerische Ausstattung zu Tage treten. Hans Schäufelin schmückte das Buch mit trefflichen

Holzschnitten. Daß aber auch Hans Burgmair, derselbe, der die Tafeln zum Weißkunig geschnitten, dabei thätig war, beweist das Stuttgarter Exemplar des Teurdank. Es ist dasjenige, welches Maximilian diesem Künstler zum Geschenke gemacht. Demselben ist Burgmairs Wappen und die Notiz einverleibt, daß auf Befehl des genannten Kaisers ihm,

„Hannsen Burgkmair, maler mitbürger zu Augspurg, ditz gegenwürttig Tewrdannck buch, vmb das er auch sein hanndtarbait daran gelegt vnd Irer Kay.ⁿ Mt. in ander mer arbaitten vnnderthenigklich gedient, auß gnaden verert vnnd vberantwort worden," am 6. Jul. 1518.

Auch in typographischer Hinsicht hat dieses letzte Werk, das wirklich zum Drucke gelangte, besondere Gunst erfahren. Der Teurdank von 1517 ist durch Hans Schönsperger den Ältern, Bürger zu Augsburg, prachtvoll mit einer sonst im Drucke ungewöhnlichen, mit Schreiberzügen verzierten Schrift gedruckt und man hat viel darüber gestritten, ob diese Schrift auf ganze Tafeln geschnitten oder mit einzelnen, beweglichen Buchstaben gedruckt worden sei. [1] Auch darüber finden sich verschiedene Angaben, ob der Augsburger Drucker vom Kaiser Maximilian für dieses Lieblingswerk nach Nürnberg berufen oder der Druckort Nürnberg nur zu Ehren Pfinzings beigesetzt, der Druck selbst aber zu Augsburg ausgeführt worden sei. [2]

Maximilian verkehrte gern mit den kunstreichen und gelehrten Männern in den blühenden Städten Augsburg und Nürnberg. Am letztern Orte gefiel er sich im Umgange Albrecht Dürers, Wilibald Pirkheimers und Anderer. Der Sebalduskirche gegenüber, an dem von Melchior Pfinzing neuerbauten und bewohnten Probsteihause ist ein großer, mit reichem Bildwerk und mit Pfinzings Wappen gezierter Erker angebracht, in welchem, wie man in den Beschreibungen der Stadt Nürnberg liest, jener den Teurdank gedichtet haben soll. [3] Ist

[1] Sieh jedoch Neudörfer VII u. 47.

[2] [Vergl. Haltaus S. 66—95. H.]

[3] Köler, l. c. S. 7: Postea ipse Pfinzingius Norimbergam venit et per aliquod tempus ibi alternis vicibus habitavit, restaurato sua cura domicilio præpositi, quod ex ligneo lapideum fecit, uti ex suspensis ejus insignibus in podio prominente patet. Nürnberg u. s. w. von Wilder. Nürnberg 1827. S. 32: „der große Chor oder Erker, in welchem Melchior Pfinzing, der das Gebäude, wie es jetzt ist, aufführen ließ, seinen Theuerdank dichtete."

diese Sage wahr, so müssen wir dem Probste, bevor er die Feder eintaucht, seinen betagten Herrn, den Kaiser, gegenübersetzen, auf ähnliche Weise, wie er in dem Bilde zum Weißkunig dargestellt ist. Denn nach allen bisher angeführten Umständen wird es kaum mehr zweifelhaft sein, daß die Idee zum Teurdank, wie die der übrigen Werke, in Maximilians Haupt erzeugt war. Hat er aber auch selbst die schriftliche Ausführung derselben begonnen, so kam er doch damit nicht zu Stande und wir dürfen der Versicherung Pfinzings glauben, daß das Gedicht, wie es ausgearbeitet vorliegt, seine Arbeit sei. In dieser Ansicht des Verhältnisses wird man endlich noch durch ein Schreiben des Kaisers an den Rath zu Nürnberg vom 22 Januar 1518 (von Dorfen) bestärkt, des Inhalts: [1]

„Er begehre mit Fleiß und Ernst, daß sie seinen lieben andächtigen Melchior Pfinzing, Probst zu S. Sebald in Nürnberg, seinen Rath, dem er befohlen, sich zu ihm zu erheben mit allen Büchern und andern, das er ihme verfertiget und gemacht hat, mit etlichen der Stadt Söldnern und Dienern biß Weißenburg solten beglaiten, damit er mit den berührten dero Büchern und Schriften sicher fortkommen möge“ u. s. w.

Erwägt man, daß der Teurdank 1517 vollendet wurde und dieser Befehl vom Anfange des Jahrs 1518 datiert ist, so hat es die gröste Wahrscheinlichkeit, daß unter den Büchern, welche unter solche besondre Obhut gestellt werden, vorzüglich die fertigen Exemplare des von Pfinzing für den Kaiser gemachten Teurdank gemeint seien. [2]

Maximilian hatte zwei Mittel, seine Idee zur Erscheinung zu bringen: die Bilder und das Gedicht. Mit jenen beauftragte er den Hans Schäufelin und andre Künstler, mit diesem seinen gelehrten Geheimschreiber und Rath Pfinzing. Auf welches von beiden Mitteln er selbst das meiste Gewicht gelegt, ist unentschieden. Uns mögen leicht die Holzschnitte lebendiger ansprechen, als die Reime, und Pfinzing drückt sich in der Clavis ein paarmal so aus, als wäre das Gedicht nur Commentar zu den Bildern. [3] Ihm gehört das erstere gerade so

[1] [Haltaus S. 13. 14. H.]

[2] Sieh noch Neudörfer, Nachrichten S. 47: und wiewohl Kaiserl. Maj. vorhero durch den Schönsperger auch ein Fractur machen und den Teuerdank damit trucken ließ u. s. w. Überhaupt was S. 46 f. von Maximilians Verkehr mit den Nürnberger Künstlern gesagt wird. [Haltaus S. 75. H.]

[3] Fig. 99 folg.: Durch dise acht figurn werden verstanden alle ritterspil in

an, wie dem Hans Schäufelin die Holzschnitte; beide haben der Idee ihres Herrn, des Kaisers, gedient.

Der Mann, den sich Maximilian zum Dichter gewählt, hat allerdings nicht verstanden, das Geschichtliche und Lehrhafte seines Gegenstandes zu einer wahrhaft poetischen Darstellung zu läutern und zu verschmelzen. Dieses war aber auch nicht die Aufgabe. Die Dichtung unsres Zeitraums ist immer nur ein Anhang der That und hat nur mit dieser zusammengenommen ihre rechte Bedeutung. Daß Maximilian wahrhaft und wirklich aus einer solchen Reihe von Fährlichkeiten durch Kraft und Geschick und unter göttlicher Obhut unverletzt hervorgegangen war, diese wunderbare Wirklichkeit sollte auch im Gedichte nicht aufgegeben werden. Wenn er bei vorgerücktem Alter (er war bei Vollendung des Teurdank 58 Jahre alt) auf jene manigfachen, gefahrvollen Erlebnisse zurückblickte, so muste er sich als von höherer Hand gerettet und für wichtigere Zwecke aufbewahrt erscheinen. Diese Poesie der Wirklichkeit und das Bewustsein derselben ist nicht etwas, was wir dem Gedicht unterlegen, der Verfasser desselben hat sich im Epilog klar darüber ausgesprochen:

Fig. 118 Manicher über got den herrn klagt,
Wie er hab die menscheit geplagt,
Daß er si habe beschaffen
Nacket, ploß, on alle waffen,
Damit si möchten weren sich,
Und doch allen tiern mildiglich
Hab geben, iedem nach seiner art,
Dem ochsen große hörner hart,
Dem löben sterk in sein clawen,
Wie das ein ieder mag schawen,
Damit si werden geborn
Und widersteen eins andern zorn,
Auch fristen damit ir leben:
Und denken nit, was er hat gebn
Uns dagegen für ein genad,
Daß ein ieder mensch an im hat
Vernunft und sinnlichen verstand,
Daraus er mag machen zuohand

schimpf und ernst u. s. w. Fig. 109: Dise vier nacheinander volgende figurn bedeuten u. s. w.

Gar leichtlichen litz[1] und auch weer,
Mit denen er eim ieden tier
Sein leben heimlich nemen mag.
Darumb dieselbig ier klag
Mag bei in billich nit stat han,
Si solten sich benüegen lan.
Aber bei mir ists ein klein sach,
Daß ein mensch in groß ungemach
Ein unvernüftigs tier bringt.
Allein das mein gemüt bezwingt
Zuo verwunderen nit ein klein,
Daß ein einiges mensch allein
So vil böser menschen anschleg
Ist entgangen, so in vil weg
Wider den edln tewern held
Sein gebraucht, wie ich hab erzelt
Hievor in diser meiner schrift u. s. w.

Der Holzschnitt zu diesem Epilog stellt den Helden dar, wie er, geharnischt, einen Haufen bloßer Schwerter und Dolche (Sinnbilder der überstandenen Fährlichkeiten) unter die Füße tritt und sich dem Licht aus den Wolken zuwendet, während der Herold, der weltliche Ruhm, ihm im Rücken steht.

Man kann sich leicht veranlaßt finden, unter den Dingen, für welche Gott den Helden der Christenheit zugut beim Leben erhalten, und unter dem Zuge gegen die Unglaubigen, wozu er sich am Schlusse seiner weltlichen Abenteuer, auf Anmahnung des Engels, gegen die Königin Ernreich anheischig macht, eine Heerfahrt gegen die Türken zu verstehen, die auch der Kaiser wirklich im nächstfolgenden Jahre 1518 auf dem Reichstage zu Augsburg, obwohl vergeblich, betrieb und sich dabei persönlich an die Spitze stellen wollte. Darauf hat auch die spätere Clavis in der Ausgabe von Schultes die Sache gedeutet. Allein Pfinzing selbst nimmt es rein allegorisch und die Stellen seiner Erläuterungen sind zuvor schon angeführt worden, aus welchen sich ergiebt, daß jener Zug viel allgemeiner das Streben nach der Ehre vor Gott, im Gegensatze der bisher verfolgten weltlichen, bezeichne.

[1] Der litz, litzen, das Gelüste, die Laune, Tücke u. s. w. Schmeller II, 531.

Bei dieser religiösen Schlußwendung und überhaupt in einem Gedichte, das von einem Geistlichen noch unmittelbar vor der Reformation verfaßt ist (die Zueignung des Teurdank ist vom Merz 1517, im October desselben Jahrs schlug Luther seine Theses an), müssen wir es als ein Zeichen der Zeit betrachten, so gar nichts mehr von dem Gepräge des christlichen Glaubens im Mittelalter vorzufinden. Denn so wenig wir hier satirischen Ausfällen auf den Zustand der Kirche und die Sitten der Geistlichkeit begegnen, dergleichen sich die früher aufgeführten Dichter aus dem 15ten Jahrhundert gestatteten, eben so wenig vernehmen wir die bei letztern gleichwohl vorkommenden poetischen Anrufungen und Lobpreisungen der heiligen Jungfrau. Höchstens wird einmal von dem jungen Teurdank gesagt:

Fig. 9 Dann er fleißig sein gepet
All tag sprach mit innigkeit,
Lobt got, Maria die meid,
Darumb im got hat gefrist
Sein leben wider all list
Und betrug auf diser erd.

Selbst der Engel, der ihm zuletzt erscheint, wird in den Erläuterungen gänzlich allegorisiert:

Fig. 115. Ist ein poetrei, der englisch geist bedeut des teurlichen helds Teurdanks cristenlich vernünftig und guot gewissen u. s. w. dieweil im got vor so oft erledigt und geholfen het, zoge das cristenlich gemüt für, beschloß forter die götlich er auch zuo erlangen.

Bei solcher Bewandtnis dürfen wir uns auch nicht wundern, das Abenteuer von der Martinswand nicht mit dem legendenhaften Anstrich der Volkssage in den Teurdank aufgenommen zu sehen. Nehmen wir aber an, daß dasselbe überhaupt nicht unter irgend einer darin erzählten gefahrvollen Gemsenjagd verstanden sei, so ist es nur im Einzelnen weggelassen, um im Ganzen des Gedichtes zur Erscheinung zu kommen. Wie der kühne Jäger Maximilian von der schroffen Felswand an der Hand eines unbekannten Retters, den die Sage einen Engel nennt, gleichsam in höherer Weihe herniedersteigt und darüber ein frommer Ernst in seine Seele kommt, so geht der Held des Gedichtes aus jener langen Reihe von Fährlichkeiten gerettet hervor, der Engel, das christliche Gemüth, ist ihm zu Tage getreten und ergriffen von den

Wundern der göttlichen Hülfe, erkennt er sich als zu einem heiligern Leben berufen. Der ganze Teurdank ist eine Martinswand, voll gefährlicher Leise, gelliger[1] Steine und schlüpfrigen Rasens, auf den Felsspitzen zeigen sich die verlockenden Gemsen, aber hoch in der Steinwand ist das fromme Denkmal der himmlischen Rettung eingehauen.

Um dieselbe Zeit, zu welcher Melchior Pfinzing im schmucken Erker des Probsteihofes an seinem Teurdank schreiben mochte, ließ sich in einem Seitengäßchen der Stadt Nürnberg der Schuster und Meistersänger Hans Sachs bürgerlich nieder,[2] dessen Leistungen uns weiterhin mehrfach beschäftigen werden. Hier ist seiner nur in so ferne vorgreifend zu gedenken, als er auf seinen Wanderschaften den Hof des Kaisers Maximilian gestreift[3] und dort von einer mit den Geschichten des Teurdank in Beziehung stehenden Begebenheit Kunde erhalten hat. Er hat dieselbe viele Jahre nachher in ein Gedicht gebracht, das auch sonst für die Charakteristik des Kaisers Beachtung verdient:

Historia. Ein wunderbarlich gesicht keiser Maximiliani löblicher gedechtnus, von einem nigromanten. (Göz II, 69 ff.)

Es ist nicht zu miskennen, daß, wenn der junge Schuster Hans Sachs dem Kaiser damals bekannt geworden wäre, dieser leicht an ihm einen lebendigern Bearbeiter der Idee zum Teurdank gefunden hätte, als an dem Probste Pfinzing. Marie von Burgund, die geliebte Gemahlin Maximilians, die ihm nach fünfjähriger Verbindung (1482) durch einen unglücklichen Sturz auf der Reiherbeize entrissen wurde, ist in beiden Gedichten, dem Hanssachsischen und dem Teurdank, von den Todten zurückbeschworen. Aber dort erscheint sie der sehnsuchtsvollen Liebe in voller, leibhafter Gestalt, hier thront sie, der ganzen, kalten und strengen Haltung des Teurdank gemäß, als halballegorische Königin Ernreich. Aber ein würdigernstes Gedächtnis ist ihr doch gestiftet, indem sie zur Königin der Ehren erhoben wird, die ihren Helden zu jedem vor der Welt und vor Gott ehrenhaften Beginnen anfeuert.

[1] Fig. 20. Gellig, dicht, hart, von Felsen. Schmeller II, 31.
[2] Vergl. Ranisch, Hans Sachs 39 f.
[3] Vergl. Ranisch, Hans Sachs 31 u. 35. Göz II, 1 f.

Ein Rückblick auf die bisher aufgeführte Reihe von Dichtern des Ritterstandes bestätigt uns folgende Ergebnisse:

Es sind nur noch wenige Einzelne, die sich mit den Gegenständen der älteren, ritterlichen Dichtung fortarbeitend abgeben und charakteristisch erscheinen diese Einzelnen meist schon als Greise, als Überbleibsel einer hingegangenen Zeit. In ihren Erzeugnissen ist der frische Quell der Sagenpoesie versandet, die Farbe romantischer Schilderung erblaßt, der Duft lyrischer Gemüthsstimmung verhaucht, alle Anmuth und Gewandtheit ritterlicher Bildung verloren, von der Rose überall nur die Hagebutte. Auch der Sinn für den rhythmischen Wohllaut, das technische Geschick, ist nicht mehr vorhanden; die ausgehobenen Proben werden davon hinreichend überzeugt haben. Der Graf von Montfort arbeitet sich vergeblich in lyrischen Formen ab, die altherkömmliche Weise der Erzählung in Reimpaaren hat ihre bewegte Manigfaltigkeit eingebüßt; statt des lebendigen Pulsschlags der Tonhebungen ist eine mechanische Silbenzählung eingetreten. Die Regungen der neuen Zeit haben noch keinen bedeutenden Schwung gewonnen, doch sind sie fühlbar. Die Dichter gehören insgesammt noch der alten Kirche; sie feiern das Lob der heiligen Jungfrau oder geloben Wallfahrten zum heiligen Grabe und nach St. Jacob; der Eine kämpft gegen die Hussiten, der Andre ruft zum Kampfe gegen sie auf. Aber ein lebhaftes Gefühl der Gebrechen und Verderbnisse des Kirchenwesens macht sich in mancher bittern Rüge Luft. Das letzte der beleuchteten Werke hält sich in einer ganz allgemein christlichen Gesinnung. Bewuste Zwecke der Betrachtung und der Lehre ersetzen die Stelle der freischaffenden Poesie, und die vorwiegende Macht des Gedankens giebt, statt der poetischen Symbolik des Mittelalters, eine bestimmter Deutung fähige Allegorie. In demselben Jahr, in welchem der Teurdank zu Stande kam, setzt der betagte Maximilian mit eigener Hand den Dichterlorbeer auf das Haupt des 29jährigen Ulrich von Hutten, vielleicht nicht ohne Ahnung eines neuanbrechenden geistigen Ritterthums.

Zweiter Abschnitt.

Der Meistergesang.

Wir verstehen unter dem Meistergesang den Betrieb der zur Ausübung der Singkunst und der Dichtkunst zunftmäßig verbundenen bürgerlichen Genossenschaften. Solche Vereine hießen Singschulen und ihre vollberechtigten Mitglieder Meistersänger.

Im ersten Abschnitte haben wir den Zerfall der ritterlichen Bildung und damit auch der Poesie des Ritterstandes dargelegt; wenn wir uns jetzt dem, der Ritterschaft gegenüber und im Kampfe mit ihr, kräftig herangewachsenen Bürgerstande und dem eigenthümlichen dichterischen Treiben des letztern zuwenden, so dürfen wir darum doch nicht die Erwartung anregen, als hätte sich in den aufblühenden Städten nun wirklich auch der Poesie ein neues, fruchtbares Gebiet eröffnet. Warum aber alles Eifers und Fleißes unerachtet, mit welchem der Meistergesang Jahrhunderte hindurch gepflegt wurde, sich dennoch in ihm kein wahrhaft poetisches Leben entfaltet habe und in welchen andern Richtungen die wahre Poesie des Bürgerstandes zu suchen sei, werden wir besser zur Sprache bringen, wenn wir uns erst mit dem Meistersängerwesen selbst hinreichend bekannt gemacht haben.

Der Meistergesang gehört nicht ausschließlich den beiden Jahrhunderten an, deren poetische Bildungsgeschichte wir abhandeln. Er ist früher entstanden und hat noch lange Zeit nachher sein Dasein gefristet. Seine schärffste, handwerkmäßige Gestalt hat er aber allerdings in unsrem Zeitraum erlangt und behauptet.

Mit möglicher Beschränkung auf unsre besondre Aufgabe handeln wir: 1. von der Entstehung, Ausbreitung und dem Zwecke der Singschulen; 2. von der Einrichtung und den Satzungen derselben; 3. von ihren Leistungen im 15ten und 16ten Jahrhundert; 4. von der Poesie der Handwerke.

Die Litteratur, soweit sie die Geschichte und Einrichtung der Singschulen überhaupt betrifft, stellen wir voran:

Ad. Puschmanns (eines schlesischen Meistersängers) Gründlicher Bericht des deutschen Meistergesangs, Görlitz 1574; vermehrt Breslau 1584 (ist vorzüglich benützt in der nachfolgenden Abhandlung von Büsching).

Enoch Hanmanns Anmerkungen in die teutsche Prosodie u. s. w. (Anhang zu Martin Opitzs Prosodia germanica) Frankfurt 1658.

Tenzel, Monatliche Unterredungen 1691. November S. 930 ff.

Kurtze Entwerffung deß Teutschen Meister-Gesangs, Allen dessen Liebhabern zu gutem, wolmeinend hervor geben, und zum Truck verfertigt. Durch eine gesampte Gesellschafft der Meistersinger in Memmingen. Getruckt zu Stuttgart, bey Johann Weyrich Rößlin. Anno M. DC. LX. 4.

J. Ch. Wagenseils Buch von der Meister-Singer holdseliger Kunst Anfang, Fortübung, Nutzbarkeiten und Lehrsätzen u. s. w. Als Anhang zu dessen: De civitate Noribergensi commentatio u. s. w. Altdorf 1697. 4.

Schilter, Thesaurus antiquitatum teutonicarum Bd. III. Ulm 1728. Glossar. s. voc. Bardus, S. 88 ff.

Abhandlung von den Meister-Sängern, ein Versuch von J. H. Häßlein, in Gräters Bragur Bd. III. Leipzig 1794. S. 17 ff.

Blankenburg, Litterarische Zusätze zu Sulzers Allgemeiner Theorie der schönen Künste I. Leipzig 1796. 8. Artikel Dichtkunst S. 367.

Beischlags Beiträge zur Geschichte der Meistersänger. Augsburg 1807.

Über den Unterschied und die gegenseitigen Verhältnisse der Minne- und Meistersänger u. s. w. von B. J. Docen, im Museum für altdeutsche Litteratur und Kunst Bd. I. Berlin 1810. S. 73 ff. 445 ff.

Auch von Docen: Kritische Beschreibung einer Sammlung alter Meistergesänge in einer Handschrift des 15ten Jahrhunderts, dem einzigen in der königl. Bibliothek zu München befindlichen Manuscript der Art (in Aretins Beiträgen zur Geschichte und Litteratur Bd. IX. München 1807, obgleich Docens Aufsatz von 1811, S. 1128 ff.). Die Lieder sollen gröstentheils der Mitte oder zweiten Hälfte des 14ten Jahrhunderts angehören, S. 1134.

Über den altdeutschen Meistergesang von J. Grimm. Göttingen 1811.

Die colmarische Sammlung von Minne- und Meisterliedern, von F. H. von der Hagen, im Museum für altdeutsche Litteratur und Kunst Bd. II, 1811. S. 146 ff.

Der Meistersänger holdselige Kunst, von J. G. Büsching, in der Sammlung für altdeutsche Litteratur und Kunst, herausgegeben von F. H. von der Hagen, Büsching und Andern, Bd. I, Stück 1. Breslau 1812. S. 164 ff. (Weitere Ausführung eines früheren Aufsatzes von demselben Verfasser im Neuen litterarischen Anzeiger vom Jahr 1809, aber unvollendet.)

Urkunden der Meistersinger zu Freiburg im Breisgau, aus dem dortigen Stadtarchive mitgetheilt von Dr Heinrich Schreiber, in Mones badischem Archiv Bd. II. Karlsruhe 1827. S. 195 ff.

1. Entstehung, Ausbreitung und Zweck der Singschulen.

Die Meistersänger hatten einen eigenen Mythus über den Ursprung ihrer Kunst und Kunstgenossenschaft. Zur Zeit Kaiser Ottos I und des Pabstes Leo VIII im Jahre 962 habe Gottes Gnade zwölf Männer erweckt, welche, Keiner vom Andern wissend, in deutscher Sprache zu dichten und zu singen angefangen und so den Meistersang in Deutschland gestiftet haben. Diese zwölf Meister seien von dem Anhang des Pabstes vor dem Kaiser der Ketzerei angeklagt worden. Der Kaiser habe anfangs wirklich gemeint, es sei eine neue, unreine Secte, weil der Haufe sich gemehrt. Es sei ihnen hierauf ein Tag anberaumt worden, an dem sie sich auf der hohen Schule zu Pavia stellen sollten. Der Kaiser selbst habe sich dahin (irrig „gen Paris") begeben und es seien nun vor seinem versammelten Rathe und in Gegenwart vieler Doctoren und Magister, auch der päbstlichen Legaten, die zwölf Sänger nach Zahl, Maß und Wort genau abgehört worden. Man habe ihnen mit Wohlgefallen aufgemerkt und der Kaiser und seine Herren haben sich überzeugt, daß es keine Rottengeister seien. Als nun auch der Pabst Leo vernommen, wie diese Meisterlieder Gott nicht zuwider seien, hab' er den Meistergesang Jedermann erlaubt und sonderlich die Deutschen ermahnt, weil Gott die Kunst ihnen bekannt gemacht, sollen sie dieselbe ausbreiten und ihm Lob, Preis und Ehre singen. Und so habe Gott den Meistergesang über 600 Jahre bei gutem Klange forterhalten.

Dieses ist der Inhalt eines Meisterliedes (bei Wagenseil S. 504 ff.; vergl. auch ebendas. S. 550 f.), das zwar erst am Ende des 16ten Jahrhunderts verfaßt zu sein scheint, aber ohne Zweifel auf älteren Überlieferungen beruht. Anachronismen fehlen freilich dieser Sage nicht. Der geringste darunter ist, daß Leo VIII im Jahr 962 noch nicht den päbstlichen Stuhl bestiegen hatte. Aber auch von den sämmtlichen Dichtern, deren Namen in die Zwölfzahl gesammelt sind, fällt keiner in die Zeit Ottos I und Leos VIII und ebensowenig sind sie großentheils unter sich gleichzeitig. Es sind, wenn wir die verdorbenen Namen herstellen, folgende zwölf: Frauenlob, Mügling (sonst Heinrich von Müglin), Klingsor, der starke Poppe, Walther von der Vogelweide, Wolfram von Eschenbach, Marner, Regenbogen der Schmied, Reinmar von Zweter, Konrad von Würzburg, der Canzler, der alte Stolle.

Der älteste, Walther von der Vogelweide, gehört dem Anfang des 13ten Jahrhunderts, Frauenlob mit mehrern Andern dem Schlusse desselben und Heinrich von Müglin dem weit vorgerückten 14ten Jahrhundert an.

Als den ersten Sammelplatz ihrer Genossenschaft betrachteten die Meistersänger die Stadt Mainz. Wagenseil berichtet a. a. O. S. 492:

„Insgemein rühmen sich die Meister-Singer, daß Kaiser Otto der große ihre Genoßschaft mit absonderlichen Freiheiten begnadet, auch solche hernach auf einem Reichstag zu Mainz vermehret und bestättiget und ihnen dazu eine königliche güldne Kron geschenket habe, denselben öffentlich damit zu zieren, so in den Singen den Preis erlangen würde, und soll diese Kron annoch in der Stadt Mainz verwahrlich aufbehalten werden. Von der Meister-Singer überaus herrlichem Wappen, dessen Mitte diese Kron in einem kleinen Schildlein einverleibet, wird hernach folgen."

Der Wappenbrief, welcher sich nebst den Privilegien der Genossenschaft gleichfalls zu Mainz befinde, zeigt, nach Wagenseils weiterer Meldung S. 515, als Wappen derselben einen gevierten Schild, der in zwei Feldern den Reichsadler und in den beiden andern den böhmischen Löwen, in der Mitte aber die erwähnte Königskrone enthält. Dieses Wappen habe Kaiser Karl IV der Meistersängergesellschaft wo nicht ertheilt, doch also verbessert.

Die Namen der jezeitig berühmtesten Sänger in der Zwölfzahl, der auch für andre Genossenschaften beliebten, anzunehmen, war althergebracht. Im Heldengedichte Gudrun, aus dem 13ten Jahrhundert, entführt Horand für seinen König die Tochter des Königs von Irland, indem er sie durch seinen wundervollen Gesang bezaubert und ihr am Hofe seines Herrn noch viel herrlichern verheißt:[1]

406 Er sprach zer schönen Hilden: „Vil edelez magedîn,
Mîn herre tegelîche hât in dem hove sîn
Zwelve, die ze prîse für mich singent verre.
Swie süeze si ir wîse, doch singet aller beste mîn herre."

Rumelant von Schwaben, aus der zweiten Hälfte des 13ten Jahrhunderts, schließt ein Lied zum Lobe eines freigebigen Herren so:

[1] [Gudrun, herausgegeben von A. J. Vollmer. Leipzig 1845. 8. S. 42. Kudrun, herausgegeben von K. Bartsch. Leipzig 1865. 8. S. 87. H.]

Zwelf meistersinger möhten niht vol singen
Die tugent, die man in eine siht vol bringen.

(Müller B. II, Meistergesangbuch S. 19; vgl. Museum II, S. 147. [F. H. v. d. Hagen, Minnesinger III, S. 69. H.])

Um die Mitte des 14ten Jahrhunderts verfaßte Lupolt Hornburg von Rotenburg a. d. T. ein meistersängerisches Lied zum Lobe der besten Sänger. Es sind ihrer auch zwölfe, dem 13ten Jahrhundert angehörend, und zum Theil dieselben, welche in dem Meisterliede bei Wagenseil genannt sind (Museum II, 22 ff.).

Die im letztern aufgezählten zwölf Meister scheinen diejenigen zu sein, welche in der alten Mainzer Schule für die Stifter galten. Die Singschulen zu Nürnberg und Augsburg aber bildeten für sich neue Zwölfzahlen, ohne darum jenen ältern Meistern die Ehre zu versagen (Wagenseil S. 515. Büsching, Sammlung S. 202).

Dem sagenhaften Ursprunge dieser Zwölfmeisterschaft war es ganz angemessen, daß die Meistersänger selbst solche poetisch oder sinnbildlich auffaßten. Ein Meisterlied von den alten Sängern (worin jedoch die Zwölfzahl etwas überschritten wird) stellt dieselben als Hüter eines blüthenreichen Rosengartens dar:

Die stöck die stunden rosen voll,
Das was ir kluegs gedichte u. s. w.

Die noch Ungelehrten werden gewarnt, die Blumen nicht zu zertreten und aufgefordert, sich durch eigene Meisterschaft einen Ehrenkranz zu verdienen (Görres, Altdeutsche Volks- und Meisterlieder, aus den Handschriften der Heidelberger Bibliothek. Frankfurt 1817. S. 222 ff.). Eine Erinnerung an die zwölf Helden der deutschen Sage, die im Rosengarten zu Worms um Rosenkränze bekämpft werden müssen, mag hiebei wohl zu Grunde liegen. Wie in den Rosengartenliedern der kühne Spielmann Volker, so spielt hier Konrad von Würzburg die Geige und wie dort die gewaltigen Recken, so watet hier der liederreiche Walther von der Vogelweide durch die Rosen.

Auf einer Anschlagtafel, die auf dem Markte zu Nürnberg hieng, war, nach Wagenseil S. 541, ein Garten gemalt, in dem mehrere Personen umherwandelten. Darüber stand die Inschrift:

Zwölf alte männer vor viel jahren
Thäten den garten wohl bewahren

Vor wilden thieren, schwein und beeren,
Die wolten ihn verwüsten geren;
Die lebten, als man zehlt vorwahr
Neunhundert und 62 jahr (d. h. im J. 962).

Dieses Sinnbild hat Hans Sachs in einem Meistergesange auf die zwölf besondern Meister von Nürnberg angewandt (Tenzels Monatliche Unterredungen 1697. S. 422 f. 431—33; daraus bei Büsching, Sammlung I, 212 ff.):

2 Der gart bedeutt in Nürnberg die singschul,
Hat lang geblüht durch zwölf erwählte dichter;
Jr kunst hat sich weit ausgebreit
In alle land, durch fremde meistersänger,
Welche die kunst für andre gaben preisen.
Die zwölf saßen auf dem meisterstuhl u. s. w.

Es werden nun diese Zwölf, sämmtlich nürnbergische Handwerker aus dem 15ten Jahrhundert, aufgezählt, darunter ein Bäcker, ein Nagler, ein Heftelmacher, ein Schneider, ein Briefmaler, ein Schwertfeger, ein Barbier; der letzte Leonhard Nunnenbeck, Leinweber (der Lehrmeister des Hans Sachs).

Noch in einem andern Gesange wird der Kranz ausgeboten, der in jenem Rosengarten geflochten ist (Görres a. a. O. 226 ff.):

Fröhlich so will ichs heben an
Mit meinem gesang auf dieser bahn u. s. w.

Soweit die Fabeln und Bilder von der Stiftung und Fortpflanzung des Meistergesangs. Versuchen wir nun auch, das Wirkliche und Wahrhafte zu ermitteln!

Zwei Momente jener Überlieferungen sind hauptsächlich ins Auge zu fassen: die Anknüpfung der Meistersänger an die Liederdichter des 13ten Jahrhunderts und die Angabe, daß die älteste Singschule zu Mainz bestanden habe. Die künstlichen Formen des ritterlichen Minnesangs, die Bestimmung der Lieder für den musikalischen Vortrag, die Vereinigung des Dichters und des Tonsetzers in derselben Person machen es nothwendig, anzunehmen, daß dieser Gesang durch Unterricht ausgebildet und fortgepflanzt wurde. Walther von der Vogelweide, dessen frühere Lebenszeit noch in das 12te Jahrhundert fällt, sagt von sich:

Ze Osterriche lernte ich singen unde sagen (Manesse I, 132 a).

Auch finden sich bei diesen ältern Dichtern manche Andeutungen auf Kunstregel und Kunstgebrauch. Die Sitte, Versart und Tonweise nach dem Erfinder zu benennen, läßt sich gleichfalls bis in das 12te Jahrhundert verfolgen (Manesse I, 38b: Do hort ich einen ritter vil wol singen In Kürnberges wise u. s. w.).

War nun diese Liederkunst auch im Ganzen wesentlich Eine, so müssen wir doch unter ihren Pflegern zweierlei Classen unterscheiden: Diejenigen, welche die Kunst zu ihrem Berufe gemacht hatten, und die Übrigen, welche dieselbe mehr aus freier Lust oder als ein Wahrzeichen der geselligen Bildung betrieben. Die erstern hießen Meister, ein Name, der in jenen Zeiten Jedem zukam, der sich der Ausübung irgend einer Kunst mit Auszeichnung widmete. Die Andern, die Liebhaber und Lehrlinge, denen der Gesang nur eine Nebenbeschäftigung war, wurden mit ihren fürstlichen oder adelichen Namen bezeichnet. „Unsres Sanges Meister" wird Walther von der Vogelweide in einem Liede genannt, worin der Truchseß von Singenberg um die Mitte des 13ten Jahrhunderts seinen Tod beklagt, aber er selbst schon stellt die Meister den Schnarrenzern (snarrenzäre [1]) gegenüber (Manesse I, 127a).

Fassen wir nun gerade die Meister, die eigentlichen Träger der Kunst, genauer ins Auge, so bemerken wir bei ihnen, schon von der blühendsten Periode des Minnesanges an, innerlich eine mehr und mehr vorwiegende Neigung zu Betrachtung und Lehre und, damit im Einklang, eine strengere Gemessenheit der äußern Form. Während Walther, der älteste mit Sicherheit bestimmbare unter den im Mythus der Meistersänger aufgezählten Stiftern der Kunst, unter denen, die von Minne sangen, höchst geschätzt war, so ist doch schon ein großer Theil seiner Lieder dem ernsteren Nachdenken, der religiösen Betrachtung, den politischen und kirchlichen Kämpfen gewidmet, und die Strophenarten, deren er sich dafür hauptsächlich bedient und die er bei verwandten Gegenständen gerne wiederholt, sind von einem gedehntern und weitschichtigern Bau, als der lyrischen Beweglichkeit angemessen wäre. Von dieser Seite schließt sich ihm, um die Mitte des 13ten Jahrhunderts, Reinmar von Zweter an, der gleichfalls im Verzeichnis der alten Meister genannt ist. Dieser hat das eigentliche Minnelied bereits aufgegeben und völlig

[1] snarrenzen, garrire? Grammatik II, 341, 3.

dem Lehrhaften und Polemischen zugewandt dichtet er nur noch in ganz wenigen langen und scharfgemessenen Weisen, deren eine schon im Manessischen Codex „vrou Eren don“ überschrieben wird. Dieser Charakter des Inhalts und der Form befestigt sich auch immer mehr im weitern Verlaufe des Jahrhunderts, wie die zahlreichen Lieder aus dieser Zeit bezeugen, die im zweiten Bande der Bodmerischen Ausgabe des Manessischen Codex und in Müllers Sammlung deutscher Gedichte rc., dem zweiten Bande, Berlin 1785, aus dem alten Meistergesangbuche zu Jena, abgedruckt sind. (Vgl. Docen, Misc. II, 275 f.) Die Verfasser dieser Gedichte werden großentheils Meister betitelt und gehören, nach allen Anzeigen, schon meist zum Bürgerstande. Nun ist zwar keineswegs zu erweisen, daß unter den Sangesmeistern des 13ten Jahrhunderts sich zunftmäßige Verbindungen gebildet hatten, wie sie später unter den Meistersängern bestanden. Dagegen spricht vielmehr das Wanderleben der ältern Sänger, welche an den Höfen der Fürsten und auf den Burgen des Adels, Lohn und Beifall suchend, mit ihrer Kunst umherzogen. Das aber ist unläugbar, daß, von den äußern Einrichtungen abgesehen, die Grundzüge des Meistergesanges hinsichtlich der Gegenstände sowohl als der strophischen Form in den ältern Liedern vorgezeichnet sind. Der gemeinsamen Hauptregel des Strophenbaus wird nachher besonders gedacht werden. In den Singschulen der Meistersänger wurden daher auch die Tonweisen der älteren Meister fortgesungen und auf neue Texte angewandt, oder auch erweitert und umgeändert. Die Liederbücher jener Schulen nahmen zum Theil noch Gedichte der Sänger vom Anfange des 13ten Jahrhunderts in sich auf, aber vorzugsweise nur solcher, welche wir zuvor mit dem Namen Meister bezeichnet haben. Von diesen haben also die Meistersänger nicht mit Unrecht den Ursprung ihrer Kunst abgeleitet und das Gedächtnis dieser geschichtlichen Verbindung ist in der Tradition von den zwölf Stiftern des Gesanges sagenhaft aufbewahrt. Diesen innern Zusammenhang hebt es auch nicht auf, daß wir, was sich früher lebendig entwickelte, nun im Zustande der Erstarrung finden. Wenn der Winterfrost dem Strauche die Blätter abstreift und wir an den dürren Ästen und Zweigen wenig Gefallen haben, so waren doch diese nicht weniger vorhanden, als noch das rauschende Grün sie verhüllte.

Eine ausdrückliche Hinweisung auf die Stadt Mainz, als den ursprünglichen Sitz der Kunst, enthält ein, freilich schon später Meister-

gesang des M. Ambrosius Metzger: meisterliche Freiung (das heißt Meister-Erklärung) der Singer, Wagenseil S. 549 f.:

So viel ich hab bericht darvon
Durch das lesen bekommen,
Hat die kunst schon
In Mainz der statt sein anfang genommen
Durch ein thumherrn prächtig,
So fast schöne lieder gedicht.
Desgleich wohnt drin ein hufschmied auch,
So Regenbogen geheißen;
Den rechten brauch
In dem meistergsang thät er weisen u. s. w.

Es werden dann noch Marner und Mügling als die Mitgründer der Kunst genannt, deren also hier nur viere sind. Auch diese Angaben sind freilich nur sagenhaft, und ebenso was auf der vordersten Seite des Gesangbuchs der Meistersängergesellschaft zu Colmar geschrieben stand: „Dis buoch und dafel ist der XII meister gedicht und ist ob VII hundert joren zu Menz im dunkeln gelegen und in der liberig";[1] wobei wir jedoch nur das hohe Alter, nicht das Herkommen des Buches von Mainz anzufechten brauchen.[2]

Unter dem Domherrn zu Mainz ist Frauenlob verstanden, der auch in den früher angeführten Liedern von den zwölf alten Meistern voransteht; sein Name eröffnet auch das Colmarer Liederbuch (Museum II, 184), und was in seinen und des mit ihm genannten Regenbogen Gedichten vorkommt, ist wohl die Hauptquelle der meistersängerischen Überlieferung.

Meister Heinrich von Misen, genannt der Frouwenlop,[3] wie die Würzburger Liederhandschrift seinen Namen vollständig giebt (Museum I, 160), lebte zu Ende des 13ten und Anfang des 14ten Jahrhunderts. Von Geburt, nach allen Umständen, ein Niederdeutscher, war er, nach der Überlieferung der Meistersänger, Doctor der Theologie und Domherr zu Mainz (Museum II, 160), für welches letztere seine, gleich näher

1 [Vergl. die genaue Mittheilung dieser Stelle in: Meisterlieder der Colmarer Handschrift, herausgegeben von K. Bartsch. Stuttgart 1862. 8. S. 1. H.]

2 Vergl. Grimm 118. Büsching, Sammlung I, 169.

3 Über ihn ein Aufsatz von Docen, in der Aurora 1804. Nr. 92. 93. 100. Museum II, 156 ff.

zu erwähnende Beisetzung im Kreuzgang an der dortigen Domkirche spricht. Er starb 1317 und von seinem Begräbnis meldet Albertus Argentinensis (aus dem 16ten Jahrhundert) bei Urstisius B. II, S. 108 Folgendes:

„Anno domini 1317, in vigilia sancti Andreæ, sepultus est Henricus dictus Frauwenlob, in Maguntia, in ambitu majoris ecclesiæ, juxta scalas, honorifice valde: qui deportatus fuit a mulieribus ab hospitio usque ad locum sepulturæ, et lamentationes et querelæ maximæ auditæ fuerunt ab eis, propter laudes infinitas, quas imposuit omni generi fœmineo in dictaminibus suis. Tanta enim ibi copia fuit vini fusa in sepulchrum suum, quod circumfluebat per totum ambitum ecclesiæ. Cantica canticorum dictavit teutonice, quæ vulgariter dicuntur Unser Frauwen Lied, et multa alia bona."

Man zeigt noch im Kreuzgang des Domes seinen, jedoch erneuerten Grabstein (Schreiber, Handbuch für Reisende am Rhein 94; als Titelkupfer in Görres Volks- und Meisterliedern).

Der Beiname Frauenlob wird bald eben von dem auf das Lob „unser Frauwen," Mariens, in der poetischen Bearbeitung dieses Dichters gebeuteten hohen Liede, bald von einem Wettstreite, den er mit andern Sängern über den Vorzug des Namens Frau vor dem Namen Weib führte, abgeleitet. (Vergl. Museum II, 157 f.) In der Art des ritterlichen Minnesanges hat er zwar das Lob der Frauen nicht gesungen, aber er hat die gepriesen, durch welche, nach mehrfachen Äußerungen in den Liedern jener Zeit, das ganze Geschlecht verherrlicht ist. Frauenlobs Gedichte sind, auch wo sie sich auf die Minne beziehen, mehr lehrend und betrachtend und besonders herrscht in ihnen die Richtung auf das mystisch Religiöse. [1] (Vergl. Museum II, 166.)

Regenbog oder Regenbogen (beides kommt in seinen eigenen Gedichten vor, Museum II, 186, 3. 190, 1), bei den spätern Meistersängern Barthel Regenbogen, sang mit Frauenlob „wider strit" (in die Wette) über den Werth der älteren Meister, über Frau und Weib u. s. w., hat jedoch der heftigen Äußerungen unerachtet, welche in diesen Wettgesängen vorkommen, Frauenlobs Gedächtnis im Liede (Museum I, 194. 160. Hanmann S. 163) gefeiert. In denjenigen seiner

[1] [Man vergl. nun: Heinrichs von Meißen des Frauenlobes Leiche, Sprüche, Streitgedichte und Lieder, erläutert und herausgegeben von L. Ettmüller. Quedlinburg und Leipzig 1843. 8. Frauenlob starb nicht 1317, sondern 1318. H.]

Lieder vorzüglich, welche aus der Colmarer Handschrift bekannt gemacht worden sind, giebt er Nachricht von seinen persönlichen Verhältnissen. Er war erst ein Schmied und gewann auf hartem Ambos kümmerlich sein Brot, dann griff er zur Kunst des Gesanges und fuhr weit umher.[1] Er rühmt sich selbst einen Meister, der vor edeln Fürsten und mächtigen Kaisern zu singen wage, doch klagt er auch einmal über die Kargheit der Großen und droht, wenn sie ihm nicht besser lohnen, zu der Esse Glut, zu Hammer, Zang' und Ambos, der ihm willig Fleisch und Brot mittheile, zurückzukehren[2] (Museum II, 172, N. 46. Aretin, Beiträge IX, 1169. Vergleiche auch ebendaselbst 1137 u. s. w.).

Besonders aber kommt uns ein Lied in Betracht, in welchem er die Sänger am Rheine, namentlich Frauenlob, zum Wettkampf herausfordert (Museum II, 186 f. [F. H. v. d. Hagen, Minnesinger III, S. 344. 345]):

Got dank' iu, meister! (ir) habet mich enpfangen schon, u. s. w.

Daß am Rheine, worunter wir in der Verbindung mit Frauenlob besonders die Stadt Mainz zu verstehen haben werden, die besten Sänger seien, war also am Ende des 13ten Jahrhunderts eine bekannte Sage, wodurch Regenbogen eben dahin gezogen wurde. Davon ist zwar nichts gesagt, daß diese Sänger eine Schule, eine geregelte Genossenschaft bildeten. Dennoch werden sie von ihm in einer gewissen Gesammtheit, der Meister Frauenlob an der Spitze, aufgerufen und der nach alter Sitte wandernde Sänger stellt sich ihnen, als Ansäßigen, gegenüber, so daß wir die schulmäßige Genossenschaft bis zum Abschlusse vorbereitet finden. Hiebei verdient auch das Bild Beachtung, welches in der am Anfang des 14ten Jahrhunderts gefertigten Manessischen Liederhandschrift den Gedichten Frauenlobs vorgesetzt ist. Der Meister sitzt erhaben auf dem Stuhle, mit aufgehobenem Finger und gesenktem Stabe, unter ihm steht eine Schaar von neun Männern, die meisten mit Saiten- und Blasinstrumenten und besonders ausgezeichnet ein Geigenspieler, aber auch zwei, nicht mit Instrumenten versehen, welche singend gedacht sein mögen. Daneben Frauenlobs Wappen, ein Frauenkopf mit Krone, ohne Zweifel die von ihm gefeierte Himmelskönigin und damit auch die Ableitung seines Namens von diesem Lobe

[1] Ettmüller, Frauenlob, Vorrede XXIV: ‚der Regenboge zu Ulm.'
[2] [Vergl. Bartsch a. a. O. S. 400. 401. H.]

derselben anzeigend. Dieses Bild ist sehr wahrscheinlich noch zu Lebzeiten des Meisters gemalt worden; später würde man wohl eher die auch auf dem Grabstein dargestellte Scene gewählt haben, wie er von den Frauen zu Grabe getragen wird.

Schon damals also wurde Frauenlob als Haupt und Leiter einer Kunstgesellschaft betrachtet, und wenn auch dieser noch nicht die bestimmte Einrichtung der späteren Singschulen gegeben war, so können doch letztere sich aus und nach ihr allmählich gestaltet haben, womit dann auch die in ihnen gehegte Überlieferung stimmt. Der Geist der Belehrung und frommen Betrachtung und der gelehrte Anstrich, wovon Frauenlobs und Regenbogens Lieder das Muster gaben, hat auch in den Singschulen sich fortgepflanzt, nur mit stets zunehmender Steifheit und Trockenheit.

Die Verbreitung des Meistergesangs giebt Grimm (a. a. O. S. 129) folgendermaßen an: „Im 14ten Jahrhundert blüht er zu Mainz, Straßburg, Colmar, Frankfurt, Wirzburg, Zwickau, Prag. Im 15ten zu Nürnberg, Augsburg. Im 16ten zu Regensburg, Ulm, München (H. Sachs, Göz I, 5, Frankfurt, ebendaselbst), Steiermark, Mähren (Iglau), Breslau, Görliz bis nach Danzig. Im 17ten zu Memmingen, Basel, Dinkelsbühl.“ [1]

Dieses Verzeichnis macht jedoch, wie der Verfasser selbst bemerkt, auf keine Vollständigkeit Anspruch, auch beruht es nicht sowohl auf noch vorhandenen Stiftungsurkunden, als auf einzelnen Angaben, aus denen oft nur das Vorhandensein, nicht aber die Entstehungszeit der Singschulen an diesem oder jenem Ort erhellt.

Es mögen daher hier einige weitere Notizen theils zur Vermehrung des Verzeichnisses, theils für die Zeitbestimmung folgen.

Aus einem Meisterliede, welches 1597 zu Straßburg gedichtet und abgesungen worden, ist in den „Historischen Merkwürdigkeiten des ehemaligen Elsaßes aus den Silbermannischen Schriften gezogen,“ Straßburg 1804, S. 120 folgende Stelle mitgetheilt:

Noch sind vor der zeit
In der welt weit
Herrlich dichter gewesen,

[1] S. auch noch Büsching, Sammlung I, 166 und N. 4.

Findt man ir nam bereit.
Noch leben heut
Zu Leipzig und zu Dresden,
Zu Eßling, Nördling, Wien, Breslau,
Zu Danzig, Basel, Steier,
Zu Colmar, Frankfurt, Hagenau,
Im römischen reich zu Speier,
Weißenburg gleich,
Pforzheim ist reich
An dichter, wie wir lesen.

Eßlingen hat auch Grimm in den Zusätzen seiner Schrift (S. 187) noch namhaft gemacht; dort hat der Meistersänger Daniel Holtzmann aus Augsburg zweimal Schule gehalten, das heißt sich in der Singschule hören lassen, wie er in der Zueignungsschrift seines Fabelbuchs „Spiegel der natürlichen Weisheit" u. s. w. 1571 an Bürgermeister und Rath der Stadt Eßlingen sagt (Eschenburg, Denkmäler altdeutscher Dichtkunst. Bremen 1799. S. 378). Auch Worms ist nach einer Angabe des Joh. Staricius, in der Mitte des 17ten Jahrhunderts, beizufügen (W. Grimm, Heldensage 320).

Außer der angenommenen Mutteranstalt zu Mainz waren die berühmtesten Singschulen die zu Straßburg, Nürnberg und Augsburg. Aber auch über ihre Stiftung fehlt es an gleichzeitigen, urkundlichen Nachrichten.

Über die zu Straßburg,[1] deren Blüthe Grimm schon ins 14te Jahrhundert versetzt (vergleiche jedoch S. 26), finde ich nur, im angeführten Schilterischen Glossar s. v. Bardus, den Anfang des Briefs, mittelst dessen der dortige Magistrat im Jahre 1598 die Gesellschaft der Meistersänger renoviert hat, so lautend: „Demnach ungevähr vor einhundert und fünf jahren die uralte löbliche kunst des teutschen meistergesangs durch etliche kunstliebende gottesfürchtige personen allhier aufgerichtet worden" u. s. w. Diese Aufrichtung würde hiernach erst ungefähr in das Jahr 1493 fallen, wenn nicht etwa auch hiebei nur eine spätere Bestätigungsurkunde zu Grunde liegt. Bei Nürnberg weisen die von Hans Sachs aufgezählten zwölf Hauptmeister gleichfalls nicht

[1] Wegen Nürnbergs vergl. Aretin, Beiträge IX, 1151: Ketner. 1134, 66. 1153, 42. 1170, 64. 1172, 68.

über die Mitte des 15ten Jahrhunderts hinauf. Zu Augsburg ist die Singschule nicht, wie Beischlag behauptet, erst im Anfang des 16ten Jahrhunderts, sondern nach Grimms Annahme (S. 129) wirklich im 15ten, und zwar, worüber ich ein glaubwürdiges Zeugnis aufgefunden, etwas vor der Mitte desselben, gegründet worden. In einer früher schon angeführten handschriftlichen Gedichtsammlung aus dem 15ten Jahrhundert, dem sogenannten Liederbuche der Clara Hätzlerin, steht ein gegen die Städte polemisches Lied, das nach seiner ausdrücklichen Meldung zur Zeit der Verkündigung des Jubeljahres, 1450, gedichtet ist, und darin folgende Strophe:

Augspurg hat ain weisen rat,
Das prüft man an ir kecken tat
Mit singen, dichten und klaffen;
Si hand gemachet ain singschuol
Und setzen oben auf den stuol,
Wer übel redt von pfaffen. [1]

Diese Singschule wird hier, um 1450, offenbar als eine noch neue Einrichtung bezeichnet.

Die einzige, meines Wissens, herausgegebene gleichzeitige Stiftungsurkunde ist der von H. Schreiber a. a. O. nebst andern Urkunden der Meistersänger zu Freiburg im Breisgau aus dem dortigen Stadtarchive mitgetheilte Stiftungsbrief der Gesellschaft vom Jahre 1513, wodurch wir überhaupt zuerst von dieser Gesellschaft Kunde erhalten haben.

Fortgedauert haben die Meistersängerschulen, wenn auch in einem kümmerlichen Dasein, an mehreren Orten noch bis gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts. Von Nürnberg bemerkt Häßlein in seiner 1794 erschienenen Abhandlung (Bragur III, 89), es sei nun über 20 Jahre, daß die letzte öffentliche Schule gehalten worden. [2] Die Gesellschaft zu Straßburg bat (nach den angeführten Silbermannischen Merkwürdigkeiten S. 121), nachdem sie Vielen zum Gespött geworden, am 11 September 1781 den Magistrat um Aufhebung ihrer Einrichtung und um

[1] [Man sehe die Stelle in: Haltaus, Liederbuch der Clara Hätzlerin S. 41, und in: Alte hoch- und niederdeutsche Volkslieder ... herausgegeben von Ludwig Uhland I, S. 430. Vergl. ebendaselbst S. 426. H.]

[2] Vergl. Ranisch, Historischkritische Lebensbeschreibung Hans Sachsens. Altenburg 1765. 8. S. 26—28.

nützliche Verwendung ihrer Einkünfte, welche eben nicht beträchtlich waren und gröstentheils von den milden Stiftungen herkamen, denen sie also, da dem Begehren willfahrt wurde, auch wieder zufielen. Häßlein bringt a. a. O. S. 107 f. eine Nachricht aus Beckers deutscher Zeitung 1792, St. 5, S. 80 bei, daß zu Ulm die Meistersänger aus der Weberzunft noch jetzt im besten Flore seien; dabei versichert der Herausgeber, daß sie auch in andern Städten Oberdeutschlands noch Lehrlinge in ihrer Kunst aufnehmen und lossprechen und zunftmäßige Meister machen.

Um sich über den Zweck der Singschulen zu belehren, wär' es besonders wünschenswerth, die alten Stiftungsbriefe zu Rathe ziehen zu können. Es steht uns aber hiefür, erwähntermaßen, nur der Freiburgische von 1513 zu Gebot. Derselbe hebt so an (Badisches Archiv II. 195 ff.):

Wir Burgermeister und Rat der Stadt Friburg im Brisgau thund kunt menglichem mit diesem Briefe, daß vor uns in gesessnem Rate erschinen sind die ersamen Michel Punt, der Schumacher Bruderschaft Meister, Jakob Rumel, Rudolf Balduf, Ludwig Würzburger, Heinrich Wißland und ettlich ander unser Burger und Inwoner von der Singer-Bruderschaft und habend uns fürgetragen: Nachdem sich wiland der ersam Herr Peter Sprung, unser Obristermeister seliger, gar uß fründlicher erlicher Neigung und Meinung mit ihnen besprochen und beredt einer Bruderschaft der Sengerie und ihnen daran zwen Guldin Gelds, ablösig mit vierzig Guldin Hauptguets, zugeordnet, die sie auch seiner verlaßnen Witwe mit Recht vor uns anbehalten, wie wir des gut Wissen hätten, werend si daruf geneigt und willig, so vil an ihnen stund, sollich Bruderschaft und Singen uofzurichten, in Betrachtung, daß dennocht[1] Gott der allmächtig dardurch gelobt, die Selen getrost und die Menschen zu Ziten, so sie dem Gesang zuhorten, von Gotslästerung, auch vom Spil und anderer weltlichen Üppigkeit gezogen wurden. Inmaßen dann das alles obgemelter Peter Sprung seliger ordenlich und wohl betrachtet und deshalben dise Bruderschaft dester begiriger angefangen het, mit demütigem und underthänigem Anrufen, wir wolten desselben Peter Sprungen seligen und ihr aller Gemüt und Willen, so hierinne ihrthalben ganz gerecht und guet were, betrachten, auch dabi bedenken die Guettät, so den armen Selen dardurch nachgeschehen mocht, und ihnen sollich Bruderschaft und Ordnung des Gesanges gonstlich bewilligen und zulassen; also nachdem wir Burgermeister und Rat obgenannt

[1] Dennocht, Schmeller I, 375: dennoch, denn doch.

nit anders vermerken können noch mögen, dann daß Peter Sprungen seligen und ir aller Meinung uß erbarem Grund und Fürnemen geflossen, auch dabi bedacht und ermessen, wie vor me viel Personen, geistlich und weltlich, Gelt an dise Bruderschaft gegeben, in Meinung, daß die volzogen solt werden, wie ihnen angezeigt sig, als wir dann in der Rechtshandlung zwischen den Singern und Peter Sprungen seligen Witwe gar eigentlich underricht worden sind: so haben wir sollich Bruderschaft und Ordnung des Gesangs mit allen Puncten und Artikeln, wie dann die von Stuck zu Stuck harnach volgent, bewilliget und zugelassen, dieselben auch sovil an uns ist, confirmirt und bevestnet, bewilligen lassen zu confirmiren, und bevestnen die jetzt wissentlich in Kraft dieß Briefs, meinen und wellen, daß derselben Ordnung und Bruderschaft des Gesangs in allem Inhalt von allen denen, die es berüren thuet, gestracks gelebt und nachkommen und darwider deheines Wegs gethan noch gehandelt sol werden, doch uns und allen unsern Nachkommen hierinne unser Oberkaiten ußdrücklich vorbehalten, gerürte Ordnung zu meren, zu mindern, zu endern, gar oder zum Teil abzuthun, wie und zu welcher Zit uns und unsern Nachkommen geliebt, eben und gefällig ist. Und wie und wenn das geschicht, daran sollend uns und unser Nachkommen die obgemelten ietzig und all künftig Singer und Brüder diser Bruderschaft, noch Niemands Intrag, Sperrung oder Irrung thun, alles ufrecht, erbarlich und ungeverlich. Und lutet die angezeigt Ordnung, so uns von Peter Sprungen seligen und nachgehend den Singern, wie obstat, fürgebracht ist, von Wort zu Wort also: u. s. w.

Es folgen nun 18 „Artikel der Singer," wovon ich hier nur dasjenige aushebe, was zur nähern Erklärung des Zweckes dieser Verbindung dient.

Jedes Jahr sollen zwei „gemeine Hauptsingen" im Predigerkloster gehalten werden, das eine am Tage des Evangelisten Johannes, in den Weihnachtfeiertagen, das andre am Pfingstdienstag. Je am Morgen nach einem solchen Hauptsingen sollen aber auch noch „zwei gesungne Empter volbracht werden: ein Selampt, darinne sol man bitten für die Stifter diser Brüderschaft, auch für alle die, so in der Brüderschaft sind, es sient Singer oder nit. Desglichen sol man alle die verkünden, so uß diser Bruderschaft gestorben sind, und dabi aller gläubigen Selen nit vergessen." Das zweite gesungene Amt, zu dem man orgeln soll, wird nach dem ersten Hauptsingen „von unser lieben Frowen," nach dem andern „von der heiligen Dreivaltigkeit" gehalten. Am Tage vor jedem Hauptsingen soll der Prädicant, der im Kloster predigt, verkünden, „daß morndes das Hauptsingen gehalten, daß man auch allen Brüdern und Schwestern, so in diser Brüderschaft sind, das Jarzit mit den beiden Emptern, wie

abgemelt ist, begon werd" u. s. w. Ein solches Seelamt soll auch je auf die beiden Fronfasten[1] stattfinden. (Art. 1—4.)

Weiter bestimmt Artikel 5:

Item, wann ein Bruder oder Schwester uß diser Bruderschaft abstirbt, so soll man ihme das Libfäll[2] mit einem gesungnen Selampt zu den Predigern halten und dortzu allen Brüdern und Schwestern verkünden und söllent deßselben Abgestorbnen Fründ Wachs und Kerzen zu solchem Libfäll geben. Wär es aber ein Frömbder, der dise Bruderschaft gehalten und doch nit Früntschaft im Land hett, die sich sin beladen wölte, so sin Absterben fürkompt, soll man ihme nicht destminder in der Bruderschaft Kosten das Libfäll halten und begon, wie obstat.

Artikel 8 besagt:

Item die Prediger-Herren sollend auch allweg zu dem Hauptsingen unter ihnen selbs, ob sie es gehaben mögend, oder anderswa zwen gelert Mann, oder doch zum wenigsten einen, die sich der heiligen göttlichen Geschrift verstanden, zu Merker geben und darsetzen. Desglichen sol die Bruderschaft auch zwen geben u. s. w.

Sodann Artikel 12:

Item die geistlichen und weltlichen Merker, so gesetzt werden, sollen getrüw Ufmerken uf die Senger haben, und wo sie dieselben in ihrem Gesang irrig erfinden, es sig in welchem Stuck und wie es well, nichts vorbehalten, das sollend sie ihnen sagen und sollich Irthumb bi ihnen abstellen, auch die Singer ihrem Entscheiden und Geheiß gehorsam und gewertig sein.

Vermöge Artikels 14 sollen außer den Mitgliedern der Brüderschaft selbst

Doctores, Priester und Rathsherren frigen Zugang haben, dem Singen ufzulosen, und von denselben allen nichts genommen werden.

Endlich in Beziehung auf die Mahle, welche vermuthlich nach den Hauptsingen stattfanden und wozu nach Artikel 7 die Predigerherren ihre Küche hergeben musten, wird Artikel 15 (S. 201) angeordnet:

Item es soll auch bestellet, daß ob den Malen gesungen, namlich in Anfang, im Mittel und am End des Mals, und Niemants gestattet werden, torliche Lieder zu singen; aber nach dem Mal mag ein ieder singen, was er will, doch daß es alweg erbarlich und züchtiglich zugang, und ob sich Jemands

[1] Quatemberfasten. Schmeller I, 613.

[2] lip bevilhe (bevilde, auch bivilde), lipfil, leibfall, exequiæ, sepultura, corporis commendatio terræ. Schilter, Glossarium S. 539 b. Von bevelhen u. s. w. im Sinne von begraben. Grammatik II, 721.

im Singen ob den Malen mit Worten oder Werken unschickenlich hielte, den sollen die Singer nach der Gebure strafen.

Auch der pergamentene Anschlag, mittelst dessen, nach erhaltener Bestätigung, die Eröffnung des Singens verkündigt wird, enthält beachtenswerthe Äußerungen. Es wird darin in Beziehung auf die christliche Lehre, welche namentlich auch die hohen Schulen in Behaltnis haben, gesagt: „Welich trostlich Lere wir von der wirdigsten Priesterschaft predigen oft unfruchtbarlich oder verdrießlich hören. Wird doch die durch der göttlichen Kunst Doctores, auch frier Künste Meister in den ungelerten Leien verstentlich bracht mit übersüßisten Gedichten ze singen in den zwölf meisterlichen Tönen uß den frien Künsten!“ Nach Aufzählung dieser freien Künste, der Logik, Grammatik, Arithmetik, Rhetorik und Musik, wird dann die Absicht ausgesprochen, „mit u. s. w. obgemelter Sengeri und Gedicht uß göttlichen und natürlichen Künsten u. s. w. wider ze ernüwen die Loblichkeit, so lang Jar und Zit bißher vergangen gewesen und nun in Verspulgung [1] abgestigen ist, ze kurzwilen umb Glori, Lob und Ere der Gottheit und unser himmelschen Trösterin u. s. w. uns zu Glück und Heile u. s. w. und zu Widerstand und Mindrung, nemlich an den Firtagen, manigerlei jetzt laufender nüw angenomner Lüderi, üppiger, unnutzer, unerlicher und verdammter Wort und Werk, so denn die Jungen geneigter denn zum Guten, leider, jetzt lernen u. s. w. in Hoffnung, obgemeldt Kunst Gott und der Welt gesellig, kurzwilig, loblich und geliebt gehandhabt und also gepflanzt werd.“ Am Schlusse heißt es noch: Diejenigen, welche als Sänger oder Zuhörer Theil nehmen wollen, werden „in schuldiger Erberkeit von den Meistersengern daselbs empfangen und zugelassen.“

Fassen wir diese einzelnen Artikel der Singerordnung [2] unter ihre Hauptgesichtspuncte zusammen, so zeigt sich eine doppelte Bestimmung

[1] Verspulgung, Nichtgebrauch, Abgewöhnung; spulgen, pflegen, gewohnt sein. Fundgruben I, 392 a.

[2] Auf der Bibliothek zu Colmar befindet sich ein Bruchstück der Satzungen dortiger Singgesellschaft von 1549. Sie haben den geistlich-katholischen Zuschnitt des Freiburger Statuts, es werden auch Schwestern aufgenommen, der ersungene Kranz soll nicht beim Tanze getragen werden. Angeführt wird „das Buch von Menz,“ der vermiste Colmarer Codex [jetzt auf der k. Hof- und Staatsbibliothek zu München, in Auswahl herausgegeben von K. Bartsch. Stuttgart 1862. 8. H.]; aus diesem soll hauptsächlich auch gesungen werden. Übrigens wird ausdrücklich auf die Satzungen von Augsburg und Nürnberg als Vorbilder Bezug genommen, diese hatten also wohl ursprünglich und vor der Reformation das gleiche Gepräge.

der neugestifteten Brüderschaft: einmal die gottesdienstliche Feier, besonders zum Seelenheile der abgeschiedenen Genossen („die Guettät, so den armen Selen darburch nachgeschehen mocht," Freiburger Stiftungsbrief S. 196), sodann die Ausübung der Sing- und Dichtkunst. In ersterer Hinsicht trifft dieser Verein mit so vielen andern geistlichen Brüderschaften, Confraternitäten, überein, wie sie in älterer Zeit zu wohlthätigen oder kirchlichen Zwecken, insonderheit auch zur Theilnahme an Begräbnissen, bestanden und an bestimmten Tagen ihre genossenschaftlichen Mahlzeiten hatten (Hüllmann, Städtewesen des Mittelalters, Theil IV. Bonn 1829. S. 179. Keysler, Antiqu. septent. Hannover 1720. S. 359 f. Schmeller I, 254). Noch jetzt bestehen an katholischen Orten solche Genossenschaften, gewöhnlich unter dem Patrocinium eines Heiligen, z. B. die Josephsbrüderschaften. Für die kirchlichen Zwecke ist auch in obigem Stiftungsbrief Artikel 7 der neue Altar unser Frauen in der Kirche der Predigerherrn eingeräumt, „damit die Bruderschaft daruf gehalten werden möge."

Wenn übrigens gleich diese kirchlichen Feierlichkeiten mit Gesang verbunden, „gesungene Ämter" waren, so konnte doch dabei der eigentliche Meistersang, der in deutscher Sprache und in nichtliturgischen Tonweisen stattfand, nicht eintreten. Dennoch wär' es möglich, wenn es auch nicht nachgewiesen werden kann, daß die ältern Singschulen überhaupt auf solche kirchliche Brüderschaften, als die herkömmliche Form für Vereine zu frommen und geistigen Zwecken, gegründet waren. Auch die schon erwähnte Erneurung der Straßburger Singschule von 1598 gedenkt der bisherigen Theilnahme von „Personen beiderlei Geschlechts," wie im Freiburger Stiftungsbriefe Brüder und Schwestern, letztere namentlich in Beziehung auf die Seelenämter und die Bestattung, vorkommen. Für Nürnberg berichtet Wagenseil S. 555:

„Wann ein Meister-Singer mit Tod abgangen, sind alle Gesellschafter schuldig, ihn zu Grab zu begleiten. Ist aber ein Merker gestorben, so verfügen sich, nachdem der Sarch in das Grab versenket, und ehe er noch mit Erde beschüttet worden, die gesammte Gesellschafter dahin und singen ein Gesellschaft-Lied zu letzten Ehren."

So hat sich hier das Seelamt nach der Reformation gestaltet. Selbst was schon von Frauenlob gemeldet wird, wie ihn die Frauen zu Grabe getragen, würde den Sitten der Zeit näher gerückt werden,

wenn wir in ihnen Schwestern einer von diesem Meister begründeten Singbrüderschaft annehmen dürften, und wie ein Nachhall des brüderschaftlichen Seelamts klingt es, wenn Meister Regenbogen sein Lied an die Jungfrau Maria zum Gedächtnis Frauenlobs so beschließt [1] (Hanmann S. 163):

Unt hilf uns zuo dir in der himel veste!
Da vind' ich meister Vrouwenlop, ouch an der stat so vil der lieben geste.

Was nun aber, neben diesem Kirchlichen, die andre und zwar die Hauptbestimmung der neuerrichteten Freiburger Brüderschaft anbelangt, Ausübung der Sing- und Dichtkunst, so zeigen uns die Urkunden allerdings auch hiebei eine geistliche Richtung, die es um so eher gestattete, die Singschule mit der religiösen Confraternität zu verbinden. Es ist im Stiftungsbriefe gesagt, daß dadurch Gott der Allmächtige gelobt, die Seelen getröstet und die Menschen, während sie dem Gesange zuhörten, von Gotteslästerung, vom Spiel und andrer weltlichen Üppigkeit abgezogen würden; es sind zwei geistliche, gelehrte Männer, die sich der heiligen, göttlichen Schrift verstehen, zu Merkern bestellt, den Priestern und Doctoren ist besonders der freie Zugang eröffnet und das Absingen „torlicher Lieder" ist selbst beim Mahle verboten. Auch der Anschlag spricht davon, daß diese Kunstübung zur Ehre Gottes und der Jungfrau Maria, sowie zum Heile der Seelen gereichen soll. Noch über hundert Jahre nachher finden wir in derselben Singschule die religiöse Richtung nicht nur forterhalten, sondern sogar noch bestimmter ausgesprochen. Eine gleichfalls von Schreiber (S. 205 ff.) mitgetheilte Einladung zu einem Meistersingen, vom Jahre 1630, fängt so an:

Kund und offenbar sei Jedermeniglichen, daß uf heut den hochheiligen Festtag ein ehrsame Bruderschaft der wohlgelerten Meistersenger alhie mit göttlicher Gnad, Hülf und Beistand fürgenomen, ein christliche geistliche Singschul zu halten, solches in aller Zahl und Maß, wie Gesangs Brauch und unser Tablatur vermag, anzuschlagen! Derowegen ist unser Bitt und Beger, wo etwan Meister oder Gesellen vorhanden weren, die Gott mit solcher Kunst begabt hett, auch Lieder könnten, die Zahl und Maß haben, wie dann ein Jeder, der ein rechter Singer ist, wohl weist sich zu halten, wann er diser Kunst will pflegen; ist derowegen nochmals unser Bitt, wo etliche, wie obgemelt,

[1] Das ganze Lied bei Görres a. a. O. S. 332 ff. [und bei F. H. von der Hagen, Minnesinger III, S. 354. H.]

vorhanden weren, wollen sich zu uns verfügen, alda mit uns singen auß lauter heiliger göttlicher Geschriften. Was auf einer geistlichen Singschul verbotten ist, das weist ein jeder wohlgelerter Maistersinger vorhin wohl, als nemlich Bossenlieder, Bremberger, Bergrisch, auch soll keine Reizlied (vergl. Wagenseil S. 543. 555), Schmützung, Schmehung oder Eingreifung in Religion Sachen gesungen werden. Wie dann Mancher wohl weist und sich mit Fleiß darinnen üben thut; sondern soll alles geistlicherweis uf diser Schuel gehalten werden u. s. w.

Hiemit stimmt denn auch überein, was sonst von dem Geiste der Singschulen bekannt ist. Nicht bloß die Tradition, daß der Pabst, nachdem er die zwölf Stifter der Kunst tadellos erfunden, die Deutschen ermahnt, solche zu Gottes Preis und Ehre auszubreiten; oder die Anweisung des Liedes bei Görres (S. 228), durch Gesang von der heiligen Jungfrau und von der Marter des Herrn um den Kranz zu werben; sondern auch der großentheils und sogar in zunehmendem Maße geistliche Inhalt der Lieder von Frauenlob an bis zu den spätesten Meistersängern.

Auch in der Nürnberger Schule bestand die Vorschrift, „sich in dem Doppelsingen aller Possenlieder und Stampeneien" zu enthalten (Bragur III, 97). Das Vorbild der Meistersänger war der fromme König David, wie z. B. in der Einladung zum Freiburger Meistersingen von 1630:

Kumbt her, ihr Singer algemein!
Uf unser Schuel solt ihr geladen sein;
Und singet her all mit Fleiß
Dem Herren zu Lob, Ehr und Preis
Und lobet Gott mit sießem Ton,
Wie auch der König David schon!
Der sang dem Herren schön Gedicht,
Also solt ihr auch sein verpflicht.

Auf einer Anschlagtafel der Nürnberger Meistersänger war der König David vorgestellt, wie er, auf der Harfe spielend, vor dem am Kreuze hangenden Heiland kniet (Wagenseil 542).

Gleichwohl finden wir vom Anfang an die Singübungen, sowohl das Hauptsingen, als das Singen bei und nach dem Mahle, auch wieder hinreichend von den religiösen Gebräuchen unterschieden. Diese werden in der Kirche, am Altare, vorgenommen, für die Hauptsingen (Artikel 7) auf den Winter die Conventstube, auf den Sommer das

Refectorium des Predigerklosters angewiesen. An andern Orten fanden übrigens die Singschulen auch in den Kirchen statt. Die „torlichen Lieder" sind zwar selbst während des Mahles ausgeschlossen, „aber nach dem Mal mag ein ieder singen, was er will, doch daß es alweg erbarlich und züchtiglich zugang" (Art. 15). Endlich besagt der öffentliche Anschlag ausdrücklich, was die Priesterschaft oft unfruchtbar predige, werde doch „durch der göttlichen Kunst Doctores, auch frier Künste Meister in den ungelerten Leien verstentlich bracht mit übersüßisten Gedichten ze singen in den zwölf meisterlichen Tönen uß den frien Künsten," es sei „eine Sengeri und Gedicht uß göttlichen und natürlichen Künsten."

Unter den Doctoren der göttlichen Kunst sind ohne Zweifel Frauenlob und Müglin verstanden, die in den Verzeichnissen der Altmeister Doctores der heiligen Schrift genannt werden (Wagenseil 503. 550); Klingsor erscheint als ein Meister der freien Künste. Selbst den Schmied Regenbogen hörten wir einen Kranz ausbieten, der aus Philosophie, Astronomie und andern weltlichen Künsten geflochten ist, und unter seinem Namen findet sich ein besondres Gedicht zum Lobe der sieben freien Künste (Manesse II, 197 f.). In dem Kranzliede bei Görres (S. 228) heißt es gleichfalls, nach Anführung der geistlichen Gegenstände des Gesanges:

> Singt er von dem Planeten-Heer,
> Die Element und die acht Sphär,
> So wirbt er um des Kranzes Ehr. [1]

Übrigens war diese Gelehrsamkeit, wie sie in den Liedern erscheint, eine ziemlich nebelhafte und verworrene. Man sang mehr von den Wissenschaften, als aus denselben, man bediente sich ihrer Namen und Terminologieen nach Art der Zauberformeln, es war nur ein dunkler, ahnungsvoller Drang nach ihren Mysterien. Auch andre völlig weltliche Gegenstände wurden in den Formen des Meistergesangs behandelt, obwohl, wenigstens in der spätern Zeit, meist außerhalb der Schule.

Nach all diesem ergiebt sich uns als Zweck der Singschulen ein gesellschaftlich geregelter Betrieb der Singkunst und Dichtkunst in vorherrschender Richtung auf Erbauung und Lehre, auf göttliche und

[1] Vergl. noch Wagenseil 552 f. Aretin, Beiträge IX, 1180.

menschliche Weisheit; „Gott und der Welt gefällig," wie der Freiburger Anschlag sagt. Der äußern Form geistlicher Brüderschaften unerachtet aber war es eine Kunst und Weisheit der Laien, in ihrer Sprache und ihren eigenen Tonweisen betrieben und, wie sich bei den Leistungen des Meistersanges zeigen wird, mitunter selbst in scharfer Opposition gegen die Geistlichkeit.

2. Einrichtung und Satzungen der Singschulen.

Unter der Einrichtung der Singschulen verstehe ich die statutarischen oder herkömmlichen Bestimmungen ihrer gesellschaftlichen Organisation, unter den Satzungen die Regeln, welche für die Kunstübung selbst bestanden.

Was nun zuerst die Einrichtung betrifft, so betrachte ich hier die Singschulen als solche, als Kunstgenossenschaften. Über ihre, vielleicht ursprünglich allgemeine, wenn auch nicht wesentliche Eigenschaft als geistliche Confraternitäten ist bereits das Nöthige beigebracht worden.

Von urkundlichen Quellen sind hier wieder nur die Freiburger Urkunden durch den Druck zugänglich gemacht. Sonst gehört hieher vorzüglich das sechste Capitel der Wagenseilischen Schrift, das von der Meistersinger Sitten und Gebräuchen u. s. w. handelt. Der Verfasser versichert (S. 540), sein Bericht gründe sich auf die Nürnbergische und andre geschriebene Schulordnungen, wie auch die von den Meistersingern ihm mündlich geschehenen Anzeigungen und das, was er selbst bei ihnen in ihren Singschulen gesehen und gehört habe.

Die Meistersängergesellschaften bestanden, soweit wir sie in ihrer förmlichen Einrichtung verfolgen können, hauptsächlich aus Bürgern und Handwerkern. Sowie sie unter den Stiftern ihrer Kunst Gelehrte und Ritter nannten, so mochten sie sich durch den Beitritt von Männern aus diesen Ständen fortwährend geehrt finden und die Freiburger Artikel schreiben sogar die Beiziehung von zwei geistlichen, der heiligen Schrift kundigen Merkern besonders vor. An manchen Orten scheint der Meistergesang späterhin auf bestimmten Handwerkszünften gehaftet

zu haben, wie, angeführtermaßen, zu Ulm auf der Weberzunft; in dem Roman „Abenteuerlicher Simplicissimus" u. s. w. aus der Zeit des dreißigjährigen Kriegs (Ausgabe Mömpelgard 1669. S. 238) kommt ein hessischer Musketier vor: „derselbe war seines Handwerks ein Kürschner und dahero nicht allein ein Meister-Sänger, sondern auch ein trefflicher Fechter" u. s. w. [1]

Zur Aufrichtung solcher Vereine wurde die Bestätigung der städtischen Rathsbehörde eingeholt, wie der Freiburger Stiftungsbrief und die Straßburger Erneurung von 1598 zeigen.

Die Mittel zur Bestreitung des nöthigen Aufwands wurden theils aus dem Stiftungsvermögen, theils aus den Eintrittsgeldern und sonstigen Beiträgen der Mitglieder und Zuhörer geschöpft. Zu Freiburg bestand die Stiftung aus den von Peter Sprung dafür verordneten „zwen Guldin Gelds, ablösig mit vierzig Guldin Hauptguets," auch hatten sonst „viel Personen, geistlich und weltlich, Gelt an dise Bruderschaft gegeben, in Meinung, daß die volzogen solt werden." Die übrigen Einkünfte waren folgende: am Tage vor jedem Hauptsingen sollte dieses, wie früher erwähnt, bei der Predigt im Kloster angesagt werden

und soll damit der Prädicant die Bruderschaft verkünden und auch ein Ermanung thun, ob sich Jemans inschriben lassen wellt, und welcher sich also inschriben ließ, der soll das erstmal inzuschriben 6 Pfenning geben und darnach alle Jar 6 Pfenning richten; die mag ein Jeder alle Jar samenthaft oder getheilt zu den zweien Houptsingen bezalen (Art. 3).

Was bei den gesungenen Ämtern auf den Altar fiel, wurde, nach Artikel 6, zwischen den Predigerherrn und der Singbrüderschaft getheilt.

Wie viel die Zuhörer zu bezahlen haben, ist nicht bestimmt; es heißt Artikel 14 nur allgemein:

Item was ufgehäpt wurd von den Frömbden, die den Singern zuhören wellen, das soll in der Brüderschaft Büchsen gelegt und daruß auch die Merker bezalt [werden]. Doch sollend alle die, so in diser Bruderschaft sind, desglichen Doctores, Priester und Rathsherren frigen Zugang haben, dem Singen ufzulosen, und von denselben allen nichts genommen werden.

Zu Nürnberg stand vor der offenen Kirchthür ein Meistersänger mit einer Büchse, in welche die, so zugegen sein wollten, etwas Weniges,

[1] [Man sehe die Stelle in der Ausgabe von A. v. Keller, Th. 1, S. 341. H.]

nach ihrem Belieben, einlegten. Von diesem Gelde wurden die Unkosten wegen aufgerichteten Gemerks bezahlt und die Gewinnste gemacht (Wagenseil 543). Auch Strafgelder trugen Einiges ein.

Die Freiburger Brüderschaft bestand aus Singern und Solchen, Brüdern oder Schwestern, die nicht sangen. Letztere hatten für ihre Einlagen freien Zutritt bei den Hauptsingen und bei den Seelämtern muste für sie gebeten werden, „es sient Singer oder nit" (Artikel 1); ebenso kam ihnen die feierliche Bestattung zu (Artikel 5). Ob auch an andern Orten solche nichtsingende Mitglieder Theil nahmen, ist nicht besonders zu ersehen. In der angeführten Renovationsurkunde von Straßburg werden „Personen beiderlei Geschlechts aus allerhand Ständen" erwähnt und zwar als solche, welche diese christliche Kunst „geliebt und im exercitio gehabt," was in dieser Fassung auch auf die Schwestern bezogen werden kann.

Mit dem Vorstande und den Beamten der Gesellschaft war es zu Freiburg, laut Artikel 17, so bestellt:

Und sollent die Singer in dieser Bruderschaft gemeinlich oder durch den meren Teil alle Jar einen Hauptman und Bruderschaftmeister unter ihnen erwellen, denselben sollend dann die Singer bi Trüwen an Eides Statt globen und versprechen, die Puncten und Artikel, in disem Brief begriffen, war und stät zu halten, darwider niemer zu thun noch zu handlen; desglichen ein Büchs gemacht und der Bruderschaft Gelt darin verschlossen und verrechnet werden, wie es dann in andern Bruderschaften gehalten wurdet.

Für jedes Hauptsingen werden sodann vier Merker gesetzt und belohnt:

Art. 8. Item die Prediger-Herren sollend auch allweg zu den Hauptsingen unter ihnen selbs, ob sie es gehaben mögend, oder anderswa zwen gelert Mann, oder doch zum wenigsten einen, die sich der heiligen göttlichen Geschrift verstanden, zu Merker geben und darsetzen. Desglichen sol die Bruderschaft auch zwen geben und die Bruderschaft denselben Merkern nach Gebüre umb ir Arbeit lonen.

Vom Geschäft dieser Merker wird am besten bei den Hauptsingen selbst die Rede sein.

Sonst wird noch Artikel 4 des Knechts der Brüderschaft gedacht:

Und allweg zu disen zweien Emptern (in den Fronfasten), desglichen zu den obgemelten Emptern, so uf die zwei Hauptsingen gehalten, wie obstat,

soll durch der Bruderschaft Knecht allen Brüdern und Schwestern, so in der Bruderschaft und anheimisch[1] sind, verkünt werden.

Der besondre Hauptmann oder Bruderschaftsmeister kommt in den Nachrichten über die andern Singschulen nicht vor. Dort scheinen die Merker, der Zahl nach drei oder vier, die Leitung des Ganzen besorgt zu haben (Wagenseil 540. 544. Bragur III, 85 f.). Für die Casse werden aus den Ältesten nach den Merkern zwei Büchsenmeister bestellt (Bragur III, 87 f.). Die Ansage der Singschule geschieht unentgeltlich durch den jüngsten Meister (Wagenseil 540 f.).

Hauptsingen oder Singschulen hießen die öffentlichen und feierlichen Kunstübungen der versammelten Meistersänger.

Sie sollten zu Freiburg jährlich zweimal, am Tage des Evangelisten Johannes, in den Weihnachtfeiertagen, und am Pfingstdienstag, je um Mittagzeit, gehalten werden. Das Local ist im Predigerkloster:

Art. 7. Desglichen sollend si (die Predigerherren) den Singern zu den beiden Hauptsingen Platz in irem Kloster geben, namlich im Winter in ihr Conventstuben und im Sommer im Reffental, und die Stuben oder das Reffental desselbenmals zieren mit Tüchern und andern Dingen, wie es dann darzu gehöret.

„In Nürnberg, sagt Wagenseil S. 540, ist denen Meister-Singern erlaubt, ihre Sing-Schulen die Sonn- und Feiertäge Nachmittag, so oft es ihnen gefällig, zu halten, welches jedoch der Zeiten [1697] gar selten und fast nur um die hohen Fest geschieht. Und ist hiezu sonderlich, von Alters, die sogenannte Catharina-Kirch, vielleicht weil selbige heilige Jungfrau und Märtererin[2] für eine Patronin der freien Künste et omnis elegantioris litteraturæ, nach Art, als man vormals bei den Heiden die Minervam gehalten, in der Römischen Kirche aufgeworfen worden."

Die Vorrichtungen in dieser Kirche und den Hergang des Singens beschreibt derselbe Schriftsteller so (S. 541 ff.):

„Immittels wird in der Catharina-Kirch, bei Anfang des Chors, ein niedriges Gerüst aufgerichtet, darauf ein Tisch mit einem großen schwarzen Pult und um den Tisch Bänke gesetzt werden, und wird solches Gerüst, welches man das Gemerke nennet, mit Fürhängen ganz umzogen, daß man außen nit sehen kan, was darinnen geschiehet. Eine kleine Kathedra, in Form einer

[1] anheimisch, zu Hause befindlich. Schmeller II, 194.
[2] S. hiegegen Ranisch, Leben Hans Sachsens 27.

Canzel, auf welche derjenige, so ein Meister-Lied absinget, sich setzet, und der Sing-Stul heißet, bleibt beständig unverrückt an ihrem Ort, ohnferne der großen Canzel, davon die Predigten gehalten werden."

„Die Versammlung der Zuhörer u. s. w. geschiehet nach dem mittägigen Gottesdienst u. s. w., das ist umb Eins u. s. w. Wann eine gute Anzahl Leute beisammen, geht das Freisingen an; in dem darf sich hören lassen, wer will, stehet auch denen Fremden frei, aufzutretten; und werden in dem Freisingen, außer denen Historien, so in H. Schrift verzeichnet, auch wahre und erbare weltliche Begebnüssen sampt schönen Sprüchen aus der Sitten-Lehr zu singen zugelassen. Es wird aber in dem Freisingen nit gemerkt und kan man also, außer den Ruhm, sonst nichts gewinnen, man mache es auch so gut, als man immer wolle. Wer nun singen will, setzet sich fein züchtig auf den Sing-Stul, ziehet seinen Hut oder Baret ab, und nachdem er eine Weile pausiret, fähet er an zu singen und fähret damit fort biß zum Ende."

„Nach geendigtem Freisingen singen erstlich die gesampte Meister ein Lied, so daß einer vorsingt und die andern folglich mit einstimmen. Hernach gehet das Haupt-Singen an, in dem nichts, als was aus H. Schrift Altes und Neues Testamentes componiret, geduldet wird, und muß der Singer allezeit, bald Anfangs, das Buch und Capitel anzeigen, woraus sein Lied gedichtet. Wann in dem Haupt-Singen der Singer den Singstul bestiegen und eine Weile geruhet, schreiet der Förderste von den Merkern: Fangt an! Also macht der Singer den Anfang, und wann ein Gesätz oder Abgesang vollbracht, hält er innen, bis der Merker wiederum schreit: Fahrt fort! Nach geendigtem Gesang begibt sich der Singer von dem Stul und macht einem andern Platz."

„Merker,[1] fährt Wagenseil fort, werden diejenigen genennet, welche als die Fördersten und Fürsteher der Zunft in dem verhängten Gemerk an dem Tisch und vor dem großen Pult sitzen, deren gemeiniglich 4 an der Zahl sind. Der eine und älteste hat die H. Schrift, nach der Übersetzung des Herrn Lutheri, auf dem Pult liegend vor sich, schlägt den von dem Singer angegebenen Ort, woraus sein Lied genommen, auf und gibt fleißige Achtung, ob das Lied sowohl mit dem Inhalt der Schrift, als auch des Lutheri reinen Worten überein komme."

Was hier, in Folge der Reformation, seine besondre Gestaltung erhalten hat, ist doch der Hauptsache nach schon in den 1513 abgefaßten Freiburger Artikeln, und zwar in der angeführten Bestimmung des Artikel 8, vorhanden, wonach die Predigerherren „zwen gelert

[1] Vergl. Museum II, 21. Aretin, Beiträge IX, 1143, 22. 1147 f. 1161, 1.

Mann, oder doch zum wenigsten einen, die sich der heiligen göttlichen Geschrift verstanden, zu Merker geben" sollen.

„Der andere, dem ersten entgegen sitzende Merker gibt acht, ob in dem Context des Liedes alles denen fürgeschriebenen Tabulatur-Gesetzen gemäß sei, und so was verbrochen wird, bemerkt er den Fehler und dessen Straf, das ist, wie hoch er an Silben angeschlagen werde, auf das Pult mit einer Kreide. Der dritte Merker schreibt eines jeden Verses oder Reimens End-Silbe auf und siehet, ob alles richtig gereimet worden, die Fehler ebenmäßig notirend. Und der vierte Merker trägt wegen des Tons Sorge, damit man den recht halte und nit verfälsche, auch ob in allen Stollen und Abgesängen die Gleichheit gehalten werde."

(Auch von dieser nur umständlichern und anschaulichern Darstellung des Geschäfts der Merker ist doch das Wesentliche schon im Artikel 12 des Freiburger Briefes enthalten:

Item die geistlichen und weltlichen Merker, so gesetzt werden, sollen getrüw Ufmerken uf die Senger haben, und wo sie dieselben in ihrem Gesang irrig erfinden, es sig in welchem Stuck und wie es well, nichts vorbehalten, das sollend sie ihnen sagen und sollich Irthumb bi ihnen abstellen, auch die Singer ihrem Entscheiden und Geheiß gehorsam und gewertig sein.)

„Unter währenden diesen Singen müssen sich die übrige Zunft-Genossen des Redens und Geräusches enthalten, damit der Singer nit irr gemacht werde. Es soll auch kein Singer das Gemerk überlaufen, keiner ohne Erfordern in das Gemerk gehen und sich darein setzen und also den Merkern in das Ampt fallen und eingreifen. Wann nun alle Singer mit ihrem Gesang fertig sind, so gehen die Merker zu Rath, wie ein jeder bestanden, und wann sich findet, daß es einige gleich gut gemacht und keiner mehr Silben versungen, als der ander, müssen sie umb den Preis gleichen und weiter sich hören lassen, bis so lange einem vor dem andern die Ehre des Gewinns bleibet und einer um wenigere oder gar keine Silben strafbar erfunden wird und also glatt singet."

„Hierauf werden die Gewinnungen ausgetheilet und rufen die Merker die zween, so sich am tapfersten gehalten, einen nach dem andern für das nunmehro aufgezogene Gemerk und geben ihnen, was sie durch ihr Singen verdient. Dem Ubersieger, so es am allerbesten gemacht, gebühret zu Nürnberg die Zierde des Gehängs. Solches Gehäng ist eine lange silberne Kette, von großen breiten, mit dem Namen derer, die solche machen lassen, bezeichneten Gliedern, an welcher viel, von allerlei Art, der Gesellschaft geschenkte silberne Pfenninge hangen. Nachdem aber selbige Kette wegen der Größe etwas unbrauchbar und zum Anhenken sich nicht allerdings schicken will, so ward an

deren Statt dem, so den Preis davon getragen, eine Schnur, daran drei große silberne und vergüldete Schilling gebunden, überreicht, mit welcher man füglicher sich schmücken und prangen kunte. Solche Schnur hat den Namen des König Davids; dann auf dem mittlern Schilling, welcher der schönste, ist der König David auf der Harpfen spielend gebildet, und hat solchen Hans Sachs der Gesellschaft hinterlassen."

Wagenseil bemerkt hiebei: weil die Schnur wegen Alters zerreißen wollen, der Schilling auch sehr abgenutzt gewesen, hab' er der löblichen Gesellschaft eine silberne Kette zu fernerem Gebrauch machen lassen, an die er eine vergüldte Medaille gehenkt, mit Namen und Jahrzahl, 1696, auch der Inschrift:

Pollio amat vestram, quamvis sit rustica, Musam.

„Dem Nächsten nach dem Ubersieger wird ein von seidenen Blumen gemachter schöner Kranz zu Theil, welchen er aufsetzet. Je zu Zeiten findet sich ein Liebhaber, der aus Freigebigkeit etwas zu versingen aufwirft, und wann solches auf gewisse Singer geschiehet, werden die übrigen davon ausgeschlossen. Zu merken, daß der Ubersieger, oder König-David-Gewinner, auch diesen Vortheil davon trägt, daß er in der nächsten Sing-Schul, so darauf gehalten wird, mit in dem Gemerk sitzen darf. Und so etwan die Merker etwas überhören, soll er sie dessen erinnern, auch wo irgend ein Stritt würde fürfallen und die Merker ihn fragten, ist er schuldig, dessen, was er gefragt wird, mit Bescheidenheit Antwort zu geben." u. s. w.

(Vergl. Freiburger Art. 13: Item welcher die best Gab gewinnet, der soll darnach zu dem andern Singen ein Merker sin. Aber ein Singen mag er vor und nach wol singen, doch nit um die Gaben, es werd ihme dann von den Singern zugelassen.)

„Ein Kranz-Gewinner soll die nächste Schul an der Thür stehen und das Geld einnehmen u. s. w. Die Merker sollen treulich und fleißig nach Inhalt der Kunst und nit nach Gunst merken, einem, wie dem andern, nachdem ein jeder singt, nicht anderst, als ob man darzu vereidet worden, ob man zwar darüber nicht schweren soll, noch kan. Wann auch eines Merkers Vatter, Sohn, Bruder, Vetter, Schwager u. s. w. singt, soll der Merker, weil er parteiisch, sein Ampt, biß der Singer ausgesungen, einstellen und indessen der Büchsen-Meister, oder sonst ein unparteiischer Singer und Gesellschafter an des Merkers Statt merken. Eines Singers Fehler können ihm, nach Gutachten der Merker, entweder alsobald nach seinem Singen und Gleichen, oder erst nach gehaltener Sing-Schul absonderlich, damit ihn andere nicht verhöhnen, angezeigt werden. Wann einer im Singen, wie auch Tichten, sonders gut und dannenhero wenig

oder gar keinen Fehler begienge, soll er darum seine Gaben nicht misbrauchen, noch andere neben sich verachten."

Auf das Hauptsingen folgte das Mahl oder die Zeche. Darauf bezieht sich der schon angeführte Artikel 15 des Freiburger Stiftungsbriefs, vom Singen über und nach dem Mahle, sowie eine Bestimmung des Artikels 7:

Darzu (sollen die Predigerherren) in ihrs Gotshus Küchin kochen lassen und darzu Holz geben; darfür sol man ihnen, namlich für Holz und Salz bezalen drig Plappart;[1] kocht man aber nit, so ist man ihnen nichts pflichtig, die Singer wellen ihnen dann sonst ein Erung thun. Doch daß in disem allem dem gemeinen Guet hie zu Friburg nichts entzogen, sonder das Brot am Laden und der Win vom Zapfen gereicht werde, es wäre dann, daß man den Singern ein sundere Erung thäte, alles ungeverlich.

Wagenseil meldet, S. 555, von solchen Gelagen:

„Des Tages, wann man Schul gehalten, ist gebräuchlich, daß die Gesellschaft der Singer eine erbare, ehrliche, friedliche Zech halte. Auf solcher Zech soll ein jeder sein Gewehr von sich legen; auch soll alles Spielen, unnütze Gespräch und überflüßige Trinken verbotten sein und wird ein Zechkranz zum besten gegeben, damit, wem es beliebt, darum singen möge. Es sind aber Strafer und Reizer[2] zu singen verbotten, als woraus nur Uneinigkeit entstehet. Es soll auch keiner den andern auffordern, umb Geld oder Geldswehrt zu singen. Ebenmäßig soll niemand zu denen Merkern an ihren Tisch unerfordert hinsitzen. Der auf der Schul den Kranz gewonnen, soll bei der Zech aufwarten und fürtragen. Wann er es aber nicht allein bestreiten könte, soll ihm der, so auf vorhergegangener Schul den Kranz gewonnen, aufwarten helfen. Die, so auf der Schul das Kleinod oder Kranz gewonnen, oder glatt gesungen, sollen mit 20 Groschen begabt werden. Ein Merker bekommt 20 Kreuzer. Die Zech soll von dem Geld, so auf der Schul aufgehoben worden, bezahlet werden; wann aber die Schul nit so viel getragen, soll der Abgang von gemeiner Büchse ersetzt werden."

Die Kunstfertigkeit, welche bei den öffentlichen Singen zur Schau gelegt wurde, die Kenntnis der Kunstregeln, welche hiebei beobachtet werden musten und deren Versäumnis der Kreide der Merker anheimfiel, setzten einen förmlichen Unterricht und eine mittelst dessen erlangte

[1] Plappart, ein Grosch, 3 Kreuzer. Schmeller I, 337.

[2] Vergl. S. 543 und Freiburger Einladung von 1630: „auch soll keine Reizlied, Schmützung, Schmehung u. s. w. gesungen werden."

Meisterschaft voraus. Auch von den Einrichtungen, welche zu diesem Behufe bestanden, ist noch zu handeln.

Dieselben waren dem Lehr- und Meisterwesen bei den Handwerkszünften analog. Der Unterschied lag nur darin, daß man den Gesang, wenn auch handwerkmäßig genug, doch nicht als ausschließlichen Beruf, sondern als eine aus freier Lust und Liebe gepflegte Nebenbeschäftigung behandelte. (Vergl. Bouterwek 275.) Der Freiburger Stiftungsbrief enthält nichts über die Bildung zum Meistergesange, die Einladung von 1630 aber spricht ausdrücklich von Meistern und Gesellen:

Derowegen ist unser Bitt und Beger, wo etwan Meister oder Gesellen vorhanden weren, die Gott mit solcher Kunst begabt hett, auch Lieder könnten, die Zahl und Maß haben u. s. w. wollen sich zu uns verfügen, alda mit uns singen u. s. w.

Nähere Auskunft giebt Wagenseil S. 546 ff.:

„Wann sich bei einer Person Lust und Lieb zu der Meister-Singer-Kunst befindet, gibt sie sich bei irgend einem Meister, zu dem sie das Vertrauen hat und der wenigst einmal das Kleinod gewonnen, an und bittet selbigen, daß er ihr wolle mit gutem Unterricht an Hand gehen. Ein solches thut der, so angesprochen wird, gar gerne und übernimmt die große Mühe, welche sonderlich die Belehrung der sehr schweren Töne verursachet, ganz umsonst, nur aus Liebe, die Kunst auf die Nachkommen zu befördern. Welcher willen auch die Meister-Singer sich selbsten um Schuler bewerben und dißfalls ihre Ruhe und Schlaf abbrechen, sintemalen sie den Tag zu ihrer Berufs-Arbeit und Gewinnung der Nahrung anwenden müssen. Wann ein Lehrling sich wol gehalten, die Lehr-Sätze und eine zimliche Anzahl von Tönen, sonderlich aber die 4 gekrönte, begriffen, wird er auf der Zech, oder in dem Wirtshaus, wo die gewöhnliche Zusammenkunften geschehen, nach abgelegter Jahr-Rechnung, so gemeiniglich an dem Thomas-Tag geschiehet, der Gesellschaft durch den Lehrmeister fürgestellet, mit Bitte, solchen in dieselbe aufzunehmen."

Hierauf stellen die Merker eine Prüfung an und erforschen, ob der Lehrling ehrlicher Geburt, ob er nicht leichtfertig sei, sondern sich eines stillen und ehrbaren Wandels beflissen, ob er die Singschule stets besucht. Ferner wird er auf die Probe gesetzt, ob er die Kunst genugsam erlernt und wisse, was es mit den Reimen nach Zahl, Maß und Bindung für eine Beschaffenheit habe u. s. w., ob er mit der gehörigen [illegible]n Tönen gefaßt sei u. s. w., ob er im Fall der Noth ein

Lied merken könne. Man giebt ihm dabei im Singen 7 Silben bevor; wenn er darüber versingt, kann er nicht aufgenommen werden. Nach all diesem treten der Empfehlende und der Empfohlene ab und der älteste Merker läßt die Umfrage ergehen, ob letzterer der Gesellschaft angenehm sei und für tüchtig erkannt werde. Auf erfolgte Einwilligung geschieht die Aufnahme, wobei der Aufzunehmende sich verpflichten muß:

1. „Daß er bei der Kunst beständig bleiben und von dem Gesang nicht weichen, sondern fest darob halten wolle.

2. Daß, wann an einem Ort etwan der Kunst und Gesellschaft übel und spöttlich sollte nachgeredet werden, er solches, so er es höret, mit Bescheidenheit widersprechen und der Kunst nichts zu kurz geschehen lassen wolle.

3. Daß er mit denen Gesellschaftern friedlich und schiedlich leben, sie für Schaden warnen, ihnen in allen Leibes-Nöthen helfen und beistehen, ihr Gut und Nahrung bessern und behüten, alles gutes von ihnen reden, und so jemandes ungleich sollte gedacht werden, sich ihn zu entschuldigen und zu verthädigen äußerst wolle angelegen sein lassen.

4. Daß er kein Meisterlied oder Ton auf öffentlichen Gassen, so Tags, so Nachts, auch nicht bei Gelagen, Gastereien, oder andern üppigen Zusammenkunften, wie auch nit, so er etwan solte bezecht sein, singen und hiedurch der Gesellschaft einen Schandfleck anhenken wolle. Jedoch wird ihm erlaubt, gegen Fremde, so Verlangen tragen, ein Meister-Lied zu hören, wann man versichert, daß sie kein Gespött daraus treiben werden, sich hören zu lassen.“

Man hatte in früherer Zeit auch im Brauch, einen solchen Neuling mit Wasser zu begießen, was man die Taufe hieß. Solche geschah in Gegenwart von drei Merkern, deren einer der Täufer, die beiden andern die Pathen waren (Bragur III, 94).

Durch diese Prüfung und Taufe wurde der Lehrling, wie ich glaube, zu dem, was die Freiburger Urkunde Gesellen nennt. Eine weitere Stufe war das Meisterwerden.

Wenn sich nemlich ein Sänger eine Zeit lang auf den Schulen zur Zufriedenheit hören lassen und sonst untadelhaft verhalten, konnte er um die Freiung auf den Stuhl anhalten, d. h. daß er auf offener Singschule freigesprochen und für einen Meister erklärt werde. Ein etwas später Meistersang (Wagenseil 548 ff.) stellt diese Handlung dar, doch ohne Zweifel nach altem Gebrauche. Zuerst der Gruß,

worin der Bewerber sein Begehren stellt. Ein Meister bewillkommt ihn mit Gesang und legt ihm Fragen vor über den Ursprung der Kunst und ihre Gesetze. Nachdem er hierauf genügend geantwortet, singen ihm die Meister zu, daß er nun zu ihnen eintrete, um die Meisterschaft und den Kranz zu empfangen. Dieser wird ihm jedoch erst aufgesetzt, nachdem er zum Meisterstück die 4 gekrönten Töne abgesungen.

So viel von der Einrichtung der Singschulen. Nun von ihren Satzungen oder Kunstregeln. Diese machten den Inhalt der Tabulatur, die den Sängern und Merkern zur Richtschnur diente und zu gewissen Zeiten auf den Zechen abgelesen wurde (Wagenseil 533).

Aus geschriebenen Tabulaturen und aus den gedruckten in Puschmanns Bericht des deutschen Meistergesangs von 1572 und in der von der Meistersängergesellschaft zu Memmingen herausgegebenen „Kurzen Entwerfung des deutschen Meister-Gesanges, Stuttgart 1660,“ finden sich Auszüge in den angeführten Abhandlungen von Wagenseil, Häßlein, Büsching.

Diese Tabulaturen geben nicht eine zusammenhängende, positive Unterweisung in der Kunst. Sie verzeichnen vielmehr in einzelnen Sätzen hauptsächlich die Fehler, welche von den Sängern zu vermeiden und von den Merkern zu notieren und zu strafen sind. Das Sünden- und Strafregister bei Wagenseil 525 hat 32 Artikel. Außer denjenigen Fehlern, durch welche man sich ganz und auf einmal versingt und wegen deren man wohl ganz von der Schule ausgeschlossen werden kann, wird nach Silben gestraft. Die Sänger haben nemlich nach ihren verschiedenen Graden eine Anzahl Silben voraus; wer nun um mehr Silben gestraft wird, als er voraus hat, der hat sich versungen, d. h. er kann weder einen Preis erlangen, noch den höhern Grad, um den er sich bewarb. Die Zahl der vorausgegebenen Silben richtet sich zugleich darnach, ob die Gesätze eines Liedes mehr oder weniger Zeilen haben (Bragur III, 83 f.).

Man könnte die einzelnen Artikel der Tabulatur nach den vier Hauptgeschäften ordnen, welche den vier Merkern für die Beobachtung des Gesanges angewiesen sind: Schriftmäßigkeit des Inhalts, Vers, Reim, Ton. Da wir jedoch eine scharfe Abtheilung nicht durchgeführt finden, so mag es genügen, das Bemerkenswerthere aus der Nomen-

clatur dieser Artikel ohne strengere Folge aufzuzählen und am Schlusse einige allgemeinere Gesichtspuncte anzugeben.

Bar heißt ein ganzes Meistersängerlied.[1] Gesätze heißen die Strophen des Bars; deren sind entweder drei, oder fünf, oder sieben und darnach nennt man den Bar ein gedrit, gefünft, gesiebent Lied (Büsching, Sammlung S. 174). Das Gesätz zerfällt in Stollen und Abgesang. Die Stollen sind zwei, den vordern Theil des Gesätzes (den Aufgesang) bildende, nach Versbau, Reimstellung und Melodie gleichartige Gliederungen. Der Abgesang, der hintere Theil des Gesätzes, ist von den Stollen verschieden und auch in sich selbst weniger gleichartig gegliedert. Es läßt sich dieses an der bekannten Form des Sonetts deutlich machen, die beiden gleichgebauten Quatrains entsprechen den Stollen, die beiden Terzinen dem Abgesang; in den letztern ist wenigstens eine ungleiche Reimstellung gestattet, z. B. die Mittelzeile der ersten Terzine reimt mit der Anfangs- und Schlußzeile der zweiten und umgekehrt die Mittelzeile der zweiten Terzine mit der Anfangs- und Schlußzeile der ersten.

Manchmal folgt nach dem Abgesang noch ein Stollen, d. h. ein den beiden vordern Gliederungen gleichartiger Theil.

Von den verschiedenen Arten der Reime oder ihrer Gegensätze kommen vorzüglich folgende in Betracht: Stumpfe Reime, die einsilbigen, männlichen; klingende Reime, die zweisilbigen, weiblichen. Waisen, oder bloße Verse, der Gegensatz der Reime, sind einzelne reimlose Zeilen, welche weder im Gesätze selbst, noch in den folgenden gebunden werden. Körner dagegen sind diejenigen Reime, welche nicht je im Gesätze selbst, aber in allen nachfolgenden ihren Anklang finden.

Die Zahl der Silben für eine Verszeile ist bei Wagenseil 525 auf höchstens 13 angegeben. Puschmann läßt nur 11 bis 12 zu. Er sagt:

„In den längsten Reimen halte ich dafür, daß man darin nicht über zwölf und elf Silben machen soll; denn ein zwölfsilbiger Reim, der hinten und vorne oder auch in der Mitte zierliche Blumen und Coloraturen hat, giebt einem zu schaffen, wenn man ihn ohne Absatz in einem Athem aussingen will.“ (Büsching, Sammlung S. 180.)

[1] Vergl. Aretin, Beiträge IX, 1161, 51: Ein par u. s. w.

Aus dem Verzeichnis der Fehler mag Folgendes ausgehoben werden.

Ein Fehler ist, wenn nicht nach der hochdeutschen Sprache gesungen wird,

„wie denn dieselbe Sprache in der Wittenbergischen, Frankfurtischen und Nürnbergischen Bibeln, auch in aller Fürsten und Herren Kanzleien üblich und gebräuchlich ist.“ (Büsching 182 f. Wagenseil 525.) „Was aber das Aussprechen der Wörter betrifft, kan ein frembder Singer, wann er durch und durch seines Landes übliche Sprach gebraucht (ihr nicht wieder im Einzelnen des Reimes wegen ungetreu wird, Bragur III, 69), auch in den Bundwörtern, aus Freundlichkeit, damit wol gedultet werden, auf daß man nit beschuldiget werde, daß man jemandes Sprach strafe, oder verwerfe. Doch müssen die Bundwörter von einerlei Vocalibus regirt werden.“ (Wagenseil 525. Büsching 185 f.)

Es zeigt sich hierin ein lobenswerthes Bestreben, eine gemeinsame Schriftsprache zu begründen, dabei aber doch besonders für die lebendige Mittheilung die mundartige Färbung nicht völlig auszuschließen.

Falsche Meinungen sind alle der reinen christlichen Lehre zuwiderlaufende Menschenlehren. Auch rechnete man dahin, was sonst den guten Sitten und der Ehrbarkeit entgegen war. Sie sind ein grober Fehler.

„Welcher derowegen dergleichen bringet oder singet, der wird nicht begabt, sondern hat gänzlich versungen. Ja es kan ihm, nachdem die Materie wichtig, scharf untersagt und hart verwiesen, er auch von der Schul weggeschafft werden.“ (Wagenseil 525.)

Eine blinde Meinung ist, wenn man durch Auslassungen unverständlich wird, „als: ich, du soll kommen, für: ich und du sollen kommen.“ So viel nun Worte blind sind, d. h. ausgelassen werden, für so viele Silben wird man abgestraft.

Laster hießen vorzüglich unreine Vocalreime.

Eine Klebsilbe ist, wenn man Silben ungehörig zusammenzieht, z. B. keim für keinem, gsprochen für gesprochen, und selbst im für in dem, vom, zum, zur (Wagenseil 527. Vgl. Büsching 195).

Milben sind, wenn des Reimes wegen ein nicht entbehrlicher Buchstabe abgebrochen wird, als: ich kann nicht singe statt singen, um auf Dinge zu reimen, Gesetz und letzt (Wagenseil 529. Büsching 190).

Fehler des Vortrags sind unter anderem nachstehende:

Ein Stutz, auch Pause, Zucken, ist, wenn man stutzt oder stille hält, wo man nicht anhalten sollte. Dieß wird für eine, zwei oder mehr Silben gestraft, so viele nemlich, als man während der Pause bedächtig aussprechen kann (Büsching 189. Wagenseil 529).

Falsche Melodei ist, wenn man einen Ton durch und durch anders singt, als ihn sein Meister gedichtet hat. Ein solcher Sänger hat sich gänzlich versungen (Wagenseil 531. Vgl. Büsching 192).

Falsche Blumen oder Coloraturen werden angebracht,

„wenn man im Stollen oder Abgesange die Verse anders blümet oder colorirt (mit andern Läufen u. dergl. singt), als sie ihr Meister geblümet hat, so daß durch solches übrige oder falsche Blümlein der Ton unkenntlich wird; oder wenn man einen Vers das eine mal mehr oder weniger beblümet, als das andere mal." (Büsching 192. Wagenseil 531.)

Sowie man, nach diesen letztern Bestimmungen, darauf achtete, daß die Töne der Meister weder in ihrem Grundbestande, noch in den Verzierungen gefälscht würden, worüber der vierte Merker eigens zu wachen hatte, so suchte man auch zu verhüten, daß nicht die neuen Tondichter sich zu viel von den Tönen Andrer aneigneten:

„Wer einen Meisterton machen, oder melodiren will, der muß mit Fleiß Achtung haben, daß keine Melodei, so er tichtet, in einen andern Meisterton eingreife und denselben berühre, so weit als 4 Silben sich erstrecken, sondern daß er eine ganz neue Melodei und Blumen, so andere Töne der Meister-Singer nit haben, ersinne." (Wagenseil 532.)

Die Wichtigkeit, welche man auf die Erfindung eines meistermäßigen Tones, einer neuen Melodie mit entsprechendem Strophenbau, legte, erweist sich auch in dem feierlichen Verfahren, mittelst dessen der neue Ton geprüft, gewürdigt und dem Namen seines Erfinders gesichert wurde.

„Billich ist es und recht, daß man einen Ton von seinem Meister selbst höre, also, daß er den Ton zum ersten mal auf das nidrigste, als er vermag, für der ganzen Gesellschaff singe, zum andern mal mit vollkommener Stimm, wie man auf der Schul pflegt zu singen, zum dritten mal auf das höchste, als er ihn mit der Stimm erheben kan, es würde dann von wegen Alters, der unvermöglichen Stimm halben, zugelassen, daß ein anderer in seinem (des Tichters) Namen den Ton fürsänge, und da soll er, so es

sein kan, den Ton hören fürsingen, als seinen Ton beſtättigen und um das Bedenken darüber gebührend anhalten. Wann dann nun derselbe Ton bewährt und gut gesprochen wird, alldieweilen sonderlich dadurch in keines andern Tons Melodei mit 4 Silben eingegriffen wird, alsdann soll der Dichter seinem Ton, zum Unterschied anderer, einen ehrlichen und nicht verächtlichen Namen geben und zween Gevattern dazu bitten; hernach drei Gesätz, aus der ihm von den Merkern fürgegebenen Materie, in bemeldtem Ton machen und in das hierzu verordnete Meister-Singer-Buch, so ins Polpet [pulpitum] gehörig, zum Gedächtnüs einschreiben, dabei auch Jahr und Monats-Tag sampt seinem des Dichters Namen sollen gesetzt werden." (Wagenseil 532 f.)

Wir besitzen lange Listen solcher getaufter Töne. Darunter vier gekrönte Töne [1] von solchen Meistern, die als Stifter des Meistergesanges genannt werden, Frauenlob nemlich, Regenbogen, Marner und Müglin, aber auch mehrere unter den Namen noch älterer Sänger, Walthers von der Vogelweide, Wolframs u. s. w. Manche Tönenamen klingen ziemlich poetisch: der blühende Ton Heinrich Frauenlobs, der frische Ton Hans Vogels, die Liljenweis ebendesselben, die Engelweis ebendesselben, die Lerchenweis Heinrich Enders u. s. w. Andere lauten überaus seltsam, besonders von spätern Meistern, die sich im Abenteurlichen immer mehr überboten, z. B.: die kurze Affenweis Georg Hagens, die gestreift Safranblümleinweis Hans Friedeisens, die warme Winterweis Georg Winters, die traurige Semmelweis Semmelhofers u. s. w. Namentlich hat M. Ambrosius Metzger sich in den sonderbarsten Namen seiner Töne gefallen: die Weberkrätzenweis, die Schwarzdintenweis, die Schreibpapierweis, die verschlossene Helmweis, die Cupidinishandbogenweis, die fröhliche Studentenweis, die hochsteigend Adlerweis, die abgeschiedene Vielfraßweis, die Fettdachsweis u. s. w. Dieses aus dem Verzeichnis bei Wagenseil 534 ff. Proben einer kritischen Tafel der Meistersängertöne von Büsching im Neuen Litterarischen Anzeiger 1808. 22 Merz, 28 Juni. Ein kleineres Verzeichnis von Docen in Aretins Litterarischen Beiträgen IX, 1177 f.

Wenn wir unter der Menge der einzelnen Bestimmungen allgemeinere Gesichtspuncte für die poetische Technik des Meistergesanges festzuhalten suchen, so zeigt sich uns, daß die eigentlichen Grundregeln

[1] Vergl. Grimm 114.

des Strophenbaus, des Silbenmaßes und des Reimes, wodurch der Meistersang mit der Liederkunst der ältern Sänger zusammenhängt oder sich von dieser unterscheidet, mehr vorausgesetzt, als bestimmt ausgesprochen sind.

Für den Strophenbau ergiebt schon der gesammte Minnesang den Grundsatz der Dreitheiligkeit oder, noch allgemeiner gefaßt, der Zusammensetzung der Strophe aus gleichartigen und ungleichartigen Gliedern, wodurch dieselbe einerseits Festigkeit, anderseits freie Bewegung erlangt. Was die Meistersänger Stollen und Abgesang nennen, läßt sich in der Form des einfachsten Minneliedes erkennen, z. B. [die Tanzweise Ulrichs von Lichtenstein, in der Ausgabe von Lachmann S. 97]:

In dem walde süeze doene
 singent cleiniu vogellîn.
An der heide bluomen schoene
 blüejent gegen des meien schîn.
Alsô blüet mîn hôher muot
 mit gedanken gegen ir güete,
 diu mir richet mîn gemüete,
 sam der troum den armen tuot.

Aber die Strophentheile, welche hier kurz zusammengestellt und leicht verschlungen sind, treten in den Gesätzen des Meistergesanges, deren Ausdehnung stets im Zunehmen begriffen ist, in breiten Massen auseinander, deren gekünstelter Zusammenhang sich oft nur mühsam verfolgen läßt. Wagenseil bemerkt S. 533:

„Mit den überlangen Tönen befindet es sich nicht bei den Alten, daß einer den andern so hoch überstiegen hätte, wie jetzo geschiehet. Doch ist übrig lang und hoch hinauf gestiegen, wann ein Ton 100 Reimen oder Vers hat, und sollen die Tön, so über 100 Reimen enthalten, keinen Vortheil haben für denen, so hundert begreifen."

Über das Silbenmaß besagen die Tabulaturen:

„Ein jedes Meister-Gesangs Bar hat sein ordentlich Gemäß in Reimen und Silben, durch des Meisters Mund ordinirt und bewährt; diß sollen alle Singer, Tichter und Merker auf den Fingern auszumessen und zu zählen wissen." (Wagenseil 521.)

Vergleichen wir diese Regel mit ihrer Anwendung in den vorliegenden Meisterliedern, so können wir sie bestimmter so fassen: nur für

die Länge der Verse[1] besteht ein Maß in der Anzahl der Silben, die Silben selbst aber werden nicht gemessen, sondern gezählt.

Die ältere deutsche Metrik rechnete nicht nach Silben, sondern nach Hebungen, Tonhebungen, Accenten (bei den Alten arsis, ictus). Die bestimmte Zahl von Hebungen in jeder Verszeile konnte mehr oder minder von schwächer betonten Silben im Vorschlag (anacrusis) oder in der Senkung (thesis) begleitet sein. Diese scheinbare Ungleichheit findet ihre Ausgleichung in der ursprünglichen Bestimmung aller Poesie zum musikalischen Vortrag. Dem Worte lag nur die unentbehrlichste Bezeichnung der Grundform durch Angabe der nothwendigen Anzahl von Tactschlägen ob, die Zwischenräume konnten durch Wort oder durch bloßen Klang ausgefüllt werden. Schon im Laufe des 13ten Jahrhunderts treten aber die Zwischensilben immer vollständiger und regelmäßiger ein, so jedoch, daß der Gehalt der Haupttonsilben noch immer den Grundbau des Verses bildet. Der Periode des Meistersanges war es vorbehalten, die geregelte Manigfaltigkeit der ältern Tonmessung durch eine starre Silbenzählung, ohne Rücksicht auf Gehalt und Ton der einzelnen Silben, zu ersetzen, z. B.:

Als man zelt vierzenhundert jar
Und vier und neunzig jar fürwar
Nach des herren Christi geburt,
Ich Hans Sachs gleich geboren wurd u. s. w.

Diese leblose, unorganische Technik fand allerdings nicht bloß in den eigentlichen Meisterliedern statt, sie tritt uns auch in andern, weniger in enge Formen eingezwängten Gedichten entgegen, wie namentlich an den vielen, im ersten Abschnitt aus erzählenden Dichtungen vorgetragenen Proben zu bemerken wär, mag dieses nun in dem Einflusse des Meistergesangs oder in dem allgemein verlorenen Sinne für einen lebendigern Rhythmus seinen Grund haben. Während sich bei Hermann von Sachsenheim noch einiger Sinn für die frühere Beweglichkeit äußert, geht im Teurdank die mechanische Silbenzählung noch weiter, als selbst im Meistergesange, indem sogar der Wechsel von ein- und zweisilbigen Reimen durch die Reduction der letztern auf eine unveränderliche Silbenzahl großentheils aufgehoben wird, z. B.:

[1] Vergl. Göz II, 10: scandiert.

Man(i)chér übér got dén herrn klagt,
Wie er hab dié menscheít geplagt,
Das er si habe béschaffén,
Nackét, ploß, ón allé waffén u. s. w.

Der Reim im Meistergesange theilt sich in den stumpfen und den klingenden, was die Tabulatur als gleichbedeutend mit ein- und zweisilbigem nimmt. Dieses bedarf keiner besonderen Erläuterung, da es mit unsrer jetzigen Unterscheidung von männlichen und weiblichen Reimen zusammentrifft. Aber auch hierin verschloß sich das Ohr allmählich dem prosodischen Gefühle der mittelhochdeutschen Reimkunst, nach welchem Wörter, die nach Bildung und Schreibung zweisilbig sind, doch vermöge des kurzen Selbstlauters ihrer Tonsilbe im Reime den einsilbigen gleichgezählt werden, z. B. sägen, trägen, welche einsilbig gelten, während vrägen, wägen (audere) wirklich zweisilbige Reime sind. Eine andre hauptsächlich für die fortlaufenden Reimpaare, die gewöhnliche Form der erzählenden Gedichte, in der mittelhochdeutschen Poesie herkömmliche Regel, wonach drei Hebungen mit klingendem Reime vier Hebungen mit stumpfem gleich liefen, was eine angenehme Abwechslung herbeiführte, war gleichfalls in Abgang gekommen. Wenn z. B. eine Erzählung von Hans Sachs anfängt:

Zu Poppenreut ein pfarrherr saß,
Der voll der guten schwenke was,
Er war mit worten unverdrossen,
Riß an der predig seltzam bossen u. s. w.,

so hätte das zweite Reimpaar nach der ältern Weise lauten müssen:

Mit worten unverdrossen,
Riß an der predig bossen u. s. w.

Die vorerwähnte silbenzählende Behandlung der klingenden Reime im Teurdank hat damit nichts mehr gemein, so wenig als mit dem noch ältern Reimgebrauche, vermöge dessen auch die noch kräftigern Flexionsendungen die für den stumpfen Reim erforderliche Betonung hatten und darum eigentlich noch gar keine klingende Reime vorhanden waren.

3. Leistungen der Singschulen.

Den umständlichen äußern Zurüstungen für die Übung des Meistergesangs entsprechen die Leistungen desselben allerdings der Masse nach, mit welcher jedoch der poetische Werth derselben in keinem Verhältnis steht. Von den zahllosen Liedern, die zum Theil mit den Singnoten in den handschriftlichen Meistergesangbüchern auf den Bibliotheken zu Augsburg, Heidelberg, Nürnberg, Dresden u. s. w. begraben liegen, ist im Ganzen nur Weniges zum Drucke gegeben. Die Lieder der ältern Meister, vom Schlusse des 13ten Jahrhunderts, vor dem erweislichen Bestande der zunftmäßigen Genossenschaften, sind zwar aus der Manessischen und der Jenaer Handschrift in den früher angeführten Sammlungen abgedruckt. Auch sonst ist manches Einzelne in den Schriften über den Meistergesang, in den Zeitschriften und Collectaneen für ältere deutsche Litteratur, in Görres Volks- und Meisterliedern u. s. w. bekannt gemacht. Aber der eigentliche Hort des Meistersanges liegt doch noch unerhoben in den Handschriften und es wird auch Niemand das Gelüste haben, ihn vollständig zu erheben. Dennoch wird man sich etwas tiefer, als bisher geschehen, in die durch Umfang und Inhalt ziemlich abschreckenden Liederbücher hineinwagen müssen, bevor über das in mancher Beziehung gewiss merkwürdige Institut der Singschulen und das Verdienst ihrer Leistungen eine ganz befriedigende Rechenschaft möglich ist. [1]

Wir finden im Meistergesange kein vorschreitendes Wachsthum der Poesie. Er ist vornherein geistig belebter, dem Inhalte nach manigfaltiger, der Form nach beweglicher, als im Verfolge der Zeit. In poetischer Hinsicht ist er in stetiger Abnahme begriffen; er ist nicht als eine selbständige Entwicklung, sondern nur als das Erstarren und Hinwelken der Liederkunst des Mittelalters zu betrachten.

Die Gegenstände der Meisterlieder sind, nach dem angegebenen Zwecke der Singschulen, vorherrschend religiöse und moralische. So besonders in unsrem Zeitraum. Doch ließ noch im ersten Viertel des

[1] [Dieß ist nun neuerdings durch die von Bartsch veranstaltete Auswahl aus der Colmarer Liederhandschrift wesentlich erleichtert worden. H.]

15ten Jahrhunderts Muscatblut, dessen Weisen in der Singschule langehin im Ansehen blieben, in meistersängerischer Form Anklänge des älteren Minnesanges vernehmen. Ganz waren auch im weitern Verlaufe des 15ten und 16ten Jahrhunderts weltliche und nicht unmittelbar lehrhafte Gegenstände vom Meistergesange nicht ausgeschlossen. Wurden sie auch in den Hauptsingen nicht zugelassen, so waren doch in den vorangehenden Freisingen auch „wahre und ehrbare weltliche Begebnisse" (Wagenseil 543) gestattet. Noch weniger Strenge dürfen wir hinsichtlich der Lieder voraussetzen, welche bei den Mahlen abgesungen wurden, und der Zechkranz (Wagenseil 555) mochte wohl auch mitunter durch einen muthwilligen Gesang gewonnen werden. Es sind auch wirklich manche Meistergesänge scherzhaften, verliebten, romantischen Inhalts vorhanden. (Vgl. Grimm 125 f.) Unter denen der letzten Art verstehe ich solche, worin Gegenstände behandelt sind, die sonst mehr der Erzählung im Geschmacke der Ritterzeit, der Legende, Novelle, Romanze angehören. Stücke dieser Classe stehen in der Sammlung von Görres, in Eschenburgs Denkmälern altdeutscher Dichtkunst S. 347 ff. u. s. w. Sie waren auch schon am Schlusse des 15ten und Anfang des 16ten Jahrhunderts auf einzelnen Druckbogen als fliegende Blätter verbreitet. Seltene Exemplare aus gedachter Zeit sind in einem alten Octavbande der Augsburger Bibliothek[1] (klein Octav N. 1. D. a. D. 22) mit Flugschriften andern Inhalts zusammengebunden, darunter ein Meistergesang, der „in des Regenbogen Zugeton" eine Geschichte erzählt, welche mit der in Shakspeares Kaufmann von Venedig behandelten gleiche Grundlage hat; ein Auszug davon im Museum für altdeutsche Litteratur II, 280 ff. Ein andres Lied, das auch nach einem fliegenden Blatt im Wunderhorn II, 229 ff. (auch im Neuen Litterarischen Anzeiger, Museum I, 141) gegeben ist, singt vom Ritter Bremberger „in seinem Ton," wie ihn der eifersüchtige Gemahl der von ihm besungenen Frau ermorden ließ und ihr das Herz des Sängers zu speisen gab. Der Ton dieses Liedes ist in der Hauptsache derselbe, in welchem mehrere Gedichte Reinmans von Brennenberg, in der Minnesängersammlung I, 184 b ff., verfaßt sind und der auch

[1] Scheint von Docen benützt worden zu sein unter der Bezeichnung „Schleich, im Liederbüchlein 1584," woraus die Numern 226. 139. 138 angeführt werden. Aretin, Beiträge IX, 1181 f. 1185, 5.

sonst unter dem Namen „des Prenbergers Ton" bei den Meistersängern gangbar war (Grimm 135. Vgl. auch 109 und Wunderhorn III, 113). Auch unter den Dichtern des Colmarer Liederbuches erscheint der Brannenberger (Museum II, 184). In bairischen Chroniken unter dem Jahr 1324 kommt Reimann von Brennenberg (Prenberg in der Nähe von Regensburg) vor (Museum I, 140. Vgl. Duel. Excerpt. S. 258. 269 und ebend. unter den Wappen S. 286 das von Prennberg, Pranberg, ein Berg mit Flammen; das Wappen in der Manessischen Handschrift ist ein ganz andres, mit einem zackigen Querstrich). Die nemliche Geschichte wird aber von dem provenzalischen Sänger Guillem de Cabestaing (Raynouard B. V, S. 187 ff. Diez, Leben und Werke der Troubadours S. 77 ff., hiernach Boccaz, Hans Sachs, in Laßbergs handschriftlichem Liederbuche der Fenchlerin Bl. 11 b ff. fragm.) und dem nordfranzösischen, dem Castellan von Coucy, berichtet. Eine Erzählung Konrads von Würzburg enthält gleichfalls diese Sage, wiewohl ohne Beziehung auf einen Sänger (Müllers Sammlung I, hinter dem armen Heinrich S. 208: Von der Minnen [1]). Auch als Volksballade wurde sie gesungen (Plattdeutsches Liederbuch Nr. 44: Brunenberch. Vgl. Koch, Compendium II, S. 87); Anfang:

Idt is nicht lange, dat idt geschach, Dat Brunenberch u. s. w.[2]

Von diesem besondern Gegenstande haben wahrscheinlich solche romanzenartige Lieder überhaupt, im Volkston oder in den Weisen des Meistergesangs, den Namen Bremberger erhalten. Die Freiburger Einladung 1630 nennt unter den auf einer geistlichen Singschule verbotenen Gesängen: „Bossenlieder, Bremberger, Bergrisch (?)" u. s. w. (S. 206). Auch Fischart, nach der Mitte des 16ten Jahrhunderts, kennt diese Liederart (Gargantua Cap. 26, S. 308: „ein gut Gesetzlein Bergrein, Bremberger" u. s. w.; Podagrammisch Trostbüchlein B. V). Die künstliche und gedehnte Weise des Meistersanges war übrigens solchen romantischen Stoffen durchaus ungünstig, alle freiere Bewegung in Handlung und Rede gieng zu Grunde, und die in ein Meisterlied umgesetzte Ballade verlor eben damit ihren besten Klang. Auch die

[1] [Vergl.: Die Mähre von der Minne oder die Herzmähre von Konrad von Würzburg, nach acht Handschriften herausgegeben von Franz Roth. Frankfurt am Main 1846. 8. H.]

[2] [Vergl. Uhlands Volkslieder Nr. 75. H.]

einheimische Heldensage war vom Meistergesange nicht ausgeschlossen; von der Singschule zu Worms, wo dieselbe örtlich haftete, berichtet Johann Staricius, der in der Mitte des 17ten Jahrhunderts lebte, in seinem neuvermehrten Heldenschatz (6te Auflage 1734):

„Wenn auch jemand in der Singschulen der Meistergesänge öffentlich daselbsten die Geschicht vom hörnin Seifriede aus dem Kopf also aussingen kann, daß von den dazu bestellten Merkern oder Judicirern, wie man sie zu nennen pfleget, kein Verslein ausgelöscht oder notirt wird, so wird ihm ein gewiß Stück Geld zu schuldiger Verehrung vom Rath der Stadt Worms, alter Gewohnheit nach, gereichet."

Aber auch dem Heldenliede wird diese Einkleidung nicht sonderlich gepaßt haben.

Wenn wir nun in poetischer Hinsicht die Leistungen des Meistergesangs, als solches, nicht hoch anschlagen können und wenn auch der musikalische Werth desselben, worüber es jedoch an einer gründlichen Untersuchung fehlt, nicht höher zu stellen sein sollte, so ist ihm doch eine geistige Wirksamkeit überhaupt nicht abzusprechen.

Vereinigungen zum Zweck einer geistigen Beschäftigung und Mittheilung, vom Bürgerstande so vieler ansehnlichen deutschen Städte durch Jahrhunderte fortgesetzt, können an sich schon nicht unwirksam gedacht werden. Für die Poesie selbst dürfen wir das Verdienst des Meistergesanges nicht lediglich nach dem bemessen, was er innerhalb der engern Grenzen der Singschule geleistet hat. Wenn hier die Beschränkung des Inhalts und die Starrheit der Form von hemmendem Einfluß war, so mochte sich doch schon bei dem Singen über und nach dem Mahl oder der Zeche eine lebendigere Regung äußern. War einmal durch die Singschule der Sinn für die Dichtkunst geweckt, so machte sich dieser bei den Fähigern auch in andern, freieren Kunstgattungen Bahn. Die berühmtern Meistersänger haben sich daher großentheils auch außerhalb des Meistergesanges in verschiedenen Formen der Poesie versucht und eben in diesen ihr Bestes geleistet. Von den Singbrüderschaften wurden auch die Fasnachtspiele und andre poetische Festlichkeiten veranstaltet und ausgeführt. Die Meistersängerschulen werden uns darum auch in den folgenden Abschnitten unsrer Darstellung noch häufig begegnen.

Allein auch die unmittelbare Wirkung des geistlich-lehrhaften

Gesanges der Singschulen ist nicht gering zu achten. Ein selbständiges Nachdenken über Gegenstände der Religion und der Kirche war dadurch auch bei den Laien angeregt und die Ergebnisse dieses Nachdenkens wurden in der Landessprache vor öffentlichen Versammlungen vorgetragen. Die heiligen Schriften, die auf dem Pulte der Merker aufgeschlagen waren, eröffneten auch auf diesem Wege ihren Inhalt einem allgemeinern Verständnis und riefen die Vergleichung dieses Inhalts mit den Lehren und Einrichtungen der Kirche, wie solche sich durch Gebrauch und Misbrauch gestaltet hatten, hervor. Schon die ältesten Meister, welche von den Singschulen zu ihren Stiftern gezählt wurden, standen in offenem Kampfe gegen die Anmaßungen der Päbste und die Verderbnis der Geistlichkeit; so Walther von der Vogelweide und Reinmar von Zweter. Das Liederbuch der Colmarer Singschule, welches von Mainz dahin gekommen sein soll, enthält mehrere Gedichte unter dem Namen Klingsors, auch eines der Stifter, und darin folgende Stellen:

Ein brot, das im got selber glich gemachet hat,
Das wollen uns die pfaffen hie verkaufen,
Den krisem,[1] den sie feile tragen,
Das wird noch manger sele leit, fürwar ichs sagen;
Dasselbe haben sie auch mit der taufen u. s. w.
Der bobest nimmet teile,
Man fint es aller schrifte fri;
Merk, ob der babst nit böser vil, dann Judas, si!
Er treit got nu umb einen pfennig feile.
Ich mein der pfaffen gitikeit: u. s. w.

In einem andern Liede:[2]

Du bist geiezzen, geistlich orden, hoch uf glückes rat,
Nu hab dich vast! unt valst herab, ez wirt din michel schat, u. s. w.

Und wieder:[3]

Ez ist niht wunder, daz der wagen vür diu rinder gat,
Sit daz der kristenheite houpt in krumber wise stat; u. s. w.

[1] Das Chrisam, chrisma, geweihtes Salböl. Schmeller II, 395.
[2] [F. H. von der Hagen, Minnesinger III, S. 330. H.]
[3] [F. H. von der Hagen a. a. O. H.]

Endlich:

> Got minnet valsche kutten niht,
> Sie sin wiz oder gra,
> Ein reinez herz an valsche pflibt
> Daz hat got liep, wär ez joch uzen bla (Mus. II, 192 ff.).

Lieder dieser Art, an der Spitze des Meistergesanges, konnten leicht zu der Sage Anlaß geben, daß die zwölf Stifter desselben als Ketzer angeklagt worden seien und sich darüber vor dem Kaiser und dem päbstlichen Legaten haben verantworten müssen. Es erklärt sich uns nun auch die früher angeführte Stelle eines Liedes von 1450, worin von der Stiftung der Augsburger Singschule gesagt wird:

> Augspurg hat ain weisen rat,
> Das prüft man an ir kecken tat
> Mit singen, dichten und klaffen;
> Si hand gemachet ain singschuol
> Und setzen oben auf den stuol
> Wer übel redt von pfaffen.

Wenn hierauf die Reformation Luthers in den Reichsstädten, in welchen der Meistergesang vorzüglich gepflegt worden, zu Nürnberg, Straßburg, Augsburg u. s. w. so bereite Aufnahme fand, wenn der berühmteste Nürnbergische Meistersänger, Hans Sachs, dort einer der ersten Anhänger und eifrigsten Verbreiter dieser Lehre war, so dürfen wir wohl annehmen, daß die Singschulen das ihrige beigetragen, den Boden aufzulockern, in welchem der neue Samen so gutes Gedeihen fand.

An den Leistungen des Meistergesanges, welche wir bisher im Ganzen betrachtet, nun auch den Antheil der einzelnen namhaftern Meister des 15ten und 16ten Jahrhunderts auszumitteln, sind wir darum nicht im Stande, weil uns, wie schon bemerkt worden, mehr nur die anderartigen poetischen Arbeiten derselben, als ihre eigentlichen Meisterlieder zugänglich gemacht sind. Wenn ich dennoch aus jedem der beiden Jahrhunderte [1] Einen aushebe, so geschieht es nicht sowohl, um je dessen eigenthümliche Kunst zu charakterisieren, als vielmehr, um an lebendigen Gestalten anschaulicher zu machen, was von dem Betriebe des Meistergesanges überhaupt gesagt wurde.

[1] Aus dem 15ten Jahrhundert wären Jörg Schilcher, Muscatblut und Suchensin (Grundriß 502. Fichards Frankfurtisches Archiv, Theil III. Berlinisches Liederbuch; vergl. Aufseß, Anzeiger I, 213) näher zu besprechen.

Diese beiden Meister sind: Michel Beham und Hans Sachs. Der Erstere giebt uns noch im 15ten Jahrhundert das Bild eines wandernden Sängers, der, wenn auch ganz in den Formen des Meistergesanges befangen, doch keiner bestimmten Singschule angehört, auf ähnliche Weise, wie wir am Schlusse des 13ten Jahrhunderts den Schmied Regenbogen auf den Gesang umherziehen sahen. Der Letztere, Hans Sachs, zeigt sich, selbst auf seinen Wanderschaften, überall in den Einrichtungen der Genossenschaft begriffen.

Michel Beham.

Seine zahlreichen Gedichte sind vorzüglich in Handschriften der Heidelberger Bibliothek aufbewahrt; auch im Stadtarchive zu Nürnberg liegt: Michel Pehams Gesangbuch. Unter den Heidelberger Handschriften kommt besonders Nr. 312 in Betracht, eine Sammlung der Meistergesänge Behams, geistlich-lehrhaften und erzählenden Inhalts, von ihm selbst geschrieben und nach seinen verschiedenen Tönen geordnet, auch mit den Sangweisen zu dem ersten Gedicht jedes Tones versehen (Wilken 399 ff.). Er hat darin Jahr und Tag seiner Geburt, sowie die Geburtstage seiner drei Söhne und einer Tochter bemerkt, so daß dieses Buch das Handexemplar des Dichters gewesen zu sein scheint. Aus derselben Handschrift sind mehrere Stücke zum Drucke befördert durch Büsching in der Sammlung für altdeutsche Litteratur und Kunst B. I. St. 1. Breslau 1812. S. 37 ff. Auf diese verhältnismäßig dürftigen Mittheilungen,[1] verbunden mit einigen Notizen im Verzeichnis der deutschen Handschriften zu Heidelberg, beschränkt sich dasjenige, was ich hier zu geben vermag. Sonstige litterarische Nachweisungen finden sich in v. d. Hagens Grundriß S. 517 ff. [K. Gödeke, Grundriß S. 91. H.]

Michael Beham[2] ist, nach seiner eigenen Angabe, zu Weinsberg-Sülzbach (Sülzbach bei Weinsberg) im Jahre 1421 geboren (Sammlung I, 45. 74. Wilken 401. 414). Über seinen Namen, sein Her-

[1] Über Michel Behams „Buch von den Wienern" s. Büsching, der Deutschen Leben, Kunst und Wissen im Mittelalter. Breslau 1817. 8. Bd. I, S. 103 f. [Michel Beheims Buch von den Wienern, herausgegeben von T. G. v. Karajan. Wien 1843. H.]

[2] Auch Michel Pehamer nennt er sich im Reime. Sammlung I, 54.

kommen und seine Schicksale giebt er in einem besondern Liede Auskunft. Seines Vaters Ahn, Cunz Bilsner, war ein wohlhabender Mann in Beham (Böheim, Böhmen), wurde aber durch den Krieg vertrieben und verlor Hab und Gut. Er wohnte forthin in Schwaben, „in einem mark, heist Ertmerhause" (Erdmannhausen bei Marbach? Vgl. Sattler, Historische Beschreibung des Herzogthums Würtemberg I, 146), und nährte sich mit der Wirtschaft:

Da hieß man in Cunz Beham nach dem land.

Der Enkel desselben hieß Hans Beham:

Der waz mein vater und ein weber, daz ist war,
Er leret mich auch weben, dis antwerge,
Damit ernert ich mich etwo vil jar,
Unz daz ich hinder dise kunst getihtes kam.
Do het ich einen hern, den von Weinsperge,[1]
Der mich zu er von disem antwerk nam.
Er machet mich rustig und braht mich of;
Der himlisch got geb im daz ewig leben!
Da lernet ich suchen der fursten hof.
Bei dem herren bleib ich, bis er mir starb,
Darnach begund ich aber höher streben,
Eins edlen fürsten dienst ich da erwarb.
Daz waz mein herr von Prannenpurg marggraf Albreht.
Darnach wart ich des fursten lobeleiche
Von Tennemark, kung Christiernus[2] kneht;
Darnach mich herzog Albreht von Baiern aufnam,
Darnach herzog Albreht von Osterreiche,[3]
Zu graf Ulreich von Cel ich darnach kam.
Darnach kam ich zu meim herrn kung Laßlaw,[4]
Der köng zu Ungern und zu Behem wasse,

[1] Das Geschlecht der Herren von Weinsberg starb um 1508 aus. (Beschreibung des Oberamts Weinsberg 116.)

[2] Christian III, 1448—83.

[3] Seit 1452 (Crusius II, 395) zweiter Gemahl der uns als Gönnerin der Dichtkunst bekannten Mechthild, Witwe des Grafen Ludwig von Wirtemberg. Er starb 1463. (Aus der Zeit des Aufenthalts bei ihm mag das Lied stammen: Ein exempel von den hern von Österreich, Sammlung I, 42.)

[4] König Ladislav starb 1458, 23 November, in seinem 18ten Jahr, nicht ohne Verdacht der Vergiftung. (Gerardus de Roo, Annales S. 232.)

Der leider ist zu Prag verdorben daw,[1]
Alz man dann saget, got der weiß wol, wie;
Der äwig got pfleg seiner sel furbasse!
Umb keinen herrn peschach mir leider nie.
Darnach kam ich zu meim hern keiser Fridereich,[2]
Da hon ich auch gewissen speis und solde,
Darumb wil ich im (danken ewicleich?) u. s. w.

Späterhin finden wir ihn im Dienste des Pfalzgrafen Friedrich I (desselben, dem, zugleich mit seiner Schwester Mechthild, Hermann von Sachsenheim 1453 die Mörin gewidmet hatte). Auf dem Titel einer Anzahl geistlicher Lieder (Wilken 433 f.) nennt er sich noch „des römischen kaiser teutscher poet und tichter," vor einem andern Gedicht aber, von der Liebhabung Gottes, betitelt er sich „unsers allergenedigesten hern, des römischen kaiser Fridrichs, und meines genedigen hern, her Fridrichs, pfalzgraven pei Rein, teutscher poet und tichter" ꝛc. (ebd. 455). Die Thaten dieses streitbaren Fürsten beschrieb Beham in Form einer Reimchronik, welche gleichfalls zu Heidelberg (Nr. 335) handschriftlich sich befindet und laut des Titels im Jahr 1469 gemacht ist. Er folgte dabei der Unterweisung von Augenzeugen, des Caplans und Andrer von der Kanzlei des Pfalzgrafen. Um es jedoch mit keinem der Herren zu verderben, die sich durch die Erzählung der Siege des Pfalzgrafen Friedrich gekränkt finden mochten, schließt er seine Arbeit vorbeugend so:

Nun bitt ich fursten, graven, hern,
Daz sie mir kein ungnad zukern
Noch unwillen durch diß getiht;
Wan die schuld werlich min ist nicht:
Wer bi den wolfen wonet,
Darf, daz er mit in honet.[3]
Der furst mich hett in knechtes miet,
Ich aß sin brot und sang sin liet;[4]

[1] töuwen, töun, mittelhochdeutsch, im Sterben sein, mit dem Tode ringen. (Lachmann, Auswahl 296. Grammatik I, 405. Wig. S. 723.)

[2] Kaiser Friedrich III, 1440—1493.

[3] hûenen, heulen (vom Hunde), althochdeutsche Glosse: honenter, ululans. Schmeller II, 202.

[4] Der Urenheimer (Müller II) CCVI [bei F. H. von der Hagen, Minnesinger III, S. 39 a. H.]:
also man dem meister lonet, also wischet er daz swert.

Ob ich zu einem andern kom,
Ich ticht im auch, tut er mir drum,
Ich sag lob sinem namen.
Diß buch ein end hat amen. (Wilken 415.)

Wie er zum König von Dänemark gekommen und wie es ihm bei diesem ergangen, erzählt er ausführlich in einem Liede von 35 Strophen: „Dis ist von meiner mervart, die ich uber das westermer tet“ (Sammlung I, 54 ff.).

Die von Rotenburg an der Tauber hatten ihn gefangen genommen und übel behandelt, vermuthlich aus Anlaß der Fehde seines damaligen Herrn, des Markgrafen Albrecht von Brandenburg, mit der Stadt Nürnberg, 1450. Nachdem er durch diesen erledigt worden, nahm er Urlaub aus Franken und schwur, nicht mehr vor seinen Herrn zu kommen, bis dessen Kriege geschlichtet wären. Er ritt hinab gen Köln, von da nach Westphalen und Sachsen (Niedersachsen). Sein Sinn rieth ihm nach Dänemark; ihm war viel gesagt worden von der Mildigkeit und Tugend des jungen Königs Christiern. Zu Lübeck trat er zu Schiffe und fuhr die Trave hinab in die Ostsee. In der Hauptstadt Kopenhagen fand er den König nicht, derselbe war gen Norwegen gezogen, um sich von diesem Reiche krönen zu lassen, welches ihm sammt dem zu Schweden zustand. Die Königin aber nahm den Fremdling wohl auf, fragte ihn nach ihren Eltern und dem Bruder ihres Vaters, dem Markgrafen Albrecht, Behams Herrn. Sie wies ihm ein Segelschiff (ein hölch) an, das ihn zum König bringen sollte, damit er das Reich beschauen und davon zu Franken Kunde geben möge. Er wurde dem Hauptmann empfohlen und nach drei Tagen schieden sie von Kopenhagen, hin auf das Westermeer.

Sie haben einen Sturm zu bestehen und auch mit Seeräubern treffen sie zusammen, aber ihr Schiff war, wie eine Veste, mit Armbrust und Büchsen wohl versehen, auch mit sechshundert oder mehr Schützen und Wappnern bemannt. Darum ließ man sie fahren und so kamen sie in das Reich Norwegen:

Ich sah nie wünderlich
Scheußlicher, wilder land;
Es ist ganz alles sant [1]

[1] allzusammen.

Sust niht wann steingemorre,[1]
Von felsen schroffe schorre,
Hoch berg und tiefe tal. u. s. w.

Es wird von dem Reichthum des Landes an Silber und Gold erzählt, von seiner Armuth an Brot und Wein, von der Nahrung seiner Bewohner; von dem verschiedenen Glauben derselben, Christen und Heiden; von den wilden Lappen, welche die Häute der von ihnen erjagten Thiere vorsichtig am Meeresstrande niederlegen und dafür hinnehmen, was die zur See hergefahrenen Kaufleute dagegen hingelegt haben. Auch ins Fabelhafte spielt er hinüber:

In einer andern wust
Da wont in einem ringe
Ein volk, heißet Schrelinge,[2]
Die sein nit lenger, wann
Gewahsen dreier spann,
Und wunen in den hülen,
Die sie graben und wülen
In dem gepirg dapi. u. s. w.

Der Sänger kam bis Drontheim, wo er den König, dem er mehr denn sechshundert Meilen nachgereist, in großer Herrlichkeit fand. Was ihm von demselben Lobenswerthes gesagt war, fand er alles wahr:

Wann seiner zuht und ere
Und tugend ist vil mere,
Wan ich gesingen kan.

Der König empfieng ihn schön, nahm ihn bei der Hand und fragte ihn angelegentlich, wie es zu Franken stände und seinem Herrn gienge. Über die guten Nachrichten, die er erhielt, war er äußerst erfreut, erwies dem Fremdling alle Ehre und hatte ihn stets bei sich in seinem eigenen Schiffe. Nachdem Christiern hier Reich und Krone an sich genommen, fuhren sie mit allen Schiffen nach Bergen, dessen lebhafter Seehandel beschrieben wird. Als auch hier die Geschäfte beendigt waren, trat der König die Heimreise zu Land an, den Sänger aber, der damals nicht gut reiten konnte, ließ er zu Schiffe bringen. Mitten auf dem Meere werden sie wieder von einem furchtbaren Sturm überfallen:

[1] Gebröckel, vergl. Schmeller II, 612: Mur.
[2] [Wohl = Schretelinge, Schretel? P.]

Gros wind worn außer moß,
Uns under augen furn,
Die prahten einen sturn
Von süden und von osten,
Des starken und des grosten,
Der nie kein mensch gedaht; u. s. w.

(Eine ähnliche Scene auf der Wallfahrt des Grafen von Montfort.) Sie waren vom Sturme so weit zurückgetrieben, daß sie nicht mehr wusten, wo sie fuhren. Wie fern sie vom Lande seien, erkannten sie an einem Zeichen:

Pei den waltvogelein,
Die flugen uf dem wasser
Und mohten nit furbasser,
Wann sie so müde warn;
Wu sie uns sahen varn,
So vieln sie zu den schiffen,
Daz wir sie da begriffen
Und namen in die hant.

Drei Tage nach dem Sturme hatten sie von einer „stillung," Windstille, zu leiden; doch

Maria und ir kint
Pescherten uns ein wint
Von norden unde westen.

So kamen sie ihrem Ziele näher:

Da wir so lang gefurn,
Daz wir dem land worn nahen
Und es fun verren sahen,
Da worn wir alle fro.
Die gsellen ruften do:
„Nu stand uf, Michel Pehen!
Wir Tennemarken sehen." u. s. w.

Als er hernach vernommen, daß sein Herr, der Markgraf Albrecht und die Städte verrichtet seien, bat er den König Christiern um die Erlaubnis, wieder heim zu kehren, und wurde mit königlicher Gabe begabt:

Daz ich sein er fur baz
Wil ummer preisen schon,
Weil ich daz leben hon,

Und seinn genoden danken.
Ich wider hein in Franken
Zu meinem herren zoch.

Eine wunderbare Geschichte erzählt Beham von einem Grafen Eberhart von Wirtenberg. Dieser war allein auf die Jagd geritten und hörte plötzlich durch den grünen Wald ein Sausen und Brausen, wie von einem Jagen. Er beschwor die unheimliche Gestalt des Jägers, die sich ihm zeigte, ihm zu sagen, ob sie ihm schaden wolle. Der Jäger antwortete, er sei einst hier ein Herr gewesen und habe nie des Jagens satt werden können; zuletzt hab' er Gott gebeten, ihn bis zum jüngsten Tage jagen zu lassen; dessen sei er gewährt worden und habe nun an einem Hirsche wohl fünfthalb hundert Jahre gejagt. Zum Beweise zeigt er dem Grafen sein Angesicht:

Er zeiget im sein antlüt ploß,
Es was kum ainer fauste groß
Und als ein rub verdorret
Und waz gerunzelt als ain swam;
In wundert, alz er da vernam,
Daz angesiht versmorret.
Er rait fur sich und jaget
Seim hirssen nach pis er verswand:
Der graf rait wider haim zu land,
Alz uns diz abentür saget.

Wir haben unsern Sänger bisher vorzüglich von Seiten seines Wanderlebens und Herrendienstes geschildert; betrachten wir nun auch, soweit die vorliegenden Materialien reichen, seine Kunst!

Eines seiner Lieder hat die Überschrift: „Wie Michel Beham zuerst sein kunst hat funden.“ Es ist eine sinnreiche Allegorie und lautet so:

Ich kam uf ein gevilde u. s. w. (Sammlung I, 45 ff.)

Die Silbergrube des Gesanges hat Beham, nach allen Anzeigen, zunächst nicht in einer Singschule gefunden. Er saß am Webstuhl, auf einem Dorfe, als er hinter die Kunst Gedichtes kam. Ein Herr von Weinsberg nahm ihn vom Handwerk und bracht' ihn auf. Schon Meister Kelin, in der zweiten Hälfte des 13ten Jahrhunderts, sagt uns, er habe zu Weinsberg (in Schwaben) ein Lied

gesungen.[1] Weinsberg war hiernach eine der Burgen, worauf von Alters her der Gesang gepflegt wurde. Man findet auch bei Beham Anklänge an den ältern Minnesang und sein Herumziehen an den Höfen zeigt noch ganz die Sitte der Meister des 13ten Jahrhunderts. In den wenigen gedruckten Liedern ist auch nirgends einer Singschule erwähnt, dennoch findet sich sowohl in den Formen des Strophenbaus, dem Ursprung des Sängers aus dem Handwerksstande, als in andern Hinweisungen eine merkliche Annäherung an die Satzungen und Gebräuche der Schulen. So haben wir von ihm die poetischen Formulare zur Einleitung eines Wettkampfs zwischen zwei Singern:

1. Wie ein singer den andern fordert.
2. Dies ist ein antwurt, so ein singer den andern mit singen fordert (Sammlung I, 39 ff.).

Schon den Meister Regenbogen hörten wir auf solche Weise die Sänger am Rheine herausfordern[2] und es kann mit Behams Ausforderung ein andrer wandernder Meister gemeint sein, aber das Ansinnen, aus der Schrift und nichts von Geckerei (keine „torliche Lieder", wie der Freiburger Stiftungsbrief Artikel 15 sagt) zu singen, Gott und seine Mutter zu loben, erinnert an das strengere Gebot der meistersängerischen Hauptsingen.

Behams Lieder sind auch, in seiner eigenen Handschrift, durchaus mit den Namen ihrer Töne versehen: „Zugweis, kurze Weis, verkerte Weis, Osterweis, Trommetenweis, gecrönte Weis, slecht güldin Weis, Hofweis (worin das Lied von der Meerfahrt), Slegweis (Wilken 399 f.), Angstweis" u. s. w. Von dieser wird bei dem Gedichte, das darin verfaßt ist, bemerkt:

und Michel Peham hot es gemacht und es haißet in seiner angstweis, wann er vieng es an zu Wien in der purg, do er in großen angsten was u. s. w. (Wilken 460.)

Daß seine Töne wirklich auch in den Singschulen gangbar waren, zeigt noch Puschmanns Gesangbuch, gegen Ende des 16ten Jahrhunderts,

[1] Müller II, hinter Fribergs Tristan CVII: Wil ieman hin gegen Swaben u. s. w. sit sang ich ime [Volcmare von Kemenaten] in zwein landen driu lobeliet: zu Wensberk einez, diu zwei dort uf dem sande. Vergl. F. H. von der Hagen, Minnesinger III, S. 24 a und 69 a 3.

[2] Vergl. Aretin, Beiträge IX, 1147 f. 1178—1180.

worin zwei derselben vorkommen (Sammlung I, 75). Eine der aufgezählten Weisen heißt die gekrönte, und da sie schon in dem von seiner eigenen Hand geschriebenen Liederbuche so genannt ist, so deutet dieß allerdings darauf, daß er selbst in den Singschulen auftrat; denn gekrönte Töne sind sonst eine in diesen herkömmliche Auszeichnung.

Auf die Strophenzahl der Meisterlieder, deren es, wenigstens aus der Zeit der noch vorhandenen Tabulaturen, nur gedritte, gefünfte und gesiebente gab, beschränkt sich Beham nicht; seine Erzählung von der Fahrt nach Norwegen hat 35 Gesätze (Sammlung I, 71).

Die künstlichste seiner Weisen ist wohl diejenige, die er prunkhaft genug „hohe güldin Weis" nennt, zum Unterschied von der ihr an Künstlichkeit nahe kommenden, einfachen „gülden Weis" (S. 50). In jener ist ein Lied von den sieben Gaben des heiligen Geistes gedichtet, welches so anhebt (S. 53):

Küng her der hersten mersten reiche u. s. w.

Man sollte glauben, der Sänger spreche hier noch böhmisch, wie seine Väter. Allein solche Reimstrophen, in denen jedes Wort, jede Silbe ein Reim ist, finden sich schon bei den mittelhochdeutschen Dichtern des 13ten Jahrhunderts, z. B. in einem Winterliede Konrads von Würzburg (Manesse II, 203 a. [F. H. v. d. Hagen, Minnesinger II, S. 326. H.]):

Gar bar lit wit walt; kalt sne we tuot u. s. w.

Bei Beham steht diese künstliche Reimverbindung in völligem Contrast mit der verwilderten Sprache; er stutzt nicht nur die Wörter gewaltthätig ab, um sie in den Reim zu zwingen, sondern er hat auch kein Ohr mehr für den reinen Laut der Vocale und Diphthonge, so daß all das mühsame Reimwerk doch nur einen unvollkommenen Anklang abgiebt.

Von Seiten des musikalischen Verdienstes ist auch er noch nicht gewürdigt. Aber gerade als Sänger und Tondichter mag er vorzüglich an den Höfen der Fürsten beliebt gewesen sein.

Er ist das letzte bedeutende Beispiel eines eigens auf den Gesang wandernden Meisters. Zwar sehen wir noch spät im 17ten Jahrhundert einen Nürnbergischen Meistersänger gleichfalls nach Kopenhagen ziehen. Wagenseil meldet hievon Folgendes (S. 492 f.):

„Es lebt zu Nürnberg ein Meister-Singer, Namens Christoph Hafner, seines Handwerks ein Zeuch-Weber, welchen ein im Jahr 1666 daselbst durchreisender königlicher Dänischer Secretarius gegen eine zimliche Belohnung vermöget, einen Amschelvogel, welchen er erkauft hatte und der 6 verschiedene Melodien gar artig pfeifen konte, der damals lebenden königl. Majestät von Dennemark Friderici III nach Coppenhagen zu überbringen. Nachdem nun der Träger mit seiner Amschel daselbsten wol angelanget und der König schon vorhero durch des Secretarii Schreiben war benachrichtiget worden, daß der ungemein lieblich singende Vogel auch durch einen Meister-Singer geschickt werde, haben seine Majestät, so bald dieser sich angemeldet, ihn vor sich zu kommen befohlen und größere Begierde getragen, sein, als des Vogels, Singen zu vernehmen, derowegen verlanget, daß er sich alsobald solte hören lassen, und sind zu solcher Musik die Königin, wie auch Prinzen und Prinzessinnen berufen worden. Der Meister-Singer, welcher für sich eines gar lustigen Humors, hat sich auch nicht gescheuet, sondern seine Meister-Lieder in so hoher und auch des ganzen Hofes Gegenwart zu singen angefangen. Über welchen dann der König ein so gnädiges Wolgefallen gewonnen, daß der Meister-Singer hernach die 13 Tage, welche er sich zu Coppenhagen aufgehalten, allezeit dergleichen Lieder vor der Tafel singen müssen; es hat auch höchstgedachter König bei ihm anhalten lassen, er möchte doch in Coppenhagen beständig verbleiben, und solle er auf das beste und wie er es nur verlangen könte, gehalten werden. Nachdem er aber an dem geringen Leben, dessen er gewohnet war, einen größern Gefallen, als an dem Pracht des Hofes getragen, auch lieber zu Nürnberg unter seines Gleichen, als unter großen Herren sein wollen, hat er sich mit seinem Weib und Kindern, die er zu Nürnberg hätte, entschuldigt. Darauf der König, als er vorhero mit einem schönen neuen Kleid, einem ansehnlichen Stuck Gelds und gnädigsten Fürschrift an einen hochedlen Rath der Stadt Nürnberg war versehen worden, ihm in Gottes Namen zu ziehen befohlen. Es ist aber dieses Manns und seines Singens Andenken königlicher Majestät nie aus dem Sinn kommen, sintemalen, so oft Sie in Erfahrung gebracht, daß ein Nürnberger in Coppenhagen angelanget, nachzufragen geboten, ob Christoph Hafner, der Meister-Singer, noch in Leben sei und sein Singen fleißig fortsetze."

Wagenseils Versicherung unerachtet, bleibt es jedoch zweifelhaft, ob die Amsel oder der Meistersänger die Hauptperson gewesen. Das Verlangen, das Letzterer nach seinem häuslichen und bürgerlichen Leben zu Nürnberg empfunden, war ein ähnliches Gefühl, wie dasjenige, welches längst den höfisch wandernden Meistergesang zu einem häuslich

und bürgerlich ansäßigen gemacht hatte, als dessen Vertreter sich uns nun, im 16ten Jahrhundert, der wackre Hans Sachs darstellen wird.

Hans Sachs.

Wenn er uns gleich in diesem Abschnitte nur in der Eigenschaft als Meistersänger in Betracht kommt und gerade seine Meisterlieder am wenigsten bekannt gemacht sind, so schicken wir doch hier bei seinem ersten bedeutendern Auftreten die allgemeinen Litterarnotizen über ihn voran.

Er selbst veranstaltete, nachdem viele seiner Gedichte einzeln, als fliegende Blätter mit Holzschnitten, ausgegangen waren (vergl. Göz II, XI), eine Ausgabe derjenigen seiner Werke, die er für den Druck geeignet fand. Ein Band in Folio wurde zu Nürnberg 1558 gedruckt und dann, in einer neuen Ausgabe, die nun das erste Buch hieß, mit dem zweiten und dritten, in 3 Foliobänden, Nürnberg 1560—1561.

Eine vermehrte Ausgabe, in 5 Folianten, erschien zu Nürnberg 1570—79. Die dritte und letzte zu Kempten in 5 Quartbänden von 1612—16 und zwar darum in dieser Form, weil Quartbände leichter als Folianten auf Spaziergängen und Reisen zu gebrauchen seien. Man findet die 3 oder 5 Bände dieser verschiedenen Ausgaben selten vollständig beisammen.

Von neuern Sammlungen, die eine Auswahl seiner Gedichte in unveränderter Sprache geben, führe ich an:

Hans Sachsens sehr herrliche, schöne und wahrhafte Gedicht, Fabeln und gute Schwenk. In einem Auszuge aus dem ersten Buche, mit beigefügten Worterklärungen von J. H. H. (Johann Heinrich Häßlein) Nürnberg 1781. 8.

R. Z. Becker ließ einzelne Gedichte, wie sie ursprünglich als Flugblätter erschienen, mit Holzschnitten nach den Originalplatten von Sebald Behaim, Hans Schäufelein und andern Schülern Dürers, abdrucken:

Hans Sachs im Gewande seiner Zeit. Mit Abdrücken von den alten Original-Holztafeln. Gotha 1821. Groß Folio.

Vorzüglich brauchbar ist die neueste Sammlung:

Hans Sachs. Eine Auswahl für Freunde der ältern vaterländischen Dichtkunst, von J. A. Göz. Nürnberg 1829—30. Vier Bändchen. Mit biographischen und litterarischen Zugaben.

Eine ältere, fleißige Biographie ist:

Historischkritische Lebensbeschreibung Hans Sachsens u. s. w. von M. S. Ranisch. Altenburg 1765.

Mehreres litterarische Detail geben die angeführten Schriften und die bekannten litterarhistorischen Handbücher. [1]

Über sein Leben und seine langjährige, fruchtbare Übung der Poesie überhaupt, sowie des Meistergesangs insbesondre, hören wir am besten ihn selbst sprechen. Er thut dieses umständlich in einem poetischen Lebenslaufe, unter der Überschrift:

Summa all meiner gedicht vom 1514 jar an, bis in 1567 jar,

in der Kemptener Ausg. B. V, Th. III, S. 154, und bei Göz I, 3 ff.

Als man zelt vierzenhundert jar u. s. w.

Nach dieser Inventierung seiner Gedichte lebte Hans Sachs noch neun Jahre. Er starb im Januar 1576, im 82sten Jahre seines Alters (Ranisch 48. Göz II, XV. Neudörfer 63).

Was sich uns nun aus seiner eigenen gereimten Lebensbeschreibung, zusammengenommen mit anderwärtigen Notizen, für sein Verhältnis als Meistersänger ergiebt, ist Folgendes:

Er wuchs auf in der Lehre des zu Nürnberg zuvor schon bürgerlich angesiedelten Meistergesangs. Von Leohard Nunnenbeck erlernte er den Anfang der Kunst; er zählt auch in dem früher angeführten Meisterliede zwölf ältere Meister auf, sämmtlich Handwerker, die in der Singschule zu Nürnberg auf dem Stuhle saßen, und der zwölfte darunter ist

Ein leinweber, hieß Leonhard Nunnenbeck (Sammlung I, 214),

dem er durch diesen Ehrenplatz ein Denkmal seines Dankes stiftet. Er selbst war der Sohn eines Schneiders (Ranisch 14) und fieng im fünfzehnten Jahre das Schuhmacherhandwerk zu lernen an. In diese zweijährige Lehrzeit muß auch der Unterricht im Gesange durch Nunnenbeck gefallen sein. Nach Beendigung derselben wanderte er fünf ganzer Jahre, doch nicht, wie Michel Beham, eigens auf den Gesang und an den Höfen umher, sondern auf sein Handwerk und den Städten nach:

Als mein lehrzeit vollendet war,
Thet ich meinem handwerk nach wandern
Von einer statte zu der andern.

[1] [Man vergl. namentlich Gödeke, Grundriß S. 337 ff. H.]

Wohl war er auf dieser ganzen Wanderschaft mit herzlicher Lieb' und Gunst zu der löblichen Kunst behaftet, deren Anfangsgründe er zu Nürnberg eingesogen, und wo er im Lande Meistergesang hörte, lernt' er eifrig die Bar und Töne. Aber auch als Wandergesellen sehen wir ihn an die geregelten Singschulen sich anschließen. Zu München dichtete er 1514, im zwanzigsten Jahre, sein „erst Bar" im „langen Marner," einem der alten Meistertöne (Wagenseil S. 539, 27 Reime. Museum II, 20 ff. Aretin, Beiträge IX, 1143), und half daselbst die Schule verwalten. Darnach hielt er auch selbst Schule (ohne Zweifel als vorsitzender Merker) in den Städten, wohin er kam, und zwar die erste zu Frankfurt. Außer den in jenem Gedichte genannten Orten erwähnt er noch gelegenheitlich seines Aufenthalts zu Leipzig, Lübeck, Annaberg, Osnabrück, Erfurt, Wien u. s. w. (Ranisch 38). Zu Innsbruck war er des Kaisers Maximilian Waidmann (Ranisch 31), vielleicht nur bei einem einzelnen Jagen; so nahe war er der Martinswand und dem Helden Teurdank, dem wir ihn zum Dichter gewünscht haben. Aber nirgends erhellt, daß er dem Hofe des Kaisers als Sänger bekannt geworden. (Was er von seinem Dienst im kaiserlichen Heer in Welschland und von einer Wallfahrt nach Rom auf das Jubeljahr anführt, ist noch zu prüfen, Ranisch 41.) Nach seiner Zurückkunft von der Wanderschaft, im zweiundzwanzigsten Jahre, machte er zu Nürnberg sein Meisterstück und verheirathete sich dann im fünfundzwanzigsten, 1519, zum erstenmal. Er führte fortan mit Weib und Kindern ein häusliches Leben, betrieb fleißig sein Handwerk, wie er sich denn öfters in seinen Gedichten unterschreibt „Hans Sachs, Schuhmacher" (Ranisch 46 e), zugleich aber in den Feierstunden den Meistergesang und die Dichtkunst überhaupt. So haftet sein poetisches Treiben überall an der Werkstätte und wenn es darum weniger phantastisch ist, als das der wandernden Hofsänger, so ist es um so ehrbarer und bürgerlich freier.

Er theilt bei der Inventierung seiner Werke die Bücher, worein er dieselben geschrieben hatte, in Gesang- und Sprüchbücher ab. Den Inhalt der erstern machten die für den Gesang bestimmten Meisterlieder aus, den der letztern die übrigen sprüchweise, in fortlaufenden Reimpaaren, verfaßten Gedichte verschiedener Gattungen; jener waren sechzehn, dieser achtzehn Bände. In den sechzehn Gesangbüchern standen 4275 Bar oder Meistergesänge, welche in 275 Meistertönen gesetzt waren.

worunter 13 von seiner eigenen Erfindung. In allen vierunddreißig Büchern zusammen waren 6048 Stücke, [1] eh mehr, denn minder. Die 4275 Meistergesänge, die er innerhalb 53 Jahre gedichtet, waren größtentheils aus den Schriften alten und neuen Testaments genommen, enthielten aber auch weltliche Historien, Sprüche der Weisen, poetische Fabeln, Alles zum Preise der Tugend und zur Schmach des Lasters, endlich noch mancherlei kurzweilige Schwänke, den Traurigen zur Fröhlichkeit, doch frei von aller Unsitte. Diese ganze, große Zahl der Meisterlieder hat er von der gedruckten Sammlung seiner Werke ausgeschlossen. In der Vorrede des dritten Bandes, dessen Druck 1577, dem Jahr nach seinem Tode, beendigt wurde, erklärt er hierüber:

darzu sind hie außgeschlossen die bar der teutschen meistergesang, der auch in der summ sind 4270 bar, welche auch nit in truck zu geben sind, sondern die singschul mit zu ziern und zu erhalten;

und von den geistlichen derselben hörten wir ihn im obigen Gedichte versichern:

Mit gottes hülf nun weit erkant
In teutschem land, bei jung und alten,
Darmit vil singschul werdn gehalten
Zu gottes lob, rhum, preis und glori.

Die kunstmäßigen Meistergesänge behielt er also den Singschulen vor und glaubte doch auf diese Weise ihrer Verbreitung und Erhaltung gewiss sein zu dürfen. So ist es denn auch gekommen, daß sie beim Absterben der Singschulen in den handschriftlichen Gesangbüchern begraben blieben (vgl. Ranisch 173 f. Bouterwek 390 f.). Einzelne wurden als fliegende Blätter gedruckt, die jetzt auch selten geworden; noch geringer ist die Zahl der in späterer Zeit bekannt gemachten. Einige, erzählenden Inhalts, stehen in der Auswahl von Göz I, 180. II, 104—8. III, 15 aus Handschriften. Der Bar von den zwölf Nürnberger Meistern, als Pflanzern und Pflegern des edlen Sängergartens, ist zuvor besprochen worden. Sonst bemerke ich noch folgende, weniger bekannte oder beachtete:

1. Fragment einer Erzählung in Form des Meisterliedes, in einer kleinen handschriftlichen Liedersammlung, welche Caspar Schrepfer im

[1] Puschmann zählt 6636. Ranisch 325.

Jahr 1592 seiner Geliebten, Ottilia Fenchlerin von Straßburg, zu Ehren geschrieben hat (Nr. XII, Bl. 11 b ff.), im Besitze des Freiherrn von Laßberg. Ein Fürst zu Salerno läßt den Buhlen seiner Tochter ermorden und schickt ihr in einem goldenen Gefäße dessen Herz; sie aber vergiftet sich vor Leid darüber und verlangt noch sterbend, daß man sie mit dem Jüngling in Ein Grab lege. Die Nutzanwendung ist:

> Gib deiner tochter einen man zu rechter zeit,
> Eh daß sie solche lieb ansihet!
> Ain jungfrau ist ein frucht, die nit lang leit.

Der Schluß lautet:

> Zeit bringt rosen, spricht zu Nürnberg Hans Sachs.

Nach den frühern Erläuterungen möchte dieses Gedicht in die Classe der Bremberger zu setzen sein.

2. Das Kiferbeskraut, in des Muscatblut Hofton zu singen; nach einem Drucke von 1559 mitgetheilt von Docen, Miscellaneen zur Geschichte der deutschen Litteratur B. I. München 1807. S. 280 ff. „Die Kiferbeß ist die Erbse, die, noch grün, in der Hülse, Schote (alte Sprache cheva, schweizerisch Kefen) festsitzt.“ [1] Das Wort wird hier doppelsinnig in Anspielung auf Kif, Keif, Hader, Zank, besonders das Keifen der Ehehälfte, gebraucht. Der Dichter liebt auch sonst dieses Wortspiel, z. B.:

> Daß mancher paur kiferbes aß,
> Wiewol es umb weihnachten was.

3. Zweifelhaft: Ein schönes Jungfraulob, in der Briefweis des Regenbogen, nach einem alten Drucke, Nürnberg bei Hans Kholer s. a., wieder abgedruckt im Anhang II zu Docens Kritischer Beschreibung einer Sammlung alter Meistergesänge in einer Handschrift des 15ten Jahrhunderts in Aretins Beiträgen zur Geschichte und Litteratur B. IX, S. 1186 f.

Die beiden letzten Stücke sind scherzhafter Art und mochten für die Zeche der Sänger bestimmt sein. Damit wir mit den Meistergesängen des Hans Sachs nicht allzu leer auslaufen, gebe ich das erstere dieser beiden ganz, das andere im Auszug und sende ihnen die drei Schwänke voran (bei Göz II, 104 ff.). Diese gehören zwar dem Inhalte nach einem folgenden Abschnitt an, aber sie gebrauchen die Form des Meisterliedes auf eine eigenthümliche und sinnreiche Weise. In einem Liede

[1] Schmeller II, 285.

von drei Strophen, einem gedritten Bar, werden drei Schwänke von drei durstigen Brüdern drei verschiedener deutscher Volksstämme erzählt, so daß je auf ein Gesätz eine solche lustige Geschichte fällt:

Nun hört artlicher schwänke drei! u. s. w.

Das kiferbeskraut.[1]

Kiferbeskraut, wer hat dich baut?
Dein wurz und frucht die sei verflucht!
Du thust mir viel zu leide u. s. w.

Das andre der beiden Lieder, „ein schönes jungfraulob," hebt so an:

Mit meim gesang wil ich loben den bulen mein,
Dann mein herz sehnet sich teglich bei ihr zu sein,
Recht wie ein fauler hund zu schwimmen uber Rein,
Das schafft, daß ich erkennet hab ihr schöne uber maßen. u. s. w.

Ähnliche Parodieen des Minnesanges sind schon dem 13ten Jahrhundert nicht fremd (z. B. Manesse II, 116 b, 5). Der beabsichtigte Scherz wurde vielleicht, wie Docen bemerkt, durch die Melodie „Regenbogens Briefweise" verstärkt. Das Lied ist mit einem andern Gedichte von Hans Sachs, „achzehen schönen einer jungfrauen", als parodisches Seitenstück zusammengedruckt. Docen zweifelt nicht, daß es auch von Hans Sachs herrühre, doch ist es nicht mit dem Namen am Schlusse bezeichnet und der Scherz auch weit nicht so ungezwungen, wie im Kiferbeskraut.

Dieses ist 1559 gedruckt, ein Jahr vor dem Tode der ersten Ehefrau des Meisters. Daß ihm diese nicht wirklich so viel solchen Krautes zugerichtet hat, als das launige Lied ihr Schuld zu geben scheint, ergiebt sich aus einem andern Gedichte, das er einige Monate nach ihrem Ableben verfaßt:

Der wunderliche traum von meiner abgeschiednen lieben gemahel, Kunigund Sächsin.

Als man nach Christi geburt war u. s. w. (Göz II, 16 ff.)

[1] Vergl. Weckherlin, Beiträge S. 64. [Eine abweichende längere Fassung dieses Stückes steht in der Nürnberger Folioausgabe 5 B. 1579. Thl. 3, Bl. 377 rw. f. Man vergl. den hiernach veranstalteten Abdruck in: K. Gödeke, Elf Bücher deutscher Dichtung I. Leipzig 1849. 8. S. 94. 95. H.]

Seine liebe Hausfrau und sein vorangegangener Lehrmeister im Gesange treten hier in Gemeinschaft vor seine Seele, recht als Bilder des innigen Vereines seiner Kunst mit dem häuslichen Sinne. Von diesem zeugen auch noch so manche andre seiner ernst- und scherzhaften Sprüche über den Ehestand.

Wie er zur Kunst berufen worden, erzählt er in einem eigenen Gedicht:

Ein gesprech, die neun gab Muse oder kunstgöttin betreffend (Göz II, 1 ff.).

Zuerst legt ihm Klio zwei Finger auf das Haupt und weiht ihn mit ihrer Gabe; so nach einander sämmtliche neun Musen. Diese Gaben, nicht eben streng gesondert und geordnet, sind in der Hauptsache: Lust und Liebe zur Kunst, Eifer und beharrlicher Fleiß, ordnendes Nachdenken, Schärfe der Vernunft, klare Erkenntnis jedes Dinges, himmlische Weisheit, das Gute vom Bösen zu scheiden, guter Stil und Vortrag.

Nach dem fieng Klio wieder an,
Sprach: „O jüngling, nun solt aufstahn,
Nun hast unser neun eigenschaft
Empfangen ein vorschmack und saft
Und bist zum diener aufgenommen.
Wo du dem treulich nach wirst kommen,
Nemlich daß all deine getidt
Zu gottes ehr werden gericht,
Zu straf der laster, lob der tugend,
Zu lehre der blüenden jugend,
Zu ergetzung trauriger gmüt:
Jedes nach art durch unser güt
Wöll wir dich endlichen belönen,
Mit untödlichen ehren krönen,
Als einem tichter thut gebüren.
Doch thu geloben und anrüren
Ein treuen dienst, als dir gebürt!“

Zu der Zeit, in welche Hans Sachs dieses allegorische Ereignis verlegt, im Jahr 1513, auf seiner Wanderschaft zu Wels, muß wirklich ein poetischer Durchbruch bei ihm stattgefunden haben, denn im nächstfolgenden Jahr, 1514, dichtete er zu München seinen ersten Bar.

Aber selbst in diesem Gedichte von seiner Weihe zur Kunst, in welchem ein so ernstes Anstreben nach höhern Dingen sich kund giebt,

wagt er doch dieselbe kaum anders, als für eine ehrbare und nützliche Erholung von seinem Handwerksberufe anzusehen. Die Frage, die er sich gestellt, war die:

> Auf was kurzweil ich solt begeben
> Forthin durchauß mein junges leben
> Neben meiner handarbeit schwer,
> Die doch nützlich und ehrlich wer.

In dieser ehrlichen Kurzweile war Hans Sachs länger als ein halb Jahrhundert die Zierde der Nürnberger Singschule. Sie hat in ihm neu aufgeblüht und hat auch nach ihm nichts Erhebliches mehr geleistet. Zu seiner Zeit, im Jahr 1558, waren in Nürnberg über 250 Meistersänger (Ranisch 255). Seine stets thätige Theilnahme an den Übungen der Sängergesellschaft ist schon durch die große Anzahl seiner Meisterlieder bewiesen. Auch sonst zeigt sich dieselbe in einzelnen kleinern Spuren; so war das Schulkleinod, der David genannt, seine Stiftung, vielleicht auch die Anschlagtafel mit dem Gemälde vom Sängergarten, der den Gegenstand seines Liedes ausmacht (Ranisch 259). Ihm ist wohl auch vorzüglicher Antheil an den Satzungen der Nürnberger Schule und dem streng protestantischen Geiste derselben zuzuschreiben. (Vergl. Wagenseil 541. Ranisch 265 f.)

Ein Zeitgenosse, Johann Neudörfer, sagt in seinen Nachrichten von den Nürnbergischen Künstlern und Werkleuten über Hans Sachs (S. 62 f.) Folgendes:

„Von Schuhmachen und Rinkenansetzen will Apelles nicht daß ich davon urtheilen soll, sondern in dem, das ich verstehe, mag ich mein Gutdünken eröffnen, und wiewohl der Zeit Hans Folz, Barbierer, sehr hoch in teutschen Versen und Faßnachtspielen zu machen berühmt ist gewesen, so ist er doch gegen diesen Sachsen, den ich billig einen teutschen Poeten nenne, zu vergleichen ganz nichts; er ist auch mit alldenselben und allerlei Historien läufig, wie auch in heiliger göttlicher Schrift belesen und geübt, wie dann seine Bücher und alles, das er nun viel Jahre hero im Truck hat lassen ausgehen, den lautern Augenschein geben. Dieser Sachs hat die Singschule und köstliche Meisterlieder wieder herfür gebracht und aufgerichtet."

Von mehrern Künstlern seiner Zeit wurde das Bild des Meisters aufgenommen und in Holzschnitten verbreitet. Zuletzt von Andreas Herneisen. Davon erzählt Hans Sachs selbst in einem, kurz vor

seinem Ende verfaßten Gedichte: an dem Tage, da er den Spruch „mein Valete“ beschlossen (es muß dieß entweder ein andres Gedicht sein als der uns bekannte poetische Lebenslauf, worin zwar auch gesagt ist:

Daß der spruch von gedichten mein
Gar wol mag mein Valete sein,

denn dieses Valete hat er in seinem 72sten Jahr, 1567, gedichtet, oder eine spätere Erweiterung desselben bis gegen das Ende des Dichters, was in den Worten „als ich — mein Valete beschluß“ angedeutet sein mag), kam zu ihm der weitberühmte und kunstreiche Nürnberger Maler Andreas Herneisen und sagte, wie er von dem gefürsteten Abte zu Allersbach[1] herkomme, dem er einen Chor zu malen hatte. Da hab' ihn der Abt gefragt,

Ob zu Nürnberg gestorben wer
Hans Sachs, der dichter, wie dann er
Gehört het vor etlichen jarn,
Het doch gwisen grund nie erfarn.
Drauf hat er seinr gnad antwort gebn,
Hans Sachs, der dichter, thet noch lebn,
Des wollt er seinr gnad zeugnis bringen
Seiner handschrift, und zu den dingen
Bat der künstler meinr zeugnis eben,
Daß ich noch wahrhaftig thet leben
Dem gfürsten abte, seiner gnaden,
Daß er seiner sorg würd entladen.
Nun het ich gleich des tags vollent
Den spruch, mein Valete genent,
Der gfiel dem künstler also wol,
Daß er, gleichsam der freuden voll,
Mich bat, im solchen spruch zu schenken.
Drob thet ich mich nit lang bedenken
Und mein Valete feuerneu
Aus gutwilliger lieb und treu
Ich diesm Herneisen dedicir,
Welchs er zu dank annahm von mir
Als mein allerleztes gedicht,
Im höchsten alter zugericht.

[1] Cisterzienserabtei in Niederbaiern.

Drum solt er mein arbeit und wesn
Vorgedachten abt lassen lesn,
Dar wird mir, Hans Sachs, zeugnis gebn,
Daß ich noch bin gewis im lebn,
Als lang der ewig gott mich wil,
Der allein weiß mein endes zil,
Da er verwechselt diß irdisch
Leben und gibt uns ein himmlisch,
Da ewig freud uns blüh und wachs
Durch Jesum Christum, wünscht Hans Sachs.

Daran schließt sich eine Danksagung des Malers für das Valete:

Und ich Endres Herneisen hab
Mit dankbarn gmüt für solche gab
Obgmelten herrn Hans Sachsen alt,
So viel mir müglich, sein gestalt
Abconterfeit, da er alt war
Zwei monat, 81 jar,
Bracht ims zum neun jar zum geschenk.
Weil ich aber war ingedenk,
Daß viel leut auch, in nah und fern,
Verlangt zu sehen diesen herrn
Und sie nit zu im können kommen,
Hab ich zu ehren diesem frommen
Mein willig dienst auch darzu than
Und in im truck lassen ausgan;
Weil er selbst sagt an seim siechbett,
Daß ihm das bild gleich sehen thet. u. s. w.
Wer aber wolt sein gmüt und herz
Abgemalt schaun, der sech an schmerz
In mit fleiß in sein büchern an!
Da wird er recht contrefet han. u. s. w.

Hierauf folgt noch, daß das Bild 1576, am neuen Jahrsabend, vollendet wurde. Am 19 oder 20 Januar starb dann Hans Sachs.

Das Dedicationsgedicht mit der Danksagung des Malers steht nach einem einzelnen, zu Nürnberg in demselben Jahre 1576 erschienenen Foliobogen abgedruckt bei Ranisch im sechsten Hauptstück: von Hans Sachsens Abbildungen u. s. w. S. 272 f.

Aus diesem letzten Gedichte des greisen Meisters, von welchem die Danksagung dem natürlichen Zusammenhange nach nicht längere Zeit absteht, als die der Maler brauchte, um das Bild auszuführen, erhellt zugleich, daß Hans Sachs bis an sein Ende bei guten Sinnen war, und es ist damit unverträglich, wenn seine Biographen (Ranisch 47 f. Göz II, XIII) angeben, er habe in den letzten Jahren an Verstand und Gehör völlig abgenommen und sei endlich ganz kindisch geworden.

Diese Angaben beruhen auf folgenden zwei Belegen.

Unter Herneisens Holzschnitte stehen noch die Reime:

Zwei monat, ein und achtzig jar alt
War ich Hans Sachs in der gestalt
Von Andreas Herneisen gmalt.
Ein kind war ich auf d welt geborn,
Züm kind bin ich auch wieder worn,
Denn all mein kräft hab ich verlorn.
Gott bescher mir ein seeligs end
Und nehm mein seel in seine händ,
Geb mir auch ein frölich urstend!

Es ist hier wohl gesagt, daß der 81jährige Greis kraftlos, wie ein Kind, geworden sei, aber nicht, was man einen kindischen Alten nennt; dieses würde der eigenen, ausführlichern Erzählung Herneisens widerstreiten, und sonderbarer Weise vermuthet Ranisch, daß die Verse unter dem Bilde von Hans Sachs selbst herrühren dürften (S. 276), den er früher für kindisch erklärt hat.

Der andre Beleg ist dieser: Adam Puschmann von Görlitz, ein Schüler des Hans Sachs, derselbe, dessen „Gründlicher Bericht des deutschen Meistergesangs" früher erwähnt worden, hat noch im Todesjahre seines Lehrers ein Ehrengedicht auf diesen in drei Liedern verschiedener Töne, einen sogenannten meisterlichen Hort, verfaßt (abgedruckt als Anhang zu Ranisch, Lebensbeschreibung S. 317 ff.), wovon die beiden erstern das Leben des Meisters und die Zahl seiner Gedichte, meist nach seiner eigenen Beschreibung, enthalten. Am Schlusse des zweiten Liedes (S. 325 f. Str. 5) heißt es:

Zuletzt bei im abnamen
Kraft, ghör und sinnreich gmüt,
Und wenn leut zu ihm kamen,
Saß er am tisch in güt

Sam kindisch, tett stillschweigen,
Wen man ihn fragen war,
Und allzeit vor ihm hette
Bücher, sonderlich die
Bibel ansehen tette,
Auch wer vor ihm stunt hie u. s. w.

(Irrig wird hierauf das Todesjahr 1566 angegeben.)

Allein was Herneisen als Augenzeuge meldet und wovon das letzte Gedicht des Meisters selbst innerliches Zeugnis ablegt, haben wir doch für zuverlässiger anzunehmen, als die Aussage des weit entfernten Schülers zu Görlitz.

Das dritte Lied Puschmanns erzählt einen Traum, den er angeblich um dieselbe Zeit gehabt, zu welcher Hans Sachs in Nürnberg gestorben. Die Nachtraben haben ihn aus dem Schlaf gestört und er denkt nun an sein vormaliges Wandern und an den gedichtereichen Hans Sachs. Darüber entschläft er wieder und hat gegen Morgen einen Traum, der schöner ist, als die Reime, worin er erzählt wird. Wir sehen in dieser Traumerscheinung den greisen Meister mitten im Garten seiner Poesie, die zu allen Fenstern hereinblickt, allmählich hinschlummern; ein Bild des mit ihm einschlummernden Meistergesangs.

So viel hier von Hans Sachs. Er wird uns in den meisten folgenden Abschnitten wiederkehren; aber das häuslich bürgerliche Leben, in dem wir ihn hier als Handwerker und Meistersänger beobachtet haben, bildet die Grundlage aller seiner poetischen Bestrebungen.

4. Poesie der Handwerke. [1]

Mit dem Meistergesang, den wir bisher abgehandelt, war die Poesie des Handwerkstandes nicht erschöpft. Was die handwerkenden Meistersänger außerhalb der Singschule in der Dichtkunst geleistet, wird uns in andern Abschnitten beschäftigen. Die Lieder, welche zum Preise

[1] [Man vergl. O. Schade, Vom deutschen Handwerksleben in Brauch, Spruch und Lied, in: Weimarisches Jahrbuch für deutsche Sprache, Litteratur und Kunst IV. Hannover 1856. O. Schade, Handwerkslieder. Leipzig 1865. H.]

der einzelnen Handwerke oder zur Verspottung einiger, der Schneider, Müller, gesungen wurden, werden wir beim Volksliede berühren. Hier sprechen wir noch von der Poesie, welche die Handwerke in ihre Zunftgebräuche und in ihre Arbeiten selbst gelegt haben und aus der uns auch für den Meistergesang weitere Erläuterung hervorgehen wird.

Im Anfang des vorigen Jahrhunderts ließ der Conrector Frisius zu Altenburg durch seine Schüler in ihren Feierstunden die Ceremonien der Handwerker erkunden und sammeln. Das Buch, welches er darüber herausgegeben,[1] ist sehr selten geworden und ich kann dasselbe nur nach den Auszügen benützen, welche daraus von Jacob Grimm unter dem Titel „Gesellenleben“ in den Altdeutschen Wäldern Bd. I. Cassel 1813. S. 83 ff. gegeben sind.[2] Sie betreffen die Gebräuche, mit welchen in den Zünften der Schmiede und der Böttiger der Lehrjunge zum Gesellen gemacht wird. Daß diese Gebräuche nicht bloß in unsern Zeitraum hinaufreichen, sondern ihr Ursprung noch viel ferner zu suchen sei, darüber läßt das alterthümlich-mährchenhafte Wesen derselben keinen Zweifel. Um davon einen Begriff zu geben, ist es nöthig, Einiges ganz in seiner sonderbaren Weise mitzutheilen.

Wenn bei den Schmieden ein Lehrjung zum Gesellen werden soll, so muß er an dem Tage, da die Gesellen in der Herberge bei ihrer Lade, die sie vor sich aufliegen haben, versammelt sind, erscheinen. Alsdann werden gewisse Reden und Handlungen vorgenommen. Solche nennen sie: 1. das Feuer aufblasen, 2. das Feuer auskühlen, 3. die Vorsage (Altdeutsche Wälder I, S. 88—95).

Die weitern Anweisungen betreffen das Benehmen des künftigen Gesellen im Hause des Herbergvaters, beim Besuche der Werkstätten und bei der Weiterreise.

Hieher gehört nun auch ein Gesprächslied, „Der Schmiedegesellen Gruß“, nach einem fliegenden Blatte abgedruckt im Wunderhorn II, 70 ff. Darin begrüßt ein wandernder Geselle den Handwerksgenossen in der Werkstätte:

Grüß dich Gott, mein Schmidt! u. s. w.

[1] F. Frisius, Der vornehmsten Künstler und Handwerker Ceremonial-Politica m. 1 K. Leipzig 1705. 8. Vergl. auch: Wachler, Vorlesungen über die Geschichte der deutschen Nationallitteratur I. 2 Auflage. Frankfurt 1834. S. 137.

[2] Vergl. Bragur III, 215—225.

(Das nachfolgende Lied S. 74 ff. ist von gelehrter Hand.)

Vollständiger, als die Ceremonie der Schmiede, erscheint das Gesellenschleifen bei den Böttigern (Altdeutsche Wälder I, S. 100—112. 120. 121).

Das nun Folgende handelt wieder vom Eintritt in die Stadt, von der Herberge, vom Arbeitsuchen, Einlegen in die Gesellenlade u. s. w.

In diesen Agenden der Zünfte äußert sich ein innerer Drang, das Leben des Handwerkers in seinen poetischen Momenten aufzufassen. Die Vorsage des Pathen oder Schleifpfaffen enthält die ganze Poesie des Wanderns, der reisende Geselle wird zum Helden eines Mährchens, dieses Mährchenhafte hat aber volle Wahrheit, weil in ihm eben die in der Wirklichkeit selbst wunderbar anregenden Zustände und Erscheinungen des Wanderlebens ergriffen sind: das Offenstehen der ganzen Welt und die Unschlüssigkeit, welche daraus entsteht und durch das Zeichen der aufgeblasenen Federn[1] gehoben werden soll; die mancherlei Stimmen, die das Ohr des einsamen Wanderers treffen, als ob sie ihm spottend oder mahnend zuriefen,[2] das Krächzen der Raben, das Quacken der Frösche, das Geklapper der Mühle; der grauenhafte Eintritt in den großen finstern Wald, wo die Vögel singen und die Bäume im Windeswehen die Winke die Wanke gehen, dann das Hinaustreten aus dem unheimlichen Wald auf die grüne Wiese mit dem vollen Birnbaum u. s. w. Die Lehre verliert in der anschaulichen und halb spöttischen Darstellung alle Trockenheit, und die Wendung, daß dem Lehrling immer zuerst das Scheinbare und gerade, wenn er darnach greifen will, das Wahre geboten wird, ist überaus eindringlich. Ich setze hiebei allerdings voraus, daß diese spät erst aufgezeichnete Überlieferungen früherhin noch gleichmäßiger von dem lebendigen Hauche durchdrungen gewesen seien, der jetzt nur noch in den einzelnen Partieen sich regt, wie denn auch in der Sprache die zerstreuten Reime und

[1] Grimm, Hausmährchen I, 347. III, 116. Aventin, Bairische Chronik 986: „Es ist auch sonst ein gemein Sprichwort vorhanden, das gemeiniglich diejenigen brauchen, so frembde Land bauwen wöllen oder söllen, die sprechen gern: Ich wil ein Feder aufblasen, wo dieselbig hinauß fleucht, wil ich nachfahren."

[2] Vergl. Evans, Old ballads I, 295: Glockenruf. Rigsmal 44 f. (Sämundinische Edda 106) Krähenmahnung, zu vergleichen mit dem Rufe der Raben, Altdeutsche Wälder I, 107.

Stabreime sich als Überbleibsel eines gehaltenern poetischen Ausdrucks durchhören lassen.

Die Gebräuche selbst hatten auch in älterer Zeit ohne Zweifel ihre ernstere und erkanntere Bedeutung; so namentlich die Gesellentaufe, welche jetzt durch das Beschütten des Täuflings mit Bier oder das Löschen des Feuerschreienden mit kaltem Wasser zu einer Posse geworden ist. Man scheute sich, die religiöse Ceremonie im Ernste fortzuführen, und verwandelte sie in einen Scherz, in dem ihre Bedeutung untergieng.

Für den Meistergesang kommen uns nun von den dargelegten Zunftgebräuchen hauptsächlich zwei in Betracht: eben die Taufe und der Handwerksgruß.

Eine Taufe fand, wie wir gesehen, auch bei den Meistersängern statt, und zwar gleichfalls nach beendigter Lehrzeit, wenn der Lehrling Geselle wird; die Freiburgische Einladung zum Meistersingen, von 1630, nennt ausdrücklich Meister und Gesellen (S. 206). Wagenseil bemerkt (S. 547):

„Man hat ehemals im Brauch gehabt einen solchen Novitium mit Wasser zu begießen u. s. w. Nachdem aber diese Ceremonie die Form einer Tauf gehabt, deren Nameu sie auch geführet, also wird an den mehrern Orten solche jetzo billich unterlassen."

Was so bei den ernsthaften Singschulen späterhin ganz unterblieb, wurde von den Handwerkszünften zu einem Scherze verkehrt. Bei beiden geschah die Taufe auf der Zeche [1] und war meist mit einer Umfrage über die Tauglichkeit des Aufzunehmenden verbunden (Wagenseil 547. Vgl. Wunderhorn II, 71).

Bei beiden traten Pathen hinzu (Bragur III, 94), der Taufende aber heißt im Formular der Böttiger richtig „der Pfaffe." Bei dieser Übereinstimmung im Ganzen erklärt sich uns nun auch ein besondrer Umstand.

Die Namen der Sänger geben sich von den ältern Meistern an zum Theil als ersonnene kund, bald als poetisch-bildliche oder sonst bedeutsame, bald auch als spöttische, z. B. Regenbogen, Muscatblut,

[1] [illegible] dem Böttigergesellen wird am Ende ein Kranz aufgesetzt (Alt- [illegible] I, 122).

Frauenlob, Suchensin[1] u. s. w. Bei den Böttigern nun sagt der Gesellenpfaffe zum Ziegenschurz:

„So ist hier und anderswo mehr Handwerksgebrauch, daß du must einen andern Namen haben; so will ich dich gefraget haben: Wie wilstu mit deinem Schleifnamen heißen? Erwehle dir einen feinen, der kurzweilig ist und der den Jungfrauen wohl gefällt! u. s. w. Sage mirs nun! wie wilstu mit deinem Schleifnamen heißen, 1. Hans Springinsfeld, oder 2. Hans Saufaus, oder 3. Hans Frißumsonst, oder 4. Hans Seltenfrölich, oder 5. Urban Macheleimwarm, oder 6. Veltin Stemshorn, oder was sonst der Namen mehr sein?"

Ein solcher Name ist auch im Schmiedgesellengruß (Wunderhorn II, 70 ff.) Ferdinand Silbernagel, wie der Wandergeselle sich nennt. Der Andre erwidert:

Ferdinand Silbernagel ist wohl ein feiner Name u. s. w.
Hast du ihn ersungen, oder hast du ihn ersprungen,
Oder hast du ihn bei schönen Jungfern bekommen?

Der Gesell antwortet, er habe diesen ehrlichen Namen um Wochenlohn und Mutterpfenninge erkaufen müssen, d. h. um das Namengeld, das bei der Gesellentaufe erlegt werden muß (Altdeutsche Wälder I, 105). Aufgefordert, zwei oder drei Zeugen zu benennen, antwortet er: „Es ist dabei gewesen Gotthelf Springinsfeld (derselbe Name kommt bei der Böttigertaufe vor), Andreas Silbernagel, Gottlob Triffseisen. Mit diesen dreien kann ichs bezeugen und beweisen;" d. h. diese waren Täufer und Pathen. Auf gleiche Weise haben nun, wie ich glaube, auch die Gesellen der Singschule bei ihrer Gesellentaufe sonderbare Namen empfangen. Sie haben sich solche, wie es in jenem Liede hieß, recht eigentlich ersungen. Wenn aber andre Meistersänger ihre rechten Namen beibehielten, so scheint dieß Sache ihrer Wahl gewesen zu sein; denn auch im obigen Formular der Böttiger sagt am Ende der Schleifpfaffe: „Nun du solt bei deinem Taufnamen bleiben." Selbst auf die Töne dehnten die Meistersänger dieses Taufwesen aus, auch ihnen wurde vom Dichter mit Beiziehung von zwei Gevattern ein ehrlicher Name gegeben (Wagenseil 533). Man taufte die Gesangesweisen, wie man auch die Glocken taufte.

[1] Gilgenschein, Frankfurtisches Archiv II, 65. 69, im Jahr 1462. F. H. v. d. Hagen, Minnesinger IV, 892 b ob. der Lilgenfein, der Meienschein.

Nicht unwahrscheinlich ist, daß die den Singschulen mit den Handwerkszünften gemeinsame Taufe, mittelst der geistlichen Brüderschaften, deren Beziehung zu den Singschulen früher besprochen worden, von den Gebräuchen der Mönchsorden abgeleitet werden könne. Der Eintritt in diese, die Übernahme des Ordensgelübdes galt für eine zu völliger Wiedergeburt verpflichtende zweite Taufe (Raumer, Hohenstaufen VI, 347 nach Neander, Bernhard von Clairvaux 42) und der neue Bruder erhielt einen besondern Klosternamen.

Den Handwerksgruß haben wir bei den Schmieden aus dem mehrangeführten Liede kennen gelernt. Der wandernde Geselle und der Altgesell in der Herberge (Wunderhorn II, 71) begrüßen sich. Dieser fragt Jenen, wo er herkomme, wie er sich auf der Herberge nenne, wo die Lade offen stehe und Meister und Gesellen, Umfrage haltend, um den Tisch sitzen, wie und wo er seinen ehrlichen Zunftnamen erlangt habe und welche Zeugen er benennen könne. Diese Fragen und die Antworten darauf sind aber durchaus in einem scherzhaft neckischen Tone gehalten. Ein etwas ernsthafteres Seitenstück dazu giebt eine noch nicht ausgehobene Stelle im Gesellenschleifen der Böttiger. Hier wird der Schleifgeselle über das Einlegen in die Gesellenlade, wenn er in einem Orte neu angekommen, unter Anderm so belehrt (S. 118):

„Wenn nun alle Gesellen auf die Herberge gehen, so gehe auch mit! u. s. w. Denn wird sich der Altgeselle hinter den Tisch setzen, dann u. s. w. nimm das Geld in deine rechte Hand, leg es fein ehrbar vor den Altgesellen und sprich: So mit Gunst, da liegt für mich u. s. w. und bleibe vor dem Tische stehen! Denn wird der Altgeselle sagen: So mit Gunst, Gesellschaft! es ist allhier und anderswo Handwerksgebrauch, wenn einer zum erstenmal auflegt, daß man ihn fragt, wo er sein Handwerk gelernt. Ich bin auch gefragt worden um das meine, derowegen frage ich dich um das deine; wo hast du nun das deine gelernet? so sprich: Zu N. N. Hastu auch einen ehrlichen Lehrmeister gehabt? so sprich: Ja, ich weiß nicht anders. Hastu deine Jahre ausgestanden, wie einem ehrlichen Lehrjungen zustehet? so sprich: Ja, ich weiß nicht anders. Wenn er spricht: Wer ist dein Schleifpfaffe gewesen? so nenne ihn mit Namen und sprich: N. N., ein ehrlicher Geselle von N. N. Was sind vor Meister und Gesellen darbei gewesen? so erzehle sie alle fein ordentlich mit Namen und zwar erstlich derer Meister Namen, hernach der Gesellen! Wenn er fragt: Was ließ dir dein Schleifpfaffe zu guter letzt? so sprich: Seinen und

meinen ehrlichen Namen, ein frisches Glas Bier und eine gute Haarhusche. Alsdenn wird er sagen: Gesellschaft, wenn es dem so ist, so werden die Meister und Gesellen Glauben geben u. s. w."

Diese Formel sollte wohl auch in der Anwendung mit ähnlichen Witzen und Scherzen ausgestattet werden, wie die im Schmiedegruß. Der erste und immer wiederkehrende Gruß: „Gott ehre das Handwerk, Meister und Gesellen!" ist auch hier vorauszusetzen.

In Zeiten, da es noch keine Pässe und Wanderbücher gab, muste der Fremdling sich durch seine Persönlichkeit ausweisen. Äußerlich bezeichnete ihn die Tracht, die für jeden Stand und für jede Abstufung desselben eine bestimmte war. Dann gab es aber auch schon für die erste Begrüßung gewisse Formeln von Frage und Antwort, an denen sich die Genossen desselben Standes und Berufes prüften und erkannten. Diese Prüfung belebte und erweiterte sich zu mancherlei Witzspielen, Räthselaufgaben, Wettstreiten. Von der nordischen Götterwelt herab hat man eine Menge solcher Räthsellieder. Eines, in der Sprache des 13ten Jahrhunderts, ist das Trougemundslied [1] im dritten Band der Müllerischen Sammlung und in den Altdeutschen Wäldern II, 8 ff. mit belehrenden Erläuterungen über diesen Gegenstand. Die Wettstreite der Schmiede erscheinen gleichfalls in Mythus und Heldensage. Die Jäger hatten ihre Waidsprüche, wovon wieder Jacob Grimm aus einer Handschrift von 1589 und aus gedruckten Jagdbüchern eine ansehnliche Reihe gesammelt hat (Waidsprüche und Jägerschreie, Altdeutsche Wälder III, 97 ff.). [2] Hier ein Beispiel (S. 137 f.):

Frage 162: Weidemann, lieber weidemann hübsch und fein,
Was gehet hochwacht (hochaufrecht?) vor dem edlen hirsch
Von den feldern gen holze ein?
Antwort: Das kann ich dir wohl sagen:
Der helle morgenstern, der schatten und der athem sein
Gehet vor dem edlen hirsch von feldern gen holze ein.

Viele dieser Fragen und Antworten betreffen die genaue Bezeichnung der Fährten des Wildes, des Hirschs, Schweins, Wolfs. Sonderbar ist, daß die Jäger, gleich den Meistersängern, auf die sieben freien Künste Anspruch machen (S. 112):

[1] [Auch in Uhlands Volksliedern I, S. 3—6. H.]

[2] [Vergl. auch die Sammlung von R. Köhler im Weimarischen Jahrbuch III. Hannover 1855. S. 329—358. H.]

Frage 12: Sag mir an, mein lieber weidmann!
Warum wird ein jäger ein meisterjäger genannt?
Antwort: Ein gerechter und ein gewisser jäger hat von fürsten und herrn die vergunst,
Er solle genennt werden ein meister der sieben freien kunst.
(Vergl. S. 122.)

Solche Grüße, Frag- und Räthsellieder hat denn auch der Meistergesang aufzuweisen. Nur werden sie in ihm, seiner eigenthümlichen Beschaffenheit nach, zu kunstgemäßen Wettstreiten. Der Freiburger Stiftungsbrief von 1513 sagt Artikel 16:

„Item die fremden Singer, so zu Ziten zu diesen Hauptsingen harkämen, sollend von dieser Bruderschaft erlich empfangen und gehalten werden, damit sie sollichs rümen und loben mögen." (Vergl. Art. 5.)

Wie Hans Sachs auf seiner Wanderschaft die Singschulen besucht, hörten wir ihn selbst erzählen. Bei Michel Beham fanden wir Formulare, wie ein Sänger den andern fordert und dieser darauf antwortet. Regenbogen fordert die Sänger am Rheine zum Wettkampf auf. Ein ähnliches Lied mit der Überschrift „ein Empfahung" fängt ganz nach Art des Handwerksgrußes so an (Aretin, Beiträge IX, 1179):

Seit mir got gewilikumen,
Ir maistersinger, auf dieser fart!
Ich habe gar wol vernumen,
Ir singt aus rechter kunst ein kron u. s. w.

Andre solcher Anrufe sind sehr derb und höhnisch (Ebend. 1147 f. 1178 f.). Ein großer Theil der Wettgesänge aber, wie namentlich auch der unter dem Namen des Sängerkriegs auf Wartburg bekannten, bestand in der Aufgabe und Lösung bilderreicher Räthsel (Ebend. 1145, 30. 1164 f.). In dem eben erwähnten Grußliede Regenbogens zeigt sich besonders noch eine Beziehung auf die Form der Handwerksgrüße. Es heißt darin (Museum II, 186, 3):

Kent ir mich gern? Ich bins, geheißen Regenbogen,
Der ie gesangs ein meister was, nach dem tun ich mich nennen.

Ebenso muß im Schmiedgesellengruße der Ankömmling seinen Zunftnamen angeben, auch wie er ihn bekommen. Er nennt sich Ferdinand Silbernagel und unter den drei Zeugen, die er aufzählt, offenbar den Pathen, ist ein Andreas Silbernagel. Es scheint also, daß

man gerne den Zunftnamen eines Pathen annahm, wie bei der wirklichen Taufe; und so erklärt auch Regenbogen, daß er sich nach einem ältern Meister des Gesanges nenne.

Wäre mir das Buch von Frisius vollständig zugänglich, so möchte sich die Verwandtschaft zwischen den Gebräuchen der Handwerke und denen des Meistergesangs wohl noch weiter verfolgen lassen.

Wenn man erwägt, daß die Gewerke nicht nur ihre Zunfteinrichtungen poetisch zu beleben und auszuschmücken suchten, sondern auch in ihrer Mitte eine eigene Zunft des Gesanges stifteten, wie eine Kirche unter den Gebäuden, in welchen gearbeitet und Hausandacht gepflogen wird, so möchte dieses zusammen eine höchst gedeihliche Pflege der Poesie im Handwerkstande erwarten lassen. Allein die nähere Einsicht hat uns gezeigt, daß in den Zünften selbst das Phantastische der Einrichtungen und Gebräuche doch großentheils nur Formel war und daß in der Singschule eben das Zunftmäßige auf die freiere Bewegung der Poesie hemmend einwirkte. Die eigentliche und kräftigste Poesie der Gewerke liegt vielmehr in ihren Arbeiten oder in dem Sinne, mit welchem diese betrieben wurden; ich meine den Kunstsinn, der auf dem Boden des schlichten Handwerks die staunenswerthesten Bildwerke aufstellte, der den Schilder zum Maler, den Steinmetzen zum Bildhauer, den Rothschmied zum Meister kunstreicher Gußarbeiten erhob, der auch in den geringeren Handwerken überall erfinderisch bildete und schmückte.

Nürnberg steht auch hierin unter den deutschen Städten obenan. Johann Neudörfer, Rechenmeister daselbst, verfaßte 1547 ein mit vielen lehrreichen und charakteristischen Nachrichten ausgestattetes Verzeichnis der in mancherlei Künsten und Geschicklichkeiten ausgezeichneten Bürger, die zu seinen Zeiten, seit 50 Jahren her, in dieser Stadt gewohnt hatten und noch wohnten:

Johann Neudörfers Nachrichten von den vornehmsten Künstlern und Werkleuten, so innerhalb 100 Jahren in Nürnberg gelebt haben, 1547, nebst der Fortsetzung von Andreas Gulden, 1660. Abgedruckt nach einer alten Handschrift in der Campeschen Sammlung. Nürnberg 1828. kl. 12.

Man erstaunt über diese Reihe kunstreicher Männer, die innerhalb derselben Mauern und in einem verhältnismäßig kurzen Zeitraume mit und nach einander in schlichtem, bürgerlichzünftigem Wesen so Treffliches leisteten und mit deren Werken diese alterthümliche Stadt noch

jetzt geziert ist; unter ihnen der Maler Albrecht Dürer; der Steinmetz Adam Kraft, unter dessen gewaltigem Meißel eine Kunst fruchtbar und lebendig wurde, die man oft als eine ausgestorbene betrachtet; der Rothschmied Peter Vischer, der mit fünf Söhnen das wunderbare Gußwerk, S. Sebalds Grab, in der Sebalduskirche, verfertigt hat, darunter er selbst, mit der Werkschürze, dargestellt ist; dann eine lange Folge kunstsinniger Goldschmiede, Glasmaler, Steinschneider, Schlosser, Plattner (Harnischmacher), Zimmerleute u. s. w. Der Schreiber des Büchleins selbst, Johann Neudörfer, ist ein berühmter Schreibkünstler, dem man die Formen der jetzigen deutschen Bücherschrift verdankt. Auch der Meistersänger Hans Sachs wird, wie schon erwähnt worden, in diesem Verzeichnis aufgeführt.

Dasselbe erzählt, unter Sebastian Lindenast, S. 12 f., Folgendes:

„Dieser Lindenast hat nichts anderst dann von geschlagenen und getriebenen Kupfer gearbeitet, daraus machte er Gefäß allerlei Manier, als wäre es von Gold oder Silber getrieben u. s. w. Anno 1462 hat er an der Capelle am Markt, oben an der Uhr, dem Kaiser Karl IV die sieben umgehenden Churfürsten, den Ehrenhold, die vier Posaunen, die zwei Männlein, da das eine läutet und das andere die Uhr umwendet, von Kupfer gemacht und getrieben, und hab ich ihn desto lieber zu diesen Künstlern gesetzt, daß er und Vischer der ältere, Rothschmied, auch der vorgemeldte Adam Kraft, Steinmetz, gleich mit einander aufgewachsen und wie Brüder gewesen sein, sind auch alle Feiertag in ihrem Alter zusammen gegangen, sich nicht anderst, als wären sie Lehrjungen, mit einander geübet, welche Übung und Aufreißung noch zu weisen ist, sind auch allemal ohn einiges Essen und Trinken freundlich und brüderlich von einander abgeschieden.“

Es ist kein Zweifel, daß solche Sonntagsschulen der genannten Meister poetischer waren, als die Singschulen in der Katharinenkirche. Diese Handwerker schufen ihre lebendigste Poesie auch wirklich mit ihren kräftigen und fertigen Händen.

Dritter Abschnitt.

Die historischen Volkslieder des fünfzehnten Jahrhunderts.

Unter historischen Volksliedern verstehen wir diejenigen Lieder, welche unmittelbar aus geschichtlichen Ereignissen und Zuständen hervorgiengen oder sich auf solche beziehen und im Gesange des Volkes zu wirken bestimmt waren, mögen sie nun mehr darstellend oder mehr polemisierend hervortreten. Wir gesellen ihnen jedoch auch solche kürzere Zeitgedichte, die nicht in sangbarer Form, sondern unstrophisch, als Sprüche, verbreitet wurden, aber jenen nach Zweck und Inhalt verwandt sind.

Geschichtliche Lieder sind die Grundlage größerer epischer Darstellungen, in denen darum auch die aus den frühesten Zeiten untergegangen sind. Dennoch sind weit hinauf in der Geschichte der deutschen Poesie bestimmte Spuren und Überreste solcher geschichtlicher Volksgesänge vorhanden. Das 13te Jahrhundert brachte viele Lieder zu Tage, die sich auf kirchliche oder politische Ereignisse und Angelegenheiten einließen, doch sind die auf uns gekommenen namhafter Meister mehr kunstgerecht, als volksmäßig, mehr betrachtend und verhandelnd, als erzählend. Erst seit dem 14ten Jahrhundert erscheinen die historischen Volkslieder, wie wir sie im Eingang bezeichnet haben, als etwas für jedes erheblichere, der allgemeinern oder besondern deutschen Geschichte angehörige Zeitereignis herkömmliches, das 15te und 16te Jahrhundert aber geben uns deren die Fülle. Die Poesie schritt in diesem Zeitraum, wie in der Einleitung bemerkt wurde, hart an der Seite der That. Das Aufstreben des Bürger- und Bauerstandes gab dem Volksgesange neues Feld und neuen Schwung. Die Schrift und der Druck waren bereite Mittel, das Lied, so wie es aus dem Ereignis hervorgegangen war, festzuhalten, wogegen in Zeiten der bloß mündlichen Überlieferung die Geschichte, wenn sie nachwirkend fortdauern

sollte, sich völlig in Poesie auflösen muste. Unter solchen Verhältnissen erklärt sich nicht nur der reiche Vorrath von Liedern dieser Art, sondern auch ihr unverarbeitet geschichtlicher Charakter und der weitere Umstand, daß wir großentheils mit den Namen der Dichter bekannt sind, die sonst im Volksliede gänzlich verschwinden. Was über diese Lieder im Allgemeinen weiter zu sagen wäre, wird sich uns besser erst aus der näheren Kenntnis derselben ergeben.

Wir vertheilen sie, nach den beiden Jahrhunderten, in zwei Abschnitte. Nicht bloß um eine allzu lange Reihe derselben mit andern Gegenständen zu unterbrechen, sondern weil die Reformation an der Scheide des 15ten und 16ten Jahrhunderts der Zeitgeschichte überhaupt ein neues Gepräge giebt und es nöthig sein wird, die innern, geistigen Bestrebungen und Kämpfe der Reformation, so weit die Poesie an ihnen Theil nimmt, darzustellen, bevor ihr Heraustreten in die Thaten und Thatenlieder des 16ten Jahrhunderts geschildert werden kann.

Für die Litteratur weiß ich vorläufig nur die einzige, allgemeinere Sammlung anzuführen:

Sammlung historischer Volkslieder und Gedichte der Deutschen. Aus Chroniken, fliegenden Blättern und Handschriften zusammengetragen von Dr O. L. B. Wolff. Stuttgart und Tübingen 1830.

So zweckmäßig der Gedanke an sich war, das an so vielen Orten Zerstreute einmal zusammenzustellen, so Vieles läßt die vorliegende Sammlung noch zu wünschen übrig. Die Vollständigkeit kann hier allerdings noch für lange Zeit nur eine beziehungsweise sein. Es ist auch wirklich manches aus seltenern fliegenden Blättern mitgetheilt und wenn die größere Masse theils aus früheren Volksliedersammlungen, namentlich dem Wunderhorn und der von Görres, theils aus bekannten Chroniken entnommen ist, so kann dieß dem Sammler nicht zum Vorwurfe gereichen; aber doch hätte in diesem Fache ohne besondre Anstrengung des Neuen oder noch wenig Bekannten weit mehr gegeben werden können. Die kritische Behandlung in Hinsicht auf Echtheit, Alter, geschichtlichen Charakter, Sprache und Vers dieser Lieder erträgt keine nähere Beleuchtung. Inzwischen ist, bis eine vollständigere und untadelhaftere Sammlung zu Stande kommt, auch diese mit Nutzen zu gebrauchen.

Über einzelne Lieder oder größere Partieen solcher werden die Litterarnotizen je an der besondern Stelle gegeben werden.

Den Übergang von dem Gegenstande des vorhergegangenen Abschnitts zu den historischen Volksliedern des 15ten Jahrhunderts machen uns am besten zwei namhafte Meistersänger aus dem Anfang und der Mitte desselben, welche, neben den Gedichten, die ihrem Inhalte nach dem Innern der Singschule angehören, wie späterhin Hans Sachs von sich selbst meldet, „auch Lieder von Kriegesgeschrei" gemacht haben, und zwar theils noch in der Form des Meisterliedes, theils in der einfachern des Volksgesangs. Ich stelle diese Lieder um so lieber voran, als sie uns die Zeitverhältnisse und Zeitkämpfe mehr allgemein und übersichtlich, nach den Hauptparteiungen darlegen.

Die beiden Dichter sind Muscatblut[1] und Jörg Schilcher,' beide durch Lieder und Töne in den Singschulen berühmt. Den erstern setzt man gewöhnlich in die zweite Hälfte des 14ten Jahrhunderts (Museum I, 188). Die geschichtlichen Anspielungen des nachfolgenden Liedes zeigen, daß es um 1413 gedichtet ist.

Muscatpluot: ain große lug.[2]
(Handschriftliches Liederbuch der Hätzlerin S. 704.)

Ein ironisches Lob der Sitten aller Stände: Die Simonie ist zergangen, die Priesterschaft prangt nicht in Hochfahrt, treibt keinen Übermuth mit ihrem Reichthum. Kein Wucherer wird mehr gefunden; wer Wucher hat, giebt ihn um Gottes willen zurück. Nichts wird mehr vom Geize gehört. Die Mönche sind halb heilig geworden, die Nonnen tragen keine Kinder mehr, Mönche und Nonnen treiben eifrig ihr Gebet; wer sich in ihren Orden begiebt, fährt mühelos in den Himmel. Fürsten, Grafen und Herren halten ihre Ehre, ihre Diener legen sich nicht auf Lügen und Schmeicheln; Ritter und Knechte halten sich ehrsam; es betrübt sie, daß man arme Leute höhnt und quält; sie nehmen von ihnen kein unrecht Gut. So stehen die Lande in gutem Frieden, Niemand darf bei Strafe des Stranges in ihrem Gerichte böslich ergriffen werden.

Während Muscatblut, 1413, die Gebrechen aller Stände verspottet

[1] Über Muscatblut vgl. Aufseß, Anzeiger I, 258—60. Wolff, Altholländische Volkslieder 214. [Man vergleiche nun: E. v. Groote, Lieder Muscatbluts. Köln 1852. 8. H.]

[2] [Man sehe das Lied in: Liederbuch der Clara Hätzlerin, herausgegeben von C. Haltaus, S. 109. 110. E. v. Groote a. a. O. S. 153—156. H.]

und selbst die Unmacht des Kaisers nicht verschont, stellt etwas später, um 1450, Jörg Schilcher (bei Spätern Schiller, über ihn vgl. Grundriß 499) den scharfen Gegensatz heraus, in welchen die Stände, Fürsten und Adel auf der einen, Bürger und Bauern auf der andern Seite, gegen einander getreten waren. Er steht uns um so passender am Eingang der vielen Lieder, welche den Kampf dieser Stände betreffen, als er noch zur Partei der ältern Zeit, zu Fürsten und Adel hält und wir bei ihm recht deutlich ersehen, welchen Eindruck des Befremdens und der Eifersucht die mächtig aufstrebende Kraft, das trotzige Selbstgefühl der untern Stände bei jenen gemacht.

Das erstere Lied ist ein Meistergesang, aber wie der vorangegangene von Muscatblut in einer leichter ins Ohr fallenden Weise:

Der Bauern Übermuth
(In des Jörg Schilchers Maienweis)

bei Görres, Seite 259 ff., daraus mit allen Fehlern bei Wolf Seite 194 ff.:

Wo ich jetzt in der welt umfahr u. s. w.

Wie hier gegen den Übermuth der Bauern, so wird in dem nächsten, volksmäßiger tönenden Liede gegen den der Städte losgezogen. Es steht im handschriftlichen Liederbuch der Hätzlerin[1] S. 559 ff.:

Jubileus[2] ist uns verkundt u. s. w.

Jörg Schilcher nennt sich zwar in diesem Liede selbst nicht, aber ein in der Handschrift unmittelbar voranstehendes „maisterliches lied" (S. 553—8), worin Frau Ehre, die aus dem Lande geflohen ist, dem Dichter die Verdorbenheit der Zeit klagt, enthält seinen Namen:

— — all ditz geticht,
Als es Jörg Schilcher hat gericht;

und das zuerst vorgetragene, gleichfalls mit seinem Namen gestempelte, von der Bauern Übermuth, ist ganz im gleichen Sinne gedichtet. (Sollten im ersten Lied unter den hoffärtigen Bauern auch nur die Städter gemeint sein?)

[1] [Bei Haltaus S. 39—41. Uhland hat dieses Gedicht in seine Volksliedersammlung I, S. 426—431, aufgenommen. H.]

[2] Jubileus, sc. annus, das päbstliche Jubeljahr 1450.

Das zweite Gedicht Schilchers hat uns bereits mitten in die Fehden des 15ten Jahrhunderts versetzt. Von den vielen Kriegsliedern dieser Zeit heben wir nur diejenigen heraus, welche entweder für sich durch lebendige Darstellung oder dadurch, daß sie sich zu einem größeren geschichtlichen Ganzen an einander reihen, vorzügliche Beachtung erheischen. Die erstern, mehr vereinzelten, schicken wir voran und schließen mit denen, die sich mehr gruppenweise zusammenschließen, den Schweizerliedern und den dithmarsischen.

Einzelne Fehdelieder aus der ersten Hälfte des 15ten Jahrhunderts sind: der Spruch von der Aachener Fehde, 1429, dessen Verfasser sich Affenschmalz nennt (wenn nicht unter diesem Namen der Verfasser eines ältern Liedes gemeint ist), (Wolff 627 ff.); der Zug vor Hettstädt, 1439 (Ebend. 624 ff.); das Lied von Grubenhagen, 1448 (Ebend. 626); die Eroberung des Schlosses Haun durch Wilhelm IV von Henneberg, 1442 (Ebend. 621 ff.); die Kölner Unruhen (Ebend. 610 ff.); die Magdeburger Fehde (Wunderhorn II, 107 ff. Wolff 731 ff. Vgl. Koch II, 73—75. 83); Störtebeker, 1402 (Wunderhorn II, 167 ff. Wolff 693 ff. Leibniz, Scriptores rerum Brunsvicensium III, 394). Da sie jedoch weder durch die Wichtigkeit der Ereignisse noch durch besondre Vorzüge der Darstellung sich auszeichnen, so knüpfen wir gleich bei dem zweiten Liede Jörg Schilchers an, das im Städtekrieg von 1450 den Fürsten und dem Adel, namentlich dem Markgrafen Albrecht von Brandenburg und den Übrigen, die mit ihm die Stadt Nürnberg hart bedrängten, Aufmunterung und Glückwünsche zuruft. Solchem Hohne gegenüber erhebt sich, unter den Fahnen Nürnbergs, ein andrer Sänger mit Ernst und Kraft und verkündet uns, wie noch im nemlichen Jahre jene feindseligen Wünsche gescheitert sind: Hans Rosenblut, der Schnepperer, vom Kriege zu Nürnberg, 1450 (Wolff 48 ff. [1]).

Die Hauptauszüge der Nürnberger werden so beschrieben:

Die von Nürmberg schicktn auß ein tier,
Das was so grausamlich gestalt,
Das gieng auß in der wochen zwir,
Das tier het vil ir veind bezalt.

[1] [Vergl. Fastnachtspiele aus dem fünfzehnten Jahrhundert, gesammelt von A. Keller. Stuttgart 1853. 8. S. 1151. 1152. H.]

Das haben rittr und knecht eingnomen,
Das tier gab auß plei und auch pfeil.
In tag und nacht reist es zwelf meil
Und ist alzeit ganz heimhin komen.
Man het oft scharpf auf es gemart
Mit reitern und mit wagenpürgen,
Das tier stund so vest und so hart,
Daß es kond niemant niderwürgen.
Das tier das hett ein rüssel vorn
Mit tausend büchsen- und armbrustschützen,
Ein kong mocht wol fürchten sein zorn,
Das tier mit seinen messein sprützen.
Zweitausent spieß warn sein zwu seiten
Und auch sein pauch, des ist kein scherz,
Sein zagel warn sechs hundert reiter,
Achthundert Schweizer warn sein herz.
Ein wagenpurg [1] so heißt sein nam;
Das tier het mangem nachgezogen,
Wenn marggravn Albrecht es ankam,
So hat er vor dem tier geflohen.

Der letzte, siegreiche Strauß dieses Thieres fand bei Heimbach statt. Schon war die Sonne zu Rast gegangen und noch immer feuerte der Markgraf Albrecht die Seinigen gegen die Nürnberger an.

Der Verfasser dieses Gedichts, Hans Rosenblut, der Schnepperer, wird uns bei den Schwänken und Fasnachtspielen wieder vorkommen. Von seinen Lebensumständen weiß man nur aus einzelnen Andeutungen, die er selbst giebt. Vorzüglich in einem Gedicht auf Herzog Ludwig von Baiern-Landshut sagt er:

— — ich bin kein ungeheurer
Und bin ein frembder abenteurer
Zu fürsten, zu heren, zu kunigen und zu keisern
Und bin irer wappen ein nachreiser,
Nach adels ere zu plasonniren
Und auch ir varb zu dividiren,
Und such an iren höfen mein narung (Göz III, LXIX).

[1] Unter Wagenburg wird hier der geschlossene Heerzug mit Wagen, Geschütz, Reiterei und Fußvolk verstanden.

Von dieser Beschäftigung wird später in weiterem Verbande die Rede sein. Daß sie ihn nicht ganz zum Fürstendiener machte, zeigt sein Spruch vom Nürnberger Kriege, den er, vermöge der Erzählung mit „wir," selbst mitgefochten hat. Sonst möchten noch folgende seiner Sprüche in diesen Abschnitt zu ziehen sein (nach dem Verzeichnis bei Göz III, LXX ff.): 11. der spruch von Nurmberg; 18. von der hussen flucht; 19. ein spruch von Beheim; 28. von herzog Ludwigen von Beiern; dann 42. ein liet von den Turken.

(Sieh sonst über ihn: Museum I, 197. Grundriß 364 ff. Göz III, LXVIII ff.[1])

Ereignisse aus der zweiten Hälfte des 15ten Jahrhunderts, von denen Lieder gesungen wurden, sind: der sächsische Prinzenraub, 1455 (Wunderhorn I, 296. Vgl. Koch II, 75. Wolff 655), und der Tod des jungen Königs Ladislav von Böhmen, 1457 (Wunderhorn II, 119 ff. Wolff 726 ff. Züricher Sammlung 507). Der Tod Ladislavs wird hier als das gewaltsame Werk der hussitischen Ketzer dargestellt. „In der Weise, wie man den König Laßla singt," ist eine häufige Bezeichnung späterer Lieder. Der Strophenbau findet sich aber schon in dem erzählenden Gedichte Morolf, aus dem 13ten Jahrhundert.

Eine weitere, berühmte Fehde war der pfälzische Krieg, im Jahr 1462. Der Held desselben ist Friedrich I, Kurfürst von der Pfalz, zugenannt der siegreiche, welchem Hermann von Sachsenheim die Mörin mit zugeeignet hatte und von dem Michel Beham sagt, daß er sein Brot gegessen und sein Lied gesungen habe, indem er nemlich 1469 die Thaten dieses Fürsten in Form einer Reimchronik niederschrieb.

Anlaß und Ablauf der Fehde waren diese: Diether von Isenburg und Adolf von Nassau stritten um den Besitz der höchsten geistlichen Würde Deutschlands, des erzbischöflichen Stuhles von Mainz; Pfalzgraf Friedrich erklärte sich zum Beschützer des erstern, dem Pabst und dem Kaiser zum Trotze. Die mächtigsten Nachbarn der Pfalz, Baden und Wirtemberg, ergriffen willig den Vorwand des Reichsaufgebots und fielen verwüstend in Friedrichs Lande ein, um den Gefürchteten zu demüthigen. Er aber griff sie am 30 Juni 1462 unversehens bei Seckenheim an, schlug sie aufs Haupt und nahm den Markgrafen Karl

[1] [Die ausführlichsten Untersuchungen über Rosenblut hat A. Keller, Fastnachtspiele S. 1077 ff. mitgetheilt. H.]

von Baden, dessen Bruder den Bischof Georg von Metz und den Grafen Ulrich von Wirtemberg, nebst vielen Edelleuten, gefangen (Fichard, Frankfurtisches Archiv II, Frankfurt 1812, S. 54. Heinrichs Deutsche Reichsgeschichte Thl. IV, S. 362—83).

Außer dem, was Behams ungedruckte Reimchronik über diesen Streit enthalten mochte, handeln von ihm drei Lieder, die in Fichards Frankfurtischem Archiv II, S. 56 ff. nach einer Papierhandschrift, damals im Besitze des Herausgebers, abgedruckt sind. Das eine derselben, welches ich als das dritte aufführen werde, ist auch bei Görres S. 240 ff. aus einer Heidelberger Handschrift (vgl. Mone, Badisches Archiv I, S. 69 f.) mitgetheilt und darnach von Wolff S. 600, der auch nur dieses einzige gekannt zu haben scheint.

Dasjenige, welches chronologisch vorangehört (bei Fichard Nr. 3), verkündet den nahen Ausbruch des Kampfes und ruft ihn hervor:

Wölt ir hören ein nuws getícht,
Was die thumherren han entricht [1]
Zu Menz wol uf dem stift?
Sie han zwen bischof uß erwelt,
Das in zu schaden trifft u. s. w.

Der Schluß lautet:

Der uns das liedlin nüwe sang,
Der hat vil mangen heimlichen gedank,
Er nent sich Gilgenschine,
Und der dem fürsten vil gutes gan,
Dem pfalzgrafen bi dem Rine.

Derselbe singt nun auch ein freudiges Lied, nachdem die Schlacht geschlagen ist, woraus wir folgende Strophen ausheben (Fichard Nr. 2):

(Anf.) Wo untrüw wurd bezwungen,
Freut sich das herze min.
Dem fürsten ist gelungen,
Friedrich, pfalzgraf bi Rin,
Herzog in Beierland;
Es ist im wol ergangen,
Freud ist im wol bekant.

[1] entrichten, etwas, es aus der rechten Ordnung, Richtung bringen (Boner 391. Tristan, Glossar 348 a).

Er fürt in hoher ziere
Ein schilt von farwen rich,
Dar inn von golt ein tiere,
Eim lewen ist es glich.
Er ist gewapent schon:
Uf sinem helm von golte
Fürt er ein riche kron.

Es werden sodann die drei Fürsten aufgezählt, die dem Pfalzgrafen unterlegen. Vom Bischof von Metz wird gesagt:

Wer er daheim verbliben
Und het ein mess gelesen,
Als ander pfaffen driben!

Sich haben wol besonnen
Die herren alle dri,
Heidelberg han sie gewonnen,[1]
Mit in manig graf und fri,
Darzu vil ritter und knecht.
Des freu dich, pfalzgraf hochgeborn,
Und alles din geslecht!

Und laß dich nit betrügen!
Die fogel halt in hut,
Daß sie dir nit empfliegen!
Din weidwerk das wirt gut.
Kanstu die fogel ropfen,
So halt sie bi dem fessel![2]
Laß sie nit von dir hopfen!

Der lewe hat erslichen
Den jeger vor der thür u. s. w.

Bischof, von Metz geschriben,
Der nam möcht dir bestan,
Werstu da heim verbliben
Und drügst ein korrock an,
Das dir vil besser were,
Wann daz du wilt zu Heidelberg
Die blatten laßen scheren.

[1] D. h. sie sind gefangen dahin geführt worden.
[2] Fessel, das Band, an dem man die Falken aufsteigen läßt.

Schluß:

Gilgenschein ist ers genennet,
Der uns das liedlin dicht.
Sin nam ist wol erkennet,
Groß gut beswert in nicht.
Also nent er sich (darmit?),
Sin seckel ist im pfennig ler,
Das ist sin alter sitt.

Dieser Gilgenschin (Liljenschein), auch einer der angenommenen Sängernamen, kommt nirgends anders vor.

Das dritte Lied, das ausführlichste, sucht gleichfalls seinen poetischen Schmuck vorzüglich im heraldischen Bildwerke (Fichard Nr. 1. Görres 240 ff.).

Der Dichter nennt sich dießmal am Schlusse nicht, aber die Ähnlichkeit der gebrauchten Bilder läßt uns auch hier Gilgenschein als Verfasser vermuthen.

Übrigens hat der Pfalzgraf den Rath dieser Lieder redlich befolgt. Er hat die eingefangenen Falken wohl gerupft, die Schellen voll erklingen lassen und dem Bischof die Platte gut geschoren. Der Bischof von Metz muste für seine Befreiung 50000 fl. zahlen, der Markgraf Karl von Baden 100000 fl. und eben so viel der Graf Ulrich von Wirtemberg, und da sie die ganze Summe nicht aufbringen konnten, so musten sie dem Pfalzgrafen verschiedene Städte und Schlösser verpfänden (Heinrich, Reichsgeschichte IV, 382). Bis zu dieser Lösung lagen sie in harter Gefangenschaft und die Chronik meldet (Crusius, Annal. Suev. II, 410), man habe sie zwar mit guter Speise verpflegt, aber ihnen kein Brot dazu gegeben, zur Strafe für die muthwillige Verheerung der Saatfelder. Vgl. Hans Sachs, Kemptener Ausgabe I, 936 f.

Während so die Stände des Reichs unter sich und mit Kaiser und Pabst in manigfachen Streit verwickelt waren, hatten sie kein Ohr für die Stimmen, welche vor einem das Reich und die Christenheit immer furchtbarer bedrohenden Feinde warnten. Die Türken hatten 1453 Constantinopel erobert und dem griechischen Kaiserthum ein Ende gemacht, nachdem man sich ihrer zuvor schon in Ungarn und Serbien mit Noth erwehrt hatte. Der Pabst und auch der träge Kaiser Friedrich riefen vielfach zum Türkenzug auf. In diese Zeit fällt ein Lied,

das Görres (S. 246 ff. Wolff 7 ff.) unter der Aufschrift „Türkenschrei" mitgetheilt hat:

Wol auf in gotes nam und kraft u. s. w.

Aber die Fürsten und die Städte, die hier aufgerufen werden, hatten anderwärts zu thun oder waren durch ihre inneren Fehden geschwächt; man führte dieses auf dem Reichstage zu Wien, einem der vielen vergeblichen über diese Frage, zur Entschuldigung an:

„indem sider der zit — groß schwere hauptkriege mit großen schaden und unrat zwischen merglichen kurfürsten und fürsten, grafen, herren und andern des heil. richs in tütschen landen ergangen sint, dadurch tütsche lande an ihrer kraft und macht nit ein wenig geheligt sind und größlich abgenommen haben" u. s. w. (Heinrich IV, 370.)

Der Türkenschrei verhallte; die Gefahr muste noch handgreiflicher hereinbrechen.

Von diesen mehr vereinzelt dastehenden Liedern kommen wir zu denjenigen, welche sich in größere geschichtliche Partien an einander reihen. Die Hauptstelle nehmen hier die Schweizerlieder ein. Die Freiheitskämpfe des schweizerischen Volkes und dessen anderwärtige Schicksale in unsrem Zeitraum und höher hinauf sind nach dem grösten Theil ihrer bedeutendern Momente in gleichzeitigen Liedern, häufig von beiden streitenden Theilen, besungen. Das 15te Jahrhundert, mit welchem wir in diesem Abschnitte abschließen, vollendet, mit dem Schwabenkriege, die Eidgenossenschaft der 13 Orte.

Litteratur der Schweizerlieder:

Viele einzelne dieser historischen Lieder sind als fliegende Blätter und in den schweizerischen Chroniken, besonders den bekannten von Tschudi (aus Glarus, geboren 1505, gestorben 1572) und Diebold Schilling,[1] gedruckt.

Aus letzterer sind die des Veit Weber besonders herausgegeben:

[1] Aegid. Tschudii Chronicon helveticum u. s. w., herausgegeben von Iselin, 2 Theile. Basel 1734—1736. Fol. (Hier nur bis 1470.) Tschudis Chronik, Fortsetzung von 1472—1516 in: Helvetia, Denkwürdigkeiten für die 22 Freistaaten der schweizerischen Eidgenossenschaft. Neue Folge. Bd. I. Aarau bei Christen 1827. Bd. II. 1828. Diebold Schillings Beschreibung der burgundischen Kriegen. Bern 1743. Fol. (Gleichzeitig.)

Kriegs- und Siegeslieder aus dem 15ten Jahrhundert von Veit Weber aus Freiburg im Breisgau. Herausgegeben und mit den nöthigen Erläuterungen versehen von H. Schreiber. Freiburg 1819.

Aus der handschriftlichen Chronik Wernher Steiners von Zug sind in der:

Aletheia durch Ernst Münch. Zürich 1822. S. 139 ff.

mehrere solcher Lieder mitgetheilt. Bei Wolff S. 448 ff. finden sich die Lieder aus Tschudi, Schilling und der Aletheia zusammengedruckt.[1]

Münch bezeichnet die in der eben genannten Schrift gegebenen Stücke als Proben einer vollständigen Sammlung von altschweizerischen Volks- und Kriegsliedern von den ältesten Zeiten bis zur Reformation, mit historischen Einleitungen und erläuternden Anmerkungen. Der Dichter Rudolf Wyß, in Bern, der dieselbe Absicht gehegt, habe sich mit ihm zur gemeinschaftlichen Herausgabe verstanden. Dieses gemeinsame Unternehmen ist nicht zu Stande gekommen. Wohl aber hat der seitdem verstorbene Rudolf Wyß eine bedeutende Sammlung solcher Lieder, aus handschriftlichen Quellen und nach alten Flugblättern, in 8 Heften, ungedruckt hinterlassen.

Ich habe kürzlich Gelegenheit gehabt, diesen reichen Vorrath einzusehen; es ist sehr zu wünschen, daß er in die Hände eines tüchtigen Herausgebers komme. (Vgl. noch F. H. von der Hagens Briefe in die Heimat I, 180. 185. 197.)

Die Lieder, welche von den frühesten schweizerischen Begebenheiten handeln, sind nicht auch der Zeit der Abfassung nach die ältesten. Eines von der Schweizer Ankunft aus Schweden und ihrer ersten Niederlassung im Haslithal scheint erst im 17ten Jahrhundert gedichtet zu sein. Ein andres von den Thaten Wilhelm Tells:

Wilhelm bin ich, der Telle,
Von Heldenmuth und Blut u. s. w.

(Wunderhorn II, 129 ff. nach einem fliegenden Blatt. Wolff 719 ff.) scheint in seiner jetzigen Gestalt in das 16te Jahrhundert zu fallen. Es ist bestimmt, durch Erinnerung an den alten Helden der Schweizer-

1 [Man vergl. auch: E. L. Rochholz, Eidgenössische Lieder-Chronik. Sammlung der ältesten und werthvollsten Schlacht-, Bundes- und Parteilieder vom Erlöschen der Zäringer bis zur Reformation. Bern 1835. 8. H.]

freiheit vor Abwegen einer späteren Zeit zu warnen, wie die Schlußstrophen beweisen, worin Tell also spricht:

Das merkt, fromm Eidgenossen! u. s. w.

Auch das Lied „von der Laupen Schlacht (Schlacht bei Laupen, 1339) in ihrer alten Melodei“ (wie Ecken Ausfahrt, Herzog Ernsts Ton) ist nicht gleichzeitig. (In Rebmans Gespräch u. s. w. des Niesens und Stockhorns u. s. w. neue Ausgabe, Bern 1620, S. 510 ff. Laßberg bemerkt vor seinem Exemplar dieses Buchs, daß er auch eine Ausgabe des Liedes Bern 1606 besitze.)

Da überhaupt die Poesie des 14ten Jahrhunderts nicht unmittelbar zu unsrer Aufgabe gehört, so hebe ich von den Liedern, welche wirklich aus demselben stammen (vom Bischof von Basel, 1367, Wolff 557 ff., von den Guglern, 1376, Ebd. 451 ff.), nur zwei hervor, die schon näher an der Grenze unsres Zeitraums stehen, aber noch im Tone des alten Heldenliedes zwei der denkwürdigsten Freiheitsschlachten besingen, die Sempacher, 1386, und die bei Näfels, 1388.

Ein lied von dem strit ze Sempach, 9 Juni 1386 (Tschudi I, 529 ff. Wolff 454 ff.).

Dieses Lied ist vielleicht das beste von allen geschichtlichen Schweizerliedern und hat auch in den späteren nachgewirkt.[1] Der Text ist sehr verdorben und dadurch besonders der Anfang etwas dunkel. Herzog Leopold von Österreich zieht mit seinem großen, ritterlichen Heere von Sursee herauf, während von der andern Seite die Eidgenossen anrücken:

Gar bald si da vernamend Von Sempach uß der burg u. s. w.

(Suchenwirt, 67 b f. Vgl. Sammlung für altdeutsche Litteratur und Kunst I, 152 ff.)

Das Glarner Lied oder das von der Schlacht bei Näfels, 1388, in doppelter Gestalt, ausführlicher und kürzer, auf uns gekommen (Tschudi I, 548. Wolff 464 ff.; dann Aletheia 141. Wolff 564), ist nicht sowohl durch poetische Darstellung, als durch die alterthümliche

[1] [Man sehe das ursprüngliche Lied in Uhlands Volksliedern I, S. 404 bis 409; dasselbe mit der Umarbeitung und Erweiterung Halbsuters in Wilhelm Wackernagels Altdeutschem Lesebuche. Vierte Ausgabe. Basel 1861. 8. Sp. 1105—1120. Man vergl. auch: O. Lorenz, die Sempacher Schlachtlieder, in F. Pfeiffers Germania VI. Wien 1861. 8. S. 161—186. H.]

epische Weise bemerkenswerth (die im Sempacher Lied eine Modification erfahren hat). Gleich bei der ersten Zeile des kürzern Textes:

In einer fronfasten do huob sich Glarner not u. s. w.

wird man an der Nibelunge not erinnert.[1]

Wir schreiten nun vor zu den Schweizerliedern des 15ten Jahrhunderts.

Bald nach dem Anfang des 15ten Jahrhunderts fieng der reine Freiheitskampf der Eidgenossen sich zu trüben an. Sie giengen auf Eroberung aus, machten sich Unterthanen, die nicht mit ihnen selbst gleiche Rechte hatten, entzweiten und bekämpften sich um neuen Erwerb.[2]

a) Aargauer Fehde.

Im Jahr 1412 schloß Herzog Friedrich von Östreich mit den 8 Orten, aus denen damals die Eidgenossenschaft bestand, 50jährigen Frieden und bestätigte ihnen Alles, was sie in Folge der bisherigen Kämpfe besaßen. Sie hinwider bestätigten dem Herzog, was er noch bei ihnen an Pfandschaft, Lehen und andern Rechten inne hatte. Dieser Friede dauerte jedoch kaum drei Jahre. Während der Kirchenversammlung zu Konstanz gerieth Herzog Friedrich mit dem König in Streit, weil er sich weigerte, nach Konstanz zu kommen und vom Könige seine Lehen zu empfangen. Da er es zugleich wagte, einen der Päbste, den man absetzen wollte, in seinen Schutz zu nehmen, so wurde er von der Kirchenversammlung mit dem Banne belegt und vom König aller Würden und Lehen verlustig erklärt. Sämmtliche Getreue des Reichs wurden gegen ihn aufgeboten, auch die Eidgenossen. Diese trugen anfangs Bedenken, einen Frieden zu brechen, den sie kaum erst mit dem Herzog auf 50 Jahre beschworen hatten. Als aber der König wiederholt seine Boten schickte und die Kirchenversammlung mit dem Banne drohte und als nun zuerst Bern sein Kriegsvolk rüstete, da wollten auch Zürich und die übrigen Eidgenossen, Appenzell allein ausgenommen, nicht zurückbleiben. Die alten Besitzungen Östreichs im Aargau wurden ohne großen Widerstand eingenommen. Am meisten

[1] [Man sehe das Lied in Uhlands Volksliedern I, S. 409—411. H.]

[2] Das Historische hauptsächlich nach der übersichtlichen Darstellung in Zschokkes: des Schweizerlands Geschichte für das Schweizervolk.

bereicherten sich Bern, Luzern und Zürich. Auch nachdem Herzog Friedrich sich mit dem König versöhnt hatte, dessen Krieg doch dieser gewesen war, wurden die Eroberungen nicht zurückgegeben. Uri allein verschmähte jeden Antheil an der Beute. Die Übrigen herrschten nun über diese Lande, wie zuvor Östreich darüber geherrscht hatte.

In diese Zeit fällt der Spruch eines Aargauers, der sein Land gegen den Vorwurf verantwortet, als hätt' es sich ohne Noth aufgegeben (Tschudi II, 28 f. unter 1415. Wolff 468; auch abgekürzt Ebend. 561 ff.). Darin heißt es unter Anderm:

(Anf.) In minem sinn es übel hillt,
Wo jemand die von Ergöw schilt.
Des adels pris, des adels port,
Hie und dort an mengem ort,
Ist das Ergöw lang gewesen,
Gestorben oft und ouch genesen,
Gefangen und ouch worden wund,
Das was den alten herrn wol kund.
Obs nun ein anders worden ist,
Das hat nit gtan ir (der Aargauer) arger list.
Künig Sigmund und ouch sin rat
Und von Friburg graf Cunrad
Die wissend wol, wie der adler
Für Zovingen zoch und der bär.
Wer mocht sich solcher macht erwern?
Fürsten, grafen, frien und herrn
Hattend herzog Fridrich abgseit,
Das was im Ergöw mengklich leid.
Aller hilf stund das Ergöw bloß,
Der überlast was inen zgroß.

Es wird hierauf im Einzelnen dargethan, wie die Städte vergeblich sich zu halten bemüht gewesen. Besonders wird die Gegenwehr von Baden gerühmt, dem doch nicht so schwer beizukommen gewesen wäre:

Man hett wol funden straß und steg,
Durch Winterthur gieng offner weg,
Daß man gen Baden kommen wär.
Man fand aber jetz kein bader,

Wiewol es was in meienzit,
Da man sunst gern ze Baden lit
Und man des abends wäscht die füß,
Ze nacht schlaft man daruf gar süß.

Nicht bloß mit Papier, d. h. ohne thätliches Widerstreben, sind die aargauischen Städte erobert worden:

Die von Ergöw ducht verdrossen,
Wann si mit papier wärind erschossen.
Hin und her schrieb man briefe vil,
Wer umb brief stett usgeben will,
Der ist sicher vor büchsenstein.
Im Ergöw ist kein statt so klein,
Si ist vorhin worden besessen (belagert) u. s. w.

Was sols, daß menger jetz trowt vast,
Der sich do barg vorm überlast?
Das Ergöw dri geliger [1] hat,
Man sprach mit gwalt zu im schachmatt.
Wann jederman sich selbs bekant,
So bstund Ergöw wol one schand.
Ich kriegte gern mit dem adel,
Warumb si den pfawenwadel [2]
Selbs hand so hert gehulfen rupfen u. s. w.

Auch die älteren Verdienste der Aargauer um ihr Fürstenhaus zählt der Spruch auf und schließt daraus:

Hettend si hilf und trost gehept,
Sie hettind biß in tod gestrept,
Man hett si funden uf der ban,
Als si vormals me hand getan.

[1] geliger, geleger, Gerüst, Gestell; hier sind wohl die drei Stände: Adel, Städte, Bauern, gemeint. Vergl. Schmeller II, 454. 456.

[2] Der Pfauenschwanz, oft wiederkehrend, bedeutet Östreich. Die Herzoge von Östreich pflegten Pfauenfedern auf Hut oder Helm zu tragen. Aus Haß gegen sie durfte darum in der Eidgenossenschaft Niemand ohne Lebensgefahr sich mit Pfauenfedern schmücken; es wurde auch kein Pfau mehr geduldet; ein Mann zerbrach einst im Wirthshause sein Weinglas, weil es ihm den Farbenglanz des Pfauenschweifes spiegelte.

Ee sie irn herrn hettind verlon,
Eee wer ir beins nit kön (gekommen) davon.
Menger ufs Ergöw unglimpf sagt,
Der selbs den pfawen rupft und jagt u. s. w.

b) Toggenburger Fehde.

Unter den Eidgenossen selbst entspann sich innerer Krieg über die Erbschaft des Grafen Friedrich von Toggenburg, der 1436 ohne Nachkommen gestorben war. Zürich und Schwyz entzweiten sich besonders über die zu diesem Erbe gehörige Herrschaft Utznach; mit beiden Orten war der verstorbene Graf in Land- oder Bürgerrecht gestanden. Nur durch Gewalt gezwungen, ließ sich Zürich 1440 den Rechtsspruch der Eidgenossen gefallen, vermöge dessen es nicht nur allem Anspruch auf Toggenburg entsagen, sondern sogar, zur Entschädigung für den Kriegsaufwand, Abtretungen an Schwyz und das mit diesem verbundene Glarus machen muste. In demselben Jahre bestieg Herzog Friedrich von Österreich, Enkel des bei Sempach erschlagenen Leopold, den Kaiserthron. Er sagte öffentlich, er gedenke noch den Schweizern alles Gut seiner Vorfahren wieder einmal abzunehmen. Auch ließ er die Stimmung der Leute im Aargau, des Adels und der Städte, fleißig erforschen. Das gedemüthigte Zürich ergriff diesen Anlaß zur Rache und schloß im Jahr 1442 heimlich einen Bund gegen die Eidgenossen. Als dieser ruchtbar wurde, schrieen die Eidgenossen alle gegen den Vorort über die Verletzung des ewigen Bundes. Auch das Lied erhob seine Stimme. In Fichards Frankfurtischem Archiv Th. III, 273 ff. ist aus einer Handschrift des 15ten Jahrhunderts abgedruckt: „Ein suberlich litlin von eidgenoßen." Es ist ein Neujahrslied, ohne Zweifel zum Neujahr 1443, nach hinten unvollständig und von sehr verdorbenem Text. Der Sänger klagt über die großen Herren, welche Zürich der Eidgenossenschaft entfremden:

Nu ruwet mich ein arm gemein
Zu Zürich, in der stat,
Das der tumme rat (allein)
So gar verwiset[1] hat,

[1] Falsch gewiesen, irre geleitet.

Daß sie sint so blinde,
Die alten und die kinde,
Sie buwent uf einen winde,
Der bald verwehet hat.

Oster heißet der winde,
Er wehet uß Österich u. s. w.

Doch vertraut das Lied der Kraft der Eidgenossen; ist auch dem Faß Ein Reif abgesprungen, so bleibt doch der Wein noch wohl bewahrt:

Uch ist dem faß ein reif enbonden
Der win in schlossen nit gesund?
Das hat gewerret manig stund
Biß daß es sich ergeben hat.

Zürich ließ auch, allen Mahnungen taub, nicht vom Kaiser, schwor feierlich den Reichseid, des Kaisers Nutzen zu fördern und dessen Schaden zu wenden, und vertauschte die eidgenössischen Zeichen mit den östreichischen und kaiserlichen.

Nun erhob sich ein blutiger, grausamer Kampf. Auf der einen Seite Schwyz, Uri, Unterwalden, Glarus, Zug und Luzern, auf der andern Zürich mit östreichischer Hülfe; an der Spitze der einen Partei der Landammann Itel Reding von Schwyz, an der von Zürich der Bürgermeister Rudolf Stüßi. Der Hauptüberfall von Seiten der Eidgenossen geschah am 22 Juni 1443. Die Zürcher, die ihnen entgegenstürzten, musten in Verwirrung über die Sihlbrücke zurückfliehen. Mitten auf dieser stand der greise Bürgermeister Stüßi mit geschwungener Streitaxt und gebot den Bürgern zu halten. Da durchrannte ihn, als den Urheber des Unheils, Einer von Zürich selbst mit dem Spieße. Die Vorstadt wurde geplündert und in Brand gesteckt. Auch im folgenden Sommer, 1444, wurde Zürich 60 Tage lang, doch vergeblich, von den Eidgenossen belagert.

Auf diese Geschichten beziehen sich zwei Lieder von östreichischer Seite. Tschudi nennt sie Schmachlieder und zeiht besonders das erstere der Lüge. Dieses ist auch ein Neujahrslied, aber auf Neujahr 1444. (Tschudi II, 390 und Wolff 474 haben es unter 1443, allein es setzt den Kampf an der Sihl voraus.) Es wird darin zu einem förmlichen Kreuzzuge gegen die Eidgenossen aufgerufen:

Gen disem nüwen jare
Han ich ein gut geding, [1]
Wie daß ein küng herfare,
Der etwas ze lande bring,
Damit er das unrecht wer;
Daß dardurch globet werde
Ja alles himmelsch heer u. s. w.

Das zweite Lied giebt Tschudi (II, 412. Wolff 480) unter dem Titel: „Ein Schmachlied, so in diesen Tagen der Isenhofer von Waltzhut. (Waldshut, eine der damals östreichischen Waldstädte) für die Österricher wider die Eidgnossen macht. Anno 1444."

Es beginnt bilderreich:

Woluf, ich hör ein nüw getön,
Der edlen vöglen gsang,
Ich trüw, es komm ein ganze schön; [2]
Unwetter hat so lang
Gerichsnet uf der heide,
Die blumen sind erfrorn:
Dem adel als ze leide
Hand puren zsammen gschworn.

Die wulken sind ze berg getruckt,
Das schafft der sunnen glanz;
Den puren wird ir gwalt entzuckt,
Das tut der pfauwenschwanz.
Blümi, laß din lüjen!
Gang heim, hab gut gemach!
Es grat die herren müjen,
Trink uß dem mülibach! [3] u. s. w.

Zürich und die mit ihm halten, werden aufgemuntert, die Städte, die sich zu den Eidgenossen neigen, abgemahnt, der Übermuth der

[1] geding, Hoffnung, Vertrauen.
[2] Vollkommene Klarheit des Himmels.
[3] Blümi, Bluem, eine Kuh mit weißen Flecken, s. Stalder I, 188 (vergl. Sempacher Lied: lu Brüne, Wolff 464), bezeichnet das Hirtenvolk. Lüjen, brüllen, Stalder II, 182. Grat, geräth, fängt an, als Hülfswort. Müjen, mühen plagen, beschweren.

Bauern gescholten. Der König selbst wird aufgefordert, diesem Unwesen ein Ende zu machen.

Zuletzt spricht der Sänger von sich:

Der uns diß liedlin hat gemacht,
Der ist von Isenhofen,[1]
Die puren hattend sin kein acht,
Als er saß hinderm ofen
Und leset irem rate
Und was si weltend triben,
An einem abend spate,
Er hats nit mut zverschwigen.

Früi an einem morgen
Hub er sich dannen bald,
Er luff dahin mit sorgen
Wol obnen durch den wald.
Do er kam uf die heide,
Im ducht, im wer gelungen,
Den frommen nit ze leide
Hat er diß lied gesungen.

Würdiger schließt freilich Halbsuter sein Sempacher Lied:

Diß lied hat er gedichtet, Als er ab der schlacht ist kan.

König Friedrich, den Isenhofers Lied zur Demüthigung der Eidgenossen auffordert, konnte, in anderweitigen Krieg verwickelt, dem bedrängten Zürich wenig helfen. Er rief den König von Frankreich um Hülfe gegen die Schweizer an. Dieser schickte seinen Thronerben Ludwig mit 30000 Armagnaken. Jetzt, gegen den äußern Feind, zeigte sich wieder die rechte Kraft der Eidgenossen. 1500 derselben, nemlich 900, welche eben die Veste Farnsburg belagert hatten, und 600, die ihnen aus dem Lager vor Zürich einstweilen zur Verstärkung zugeschickt waren, lieferten der großen französischen Übermacht am 26 August 1444 die zehnstündige Schlacht an der Birs und bei St. Jakob, vor Basel, worin sie selbst untergiengen, aber den Feind durch ungeheuern Verlust

[1] Mone, Badisches Archiv I, 68: „Tschudi nennt ihn von Waldshut, er selbst sich von Isenhofen, was beides richtig sein kann, jenes in Bezug auf den Geburtsort, dieses auf die Heimat der Voreltern. — Von dem Leben des Verfassers ist weiter nichts bekannt."

zum Stillstand brachten. Als der Dauphin hörte, die Eidgenossen wären von der Belagerung Zürichs aufgebrochen, um ihre ganze Macht gegen ihn zu wenden, fand er nicht für gut, sie weiter zu versuchen und schloß voll Achtung für solche Tapferkeit mit ihnen Frieden.

Von diesem Heldenkampfe fehlt uns das Lied; denn dasjenige, welches unter der Aufschrift „Herr Burkhard Münch" sich im Wunderhorn II, 140 (nach Lycosthenes Psellionoros Lustgarten, Straßburg 1621, S. 678) und aus diesem bei Wolff 718 findet, ist eine einzelne, im 17ten Jahrhundert versificierte und für jene Sammlung noch besonders zugerichtete Anekdote nach den Chroniken von dieser Schlacht.

Als nemlich am Ende derselben Ritter Burkhard Münch, ein Feind der Eidgenossen, mit andern Rittern über das blutige Wahlfeld und die Leichen der Schweizer hinritt, sprach er fröhlich: „Nun bad' ich in Rosen." Da rief, unter den Todten sich aufrichtend, der Hauptmann Arnold Schik von Uri: „Friß diese Rose!" und traf mit einem Steine tödtlich Burkhards Stirne.

Nur wieder von östreichischer Seite ist ein kurzes Lied vorhanden, das Tschudi so bezeichnet:

Uf den Stritt an der Pirs und den Abzug von Zürich machtend ouch die Österricher neißwas armen übelgerimpten Bettel-Lieds, das sungend si allenthalb, und was doch merteil erlogen Ding.

Es steht bei Tschudi II, 429 und Wolff 478.

Der innere Krieg der Eidgenossen gegen Zürich, Östreich und dessen Adel dauerte nach dem Abzug der Franzosen fort. Erst die entschiedene Niederlage der Östreicher in der Schlacht bei Ragatz, im Rheinthal, am 6 Merz 1446, führte den Frieden herbei. Zürich muste dem Bunde mit Östreich entsagen und erhielt das Gebiet, das ihm die Eidgenossen entrissen hatten, gröstentheils zurück. Toggenburg überließen alle Parteien einem Verwandten des verstorbenen Grafen.

Über die Schlacht zu Ragatz steht ein Lied des Hans Ower von Luzern bei Tschudi II, 463 und Wolff 489. Es ist zum Ruhme der Eidgenossen gesungen, aber ohne dichterisches Verdienst.

Das Gleiche gilt von einigen spätern Fehdeliedern, dem auf den thurgauischen Krieg, 1460 (Tschudi II, 609. Wolff 495), dem auf den sundgauischen Zug, 1468 (Tschudi II, 687. Diebold Schilling 22. Wolff 501; ein lebendigeres in Wyßs handschriftlicher Sammlung),

und dem Waldshuter Liede von Thöni Steinhuser aus Appenzell, der mit im Heere war, auch 1468 (Tschudi II, 692. Wolff 497).

c) Burgundischer Krieg. [1]

Neuen, mächtigen Aufschwung nahm die Kraft der Eidgenossen in dem siegreichen Kriege gegen Karl von Burgund.

Erzherzog Siegmund von Östreich, durch den unglücklichen Feldzug gegen die Schweiz, dem der Waldshuter Friede 1468 ein Ende gemacht hatte, an Geldmitteln zu neuer Rüstung erschöpft, verpfändete seine Besitzungen im Elsaß und Sundgau sammt dem Breisgau und Schwarzwald, ohne wahrscheinliche Hoffnung jemaliger Wiedereinlösung, um 80000 fl. an Karl den kühnen, Herzog von Burgund. Sogar die Regierung trat er ab. Zu Ensisheim huldigten unwillig die Lande dem fremden Fürsten. Dieser Unwille wurde bald zu Gährung und Aufruhr gesteigert durch die unerträgliche Tyrannei des Landvogts, den ihnen der Herzog gesetzt hatte, Peters von Hagenbach. Von allen Seiten kamen bittre Klagen an Erzherzog Siegmund; doch es war nur Ein Mittel zur Rettung: ein Bund Östreichs mit seinen alten Feinden, den Eidgenossen. Der Erzherzog zögerte, aber Herren und Städte lagen ihm an, und auf einem Tage zu Konstanz, dem Siegmund selbst beiwohnte, im Anfange des Aprils 1474, kam die Vereinigung zu Stande, die ewige Richtung genannt. In wenigen Tagen wurde dem Herzog von Burgund angesagt, der Pfandschilling liege in Basel. Aber Karl war nicht Willens, die Lösung anzunehmen und als ihm die weitere Nachricht zukam, daß sein Landvogt Hagenbach, nach dem Spruch eines zu Freiburg gehaltenen Landgerichts, enthauptet worden war, loderte er in heftigem Zorn auf und schwur, eher das Leben als die Rache aufzugeben. Karl war ein Fürst von stolzem Geiste und großer Macht. Seine Lande erstreckten sich vom Jura bis zur Nordsee. Den Herzog Renatus von Lothringen hatte er vertrieben und mit seinen Waffen Ludwig XI von Frankreich vor Paris erschreckt. Dieser, der noch als Dauphin bei St. Jakob die Tapferkeit der Schweizer kennen gelernt, hatte es nicht an Geschenken fehlen lassen, sie gegen

[1] Das Geschichtliche meist nach H. Schreibers Erläuterungen zu Veit Webers Liedern.

den Herzog aufzuregen und unter seiner Gewährleistung wurde die Konstanzer Richtung beschworen. Auch der vertriebene Herzog von Lothringen hatte sie um Beistand angerufen und selbst der deutsche Kaiser munterte sie gegen Burgund auf. Sie griffen das gefährliche Werk an und fielen, in demselben Jahre 1474, in Gemeinschaft mit Östreichern und Lothringern, in Hochburgund ein. Aber der Kaiser und der König von Frankreich traten zurück und schlossen Frieden oder vieljährigen Waffenstillstand mit Burgund. Auf die Eidgenossen fiel nun der ganze Zorn des gewaltigen Herzogs und er brach, ihre Anerbietungen verschmähend, mit großer Heeresmacht, im Merz 1476, über den Jura herein und nun wurden nach einander die blutigen Schlachten geschlagen, deren letzte ihm den Tod brachte.

Dieser burgundische Krieg ist der Gegenstand einer ansehnlichen Reihe von Liedern, die sich von seinem Anfang bis zu seinem Ausgange hinzieht. Sie stehen gröstentheils in des Zeitgenossen Diebold Schilling Beschreibung der burgundischen Kriege (Bern 1743), einige weitere nach Steiners Chronik in Münchs Aletheia 145 ff. und hiernach sämmtlich bei Wolff 504 ff.

Ein großer Theil derselben ist von Veit Weber, aus Freiburg im Breisgau, gesungen. Von seinen Lebensumständen ist außer dem, was er selbst in den Liedern berührt, nichts weiter bekannt. Er zeigt sich auch im Ganzen auf dem Standpuncte seiner Heimat, des östreichischen Breisgaus. Obgleich der namenkundigste unter den Sängern der Schweizerkriege, ist er doch mehr durch tüchtige Gesinnung, als durch besondre Kraft der Darstellung bemerkenswerth. Keines seiner Gedichte kann sich an Fülle lebendiger Züge mit Halbsuters Liede von der Sempacher Schlacht vergleichen.

Mustern wir nun auch diese Lieder vom Kampfe mit Burgund!

Das erste singt vom Tode des Drängers Hagenbach. Als dieser Nachricht von dem Tage zu Konstanz erhielt, dachte er, sich Breisachs, als eines haltbaren Platzes, zu versichern. Am Charfreitag zog er mit lärmender Kriegsmusik ein. Dann trat er, umgeben von Söldnern, vom Henker, den er immer bei sich hatte, begleitet, in die Kirche, unterbrach die Predigt vom versöhnenden Leiden und zwang den Priester, ihm eine vollständige Messe zu lesen. Auch den Stadtrath änderte er in dieser Zeit und entehrte die Frau eines Bürgers. Da

schlug seine Stunde. Er wurde festgenommen und in den Kerker geworfen. Selbst die Kinder jauchzten und besangen im Osterliede die glückliche Wendung. Auf Mahnung der erzherzoglichen Räthe erschien nach vier Wochen das Landgericht, darunter auch erbetene Richter von Bern, Basel, Solothurn. Auf dem öffentlichen Platze zu Breisach wurde das Gericht gehalten und das Todesurtheil gefällt. Die Henker mehrerer Städte stritten sich darum, ihm das Haupt abzuschlagen. Sein Name lebt, nach Schreiber S. 4, noch in den Verwünschungen des Volkes.

Das Lied auf dieses Ereignis ist nicht eben in poetischer Beziehung, aber als Volksstimme beachtenswerth (Aletheia 145. Wolff 565):

Wend wir aber heben an
Vom Hagenbach, dem schamperen mann,
Wie es im ist ergangen u. s. w.

Auf die Einigung zu Konstanz hat Veit Weber ein Lied gesungen. Er lobt Gott, daß der lange Krieg zwischen dem Hause von Östreich und den Eidgenossen beigelegt worden; er dankt dem Herzog Siegmund, daß er sich an die Aufhetzungen seines Adels nicht mehr gekehrt; er freut sich, daß Hagenbach, „das wüthend schwin, der unsinnige stier," zu Hand gethan (festgesetzt) worden; er fordert die Verbündeten auf, ihrem Gegner den Rang abzugewinnen (D. Schilling 122):

Ich riet dem edlen fürsten gut
Und den eidgnossen wolgemut,
Daß si sich tetent besachen [1]
Und zugen ihm hin in sin land
So gar mit wol gewerter hand,
Er wurt sin nit gelachen.
Ich gehöret all min tag,
Der vorstreich si gar gute;
Wem er zem ersten werden mag,
Der si des baß behute.
Nemend zu hilf gott und sin heilgen alle,
Sant Fridle [2] und Sant Galle,
Sant Vincenz, den vil schön,
Sant Urs, den ritter kühn! u. s. w.

[1] rüsten?

[2] Fridle, Fridolin, Schutzheiliger von Glarus; St. Vincenz von Bern, St. Urs von Solothurn.

Die Verbündeten folgten diesem Rathe; nachdem sie dem Herzog die Fehde angesagt, zogen sie in Hochburgund ein und eroberten nach einem siegreichen Treffen, das am 13 November 1474 stattfand, das feste Schloß Hericourt. Von diesem ersten burgundischen Zuge handelt ein weiteres Lied Veit Webers (D. Schilling 146).

Ein drittes besingt den nachfolgenden Streifzug gegen Pontarlier, Orbe u. s. w. im Frühjahr 1475 (D. Schilling 183).

Der Anfang bezeichnet die Jahrszeit:

Der winter ist gar lang gesin,
Des hat getruret menig vögelin,
Das jetzt gar frölich singet;
Uf grünem zwi hört mans im wald
Gar süßiglich erklingen.

Der zwi hat bracht gar menig blatt,
Darnach man groß verlangen hat,
Die heid ist worden grüne;
Darum so ist gezogen uß
Gar menig mann so küne u. s. w.

Der Schluß lautet:

Wenn es gott nit gefüget hät,
Wer wolt dann so vil schloß und stett
Gewinnen in kurzem zite?
Des haben dank die frommen von Bern
Und ander künen lüte!

Der bär was geloufen uß dem hol,
Es ist ihm ergangen also wol,
Wider heim ist er gesprungen.
Gott geb ihm fürbaß glück und heil!
Hat uns Vit Weber gesungen.

Einen ähnlichen Zug, wobei vorzüglich die Veste Blamont zerstört wurde, schildert ein andrer Sänger, der Zollner.

Er hebt an (D. Schilling 210 unter 1475):

Ein vereinung ist lobeliche,
Der große pund genant.
Zu trost dem römischen riche
Zugents in burgunsch land;

Da haben si gewonnen
Beid stett und auch die schloß.
Gar bald es ward vernommen,
Si fürten gut geschoß.

Dieses Geschoß wird auch mit Namen gepriesen:

Der Strauß über mengen schalle,
Metz und das Kettenlin,
Die Reimerin gar balde
Ging als zum muren in.

Schlußstrophe:

Zwölf schloß hand si erlangen,
Darzu dri stett so gut.
Er führt ein stechelin stangen,
Der Zollner es singen thut u. s. w.

Noch war Karl der kühne selbst nicht auf dem Kriegsschauplatz erschienen. Er hatte am Niederrhein zu thun. Aber seine Befehle zum Aufbruch wider die Schweiz waren ergangen und insbesondre war denen von Freiburg im Üchtland gedroht, daß man mit ihnen anfangen würde. Veit Weber rühmt und ermuthigt sie mit einem Liede, das auch für seine persönlichen Verhältnisse nicht unwichtig ist (D. Schilling 248 unter 1475):

Mit gesang vertreib ich min leben,
Von tichten kan ich nit lan,
Darumb mir stett hand geben
Die schilt, ich an mir han,
Daß ich mich dester baß mög erweren
Und ehrlich kum gegangen
Für fürsten und für herren u. s. w.

Schluß:

Der uns dis lied nun hat gedicht
Von diesem pund so klug,
Er hat sin sinn daruf gericht,
Er well uns singen gnug.
Vit Weber ist auch ers genant,
Das lied schenkt er mit willen
Friburg in dem Öchtland.

Im Jänner 1476 kam Karl von Burgund, der König Romreich des Teurdank, mit einem Heere von mehr als Fünfzigtausenden über

den Jura heran. Sein stolzer Zug glich mehr einem Triumphe, als einer Kriegsfahrt. Aber innerhalb Jahresfrist schlugen ihn die Verbündeten in drei Hauptschlachten. In der bei Granson, am Neuchateler See, verlor er seine Schätze; sein Lager, voll orientalischer Pracht, fiel in die Hände seiner Feinde; in der Schlacht bei Murten wurde sein neuversammeltes Heer aufgerieben; in der bei Nancy verlor er das Leben. Diese drei Siege der Eidgenossen und ihrer Verbündeten sind mehrfach im Gesange gefeiert.

Über die Schlacht von Granson liegen drei Lieder vor, sämmtlich ohne Namen der Sänger.

Das eine stimmt so an (D. Schilling 302. Schreiber 77):

In welschem land hebt sich ein struß,
Da mag wohl werden etwas us,
Die klouwen wellen wir wetzen;
Der gir treit großen übermut,
Der bär und stier, gar wol behut,
Wend mannlich mit ihm kretzen.

Zu Granson ers betrogen hat
Und sichert sie mit falschem rat,
Das wart an in gebrochen.
Die frommen lüt hat er erhenkt,[1]
Fürwar das ist ihm nit geschenkt,
Man hats an ihm gerochen.

Dri küng[2] hat er gehebt im feld
Und siben fürsten, die ich meld;
Den pund wolt er gewinnen,
Sin herren er begoben wolt,
Jeglicher ein teil besitzen solt;
Des must man werden innen.

Die Thaten der einzelnen Bundesglieder werden namhaft gemacht; dann folgt die Flucht des Herzogs.

[1] Karl hatte die Besatzung des Schlosses Granson, denen man freien Abzug versprochen, an die Bäume aufhängen lassen.

[2] Im Einzelnen wird nachher nur „ein künig von Naples“ genannt, Prinz Friedrich von Tarent, Sohn des neapolitanischen Königs Ferdinand. Schreiber 80.

Schluß:

Der uns dis liedlin nüwe sang,
Der tut vil manchen irren gang,
Gut leben ist ihm thüre;
In siner taschen ist er schwach,
Er klaget sehr sin ungemach,
Daß ir im kommt zu stüre.

Es ist nicht übel, daß ein solcher armer Schlucker von all dem verschleuderten Reichthum des prunkenden Fürsten singt.

Das andre Lied hat vorzüglich die durch Gottes Hülfe gebrochene Macht des übermüthigen Gegners im Auge (D. Schilling 298):

Österrich, du schlafest gar lang,
Daß dich nit weckt der vogelgsang,
Hast dich der mere versumet;
Der Burgunner hat sich ganz vermessen,
Er wolt zu Bern und Friburg kücheln essen,
Der bär hat ihm die pfannen gerumet u. s. w.

Im Verlauf des Liedes wird dem römischen Reiche, das durch Burgund große Gefahr gelaufen, vorgehalten, daß es billig dieser Sache sich angenommen hätte. Dieses bezieht sich auf den Rücktritt des Kaisers, der zuerst die Eidgenossen aufgemuntert hatte und dann mit Burgund Frieden schloß:

Ich koufst nit frünndschaft um ein brot,
Die mich verließen in der noth
Und mich erst wolten sterken.

Unter den kämpfenden Eidgenossen wird vorzüglich dem Bären der Rosenkranz aufgesetzt:

Dis hat gethan die gotteshand,
Das an dem bären nit erwant,
Er geriet gar frölich springen
Mit andern sinen eidgnossen gut,
Die hatten alle ein frien mut,
Thut einer von Lucern singen.

Das dritte Lied (Aletheia 149. Wolff 567) hat wenig hervorstechende Züge. Der Verfasser erscheint selbst als Mitkämpfer und kann eben darum nicht von Allen genau berichten:

Es wurd mir auch zu schwer allein,
Ich hat mit mir zu schaffen,
Daß ich si achtet klein.

Einzelne Wendungen sind diesem Liede mit solchen gemein, als deren Verfasser sich Veit Weber nennt; und zwar:

Si hand in geschoren und genetzt (Aletheia 150).

Vgl. Veit Weber (Wolff 527):

Man würd ihn scheren ungenetzt;

dann:

Die Walchen lehrt man fliegen
Us dem schloß Granson uf das land.

Vgl. Veit Weber (Wolff 523):

Man lert sie allsamt über die mur
Ohn alles gefieder fliegen.

Allein solche Redeweisen können auch wohl als Gemeingut dieser Kriegsgesänge betrachtet werden.

Der Sieg der Eidgenossen bei Murten, wo sie in Verbindung mit Östreich und Lothringen, am 22 Juni 1476, dem Jahrestage der Schlacht bei Laupen, das burgundische Heer vertilgten, so daß der Herzog mit kaum 30 Mann am Genfersee anlangte, ist von zwei Sängern gefeiert. Der eine ist Veit Weber und man hält sein Lied auf diese Schlacht für sein bestes. Da er dieselbe mitgefochten, konnte er auch aus vollem Herzen anstimmen (D. Schilling 347):

Min herz ist aller fröwden voll,
Darumb ich aber singen sol,
Und wie es ist ergangen;
Mich hat verlanget tag und nacht,
Biß sich der schimpf nun hat gemacht,
Nach dem ich han verlangen.

Er singt zuerst von der tapfern Vertheidigung der Stadt Murten gegen das belagernde Feindesheer, dann von dem Kampfe der zum Entsatz herangezogenen Verbündeten und von der endlichen Flucht der Burgunder:

Einer floch her, der ander hin,
Do er meint wol verborgen sin,
Man tödt si in den hürsten; [1]

[1] Hecken.

Kein größer not sah ich nie me,
Ein große schaar luff in den see,
Wiewol si nit was dürsten.

Si wuten drin bis an das kinn,
Dennocht schoß man fast zu ihn,
Als ob si enten weren;
Man schifft zu inen und schlug si tod,
Der see der wart von blute rot,
Jemmerlich hort man si pleren.

Gar vil die klummen uf die böm,
Wiewol ir nieman mocht haben göm,[1]
Man schoß si als die kregen;
Man stachs mit spießen über ab,
Ir gesider inen kein hilf gab,
Der wind mocht si nit wegen u. s. w.

Schließlich wird noch der Verfolgung des Grafen von Romont, eines der Hauptvasallen von Burgund, gedacht.

Schluß:

Vit Weber hat dis lied gemacht,
Er ist selbs gewesen an der schlacht,
Des schimpfes was er verdorben;
Des danket er den eidgnossen
Und denen so er gutes gann,
Hand ihm umb anders geworben.

Diese letzte, durch verdorbenen Text unklare Stelle scheint zu besagen, daß er sich nicht mehr mit bloßem Spiele, als Sänger, beschäftigte, sondern ihm die Eidgenossen zum Ernste halfen, indem sie ihn als Mitstreiter eintreten ließen, wie er denn schon den Zug vor Hericourt mitgemacht.

Das andre Lied auf die Murtner Schlacht fängt an (Aletheia 153):

Nun merkend all geliche!
Mit singen so heb ichs an
Von dem punt so kräftigliche
Mit mängem stolzen mann;

[1] Die gaum, Aufsicht, Sorge (alte Sprache gouma, cura). Eines dinges goum haben, es wahrnehmen, beachten. Vergl. Schmeller II, 47.

Er ist ins feld gezogen
Mit wehrhaftiger hand,
Der gir[1] ist ußgeflogen
Zu dem bären in sin land u. s. w.

Die Schlußstrophe nennt den Sänger:

Diß liedli hat gesungen
Hans Viel (Veil?) uß freiem mut,
Von dem punt ists erklungen,
Von den eidgnossen gut;
Wo man ir hört gedenken,
Ir lob wird offenbar.
Das liedli will ich uch schenken
In ein gut sälig jahr.

(Also zum Neujahr 1477.)

Endlich die Schlacht von Nancy hat wieder zwei Sänger begeistert. Herzog René von Lothringen lieferte dieselbe mit Hülfe der Schweizer dem schon zweimal geschlagenen Burgunderherzog am 5 Januar 1477. Karls Kriegsheer war zum voraus muthlos und dießmal an Zahl geringer, als das seines Gegners. So ward er bald besiegt und, als er fliehend mit seinem Rosse in einen leicht überfrorenen Sumpf fiel, von den Verfolgenden erschlagen.

Im ersten Liede (D. Schilling 375) wird der Heilige von Lothringen angerufen:

Sant Niclaus, wir sind har gesant,
Zu retten dir din eigen land;
Nun thu uns diner hilfe schin
Und erzeig uns auch die gnade din,
Wo wir söllen keren us
Und anheben disen struß!

Der Bär läuft auch hier zum Streite voran, ob er gleich „in einem talpen wund" wird.

Schluß:

Er sitzt zu Bern im Öchtland,
Ein stechelin stangen fürt er zur hand;
Der uns doch macht das liedlin gut.

[1] Gir, Geier, das burgundische Wappen.

Nun hab uns gott in finer hut!
Maria, du vil reine meit,
Hilf zu friden der christenheit!

Der Mann mit der stählernen Stange ist uns schon einmal begegnet, am Schlusse des Liedes vom Zuge gegen Blamont, selbst in ganz ähnlicher Satzstellung. Dort nennt er sich „der Zollner", vermuthlich ein Berner.

Das andre Lied von der Schlacht von Nancy (Aletheia 160) stellt u. A. den Übermuth des Herzogs mit der frommen Demuth der Eidgenossen zusammen.

Die Reihe der Lieder vom burgundischen Kriege hat sich uns mit dem Tode Hagenbachs eröffnet; sie schließt sich, indem nun auch sein stolzer Herr dahin gelangt, wo beider irdische Gewalt ein Ende hat.

d) Schwabenkrieg.

Noch einen harten Kampf hatten am Schlusse des 15ten Jahrhunderts die Eidgenossen und die ihnen zugewandten drei rhätischen Bünde für ihre gemeinsame Unabhängigkeit zu bestehen, den Schwabenkrieg, im Jahr 1499.

Die bisherigen Kriege hatten mehr und mehr das Band gelöst, durch welches die Eidgenossenschaft mit dem deutschen Reiche zusammenhieng. Maximilian I von Österreich, der seit 1493 auf dem deutschen Throne saß, wollte dieses Band wieder fester anknüpfen. Er wollte die Schweiz zu einem Reichskreise machen, er verlangte, die Eidgenossen sollten dem Bunde beitreten, den die schwäbischen Stände zur Abschaffung aller Fehden unter sich gemacht hatten, er ersuchte sie, das mit seinem Vetter Siegmund errichtete Bündnis mit ihm zu erneuern. Alles dessen weigerten sich die Eidgenossen, auch wollten sie weder den Landfrieden annehmen, noch die Gerichtsbarkeit des Reichskammergerichts anerkennen. Allerdings hatte sie das Reich unter Maximilians Vater im burgundischen Krieg im Stiche gelassen und vor dem schwäbischen Bunde hatten sie Scheue, weil er, großentheils aus Adel bestehend, ihrer Freiheit gefährlich schien.

Zu Innsbruck sagte Kaiser Maximilian zu den Gesandten der Eidgenossen, sie seien ungehorsame Glieder des Reichs und er werde sie wohl selbst einmal mit dem Schwerte heimsuchen müssen. Die

Gesandten antworteten: „Wir bitten Eure kaiserliche Majestät, uns mit solchem Besuche zu verschonen, denn unsre Schweizermannen sind grob und achten selbst der Kronen nicht." Mit dem Schwabenbund hatten die Eidgenossen manche Neckereien an den Grenzen.

Aber auch zwischen den freien Bünden, die sich in Rhätien gebildet hatten, und dem Hause Österreich bestand üble Nachbarschaft wegen der Grenzstreitigkeiten von Engadin und Tirol.

Weil nun diese Bündner mit den Eidgenossen einerlei Furcht vor der Gewalt des Kaisers hatten, errichteten der graue Bund, 1497, und der Gotteshausbund, 1498, Freundschaft und Schutzbündnis mit dem grösten Theile der Eidgenossenschaft; der Zehngerichtebund trat später bei. Der Kaiser, obgleich im niederländischen Kriege beschäftigt, stellte neue Macht ins Tirol und die Schaaren des schwäbischen Bundes rückten im Rheinthal gegen das rhätische Gebirg heran. Aber auch den Rhein hinab bis Basel umspannten sie das Schweizerland. Der Kampf begann im Februar 1499 und fiel überall zum Nachtheile des Schwabenbundes aus. Ohne Erfolg kam der Kaiser späterhin selbst an den Bodensee. Im September desselben Jahres wurde der Friede zu Basel geschlossen, aber in diesem kurzen Kriege, der mit großer Erbitterung geführt wurde, waren 20000 Menschen erschlagen, gegen 2000 Dörfer, Flecken und Schlösser abgebrannt und das Land auf 30 Meilen weit verheert worden, ohne daß einer von beiden Theilen einen Zuwachs an Ländern erhalten hatte. Der Eidgenossenschaft war er Anlaß, sich fester und vollständiger abzuschließen (Zschokke. Heinrich, Reichsgeschichte IV, 683 ff.).

Auch vom Schwabenkriege ist Manches gesungen worden.[1] Ich führe zwei Lieder an. Das erste nach einem fliegenden Blatte, das 1609, vermuthlich zu Basel, gedruckt ist:

Ein hüpsch alt lied von der schlacht der dreien grawen pünden.

Es handelt von dem unglücklichen Streite der Schwaben unter Ludwig von Brandis gegen Bundleute und Eidgenossen im Engadin und Etschland:

[1] [S. die Reimchronik: „Der Schwabenkrieg, besungen von einem Zeitgenossen, Johann Lenz, Bürger von Freiburg. Herausgegeben von H. v. Dießbach. Zürich 1849." Darin eine Reihe frischer, volksmäßiger Lieder; das erste der beiden hier angeführten steht dort S. 120 ff. P.]

So wil ich aber singen
Und singen ein news gedicht
Wol von den dreien pünden.
Wies in ergangen ist.
Dem Ötschland ist es wol bekant;
Die kräi ist außgeflogen
Dem steinbock in sein land u. s. w.

Der Kampf wird beschrieben und wie übel es der Krähe ergeht. Schluß:

Der uns das liedlin hat gesungen
Und singt zuo diser stund,
Keinem herren ist er verbunden,
Er sitzt im grauwen pund;
Zuo Chur ist ers gar wol erkannt,
Sein nahrung ist er suochen
In teutschem und welschem land.

Das andre Lied (Aletheia 165) umfaßt mehr das Ganze dieses Kriegs und zählt die verschiedenen Plätze auf, wo die Eidgenossen und Bundleute gesiegt haben.

Der Eingang lautet:

Wie wol ich bin ein alter gris,
Doch dicht ich in einer schlechten wis,
Ein neues lied zu singen,
Zu singen von dem römischen küng,
Wie er ist kommen hinter die sprüng,
Die eidgnoßschaft zu zwingen u. s. w.

Am Schlusse wird wieder dem römischen König und den Fürsten Trotz geboten, daß sie die Eidgenossen nimmer in ihrem Lande zwingen mögen.

Wir werden im Abschnitte von den historischen Liedern des 16ten Jahrhunderts auch die Reihe der schweizerischen wieder anknüpfen. Den Geist, der in den eidgenössischen Thaten und Gesängen des 14ten und 15ten Jahrhunderts weht, von denen bisher die Rede war, zusammt den Andeutungen, die sich uns schon hiebei für die Zukunft ergeben, glaube ich nicht besser charakterisieren zu können, als mit folgendem Liede, das ich gleichfalls einem alten fliegenden Blatt entnehme:

Ein schön Lied von den alten Eydgnossen, diser zeyt wol zu betrachten, in der weiß: Es gaht ein frischer Sommer dahär u. s. w. Getruckt zuo Zürych, bey Hans Cuonradt Geßner, Anno 1607.

Es ist ohne Zweifel aus dem 16ten Jahrhundert, steht uns aber am besten hier an der Grenzscheide. Ein neuer Sommer geht daher, aber kein frischerer:

Gott vatter, sohn, rüfend wir an u. s. w.

Um dieselbe Zeit, als hoch oben im Gebirge freie Bauern den Angriff der Fürsten und des Adels zurückschlugen, wurde fern an der Strandfläche der Nordsee ein gleicher Kampf siegreich durchgefochten. In dem Jahre, mit welchem das 15te Jahrhundert voll wurde, am 17 Februar 1500, kämpften die Dithmarschen ihre Freiheitsschlacht bei Hemmingstedt.

Dieses kleine Volk, das zwischen Elbe und Eider einen zum Theil dem Meere abgerungenen Boden bebaute, hatte von frühester Zeit her germanische Sitte und so auch die fast überall im Lehenwesen aufgegangene gemeine Freiheit bei sich bewahrt. Es erkannte zwar als Oberherrn den Erzbischof von Bremen, doch ohne ihm wahrhaft oberherrliche Rechte einzuräumen. Jedem neuen Erzbischof wurde eine Schatzung entrichtet, sonst fanden keine Abgaben statt; die fünf Vögte, die das Recht sprachen, wurden von Bremen ernannt, übten aber keine weitere Gewalt aus. Die oberste Regierung hatte ein Ausschuß von 48 Männern. Diese Vorgesetzten versammelten sich alle Sonnabend auf dem Markt zu Heide, wo Jeder sein Anliegen vorbringen konnte. Das ganze Volk zerfiel in Geschlechter, Klüfte, die aufs engste vereinigt waren, gemeinschaftlich zum Kampfe zogen und die Pflicht der Blutrache auf sich hatten. Jedes Kirchspiel hatte seinen Vorsteher, der mit einer Anzahl Geschworner alle Streitigkeiten unter den Klüften, die nicht an die allgemeine Landesversammlung gebracht wurden, entschied. Die Landesgesetze und Gewohnheiten lebten im Gedächtnis des Volks, erst 1477 wurden sie schriftlich abgefaßt. Adel gab es nicht; die fremden Edelleute, die sich angesiedelt hatten, wurden vertrieben. Selbst in geistlicher Hinsicht behaupteten die Dithmarschen eine merkwürdige Unabhängigkeit.

Es konnte nicht fehlen, daß dieser freie Zustand der dithmarschischen Bauern ihren fürstlichen und ritterlichen Nachbarn ein Dorn im

Auge war. Sie hatten darum auch mit diesen, besonders mit den Königen von Dänemark und den Grafen von Holstein, manchen harten Strauß zu bestehen. Eben am Eingang unsres Zeitraums endigte ein solcher Krieg mit großem Verlust der Holsteiner: Graf Albrecht von Holstein kam 1403 um, und im folgenden Jahre wurde sein Bruder Gerhard erschlagen; der beste Theil des holsteinischen und schleswigschen Adels fand in dieser Fehde seinen Tod. Am Schlusse des 15ten Jahrhunderts nun brach ein neues, furchtbares Ungewitter über Dithmarschen herein. Die dänischen Könige aus dem oldenburgischen Hause trachteten, dieses Land mit ihrem Reiche zu vereinigen; Christian I hatte sich von dem Kaiser ausdrücklich mit demselben belehnen lassen. Die Dithmarschen wollten sich das nicht gefallen lassen; oder, wie es in einem Liede heißt, sie wollten dem König pflichtig werden, wenn er sich mit einem Scheffel Bohnen begnügen ließe (Johann Adolfis, genannt Neocorus, Chronik des Landes Dithmarschen ... von F. C. Dahlmann B. I. Kiel 1827. 8. S. 498. Wolff S. 343). Aber vergeblich war der Einspruch des Volks, umsonst selbst die günstige Entscheidung des Pabstes. Doch waren die Könige bisher nicht im Stande, ihr vermeintliches Recht mit bewaffneter Hand geltend zu machen. Endlich rüsteten sich König Johann II und sein Bruder, Herzog Friedrich, mit ganzer Macht, um dem kühnen Volk sein liebstes Gut zu entreißen. Sie mietheten die große oder schwarze Garde, deren Kriegsruhm seit vielen Jahren Deutschland und andre Länder mit Schrecken erfüllt hatte; mehr als 30000 versuchte Streiter wurden gegen ein Volk aufgeboten, das kaum 6000 Männer zählte; sicher waren der König, sein Bruder und der Adel des Erfolges. Der Anfang des Kriegs war auch glücklich für sie, doch entsank den Dithmarschen der Muth nicht. Das Banner einer reinen Jungfrau, die sich dem Herrn gelobte, anvertrauend, besetzten 500 Männer, angeführt von Wolf Isenbrand, den Paß bei Hemmingstedt; dieser kleinen Schaar erlag am 17 Februar 1500 die stolze Heeresmacht des Königs von Dänemark. Fast Alles kam um, theils von den Händen der Dithmarschen, theils in den Gräben und Marschen; es blieben die Grafen Adolf und Otto von Oldenburg, und kein Geschlecht war in Holstein und Schleswig, das nicht einen Verwandten zu betrauern hatte. Groß war die Beute, und selbst das Heiligthum der Dänen, das Danebrogsbanner, ward von den Siegern

in der Kirche zu Wöhrden aufgehängt. Erst 60 Jahre später, 1559, unterlag die dithmarschische Freiheit einem neuen Angriff (Rühs, Handbuch der Geschichte des Mittelalters S. 676—79).

Auch über den Freiheitskampf der Dithmarschen ist eine Anzahl alter Lieder und Liederbruchstücke, 11 Numern, vorhanden. Sie sind zum Theil schon in Anton Viethens Beschreibung und Geschichte des Landes Dithmarschen, Hamburg 1733. 4. abgedruckt. Vollständiger in der neuerlich erschienenen Ausgabe des Hauptwerks zur dithmarschischen Geschichte:

Johann Adolfis, genannt Neocorus [gestorben um 1630, dem 80 Jahr nahe], Chronik des Landes Dithmarschen. Aus der Urschrift herausgegeben von F. C. Dahlmann. 2 Bde. Kiel 1827.

Neocorus selbst hatte solche Lieder aus Handschriften und alten Drucken seiner Chronik einverleibt. In der angeführten Ausgabe sind sie nach andern Chronikschreibern vermehrt.

Auch Wolff hat diese Lieder (S. 333 ff.) gröstentheils wieder abgedruckt. Sie sind sämmtlich in niederdeutscher Mundart gedichtet, aber von verschiedenem Alter und Werthe, zum Theil nur fragmentarisch und mit gestörtem Rhythmus.

Ich hebe aus ihnen hervor, was sich für unsern Zweck am meisten eignet.

Zu der Zeit des Kampfes der Dithmarschen mit den holsteinischen Grafen, am Anfang des 15ten Jahrhunderts, bauten ihnen diese vor den Ort Meldorp hin, um sie im Zwange zu halten, ein festes Schloß, Delbrugge (Delffbrügge). Die Dithmarschen machten sich auf, dasselbe zu zerstören. Davon handelt das Bruchstück eines Liedes (bei Neocorus I, 383, fehlt bei Wolff): [1]

Dar is ein nie raet geraden
To Gottorp up dem schlate u. s. w.

Das Lied bricht ab, wie das Unternehmen selbst damals unausgeführt blieb. Dem Hauptmann, Roleffs Bojeken Sohne, wurde das Haupt mit einer Büchse zerschmettert und auf einen Pfahl vor die Veste gesetzt. Aber bald nachher, als Herzog Gerhard erschlagen war, wurde auch das Schloß eingerissen.

Sonst ist von dieser frühern Fehde nichts im Gesange übrig geblieben.

[1] [In Uhlands Volksliedern I, S. 443. 444. H.]

Mehr nur chronikmäßig, aber vielleicht nach ältern Liedern, findet sich Einiges im Anfang eines längern Gedichts vom späteren Dithmarscher Kriege (Neocorus I, 495—7. Vgl. I, 523. Wolff 340—42). Daraus verdient folgende Stelle, vom Rückzuge der Holsteiner, angeführt zu werden. Sie zeigt zugleich, daß der dithmarsische Dichter auch einem ehrenhaften Feinde Gerechtigkeit widerfahren läßt:

De weg de was to male ganz enge,
Dat se quemen in so grote dwenge,
Nemant mochte dem andern entwiken,
De meiste hope bleff dar dot, de arme mit dem riken.
Her Hinrik van Siggen, ein ridder goet,
He hadde to male einen frien moet,
He en wolde nicht vorzagen,
De banre brachte he mit macht dardorch, effte he hadde vlagen.
Do de ridder dat vornam,
Dat sin genedige here[1] nicht na en quam,
Em was utermaten bange,
He wolde sick lever laten doetschlaen, wen he were vangen.
He is wedder to deme hupen gereden
Unde hefft mit sinen twen sones in sinen dot gestreden;
Dat höret einem edlen manne van ehren;
Sus hefft he dar sin liff gelaten bi sinem eddelen heren.

Von der großen Schlacht im Jahr 1500 ist das alterthümlichste und volksmäßigste Lied folgendes (nach H. Detlev, Neocorus II, 562 Wolff 338):[2]

De könig wol to dem hertogen sprack:
„Ach broder, harteleve broder,
Ach broder, hartlevester broder min,
Wo wille wi dat nu beginnen,
Dat wi dat frie Ditmarschen lant
Ane unsen schaden mögen gewinnen?“ u. s. w.

Bei diesem Liede ist bemerkt: „wert vor einen Dithmarschen Danz gebruket.“ Die Versart läßt dieses auch wohl erkennen und wo die Rhythmen überzählig erscheinen, brauchten nur bestimmte mimische Bewegungen wiederholt zu werden. Der Vortrag der alten Lieder und

[1] Herzog Gert, Gerhard, von Schleswig, der erschlagen ward.
[2] [In Uhlands Volksliedern I, S. 444—447. H.]

Balladen wurde überhaupt mit Reihentänzen verbunden und über die Tänze der Dithmarschen insbesondre geben Neocorus und Viethen genaueren Bericht (Neocorus I, 177 ff. II, 566 ff.).

Daß der König selbst erschlagen worden, ist ungeschichtlich, darum aber nicht für absichtliche Lüge anzusehen, sondern vielmehr für eine Wirkung des lebendig fortbildenden Volksgesangs, in welchem sich allerdings das Ereignis auf diese Art vollkommener abschloß. Daß dieses Lied wirklich viel gesungen wurde, davon zeugt auch ein Bruchstück desselben, mit mehrfachen Veränderungen und Verwirrungen (nach Peter Saxe, bei Neocorus II, 565. Wolff 337). Hier heißt es am Schlusse:

De uns de grote guardie dot schlog, dat will ick ju wol seggen:
Dat hefft de grote Reimer van Wimerstedt gedahn, de hefft de grote guardie geschlagen.[1]
De uns dat nie liedlein sung, van nie hefft he it gesungen,
Dat hefft de grote Reimer van Wimerstedt gedahn mit sinen langen gelen krusen haaren.

Am Schluß eines andern Liedes wird auch die Königin aufgeführt, wie sie die flüchtigen Kriegsknechte heimkehren sieht (I, 522):

Des wart de koninginne enwaer,
Se weende ock also sehre:
Sin gi knechte nu to hues gekamen,
Wor late gi juwen eddelen heren?

De Ditmerschen hebben ehn aldot geschlagen,
Des konne wi nicht enkeren (abwenden).
Se dragen sinen helm, se vören sinen schilt,
Darto sine stolte banneren.

De sick jegen Ditmerschen setten will,
De stelle sick woll tor wehre!
Ditmerschen dat schölen buren sin,
It mögen wol wesen heren.

Eine andre Aufzeichnung hat hier noch den Zusatz, eigentlich eine Variante des Vorigen:

Leven de Ditmerschen noch söven jahr,
Se werden der Holsten heren (II, 562).

[1] Die Chronik erzählt anders, Neocorus 474 f.

Neocorus macht zu diesem Lied eine lateinische Anmerkung:

Eleganter hic elegans poeta fingit obstupefactam vel lamentantem etiam reginam et dissipatos palantes equites, adeo quod alter alterum nescierit, reginæ itaque roganti nihil aliud respondere potuerint, quam regem occisum, vel alter alteri plane contraria narraverit.

Es ist hier gewissermaßen der Übergang zu dem früher vorgetragenen Liede gegeben, in welchem bestimmt angenommen ist, der König sei erschlagen.

Wie die Frauen daheim die Unglücksbotschaft empfangen, ist in diesen Schlachtliedern ein episch wiederkehrender Zug. So in dem von der Sempacher Schlacht[1] (Wolff 462).

Endlich ein längeres, unstrophisches Gedicht (I, 507 ff.), von mehr gelehrter Haltung, geht davon aus, daß der dithmarschische Krieg gerade in das goldne Jahr, das päbstliche Jubeljahr 1500, gefallen und faßt alle Haupt- und Nebenumstände unter die Zahl drei. Ob Letzteres ein besondrer Einfall des Verfassers, oder eine schon in älterer Dichtung vorgefundene Form sei, muß uns unentschieden bleiben. Man weiß z. B., daß die alte wallisische Poesie durchaus nach Triaden geregelt war.

Bei dem goldnen Jahre hat der Verfasser des Gedichts das alttestamentliche Jubeljahr vor Augen, in welchem man alle Gefangene und Eigene freigelassen und allen Unfrieden beigelegt. Das sei in dieser Zeit anders:

Men vallet aver stede und lande
Mit seltzamem volke mannigerhande,
De nicht enfurchten den almechtigen gott,
De hilligen rechte holden se vor spott,
De hövetlüde[2] sint sulven tyrannen,
Laten sick vorschunnen[3] van ehren mannen u. s. w.

Auf drei[4] wird nun das Gedicht in folgender Weise gesetzt:

Do alse de erste intoch geschach,
Dat was in der weken de dorde dach,

[1] [In Wackernagels Lesebuche I, Sp. 1116, Z. 13—19. 1118, Z. 18—24. H.]

[2] Die Häupter der Christenheit, die Fürsten.

[3] Neocorus II, 602 a: „Vorschunnen, aufreizen, verführen.“ Mittelhochdeutsch, doch selten, schünden, antreiben, auffordern. Wigal. S. 700.

[4] Liegt etwa in der Jahrszahl 1500, 3 mal 500, der Anlaß?

Dit was na alle ehrem sinne,
Dre dage hadden se Meldorp inne.
Dre dorper bi Meldorp vordorven se mit brant,
Dre mile weges kemen se in dat lant u. s. w.

Die merkwürdigste Drei ist aber folgende:

Dre sunderlike wise, dre wunderlik sidt
Bruкeden de Ditmerschen in dem stridt.
Dat erste let sehr otmödichlik,[1]
Ein crucifix, dat was seher barmelik,[2]
Dat leten se vorhenne dregen,
Mit innigem gebede se dat ansegen,
Gelik wo de Jöden de ehrne schlangen,
De Moses vor se let uphangen u. s. w.

De ander wise, de wunderlik is:
Eine jungfrow ging vor in der spiß (an der Spitze);
Se schuwede nit dat ungefoeg,
Desse sulvige den banner droeg.
Jungfrowschop lavede se alle ehre dage,
Wer et gade in sinem behage
Unde der saligen jungfruwen Marien,
Dat he dit volk wolde frien
Van den unbilden unde van der not.

De drudde wise was wunderliken grot:
(Und is,) do se den vienden wolden moeten,[3]
Treden se to ehn mit barvoten voeten.
Se repen alle: Help, Maria milde!
Se worpen van sick krevete,[4] höde und schilde.

In diesen drei sonderlichen Weisen ist Christliches und germanisch Heidnisches seltsam gepaart. Das Christliche: Vortragen des Crucifixes, Anrufung Marias u. s. w. bedarf keiner Erläuterung. Entschieden altheidnisch aber ist das Wegwerfen aller Schutzwaffen: des Brustharnischs, Eisenhuts und Schildes. Man erkennt hierin das

[1] „Demüthig." Neocorus II, 593 b.
[2] Zum Erbarmen, rührend.
[3] Moeten, entgegen gehen, dänisch möde.
[4] „Krevet, Krebs, Brustharnisch." Neocorus II, 591 a. Vergl. Schmeller II, 378.

nordische Kämpfen als Berserker (Harnischloser), womit die Vorstellung der äußersten Kampfwuth oder eines periodischen Wahnsinns verbunden war. Es unterlag aber auch wohl der Gedanke an einen besondern Schutz der Götter. Der Dänenkönig Harald Hildetand war, nach Saxo Grammaticus (Historia Danica l. VII, S. 112 f.) sagenhafter Erzählung, durch die besondre Gunst Odins, dem er dafür die Seelen aller von ihm Erschlagenen versprochen, unverwundbar und gieng ohne schützende Rüstung in die Schlacht:

Commisso prælio purpurea amictus lacerna mitraque auro variata capillitium redimitus, in hostem progreditur, ita armorum loco tacitæ fortunæ conscientia fretus, ut convivali potius, quam bellico cultu instructus videretur etc. Inermis siquidem ac regiis duntaxat insignibus ornatus, cœtus anteibat armigeros etc.

Die Dithmarschen rufen nicht mehr zu Odin, sie rufen: „Help, Maria milde!“ aber sie werfen, getrost auf diese Hülfe, allen Waffenschutz von sich.

Auch von den Herulern meldet Paulus Diaconus, Hist. Langob. I, 20:

Erant siquidem tunc Heruli bellorum usibus exercitati multorumque jam strage notissimi. Qui sive ut expeditius bella gererent, sive ut inlatum ab hoste vulnus contemnerent, nudi pugnabant, operientes solummodo corporis verebunda. (Die Dithmarschen baarfuß.) (S. auch Tacitus. Histor. l. II, c. 22.)

Die Jungfrau, an der Spitze der Kriegsschaar schreitend, weist auf die, ebenfalls im odinischen Glauben begründete Vorstellung von den Valkyrien hin. Dieses auseinanderzusetzen, müsten wir zu weit in die germanische Mythologie eingehen. Ich begnüge mich daher, einige andre Beispiele solchen Gebrauches mittelst einer Anmerkung des Neocorus zu einem der dithmarschischen Lieder anzuführen (I, 502):

Also hebben die Worster [die Bewohner des Ländchens Wursten] touerne de grote Guardia mit Magno, Hertogen to Saßen, ock vordreven unde verjagt, dat se eine Jungfruwen to einer Veltvörischen gehat. Supra in hoc libro Cranz. lib. 13, cap. 23. Ao. Christi 1517 averst hebben se avermals mit dem Erzbischopp Christoffel einen Krig geföret unde eine Jungfrouwe gelichsfals tor Vendrichen gehat, darin de Dot gemalet gewesen, hebben wol erstlich de Knechte erlegt, sind averst darnach durch de Ruter averwunnen und de Vannerforische mit einem Schlachtschwerde midden van ander gehouwen. Unde hefft Keiser Maximilian, als em dise Geschicht vortellet, der Jungfrouwe

dapfer Gemöte hochlich geromet und se des Levendes wol werdich geachtet, darumme, dat men geliker Art edder Manheit Kinder darvan hebben mochte. Chytr. lib. 6. Sax.

(Man erinnert sich hiebei auch an die Jungfrau von Orleans.)

Der Verfasser unsres Triadengedichtes sagt am Schlusse, daß er es noch im goldenen Jahre selbst beendigt habe.

Mit demselben goldenen Jahre schließt sich das Jahrhundert, dessen geschichtliche Lieder wir in diesem Abschnitte betrachten wollten. Die allgemeinere Charakteristik dieser historischen Liederdichtung verschieben wir, bis in einem der folgenden Abschnitte auch die des 16ten Jahrhunderts abgehandelt sein werden. Die bis daher besungenen Kämpfe der Städte und der freien Bauern mit den Fürsten und dem Adel und der Letztern unter sich waren politischer Natur und wurden noch durchaus unter der Fahne des alten Glaubens geführt. Die Nürnberger hängen die eroberten Banner in unsrer Frauen Kirche auf. Der Adel ruft zum heiligen Georg, die Schweizer zu ihren Patronen Sanct Fridolin, Vincenz, Ursus; nach Lothringen ziehend, stecken sie das Zeichen des heiligen Nikolaus auf die Hüte. Die Dithmarschen lassen das Crucifix zur Schlacht vortragen, erflehen die Hülfe Mariens und weihen, so sagt wenigstens das Lied, ihrem Bild im Dome zu Aachen die eroberte Königskrone. Die Schwaben vermessen sich zwar, dem alten Gotte der Eidgenossen einen neuen Gott entgegenzutragen, allein dieser ist auch nur ein getauftes Crucifix.[1]

Während aber so im Felde die manigfachen Schlachtlieder erschallen, erhebt sich innen in der Kirche ein neuer Gesang, aus einem andern Geiste geboren, als der bisher in diesen Hallen regierte: das protestantische Kirchenlied. Ihm müssen wir aufhorchen, bevor wir die Stimmen des Krieges weiter verfolgen.

[1] [Vergl. das oben S. 394 angeführte Lied: „Wie wol ich bin ein alter gris." H.]

Vierter Abschnitt.

Das Kirchenlied.

Die Reformation, die in den bisherigen Abschnitten, sofern diese vorzugsweise dem 15ten Jahrhundert gewidmet waren, nur erst vorbereitet und durch mancherlei Vorzeichen angekündigt erschien, tritt mit dem ersten Viertel des 16ten Jahrhunderts gereift und thatkräftig in das Leben. Sie übt auf die meisten bedeutendern Erscheinungen, die uns für den übrigen Zeitraum beschäftigen werden, unmittelbaren oder mittelbaren Einfluß aus. Fragt es sich nun, an welcher Stelle wir zum Zweck einer Geschichte der Dichtkunst jene große Weltbegebenheit zuerst anfassen sollen, so scheint das Natürlichste, ihrer innern, positiven Lebensquelle so nah als möglich zu treten; denn von bloßer Verneinung ist niemals eine geistige Bewegung dieser Art ausgegangen. Es muß eine mächtige innere Überzeugung sein, die solchen Kämpfen furchtlos entgegenschreitet, ein tiefes Gefühl für das Heilige, das mit solchem Unwillen den Misbrauch und die Entwürdigung desselben angreift, eine Geistesflamme, die so viele und so viel edle Geister entzündet. Diese Glaubensstärke, diese religiöse Gefühlskraft, dieses Geistesfeuer müssen im Innersten der neuen Kirche ihren lebendigen Ursprung haben; in der Polemik, in den äußern Kämpfen jeder Art sehen wir nur ihre Wirkungen und manigfach getrübten Ausflüsse. Die Stimme des eben bezeichneten innern Kirchenlebens aber, sofern es sich in der Kunst ausspricht, ist das deutsche Kirchenlied. Bis daher hatte auch im Gesange die lateinische Kirchensprache geherrscht; je mehr aber das Streben der Reformation ihrem Wesen nach ein populäres war, indem sie die reine Schriftwahrheit Allen erschließen wollte, je näher legt sich ihr auch das volksmäßige Mittel des Gottesdienstes in der Landessprache. Das Kirchenlied, nur in dieser gesungen, trat eben damit

auch über den Kreis der kirchlichen Cerimonie hinaus, oder vielmehr es erstreckte seine Wirksamkeit auf die geistige Kirche, in der auch der häusliche Gottesdienst und jede besondre Andacht begriffen ist. Den grösten Einfluß aber muste dem geistlichen Gesang, als Werkzeug der Verbreitung und Befestigung der neuen Lehre, der Umstand verschaffen, daß der Stifter und Held dieser Glaubenslehre selbst als Dichter und Tonsetzer zugleich dem neuen, evangelischen Kirchenliede die Bahn eröffnete.

Von diesem Kirchenliede handeln wir nun im gegenwärtigen Abschnitt. Auch hier erscheint allerdings schon eine um ihren Bestand kämpfende Kirche. Die eigentlichen ihrer Hauptrichtung nach polemischen Gedichte jedoch werden sich erst im nächstfolgenden Abschnitt anreihen, und in einem weitern, der den historischen Liedern des 16ten Jahrhunderts bestimmt ist, wird die Polemik nicht mehr bloß als eine schriftliche, sondern als ein thätlicher Kriegszustand sich darstellen.

Was die Litteratur des Kirchenliedes im 16ten Jahrhundert anbelangt, so scheint es überflüssig, auch nur die bedeutendern in dieser Zeit erschienenen Liedersammlungen aufzuzählen, da dieselben im Ganzen doch zu den wenig zugänglichen Seltenheiten gehören. Ich beschränke mich darauf, die beiden neueren Hauptschriften namhaft zu machen, aus denen ich selbst mich über den Gegenstand und dessen Litteratur vorzüglich belehrt habe:

Anthologie christlicher Gesänge aus allen Jahrhunderten der Kirche. Nach der Zeitfolge geordnet und mit geschichtlichen Bemerkungen begleitet von A. J. Rambach. 4 Bände. Altona und Leipzig 1817—1822. (Für unsern Zeitraum insbesondre die 2te Abtheilung des 1ten und der größere Theil des 2ten Bandes.)

Von Demselben: Über Dr Martin Luthers Verdienst um den Kirchengesang oder Darstellung desjenigen, was er als Liturg, als Liederdichter und Tonsetzer zur Verbesserung des öffentlichen Gottesdienstes geleistet hat. Nebst einem aus den Originalen genommenen Abdrucke sämmtlicher Lieder und Melodien Luthers u. s. w. Hamburg 1813. [1]

Die vollständige Geschichte des deutschen Kirchenliedes, welche derselbe Schriftsteller erwarten ließ, ist bis jetzt nicht erschienen. Dessen

[1] [K. E. P. Wackernagel, Das deutsche Kirchenlied von Martin Luther bis auf Nikolaus Herman und Ambrosius Blaurer. Stuttgart 1841. 4. H.]

ungeachtet ist durch die reichliche Zusammenstellung von Originalliedern in der Anthologie, mit den beigefügten Einleitungen und Bemerkungen, und durch die musterhafte Monographie über Luther (Alles auf dem sorgfältigsten und speciellsten Quellenstudium beruhend) für den Gegenstand dieses Abschnitts weit mehr geleistet, als bis jetzt für irgend eine andre Partie der Geschichte deutscher Dichtkunst in unsrem Zeitraume geschehen ist.

Eine Geschichte des deutschen Kirchenliedes und der deutschen Mysterien bis auf Luther hat neuerlich H. Hoffmann, Professor und Bibliothekar zu Breslau, in seinen Horæ Belgicæ B. I, Breslau 1830, S. 110 angekündigt, wovon man sich viele neue Belehrung versprechen darf.[1]

Aus dieser früheren Periode, vor Luther, ist es angemessen, auch hier Einiges voranzuschicken.

Das Bestreben, den christlichen Gesang dem Banne des Kirchenlateins zu entheben, äußert sich in Deutschland schon sehr frühzeitig. Der Benedictinermönch Otfried, der in der 2ten Hälfte des 9ten Jahrhunderts die Evangelien in deutschen Reimen, mit der Bestimmung für den Gesang, bearbeitete, sagt im Eingange seines Werkes (lib. I, cap. 1, in Schilters Thesaurus I, S. 15—21):

Die Franken sind nicht minder kühn und verständig, denn Römer und Griechen; sie sind tapfer in Feld und Wald, rasch zu den Waffen; ihr Land ist fett an manigfacher Frucht; Kupfer, Eisen und Silber gräbt man darin, Gold liest man aus ihrem Sande; sie sind siegreich und gefürchtet über alle Völker, denn sie thun Alles mit Gott, sie sind eifrig, sein Wort zu lernen und zu üben; sollen sie nicht auch dessen theilhaft sein, daß in ihrer Zunge Christi Lob gesungen werde, der sie zu seinem Glauben berufen?

Im weitern Verlaufe des Mittelalters jedoch ist es hauptsächlich das Lob der heiligen Jungfrau, das in deutschen Liedern gefeiert wird.

Bedeutende Förderung erhielt die christliche Lehre und Gottesverehrung in der Volkssprache durch die Predigerorden. Auch für den deutschen Gesang konnten sie nicht ohne Einfluß bleiben. Ein Predigermönch war Bruder Eberhard von Sax („ein Bredier", Manesse I, 28),

[1] [Dieses Werk, zuerst 1832 zu Breslau erschienen, liegt nun in zweiter Ausgabe vor unter dem Titel: Geschichte des deutschen Kirchenliedes bis auf Luthers Zeit. Von Hoffmann von Fallersleben. Hannover 1854. 8. H.]

Das Schiff geht still im Triebe,
Es trägt ein theure Last;
Der Segel ist die Liebe,
Der heilge Geist der Mast.

Der Anker haftt auf Erden
Und das Schiff ist am Land;
Gotts Wort thut uns Fleisch werden,
Der Sohn ist uns gesandt u. s. w.

Wahrscheinlich liegt auch diesem Lied ein weltliches zu Grunde.

Im fünfzehnten Jahrhundert, dem ersten unsres Zeitraums, zeigt sich fortwährend die Neigung, von geistlichen Dingen in der eigenen Sprache und im Tone des Volkes zu singen. Was in dieser Zeit ritterliche und meistersängerische Dichter (unter den letztern sind Muscatblut und der Mönch von Salzburg[1] zu nennen, von welchen beiden auch das handschriftliche Liederbuch zu Berlin religiöse Gesänge enthält) in dem fraglichen Fache leisteten, unterwerfen wir hier keiner besondern Erörterung. Von den hieher einschlagenden Erzeugnissen der letzten Ritterdichter, von dem religiösen Geiste der Singschulen und in wiefern durch diese der Reformation bei den Laien vorgearbeitet wurde, ist im ersten und zweiten Abschnitt gehandelt worden. Überhaupt aber sind die vorzüglich noch dem Lobe Marias gewidmeten Kunstgesänge des 15ten Jahrhunderts mehr ein Nachhall der vorangegangenen Zeit, als eine neue Entwicklung der geistlichen Liederdichtung.

Ich begnüge mich daher, folgende Erscheinungen hervorzuheben:

1. Als eine noch zu wenig beachtete Pflegstätte der Behandlung geistlicher Gegenstände in deutscher Sprache sind die Frauenklöster zu betrachten. Den frommen Schwestern war die lateinische Sprache viel mehr, als den geschulten Mönchen, ein Hindernis des Verständnisses erbaulicher Schriften und kirchlicher Gesänge. Von Unterrichtetern und Begabtern aus ihrer Mitte, wohl auch von geistlichen Vorstehern und Beichtvätern, wurde deshalb darauf hingearbeitet, allgemeiner zugängliche Quellen religiösen Genusses zu eröffnen. Man findet, namentlich

[1] [Man sehe die litterarischen Nachweisungen bei Koberstein I, S. 394, Anm. 2. H.]

aus dem 15ten Jahrhundert, manche, offenbar für Nonnenklöster bestimmte geistliche Tractate in der Landessprache und dabei auch Lieder, in dieser abgefaßt. Wenn solchen Werken auf der einen Seite der zarte und innige Ausdruck frommer Empfindungen nicht abzusprechen ist, so herrscht doch in ihnen anderseits der Ton eines spielenden Mysticismus, einer geistlich gesteigerten Sinnlichkeit. Schon in einer, wahrscheinlich dem Eingang des 14ten Jahrhunderts angehörenden Pergamenthandschrift der Basler Bibliothek habe ich einige, wohl noch höher hinauf zu setzende Lieder dieser Art, allem Anschein nach von einer Nonne verfaßt, aufgefunden. Davon zwei zur Probe:

Ich wil jorlunc nume sünden u. s. w. [1]

Der Schluß deutet auf Parodie der Maientanzlieder.

Das andre (mit Noten):

Weine, herze! weinent, ougen! u. s. w. [2]

Eine andre Handschrift solchen Inhalts, diese nun aus dem 15ten Jahrhundert, Papier, befindet sich auf der öffentlichen Bibliothek zu Stuttgart: Cod. theolog. et philos. 4⁰. Nro. 190. Sie kam von dem aufgehobenen Frauenkloster zu Pfullingen nach Zwiefalten und von da nach Stuttgart. Vorn auf der Decke findet sich die Aufschrift: „Dem Ersamen Conuent zuo Pfullingen.“ Von ihr ist Nachricht und Auszug gegeben in F. Weckherlins Beiträgen zur Geschichte altdeutscher Sprache und Dichtkunst, Stuttgart 1811, S. 84 ff. Sie enthält eine Sammlung brünstiger Andachten oder Betrachtungen, an verschiedene Handlungen und Zeiten geknüpft, die mit einem Anhange von Liedern in Beziehung stehen; Alles in deutscher Sprache. Den Anfang der Ausführungen in Prosa macht: „ein geistlicher Meige.“ Es liegen dabei die Bilder des Hohenliedes zu Grunde, der Liebhaber Jesus fährt mit der liebenden Seele in den Maien. Die Reize dieses Maien, sämmtlich von geistlicher Bedeutung, sind so verzeichnet:

1. Ein boumgart, mit aller edler boüme art durchzieret.
2. Ein wurzgart, mit aromatlichen crütren durchsetzet.
3. Ein gart, von aller art der blumen musieret.

[1] [Gedruckt in: W. Wackernagel, Altdeutsches Lesebuch. Vierte Ausgabe. Basel 1861. 8. Sp. 998 f. H.]

[2] [Gedruckt bei Wackernagel a. a. O. Sp. 999. H.]

4. Manigerhand brunnen, dorinn usquellend und entspringend.
5. Ein lüstlicher sal und balast, von edlem holz gezimret.
6. Ein lüstliche spiskamer, wurzgaden und apoteke.
7. Ein küler keller, mit allerhand wins gespiset.
8. Vil lüstlicher bäder, dorinn man sich erwäschet.
9. Ein zarts weichs bettli, schön zuogericht und aptieret.
10. Ein cöstlich herrenmoß, mit edlen trachten zugerüstet.
11. Ein güldeni harpf für süßes seitenspils getöne.
12. Lieplicher vögelli frölich gesenge.

Die übrigen Betrachtungen haben zum Theil noch sonderbarere Gegenstände und Aufschriften, z. B. „ein geistliche erne, ein geistlicher herbest von einem süßen most, ein verjorener most, ein geistliche winachten, ein geistlich osterflädli“ u. s. w. Am Schlusse folgen 16 geistliche Gesänge, meist auf den Inhalt der Betrachtungen bezüglich und weltlichen Liedern nachgebildet: Fasnachtlieder, Weihnacht-, Neujahr-, Maien-, Badelieder u. s. w.

Davon wieder einige Beispiele:

Ein Meig (S. 88). [1]

Ich weiß mir einen meien in diser heilgen zit u. s. w.

Ein badliedli (S. 93).

Woluf im geist gon baden u. s. w.

Es ist mir wahrscheinlich, daß die prosaischen Aufsätze, worin sich auch mehreres Gelehrte vorfindet, von einem Geistlichen, etwa dem Beichtvater, die Lieder, wie auch Weckherlin annimmt, eher von einer der Klosterschwestern herrühren.

Neuerlich hat Hoffmann (Horæ Belgicæ B. 1, S. 110 ff.) in der holländischen Litteratur, die, was den ältern, volksmäßigen Gesang betrifft, ganz zu der deutschen zu rechnen ist, gegen das Ende des 15ten Jahrhunderts Ähnliches beobachtet. Er führt nicht nur aus des Joh. Busch im Jahr 1473 geschriebenem libr. reformationis monasteriorum (Leibniz, Scriptores rerum Brunsvicensium II, S. 926) eine Stelle an, welche für die damalige Verbreitung holländischer Bücher in den Nonnenklöstern zeugt:

[1] [In Uhlands Volksliedern II, S. 883. 884. Die Lieder der Pfullinger Handschrift sind sämmtlich abgedruckt in: K. E. P. Wackernagel, Das deutsche Kirchenlied S. 614—624. H.]

Ego autem simplex tunc frater in Windesem in Sutphaniam missus cum fratre pro negotio, hoc audiens et sciens plus quam centum congregationes sororum et beginarum in terra Trajectensi plures habere libros Teutonicales et eos quotidie legere, singulariter et in refectorio etc.,

sondern er gedenkt auch zweier in seinem Besitze befindlicher Handschriften aus derselben Zeit, deren eine, Pergamenthandschrift, über 100, die andre, Papierhandschrift, über 90 geistliche Lieder in holländischer Sprache enthalte, viele mit den Noten und Anfängen weltlicher Volkslieder, die ihnen zu Grunde liegen, versehen. Einige sind auch Übertragungen lateinischer Hymnen, deren auch manche mit aufgenommen sind. Beide Sammlungen rühren ohne Zweifel aus Klöstern her. In der ersten sind bei einigen Stücken die Verfasser genannt, zwei Klosterbrüder und eine Klosterfrau: „Dit liedekijn heeft ghemaect Baert suster die clusenarinne t Utrecht."

2. Schon bei diesen vor die Periode der Reformation fallenden geistlichen Gesängen haben wir mehrmals ein Verfahren bemerkt, das wir auch in der Folge, bei den protestantischen Kirchenliedern, häufig angewendet finden werden: die Umwandlung bekannter weltlicher Lieder in religiöse. Von einem der Leise der Geiselbrüder und einem Liede bei Tauler war in dieser Beziehung schon besonders die Rede. Unter denen des Basler Codex, die wir einer Nonne zuschrieben, findet sich eines mit Refrain:

Himelrich, ich frowe mich din u. s. w. [1]

Die beiden Zeilen, die am Schlusse jeder der drei Strophen des Liedes wiederkehren, sind ohne Zweifel der geistlich veränderte Refrain eines Tageliedes, in welchem der Morgenruf des Wächters auf der Zinne verstohlene Liebe sich zu hüten ermahnt. Von dergleichen geistlichen Parodieen der Tagelieder ist schon früher, bei den Gedichten des Grafen von Montfort, gesprochen worden. In der Pfullinger Handschrift beginnt eines der christlichen Fasnachtlieder:

Wir wont gen dieser vasenacht
Frisch und fro beliben u. s. w. [2]

[1] [Gedruckt in W. Wackernagels Altdeutschem Lesebuche Sp. 997 f. H.]
[2] [Gedruckt in P. Wackernagels Deutschem Kirchenlied Nr. 730. H.]

Dieß ist auch der Anfang mancher sehr muthwilliger Fasnachtlieder und ich habe ein solches, auch aus dem 15ten Jahrhundert, in der mehrerwähnten Berliner Handschrift S. 572 gefunden, das anhebt:

Ich will gen diser vasennacht
Frisch und frei beleiben,
He, und will auch als mein ungemach
Gar frölich von mir treiben u. s. w. [1]

Der ganze Inhalt ist nichts weniger, als geistlich.

Ein andres der Klosterlieder fängt an:

Den liepsten herren, den ich han,
Der ist mit lieb gebunden u. s. w. [2]

Darüber steht:

Den liepsten bulen, den ich han, contrafactum.

Dieß aber ist der Anfang eines beliebten alten Trinklieds:

Den liebsten bulen, den ich han,
Der ist mit reifen bunden u. s. w. [3]

Ebenso verhält es sich mit dem Mailied, den Badeliedern u. s. w. Über dem letzten dieser Gesänge:

Es hat ein mensch gots huld verlorn,
Daz schuof sin große sünde u. s. w. [4]

ist bemerkt:

Es hat ein man sin wip verlorn u. s. w., contrafactum uf einen geistlichen sinn.

Viele der weltlichen Liederanfänge, welche den holländischen Klosterliedern vom Schlusse des 15ten Jahrhunderts vorgesetzt sind, hat Hoffmann a. a. O. aufgezählt. Manche gehören zu sonst bekannten, in Holland und Deutschland verbreiteten Volksliedern und Balladen, zu andern fehlen die vollständigen weltlichen Texte, um die man wohl gerne die geistlichen Travestieen hingeben dürfte.

1 [Man sehe das Gedicht in Haltaus Liederbuch der Clara Hätzlerin S. 44. 45. H.]

2 [Bei P. Wackernagel, Kirchenlied Nr. 735. H.]

3 [In Uhlands Volksliedern II, S. 584. 585. H.]

4 [Bei P. Wackernagel, Kirchenlied Nr. 745. H.]

Den nächsten Anlaß zu diesen Umwandlungen gab ohne Zweifel die Absicht, bekannte und beliebte Volksmelodieen für den geistlichen Gesang zu gewinnen und dieselben auch da zu benützen, wo, wie in den Klöstern, die weltlichen Texte nicht schicklich gesungen werden konnten. Aber wohl mochte mit diesen Melodieen manche angenehme Erinnerung an das Leben verbunden sein. Ein weiterer Zweck war, durch solche Einkleidung dem geistlichen Inhalt beim Volke leichteren Eingang zu verschaffen. Überhaupt knüpfte sich dadurch eine Verbindung zwischen dem ursprünglich auf lateinischen Hymnen beruhenden Kirchengesang und dem lebendigen Volksgesange, aus welcher der eigenthümliche Ton des deutschen Kirchenliedes im 16ten Jahrhundert hervorgeht.

3. Auch in den kirchlichen Gesang waren schon vor der Reformation deutsche Lieder eingeführt. Ich zähle dahin nicht die zuvor geschilderten Klosterlieder, welche sich keineswegs zum eigentlich gottesdienstlichen Gebrauche eignen konnten. Wohl aber gehören hieher mehrere, obwohl nur kurze deutsche Gesänge, von denen Luther selbst sagt, daß sie von alten Christen gemacht seien und jährlich durchaus in Deutschland gesungen worden, und die er in seine Liedersammlungen aufgenommen, verbessert und erweitert hat. Melanchthon behauptet in der Apologie der Augsburgischen Confession (zu Artikel 24) unbedenklich: „Dieser Gebrauch ist allezeit für löblich gehalten in der Kirche. Denn wiewohl an etlichen Orten mehr, an etlichen Orten weniger deutsche Gesänge gesungen werden, so hat doch in allen Kirchen je etwas das Volk deutsch gesungen, darum ists so neu nicht."

„Indes," bemerkt hiebei Rambach, Luther S. 51, „sieht man freilich schon aus dem Widerspruch, den die in dieser Hinsicht von den Evangelischen vorgenommenen Veränderungen bei den Päbstlichgesinnten fanden, daß die Sache zum Theil neu und ungewöhnlich war. Die Sprache des Volks war früher beim öffentlichen Gottesdienste eigentlich nur geduldet gewesen; der Gebrauch derselben und mithin auch die Theilnahme der Laien am Gesange fand nicht regelmäßig, sondern etwa nur an gewissen, besonders festlichen Tagen statt; alles in den Metten und Vespern und fast alles bei der Feier des Abendmahls wurde lateinisch vom Chor gesungen."

Derselbe Schriftsteller erklärt in der Anthologie I, 383 f. den allmählichen Gang der Sache folgendermaßen:

Dieß [den öffentlichen Gebrauch des deutschen Kirchengesanges] würde freilich bei den eigentlichen Kirchenämtern, deren Liturgie in dem althergebrachten Ritual so genau vorgeschrieben war, keiner haben wagen dürfen; leichter aber **konnte es** bei andern weniger durch das Ritual beschränkten Übungen, z. B. bei Processionen und Wallfahrten, geschehen; und man darf als gewiss annehmen, daß eben von solchen Übungen, namentlich von den Bittgesängen in der Kreuzwoche, von solchen Festen, die zugleich als Volksfeste gefeiert wurden und eine allgemeine fröhlichere Theilnahme weckten, wie das Fronleichnams-, Kirchweih- und Kirchpatronenfest, der Gebrauch deutscher Kirchenlieder zu allererst ausgegangen sei. Nachdem man sie bei diesen Festen einmal zugelassen hatte, konnten sie leicht mit der Zeit auch bei andern ganz eigentlich kirchlichen Gottesdiensten, z. B. in den Vigilien und Frühmetten des Weihnachtsfestes, die schon längst dem Ausdruck eines fröhlichen Jubels gewidmet waren, und zuletzt bei dem feierlichen Messgottesdienste selbst an hohen Festtagen Eingang finden; wie wir denn wirklich unter den alten deutschen Gesängen Lieder von allen diesen Gattungen antreffen. Mehrere derselben wurden schon zu Luthers Zeit für alt, ja für uralt geschätzt; es ist daher gewiss nicht übertrieben, wenn man annimmt, daß diese damals ein Alter von 100 bis 150 Jahren hatten, mithin zum Theil aus einer noch früheren Zeit stammen, als die von Huß unter seinem Volk eingeführten böhmischen Kirchengesänge, wenn gleich nicht geleugnet werden mag, daß das Beispiel dieses Reformators zur Vermehrung und weiteren Verbreitung der deutschen Kirchenlieder manches beigetragen habe.

Die Überreste dieses vorlutherischen deutschen Gesanges giebt Rambach, Anthologie I, 410 ff. Darunter z. B. das „Nun bitten wir den heiligen Geist" u. s. w., welches wir schon im 13ten Jahrhundert bei Bruder Berthold vorgefunden. Den Wallfahrten, bei denen der älteste Gebrauch deutscher Lieder vermuthet wird, gehört folgendes an (Anthologie I, 424. Vgl. Luther S. 218):[1]

In Gottes Namen fahren wir,
Seiner Gnaden begehren wir.
Nun helf' uns allen die Gotteskraft,
Verleih' uns allzeit große Macht! Kyrie, eleison!

Und das heilige Crüze
Werd' uns allzeit nütze,
Da Gott sein Marter an leidt!
Dasselbig sei unser Geleit! Kyrie, eleison!

[1] **[Hoffmann, Kirchenlied Nr. 98. H.]**

Auch das heilige Grab,
Da Gott selbest inne lag
Mit seinen fünf Wunden also hehr!
Frölich fahren wir daher [gen Jerusalem]. Kyrie, eleison!

Kyrie, eleison! Christe, eleison!
Nun helfe uns der heilig Geist
Und die werthe Gottesstimm',
Daß wir frölich fahren hin! Kyrie, eleison!

Dieses Lied,[1] das bei Bittfahrten (Processionen) gebraucht wurde, war offenbar ursprünglich für die Kreuzfahrten nach dem heiligen Grabe bestimmt. In dem Gedichte von Herzog Ernst aus dem 13ten Jahrhundert finden wir, wie die Kreuzfahrer beim Abstoßen des Schiffes ihre Leisen singen (V. 1924), wie auch sonst in wichtigen Augenblicken, auf kriegerischem Zuge, beim Beginn der Schlacht, in großer Gefahr, oder auch in der Freude, wenn sie aus Kampfes Noth gerettet sind oder der Schiffmann das Land erblickt (V. 2158. 2285—94. 3070. 3146. 3580—82. 4538—44. 4759). Ja wir finden in diesem Gedichte (was zu Rambach nachzutragen ist) schon theilweise und unentstellter das angeführte Bittlied (V. 2285 ff.):

Do huben sie alle
Gegen got mit schalle:
Nu helf uns das heilige grab
Und der sich durch uns darin gab
Mit sinen heren wunden,
Daz wir zu Iherusalem funden
Werden froliche
Und in dem himmelriche
Got gebe uns den werden lon
Und singen: Kyrieleison!

Ein andermal (3580—2) heißt es:

Gegen gote was mit fliße ir ruf,
Mit ir leisen sie gaben süßen don
Und sungen: Kyrieleison!

Es wird aber auch noch ein weiteres, ähnliches Lied mitgetheilt (4538 ff.):

[1] [Vergl. auch Uhlands Volkslieder Nr. 301. H.]

Sinen leisen hub er [H. Ernst] do:
Crist, herre, du bist gut,
Nu hilf uns durch din reines plut,
Durch dine heren wunden,
Daz wir frolichen werden funden
Da süße ist der engel don
In deinem riche! Kyrieleison!

Parodiert ist das ausgehobene „In Gottes Namen fahren wir" u. s. w. in der Mörin des Hermann von Sachsenheim, 1453. Dort heißt es (6 b. vergl. 7 a. 27 b) von den Leuten im Reiche der Venus:

Sie sungen all gemein diß liet:
In Venus namen faren wir.[1]

Im Ganzen jedoch sind diese älteren deutschen Lieder doch nur vereinzelte Anklänge von beschränktem Gebrauch und mäßigem Gehalte. Aufschwung und Herrschaft gewann der kirchliche Gesang in deutscher Sprache doch erst durch Luther, mit dem wir jetzt die Reihe der Kirchenliederdichter des 16ten Jahrhunderts eröffnen.

Weder eine Lebensbeschreibung, noch eine allgemeinere Charakterschilderung des großen Reformators wird hier erwartet werden, wo es sich nur von einem besondern, von ihm selbst nicht für wesentlich angesehenen Theile seines Wirkens handelt. Auch als Dichter bedarf er keiner umfassendern Darstellung, da er, weniges Anderartige ausgenommen, gerade nur im Kirchenlied als solcher auftritt und unter der an sich mäßigen Anzahl von Gesängen, 37 Numern, bei denen er betheiligt ist, der größere Theil in Bearbeitungen und Erweiterungen schon vorhandener Gedichte besteht. Überdem war es weniger das poetische, als das musikalische Interesse, was ihn zu der Liederdichtung hinzog.

Das jedoch kann behauptet werden, daß die Kenntnis dessen, was Luther für den Kirchengesang gethan, einen nicht unerheblichen Beitrag zu seiner Charakteristik gebe. Man ist fast zu sehr gewohnt, sich Luthern nur im gewaltigen Auftritt des Helden, des Glaubensstreiters, vorzustellen. Es giebt eine eigene Dissertation über Dr Martin Luthers heroische Gestalt. Aus der derben Sprache seiner Polemik schließt man

[1] [Vergl. oben S. 223. H.]

häufig auf eine rauhere Gemüthsart. Aber eben in seinem Kirchengesange zeigt sich, bei der Kraft, auch ganz der milde Kern seines innersten Wesens, der ihn als den echten Streiter einer Religion der Liebe beurkundet. Selbst sein liturgisches Verfahren bei der Einführung dieses evangelischen Kirchengesangs zeugt von einer Mäßigung, die man ihm nicht überall zuerkennt; gewaffnet steht er, wo es ihm das Wesentliche gilt, aber duldsam und anerkennend werden wir ihn hier finden, wo er, seiner Überzeugung in Hauptsachen unbeschadet, die Hand bieten kann.

Wir gehen seine Lieder nach den verschiedenen Classen durch, in die sie sich ordnen lassen:

1. Bearbeitungen lateinischer Kirchengesänge.
2. Ältere deutsche von Luther verbesserte oder erweiterte Lieder.
3. Biblische Lieder.
4. Eigene Lieder.[1]

1. Die abendländische Kirche des Mittelalters hatte einen großen Vorrath lateinischer Gesänge und darunter viele, nicht bloß durch die begleitende Melodie, sondern auch durch christlichen Sinn, innige Andacht und einfach würdige Poesie ausgezeichnete. Luther erkannte den Werth dieser Lieder und war ihnen, soweit ihr Inhalt der gereinigten Lehre nicht widerstrebte, mit Wärme zugethan. Hiefür sind von Rambach (Luther S. 26 ff.) viele Zeugnisse aus des Reformators eigenem Munde beigebracht:

Ob er gleich in der Kirche, wie sie zu seiner Zeit war, „die Stätte des Greuels" erblickte, gestand er dennoch, daß in ihr durch Gottes Macht und Wunder bei allen Verderbnissen viel Gutes geblieben sei, wohin er namentlich auch „die vielen guten Lieder und Gesänge, beide lateinisch und deutsch" zählen zu müssen glaubte. So urtheilte er insbesondre von den Gesängen bei der Feier des Abendmahls. „Viel Gesang in der Messe," sagt er, „ist fein und herrlich vom Danken und Loben gemacht und bisher blieben, als das Gloria in excelsis deo et in terra, das Alleluja, das Patrem, die Praefation, das Sanctus, das Benedictus, das Agnus dei. In welchen Stücken findest du nichts vom Opfer, sondern eitel Lob und Dank, darum wir sie auch in unsern

[1] [Man vergl.: Martin Luthers geistliche Lieder mit den zu seinen Lebzeiten gebräuchlichen Singweisen, herausgegeben von Philipp Wackernagel. Stuttgart 1848. 4. H.]

Messe behalten. Und sonderlich dienet das Agnus über alle Gesänge aus der Maßen wohl zum Sacrament; denn es klärlich daher singet und lobet Christum, daß er unsre Sünde getragen habe, und mit schönen kurzen Worten das Gedächtnis Christi gewaltiglich und lieblich treibt. Und Summa, was böse in der Messe ist vom Opfer und Werk, das hat Gott wunderlich geschickt, daß fast alles der Priester heimlich lieset, und heißet die stille Messe; was aber öffentlich durch den Chor und unter dem Haufen gesungen wird, fast eitel gute Ding und Lobgesäng sind." In seiner Schrift von Ordnung des Gottesdienstes, die er im Jahr 1523 herausgab, erklärte er sich daher sehr bestimmt über die Beibehaltung dieser Gesänge: „Das Gesänge in den Sonntagsmessen und Vesper lasse man bleiben! denn sie sind fast gut und aus der Schrift gezogen"; und daß er hierüber auch späterhin noch eben so dachte, kann man aus einer Stelle in seiner merkwürdigen Vermahnung an die Geistlichen auf dem Reichstage zu Augsburg im Jahr 1530 sehen, wo er, nachdem er seine Unzufriedenheit über die Abschaffung mancher hergebrachten Kirchencerimonien bezeugt, hinzusetzt: „Und ist darin das Allerbeste, daß seine lateinische Gesänge de tempore da sind blieben, wiewohl sie dennoch von den neuen Heiligengesängen fast übertäubet und auch hier schier nichts gelten; doch behalten wir sie fest und gefallen uns von Herzen wohl." Es fehlt auch in seinen Schriften und Reden nicht an Äußerungen, die dieses Wohlgefallen, besonders an einzelnen kirchlichen Gesängen aus dem Alterthume, deutlich zu erkennen geben. So gedenkt er der Ambrosianischen Hymnen mit Auszeichnung: „St. Ambrosius hat viel schöne hymnos ecclesiæ gemacht." Nach einer Anführung in den Tischreden lobete er eines Tages „die hymnos und geistlichen Gesänge und Gedichte Prudentii, daß er der beste und christlichste Poet wäre, und wenn er zur Zeit Virgilii wäre gewesen, so wäre er über Horatium gelobet worden, den doch Virgilius gelobt hat. Ich wollte sehr gern, daß Prudentii Carmen, Gesänge und Vers in Schulen gelesen würden."

Noch viele weitere Äußerungen Luthers über einzelne lateinische Kirchengesänge hat Rambach zusammengestellt, woraus ich nur folgende hervorhebe.

Nach dem Berichte seines Schülers und Freundes Mathesius hat Luther aus dem Weihnachtsgesange „Eia recolamus laudibus piis" u. s. w. [vergl. Anthologie I, 212 f.] den Vers „O beata culpa, quæ talem meruisti redemtorem" oft zur Weihnachtszeit mit Freude und Rührung gesungen und eine spätere Tradition setzt hinzu, er habe bei Absingung dieses Verses die ersten Gedanken vom Evangelio gefaßt. Besonders gefielen ihm auch die Gesänge am Johannisfeste, und die Beibehaltung derselben war mit ein Grund,

warum er dieses Fest nicht abgeschafft haben wollte. Von einer Sequenz für den Advent, „Mittitur ad virginem", sagt er, sie sei nicht so grob, nemlich wie viele andre der Maria gewidmete Gesänge, sondern wohl gerathen und schön.

Die Marienlieder, die im Mittelalter so eifrig gesungen wurden, musten freilich den Reformatoren vielfachen Anstoß geben. Sehr milde noch sagt Luther:

Die liebe Mutter Gottes, Maria, hat viel schönern Gesang und mehr gehabt, denn ihr Kind Jesus (Luther S. 22).

Ernster ein andermal (Ebend. S. 25 f.):

Allhier muß ich von dem Gesange sagen, den man nennt das Salve regina, welches eine große Gotteslästerung ist; denn also lautet es: „Bis gegrüßet, du Königin der Barmherzigkeit, unser Leben, unsre Süßigkeit und unsre Hoffnung!" Ist das nicht zu viel? Wer will das verantworten, daß sie unser Leben, Süßigkeit und Barmherzigkeit sein soll, so sie sich doch läßt genügen, daß sie ein arm Gefäß und, wie sie saget, eine Dienerin des Herrn sei? Nun das Gebet singet man durch die ganze Welt und läutet große Glocken dazu und ist leider dahin kommen, daß schier keine Kirche, es ist das Salve regina darinnen zu singen reichlich gestiftet. Also ist es auch mit dem Regina cœli, das ist auch nicht viel besser, da man sie eine Königin des Himmels nennet. Ist das nicht eine Unehre, Christo gethan, daß man das einer Creatur zuleget, das doch alleine Gott zugehöret und gebühret? Darum lasse man von den ungöttlichen und unchristlichen Worten! Gerne will ich Mariam haben, daß sie für mich bitte; aber daß sie soll mein Trost und mein Leben sein, das will ich nicht.

Um wie vieles milder lauten auch noch diese, mit Gründen belegte Aussprüche Luthers, als wenn es in den Predigten des Fürsten Georg zu Anhalt (Wittenberg 1555) heißt:

Über die wenigen alten christlichen Lieder, auf die hohen Feste angeordnet, hat das gemeine Volk hievor keine Gesänge gehabt, damit es sich hätte bessern können. Ich will geschweigen der ganz abgöttischen Lieder, als: „Sanct Maria (Sanct Petre), wohne uns bei und laß uns nicht verderben! mach uns von allen Sünden frei, und wenn wir sollen sterben, für dem Teufel uns bewahr! Hilf, reine Magd, Maria, hilf uns zu der Engel Schaar! So singen wir: Halleluja!" Item: „Maria, Mutter, reine Magd, all unsre Noth sei dir geklagt!" und dergleichen andre öffentliche abgöttische Gesänge mehr, welche da sie gesungen, nicht Wunder wäre, daß Gott alsobald solche Processiones und Singer mit Feuer, Donner und Blitz zwanzig Ellen tief in die Erde, ja in den Abgrund der Hölle hinein geschlagen hätte. (Anthologie I, 411 f.)

Luther konnte also für den neuen, evangelischen Gottesdienst den alten Kirchengesang nur mit Unterscheidung gebrauchen. Aber soweit er ihn beibehalten konnte, that er es und zwar auf gedoppelte Weise: lateinisch und in deutscher Bearbeitung.

Rambach (Luther S. 52 ff.) bemerkt:

Zwar gab er schon in einer seiner frühern Schriften vom Jahr 1520 deutlich zu erkennen, wie sehr er den herrschenden Gebrauch der lateinischen Sprache beim Gottesdienst misbillige. „Wollte Gott," schrieb er, „daß wir Deutschen Mess zu deutsch läsen! Warum sollten wir Deutschen nicht Mess lesen auf unsere Sprache, so die Lateinischen, Griechen und viele andere auf ihre Sprache Mess halten?" Und anderwärts äußert er: „Alles, was Odem hat, lobe den Herrn!" sagt der 150te Psalm; daraus folget, daß man Gott in allen Sprachen loben soll. Warum hat denn der Kaiser verboten, deutsch zu beten und zu singen?" Wahrscheinlich würde er auch schon zu der bemerkten Zeit darauf bedacht gewesen sein, diesem Bedürfnisse abzuhelfen, wenn nicht theils das Ungewöhnliche der Sache, theils der ungestüme Eifer Carlstadts, mit dem er durchaus keine Gemeinschaft haben wollte, ihn davon abgehalten hätte; in welcher letzteren Hinsicht er noch in einer zwei Jahre später herausgegebenen Schrift erklärte: [1] „Aufs erst müssen wir den alten Brauch lassen bleiben, daß man mit geweiheten Kleidern, mit Gesang und allen gewöhnlichen Cerimonien auf lateinisch Mess hält, angesehen, daß solches eitel äußerlich Ding ist, daran den Gewissen keine Fahr liegt, darneben mit der Predigt die Gewissen frei behalten, daß der gemeine Mann erlerne, daß solches geschehe, nicht darum, daß es müsse also geschehen, oder Ketzerei sei, wer anders thät" u. s. w. Anderwärts äußert er sich hierüber: „Daß die Messe deutsch gehalten werde bei den Deutschen, gefällt mir wohl; aber daß er [Carlstadt] da auch will eine Noth machen, als müsse es so sein, das ist abermal zu viel" u. s. w. Und weiter: „Nicht, daß ich wollte wehren, in der Messe eitel Deutsch zu brauchen; sondern nicht will leiden, daß man aus eigenem Durst und Frevel das lateinische Evangelium zu lesen verbiete und Sünde mache, da keine ist." Auch (Luther S. 56): „Nun der Schwärmergeist darauf dringet, es müsse sein, und will aber [abermals] die Gewissen mit Gesetz, Werk und Sünde beladen, will ich mir die Weile nehmen und weniger dazu eilen denn vorhin, nur zu Trotze den Sündenmeistern und Seelmördern, die uns zu Werken nöthigen, als von Gott geboten, die er nicht gebeut."

Je mehr übrigens Luther die Gemüther für die neue Weise des Gottesdienstes vorbereitet, ja das Verlangen darnach angeregt sah, um

[1] Vergl. noch Luther S. 41, 9.

so angelegener war er selbst mit der Sorge für die Einrichtung des deutschen Gesanges beschäftigt. Besonders merkwürdig ist hiefür eine Stelle der im Jahr 1524 erschienenen lateinischen Ordnung der Messe (Luther S. 54 f.):

Ich wollte auch, daß wir viel deutsche Gesänge hätten, die das Volk unter der Messe sänge, oder neben dem Gradual, auch neben dem Sanctus und Agnus dei. Denn wer zweifelt daran, daß solche Gesänge, die nun der Chor allein singet, oder antwortet auf des Bischofs oder Pfarrers Segen oder Gebet, vorzeiten die ganze Kirche gesungen hat? Aber es fehlet uns an deutschen Poeten und Musicis, oder sind uns noch zur Zeit unbekannt, die christliche und geistliche Gesänge, wie sie Paulus nennet, machen könnten, die es werth wären, daß man sie täglich in der Kirche Gottes brauchen möchte. Indes lasse ich mir gefallen, daß man singe, weil das Volk das hochwürdige Sacrament empfähet: „Gott sei gelobet und gebenedeiet!" u. s. w. Zudem so ist auch dieß ein schön christlich Lied: „Nun bitten wir den heiligen Geist" u. s. w. Item: „Ein Kindelein so löbelich" u. s. w. Denn man findet ihrer nicht viel, die etwa einen Schmack oder einen rechtschaffenen Geist hätten. Das rede ich derhalb, daß, so irgend deutsche Poeten wären, dadurch bewegt würden, uns geistliche Lieder zu machen.

Man sieht aus diesen Äußerungen, wie Luther die Einführung des deutschen Kirchengesanges wünscht und in dem Maße betreibt, als er die Mittel dazu gegeben findet; daß er aber nicht gewaltsam einschreiten will und einstweilen auch die Fortübung des lateinischen Gesanges für unbedenklich hält. Es liegt hiebei eine eben so bestimmte, als duldsame Unterscheidung des Wesentlichen vom Ritualen zu Grunde, die besonders noch in einer andern, wenn auch nicht zunächst auf den Kirchengesang bezüglichen Stelle sehr lebendig ausgesprochen ist. Er sucht nemlich in einem im Jahr 1539 von ihm an den Probst Buchholzer in Berlin erlassenen Schreiben die Bedenklichkeiten des Letztern wegen einiger vom Kurfürsten zu Brandenburg verordneten Cerimonien zu heben (Luther S. 82 f.):

„Was aber betrifft," heißt es hier, „daß ihr euch beschweret, die Chorkappe oder Chorrock in der Procession, in der Bet- oder Kreuzwochen und am Tage Marci zu tragen und den Circuitum mit einem reinen Responsorio um den Kirchhof des Sonntags, und auf das Osterfest mit dem Salve festa dies zu halten, darauf ist dieß mein Rath: Wenn euch euer Herr, der Markgraf und Kurfürst, will lassen das Evangelium Christi klar, lauter und rein

predigen, ohne menschlichen Zusatz, und die beiden Sacramente nach seiner Einsetzung reichen und geben, und fallen lassen die Anrufung der Heiligen u. s. w. und singen reine Responsoria und Gesänge, lateinisch und deutsch, im Circuitu oder Procession, so gehet in Gottes Namen mit herum und traget ein silbern oder gülden Kreuz und Chorkappe oder Chorrock, von Sammet, Seiden oder Leinwand! Und hat euer Herr, der Kurfürst, an Einer Chorkappe oder Chorrock nicht genug, die ihr anziehet, so ziehet deren drei an, wie Aaron, der Hohepriester, drei Röcke über einander anzog, die herrlich und schön waren; daher man die Kirchenkleider im Pabstthum Ornata genannt hat. Haben auch Ihre kurfürstl. Gnaden nicht genug an Einem Circuitu oder Procession, daß ihr umhergehet, klinget und singet, so gehet siebenmal mit herum, wie Josua mit den Kindern von Israel um Hiericho giengen, machten ein Feldgeschrei und bliesen mit Posaunen. Und hat euer Herr, der Markgraf, ja Lust dazu, mögen Ihre kurfürstl. Gnaden vorher springen und tanzen mit Harfen, Pauken, Cimbeln und Schellen, wie David vor der Lade des Herrn that, da sie in die Stadt Jerusalem gebracht ward; bin damit sehr wohl zufrieden. Denn solche Stücke, wenn nur Abusus davon bleibet, geben oder nehmen dem Evangelio gar nichts: doch daß nur nicht eine Noth zur Seligkeit, und das Gewissen damit zu verbinden, daraus gemacht werde. Und könnt ichs mit dem Pabst und Papisten so weit bringen, wie wollt ich Gott danken und so fröhlich sein!“ u. s. w.

In solcher Gesinnung schritt nun auch Luther selbst zur Verdeutschung solcher Kirchenhymnen, die für seine Zwecke passend schienen, was wir als den nächsten Übergang des lateinischen Gesanges zum deutschen betrachten können. Dieses Verfahren war auch schon vor ihm angewendet worden und er fand schon manche Übertragungen dieser Art vor. Von ihm haben wir ihrer neune. Ausgezeichnet kann keine derselbe genannt werden. Das Deutsche lautet ziemlich hart neben dem Wohlklang der Originale. Zur Probe hier eines der kürzesten Stücke, der Vespergesang des Ambrosius (Luther S. 130):

Hymnus ad vesperas (Anthologie I, 158).

O lux, beata trinitas
Et principalis unitas,
Jam sol recedit igneus,
Infunde lumen cordibus!
Te mane laudem carmine,
Te deprecemur vespere,
Te nostra supplex gloria
Per cuncta laudet secula!

Luther giebt die zwei Strophen so in drei deutschen (Luther, Anhang S. 33 [P. Wackernagel, Kirchenlied Nr. 220. H.]):

Der du bist drei in Einigkeit,
Ein wahrer Gott von Ewigkeit,
Die Sonn mit dem Tag von uns weicht.
Laß leuchten uns dein göttlich Licht!

Des Morgens, Gott, dich loben wir,
Des Abends auch beten für dir.
Unser armes Lied rühmet dich,
Jetzund, immer und ewiglich.

Gott Vater, dem sei ewig Ehr,
Gott Sohn, der ist der einig Herr,
Und dem Tröster heiligen Geist,
Von nu an bis in Ewigkeit! Amen.

Er selbst hat sich über die Bearbeitung lateinischer Vorbilder technisches Bedenken gemacht (Luther S. 55 f.). Noch gegen das Ende des Jahres 1524 schreibt er an seinen Freund Hausmann:

Daß die Messe in der deutschen Sprache gelesen werde, wünsche ich vielmehr, als verspreche solches, weil ich diesem Werke, das die Musik und einen besondern Geist erfordert, nicht gewachsen bin.

Um dieselbe Zeit erklärt er sich so:

Ich wollt heute gerne eine deutsche Messe haben und ich gehe auch damit um; aber ich wollt ja gerne, daß sie eine rechte deutsche Art hätte. Denn daß man den lateinischen Text verdolmetscht und lateinischen Ton oder Noten behält, lasse ich geschehen; aber es lautet nicht artig noch rechtschaffen. Es muß beide, Text und Noten, Accent, Weise und Geberde aus rechter Muttersprach und Stimme kommen; sonst ist es alles ein Nachahmen, wie die Affen thun.

Luther war sich hiernach seiner Aufgabe wohl bewust, er machte sie sich nicht leicht und eben die erkannte Schwierigkeit mag ihn abgehalten haben, auf diesem Wege mit Erfolg fortzuschreiten. Übrigens können seine Leistungen auch hier nur im Zusammenfassen der Musik und des Textes vollständig gewürdigt werden.

Es gehört hieher noch eine Anekdote, die Mathesius in seinen Predigten über Luthers Leben mitgetheilt hat. Ich gebe sie zugleich mit den Bemerkungen, welche Rambach, der auch der alten Melodien kundig ist, darüber gemacht hat (Luther S. 91 f.):

„Auf eine Zeit," erzählt sein Biograph, „kommt er zu Eisenberg am Ostertag in die Kirchen, und als man da den Introitum deutsch sang in die lateinischen Noten, rümpfet er sich hart. Wie er heim zu Tische kommt, fragt ihn sein Wirth, was ihm gewesen wäre. Ich dacht, spricht er, es würde mich die kalten Pese ankommen über ihrem läppischen Gesang. Will man deutsch singen, so singe man gute deutsche Lieder! will man lateinisch singen, wies Schüler thun sollen, so behalte man die alten Choral und Text und thu das Unrein davon! besser wirds keiner machen, und beschloß: Ich bin den Leuten feind, die immer ein neues übers andre anrichten in Cerimonien; eben diese werdens der Lehre mit der Zeit auch thun; bei lateinischen Schulen soll man lateinisch singen, in deutschen Kirchen soll man deutsch predigen, so gehets recht." Man sieht aus diesen Äußerungen, Luther war kein Freund von untergelegten deutschen Texten; und das wohl nicht allein aus dem Grunde, weil er der alten Texte von Jugend an gewohnt gewesen war, auch nicht bloß, weil die lateinische Sprache ihm wegen ihres sonoren Klanges zum Singen besser, als die deutsche geeignet zu sein schien, sondern, wie mich dünkt, vorzüglich deswegen, weil die im Choralgesange häufig vorkommenden Dehnungen einzelner Silben, auf deren eine nicht selten 12 und mehrere Noten gesungen werden, ihm der eigenthümlichen Art des deutschen Gesanges widersprechend oder nach seinem Ausdruck läppisch vorkamen. Sehr natürlich also, daß er theils selbst nur wenige lateinische Kirchengesänge, und überdieß nur solche, deren Melodie sich mehr den deutschen klaren und einfachen Singweisen nähert, übersetzte, theils dergleichen Übersetzungen auch von andern nicht haben wollte. Der Charakter der deutschen Sprache und Gesangart war ihm zu lieb, um ihn den lateinischen Texten aufzuopfern; die Melodien dieser Texte hatten aber auch in seinen Augen einen zu hohen Werth, um sie wegen einiger Übersetzungen, die denn doch, wenn sie fürs Volk singbar werden sollten, kaum noch Übersetzungen bleiben konnten, ganz und gar fallen zu lassen. Er behielt also, in Ermangelung genügender deutscher Gesänge, diese Melodien mit ihren Texten noch einstweilen bei und sorgte selbst für die fortwährende Übung derselben in Kirchen und Schulen.

Von den aus lateinischen Kirchengesängen durch Luther übersetzten Liedern finden sich noch in unsern Gesangbüchern: „Komm, Gott Schöpfer, heiliger Geist" u. s. w., doch kaum noch kenntlich, das alte Pfingstlied „Veni, creator spiritus", für dessen Verfasser einige Karl den großen, andre Karl den dicken halten[1] (Luther S. 129. Antho-

[1] [Mone, Hymnen I, S. 242 hält Gregor den großen für den Verfasser. Vergl. Hoffmann, Kirchenlied S. 359, Anm. 71. H.]

logie I, 175), sodann, fast durchaus wörtlich beibehalten, das „Herr Gott, dich loben wir“ u. s. w., der ambrosianische Lobgesang. Die lateinische Hymne „Te deum laudamus“ u. s. w. sollte nemlich, wie Rambach bemerkt, nach einer alten Sage vom heiligen Ambrosius bei der Taufe des Augustinus oder eigentlich von beiden, und zwar so verfertigt worden sein, daß sie ohne vorherige Verabredung, wie aus göttlicher Eingebung, die Worte derselben abwechselnd vor der Gemeinde sangen (Anthologie I, 87 ff. Luther S. 129).

2. Der schon vor Luther gewiss oder wahrscheinlich in deutscher Sprache vorhanden gewesenen, von ihm aber verbesserten und erweiterten Lieder sind wieder neune. Einige derselben waren nur ältere Übertragungen lateinischer Gesänge und manche bestanden ursprünglich nur aus Einer Strophe. Indem nun Luther sie zu mehrern erweiterte, trat er selbständig als Dichter ein. So ist unter seinen Händen das „Mitten wir im Leben sind“ u. s. w., wie es auch noch die heutigen Gesangbücher unverändert enthalten, zu einem ganz neuen Liede geworden. Es lautet lateinisch (Anthologie I, 250):

Antiphona de morte.

Media vita in morte sumus:
Quem quærimus adjutorem, nisi te, domine,
Qui pro peccatis nostris juste irasceris?
Sancte deus, sancte fortis, sancte et misericors salvator,
Amaræ morti ne tradas nos!

Rambach bemerkt (Anthologie I, 248), daß diese Antiphone in Schriften des 13ten Jahrhunderts als ein allgemein gewöhnlicher Klag- und Flehgesang bei traurigen Begebenheiten vorkomme und schon in eben diesem Jahrhundert regelmäßig am Sonnabend vor Lätare zum Completorium gesungen worden sei. Allein sie ist viel älter und vom heiligen Notker, zu St. Gallen gestorben 912, verfaßt. Notker wurde dazu angeregt, als er dem Brückenbau beim Martinstobel zusah und die Gefahr der Bauleute, in die tiefe Schlucht hinabzustürzen, ihm vor Augen war. Diesem Gebet gegen die Todesgefahr legte man in der Folge die Wirkung eines Zaubergesanges bei, wodurch man sich vor dem Tode bewahren und seinem Feinde den Untergang ansingen könnte. Es war daher in Kriegen der Schlachtgesang, den eine Partei gegen die andre anstimmte. Die Synode von Köln im Jahr 1316 sah sich

veranlaßt, zu befehlen, daß Niemand ohne seines Bischofs Erlaubnis gegen irgend einen Menschen das „Media vita" singen sollte. (v. Arx, Geschichte des Cantons St. Gallen, St. Gallen 1810, I, 93 f. Vgl. Pertz, Monum. II, 98, Anm.)

Verdeutscht, wie es Luther vor sich haben mochte, nach einem 1514 zu Basel gedruckten Plenarium oder Evangelienbuche (vgl. Luther S. 120 f.)[1] steht es Anthologie I, 425. Luther hat nicht bloß den Rhythmus, sondern auch großentheils dieselben Worte beibehalten, aber er hat zwei Strophen hinzugefügt, worin er tiefer, als Notker, in den Abgrund hinabschaut und den Retter von oben um so mehr verherrlicht. Sein Lied lautet so (Luther, Anhang S. 19 f.)[2]:

Mitten wir im Leben sind
Mit dem Tod umfangen u. s. w.

Auf den Trost des rechten Glaubens, auf die Festigkeit in demselben unter den Gefahren, mit welchen die evangelische Kirche zu kämpfen hatte, auf die ersehnte Einigkeit aller Christen im reinen Glauben war denn auch Luthers Sinn theils bei der Wahl der ältern Lieder, die er sich aneignete, theils bei den Zusätzen, womit er sie bereicherte, besonders gerichtet und er hat damit diesen Bearbeitungen die Merkzeichen seines eigenthümlichen Wesens und Strebens aufgedrückt. Hievon zwei der sprechendsten Beispiele.

Erwünschten Anklang hatte für ihn leicht begreiflich das mehrbesprochene, schon im 13ten Jahrhundert nachgewiesene Gesätz:[3]

Nu bitten wir den heiligen Geist
Um den rechten Glauben allermeist,
Daß er uns behüte an unserm Ende,
Wenn wir heimfahrn aus diesem Elende. Kyrieleison!

Er setzt diesem folgende drei Strophen bei:[4]

Du werthes Licht, gieb uns deinen Schein!
Lehr uns Jesum Christ kennen allein,
Daß wir an ihm bleiben, dem treuen Heiland,
Der uns bracht hat zum rechten Vaterland! Kyrieleison!

1 [Hoffmann, Kirchenlied Nr. 178. H.]
2 [P. Wackernagel, Kirchenlied Nr. 191. H.]
3 [Vergl. oben S. 407. Hoffmann, Kirchenlied Nr. 94. H.]
4 [P. Wackernagel, Kirchenlied Nr. 208. H.]

Du süße Lieb, schenk uns deine Gunst!
Laß uns empfinden der Liebe Brunst,
Daß wir von Herzen einander lieben,
Und im Friede auf einem Sinne bleiben! Kyrieleison!

Du höchster Tröster in aller Noth,
Hilf, daß wir nicht fürchten Schand noch Tod,
Daß in uns die Sinne nicht verzagen,
Wenn der Feind wird das Leben verklagen! Kyrieleison!
(Luther S. 122. Anhang S. 15.)

Das Lied „Komm, heiliger Geist, Herre Gott" u. s. w. [1] war der ersten Strophe nach auch schon vor der Reformation deutsch vorhanden; denn diese Strophe steht fast gleichlautend, wie bei Luther, in dem angeführten Basler Plenarium von 1514 (Luther S. 119 f. Anthologie I, 420). Sie ist auch Übersetzung einer alten, lateinischen Antiphone:

Veni, sancte spiritus!
Reple tuorum corda fidelium
Et tui amoris in eis ignem accende,
Qui per diversitatem linguarum cunctarum
Gentes in unitatem fidei congregasti!
Halleluja, Halleluja!
(Anthologie I, 250.)

Von Luthern um zwei Strophen vermehrt, ist nun das Lied ein echter Reformationsgesang geworden:

Komm, heiliger Geist u. s. w. (Luther, Anhang S. 14.)

Die zweite Strophe ist denn auch in dem antilutherischen Gesangbuche des Probstes Vehe zu Halle, vom Jahr 1537, gegen den Reformator so umgewendet worden:

O heiliges Licht, wohn uns bei,
Mach uns aller Blindheit frei!
Laß uns durch kein falschen Schein
Abführen von den Wegen dein!
Behüt uns vor den Propheten,
Die Gottes Wort unrecht deuten,
Sein Glauben mit dem Mund bekennen
Und die Kirchen doch zertrennen! [2]

[1] [P. Wackernagel, Kirchenlied Nr. 199. H.]
[2] Luther S. 120. Vergl. noch Luther, Anhang S. 16. 18. 26. [P. Wackernagel, Kirchenlied Nr. 823. H.]

Der größere Theil der Lieder dieser zweiten Classe ist in die neuen Gesangbücher ziemlich unverändert aufgenommen:

Gelobet seist du, Jesu Christ u. s. w.
Komm, heiliger Geist u. s. w.
Nun bitten wir den heiligen Geist u. s. w.
Gott, der Vater, wohn uns bei u. s. w.
Mitten wir im Leben sind u. s. w.

(Über das Judaslied, Luther S. 113 f., vergl. Hottingers Fortsetzung von Joh. Müllers Geschichte der Eidgenossenschaft VII, 118.)

3. Biblische Lieder. Luther benützte die Bibel auf zweifache Weise für den christlichen Gesang. Theils hob er poetische Stücke derselben in einer wörtlichen reimlosen Übersetzung aus, jedoch so, daß er sie durch beigesetzte Tonzeichen zum Gesang einrichtete, gerade wie man bisher die Prosa der lateinischen Bibelübersetzung componiert und gesungen hatte. Auf diese Art behandelte Luther einige Psalmen und eine Reihe von Lobgesängen und Gebeten aus verschiedenen Büchern alten und neuen Testaments, z. B. zwei Lieder Mosis, die Lieder Deboras, Hannas, die Lobgesänge Marias, Zacharias, der Engel u. s. w. Theils aber bearbeitete er biblische Abschnitte, mehr oder weniger frei, zu eigentlichen deutschen Kirchenliedern. Von den letztern, deren es eilfe sind, sprechen wir hier. Darunter findet sich eine Paraphrase des Vaterunsers, nicht ohne Beziehung auf die Zeitumstände, z. B.

Geheilget werd der Name dein!
Dein Wort bei uns hilf halten rein,
Daß auch wir leben heiliglich
Nach deinem Namen würdiglich!
Herr, behüt uns für falscher Lehr!
Das arm verführet Volk bekehr!

Es komm dein Reich zu dieser Zeit
Und dort hernach in Ewigkeit!
Der heilig Geist uns wohne bei
Mit seinen Gaben mancherlei!
Des Satans Zorn und groß Gewalt
Zerbrich! für ihm dein Kirch erhalt! u. s. w.[1]

[1] [Luther S. 60. P. Wackernagel, Kirchenlied Nr. 215. H.]

Ferner zwei Gesichte, das eine aus dem alten, das andre aus dem neuen Testament. Ersteres, ein deutsches Sanctus, nach Jes. 6 (Luther S. 58):

Jesaia, dem Propheten, das geschah u. s. w.

Das zweite,[1] aus Apoc. Cap. 12 (Luther S. 63):

Ein Lied von der heiligen christlichen Kirchen.
Sie ist mir lieb, die werthe Magd, u. s. w.

Auch hier die Anwendung auf den damaligen Zustand der Kirche.

Den Lobgesang Simeons hat Luther gleichfalls, nach Luc. 2, zu Liede gebracht.

Vorzüglich aber klangen die Psalmen in der Seele des deutschen Sängers an. Rambach bemerkt (Luther S. 148):

Seit den ältesten Zeiten schon waren sie beim öffentlichen Gottesdienst als Gesänge gebraucht worden; die meisten Texte, deren man sich zum Singen bediente, waren daraus entlehnt. Daß Luther einen so lange bestandenen Gebrauch auf die evangelische Kirche und den deutschen Gottesdienst übertrug, ist an sich natürlich.

Aber auch seine besondre Sinnesart, seine eigene Stellung war geeignet, ihm das innigste Verständnis dieser heiligen Gesänge zu erschließen. Er bewährt es namentlich in einer trefflichen Stelle seiner Vorrede zum Psalter:

Was ist das meiste in diesem Buche, denn solch ernstlich Reden in allerlei solchen Sturmwinden? Wo findet man feinere Worte von Freuden, denn die Lobpsalmen oder Dankpsalmen haben? Da siehest du allen Heiligen ins Herz, wie in schöne lustige Gärten, ja wie in den Himmel, wie feine, herzliche, lustige Blumen darinnen aufgehen von allerlei schönen, fröhlichen Gedanken gegen Gott und seine Wohlthat. Wiederum, wo findest du tiefere, kläglichere, jämmerlichere Worte von Traurigkeit, denn die Klagepsalmen haben? Da siehest du abermal allen Heiligen ins Herz, wie in den Tod, ja wie in die Hölle. Wie finster und dunkel ists da von allerlei betrübtem Anblick des Zornes Gottes! Also auch, wo sie von Furcht und Hoffnung reden, brauchen sie solcher Worte, daß dir kein Mahler also könnte die Furcht oder Hoffnung abmahlen und kein Cicero oder Redekundiger also vorbilden. (Luther S. 148 f.)

Er hat zwar im Ganzen nur sieben Psalmen zu deutschen Liedern bearbeitet, aber dieselben, wie Rambach ebend. S. 149 bemerkt, größten-

[1] [Die beiden Lieder stehen auch bei P. Wackernagel, Kirchenlied Nr. 209. 213. H.]

theils mit Rücksicht auf seine persönliche Lage und den damaligen Zustand der Kirche ausgewählt, so daß sie eben dadurch für jene Zeit zum öffentlichen Gebrauche vorzüglich passend waren.

Wir stellen drei dieser Psalmenlieder hervor. Das erste nach dem 12ten Psalm (Luther, Anhang S. 46):

Ach Gott, vom Himmel sieh darein u. s. w. [1]

So genau dieses Lied in der Hauptsache dem Texte folgt, so lautet es doch ganz deutsch und volksmäßig. Wörtlicher noch und beweglicher zugleich ist die Verdeutschung des 124sten Psalms ausgefallen (Luther, Anhang S. 53):

Wär Gott nicht mit uns diese Zeit u. s. w. [2]

Dagegen ist das berühmteste von Luthers Liedern, „Ein feste Burg ist unser Gott", u. s. w. [3] (Luther, Anh. S. 50 f.) im 46sten Psalm nur angeklungen und schreitet im Übrigen selbständig vor. Dieses Lied ist nicht, wie Spätere meinten, schon im Jahr 1521 auf der Reise nach Worms gedichtet worden, sondern, wie Rambach (Luther S. 108 f.) aus den bestimmtesten Zeugnissen Gleichzeitiger nachweist, im Jahr 1530 bei Luthers Aufenthalte zu Coburg während des Augsburgischen Reichstags. Die Evangelischen waren damals mit einem furchtbaren Angriffe bedroht und Luther wollte durch diesen Gesang den Muth seiner Freunde stärken. Der kraftvolle Inhalt desselben, verbunden mit der erhebenden Melodie, ist auch gewiss nicht ohne Wirkung geblieben.

Selnecker sagt in der Lebensbeschreibung Luthers, Bl. 69: „Auch die bösen Geister zittern und fliehen, wenn sie diesen herzlichen Gesang hören singen," und führt zur Bestätigung dieser Behauptung das Beispiel einer vermeintlich besessenen Person an, die durch wiederholtes Anhören desselben, zu Jedermanns Verwunderung, von ihrer Plage befreit worden sei (Luther S. 156, N. Vgl. S. 239).

Aus der Classe der biblischen Lieder haben unsre neuen Gesangbücher nur: „Ein feste Burg" u. s. w. und „Aus tiefer Noth schrei ich zu dir" u. s. w. (Ps. 130) [4], letzteres stark durchcorrigiert und um eine Strophe verkürzt.

[1] [P. Wackernagel, Kirchenlied Nr. 185. H.]
[2] [P. Wackernagel, Kirchenlied Nr. 207. H.]
[3] [P. Wackernagel, Kirchenlied Nr. 210. H.]
[4] [P. Wackernagel, Kirchenlied Nr. 187. 188. H.]

4. Die Classification der Lutherischen Kirchenlieder, der wir bisher gefolgt sind, sollte mehr nur die verschiedenen Mittel und Anhaltpuncte bemerklich machen, deren sich Luther für seinen deutschen Gesang bedient hat, als daß diese Lieder damit dem Geist und der Behandlung nach abgegrenzt werden könnten. Die Erweiterung des „Media vita" u. s. w. und die Bearbeitung des 46sten Psalms sind kaum für minder freie Erzeugnisse anzusehen, als diejenigen, die wir jetzt in der Classe der Originallieder, d. h. der von ihm nach Inhalt und Form neu verfertigten, aufzuführen haben, unter denen umgekehrt Einiges auf ältere Unterlagen hindeutet. Man zählt zu dieser Classe acht Lieder. Zuerst zwei Weihnacht- und zwei Osterlieder, welche besonders die Spur älterer Anlässe tragen. Die beiden erstern gehören zu den von Luther selbst so genannten Kinderliedern. Der Feier des Weihnachtfestes war schon längst vor seiner Zeit der Charakter einer kindlich frommen Freude gegeben worden, die sich auch in etwas spielenden Liedern, wie dem halblateinischen „In dulci jubilo" u. s. w. ausdrückte (Anthologie I, 373 f.). Die Absingung dieser Lieder war, wie Rambach bemerkt, mit einer Art theatralischer Vorstellung verbunden; es waren zum Theil Wiegenlieder, die man bei der Krippe dem neugebornen Erlöser zu Ehren anstimmte (Luther S. 145 f.). Noch in neuerer Zeit hieß man das in der Christnacht übliche Singen von den Kirchthürmen „das Kindlein wiegen." Auch Luther verschmäht in dem einen seiner Kinder- oder Weihnachtlieder nicht ganz diesen herkömmlichen Ton. In dem Liede „Vom Himmel hoch da komm ich her" u. s. w.[1] heißt es u. a.:

Ah mein herzliebes Jesulin,
Mach dir ein rein sanft Bettelin,
Zu rugen in meins Herzen Schrein,
Daß ich nimmer vergeße dein;

Davon ich allzeit fröhlich sei,
Zu springen, singen immer frei
Das rechte Susaninne[2] schon,
Mit Herzenlust den süßen Ton!

[1] Luther, Anhang S. 67. [P. Wackernagel, Kirchenlied Nr. 214. H.]
[2] Luther S. 146, N. 4: „Das Wort ist aus Sause oder Suse Ninne zusammengesetzt und bedeutet so viel als: Schlaf, Kindlein!"

Auch eines der Osterlieder, „Christ lag in Todesbanden“ u. s. w.,[1] enthält Stellen, die unsrem Geschmacke nicht zusagen können:

Hie ist das rechte Osterlamm,
Davon Gott hat geboten.
Das ist an des Kreuzes Stamm
In heißer Lieb gebraten.

Und:

Wir essen und wir leben wohl
In rechten Osterfladen.
Der alte Sauerteig nicht soll
Sein bei dem Wort der Gnaden.
Christus will die Koste sein
Und speisen die Seel allein;
Der Glaub will keins Andern leben.

Übrigens stehen solche Stellen, die an den Ton der früher besprochenen Klosterlieder erinnern, nur sehr vereinzelt unter Luthers ernsthaften und einfachen Gesängen.

Ein Kinderlied heißt auch das folgende, doch wohl nur weil es zunächst bei dem im Jahr 1541 zum Gebet wider die Türken in Wittenberg angeordneten Gottesdienste für den Gesang der Chorknaben bestimmt war (Luther S. 111 N.):

Erhalt uns, Herr, bei deinem Wort
Und steur des Pabsts und Türken Mord,
Die Jesum Christum, deinen Sohn,
Wollen stürzen von deinem Thron!

Beweis dein Macht, Herr Jesu Christ,
Der du Herr aller Herren bist!
Beschirm dein arme Christenheit,
Daß sie dich lob in Ewigkeit!

Gott, heilger Geist, du Tröster werth,
Gieb deim Volk einrlei Sinn auf Erd!
Steh bei uns in der letzten Noth,
Gleit uns ins Leben aus dem Tod![2]

Volksmäßige Ausführungen bestimmter Glaubenslehren, im Sinne der Reformation, sind ein Lied von der Taufe und eines von der

[1] Luther S. 70. [P. Wackernagel, Kirchenlied Nr. 197. H.]
[2] [Luther, Anhang S. 75. P. Wackernagel, Kirchenlied Nr. 217. H.]

Erlösung. Das letztere, „Nu freut euch, lieben Christen, gmein" u. s. w. (Luther S. 76), würde ich ausheben, wenn es nicht, wenig verändert, in den neuen Gesangbüchern stände.[1]

Eigenthümliches Erzeugnis Luthers ist besonders noch:

Ein Lied von den zween Märterern Christi, zu Brüssel von den Sophisten von Löwen verbrannt. (1523.)

Die Geschichte dieser beiden Märtyrer, Heinrich Voes und Johann Esch, erzählt Luther in dem Sendschreiben an die Christen in Holland und Brabant, Th. XXI der Walchischen Ausgabe (Anthologie II, 28. Vgl. Luther S. 152. 147 N.). Sein Lied von ihnen lautet so (Luther S. 80):

Ein neues Lied wir heben an u. s. w.[2]

Von diesen acht Originalliedern finde ich in unsrem Gesangbuch[3] folgende drei: „Christ lag in Todesbanden" (das Bild vom gebratenen Osterlamm ist gelassen, dagegen die „rechten Osterfladen" in süßes Brot verwandelt), „Erhalt uns, Herr, bei deinem Wort" u. s. w. (die erste Strophe gemildert und drei weitere beigefügt, wie denn das Lied schon frühzeitig von Andern erweitert worden, Luther S. 140)[4] und „Nun freut euch, lieben Christen, gmein" u. s. w.

Außer den bisher aufgezählten, zuverläßig von Luther herrührenden Liedern, sind ihm noch andre irrig oder ohne genügenden Beweis beigelegt worden. Von letzterer Art ist eines, welches anhebt: „Nun treiben wir den Pabst hinaus" u. s. w. Es ist von Luther mit seines Namens Unterschrift in einem besondern Abdrucke herausgegeben worden, unter dem Titel: „Ein Lied für die Kinder, damit sie zu Mitterfasten den Pabst austreiben. D. M. L." Davon bemerkt Joh. Mathesius in seiner Lebensbeschreibung Luthers, beim Jahr 1545:

Dieß Jahr besucht ich Dr Luther zum letzten [es war das Jahr vor seinem Tode] und bracht ihm das Lied mit, darin unsre Kinder zu Mitterfasten

[1] [P. Wackernagel, Kirchenlied Nr. 184. H.]

[2] [Das Lied steht vollständig bei Rambach, Luther, Anhang S. 79—83 und in desselben Anthologie II, S. 40—43, bei P. Wackernagel, Kirchenlied Nr. 202. H.]

[3] [Das hier gemeinte Gesangbuch der evangelischen Kirche in Württemberg wurde 1841 durch ein anderes ersetzt, welches 15 Lieder von Luther enthält. K.]

[4] [Wackernagel, Kirchenlied Nr. 222. H.]

den Antichrist austreiben, wie man etwan dem Tod und die alten Römer ihren Bilden und Argeis thäten, die sie auch ins Wasser warfen. Dieß Lied gab er in Druck und macht selbst die Unterschrift: „Ex montibus et vallibus, ex silvis et campestribus.“

Rambach (Luther S. 141—143) bezweifelt aus mehreren Gründen die Autorschaft Luthers und ich vermag nicht darüber zu urtheilen, da ich das Lied, wie Luther es drucken ließ, nicht vor mir habe. Es scheint sich aber auch nur darum zu handeln, ob Luther einem schon vorhandenen Volksliede die parodische Wendung auf den Pabst gegeben habe und dieß wird doch durch Mathesius Erzählung wahrscheinlich. Eine deutschen und slavischen Stämmen gemeinsame Frühlingsfeier war das Todaustreiben. Sie fand im Merz, in Deutschland am Sonntag Lätare, der darum auch Todtensonntag hieß, statt und bestand darin, daß man eine Strohpuppe, die den Winter und den Tod vorstellte, vor die Stadt oder das Dorf trug und in das Wasser warf, dagegen mit einem buntgeschmückten Tannenreise, als Zeichen des Frühlings, zurückkehrte. [1] Dabei wurden Lieder gesungen, deren eines anfieng:

So treiben wir den Winter aus (den Tod hinaus)
Durch unsre Stadt zum Thor hinaus,
Mit sein Betrug und Listen,
Den rechten Antichristen.

Wir stürzen ihn von Berg und Thal,
Damit er sich zu Tode fall
Und uns nicht mehr betrüge
Durch seine späten Züge.

(Wunderhorn I, 161. Kinderlieder S. 38 f. Tkanys Mythologie I, 205. II, 151. Haltaus, Calendar. med. æv. S. 67. Ein ähnlicher Liedesanfang schon am Schlusse des 1337 vollendeten Schachzabelbuchs von Konrad von Ammenhusen:

Hinne sülnt wir den winter jagen u. s. w.)

[1] [Vergl. Uhland in Pfeiffers Germania V. Wien 1860. 8. S. 257 bis 284. J. Grimm, Deutsche Mythologie II, S. 715—741. K. Simrock, Handbuch der deutschen Mythologie, 2te Auflage, Bonn 1864. 8. S. 579. 580. H.]

Statt dessen wurde nun, um den Sieg des neuen Glaubensfrühlings zu bezeichnen, gesetzt:

Nun treiben wir den Pabst hinaus u. s. w.

Ich habe dieses Stückes, welches Luther jedenfalls zum Drucke befördert hat, besonders gedacht, um zu zeigen, daß ihm das weltliche Volkslied und dessen Ton nicht unbekannt war. Zwar finden wir bei ihm sonst keine so entschieden aus weltlichen in geistliche umgesetzte Lieder, dergleichen wir vor ihm kennen gelernt haben und deren auch bei den nachfolgenden Kirchenliederdichtern viele anzutreffen sind. Aber doch beginnt auch das Lied von den zween Märtyrern mit einer Formel des Volksgesangs:

Ein neues Lied wir heben an u. s. w.

Auf ähnliche Weise begannen die Volksballaden, je nach der gewählten Vers- und Tonweise:

Nun wellen wir aber heben an
Das best, das wir gelernet han u. s. w.

oder:

Nun wellen wir aber heben an
Vom Tanheuser zu singen u. s. w.

Und so ist auch der Schlußvers:

Der Sommer ist hart für der Thür,
Der Winter ist vergangen,
Die zarten Blümlin gehn herfür u. s. w.

ein ins Geistige gehobenes Frühlingslied. Die erste Strophe des apokalyptischen Liedes: [1]

Sie ist mir lieb, die werthe Magd
Und kann ihr'r nicht vergessen.
Lob, Ehr und Zucht von ihr man sagt,
Sie hat mein Herz besessen.
Ich bin ir hold,
Und wenn ich sollt
Groß Unglück han,
Da liegt nicht an,

[1] [Luther S. 63. 64. H.]

Sie will mich des ergetzen
Mit ihrer Lieb und Treu an mir,
Die sie zu mir will setzen,
Und thun all mein Begier;

wird sich vielleicht noch als der Anfang eines weltlichen Liebesliedes nachweisen lassen. Und so sind es auch fast volksmäßig herkömmliche Zeilen in Luthers Gedicht „Frau Musica:“ [1]

Voran die liebe Nachtigall
Macht alles fröhlich überall
Mit ihrem lieblichen Gesang;
Des muß sie haben immer Dank.

Selbst als Gegner gewisser weltlicher Gesänge zeigt er doch seine Bekanntschaft damit in der Vorrede zum Wittenbergischen Gesangbüchlein von 1544, wo er von den darin enthaltenen geistlichen Liedern bemerkt:

Und sind dazu auch in vier Stimmen bracht, nicht aus anderer Ursach, denn daß ich gern wollte, die Jugend, die doch sonst soll und muß in der Musica und andern rechten Künsten erzogen werden, etwas hätte, damit sie der Buhllieder und fleischlichen Gesänge los würde und an derselben statt etwas heilsames lernete u. s. w. (Luther, Anhang S. 1 f.)

Wenn wir in der seitherigen Aufzählung der Lutherischen Lieder den Werth der einzelnen nach dem Wortgehalte angeschlagen haben, so ist dieser Maßstab keineswegs ausreichend. Eine vollständige Würdigung derselben müste, wie schon früher angedeutet worden, die Tonweisen beiziehen. Daß diese Lieder in Rhythmus und Reim häufig rauh und unvollkommen sind, daß sie in technischer Beziehung die Dichtkunst ihrer Zeit nicht besonders zu heben geeignet waren, macht sich leicht bemerklich. Aber wenn wir uns dessen erinnern, was er über eine rechte deutsche Art in Text und Noten, Accent, Weise und Geberde gesagt, so dürfen wir zum voraus vermuthen, daß manches, was beim Lesen anstößig ist, sich in der Musik ausgeglichen haben werde.

Wenn Luther auch auf das Technische der Poesie keine besondre Sorgfalt verwandte, so durfte ihm doch durch dessen Versäumnis der

[1] [Luther S. 91. 92. H.]

musikalische Vortrag nicht beeinträchtigt werden; denn um der Melodieen willen hatte er häufig die Texte bearbeitet und die Musik überhaupt war ihm eine hohe Sache; für ihn gab es kein geistliches Lied ohne Gesang.

Ihn als Tonsetzer zu würdigen, liegt nicht in unsrer Aufgabe. Ich verweise darüber auf Abschnitt III der Rambachischen Schrift. Kraft, Ausdruck, hohe Einfalt seiner Compositionen hat ihnen eine bleibende Stelle im Kirchengesange gesichert und sie gelten für unübertroffen. Seinem musikalischen Sinne verdankt auch die evangelische Kirche die Erhaltung trefflicher älterer Melodieen.

„Der Gesang", sagt Luther, „und die Noten sind köstlich; Schade wäre es, daß sie sollten untergehen; aber unchristlich und ungereimt sind die Text oder Wort, die sollten untergehen u. s. w. Darum wir solche abgöttische todte und tolle Text entkleidet und ihnen die schöne Musica abgestreift und dem lebendigen heiligen Gotteswort angezogen, dasselb damit zu singen, zu loben und zu ehren, daß also solcher schöner Schmuck der Musica in rechtem Brauch ihrem lieben Schöpfer und seinen Christen diene, daß er gelobt und geehret, wir aber durch sein heiliges Wort, mit süßem Gesang ins Herz getrieben, gebessert und gestärkt werden im Glauben" (Luther, Anhang S. 8 f.).

Luthers Liebe zur Tonkunst, seine Ansicht vom Wesen, vom Werth und Berufe derselben geben noch besonders folgende Aussprüche kund:

Musicam habe ich allzeit lieb gehabt. Ich wollte mich meiner geringen Musica nicht um was großes verzeihen. (Luther S. 187.) Wer die Musicam verachtet, wie die meisten Schwärmer thun, [1] mit denen bin ich nicht zufrieden. Musica ist eine halbe Disciplin und Zuchtmeisterin, so die Leute gelinder und sanftmüthiger, sittsamer und vernünftiger machet. Singen ist die beste Kunst und Übung. Wer diese Kunst kann, der ist guter Art, zu allem geschickt. Er hat nichts zu thun mit der Welt, ist nicht vor dem Gericht noch in Hadersachen. Sänger sind auch nicht sorgfältig [sorgenvoll], sondern sind fröhlich und schlagen die Sorgen mit Singen aus und hinweg u. s. w. Sie verjagt den Geist der Traurigkeit, wie man am Könige Saul siehet. Man vergisset dabei alles Zorns, Unkeuschheit, Hoffart und anderer Laster und vertreibt damit viel Anfechtungen und böse Gedanken. Der Teufel erharret ihr nicht und ist ihr sehr feind. Musica ist das beste Labsal einem betrübten Menschen, dadurch das Herze wieder zufrieden, erquickt und erfrischt wird u. s. w. [2]

[1] Namentlich Karlstadt, Luther S. 100 N.
[2] [Luther S. 188. H.]

Ähnlicher Weise an einem andern Orte: [1]

Es ist kein Zweifel, es stecket der Same vieler guten Tugenden in solchen Gemüthern, die der Musik ergeben sind; die aber nicht davon gerührt werden, die halte ich den Stöcken und Steinen gleich. Denn wir wissen, daß die Musik auch den Teufeln zuwider und unleidlich sei. Und ich halte gänzlich dafür und schäme mich auch nicht, es zu bejahen, daß nach der Theologie keine Kunst sei, die mit der Musik zu vergleichen ist, dieweil sie allein nach der Theologie dasjenige thut, was sonst die Theologie allein thut, nemlich daß sie Ruhe und einen fröhlichen Muth macht, zu einem klaren Beweis, daß der Teufel, welcher traurige Sorgen und alles unruhige Lärmen stiftet, fast vor der Musik und deren Klange eben so fliehet als vor dem Worte der Gottesgelahrtheit; daher die Propheten keine Kunst so gebraucht haben, als die Musik, da sie ihre Theologie nicht in die Erdmeß-, Rechen- oder Sternkunst, sondern in die Musik gefasset, daß die Gottesgelahrtheit und Musik beisammen stünden, indem sie die Wahrheit in Psalmen und Gesängen gelehret. Aber was lobe ich die Musik jetzt auf einem so engen Papier und will ein so groß Ding mahlen oder vielmehr verunzieren? Aber meine Neigung zu ihr wallet mir so stark auf gegen sie, die mich oft erquicket und mir großen Unmuth vertrieben hat.

Er schrieb dieses in einem lateinischen Briefe an Ludwig Senfl, einen berühmten Tonsetzer und Tonkünstler (Luther S. 188 ff.).

Wir besitzen aber auch von ihm eine eigene Lobrede auf die Musik vom Jahr 1538. Sie war ursprünglich lateinisch geschrieben. Man sehe eine auch schon alte Übersetzung derselben in Rambachs Luther, Anhang S. 84 ff. Endlich ein kleines Gedicht, welches Luther dem Wittenbergischen Gesangbuche von 1543 vorgesetzt hat:

Frau Musica.

Für allen Freuden auf Erden u. s. w. (Luther, Anhang S. 91.) [2]

Fassen wir Alles zusammen, so ergiebt sich, daß Luther die Musik, namentlich den Gesang, als ein von Gott Erschaffenes ansah, wodurch Gott selbst gelobt und sein Wort in die Herzen der Menschen getrieben werden sollte. Über die Dichtkunst verbreitet er sich nicht besonders, ohne Zweifel weil diejenige, die ihn angieng, ihm nichts anders war, als Theologie. Der Kirchengesang war ihm die unmittelbare Ver-

[1] Übersetzung.

[2] [W. Wackernagel, Deutsches Lesebuch II, 2te Ausgabe, Basel 1840. 8. Sp. 20–22. H.]

einigung der Theologie mit der Musik, wie er solche, nach obiger Briefstelle, in den Gesängen der Propheten gefunden hat, die ihre Theologie in die Musik gefaßt haben. Ob er nun ältere lateinische oder deutsche Texte, ob er Psalmen oder andre Bibelstellen bearbeitet, ob er freiere Lieder gedichtet hat, überall ist es das Wort Gottes, das er verkünden will; ob er alte Kirchenmelodieen aufgenommen oder neue, eigene gesetzt hat, ob er in seiner Kammer oder ob die volle Gemeinde sie absingt, immer stammen und tönen sie aus einer Schöpfung Gottes, die im Herzen und in der Stimme des Menschen wirkt. Alle Classificationen lösen sich in dieser einen Ansicht und Gesinnung. Wir sehen Luthern im Kirchenlied an einer heiligen Stätte knieen, an der er Trost und Freudigkeit, Salbung und Stimme holt, womit ausgerüstet, er jeder Arbeit und jedem Kampfe festen Schrittes entgegengeht.

Lieder, in diesem Geiste gesungen, konnten, in vereinter Macht des Wortes und der Töne, ihrer Wirkung gewiss sein. Sie wurden von den Zeitgenossen mit dem grösten Beifall aufgenommen, verbreiteten sich rasch und weit. Hierüber hat Rambach (Luther S. 164 ff.) merkwürdige Data gesammelt.

Anfangs giengen sie, nach damaligem Gebrauche bei weltlichen Liedern, auf einzelnen Blättern aus (Luther S. 104 f.). Bald aber setzte ihre Erscheinung eine Menge von Druckerpressen in- und außerhalb Obersachsen in Bewegung; und man kann sich von der Begierde, mit welcher sie gekauft und gelesen wurden, einen Begriff machen, wenn man erfährt, daß allein in Erfurt vier verschiedene Drucker in den Jahren 1524 und 25 mit der Herausgabe evangelischer Liedersammlungen beschäftigt waren. So giengen sie von Stadt zu Stadt, von Mund zu Mund und wurden von Hohen und Niedrigen, von Erwachsenen und Kindern gesungen. In Magdeburg waren namentlich die beiden Lieder „Aus tiefer Noth schrei ich zu dir“ und „Es woll uns Gott genädig sein“ [1] schon im Jahr 1524 unter dem Volke bekannt. Ein alter Mann, seines Handwerks ein Tuchmacher, hatte dort jene Lieder zuerst auf dem Markte feil und sang sie den Leuten vor, die in großer Menge um ihn versammelt waren. Der Bürgermeister Rubin, der beim Nachhausegehen aus der Johanniskirche das Gedränge sah, ließ „den bösen Buben, der Luthers ketzerische Gesänge unter das Volk brachte,“ ins Gefängnis werfen. Es giengen aber 200 Bürger auf das Rathhaus, die seine Freilassung bewirkten. Als im Jahr 1529 ein päbstlicher Geistlicher in Lübeck in der Jacobskirche die Predigt geschlossen hatte

[1] [P. Wackernagel, Kirchenlied Nr. 187. 188. 189. H.]

und für die Todten zu bitten im Begriffe war, stimmten zwei kleine Knaben das Lied an „Ach Gott, vom Himmel sieh darein" u. s. w. und die ganze Gemeinde folgte ihnen nach, welches von der Zeit an jedesmal geschah, so oft ein Geistlicher in seinen Vorträgen sich der evangelischen Lehre zuwider erklärte, und wodurch es mit bewirkt wurde, daß der Rath in die von den Bürgern verlangte Wiedereinsetzung der vertriebenen evangelischen Prediger willigen muste. Ähnliches fand an andern Orten [zu Oldenburg, Hamburg, Frankfurt u. s. w. vgl. Wunderhorn II, 341—3] statt, wo Luthers Lieder von dem Volke mit der grösten Begierde aufgenommen wurden und wo durch sie zuerst und vorzüglich die protestantische Lehre Eingang fand. [1] Eines jener Lieder wird von einem Zeitgenossen Luthers besonders in dieser Hinsicht ausgezeichnet:

„Mir zweifelt nicht," schreibt er, „durch das eine Liedlein Lutheri „Nun freut euch, liebe Christen, gmein"[2] werden viel hundert Christen zum Glauben bracht sein worden, die sonst den Namen Lutheri vorher nicht hören mochten. Aber die edle theure Wort in dem Liedlein haben ihnen das Herz abgewonnen, daß sie der Wahrheit beifallen musten; daß meines Erachtens die geistliche Lieder nicht wenig zu Ausbreitung des Evangelii geholfen haben."

Diesen Einfluß der Lutherischen Gesänge gestehen auch Schriftsteller aus der römischen Kirche zu, wie der Karmeliter Thomas a Jesu, welcher sagt, daß Luthers Gesänge seine Sache zum Erstaunen beförderten, daß man sie von allen Classen, und nicht bloß in Kirchen und Schulen, sondern auch in Häusern und Werkstätten, auf Märkten, Gassen und Feldern singen höre. Wenngleich man ihnen in der römischen Kirche am Anfang der Reformation, eben um des davon zu befürchtenden nachtheiligen Eindrucks willen, noch keinen Zugang verstattete und sie durch andre „unverdächtige" deutsche Gesänge und Liedersammlungen zu verdrängen suchte, so währte es doch nicht sehr lange Zeit, daß sie, wenigstens zum Theil oder mit einigen Veränderungen, hie und da auch beim katholischen Gottesdienste eingeführt wurden. Dieß geschah u. A. zu Wolfenbüttel noch zu Lebzeiten des antilutherisch gesinnten Herzogs Heinrich, der selbst den Gebrauch einiger von Luther verfertigten Lieder in seiner Hofkapelle duldete. Als ein katholischer Geistlicher deshalb beim Herzog Klage führte, erkundigte sich dieser bei ihm, was es für Lieder wären. Da nun der Geistliche zur Antwort gab: „Gnädiger Herr, sie heißen: „Es woll uns Gott

[1] „In der Stadt Göttingen giebt im Jahre 1529 ein Gesang Luthers den ersten Anlaß zu ihrer [der Reformation] weitern Verbreitung unter dem Volk." Göttingische gelehrte Anzeigen, 189 St., den 26 November 1832, S. 1884. Recension von J. C. F. Schlegels Kirchen- und Reformationsgeschichte von Norddeutschland und von den Hannoverischen Staaten, Bd. II, Hannover 1829.

[2] [P. Wackernagel, Kirchenlied Nr. 184. H.]

genädig sein u. s. w." erwiderte der Fürst: „Ei, soll uns denn der Teufel gnädig sein? Wer soll uns sonst gnädig sein denn Gott allein?" Im vorletzten Decennium des 16ten Jahrhunderts war das Gleiche schon an mehrern Orten in Kirchen und Klöstern der Fall. Späterhin trug man sogar kein Bedenken, Lutherische Gesänge in katholische Gesangbücher aufzunehmen, theils unverändert, theils mit Abweichungen. Geschah dieß in der Kirche, die Luthern als einen Feind und Abtrünnigen betrachtete, und zu einer Zeit, wo der Haß gegen ihn und seine Partei noch ungeschwächt fortdauerte, so kann man sich leicht vorstellen, was andre mit ihm befreundete Kirchengesellschaften thaten. Die Böhmischen Brüder nahmen alle seine Gesänge unverändert an und fügten sie als Anhang dem Gesangbuche bei, das sie 1566 dem Kaiser Maximilian II im öffentlichen Drucke überreichten. Die evangelisch-reformierte Kirche in Deutschland und der Schweiz, die zum gottesdienstlichen Gebrauche die von Ambrosius Lobwasser aus dem Französischen des Clement Marot und Theodor Beza übersetzten, zuerst 1573 erschienenen Psalmenlieder erwählt hatte, folgte jenem Beispiele und fügte fast allen Ausgaben dieser Psalmenlieder die meisten oder auch sämmtliche Lutherische Lieder bei. Dasselbe geschah in der Folge und war zum Theil schon früher in Holland, Frankreich, Polen, Ungarn, in den nordischen Reichen, ja selbst jenseits des Weltmeers in den von Protestanten gegründeten Kirchen geschehen, wo sie, in Übersetzungen oder in der Ursprache, als gottesdienstliche Gesänge eingeführt wurden.

Bevor wir zu den Nachfolgern Luthers im Kirchenliede übergehen, ist noch kürzlich zu bemerken, daß von ihm, außer mehreren lateinischen Gedichten, manche deutsche Reimsprüche, moralischen, religiösen, zum Theil auch satirischen und launigen Inhalts vorhanden sind, die sich in seinen Werken, in den Tischreden und in der Lebensbeschreibung des Mathesius zerstreut finden. Die Notizen darüber bei Rambach, Luther S. 151 f. Anm. 5. Eine Reihe solcher Sprüche ist abgedruckt in dem Anhang der Schrift: D. M. Luther und seine Zeitgenossen als Kirchenliederdichter u. s. w. von A. Gebauer, Leipzig 1828. Dahin gehört auch Luthers Lied vom Hofe (Gebauer S. 201 f.):

Wer sich nimmt an u. s. w.

Erheblicher aber, als diese kleinen, versificierten Stücke, ist die Poesie der lebendigen Auffassung und Darstellung, die in manchen Stellen seiner Prosaschriften, wie in den ausgehobenen über die Psalmen, über die Musik u. s. w. mächtiger selbst, als in den Kirchenliedern, hervortritt.

Luther selbst äußerte sich über seine Lieder höchst bescheiden. Er sagt in der Vorrede zum Wittenbergischen Gesangbüchlein von 1544:

Demnach hab ich auch samt etlichen andern zum guten Anfang und Ursach zu geben denen, die es besser vermögen, etliche geistliche Lieder zusammen gebracht, das heilige Evangelium, so itzt von Gottes Gnaden wieder aufgangen ist, zu treiben und in Schwang zu bringen u. s. w. (Luther, Anhang S. 1.)

Schon in der 1524 erschienenen Ordnung der Messe hörten wir ihn sagen:

Es fehlet uns an deutschen Poeten und Musicis, oder sind uns noch zur Zeit unbekannt, die christliche und geistliche Gesänge, wie sie Paulus nennet, machen könnten, die es werth wären, daß man sie täglich in der Kirche Gottes brauchen könnte.

Und weiter:

Das rede ich derhalb, daß, so irgend deutsche Poeten wären, dadurch bewegt würden, uns geistliche Lieder zu machen.

Aber mehr, als diese Aufforderungen, wirkte sein Beispiel.

Zwar enthält das vollständigste der zu Luthers Lebzeiten gedruckten Gesangbücher nicht mehr, als 143 deutsche Lieder, bei welchen aber eine beträchtliche Anzahl theils solcher, die bloß in prosaischen Übersetzungen biblischer Lobgesänge bestehen, theils solcher, die für die öffentliche Erbauung nicht geeignet und bestimmt waren, eingerechnet sind, so daß am Ende nur etwa 100 eigentliche Kirchenlieder, und darunter die Lutherischen selbst, übrig bleiben (Luther S. 89).

Allein der Anstoß war gegeben und nach Rambachs Berechnung (Anthologie II, 7 f.) fand im Verlaufe des 16ten Jahrhunderts folgende Progression statt:

Auf die erste kleine Liedersammlung, die nach der Reformation erschien, die im Jahr 1524 zu Wittenberg gedruckte, welche nicht mehr als 8 Gesänge enthielt, folgte schon 4 Jahre später eine von 56 Liedern, 1540 eine Magdeburgische von 120 Liedern, 1568 eine Straßburgische von 300, 1597 eine Greifswaldische von 600. In der folgenden Zeit schwoll die Zahl immer höher an, so daß ein von dem im Jahr 1786 verstorbenen Domdechanten von Hardenberg zu Halberstadt verfertigtes Liederregister über 60000 Anfänge geistlicher Lieder enthält. Geistliche und Laien, Gelehrte und Ungelehrte, Fürsten und Staatsmänner, Frauen hohen und niedern Standes haben zu diesem großen Anwachs beigetragen.

Wenn wir uns aber bei den Kirchenliedern Luthers umständlicher verweilt haben und nun durch den noch übrigen Theil unsres Zeitraums, bis zum Schlusse des 16ten Jahrhunderts, nur einen flüchtigern Durchgang nehmen, so ist die Ursache die, weil in dieser Zeit es wirklich Keiner besser vermocht hat, als Luther es zum guten Anfang gemacht hatte, selbst wenn wir von der glücklichen Vereinigung des Dichters mit dem Tonsetzer in seiner Person absehen.

Zunächst an Luther schließen sich seine Freunde und Schüler. Darunter Dr Justus Jonas, „Luthers vertrauter Freund und Mitarbeiter am Werke der Reformation während seines beinahe zwanzigjährigen Lehramts in Wittenberg. Von ihm ist der 124ste Psalm als Kirchenlied bearbeitet. Dieses Lied gefiel Luthern so wohl, daß er es selbst corrigierte und zunächst nach seinen eigenen Liedern in sein Gesangbuch setzte.“ [1] Man spürt auch in ihm deutlich den Ton Luthers. Dieser hat in dem früher vorgetragenen Liede „Wär Gott nicht mit uns diese Zeit“ u. s. w. denselben Psalm behandelt. Ich gebe nun das andre Lied zur Vergleichung (Anthologie II, 53 ff.):

Wo Gott, der Herr, nicht bei uns hält u. s. w. [2]

Luthers Übersetzung dieses Psalms nahm nur 3 Strophen ein, giebt denselben Inhalt und hat viel lebendigern Ausdruck. (Vgl. Jonas Str. 3 mit Luther Str. 2 und Jonas Str. 5 mit Luther Str. 3.)

In dem angeführten und andern Liedern zeigt sich noch die nähere Befreundung mit Luthers Gesange; nach seinem Vorbilde wurden auch fernerhin Psalmen und lateinische Hymnen als deutsche Kirchenlieder bearbeitet; Geist und Ton seiner Liederdichtung hat überhaupt niemals aufgehört, auf die geistliche Poesie der Deutschen einzuwirken.

Dieß im Allgemeinen voranstellend, werden wir an den übrigen geistlichen Sängern des 16ten Jahrhunderts nur Dasjenige im Besondern hervorheben, worin sie nach Geist oder Form von Luthers Weise abweichen oder gewisse, auch von ihm schon angegebene Richtungen einseitiger verfolgen. Eine höhere Ausbildung des Kirchenliedes, als die er demselben gegeben, hat, wie schon bemerkt, in diesem Zeitraume nicht stattgefunden.

1 Rambach, Anthologie II, S. 53.
2 [P. Wackernagel, Kirchenlied Nr. 227. H.]

Wenn auch schon einzelne Lieder Luthers bestimmten Glaubensartikeln gewidmet sind, wie die von der Taufe und von der Erlösung, und er das Kirchenlied überhaupt als ein Mittel, den reinen Glauben unter das Volk zu bringen, betrachtet, so ist doch bei ihm die Glaubenslehre überall in lebendiger Empfindung und Darstellung aufgefaßt. Bei den nachfolgenden Liederdichtern dagegen tritt häufig eine dogmatische Starrheit ein. Es ist ihnen weniger um die Belebung, als um die richtige und vollständige Ausführung der Dogmen zu thun; eben dadurch erhalten auch ihre Lieder eine ungebührliche Ausdehnung, während die Lutherischen, ihren Gegenstand im Mittelpunct ergreifend, ihn auch rasch und gedrängt durchführen. Beispiele des Trockenen und Gedehnten heben wir keine aus.

In Luthers Gesange, wie in seinem ganzen Wesen, herrscht ein Geist der Fröhlichkeit. Das eben erwähnte Lied von der Erlösung hebt an:

> Nu freut euch, lieben Christen, gmein
> Und laßt uns fröhlich springen,
> Daß wir getrost und all in ein
> Mit Lust und Liebe singen,
> Was Gott an uns gewendet hat
> Und seine süße Wunderthat!
> Gar theur hat ers erworben.[1]

Er nimmt den Glauben, den er verkündet, von seiner beseligenden Seite. Wir haben von ihm Weihnacht- und Osterlieder, aber kein eigentliches Passionslied. Auch von den Psalmen schöpft er keine trübe Bußlieder, er holt aus ihnen Stärkung und Freudigkeit, und wenn er anfängt:

> Aus tiefer Noth schrei ich zu dir u. s. w.,

so hört er auf:

> Ob bei uns ist der Sünden viel,
> Bei Gott ist viel mehr Gnaden u. s. w.[2]

Der finstere Geist weicht ihm vor Davids Harfenspiele. Die Spätern dagegen scheinen oft recht den finstern Geist heransingen zu wollen.

[1] [Luther, Anhang S. 76. P. Wackernagel, Kirchenlied Nr. 184. H.]

[2] [Luther, Anhang S. 56. 57. P. Wackernagel, Kirchenlied Nr. 187. 188. H.]

Den Anbruch eines geistlichen Frühlings hatte auch Luther in dem Liede von den zween Märtyrern zu Brüssel verkündigt. Von den übrigen in der Anthologie (II, 144. 189 ff. 224) vorkommenden Stücken dieser Art lasse ich noch eines folgen, in dem man die Parodie nicht gleich auf den ersten Anblick bemerken wird (Ebd. II, 163):

O Christe, Morgensterne u. s. w.

Hiebei steht aber im Hintergrund eine vollständige alte Ballade, in der sich ein Mädchen mit dem Geliebten bespricht, der um ihretwillen tödtlich verwundet worden.

Manche andre geistliche Gesänge, in denen nur die Tonweise weltlicher Lieder, deren Anfänge beigesetzt sind, auf fromme Materien angewendet ist, könnten aus dem vorerwähnten Lübecker Gesangbuche angeführt werden, z. B. (Nr. 220) Ein geistlich Lied von der Buß, im Ton „Wo soll ich mich hinkehren, Ich armes Brüderlein?" u. s. w.,[1] was ein Schlemmerlied ist.

Vgl. hieher noch Anthologie II, 10 f. Koch II, 86—88.

Diesem Verfahren mochte theils, wie schon früher bemerkt worden, die Absicht zu Grunde liegen, beliebte Melodieen weltlicher Lieder für den geistlichen Gesang zu gewinnen und mittelst derselben dem christlichen Inhalt leichtern Eingang zu verschaffen, theils aber auch ein frommer Eifer, der an den im Volke verbreiteten weltlichen Liedern, mitunter nicht unbillig, Anstoß nahm und dieselben durch geistlichen Ersatz ganz zu verdrängen wünschte (vergleich Anthologie II, 3 f.).

Auf keine Weise durch Luthers Beispiel veranlaßt war der schon gelegenheitlich beobachtete Gebrauch, durch die Anfangsbuchstaben der Strophen und Verszeilen die Namen der Verfasser oder andrer, vorzüglich regierender Personen zu bezeichnen (Anthologie II, 11). Weniger leere Künstelei war es, wenn die Symbola oder Wahlsprüche der hohen Personen ins Mittel gezogen wurden. Statt aller hier ein Lied des Kurfürsten von Sachsen, Johann Friedrich I, des Hauptes der protestantischen Partei. Er dichtete dasselbe in seiner Gefangenschaft nach dem unglücklichen Treffen bei Mühlberg, die von 1547 — 1552

[1] [In Uhlands Volksliedern II, Nr. 213. Vergl. P. Wackernagel, Kirchenlied Nr. 624. 717. H.]

dauerte und während welcher der Kaiser ihm bereits das Leben abgeurtheilt hatte (Anthologie II, 109).

Wies Gott gefällt, so gfällts mir auch u. s. w. [1]

Solche Reimgebete und Symbola durchlauchtiger Personen wurden auch besonders gesammelt. [2]

Soviel über die besondern Richtungen, welche das geistliche Lied nach Luther bis zum Ende des 16ten Jahrhunderts verfolgt hat.

Die Namen der Liederdichter dieses Zeitraums der Reihe nach aufzuführen, wäre überflüssig. Man findet sie im 2ten Bande der Anthologie. Die bedeutendern sind auch meist schon im bisherigen namhaft gemacht worden; ihnen ist besonders noch Bartholomäus Ringwaldt (Anthologie II, 202 ff.) beizufügen, von dem jedoch bei andrem Anlaß die Rede sein wird.

Katholische Kirchenliederdichter zeichneten sich in dieser Zeit nicht aus. Das deutsche Lied war in dieser Kirche nicht begünstigt und man beschränkte sich meist auf die Übertragung lateinischer Gesänge. Auch unter den Anhängern Zwinglis und Calvins blühte das Kirchenlied nicht auf; bei ihrem Gottesdienste war frühzeitig der ausschließliche Gebrauch der Psalmen eingeführt und überhaupt trat in ihrem Cultus von Anfang an der Gesang sehr hinter die Predigt zurück. Doch hat man von Zwingli selbst ein Lied, das unter der Überschrift „Kappeler Kriegslied, 1529," abgedruckt ist in den: Liedern und Gedichten zur Denkfeier Huldreich Zwinglis am Jahrestage seines Todes, zusammengetragen von der studierenden Jugend Zürichs, Zürich 1818.

Da mir kein andres von diesem Reformator bekannt ist, [3] so führ' ich die wenigen Strophen zum Schlusse hier an:

Herr, nun heb den wagen selb!
Schelb wird sust all unser farth.

[1] [P. Wackernagel, Kirchenlied Nr. 578. Wackernagel theilt dieses Lied unter denjenigen des Ambrosius Blaurer mit und bemerkt: „Das Lied wird sonst, man weiß nicht, aus welchem Grunde, dem Kurfürsten Johann Friedrich I. von Sachsen zugeschrieben." Vergl. auch Gödeke, Grundriß S. 189. 190. H.]

[2] [Vergl. Anthologie II, 11 f. H.]

[3] [Andere Lieder Zwinglis theilt nebst dem hier ausgehobenen mit: Wilh. Wackernagel, Deutsches Lesebuch II, Sp. 9—12. P. Wackernagel, Kirchenlied Nr. 549. 550. H.]

Das brächt lust der widerpart,
Die dich
Veracht so freventlich.

Gott, erhöch den namen din
In der straf der bösen böck!
Dine schaf wiedrum erweck,
Die dich
Liebhabend inniglich!

Hilf, daß alle bitterkeit
Scheide fern und alte trüw
Widerkehr und werde nüw,
Daß wir
Ewig lobsingend dir!

Zwingli hat, wie Luther, sein Lied selbst in Musik gesetzt.

Fünfter Abschnitt.

Reformationspolemik.

Die Kirche der Reformatoren war eine streitende. Das Werk der Verbesserung war gegen ein weitverbreitetes und festverschlungenes hierarchisches System gerichtet, welches durchbrochen werden muste, wenn die gereinigte Lehre, die neue kirchliche Ansicht Raum gewinnen sollte. Je mächtiger und gewaltsamer der Widerstand war, um so mehr wurde der Kampf ein äußerer. Zwischen der innern Glaubensläuterung aber und dem eigentlichen Religionskriege bewegt sich die Polemik des Wortes und der Schrift, die bald durch Gründe der Überzeugung siegen will, bald, wo diese nicht mehr auszureichen scheinen, ungestüm zur That hindrängt. Äußere, in die Sinnen fallende Misbräuche und Verderbnisse waren es, die auf die Prüfung der kirchlichen Lehre selbst führten, in der eine solche Verdorbenheit wurzeln konnte. Die Polemik hatte sonach theils mit den Dogmen, theils mit den äußern kirchlichen Erscheinungen zu thun.

Diese in mehrfachen Richtungen und Ausdrucksweisen eifrig betriebene Polemik schlägt nun auch in das Gebiet der Dichtkunst ein, sofern sie in poetisch lebendiger, besonders satirischer Darstellung sich äußerte, oder doch der Form von Reimsprüchen und Liedern sich bediente. Finden wir uns hiedurch veranlaßt, der Reformationspolemik einen eigenen Abschnitt zu bestimmen, so ergiebt sich doch eben damit die Beschränkung auf Dasjenige, was nach Geist oder Form wirklich in die Grenzen der deutschen Dichtkunst fällt. Die dogmatische Richtung des Streites berührt uns hiernach wenig oder gar nicht. Die Satire, die Aufrufe an das Volk warfen sich natürlich auf das Sichtbare und

[illegible], auf den Ablaßkram, auf die Habsucht und Tyrannei des römischen Hofes, auf die Sittenlosigkeit des geistlichen Standes. Eine Frage, die noch für andre Abschnitte in Betracht kommt, ist die, ob auch die in lateinischer Sprache verfaßten Gedichte, deren es gerade für diesen Zeitraum viele giebt, in den Kreis unsrer Darstellung zu ziehen sein. Es ist bekannt, daß in dieser Zeit auch die deutschen Gelehrten, sei es in Prosa oder in Versen, großentheils lateinisch schrieben, ohne daß darum auch bei Denen, deren Latein vollkommen classisch befunden wurde, der Germanismus der Sinnesart gänzlich hinweggefallen wäre. In letzterer Hinsicht könnten wohl auch manche Erzeugnisse dieser Art in die Geschichte der deutschen Dichtkunst aufgenommen werden. Da jedoch diese lateinische Sprachbildung mehr der Gelehrtenwelt angehörte und die sonst lateinisch verhandelnden Schriftsteller selbst, da, wo sie eine eigentlich nationale Wirkung bezweckten, doch zur deutschen Sprache greifen mußten, so werde ich im Allgemeinen die lateinische Poesie auf der Seite lassen, ohne jedoch diese Ausscheidung streng einzuhalten, wo der deutsche Inhalt lateinischer Gedichte oder sonst ein innerer Zusammenhang Ausnahmen räthlich macht.

Die Bemerkung, die ich für unsern Zeitraum überhaupt gemacht habe, daß in ihm die Poesie eine dienende sei, gilt für den gegenwärtigen Abschnitt in vorzüglichem Maße. Der polemische Eifer bekümmert sich nicht um die Schönheit, sondern um die schlagendste Wirkung seiner Producte. Eine derbe Faust werden wir bei allen diesen Streitern finden. So wenig es bei einer geschichtlichen Darstellung meine Absicht sein kann, die Polemik nur von Einer Seite zu schildern, so wird doch dieselbe im Folgenden vorwiegend als eine protestantische erscheinen. Die Reformation hatte das Übergewicht der äußern Macht gegen sich, darum muste sie vornehmlich regsam sein, sich mit geistigen Waffen Bahn zu brechen. Die an sich schon weniger zahlreichen Streitschriften der katholischen Partei sind aber auch im Ganzen seltener zu finden und ich werde bei den namhaften Polemikern dieser Seite überall nur Lücken zu bezeichnen haben. Überhaupt muß ich beim gegenwärtigen Abschnitt am meisten von allen auf litterarische Vollständigkeit verzichten; denn großentheils sind diese Streithändel in einzelnen Flugblättern, Gesprächbüchlein, Sendschreiben u. s. w. geführt und es hängt vom Zufall ab, wie viel oder wenig man deren auf jeder Bibliothek

vorfindet. Von der öffentlichen Bibliothek zu Stuttgart habe ich Manches dieser Art mitgetheilt erhalten. Im Ganzen aber vermag ich bei den angezeigten Schwierigkeiten von dem Gegenstande dieses Abschnitts nur Umrisse, keine gleichmäßige Ausführung, zu geben. Die litterarischen Notizen werden beim Einzelnen beigebracht werden. Es ist mir auch noch kein erschöpfenderes Verzeichnis der hieher gehörigen Streitschriften bekannt. Am besten dient vielleicht, was Flögel im 3ten Band seiner Geschichte der komischen Litteratur, Liegnitz und Leipzig 1786, 8. bei den deutschen Satirenschreibern des 16ten Jahrhunderts (S. 143 ff.) aufführt. [1]

Ich werde nun zuerst die bedeutendern Männer namhaft machen, die an diesem Kampfe, in den Formen deutscher Dichtkunst, Theil genommen haben, und dann von den zerstreuten, meist namenlosen Streitgedichten, die mir zugänglich geworden sind, die bemerkenswerthern ausheben.

Luther selbst hat Mehreres ausgehen lassen, was zum Fach der Satire gerechnet werden kann, z. B. „Bulla Cene Domini, d. i. die Bulla vom Abentfressen des allerheyligsten Hern des Babsts“ u. s. w. Wittenberg 1522; „Wider den neuen Abgott und alten Teufel, der zu Meissen soll erhaben werden“ u. s. w. ebendaselbst 1524 (gegen die Heiligsprechung des Bischofs Benno von Meissen); „Wider Hans Worst“ (Herzog Heinrich von Braunschweig-Wolfenbüttel) u. s. w. (Flögel III, 230 ff.) ebendaselbst 1541. Da jedoch diese und ähnliche Schriften sich weder innerlich zu einer dichterischen Gestaltung abschließen, noch in metrischer Form abgefaßt sind, so begnüge ich mich, sie angezeigt zu haben. [2]

An der Spitze der Polemiker, die uns hier näher angehen, steht Ulrich von Hutten.

Dessen sämmtliche Werke, mit Einleitungen, Anmerkungen und Zusätzen herausgegeben von E. J. H. Münch, 5 Theile, Berlin und nachher Leipzig 1821—25. (Der 1te Band enthält den grösten Theil der lateinischen Gedichte, der 5te die deutschen Schriften.) In andrem Verlage, Leipzig 1827, erschienen, zugleich als 6ter Theil dieser Sammlung, die Epistolæ obscurorum virorum,

[1] [Man möge nun die betreffenden Abschnitte in Gödekes Grundriß vergleichen. H.]

[2] [Vergl. Gödeke S. 154. 155. H.]

an denen Hutten Antheil hatte. Bei den deutschen Schriften in dieser Ausgabe ist die erneuerte Rechtschreibung nicht erfreulich.[1]

Gedichte von Ulrich von Hutten und einigen seiner Zeitgenossen, herausgegeben von A. Schreiber, Heidelberg 1810 (mit neuem Titel und Huttens Bildnis 1824). Auch hier wäre eine treuere Beibehaltung der alten Orthographie zu wünschen gewesen. Es ist jedenfalls räthlicher, diese ganz zu belassen, als ohne genaue Kenntnis der ältern Sprache daran zu ändern.

Ulrich von Hutten, nach seinem Leben, seinem Charakter und seinen Schriften geschildert von C. J. Wagenseil, Nürnberg 1823.[2]

Von Hutten gilt dasselbe, was ich früher bei Luthern bemerkt habe, daß er hier nicht nach seinem ganzen, großen Wirken, sondern nur in der besondern Beziehung zur Geschichte der deutschen Dichtkunst charakterisiert werden kann.

Hutten bezeichnet selbst den Unterschied seiner Bestrebungen von denen Luthers in einem Brief an Diesen vom Jahr 1521:

In eo differunt utriusque consilia, quod mea humana sunt, tu, perfectior jam, totus ex divinis dependes. (Opp. IV, 298.)[3]

Doch versichert er in einem andern Schreiben an Luther:

Videbis, nec me deesse in hoc genere spiritui, quem excitavit in me deus. (Ib. 300.)[4]

Huttens ganzes Leben war Polemik, aber diese Polemik war nicht auf das Innere der Glaubenslehre gerichtet, sie gieng einerseits gegen die mönchischen Finsterlinge, welche der freieren Geistesbildung, wie sie durch das Aufleben der classischen Studien angeregt worden war, entgegenarbeiteten, anderseits auf die Befreiung des deutschen Vaterlandes vom römischen Joche. In der erstern Richtung nahm er, mehr Humanist, als Theolog, an der Streitsache Reuchlins mit den kölnischen Eiferern

[1] [Was Münch veröffentlicht hat, ist jetzt vollständig entbehrlich geworden durch die Ausgabe: Ulrichi Hutteni, equitis Germani, opera quæ reperiri potuerunt omnia. Edidit Eduardus Böcking I—V, Lipsiæ (Ulrichs von Hutten Schriften, herausgegeben von Eduard Böcking 1—5. Leipzig) 1859 bis 1861. 8. Ich habe die ausgehobenen Stellen überall nach dieser Ausgabe berichtigt. H.]

[2] [Man vergl. nun: D. F. Strauß, Ulrich von Hutten I. II. Leipzig 1858. 8. Man sehe auch Gödeke S. 210. H.]

[3] [Böcking II, S. 55. H.]

[4] [Böcking II, S. 58. H.]

lebhaften Antheil und dahin gehört insbesondre seine Theilnahme an den Epistolis obscurorum virorum. In der andern Richtung, die uns hier vorzugsweise berührt, trat er, nicht als Kirchenlehrer, sondern als deutscher Ritter, gegen den römischen Hof und all seinen Anhang in die Schranken. Er hatte diesen Kampf begonnen, bevor noch Luther seine Thesen angeschlagen, aber sobald er Luthers inne ward, schloß er sich diesem mit dem ganzen Feuer seiner Seele an. Mit klarem Bewußtsein ihrer verschiedenen Geistesrichtungen unterordnete er sich, wie wir von ihm selbst hörten, Dem, den er für den gottbeseelteren erkannte. Nicht minder klar war ihm aber, daß doch beide Richtungen nach einem gemeinsamen Hauptziele strebten, und dazu schlug er seine Hand in Luthers Hand. „Uror anxie videndi te cupiditate, huc inflammat caritas," (Opp. IV, 300) [1] schreibt er in dem zweiten der angeführten Briefe; und in einem frühern, von 1520 (Opp. III, 575 f.) [2]:

Vive libertas! Si quod ad ea, quæ magno istic animo paras, ut video, impedimentum tibi intercedit, necessario et amanter doleo. Nos hic promovimus nonnihil. Christus adsit! Christus juvet! quandoquidem ejus stata adserimus, ejus obscuratam pontificiarum caligine constitutionum in lucem reducimus doctrinam, tu fœlicius, ego pro viribus etc. Eccius me detulit, ut tecum habentem: in quo falsus non est. Semper enim in iis, quæ intellexi, tecum sensi: at nulla fuit prius consuetudo nobis etc. Me habes adstipulatorem in omnes etiam eventus. Itaque consilia omnia tua audebis posthac credere mihi. Vindicemus communem libertatem! liberemus oppressam diu jam patriam! Deum habemus in partibus; quodsi deus pro nobis, quis contra nos? etc. perrumpemus, perrumpemus, adjuvante Christo, strenue!

Die erste, offene Polemik gegen den Pabst führte Hutten in seinen lateinischen Epigrammen auf den venetianischen Krieg Maximilians I, in den Jahren 1512 und 1513, zu welchem er diesen Kaiser in einem eigenen Gedichte, in elegischem Versmaß, aufgefordert hatte und während dessen er selbst in das kaiserliche Kriegsheer trat. Das Benehmen des Pabstes Julius II in dieser Angelegenheit, dessen Anstiftungen von Zwietracht und Krieg, sein treuloser Rücktritt vom Bündnisse von Cambrai entrüsteten den deutschen Ritter und gaben ihm Anlaß, sich

[1] [Böcking II, S. 58. H.]
[2] [Böcking I, S. 355. 356. H.]

die Stellung des Kirchenhauptes im Allgemeinen und sein Verhältnis zu Deutschland insbesondre genauer anzusehen. Was ihm dabei zu Sinne kam, sagen unter Andrem folgende Epigramme:

De Julio II, Pontifice Maximo, orbem christianum in arma concitante (Opp. I, 220) [1]:

Concitat iratum bellator Julius orbem,
Effera pacificos induit arma duces,
Tela dat Italiæ, tibi dat, Germania, bellum,
Hoc turbante domo prodit Ibera quies u. s. w.

Andre dieser Epigramme handeln „de gladio Julii“ (man behauptete, dieser kriegslustige Pabst habe in einem feierlichen Umzug die Schlüssel Petri in die Tiber geworfen und das Schwert des Paulus sich vortragen lassen (ib. 221. 335). [2]

Dann

De Julii perfidia u. s. w. (Ib. 222.) [3]

Aber auch über den besondern Fall hinaus, in Beziehungen, welche dem spätern Kampfe schon näher treten, wird Julius auf die Wage gelegt:

De indulgentiis Julii. (Ib. 225.) [4]

Fraude capit totum mercator Julius orbem,
Vendit enim cœlos; non habet ipse tamen u. s. w.

Das Licht, das ihm selbst aufgegangen, sucht Hutten auch dem Kaiser, dem diese Epigramme zugeeignet sind, recht hell aufgehen zu lassen (ib. 227) [5]:

Ad Cæsarem de Germaniæ statu.

Quando erit, ut lumen Germania capta resumat,
Hinc Romam ut videat seque suumque trahi u. s. w.

Zusammengehäuft sind die verschiedenen Vorwürfe gegen Julius in der hexametrischen Satire:

In tempora Julii. (Opp. I, 267 f.) [6]

[1] [Böcking III, S. 260. 261. H.]
[2] [Böcking III, S. 261. H.]
[3] [Böcking III, S. 263. H.]
[4] [Böcking III, S. 266. Deutsch bei Strauß, Hutten I, S. 99. 100. H.]
[5] [Böcking III, S. 267. H.]
[6] [Böcking III, S. 269. 270. H.]

Sie schließt mit einem Aufruf an die Landsleute des Dichters:

Quin animum capimus, cives, ad nosque redimus u. s. w.

(Hutten ist hier vielleicht weiter gegangen, als nachher Luther in seiner Ansicht vom Verdienst der guten Werke zuließ.)

Auch das Leben und die Sitten in Rom selbst hatte Ulrich von Hutten beaugenscheinigt und schrieb darüber:

Ad Crotum Rubianum [1] de statu Romano epigrammata ex urbe missa.

Das erste derselben lautet so:

Vidimus Ausoniæ semiruta mœnia Romæ,
Hic, ubi cum sacris venditur ipse deus u. s. w. [2]

Selbst in das am freiesten spielende Gedicht Huttens, den Nemo, giengen nun solche polemische Züge über. Dieser Niemand vermag sehr natürlich Alles, was andern Leuten unmöglich ist, er thut, was Keiner sonst thut, und umgekehrt wird ihm zur Last gelegt, was Andre verschuldet haben; wo irgend etwas zerbrochen und verdorben wurde, heißt es immer, Niemand hab' es gethan. In die seltsamsten Widersprüche verwickelt sich dieser personificierte Niemand. Die lustige Haltung des Ganzen ist sehr gut in den Eingangsversen bezeichnet [Böcking III, S. 110. H.]:

Qui loquitur, Nemo est; loquitur nihil; at tibi si quid
Insonuit, dicas, Neminis esse nihil.

In der erweiterten Ausgabe dieses Gedichts von 1516 [Böcking I, S. 21: 1518. H.] sind nun unter Andrem folgende Verse hinzugekommen, die in der ersten, noch vor 1513 erschienenen Ausgabe noch nicht standen [3]:

Ille ego sum Nemo, de quo monimenta loquuntur.
Ipse sibi vitæ munera Nemo dedit.
Nemo fuit semper, Nemo isto tempore vixit,
Quo male dispositum dii secuere chaos.

[1] Johann Jäger von Dornheim in Thüringen, ein Freund Huttens. [Vergl. Strauß, Hutten I, S. 26. 27. H.]

[2] [Böcking III, S. 278. Deutsch bei Strauß, Hutten I, S. 159. H.]

[3] Opp. II, 317. Vergl. I, 150. [Böcking III, S. 111. 112. H.]

Ante ortum Nemo est aliquis, post funera Nemo;
Nemo quid invito fertve facitve deo.
Omnia Nemo potest, Nemo sapit omnia per se.
Nemo manet semper. Crimine Nemo caret.
Nemo fugit mortem. Nemo est a fine superstes;
Nemo exors certi nascitur interitus.
Nemo animos novit superûm sensusque latenteis;
Nemo quod est, quod erat: Nemo futura tenet.

So heißt es dann weiter:

Nemo sacerdotum luxus vitamque supinam,
Nemo audet Latium carpere Pontificem u. s. w.

Die Töne, die in diesen, meist nur kurzen Gedichten angeschlagen sind, hallen lauter und länger aus in Huttens, gleichfalls lateinisch verfaßten Prosaschriften, den Aufrufen an Fürsten und Volk, den Sendschreiben an Freunde und Gegner, den Vorreden zu eigenen und fremden Arbeiten, den Streitschriften aller Art. Kunstform haben die nach dem Vorbild Lucians geschriebenen Dialoge, obgleich auch ihr Inhalt mehr praktisch, als poetisch ist. Überall dieselbe polemische Richtung.

In lateinischer Sprache zu schreiben, war, wie schon bemerkt worden, in Huttens Zeitalter die allgemeine Sitte der Gelehrten. Es war aber auch eben damals das Studium des classischen Alterthums um Vieles regsamer und fruchtbarer erwacht, als es in den Schulen des Mittelalters betrieben worden war. Hutten gab sich diesen neuen Studien mit gröster Vorliebe hin, lateinisch waren schon seine ersten Jugendgedichte verfaßt und er erlangte in der Behandlung dieser Sprache, metrisch und in Prosa, anerkannte Meisterschaft. Selbst für seine reformatorischen Zwecke war der Gebrauch der lateinischen Rede, zumal für den Anfang, offenbar angemessen, ja unumgänglich. Den neuen Ideen muste doch zuerst bei den Aufgeklärtern und Unterrichtetern Eingang verschafft werden und diese waren großentheils nur in der Gelehrtensprache erreichbar. Verbreitung in andern europäischen Ländern war wieder nur durch dieses gemeinsame Mittel möglich. Die Gegner sogar, Rom und die Römlinge, konnten nur mit römischen Pfeilen empfindlich getroffen werden. Je mehr aber jene Ideen um sich griffen, um so dringender war die Aufforderung, sie zu einem vollständigen, volksmäßigen Durchbruch zu bringen; je näher es daran kam, das Werk

der Reformation thatkräftig auszuführen, um so nothwendiger war es, die Sprache derjenigen zu sprechen und zu schreiben, denen die That anheimfiel. Franz von Sickingen, der allen Förderern der Reformation Zuflucht und Schutz gewährte, der den ersten sogenannten Pfaffenkrieg gegen Trier eröffnete, von dem man so großer Dinge für ganz Deutschland gewärtig war, Sickingen war kein Lateiner. Hutten, der selbst bei ihm eine Freistätte gefunden, muste sich schon entschließen, für diesen treuen Freund und mächtigen Genossen einige seiner besten lateinischen Dialoge zu deutschen Gesprächbüchlein umzusetzen, und diesen folgten andre nach; an deutsche Fürsten, an alle deutschen Stände, an die gesammte deutsche Nation ergiengen seine Anklagen, Warnungen, Weckrufe, sie musten deutsch vernommen werden. Allerdings zeigte sich nun hier, wie sehr die Gelehrten ihre treffliche Muttersprache, die sie eine barbarische nannten, vernachlässigt hatten; Hutten selbst sagt in einem seiner früheren Gedichte, der Elegia ad poetas Germanos, von Sebastian Brant, dem einzigen unter den vielen dort genannten deutschen Poeten, der deutsch zu schreiben wagte (Opp. I, 70) [1]:

Branthus ab iis paulum semotus considet oris,
Qui Germana nova carmina lege facit,
Barbaraque [2] in numeros compellit verba ligatos,
Edit et ingenio carmina facta novo u. s. w.

So glaubt man denn auch in Huttens Schriften kaum, daß jenes wohlgeschliffene Latein und dieses ungehobelte Deutsch aus derselben Feder stammen könne. Aber es blieb ihm nichts übrig, er muste die barbarischen Worte in den Mund nehmen, muste sie selbst in gebundene Rede zwängen, wenn er zu den Herzen seines Volkes sprechen wollte. Der gewichtige und anregende Inhalt, die deutsche Gesinnung, das Feuer, das auch hier durchbrach, der Ruf des Verfassers ließen die äußere Unvollkommenheit übersehen und die deutschen Flugschriften Huttens wurden so begierig aufgehascht, als irgend die lateinischen. Der Übergang, den Hutten zum Deutschschreiben durch Übersetzung seiner lateinischen Schriften machte, hat übrigens auch in sein Deutsch eine Menge latinisierender Wendungen gebracht, vorzüglich den häufigen

[1] [Böcking III, S. 78. 79. H.]
[2] Vergl. III, 435. 519. [Böcking IV, S. 160. 161. 282. H.]

Gebrauch des Accusativs cum Infinitivo (auch Participien, V. 209 weidenden u. s. w.).[1] Selbst das ursprünglich deutsch Geschriebene lautet manchmal, als ob es lateinisch gedacht wäre.

Von diesen deutschen Schriften nun fallen in unsern Bereich:

1. Die Gesprächbüchlein[2], meist Übersetzungen seiner lateinischen Dialoge, wie diese in Prosa, doch mit gereimten Vor- und Beschlußreden. Ihrer sind fünfe: Vadiscus oder die römische Dreifaltigkeit, von dem verkehrten Stand der Stadt Rom (V. 215)[3]; Hutten unterredet sich darin mit einem Freunde, den er Ernhold nennt, zu Frankfurt a. M., und erzählt diesem, was er über Rom und die dortige sittenlose Lebensweise von einem Reisenden, Namens Vadiscus, gehört habe; den Namen Trias oder Dreifaltigkeit hat dieses Gespräch, einer der heftigsten Angriffe Huttens, darum, weil ein bedeutender Theil desselben aus Triaden, dreitheiligen Sätzen, besteht, z. B.: drei Dinge erhalten das Ansehen Roms, die päbstliche Würde, die Reliquien der Heiligen und der Ablaßhandel; drei Dinge bringt man von Rom zurück, ein verletztes Gewissen, einen verdorbenen Magen und einen leeren Beutel; drei Dinge können Rom besser machen, der Ernst der deutschen Fürsten, die Verzweiflung der deutschen Nation und die Waffen der Türken u. s. w. (Wagenseil 93 ff.)[4]. Feber das erst, Feber das ander,[5] zwei Gespräche Huttens mit dem Fieber, von dem er viel geplagt war. In dem ersten, das er für Sickingen auf dessen Veste Ebernburg übersetzt hat, weist er das Fieber von sich an einen schwelgerischen Curtisanen (Ausgesandten von Rom); im zweiten will das Fieber, das bei dem Römling andern und schlimmern Krankheiten weichen muste, zu Hutten zurückkehren, er heißt es aber sich an einen feisten Domherrn machen. In diesem letzteren Stücke werden besonders die übeln Folgen des Concubinats der Geistlichen geschildert und das Gebot der Ehe

[1] [Die Stelle lautet bei Böcking IV, S. 142: „we den hirten Israhel weytenden sich selbs." Der lateinische Text hat ebendaselbst: „Væ pastoribus Israel, qui pascebant semetipsos." H.]

[2] [Man vergleiche: Gespräche von Ulrich von Hutten, übersetzt und erläutert von David Friedrich Strauß. Leipzig 1860. 8. (Auch unter dem Titel: Ulrich von Hutten III.) H.]

[3] [Böcking IV, S. 145—268. H.]

[4] [Böcking IV, S. 262. 266. 267. H.]

[5] [Böcking IV, S. 27—41. 101—144. H.]

losigkeit dieses Standes als ein willkürliches und schädliches bezeichnet. Das Fieber, welches nicht zu dem Domherrn gehen will, sagt u. A. (V, 198)[1]:

Jupiter, als er innen ward des pfaffenlebens mit iren frauwen [Zuhälterinnen], sprach er: „Dißes sol der pfaffen feber sein“ und hieß mich bei andern leüten herbrigen.

Von einem vierten Gesprächbüchlein, „die Anschauenden (V, 325 ff. Inspicientes)“[2] nachher besonders. In dem fünften, „Neu Karsthans“ (V, 449 ff.)[3] bearbeitet der Ritter Franz von Sickingen einen Bauern Karsthans für die Ideen der Reformation. Bei diesem Gespräche, dem einzigen, von dem kein lateinisches Original vorliegt, ist zwar die Autorschaft Huttens nicht durch eine eigene Vorrede und den gewöhnlichen Wahlspruch bewiesen, aber es ist im Laufe der Unterredung selbst von ihm auf eine Weise die Rede, welche kaum bezweifeln läßt, daß er das Büchlein auch aus Anlaß seines Aufenthaltes auf der Ebernburg verfaßt habe.[4] So äußert darin Franz von Sickingen (V, 469)[5]:

Seit här die Lutherischen bücher ußgegangen und Hutten bei mir zuo Eberburg gewesen, hab ich meinen ganzen fleiß uff sollichs gelegt und dank dem almechtigen gott, daz er mich zuo erkantnüs seiner rechten ler hat kommen lassen und von den falschen predigern und endchristischen lerern abgefordert. So haben wir diesen winter zuo Eberburg ob meinem tisch und nach der malzeit allwegen und onunderläßlich die Lutherischen bücher gelesen, von dem evangelio und der apostolischen geschrift geredt.

Unter diesen fünf Gesprächen kommt uns in poetischer Hinsicht hauptsächlich nur das vierte, die Anschauenden (V, 325 ff.), in nähern Betracht. In seiner deutschen Gestalt erschien es zuerst, mit den beiden vom Fieber und dem Vadiscus und mit der kräftigen Zueignung an

1 [Böcking IV, S. 129. H.]
2 [Böcking IV, S. 269—308. H.]
3 [Böcking IV, S. 649—681. H.]
4 [Vergl. dagegen Böcking IV, S. 650: Quis hunc dialogum quando scripserit et ubi editus sit non constat . . . . Huttenus, si me audis, libellum non conposuit . . . Clericus fuit, non Huttenus, qui Novum Karsthansium conposuit. Böcking räth auf Öcolampadius als den Verfasser. Vergl. auch Böcking I, S. 78. 79. Man sehe auch: Strauß, Ulrich von Hutten II, S. 215—224. H.]
5 [Böcking IV, S. 658. H.]

Sickingen, zu Ebernburg[1] 1521 im Drucke; das lateinische Original war, wie der Inhalt zeigt, durch den Reichstag zu Augsburg 1518 veranlaßt. In den Vorbemerkungen zu der deutschen Bearbeitung sagt Hutten, daß „diß nachfolgend büchlin, etzwas mer dann die vorigen, uff poetische art zugericht"[2] sei. Dieses Zurichten auf poetische Art bezieht sich zwar zunächst nur auf die mythologische Einkleidung, denn es werden Sol, der Sonnengott, und dessen Sohn Phaethon, der nach seinem Sturze gleichfalls zum Gott erhoben worden, auf ihrer gemeinschaftlichen Fahrt am Himmel redend eingeführt, aber es liegt auch wirklich eine innere Poesie in dem Gedanken, die Götter des Lichts auf die irdische Verwirrung prüfend herabschauen zu lassen und dieser Gedanke ist besonders gegen das Ende mit wahrhaft poetischer Kühnheit ausgeführt. Ich suche dieses durch einen Auszug der bedeutendsten Stellen zu veranschaulichen: Opp. V, 330: Sol. Seit wir mitten u. s. w. bis 337: dargiebt[3] u. s. w.

Hierauf Weiteres von der Person und den trügerischen Absichten des Legaten Cajetan. Die Deutschen fangen aber an die List zu merken, sie werden nüchtern werden. Die Charakteristik dieses Volks wird noch weiter ausgeführt. Außer der Trunkenheit, worin der fürstliche Stand selbst mit bösem Beispiel vorangeht, werden sie rühmenswerth erfunden, besonders im Gegensatze der Italiener, vermöge ihrer Keuschheit, Truglosigkeit und ihres frischen, fröhlichen Wesens. Von ihrem Regiment aber hebt Sol an: V, 345: Erstlich ist u. s. w. bis 347: einbrechen.[4]

Ich habe früher bemerkt, daß Hutten in seiner polemischen Stellung als deutscher Ritter auftrete. Als solchen zeigt er sich nun besonders im Verfolg unsres Dialogs. Er geht darin so weit, daß er ihren Haß gegen Kaufleute und Städte nicht unbillig findet und selbst ihre Räubereien zwar nicht lobt, aber doch in einem günstigern Lichte darzustellen sucht. Der Adel ist ihm der Bewahrer alter deutscher Kraft und Sitte, die Trägen und Unstreitbaren haben sich hinter den Mauern der Städte verschanzt, die Kaufleute führen fremde Waaren, weichliches, üppiges

1 [Bei Anshelm in Tübingen. Böcking I, S. 50, Anm. H.]
2 [Böcking IV, S. 270. H.]
3 [Böcking IV, S. 272—279. H.]
4 [Böcking IV, S. 288—290. H.]

Wesen, undeutsche Gewohnheiten ein (S. 349: Was aber u. s. w. bis 350: gehalten [Böcking IV, S. 294. H.]).

S. 351 [Böcking IV, S. 295. 296. H.]: Phaeton. Seind dann alle, so in stätten wonen, untüglich und ist kein sterke oder geistlicheit [Religion] bei in?

Sol. Ja, es ist auch bei in. Und nit sag ich, daz man nit redliche leüt in stätten finde, aber, als der welt lauf ist, weichen die wenigen redlichen vilen untüglichen.

Übrigens wird auch dem Adel theils zu große Rauheit, theils einreißende Verweichlichung vorgeworfen (S. 352 [Böcking IV, S. 296. H.]). Die Reihe kommt dann an die Geistlichen; über diesen Punct sind uns Huttens Gesinnungen schon bekannt, daher ich nur das Resultat aushebe, welches Phaethon zieht (S. 356 [Böcking IV, S. 301. H.]):

Darumb würt disem land einer reformation und besserung gemeiner sitten von nöten sein. Und ist nit zuo leiden, daz also vil müßiggänger seind, die der andern guot und hab verprassen und doch sie keinen nutz noch frucht geberen. Und wär den Teütschen heilsam und guot, daz sie mit angehengtem fleiß fern von in triben den frembden überfluß und die außländischen weiche des lebens, ir wesen widerumb zuo der vorigen starkmütikeit und alten tugend brächten.

Poetischen Schwung nimmt dieser Dialog vorzüglich gegen das Ende, wo durch eine kecke Wendung der päbstliche Legat in das Gespräch mit den Sonnengöttern gezogen wird (S. 357: Phaeton. Also wöllen wir nun wieder u. s. w. bis 360: ausgienge [Böcking IV, S. 301—305. H.]).

2. Reimgedichte und zwar solche in fortlaufenden Reimpaaren, die man Sprüche nannte, sind von Hutten verschiedene vorhanden, theils, wie schon erwähnt, als Anhänge der Dialogen, theils besonders ausgegangen. Von der erstern Art ist das bedeutendste die gereimte Vorrede, die er den zu Ebernburg gedruckten Gesprächbüchlein vorsetzte (Opp. V, 161 f.)[1]:

Die warheit ist von newem gborn u. s. w.

Für sich bestehend sind folgende drei:

Ein klag über den Luterischen brand zu Mentz. (Opp. V, 47 fg.)[2]

[1] [Böcking I, S. 450. H.]

[2] [Böcking III, S. 455—459. H.]

Mehr Umarbeitung als Übersetzung seines vorzüglichern lateinischen Gedichts in Hexametern „In incendium Lutherianum exclamatio" (Opp. IV, 55 ff.)[1]; auf die Verbrennung von Luthers Schriften zu Mainz. Am Schlusse der Verdeutschung wendet sich Hutten an Luthern selbst[2]:

Dich aber, liebster bruoder mein,
Durch sollich macht vorgwaltigt sein,
Bin deinethalben ich beschwert;
Doch hoff ich, es werd widerkert
Und werd gerochen dein unschuld.
Drumb, diener gottes, hab gedult!
Möcht ich dir aber beistand thuon
Und raten disen sachen nuon,
So wölt ich, was ich hab am guot,
Nit sparen, noch mein eigen bluot.
Got wirt es aber rechen bald,
Vorwar du mir das glauben salt,
Dann er den grechten nie vorließ.
Da laß dich auf! es ist gewis.

Zweitens:

Beklagunge der freistette deutscher nation. (V, 379 fg. [Böcking III, S. 527–537. H.])

Mit den Anschauenden verglichen, zeigt dieses Gedicht, das 1522 entstanden, eine merkwürdige Wendung der Ansichten Huttens über das Verhältnis zwischen Adel und Städten. Es hat den Zweck, eine Verbindung beider gegen die Vergewaltigung der Fürsten zuwege zu bringen. Gleich der Eingang spricht sich hierüber klar aus [Böcking III, S. 529. H.]:

Ir frummen stet, nun habt in acht
Des gmeinen deutschen adels macht!
Zicht den zu euch, vortrawt im wol!
Ich sterb, wos euch gerewen sol;
Ihr secht, daß ir mit in zugleich
Bschwert werdt durch der tyrannen reich u. s. w.

Doch unterscheidet er:

Ich mein die frommen fürsten nit u. s. w.

[1] [Böcking III, S. 453–455. H.]
[2] [Böcking III, S. 459. H.]

Er meint die bösen, gegen die auch beim Reiche kein Recht zu finden ist. Die Habgier derselben beschreibt er u. A. so (V, 388 [Böcking III, S. 535. H.]):

Ich weiß, ir einer wirt nit sat,
Wie wol er vil vorschlunden hat,
Vorschlindt noch teglich wie ein thier,
Acht nit, daß iemand dran vorlier.
Er hat gefressen lange zeit,
Nach ist im stet sein rach so weit.
Der Rhein im den möcht füllen nit,
Entgegen hilft kein fleh, kein bit.
Den adel hat er gfressen schon,
Itzt wil er zu den stetten gon,
Den setzt er auf ein newen zoll.
Sag an, du wolf! wan bistu voll?

Auch in Beziehung auf die Reformation klagt er diese Fürsten an (S. 389 [Böcking III, S. 536. H.]):

Vorbieten doctor Luthers leer,
Als ob sie ergents strefflich wer;
Dan warheit mögens leiden nit,
Ist wider ihren brauch und sit;
Dan solt gots wort in wesen stan,
Ihn wurt ihr guot und macht zergan u. s. w.

Das längste und umfassendste Reimgedicht Huttens aber, den Kern dessen enthaltend, was er in so vielen Schriften anklagend, mahnend, strafend niedergelegt, das auch vom Volk am eifrigsten gelesen und bei seinen Lebzeiten, wie nach seinem Tode öfters gedruckt worden, ist:

Clag und vormanung gegen dem übermäßigen unchristlichen gewalt des bapsts zuo Rom und der ungeistlichen geistlichen, durch herren Ulrichen von Hutten, poeten und orator, der ganzen christenheit und zuovoran dem vaterland teütscher nation zuo nutz und guot, von wegen gemeiner beschwernus und auch seiner eigen notturft, in reimens weis beschriben. Jacta est alea. Ich habs gewagt. [1]

Später, in einer Ausgabe von 1632, mit dem Titel:

Aufwecker der teutschen nation, an alle hohe und niedere stände des heiligen reichs. (Opp. V, 51 fg. [Böcking III, S. 474. H.])

[1] [Böcking III, S. 473—526. H.]

In diesem Gedichte sagt uns Hutten selbst, warum er jetzt deutsch schreibe (S. 66 [Böcking III, S. 484. H.]):

Latein ich vor geschriben hab,
Das was eim ieden nit bekant.
Jetzt schrei ich an das vatterland.

Der kräftige, gemeinfaßliche Ausdruck, in dem er hier seine wichtigsten Anliegen vor die gesammte Nation bringt, ist es auch, was dem Gedichte seinen besondern Werth giebt, das sich sonst weder poetisch, noch durch strenge Gedankenfolge auszeichnet. Aus dem größern Umfange desselben entnehme ich nur Einzelnes, was uns weitere Aufschlüße über Huttens Gesinnungen und Entwürfe geben kann oder durch lebhafte Darstellung anspricht.

Der Dichter schreitet getrost zu seinem Werke (S. 60) [1]:

Ach gott, erleücht die gsalbten dein,
Daß sie durch deines geistes schein
Verstehen in der gleisnerei,
Was christenheit und warheit sei!
Verlih mir, daß ich sag darvon!
Ob man mich dann vervolget schon,
Das trifft allein den cörper an,
Die seel man mir nit döten kan.

Das geistige Reich, das Christus gründen wollte, hält er dem weltlichen des Pabstes entgegen (S. 61) [2]. Der Prunk zu Rom wird aus eigener Anschauung geschildert (S. 72) [3]. Vom Fasten, das sich die Deutschen auflegen lassen, heißt es (S. 74) [4]:

Uff setzen sie uns vastenspeis,
Das thuond sie nuor mit gwinnes fleiß,
Dann ich zuo Rom die vasten auß
Nie sah in eines metzgers haus
Ein fleischbank, die verschlossen wer;
Glaubt mir! ich hab gesehen mer,

[1] [Böcking III, S. 476. H.]
[2] [Böcking III, S. 478. H.]
[3] [Böcking III, S. 492. 493. H.]
[4] [Böcking III, S. 495. H.]

Sie essen durch der vasten zeit
Visch, wiltpret, vögel unvermeit;
In andern stetten auch der gleich,
So weit sich streckt der Walhen reich,
Do hat man drab gewissen klein,
Ißt visch und fleisch alls in gemein,
On daß bei dem gemeinen man
Der bäpst gestift würt gsehen an;
Doch hab ich keinen narren nie
Gesehen, der umb gelt, wie hie,
Erlaubnus hab zuo essen kauft u. s. w.

Von dieser römischen Dienstbarkeit der Deutschen überhaupt noch folgende Stelle (S. 90) [1]:

Ich frag: Wo ist der Teütschen muot?
Wo ist das alt gemuot und sin?
Ist gfaren nuon all mannheit hin?
Die Römer, ettwan erber leüt,
Als uns der gschichten schrift bedeüt,
Die tugent halben waren wert,
Zuo herschen über alle erd,
Die Teütschen wolten bzwungen han,
Gewonnen land und freiheit an,
Das mocht nit leiden teütsche art,
Manch werder held erschlagen wart
Und ist gestritten vil und hart;
Doch bhielt diß nation den strauß
Und wurdent Römer gtriben auß,
Das vatterland in freiheit gsetzt.
Jetzt man mit btrug uns überschwetzt
Und zwinget uns nit mannes streit,
Vor dapfern leüten seind wir gfreit;
Ein weibisch volk, ein weiche schar,
On herz, on muot, on tugent gar,
Der keiner hat gestritten nie,
Von kriegen weiß nit was, noch wie,
Da seind wir uberstritten von,
Im herzen thuot mir wee der hon.

[1] [Böcking III, S. 513. H.]

Solche Knechtschaft abzuwerfen, ruft er nun, vom Kaiser an, alle Deutschen auf und er selbst will redlich mithelfen (S. 76 f.)[1]:

So hoff ich zuo küng Carles[2] muot,
Daß sei in im ein teütsches bluot
Und werd mit eeren üben sich
Dem bapst entgegen gwaltigklich
Und nemen ab von seinem fuoß
Die krone nit; ich hoff, er thuos
Und hab ein künigklichen sin,
Fürwar ich in der hoffnung bin u. s. w.

Nachdem er von den Märtyrern Huß und Hieronymus gesprochen, fährt er fort (S. 85)[3]:

Seithar hat niemant gwölt hin nach
Und förchten all des fewres pen,
Biß ietzo unser rüffen zwen [Luther und Hutten].
Wer weiß, was iedem ist beschert?
Wir haben ie vil leüt bekert,
Darumb ich hoff, es hab nit not.
Wär mir dann schon gewis der dot,
Noch wolt ich als ein frommer hilt
Bei warheit setzen spieß und schilt[4]
Und den tyrannen widerstreben,
Vor welchen niemants frei mag leben.

Stärker noch dringt er im Nachstehenden an (S. 98)[5]:

Hierumb all fürsten ich verman,
Den edlen Carolum voran,
Daß sie sich solichs nemen an,
Den adel und die frommen stett;
Dann wem diß nit zuo herzen geet,
Der hat nit lieb sein vatterland,
Im ist auch gott nit recht bekant.

1 [Böcking III, S. 496. 497. H.]
2 Karl V von 1519 an.
3 [Böcking III, S. 508. H.]
4 Vergl. 88. [Böcking III, S. 511. H.]
5 [Böcking III, S. 522. 523. H.]

Herzuo, ir frommen Teütschen all,
Mit gottes hilf, der warheit schall,
Ir landsknecht und ir reüter guot
Und all, die haben freien muot!
Den aberglauben tilgen wir,
Die warheit bringen wider hir;
Und dweil das nit mag sein in guot,
So muoß es kosten aber bluot,
Do nem im keiner bschwernus ab!
Wiewol ichs selbs gescheühet hab,
Hofft zuo erfinden ander maß.
Nuon aber nit wil helfen das,
So muoß man thuon, was fügen wil;
Wolauf! es ist die zeit und zil u. s. w.

Dann zum Schlusse (S. 100 f.) [1]:

Ist iemant, der darzuo wöll thuon?
Wolauf, ir frommen Teütschen, nuon!
Vil harnesch han wir und vil pferd,
Vil hallenbarten und auch schwerd,
Und so hilft freüntlich manung nit,
So wöllen wir die brauchen mit.
Nit fraget weiter iemants nach!
Mit uns ist gottes hilf und rach,
Wir straffen, die seind wider gott;
Wolauf, härzuo! es hat nit not.
Wir haben aller sachen fuog,
Guot ursach und der selben gnuog;
Sie haben gottes wort verkert,
Das christlich volk mit lugen bschwert,
Die lugen wöln wir tilgen ab,
Uff daß ein liecht die warheit hab,
Die was verfinstert und verdempft;
Gott geb im heil, der bei mir kempft!
Des hoff ich mancher ritter thuo,
Manch graff, manch edelman darzuo,
Manch burger, der in seiner statt
Der sachen auch beschwernus hat,

[1] [Böcking III, S. 525. 526.]

Uff daß ichs nit anheb umb sunst.
Wolauf! wir haben gottes gunst.
Wer wolt in solchem bleiben dheim?
Ich habs gewagt, das ist mein reim.

3. Auch der Form des singbaren Liedes hat sich Hutten bedient. Doch ist nur Ein Gedicht dieser Art von ihm bekannt. Luther sagt in seinen Briefen (Epp. Lutheri Vol. I. f. 304. Wagenseil 240)[1]: „Huttenus et multi alii fortiter scribunt pro me et parantur in dies cantica, quæ Babylonem istam parum delectabunt.“ Mit Bestimmtheit läßt sich auch hieraus nicht schließen, daß Hutten selbst Mehreres im Volkstone gesungen. Jenes eine Stück ist nach einem fliegenden Blatte von 1521 mitgetheilt in Bragur Bd. VII, 95 ff. (und daraus Opp. V, 373 ff.)[2]:

Ain new lied herr Ulrichs von Hutten.
Ich habs gewagt mit sinnen
Und trag des noch kain rew u. s. w.

Huttens Stimme fand Anklang und Antwort in andern volksmäßigen Liedern. Zwei solche stehen gleichfalls in Bragur VII, 98 ff. (daraus Opp. I, Einleitung CXIII—CXIX)[3]. Das eine:

Ein schön new lied von dem von Hutten. Im ton:

Von erst so wellen wir loben
Maria, die reine maid.

Anfang:

Ach edler Hut auß Franken,
Nun sich dich weislich für!
Got soltu loben und danken,
Der wirt noch helfen dir
Die grechtigkait vorfechten;
Du solt beistan dem rechten,
Mit ritteren und knechten
Mit frummen kriegsleuten guot
Bschirmen das Christen bluot u. s. w.

[1] [Böcking II, S. 9. H.]
[2] [Böcking II, S. 92—94. Uhlands Volkslieder II, Nr. 350. Vergl. auch Böcking I, S. 77. 78. H.]
[3] [Böcking II, S. 94—98. Vergl. auch Böcking I, S. 77. 78. H.]

Strophe 3:

Laß dich nur nit bethören,
Du christlich ritter guot!
Vom wort gots thue nit keren!
Du hast ains helden muot.
Gots wort solt frei erheben,
Sol alzeit oben schweben,
Daran solln wir uns heben,
So faren wir frisch unverzagt,
Hut aines hat gewagt u. s. w.

Das andre:

Ein new lied. Im ton, wie man singt:
Franz Sickinger, das edel bluot,
Der hat gar vil der landsknecht guot.

Ulrich von Hutten, das edel bluot,
Macht so kostliche buocher guot,
Die laßen sich wol sehen,
Die gfallen den geistlichen gleisnern nit wol,
Die warheit muoß ich jehen, ja jehen u. s. w.

Schlußstrophen:

Her Ulrich ist ein redlich mann,
Wolt got, daß ich solt bei im stan
Gegen allen seinen feinden!
Ich hoff zuo got, die warhait werd
Die falschen überwinden, ja winden.

Ulrich von Hutten, biß wolgemuot!
Ich bit, daß got dich halt in huot
Jetzt und zuo allen zeiten.
Got behüt all christlich lerer guot,
Wo sie gend oder reiten, ja reiten!

Ulrich von Hutten ist in mehreren Bildern, die von ihm vorhanden sind, mit dem Lorbeer um das Haupt und der Hand am Schwerte vorgestellt. Den Lorbeer hatte ihm der alte Kaiser Maximilian für die lateinischen Poesieen aufgesetzt. Das Schwert an der Hand, sehen wir ihn durchaus in den deutschen Streitgedichten. Er sagt einmal (Opp. V, 214) [1]:

[1] [Böcking IV, S. 148. H.]

Wer weiß, was noch mag begeben sich?
Villeicht, ob leid mir widerfert,
Würt funden werden hand und schwert
Und gegen solchem gwalt gekert.

Den jungen König Karl, von dem er sich vergebliche Hoffnungen machte, Adel und Städte, Reiter und Landsknechte, die ganze Nation rief er auf, da Andres nicht helfen wolle, zu den Waffen zu greifen. Am meisten fand er hierin seinen Mann an Franz von Sickingen. Es ist nicht zu zweifeln, daß dieser, unter Huttens Einwirkung, mit großen Planen zu einer politisch-kirchlichen Umgestaltung Deutschlands sich trug. Das Gespräch zwischen Sickingen und Karsthans und die demselben beigefügten Artikel, „so junker Helferich, reiter Heinz und Karsthans, mit sampt irem anhang, hart und vest zuo halten geschworen haben,“ [1] deuten auf die Absicht des Adels, die Bauerschaft für das Unternehmen zu bearbeiten. Münch (V, 452 f.), in der Einleitung zum Karsthans, betrachtet, mir sehr glaublich, den nachmaligen Bauernaufstand als einen vom Ganzen losgerissenen Theil der großen Verbindung verschiedener Stände zu gewaltsamer Durchführung des Protestantismus in Deutschland. Sickingen wurde nach dem unglücklichen Ausgang der Trierer Fehde, auf seiner Veste Landstuhl, die seine Widersacher heftig beschossen, von einem losgebrochenen Balken tödtlich verwundet. [2] Mit seinem Tode verlor das Unternehmen Leitung und Zusammenhang, die aufgeregten Bauern brachen für sich los und wandten ihre entbundene Wuth gegen den Adel selbst. Der Balken, der auf Sickingen fiel, schlug für immer die Kraft und Bedeutung der deutschen Ritterschaft nieder, aus deren Mitte damals für das deutsche Gemeinwesen ein neues Heil aufgehen sollte. Hutten, der dieser Ritterschaft frisches Leben und höhern Beruf hatte geben wollen, schweifte nach dem Tode seines Freundes, verlassen und verfolgt, umher, wie der irre Geist jener gescheiterten Unternehmungen; wenige Monate nachher erlosch die unstäte Flamme.

Ich habe gleich Anfangs die verschiedenen Bahnen bezeichnet, welche Luther und Hutten zu dem gemeinsamen Ziele der kirchlichen Freiheit

[1] [Böcking IV, S. 680. H.]
[2] [Strauß, Ulrich von Hutten II, S. 303. H.]

einschlugen. Dem angegebenen Unterschiede gemäß, rieth Luther fortwährend von gewaltsamen Maßregeln ab (Wagenseil 249) und, als er Sickingens Fall erfuhr, brach er in die Worte aus: „Der Herr ist gerecht, aber wunderbar. Er will seinem Evangelium nicht mit dem Schwerte helfen.“ (Ebendas. 124.) [1] Es ist auch einleuchtend, daß die reinere Lehre durch Überzeugung siegen muste. Ebenso wenig aber ist zu läugnen, daß dem Siege dieser Lehre eine äußerlich festgepflanzte Macht entgegenstand, daß ein handgreiflicher Zwang von Rom aus um Deutschland geschlagen war, „gleich als hetten sie uns mit woffen und dem krieg bezwungen und in zinsbar gemacht,“ wie Hutten im Vadiscus sagt (V, 225). [2] Diese äußere Gewalt wollten die Ritter gewaltsam brechen, es mislang ihnen, aber auch Luthers Reformation auf geistigem Wege blieb unvollendet.

Nachdem wir in der Reihe der Reformationspolemiker, welche sich für ihre Zwecke der deutschen Dichtkunst bedienten, Denjenigen vorangestellt, welchem, nicht bloß der Zeit nach, sondern auch vermöge seines großartigen und weitgreifenden Wirkens, die erste Stelle gebührt, so mag nun ihm zunächst ein anderer Mann stehen, der, kein Ritter, sondern ein Handwerker, kein Gelehrter, aber ein Wißbegieriger, in einem beschränktern Kreise, aber gewiss nicht unwirksam, das Werk der Reformation durch seine Dichtergabe zu fördern strebte; es ist der uns schon bekannte Meistersänger Hans Sachs. [3]

Zur Zeit der anbrechenden Reformation stand er noch in den Zwanzigen. Er hatte, wie wir bereits wissen, in der lateinischen Schule die Puerilia erlernt und dann im Meistergesang sich an die Beschäftigung des Geistes mit religiösen Gegenständen gewöhnt. Sein erster Bar, den er 1514 dichtete, war auf den Preis Gottes gerichtet: „Gloria patri, lob und ehr“ u. s. w. (Göz I, 5). In seiner Vaterstadt Nürnberg, wie in den meisten Reichsstädten, fand die neue Lehre offenes Ohr. Aber noch ehe die Reformation dort förmlich eingeführt war, erscheint er als ein thätiger Anhänger derselben. Wie begierige Aufnahme die

[1] [Böcking II, S. 249: Deus justus sed mirabilis judex. H.]

[2] [Böcking IV, S. 156. H.]

[3] Hieher überhaupt Ranisch, Lebensbeschreibung Hans Sachsens, 2tes Hauptstück: Von Hans Sachsens Lutherthume u. s. w. S. 63 ff. Göz, Hans Sachs II, xv—xx.

Schriften Luthers in Nürnberg überhaupt fanden, zeigt ein im April 1521 daselbst angeschlagenes kaiserliches Mandat, worin Allen und Jeden der Kauf Lutherischer Bücher und den Buchhändlern der Verkauf solcher verboten ward. Ein ähnliches Verbot von Seiten des Rathes ergieng, in Folge der Achtserklärung Luthers, noch im gleichen Jahre. Dennoch befand sich Hans Sachs, der den Reformator selbst in Augsburg zweimal gesehen hatte, schon 1522 im Besitz einer ansehnlichen Zahl solcher Schriften. In Ranischs Lebensbeschreibung des Hans Sachs (S. 65) wird eines Bandes mit 40 Stücken Lutherischer Schriften gedacht, deren Titel Hans Sachs mit eigener Hand vorn eingeschrieben hatte. Am Schlusse stand:

Diese puechlein habe ich Hans Sachs also gesamelt, got vnd seinem wort zw Eren vnd dem nechsten zw guet ainpünden lassen, als man zelt nach Christi gepurt 1522 jar. Die Wahrheit bleibt Ewiglich numero 10.

Im folgenden Jahr 1523 verfaßte er selbst dasjenige Gedicht zum Lobe Luthers und zur Empfehlung seiner Lehre, das uns hier vorzüglich in Betracht kommt:

Die wittenbergisch nachtigall,
Die man jetzt höret uberall. [1]

War Luthers Gedicht „Frau Musica", worin der Gesang der lieben Nachtigall gerühmt wird, damals schon bekannt, so mag dieses die gewählte Einkleidung veranlaßt haben. Ich hebe aus dem ziemlich weitläufigen Spruchgedichte die bessern Stellen aus, und zwar gleich den Anfang:

Wach auf! es nahent gen dem tag,
Ich hör singen im grünen hag
Ein wunnigkliche nachtigall,
Ihr stimm durchklinget berg und thal u. s. w.

Wenn dieser bildliche Eingang, zu dem alles Übrige Commentar ist, so weit es den ahnungsvollen Anbruch der Morgenröthe und das Unbehagen der lichtscheuen Thiere beim Aufglänzen des Tages betrifft, von poetischem Sinne zeugt, so ist doch anderseits das Bild zu weit ausgesponnen und nicht überall natürlich durchgeführt; unter

[1] Kemptener Ausgabe B. II, S. 167 ff. [Das Gedicht steht auch bei Göz, Hans Sachs IV, S. 33—58. H.].

den aufgezählten Thierarten finden sich ziemlich unpassende zusammen. Wie der Dichter hiezu gekommen, ergiebt die unmittelbar folgende, die poetische Täuschung wieder aufhebende Erklärung der Allegorie. Die Nachtigall ist Doctor Martinus Luther, Augustiner zu Wittenberg; der Mondschein bedeutet die Menschenlehre der Sophisten, die von der evangelischen Lehre des Hirten Jesu Christi abgeführt haben zum Löwen in die Wüste:

> Der löwe wird der bapst genennt,
> Die wüst das geistlich regiment,
> Darinn er uns hat weit verfürt
> Auf menschen fund, als man jetzt spürt;
> Darmit er uns geweidnet hat,
> Deut den gottsdienst, der jetzund gat
> In vollem schwank auf ganzer erden u. s. w.

Die Mordstricke bedeuten des Pabstes Netze, seine Decretalen, seine Banndrohungen zur Aufrechthaltung willkürlicher Satzungen und Verbote, worauf sich der Verfasser, wie überall im Folgenden, ausführlich einläßt. Die Wölfe sind Bischöfe, Pröbste, Äbte, Pfarrer, die uns Menschenlehren vorsagen, während Alles auf das Geld gerichtet ist. Vom Ablaßhandel heißt es hier:

> Darnach kompt ein ersame schar,
> Heißt man zu teutsch die romanisten,
> Mit großem ablaß, bullen, kisten,
> Richten auf rote creuz und fannen
> Und schreien zu frawen und mannen:
> Legt ein, gebt ewer hilf und stewr
> Und löst die seel auß dem fegfewr!
> Bald der gülden in kasten klinget,
> Die seel sich auf gen himmel schwinget u. s. w.

Die Schlangen sind Mönche und Nonnen, die ihre guten Werke verkaufen:

> Umb gelt, käs, aier, liecht und schmalz,
> Umb hüner, fleisch, wein, koren, salz,
> Damit sie in dem vollen leben
> Und samblen auch groß schätz darneben u. s. w.

Die Verfinsterung des rechten Glaubens bedeutet die Nacht; das Gesetz und die Propheten die Morgenröthe; der Glanz des Tages ist

das Evangelium, von Luthern neu verkündet. Das wilde Schwein bedeutet Doctor Ecken, der zu Leipzig wider Luthern gefochten; der Bock Emsern, die Katze Murnern, der Waldesel den Barfüßer zu Leipzig, den großen Lesemeister, die Schnecke den Cochläus, die alle gegen Luthern geschrieben. Die quackenden Frösche bedeuten etliche hohe Schulen, die auch gegen ihn schreien. Die wilden Gänse sind die Laien, die ihn verfluchen und verspeien.

Das Gedicht schließt mit einer frommen Ermahnung an alle Christen, aus der Wüste des Pabstes zu dem guten Hirten Jesus wiederzukehren.

Die Zeit der Abfassung ist angegeben: am 8 Juli 1523.

Hans Sachs nennt sich in der Schlußzeile nicht, wie sonst gewöhnlich, auch sind in der besondern ersten Ausgabe weder Druckort noch Drucker angezeigt, zum Beweise, daß es damals noch bedenklich war, zu Nürnberg so zu schreiben (Ranisch 67).

Auf den Tod Luthers hat Hans Sachs eine Klagrede gedichtet. Ihm träumt am 17 Februar 1546, als ob er in einer sächsischen Kirche die Leiche des Reformators auf der Bahre sähe. Da er darüber erschrickt, so tritt die Theologie in weiblicher Gestalt zu ihm und lobt und beklagt den Todten. Als sie aber fragt, wer nun ihr Verfechter sein werde, tröstet der Dichter sie, daß Gott selbst sie in seiner Hut habe und noch vortreffliche Männer leben, welche sie erhalten werden. Dieß die Anlage des Gedichts nach Ranisch (S. 114 f.). Dasselbe ist in der mir zu Gebot stehenden Kemptner Ausgabe, vielleicht um des dortigen Abtes willen, weggelassen. Ebenso ein andres, hieher einschlagendes Gedicht „Inhalt zweierlei predigt", eine kurze Erzählung von dem Unterschied der protestantischen und der päbstlichen Lehre, vom Jahr 1529. Ein Schwank „Ursprung des ersten münnichs" (B. II, S. 216 f.) und andres Ähnliche kann gleichfalls hieher bezogen werden. Auch in den früher angeführten geistlichen Liedern [1], „für die laien zu singen", 1526, kommen polemische Züge vor. Z. B.

Das lied „Rosina, wa was dein gestalt", christlich verendert, von der erkantnus Christi.

[1] Der Werth dieser Lieder ist gering, Vers und Sprache von der Art, daß man sie oft kaum demselben Verfasser zuschreiben möchte, der die wittenbergische Nachtigall gedichtet. [Vergl. oben S. 447. H.]

O Christe, wa war dein gestalt
Bei bapst Silvesters leben,
Da kaiser Constantinus gwalt
Im über Rom thet geben?
Für war glaub ich,
Het der bapst dich
Durchs gnadenliecht gesehen,
Er hett warleich
Das irdisch reich
Durch dein eer thuon verschmehen u. s. w.

Besonders aber ist noch seiner Dialogen zu gedenken, die er, nach Huttens Beispiel, in Prosa geschrieben. In der Summa seiner Gedichte (Göz I, 10) sagt er selbst:

Auch fand ich in mein büchern gschriben
Artlicher dialogos siben,
Doch ungereimet in der pros,
Ganz deutlich frei, on alle glos.

Man hat jedoch ihrer bisher nur viere aufgefunden, in besondern, sehr seltenen Drucken, deren zwei die Jahrzahl 1524 haben [1]. Sie handeln sämmtlich von Religionsinteressen der damaligen Zeit. Über ihren Inhalt Einiges nach Ranisch (S. 80 ff. Vergl. Göz II, XVI ff.).

Der erste ist überschrieben:

Disputation zwischen einen chorherrn und schuhmacher, darinn das wort gottes und ein recht christlich wesen verfochten wirt.

Der ungelehrte Dichter der wittenbergischen Nachtigall scheint wegen dieses Unterfangens manchen Angriff erfahren zu haben. Schon in einem Büchlein des Nürnbergischen Malers Joh. Greifenberger von 1523 heißt es [2]:

Wiewol ettlich gelert sagen, der gemein mann soll nit mit der geschrift umbgehen, dann es zimpt sich nit, daß ein schuster das evangelium les' oder mit federn und tinten umbgee, sondern mit leder und schwerz u. s. w., so sag ich darauf: Ich hab nie kain esel gehört singen als ein nachtigall, es sein leut von zerrütten sinnen, untüchtig zum glauben, die solches sagen, blodern, wissen nit was.

[1] [S. die neue Ausgabe von Reinhold Köhler, Weimar 1858. P.]
[2] [Ranisch S. 68, Anm. H.]

Cochläus, die Schnecke in der wittenbergischen Nachtigall, sagt misbilligend [1]:

Auch Schuster und Weiber lasen das Neue Testament Dr Luthers begierig und konnten es fast auswendig. Ja sie unterstunden sich, nicht nur mit den Priestern und München, sondern auch mit den akademischen Theologen von der Religion zu disputieren. Sie waren auch mit Anführung biblischer Sprüche fertiger, als die katholischen Geistlichen; ja sie übertrafen hierinnen auch solche Männer, die wohl 30 Jahre öffentliche Lehrer der Theologie gewesen waren. Diese wurden von ihnen der Unwissenheit beschuldiget und sie behaupteten, man müsse nichts glauben, was nicht aus der heiligen Schrift erwiesen werden könne.

Gegen derlei Tadel ist nun der erste Dialog von Hans Sachs gerichtet.

Die sprechenden Personen sind: ein Schuhmacher, ein Chorherr, dessen Köchin und Stubenheizer. Der Chorherr, welchem der Schuhmacher ein Paar bestellter Pantoffeln überbringt, hat eben seine Nachtigall gefüttert. Dieß giebt dem Schuster zu der Bemerkung Anlaß, daß er einen seines Handwerks wisse, der eine Nachtigall habe, die erst zu singen angefangen. Darüber wird der Chorherr böse und flucht auf den Schuster mit seiner Nachtigall, weil er den Pabst und die Geistlichkeit so heftig angegriffen habe. Die Beschuldigung, daß sich dieses für Laien gar nicht schicke, veranlaßt auf der andern Seite die Vertheidigung der Ungelehrten, welche, wenn die Geistlichen ihr Amt nicht verrichten, selbst in der Schrift forschen und einander erbauen. Die Unterredung verbreitet sich über die Gewalt des Pabstes, die Fehler der Geistlichen, die Kenntnis der Schrift, die Theilnehmung am Geiste Gottes, die innerliche Besserung der Lutheraner, die falschen und wahren guten Werke, das Ansehen der Concilien, Luthers Person, Lehre, Schriften, Freunde und Feinde, endlich das göttliche Werk der Bekehrung. Zum Behuf dieser Disputation läßt der Chorherr auf die Frage des Schusters, ob er keine Bibel habe, ein großes, altes, bestäubtes Buch herein holen, welches seine Köchin gar nicht kennt und mit dem er, wie er selbst sagt, nicht viel umgegangen ist. Hernach wird sein Calfactor, welcher sehr viel in der Bibel liest, herbeigerufen, dem Herrn die Sprüche aufzuschlagen, welche der Schuster für sich angeführt hat, ob sie auch richtig wären. Da sich nun zeigt, daß der Ofenheizer die Schrift besser versteht, als sein ehrwürdiger Herr, so wird dieser darüber mit ihm uneins und jagt ihn mit Scheltworten aus dem Hause. Der Diener geht mit den Worten ab:

[1] [Ranisch S. 71, Anm. H.]

„Es thut euch and, daß euch der schuster das rot piret geschmächt hat. Laßt euchs nicht wundern! wann im alten gesetz hat got die hirten sein wort laßen verkünden, also auch iez müssen (euch phariseier) die schuster lernen, ja es werden euch noch die stein in die oren schreien."

Das Gespräch wird abgebrochen, als man in den Chor läuten hört. Der Schuster nimmt einen höflichen christlichen Abschied und der Chorherr macht mit seiner Köchin über diesen Vorfall allerlei Bemerkungen. Bevor er in die Kirche geht, giebt er ihr noch Befehl, Anstalten zu einem Bankett zu machen, die Bibel aus der Stube wegzutragen und Würfel und Karten herbeizuschaffen, weil ihn der Caplan mit einigen andern Herrn besuchen werde.

Der zweite Dialog ist betitelt:

Ein gesprech von den scheinwerken der gaistlichen und iren gelübden, darmit si zur verlesterung des bluts Christi vermainen selig zu werden.

Auch hier sind zwei Handwerker, ein Bäcker Peter und unser Meister Hans, die Sprecher gegen zwei Barfüßermönche.

Der dritte Dialog:

Ein gesprech eines evangelischen Christen mit einem Lutherischen, darin der ergerlich wandel etlicher, die sich Lutherisch nennen, angezaigt und brüderlich gestraft wirt.

Die Sprechenden sind abermals Peter und Hans, deren jener einen verwegenen und hitzigen Lutheraner, dieser einen ruhigen und recht evangelischen Christen vorzustellen hat. Später kommt Peters Schwiegervater, Meister Ulrich, darzu, den schon sein Rosenkranz als einen Vertheidiger des Katholicismus bezeichnet. Die Einrichtung des Gesprächs ist diese: Hans, der in die Kirche gehen will, besucht Petern, um das ihm geliehene Buch „von christlicher Freiheit" zurückzufordern. Dabei kommt zur Sprache, daß Meister Ulrich mit seinem Schwiegersohn in Feindschaft lebe, weil er unlängst dazu gekommen sei, als Peter am Freitage Kälberbraten gegessen. Über Letzteres straft ihn nun auch Hans und so gerathen sie in einen Streit über die Freiheit. Je hitziger sie Peter ohne Ausnahme zu behaupten sucht, desto mehr bemüht sich Hans, ihm den rechten Gebrauch derselben zu zeigen und ihn von der Nothwendigkeit zu überführen, dem schwächern Bruder kein Ärgernis zu geben. Peter wird überzeugt und verspricht Besserung. Da kommt Meister Ulrich hinzu und auf die Einladung der Beiden, mit in ihre Kirche zu gehen, beschwert er sich sowohl über die Prediger, als ihre Zuhörer, welche nur auf die Papisten schimpfen und schmähen und äußerlich gar keine Religion ausüben. Auf diese Beschuldigung erhält der besonders angeklagte Peter von Hansen neue Vorwürfe, aber auch neuen Unterricht über die Liebe gegen den Nächsten. Es wird ihm, aller

Entschuldigungen ungeachtet, gezeigt, daß es christliche Pflicht sei, den Unkundigen nachzusehen, gute Beispiele zu geben und auch darüber zu leiden. Gegen das Ende bittet Hans Petern noch beweglich, allen seinen Mitbrüdern zu sagen, daß sie das Evangelium verkündigen und einen gottseligen Wandel führen sollten; vielleicht würden unter Denjenigen, die sich gut Lutherisch nennen, ein Theil recht evangelische Christen. Diesen Rath bekräftigt der Schwiegervater mit großem Beifall und bezeigt nun selbst Lust, mit in die Lutherische Predigt zu gehen.

Auch das vierte Religionsgespräch,

Ein dialogus, des inhalt ein argument der Römischen wider das christlich heuflein, den geiz, auch andre öffentliche laster u. s. w. betreffend,

ist gleichfalls darauf berechnet, die Lutheraner zu warnen, daß sie nicht durch ihr Leben und ihre Werke ihrer Lehre, den Römischen gegenüber, Eintrag thun.

Man bemerkt in diesen beiden letztern Gesprächen einen Geist der Mäßigung, wodurch sich die Polemik des Nürnbergischen Meisters vortheilhaft auszeichnet. Man hat ihm von beiden Parteien namentlich folgende Stelle des dritten Dialogs misdeutet, die ihm gewiss nicht zur Unehre gereicht und die ich, als eine besonders charakteristische, zum Schlusse noch aushebe[1]:

Wenn ihr evangelisch wäret, so thätet ihr die Werke des Evangelii; darum wenn ihr aus dem Evangelio gebohren wäret, so verkündigtet ihr das Evangelium euren Mitbrüdern holdselig und führtet einen gottseligen Wandel, wie die Apostel. Wenn ihr Lutherische so züchtigen und unärgerlichen Wandel führtet, so hätte eure Lehre ein beßres Ansehen vor allen Menschen. Die euch jetzund Ketzer nennen, würden euch Christen heißen. Aber mit dem Fleischessen, Rumoren, Pfaffen schänden, hadern, verspotten, verachten und allen unzüchtigen Wandel habt ihr Lutherischen selber der evangelischen Lehre eine große Verachtung gemacht. Es liegt leider am Tage u. s. w.

Ein eifriger Polemiker auf protestantischer Seite war in der zweiten Hälfte des 16ten Jahrhunderts der Satiriker Johann Fischart, genannt Mentzer, ein Rechtsgelehrter. Von ihm ist in einem der folgenden Abschnitte bei seinem Hauptwerke Gargantua ausführlicher zu handeln. Auch seine Polemik gegen Pabstthum und Mönchwesen ist wesentlich satirischer Art. Die Schriften dieser Classe, die ihm theils mit Sicher-

[1] [Ranisch S. 89. 90. H.]

heit, theils ohne genügenden Beweis zugeschrieben werden, sind verzeichnet im dritten Bande von Flögels Geschichte der komischen Litteratur und vollständiger in der Einleitung zu K. Hallings Ausgabe von Fischarts glückhaftem Schiffe, Tübingen 1828. In poetischer Form abgefaßt sind von den ihm zuverlässig angehörenden Streitschriften folgende [1]:

Erklärung und Auslegung einer von verschiedenen zahmen und wilden Thieren haltenden Mess u. s. w. Straßburg 1608. (Die erste Ausgabe muß schon vor 1579 erschienen sein.) Bezieht sich auf ein vormals im Münster zu Straßburg befindliches, gegen die Geistlichkeit satirisches Bildwerk. [2]

Von S. Dominici, des Predigermünchs, und S. Francisci, Barfüßers, artlichem Leben und großen Greueln. 1571 ohne Druckort. (Stellen daraus bei Flögel III, 361 ff.)

Der Barfüßer Secten- und Kuttenstreit u. s. w. Die erste Ausgabe dieses Gedichts muß auch vor 1579 fallen; man findet es aber jetzt nur vor der deutschen Ausgabe des Alcorans der Franciscaner o. O. 1614.

Die wunderlichst, unerhörtest Legend und Beschreibung des abgeführten, quartierten, gevierten und viereckechten, vierhörnigen Hütleins u. s. w. durch Jesuwalt Pickart u. s. w. In Ausgaben von 1580, 1591, 1593. Doch soll es auch schon vor 1579 zuerst erschienen sein.

Die zuletzt genannte Satire vom Jesuitenhütlein benütze ich, statt aller, um von der polemischen Weise Fischarts einen Begriff zu geben (nach der Ausgabe von 1591).

Es ist darauf abgesehen, diese neuanstrebende geistliche Gesellschaft als die gehässigste von allen darzustellen, und dazu muß die viereckige Kopfbedeckung derselben, das Jesuitenhütlein, Dienst leisten. [3]

Anfang:

Nun hört zu, all vier Eck der Erden,
Ja ir vier Welt, hört zuo on Bschwerden,
Woher hie auf all End und Eck
Alles Ubel sich her erstreck!

[1] [Man vergl. über Fischarts Schriften: Vilmar in der Encyklopädie von Ersch und Gruber, unter Fischart. K. Gödeke, Grundriß S. 386—398. H.]

[2] [Man vergl. J. Grimm, Reinhart Fuchs, Berlin 1834. 8. S. CCXVII bis CCXX. H.]

[3] [Fischarts Quelle war, wie Heinrich Kurz in Herrigs Archiv für das Studium der neueren Sprachen XXXIV, Braunschweig 1863. 8. S. 61—78 glücklich nachgewiesen, die eben hier von ihm mitgetheilte französische Schrift:

Nach des Herrn Himmelfahrt ist Lucifer sehr bekümmert, daß ihm seine finstre Höllenmacht zerstört worden. Da stellt er sich auf die Kreuzstraße der Welt:

S. 4 ff. Hat zur Hand gnommen ein Cornet,
Welch vier Außgäng und Rachen het,
Und durch diß schrecklich Gräuselhorn
Blasen mit solchem Ernst und Zorn,
Daß alle Teufel, seine Gsellen,
Zustoben, als brennts in der Höllen;
Gleich, als wann Cyclops rufen thet,
Da man ihms Aug außgstochen het,
Oder als käm Christus herwider
Und riß noch eins die Höll hernider u. s. w.

In einer langen Rede, die er hält, sagt er:

Ich hab erfunden einen List,
Der aller List ein Außbund ist.
Dieweil ich merk, wie obgedacht,
Daß unser Hörner man veracht,
Oder sie scheucht, als bald mans sicht,
Und ihnen nicht die Ehr geschicht,
Wie in Calcut ihn widerfährt,
Da unser scheutzlichst Gstalt man ehrt,
So will die Hörner ich wol bhalten,
Aber auf heilig Art sie gstalten
Und sie so schön anmütiglich
Verstellen, daß man wunder sich,
Und gleichwol drunter fein verstecken
Unser Hörner, die sie sonst schrecken.
Dann on Hörner, wie ihr wol secht,
Kan unser Reich nit stehn aufrecht.
Wir müssen stäts nach unserm Brauch
Ein Zell bei Gotts Kirch bauen auch;
Also weil Gotts Lamm Hörner führet,
Uns als Trachen es auch gebüret,

Légende et description du bonnet carré, avec les propriétez, composition et vertus d'icelluy, Lyon, par Pierre Hazart, au port St. Georges, 1578. 8. 13 Seiten, mit Benützung eines früheren Druckes wieder herausgegeben von A. de Montaiglon in: Recueil de poésies françoises des XVe et XVIe siècles ... I, Paris 1855. 12. S. 265 ff. H.]

Und weil Gott heißt des Heils ein Horn,
Wollen wir Hörner sein voll Zorn,
Doch also, daß der Zorn sein schein
Der allerheiligst Eifer sein.
Und erstlich wollen wir zur Hand
Auß aller Farb Tuch und Gewand,
Auß Weiß, Schwarz, Blo, Gelb, Rot und Gro,
Ein einigs Spitzhorn machen do.
Das soll zusammen gnähet sein
Auß Faulkeit und einfaltigem Schein,
Mit der Nadel der Heuchelei
Und dem Fadem der Teuscherei,
Und soll heißen ein Kuttenkapp,
Wie ichs dan schon hie gschnitten hab.
Dan ihr wißt, daß ich in der Wüsten,
Als ich Gotts Son wolt uberlisten,
In der ersten Versuchung hab
Gebraucht dise Einsidlerkapp,
Als ich in seiner Hungersnot
Sprach: Mach auß disen Steinen Brot!
Deshalb könt ihrs nun machen bald,
Weil ihr vor euch secht die Gestalt.
Die jungen Teufel flugs darüber,
Thaten all ihr Lebtag nichts lieber,
Uberstachen die Kutt behend,
Daß sie im Schnaps gleich was vollendt,
Und zogens an dem Abadon,
Zu sehen, wies ihm an thet stohn u. s. w.

Das neuverfertigte Kuttenhorn, die Mönchskappe, wird nun auf unanständige Weise eingeweiht und durch einen ganzen Haufen Teufel, die wie Heuschrecken ausfliegen, durch die ganze Welt hingetragen und eingeführt. Sofort läßt Lucifer nach einander zwei-, drei-, vierhörnigen geistlichen Kopfschmuck zuschneiden, einweihen und verbreiten.

Zwei Hörner geben den Bischofshut.

Nachher geht es an das dreifache Gehörn, die Pabstkrone. Dessen hatte sich Lucifer bedient, als er Christum auf den Berg gestellt und ihm die Schätze der Welt gezeigt, auch schon da er, als die alte Schlange, die ersten Eltern im Paradies verführt. Man kann leicht

erachten, daß an diesem Prachtstücke, welches Lucifer, wie er sagt, für seinen Statthalter bestimmt, kein Aufwand von Bitterkeiten gespart wurde. Darein ist unter Andrem der Seckel des Judas und die Simonie gewebt.

Ferner verlangt Lucifer:

S. 17 f. Du, Mammon, sticks voll Edelgstein
Von Schätzen der Welt, die mein sein!
Stick drein die falsch Donation,
So die Keiser solln han gethon!
Stick drein die unzalig Gestift,
Den Meßkram und die Bullenschrift,
Den Ablaßkast und die Annaten,
Die Pallia und Reservaten!
Dann solch Perlein diß Ghürn mehr zieren,
Als die auß Indien man thut führen;
Auch solt ihr sticken zu eim Schein
S. Petrum mit dem Schlüssel drein,
Dann diß Horn wird sein Fischernetz
Brauchen zu Fischung der Welt Schätz u. s. w.

Nachdem dieses Dreihorn eingesalbt ist, wird es eiligst nach Rom gebracht.

Der Dichter fährt dann fort:

S. 19 Nun weiß ich, daß ihr, die diß lesen,
Werd denken, daß an den drei Bösen
Und disen Teufelshörnern drei
Unglücks genug auf Erden sei.
Diß han die Teufel auch gedacht,
Die vor han die drei Ghürn gemacht,
Man hab sich an der Christen Pochen
Mit vorigen Hörnern gnug gerochen.
Aber der grimmig Lucifer
Kam erst ins Wüten, wie ein Bär,
Der nicht ablaßt von seinem Prummen,
Biß er sicht alles niderkummen;
Er schüttelt den Kopf, verkehrt das Gsicht,
Er schwitzet Pech und het die Gicht,
Als wolt zu Delphos er weißagen,
Wann man von Schwarzem ihn thet fragen.

Als er aus seiner Ekstase wieder zu sich gekommen, erklärt er, daß dennoch all das Bisherige fehlen könnte, wie ihm denn die drei Hörner nichts geholfen, als er sie in der Wüste gegen den Gott der Christen versucht. Die Hauptsache ist erst zu thun; Lucifer sinnt das vierfache Horn aus, das Jesuitenhütlein, die Krone und den Inbegriff des Ganzen:

S. 21 f. Deshalb, damit ich on Genaden
Den Menschen mög thun vierfach Schaden,
So will ich es zu disen Sachen
Viereckecht und vierhörnig machen,
Auf daß es viermal vil mehr Gift
In sich halt, dann die vor gestift u. s. w.

Es folgen allerhand Wortspiele mit dem Namen des neuen Ordens, z. B.:

S. 22 Si nennen sich die Jesuiter,
Da si wol hießen Jesuwider.

Besser noch gebührte ihnen

Der herrlich Name Widerchrist [Antichrist],
Der Alters halb berhümet ist,
Aber weil der Nam Widerchrist
Noch etlichen zuwider ist,
Welche doch noch zu gwinnen weren,
So that den Namen ich verkehren
Und setzt das förderst recht darhinder,
Auf daß mans finden könt dest minder,
Macht Christwider und Jesuwider
Für Widerchrist, den sonst kent jeder,
Dann wie vil wern von uns getrennt,
Het ich sie Widerjesu gnennt! u. s. w.

Schon als das Vierhorn kaum erst zugeschnitten ist, kann sich Lucifer nicht genug daran erfreuen:

S. 24 f. Es bleibt ein Cornucopiä
Der Schelmerei recht propriä,
Ein uberhauft und außgfüllt Horn,
Voll Trug, List, Raach, Neid, Gift und Zorn.
O Quadricorn, o Widerhorn,
Wann ich dich umkehr hinden, forn,

Allein so bloß da vorgeschnitten,
So seh ich schon vor deine Sitten,
Gleich wie an seinem Sönlein zart
Ein Vatter erkent seine Art,
Ja ich weiß durch Nachrechnung lang,
Was in dem Orden noch vorgang.

Es folgen nun Prophezeiungen von seiner künftigen Macht, vor der zuletzt die andern Pfaffen alle gewarnt werden (S. 28 f.).

Es werden sodann alle Lucifern dienstbare Geister bei ihrer Pflicht gemahnt, an diese letzte Arbeit ihr Äußerstes zu wenden. Das Futter ist aus pechschwarzem Tuche, von Lucifers Leibfarbe, zugeschnitten:

S. 31 f. Nun daß es nicht on Futer sei,
Habt ihr ein fewrrot Tuch hiebei,
Welchs man ob der höllischen Glut
Gefeurt hat, biß es sah wie Blut;
Dann wo höllisch Pech ist von außen,
Soll billich drinn höllisch Feur hausen.
Hie ist auch Fadem zugericht,
Sehr wol gewächset und gepicht
Von Sodoma Gomorra Pech,
Dörft nicht sorgen, daß er euch prech u. s. w.
Hie sind auch Nadeln, gstählet schon
Vom besten Stahl von Babylon u. s. w.

Die bösen Geister gehen nun rüstig an das Werk:

S. 33 O schönes Satanitenhäublen,
Wie manchen wirstu uberdäublen
Durch deinen vierhornigen Schein,
Bei dem wir sonst nicht kämen ein!
Diß sagten sie und sungens schier
Und stachen allweil drein mit Gier,
Spitzten die Hörner artlich rund,
Setztens auf, daß es artlich stund,
Sie uberstülptens auch, zu sehen,
Wie auf dieselb Weis es wird stehen u. s. w.

Unter den vielen Dingen, die in die Hörner, eine wahre Pandora-[illegible] eingenäht werden, findet man:

S. 36 Die Schmeichelwort, vergiftet süß,
Falsch Herz, falsch Sinn, Arglist, Betrug,
Scheinarmut, die vollauf hat gnug,
Die Jugend umbsonst wöllen lehren
Und sie doch theur genug verkehren u. s. w.

S. 37 Sophistisch Greif, Ränk, Tück und Stück
Und Argument, voll Zweifelstrick,
Vil Crocodilitates groß
Und Syllogismos cornutos u. s. w.

Lucifer selbst erschrickt, als das Meisterstück fertig ist. Er weiht es ein und spricht seinen Segen darüber (S. 45).

Fischart ist unter den bisher aufgeführten Reformationsstreitern unstreitig der poetisch reichste, witzigste und der deutschen Sprache mächtigste. Sein Teufelsspuk vom Jesuitenhütlein hat wirklich etwas Infernales und selbst der diesem Schriftsteller besonders beliebte Cynismus paßt hier gewissermaßen zum Costüm. Dagegen hat die Polemik seiner Vorgänger mehr lebendige Frische, thatkräftigen Ernst; bei Fischart erscheint der Streit schon als ein verhärteter und wenig fruchtbarer. Hutten in weiterem, Hans Sachs in beschränkterem Kreise konnten hoffen, den Überzeugungen, die mit der vollen Macht der Neuheit in ihnen selbst wirksam waren, fortschreitend Bahn zu brechen; zu Fischarts Zeit standen die Parteien sich nach langwierigem Kampfe unverrückt gegenüber, man ereiferte sich, man neckte und ärgerte einander gegenseitig, ohne Hoffnung eines Sieges; nicht der Erfolg, nur die Polemik selbst konnte hier Befriedigung geben und da hatte denn auch die Satire freien Spielraum; ein Zustand, der sich auch in manchem polemischen Treiben unsrer Zeit, selbst noch unter kümmerlichern Verhältnissen, bemerklich macht.

Auf römischer Seite sind vier der eifrigsten Polemiker, die zugleich das Feld der Dichtkunst beschritten oder wenigstens angestreift haben: Emser, Murner, Cochläus und Nas.

Hieronymus Emser, geboren 1477 zu Ulm, aus einem adlichen Geschlechte, machte seine ersten Studien zu Tübingen. Seine spätere Lebenszeit brachte er zu Leipzig und Dresden, hier als Secretär des Herzogs Georg zu. Im Jahr 1510 wurde er nach Rom geschickt, um die schon erwähnte Heiligsprechung des Bischofs Benno von Meissen zu

bewirken. Vom Jahr 1518 an schrieb er sich Presbyter. Er starb zu Dresden 1527.

Sein früheres Freundschaftsverhältnis zu Luther endigte sich mit der bekannten Disputation zu Leipzig im Jahr 1519. Beide wechselten fortan heftige Streitschriften. Mit der Bulle Leos X und den Decretalien verbrannte Luther 1520 vor dem Thore zu Wittenberg auch Emsers Schriften. Mehrere der Streitschriften waren, zu gegenseitigem Gruße, überschrieben: „An den Bock zu Leipzig“ und „An den Stier zu Wittenberg.“ Den Anlaß zu ersterer Benennung hatte der Steinbock in Emsers Geschlechtswappen gegeben, das er auf den Titel einiger seiner Bücher hatte setzen lassen.

Für unsern Zweck ist aus der Polemik Emsers anzuführen:

Epithalamia Martini Lutheri Wittenbergensis et Joannis Hessi Vratislaviensis, ad id genus nuptiarum. Ein Bogen in 4.

In diesem satirischen Brautliede heißt es [1]:

His magistris licet nobis
Omne nephas, licet probis
Omnibus obstrepere. Cum jubilo.

Conculcare jura, leges,
Infamare licet reges
Papamque cum Cæsare. Cum jubilo u. s. w.

Cochläus, auf dessen Zeugnis die Autorschaft Emsers beruht, hat das Lied verdeutscht, in diesem Tone:

Bei diesen Meistern ist uns frei
Erlaubt Schalkheit und Büberei,
Unbilligkeit zu üben groß
Gegen den Frommen ohne Maß.
Mit Schalle u. s. w.

Bacchum und Venerem, sein Weib,
Und die Frucht aus ihrem Leib
Zu Lampsacen wir ehren hoch
Mit sampt Silen, dem alten Gauch.
Mit Schalle u. s. w.

[1 [illegible] III. S. 154. 155. H.]

In deutschen Versen abgefaßt ist eine kleine Schrift Emsers mit der Aufschrift:

Der Bock tritt frei auf diesen Plan,
Hat wider Ehren nie gethan.

1525, ein Bogen in 4.

Flögel, Band III, S. 156, sagt davon:

Diese poetische Schrift ist voll Schmähungen gegen Luther, dem Emser nach geendigtem Bauernkriege schuld giebt, er sei der Hauptaufwiegler der Bauern gewesen und ziehe nun den Kopf aus der Schlinge. Bei dem allen gesteht er doch, daß eine Reformation nöthig gewesen:

Wir hon zu weit hinübergehauen,
Beide die Mann und auch die Frauen,
Geistlich und weltlich, arm und reich,
Edel, unedel, allzugleich,
Keiner sein Stand gehalten recht,
Gott sehr erzernet und verschmecht,
Ein guten Schilling wohl verschuldt.

Diese Schriften konnte ich nicht nach eigener Ansicht bezeichnen, sondern nur nach Flögel a. a. O., der sich selbst bezieht auf:

Waldau, Nachricht von Emsers Leben und Schriften, Ansbach 1783. 8.

Auf der hiesigen Universitätsbibliothek findet sich folgendes Reimgedicht Emsers, das bei Flögel nicht angemerkt ist und das ich, obgleich es nicht zur Reformationspolemik gehört, hier anführe, um mit Emsers Weise etwas näher bekannt zu machen und nicht dieses Gedichts wegen noch einmal besonders auf ihn zurückkommen zu müssen:

Ein deutsche satira und straffe des ebruchs, und in was wurden und eren der eelich stand vorzeiten gehalten, mit ercleruug vil schöner historien. Emser, S. l. et a.[1]

In der prosaischen Zueignung an die Herzogin Barbara von Sachsen, eine geborne Prinzessin von Polen, nennt sich der Verfasser „Magister Hieronymus Emsser, ir furstlichen gnaden undertaniger caplan und diener." Diese Zueignung ist „Geben in ewer furstlichen gnaden schlos zu Leiptzk." Das Gedicht selbst stellt eine Reihe von Beispielen ehlicher Liebe und Treue aus der Mythologie und der alten biblischen und Profangeschichte auf und schließt daran die Rüge der in seiner Zeit

[1] [Vergl. Gödeke, Grundriß I, S. 207. H.]

der Buhlen angepriesenen Mißachtung und Erniedrigung der Ehe. Das Ganze ist ohne poetischen Gehalt und zu den bessern Stellen gehört etwa folgende:

A 4b Niemands [illegible] [illegible] [illegible] macht,
Niemands bringet mit ir [illegible],
Niemands junger, ir [illegible] und [illegible],
Als ein schöne fromme frau,
Die weiß mit [illegible] [illegible], [illegible] und wo
Und gibt dem manne freude und [illegible]
Und macht im [illegible], was er thut,
Daß im der arbeit nicht verdrüßt
Und im [illegible] ir wol ersprießt.
Als wer er [illegible] und [illegible].
Ich [illegible] der [illegible] [illegible] und [illegible],
Daß Plinius, Hortensius,[1]
Tullius und Apuleius,
Des gleichen noch vil ander mer,
Irr [illegible] ir tag und [illegible] mer,
Noch ie vil ob den buchern bliben,
Wan sie darzu nicht detten triben
Ire wiber und bei in gesehen,
Jetz mit in lesen, darnach schwetzen,
Ein licht anzünden, fru uff stan,
Lang wachen und spat nider gan.
Furwar die muß vill unru han,
Die ein gelerten nempt zur ee,
Ein ander gleubt es nimmer mei u. s. w.

Daran knüpft sich unmittelbar das Lob der indischen Frauen, die sich mit ihren Männern verbrennen oder begraben lassen.

Weniger mönchisch, als das obige Epithalamium, lautet es, wenn Emser den Eheleuten zuruft:

B 5 Denkt das, daß euer sacrament
Das eltest ist und solicher weis
Von erst uff gsetzt im paradeis

[1] Randglosse: „Martia Hortensii, Calpurnia Plinii, Pudentilla Apulei und Terentia Tullii hausfrauen. Die haben all vier iren mannern nacht das liecht [un]d bei in geseßn, so sie studierten. Beroaldus.“

Und jungst von Christo confirmiert,
Daß ir (wo euch sust nichts abfiert)
Glich so wol selich mogen werden,
Als sust in allen andern örden u. s. w.

Thomas Murner, geboren 1475 bei Straßburg, gestorben um 1536, Franziscanermönch, Doctor der Theologie und der Rechte, einer der heftigsten Gegner der Reformation, ist unter Allen, die wir von dieser Seite hier aufzählen, in der Dichtkunst bei weitem der bedeutendste. Aber gerade die poetischen Werke, die ihn auszeichnen, sind größere und allgemeinere Satiren, ohne besondere Beziehung auf den Reformationsstreit, ja er verschont in ihnen selbst nicht die Verderbnisse des geistlichen Standes. Seine Charakteristik gehört daher in den nachfolgenden Abschnitt von den Lehr- und Strafgedichten. Unter seinen vielen Streitschriften gegen Luther und dessen Bestrebungen ist nur Weniges in poetischer Form abgefaßt, was ich hier wieder nur nach Flögel (III, 186 ff.) verzeichnen kann [1]:

Von dem großen Lutherischen Narren, wie in Doctor Murner beschworen hat.[2] S. l. et a. 1 Alphabet und 6 Bogen. 4. (Flögel III, 207 ff.)

Darunter sieht man in einem Holzschnitt einen Mönch mit einem Katzenkopfe, welcher einem auf der Erde liegenden Narren mit einem Stricke den Hals zusammenzieht, aus dem verschiedene kleine Narren herausfahren. [Bezüglich auf Murners Narrenbeschwörung, welche seine Widersacher gegen ihn gewendet haben müssen.] Auf der andern Seite des Titelblatts steht [3]:

Murner.
Sicut fecerunt mihi, sic feci eis inde.
Ich hab sie des genießen lon,
Wie sie mir haben vorgethon.
Werden sie mein nit vergeßen,
So wil ich inen beßer meßen.
Wa sie sich mit eim wort me eigen, [4]
Wil ich in baß den kolben zeigen,
Entgegnen in fürt solcher maßen,
Daß sie den narren ruowen laßen.

[1] [Vergl. Gödeke, Grundriß I, S. 200—203. H.]

[2] [Man vergleiche jetzt: Thomas Murners Gedicht vom großen Lutherischen Narren, herausgegeben von Dr Heinrich Kurz, Zürich 1848. 8. H.]

[3] [Kurz S. 1. H.]

[4] äugen, eräugen, zeigen. Vergl. Schmeller I, 37.

Es werden in sehr derben Versen hauptsächlich Diejenigen lächerlich gemacht, welche Luthern wider Murners Angriffe in ihren meist ohne Namen herausgegebenen Schriften vertheidigten. In der Vorrede sagt er unter Andrem [1]:

Unzehliche büchlinschreiber mit verborgnem namen haben mir so vil schand und laster in aller tütschen nation zuogelegt, mich für des bapsts geiger ußgeben u. s. w.

Und am Ende setzt er hinzu [2]:

Niemans zuo letzung, sunder allein den Lutherischen nerrischen affenbüchlin zuo erkantnis, daß sie in disem buoch lernen sich spieglen, wie sie zuo narrenwerk so ungelert und ungeschickt sein u. s. w.

Es kommt darin eine verliebte Ode an Luthers Tochter vor [3]:

So wil ich das Sparnößli singen.
Sapphicum.
Adlich ist si,
Von sinnen fri,
Sparnößli,
Und tugendrich,
Berd hoffelich,
Sparnößli u. s. w.

Andre Verse sind sehr unfein. Das Ganze ist ein Gegenstück zu dem Emserischen Hochzeitgedichte.

Ain neu lied von dem undergang des christlichen glaubens, in bruder Veiten ton. 4. o. J. u. O.

Flögel (III, 210) theilt hieraus keine Probe mit und bemerkt bloß, daß Murner diese Satire folgender Schrift entgegengesetzt habe:

Bruders Michael Stifel von der christförmigen, rechtgegründeten lehre D. Martin Luthers, ein schön lid, sampt seiner neben ußlegung in bruder Veiten ton. 4. acht Bogen, o. J. u. O.

Michael Stiefel [4], der zu Eßlingen 1487 geboren ist, schrieb das Lied, wogegen das Murnerische gerichtet, während seines Aufenthalts im Augustinerkloster zu Eßlingen, im Jahr 1522 oder 1523. Es steht mit Auslassung von 13 bloß dogmatischen Strophen abgedruckt

[1] [Kurz S. 2. H.]
[2] [Kurz S. 4. H.]
[3] [Kurz S. 132. 133. H.]
[4] [Vergl. Gödeke, Grundriß S. 205. 206. H.]

in Rambachs Anthologie christlicher Gesänge II, 180 ff. Stellen, wie folgende, zu Luthers Ruhme, konnten leicht D. Murners Zorn erregen:

Er laßt sich nit erschrecken
Die schühen Fledermäus',
Sein Lehr thut er vollstrecken
Zu Gottes Lob und Preis.
Die Wahrheit thut ihn stärken,
Sie macht viel Menschen weis'.
Der Baur die Sach will merken;
Das müht Cöln und Pareis.

Und nachher:

Die Sach viel Doctor wundert,
Die dieser Kunst seind leer;
Einr wüßts nit unter hundert,
Wenn Luther noch nit wär.

Endlich gab Murner, während seines Aufenthalts zu Luzern, um 1528, ein Calendarium heraus, in quo, wie ein späterer Schriftsteller sagt, Lutheranorum mores secundum circulum zodiaci graphice describuntur. Diese Satire, welche sich auf die beigegebenen Holzschnitte nach den Thierkreisbildern bezogen haben muß, ist neuerlich nicht wieder aufgefunden worden (Flögel III, 211. Koch, Compendium I, 111).

Johannes Cochläus, eigentlich Johann Dobneck, [1] ist geboren um 1479 zu Wendelstein bei Nürnberg, von welchem seinem Geburtsort er den Namen Cochläus annahm, gestorben zu Breslau 1552. Unter andern geistlichen Ämtern, die er bekleidete, war er vom Herzog Georg zu Sachsen nach Emsers Tod 1527 an dessen Stelle bei der Domkirche zu Meissen berufen worden. Ein gelehrter Mann, aber wegen seiner scholastischen Sophistik berüchtigt. Luthern war er beständig auf den Fersen; kaum gab jener ein Buch heraus, so war Cochläus schon mit einer Widerlegung fertig. Luther beachtete ihn selten und äußert einmal: „Ich pflege des Rotzlöffels (cochlear) Bücher keines zu lesen.“ Wie Cochläus ihn nannte, ergiebt der Titel folgender, etwa hieher zu rechnender Schrift [2]:

[1] [Vergl. Gödeke, Grundriß 1, S. 209. H.]

[2] Er treibt anderswo seinen Spaß mit den Worten Luther und Luder. Flögel III, 258.

Adversus cucullatum Minotaurum Wittenbergensem Ioannes Cochlæus de sacramentorum gratia iterum, Coloniæ 1523. 4.

Cochläus hatte ein Buch de gratia sacramentorum herausgegeben, welches Luther widerlegte und einige Gedichte voransetzte, wovon eines anfieng:

Arma virumque cano, Mogoni qui nuper ab oris
Leucotheam, fato stolidus, Saxonaque venit
Littora, multum ille et furiis vexatus et œstro,
Vi scelerum, memorem rasorum cladis ob iram.

Nun war 1523 zu Waltersdorf bei Freiberg ein Kalb mit einer Mönchskapuze geboren worden, worüber auch Luther sein Gutachten gab. Cochläus wandte es gleich auf Luthern und schrieb, dieses Mönchskalb bedeute Niemand anders, als den Apostaten, der seine Mönchskutte abgeworfen habe. Den Anfang seines Buches machte er mit einer Parodie auf obige Verse:

Monstra bovemque cano, Boreæ qui primus ab oris
Teutonicas terras profugus conspurcat et omnem
Sub specie monachi violat pacemque fidemque,
Vi Satanæ, sævis furiis agitatus et œstro
Diræ Tisiphones, ultrici anathemate pœnas
Exposcente, furit, mugitu vastus inani
Semiviri lacero sub semibovisque cucullo.

Dem Cochläus wird auch ein Gesprächspiel in deutschen Reimen zugeschrieben:

Bockspiel Martini Luthers, darinnen fast alle stende der menschen begriffen, und wie sich ein jeder beklaget der jetzt leufigen schweren zeit. Ganz kurzweilig und lustig zu lesen.

Hierauf ein Holzschnitt, zwei Böcke vorstellend, unter welchen steht:

Du stolzer wider, laß dein pracht!
Verleurst die schanz, so wirst veracht.
Der steinbock[1] ist dir stark genug,
Dein hochmut wird er stilln mit fug.

Gehalten zu Nämbach uff dem schloß. Am 25 tag juni des 1531 jars. [Gedruckt Mainz 1531.]

Der Name Bockspiel wird für die Benennung eines Kartenspiels gehalten, weil immer vom Kartengeben, Auswerfen und Stich geredet

[1] Emser, der darin vorkommt.

wird. In der Vorrede wird angezeigt, daß durch das Bockspiel eigentlich die Reformation Lutheri zu verstehen sei. Der redenden Personen, deren jede nur einmal auftritt, ihren Spruch hersagt und dann abgeht, sind nach einander 17. Die Hauptperson ist Luther, der zuerst spricht:

Das spil hab ich gefangen an,
Darumb will ich den auswurf han
Und will auch selbst die karten geben
Nach meinem sinn und gfallen eben.
Eim jeden, der es mit mir helt
Und sich auch mir nit widerstelt,
Es sei mit worten oder schrift,
In kainem ding mir widerspricht,
Dem helf ich nach vermögen aus,
Ich lon in allen nach der paus,[1]
Dem ainen an ains fürsten hof,
Dem andern ich ein pfarre glob u. s. w.

Darauf folgen Cochläus, Eck, Faber, ein verlaufener Mönch, ein verlaufener Pfaff, ein Edelmann, ein Kaufmann, die Reichsstädte u. s. f., zuletzt Thomas Murner, der sich beklagt, daß, ob er gleich schon längst die Narren beschworen, doch alle Mühe an ihnen verloren sei. Er habe müssen einen Katzenkopf haben und sei nirgends sicher gewesen. Flögel, nach dem auch diese Notizen gegeben sind (III, 247 ff. 253. 256), wirft hiebei die Frage auf, ob nicht Murner diese Schrift gemacht haben könne. In Ermanglung der seltenen Schrift selbst vermag ich hierüber keine Ansicht zu begründen.

Johann Nas,[2] ein Franciscanermönch aus Franken, lebte zwischen 1562 und 1588 zu Ingolstadt. Ein großer Feind der Lutheraner suchte er sich durch polemische Schriften einen Namen zu machen. Sie können jedoch, so viel mir davon bekannt, kaum noch zur Geschichte der Dichtkunst beigezogen werden, indem sich zwar einige Neigung zur Satire in allerhand possenhaften Wendungen und Ausdrücken zeigt, aber keine wirklich humoristische Anlage und Gestaltung. Eine dieser Schriften

[1] Nach der Paus, in Fülle; von pausen, aufschwellen, sich ausdehnen. Schmeller I, 297.

[2] [Vergl. Gödeke, Grundriß I, S. 385. 386. J. B. Schöpf, Johannes Nasus, Franciscaner und Weihbischof von Brixen. Innsbruck 1860. H.]

(auf hiesiger Universitätsbibliothek) giebt schon durch ihren Titel einen Vorschmack dieser Manier:

Examen chartaceæ Lutheranorum concordiæ, das ist die Außmusterung und Widerlegung des nagelnewgeschmidten [Anspielung auf den Theologen Schmidlin] Concordibuchs, der nachbenandten Lutherischen Predigkanten Karten-Schwarms, mit solchem Titul: Concordia, hoc est Contra Omnes Nationes Cudit Odiosam Reconciliationem Doctor Iacob Andre, hat allen Nationen zu trutz etlich tausent Lutherische Zankeisen, füchsisch bei den Schwänzen, mit Papier zusamm geschweißt. F. Joann. Naß. Ingolstatt 1581. 4.

Die Concordia der Lutheraner wird dann in der Capiteleintheilung dieser Gegenschrift als ein Kartenspiel behandelt („der Karten-Cordi ersten, zweiten u. s. w. Blatts Außwurf und Niderlag" u. s. w.) und besonders sind die beigegebenen Randglossen für solche Witze bestimmt. Flögel (III, 304) erwähnt eines diesem Buche angehängten Gesprächs in deutschen Versen, welches ich in dem hiesigen Exemplar nicht finde. Dagegen sind letzterem zwei andre Ingolstadter Streitschriften beigebunden, deren eine ein deutsches Gedicht auf Luthers Namensbuchstaben, autore Ioanne Engerdo, enthält, in diesem Geschmack:

Was zeigt der erste Buchstab an?
L, Lotter, Lügner, Lumpenmann,
Leichtfertig, lauter Lehren los,
Das sei der erste Titul groß u. s. w.

Seine Berühmtheit hat übrigens Bruder Nas nicht sowohl seinen eigenen Schriften, als denen des witzreichen Fischart zu verdanken, der unermüdlich ist, ihn durchzuziehen. Seinem Meister Nasen zu Gefallen hat Fischart, wie er auf dem Titel sagt, das Jesuitenhütlein zugerichtet, wofür ihn Nas in der Vorrede der angeführten Ausmusterung (S. 10) einen Superintendenten der Teufelszunft nennt. Auch das Reimbüchlein vom Leben der Heiligen Dominicus und Franciscus ist dem Bruder Nasen ziemlich unehrerbietig dediciert (Flögel III, 362) und ebenso der Barfüßer Secten- und Kuttenstreit ihm zu Liebe gestellt (ebendaselbst 366).

Im Ganzen ist nicht zu miskennen, daß die poetische Polemik der römischen Partei der des Gegentheils weit nicht die Wage hielt. Murner, der Fähigste, hat seine volle Kraft nicht hieher gewendet und die Gebrechen seiner eigenen Kirche gezüchtigt. Die Herrschsucht und Geldgier

Roms und die Sittenlosigkeit der Geistlichen zu strafen, war, wie wir aus früheren Abschnitten wissen, schon seit dem 13ten Jahrhundert in deutschen Gedichten gebräuchlich. Von diesen schadhaften Flecken nahm auch die Reformation ihren Anlaß, die ja aus dem Schooße der alten Kirche selbst hervorbrach, und im Gefühl der Nothwendigkeit einer Kirchenverbesserung war man nicht so gar weit auseinander. Darum kann auch Manches in den satirischen Ausfällen von protestantischer Seite nicht für ausschließlich protestantisch angesehen werden und hatte somit auch keine besonders kräftige Gegenrede zu befahren. Überhaupt aber war in dieser Polemik, wie in jeder andern, die größere Kraftentwicklung auf Seiten der neuanstrebenden Partei.

Neben den Erzeugnissen der bisher namhaft gemachten Theilnehmer des Streites war aber auch noch eine große Menge satirischer Gesprächbüchlein, polemischer Reimsprüche und Lieder verbreitet. Auch von solchen, soweit ich sie mir zur Einsicht verschaffen konnte, hebe ich einige der beachtenswerthern aus.

A. Gespräche in Prosa.

1. Karsthans mit vier Personen, so under inen selbs ain gesprech und red halten.[1] S. l. et a. 4. 14 Blätter. (Stuttgarter öffentliche Bibliothek. Vergl. Flögel III, S. 184—186.)

Die sprechenden Personen sind der Bauer Karsthans, sein Sohn, der zu Köln und Löwen Theologie studiert hat, Mercurius, ein Notar, der immer mit lateinischen Brocken dareinwirft, Doctor Murner (der auf dem Holzschnitt des Titelblatts als Mönch mit dem Katzenkopf abgebildet ist)[2] und später hinzutretend Doctor Luther.

[1] [Ausgabe von E. Böcking in: Ulrichs von Hutten Schriften IV, Leipzig 1860. 8. S. 615—647. H.]

[2] Eine auf der Stuttgarter Bibliothek befindliche Schrift, Prosa und Verse (Ain kurzi anred zuo allen misgünstigen Doctor Luthers und der christenlichen freiheit, 4 Blätter 4⁰, am Schluß: J A hat es gemacht, da er frölich was. M. D. XXJ.), geht auch davon aus, wie Luthers Feinde in Thiere verwandelt worden: Murner in einen Drachen, „Kreterwedel“ in „ain Saw“, Emser in einen Bock, „Doctor Dam“ in einen Eselskopf, Aleander in einen Löwen „und Ecius mit dem questenwedel.“ Der Holzschnitt zeigt die geistlichen Herrn mit Thierköpfen, Murner mit dem Katzenkopf.

Im Gegensatz zu diesem ältern Karsthans (einer Controverse gegen Murners Lehre vom Pabstthum u. s. w.) ist der bei Huttens Polemik angeführte „Neu Karsthans" so bezeichnet. Dieser ist, wie dort bemerkt worden, 1521 verfaßt, der ältere, von dem hier die Rede, ein Jahr früher, wie eine Stelle desselben („in disem zwainzigisten jar") ergiebt. [Nach Böcking IV, S. 616 erschien er erst 1521. H.] Er ist weniger elegant und mehr derbkörnig in Laune und Ernst, als der „Neu Karsthans." Doch möchten die Erwähnungen Hochstratens und Reuchlins, Ulrichs von Wirtemberg, der Verbrennung Lutherischer Schriften zu Mainz, auch Lucians, gleichfalls auf Hutten hinweisen. [1]

[1] [Vergl. dagegen Böcking IV, S. 616. H.] Ein andres prosaisches Gesprächbüchlein: „Ain schöner dialogus und straffred von dem schulthaiß von Gaißdorf mit seinem schuoler wider den pfarrer daselbst und seinen helfer in beiwesen der vierer und etlich nachbauren des dorfs, antreffend allen mangel und geiz gaistlich und weltlichs stands" u. s. w. 16 Blätter 4°, s. l. et a. (eine Vignette, Petrus mit dem Schwert, dieselbe wie in „Ain straffred" u. s. w. Bauer und Reiter, s. unten), Stuttgarter Bibliothek (Blatt 12 oben: „hie bei uns am Reinstram" u. s. w.), erwähnt auch des Karsthans Blatt 14: „dar zuo hat der Karsthans den Murnar auch spötlich gnuog außgericht und hat im auch recht gethon, da diser rölling sich auch understanden hat, den Luther zuo straffen, on kunst und vernunft; dann ich glaub, er wer besser zuo aim bengelprediger, dann die hailig gschrift zuo widerfechten, dann er hat es vor wol bewert, besunder da er für sich nam und auß seiner hohen scharpfen sinnigen speculatz, der wellt zuo schöner andacht und underweisung, herfür gebracht hat die hoch ergrünten leer, mit namen die narrenbeschwerung, die schelmenzunft, der Greth millerin jartag, auch den Ulenspiegel und andre schöne büchle mer, darinn er freilich wenig auß der bibli aligiert, so hat er auch nit vil weder kriechisch noch kaldeiischer sprach darzuo gebraucht. Ich rechen wol, er hab sölche hoche spitzige kunst zuo Freiburg im faulen belz erschnapt, iedoch singt er nach seins schnabels art. So dann der bapst sein kirch und hailigkait zuo beschirmen an die tapfern berümpt leüt henkt, so wil ich dem frummen Luther auch zuofallen und wil auf dise blodrer all nichts mer halten" u. s. w. (Worte des Pfarrers, der zu der Meinung des Lutherisch gesinnten Schultheißen übertritt. Kurz zuvor sagt er, Blatt 13 b: „Darzuo hat mich doctor Murnar zuo Straßburg gebracht, der hat sich oft vil berümpt und geschriben wider den hochgelerten Doctor Luther" u. s. w.) Ebendaselbst Blatt 5 a: (Schultheiß) „— so fragend den Pasquillum von Rom, wie es da selbst zuogang, und herr Ulrich von Hutten! den selbigen glaub ich wol, auch waißt der Simon Heß wol darvon zuo sagen, wann er es dörft thuon und er nit des baps diener wär. So hab ich söllichs ietz zuo Worms selbs gesehen, so waiß ich wol,

Anfang:

Murner. Murmaw, murmaw, murner, murmaw.

Karsthans. Losen, losen!

Studens. Vatter, was ists?

K. Singt man, oder schreit man?

St. Hörest nit, daß es katzen sind?

K. Es schreit eben als ain mensch.

M. Murmaw, murmaw, murmaw, pfhi, pfhi, auwe, auwe.

St. Es sind katzen.

K. Es ist ain seltsam gesang, iez ist es fridsam, iez schreit es auwe, iez pfucht[1] es wie ain schlang.

St. Es ist der katzen gesang also.

K. Ist das thier als das gesang, so ists on zweifel ain trügentlich thier, es si recht ain katz oder ain rölling.

St. Ain katz (als die natürlichen meister sagen) hat ainen glatten balg, lind tapen, mangerlai farb, geneigt, sich an die lüt zuo strichen und gern umb den hals den herren und frouwen kriechen, ligt gern den frouwen uff den schossen.

K. So sagen die puren im dorf ander eigenschaft ouch von katzen, nemlich hat ain katz lang scharf negel under den linden tapen verborgen; do si kratzt, so lot si gern har, wo si ist; wan sölichs katzenhar aim menschen in kumpt, macht es speien und kotzen; hat auch augen, den wölfen gleich, doch der schalkhaftikait, daß die im tag verborgen sind, aber in der nacht sicht mans. Ouch leckt si mit der zungen, und mit den hindern füßen so kratzen si. Ouch sagt man, ain katz sig der nün bösen würm einer; wan im sin her etwas leids thuot, so gang si hin und leck ein krot, auch zerbiß si, und also mit vergiften maul und zungen, in angenomener alten fruntschaft des strichen und lecken, kert si fliß an den herren zuo vergiften und verderben;

wie es zuo Straßburg und Speyr auf baiden stiften zuogat" u. s. w. Blatt 5 b. 6 a (Schultheiß zum Pfarrer): „So kumpt ir mit dem zehenden, da wölt ir uns gar mit schinden, es sei von korn allerlai traid, kelber, immen, schaff, oder lemmer, ops und alles; nichts kan vor eüch aufkummen. Warumb foderent ir nit auch von new geborne kinder? So möchten wir zuo kummen, so hülft ir uns auch die selbigen erziechen, dan was die selbigen söllend essen, müeß wir euch geben" u. s. w. Blatt 11 a: „Trät kainer den andern! sprach ain han, da er under die roß kam." Blatt 15 a (Schultheiß): „Ist mir der frumm Doctor Martin Luther zuo gedanken kommen, von dem man dann ietzunder so vil singt und sagt" u. s. w. [Vgl. Gödeke, Grundriß S. 204. H.]

[1] Vgl. Schmeller I, 307.

[illegible] zue [illegible] mag, wendet si sich dem kinde in der wagen zue [illegible] und verderben. Beichlosen katzen sin nit guot müserin.

Murnarus. Periculosus catus.

St. Vatter, sölich eigenschaften mögen die katzen ouch han.

K. Ganz! wirf mit steinen zuo inen! daß si der henker müß würgen! [illegible] ungemach entstat von disen falschen wurmen!

St. Ich gang.

M. Mur mau, mur, pfhi.

St. O vatter, was grülichen thier! es ist nit recht ein katz, sicht doch einer [illegible] und wirt ie größer und größer, ist graufarb, hat einen seltsamen [illegible], dar ir [illegible] es sich, dan thuot es sich uff; kom! sich von wunder!

K. Wo ist min spiegel?

Merc. Mysterium est.

K. Ists ein [illegible]?

Merc. Metaphicosis est.

K. Ists meer?

Merc. Stulte, metaplasmus.

K. Was sagt dirr?

St. Er sagt, es sig ein verendrung des libs geschehen.

K. Wie mag das sin?

Merc. Jovis sententia. Sic Leus[1] ex monacho porcus, hinc canis rodens sincera quevis.

K. Sun, was redet diser?

St. Er sagt, es si mer geschehen.

K. Was ungehüren seltsamen thier! hieher bald den spiegel! u. s. w.

Nachdem sie in der Folge eine Weile über das geistlich-weltliche Mönchthum hin- und hergeredet, hört man an der Thüre klopfen; es ist Doctor Luther. Murner verlangt, hinten ausgelassen zu werden. Es wird ihm vorgeworfen, daß er nicht auch zu Leipzig, wie Eck, mit Luthern persönlich disputiert habe. Als darauf Murner sich seines neuesten schriftlichen Streits gegen Luther rühmt, sagt Karsthans:

Wie sind ir ein seltsam geistlich man! thuon nit dan fluochen, schelten, toben und den lüten böses wünschen.

Luthers, der nur wenig spricht, Verlangen ist hauptsächlich, daß seine Bücher ebenso wohl gelesen werden, als die seiner Feinde, dann

[1] Etwa Ed. Lee? Vergl. Hutten, Opp. III, 660 fg. [Vergl. Böcking IV. S. 623 Anm. H.]

möge man zwischen ihnen urtheilen. Nachdem Murner abgegangen, unter den Zurückbleibenden weiteres Gespräch über sein Buch vom Pabstthum. (Auch seines „büechlein zuom Karolo und tütschem adel“ wird erwähnt, sowie dessen von der Messe.) Karsthans ist ganz auf Luthers Seite, Studens nimmt sich Murners an, der ihm als Gelehrter imponiert, Mercurius bleibt bei seiner skoptischen Weise, doch mehr für Karsthans.

2. Ein schöner Dialogus.[1]

Cuonz und der Fritz
Die brauchent wenig witz;
Es gilt umb sie ein cleins,
So seinds der sach schon eins,
Sie redent gar on trauren
Und sind guot Lutrisch pauren.

(Stuttgarter Bibliothek, mit Bleistift: 1522. Sechs Blätter, bedruckt 4½, in 4⁰, o. O. u. J.)

Fritz ereifert sich über den Tübinger Professor Lemp, hierauf noch über die Eckisch Gesinnten in Tübingen; die Namen von zwei Widersachern Luthers, deren einer dem Lemp „nit vast ungleich“, sagt er jedoch Cunzen nur ins Ohr, aus Furcht vor dem Banne.

Die Rede kommt hierauf auf Johannem Ecolam Padi (Öcolampadius), von dessen Leben und Schriften (welche die beiden Sprecher gelesen haben) viel Rühmliches gesagt wird. Dagegen folgen weitere Angriffe auf Doctor Eck („der trunken Hans meier von Eck“[2] u. s. w.). Sodann wird auch der hohen Häupter gedacht, von denen großer Hagel vorhanden über den Luther und all seine Anhänger. Doch spricht Cunz einiges zum Troste (Bl. 5 a).

Ich habe dieses Gespräch hauptsächlich wegen seines örtlichen Interesses angeführt. Bemerkenswerth sind aber auch für die Geschichte der Dichtkunst die darin vorkommenden Beziehungen auf einheimische Sagenlieder (Tanhäuser, die Riesen Sigenot und Asprian).

[1] [Das Stück ist aufgenommen in: Satiren und Pasquille aus der Reformationszeit, herausgegeben von O. Schade II, Hannover 1863. 8. S. 119 bis 127. H.]

[2] Bei Krespach?

B. Reimsprüche.

1. Zwei dergleichen vom Almosen, d. h. von dem Misbrauch, der von ungeistlich gesinnter Geistlichkeit mit den zu frommen Zwecken geopferten und gestifteten Gaben getrieben wird.[1]

a. Was nutz von almuosen kumpt, die man pfaffen und münichen und andern losen mittailet.

Die almuosen haiß ich.
Wer mich kauft, der lese mich!

(4 Blätter, 4⁰, $2^1/_2$ bedruckt, s. l. et. a. Stuttgarter Bibliothek.)

b. (Titel.) Hie mügt ir Christen wol verston,
Wie man mit uns iez umb ist gon.
Underm schein des almuosen zwar
Hat man uns betrogen lange jar,
Auch darbei angezaigt ganz frei,
Was doch das recht almuosen sei,
Mügt ir verston in dem gedicht.
Kaufs und lis! findst schöne bericht.

(4 bedruckte Blätter in 4⁰, s. l. et a. Stuttgarter Bibliothek.)

Der Inhalt des vorigen etwas kürzeren und roheren Spruches ist hier mehr ausgeführt, doch mit Beibehaltung mehrerer Stellen. Besonders wird auch von Stiftungen gehandelt, durch welche man sich höherer Pflicht und Verantwortung zu entziehen wähne:

Menger vermaint zuo diser frist,
Er sei nun ganz ain guoter Christ,
Wann er ain capellaltar lat pauwen,
Lat im auch gar nit grauwen,
Ob er schon als sein guot gar trat
Mit unrecht wuocher gwunnen hat u. s. w.

2. Ich bin der strigel im teütschen land,
Zuo trost und guot dem roßkamp gesandt.
Wer wöll innen werden der gaistlichen ordnung und lauf,
Der luog, daß er diß büechlin behend kauf,
Kan er mich woll brauchen und thuot sich fleißen.
Mit mein scharpfen zennen vill ir haut zerreißen.

(6 bedruckte Blätter, 4⁰. Hinten: Im Jar MDXXI. Stuttgarter Bibliothek.)

[1] [Vergl. Gödeke, Grundriß S. 145. H.]

Gleichfalls gegen das unpriesterliche Treiben der Geistlichkeit und über die Nothwendigkeit einer Reformation. Auch hier wird, wie bei Hutten, Karl V aufgerufen:

Kaiser Karle, allerchristenlichster fürst,
Beschirm den Luther zuo aller frist!
Verleich im auch zil und fürderlich tag,
Daß er das götlich wort wol protestieren mag u. s. w.

Hutten selbst und Sickingen werden in diesen unbeholfenen Versen gerühmt, besonders am Schlusse:

Got, verleich dein gnad und götlich kraft
Franciscus Sickinger mit seiner gesellschaft,
Die umb deiner gerechtigkait und liebe willen
All boshait und misbrauch der pfaffen wellen stillen,
Wellen darzuo ritterlich bei ainander beston,
Das götlich wort des hailigen evangeli nit lassen undergon u. s. w.

Auch dieß ist ein Neujahrsgedicht, es heißt Bl. 5 b unten:

Diß gedicht schenk ich zuo aim newen·jar
Allen guoten frummen Lutherischen zwar,
Daß si in [Luther] treülich schirmen und im bei beston.

3. Von demselben Verfasser ist vermuthlich:

Ain straffred und ain underricht,
Wie es des bapsts junger auf geiz hond zuogericht;
Darwider ist auferstanden ain baur und ain reiter.
Lest fürbaß! so wert ir hören weiter.

(8 bedruckte Blätter, 4⁰, s. l. et a. Vignette: Reiter und Bauer. Stuttgarter Bibliothek.)[1]

Hier treten Judas, Kain, Kaiphas, Bileam, Cham, Eli, Eckius, Esaw und Andre nach einander sprechend auf; der Reiter ist allegorisch genommen, als der gute Rath, den der Verfasser des Gedichts dem König Karl zuführt. Der Bauer ist etwas sonderbar mit Bileam („Balaam") in Verbindung gesetzt. Dieser meint, wie sein Esel wunderbarer Weise gesprochen, werde die Ungebühr der Geistlichen noch Andre zum Sprechen bringen:

Dann werden si es hinfüran treiben,
Der esel, der baur, wirts nit leiden.

[1] [Herausgegeben von Schade a. a. O. II, S. 175—189. H.]

Daß auch hier Karl V angesprochen und der Mutter Gottes besonders gedacht wird, läßt, neben der Ungeschlachtheit des Verses, auf den gleichen Verfasser bei diesem und dem vorigen Stücke schließen: wie dort wird am Schlusse einiger Rückhalt geäußert:

Darf mich auch nit offenbaren
Vor forcht der großen juden[1] scharen.
Zuo Weißenburg ist diser sündig man,
Im ligt gotes schand und laster an.
Da vindt man disen bauren,
In thuot das ellend aller stend betawren
Durch gott und die muoter sein
Und zuo nutz der christenhait gemain. Amen.

4. Der curtisan und pfruundenfresser u. s. w.[2]

(4 Blätter, 4⁰, $3^1/_2$ bedruckt; Vignette: Der Curtisan, der die abgebrochene Spitze eines Kirchthurms ißt, die ihm ein fliegender Teufel hinhält, ein andrer solcher Unhold bringt Ablaßbullen.)

Unter den Pfründenfressern sind Solche gemeint, die sich zu Rom gute Pfründen, oft mehrere zugleich erkaufen und, während sie in Unwissenheit, Müßiggang und Sittenlosigkeit hinleben, das Amt durch arme Priester versehen lassen, welche dafür wieder die armen Leute aussaugen. Am Schlusse werden die Fürsten ernstlich ermahnt:

O ir fürsten und herren, londs euch zuo herzen gon!
Dann unrecht zuo strafen hant ir geschworn u. s. w.

5. Diß ist ein jemerliche clag uber die todtenfresser.[3]

(4 Blätter, 4⁰, s. l. et a., am Schlusse die Buchstaben P G. Stuttgarter Bibliothek.)

Den Gedanken dieses Reimspruchs, wie die Geistlichen auf Kosten der Lebenden und ohne sich viel um die Todten zu kümmern, von den Stiftungen für Jahrzeiten und Seelenmessen zehren, drückt der Holzschnitt auf dem Titelblatte schärfer aus, als die Verse. Pabst, Bischof, Weltpriester, Nonne, Pfaffenmagd sitzen um einen Tisch, worauf

[1] D. h. der Geistlichen, die um Pfründen markten.

[2] [Man findet dieses Stück in: Pamphilus Gengenbach, herausgegeben von K. Gödeke, Hannover 1856. 8. S. 620–626; bei Schade a. a. O. I, S. 7 bis 12. H.]

[3] [Herausgegeben von K. Gödeke, Pamphilus Gengenbach S. 153 bis 159. H.]

ein Leichnam liegt, den sie angeschnitten haben und an den Beinen nagen. Der Teufel macht dazu Tafelmusik mit der Geige. Ein andrer Todter und ein herzukriechender Bettler führen Klage. Im Vorgrund besprechen sich ein Pfarrer, ein Edelmann und ein Bauer über dieses Unwesen. Der Pfarrer klagt im Gedicht, wie er, selbst hungrig, seine Schäflein auf dürrer Heide weiden müsse; der Edelmann, wie seine Voreltern Alles an die Klöster hingegeben; der Bauer endlich, der zuletzt spricht:

Von meinen elteren hab ich ghört,
Wer sich siner handarbeit nert,
Der sei sälig und werd im wol,
So sind münch, pfaffen täglich vol,
Fressen mir mein schweiß fruo und spot
Und wirt mir kaum darvon das brot u. s. w.

C. Lieder.

Mehreres hieher bezüglich in Rambachs Anthologie II, 180 ff. und Wolffs Sammlung historischer Volkslieder S. 64 ff. unter der Rubrik: Reformation und ihre Folgen.

Ich hebe hier nur noch ein selteneres, mir handschriftlich-mitgetheiltes Stück aus:

Ein Lied von der Disputation zu Baden, im Ton „Sommer, wo bist du so lang gesin?“

Für den Verfasser desselben hält man Niklaus Manuel, Venner von Bern, einen großen Beförderer der Reformation. [1]

Dieses Religionsgespräch fand im Jahre 1526 zu Baden im Aargau statt. Es wurden damals in der Schweiz mehrere öffentliche Disputationen solcher Art zwischen gelehrten Männern beider Kirchenparteien gehalten, um den Streit beizulegen; doch zuletzt blieb jeder nur fester in seiner Meinung begründet oder verhärtet (Zschokke VIII, 230).

Im nachfolgenden Liede treten die Reformationsstreiter, wie die alten Helden im Rosengarten, in größerer Anzahl gegen einander auf. Ich gebe es daher zum Schlusse dieses Abschnitts von der Reformationspolemik dem größeren Theile nach:

Herr Gott, in dinem höchsten Thron u. s. w.

[1] [Vergl. K. Grüneisen, Niklaus Manuel, Stuttgart und Tübingen 1837. 8. S. 218—220. 416—422. Gödeke, Grundriß S. 261. 299—301. H.]

In dem 2ten Theile des Nürnberger Liederbuchs von 1553 steht Nr. LVI (Bl. 186) zwischen den Noten folgendes Lied oder nur die erste Strophe eines solchen:

Von uppigklichen dingen
So wil ichs heben an,
Ein abentheur zu singen,
Die ich erfaren han,
Erfaren han
Nit fer im oberland,
Zu Baden kunt sie schwatzen,
Ja auf der disputatzen,
Ist wol bekant,
Im graen gwand,
Ist ir ein schand,
All welt kan sie wol fatzen,
Murmaun ist sie genant,
Murmaun ist sie genant.

Sechster Abschnitt.

Die historischen Volkslieder des sechzehnten Jahrhunderts.

Von den Bewegungen, die sich im Reiche der Geister erhoben und in manigfachen Streitgedichten Luft gemacht hatten, kehren wir zum Schauplatz der äußern Begebenheiten zurück. Es konnte nicht fehlen, daß eine Aufregung, die zu dem Grade gesteigert war, auf welchem wir sie in der Polemik des vorigen Abschnitts gefunden, in die wirkliche That ausbrach.

Von den Kriegshändeln des 16ten Jahrhunderts wurde nicht weniger gedichtet und gesungen, als von denen des 15ten, die den Gegenstand der in unsrem dritten Abschnitt besprochenen Lieder ausmachten. Nur theilweise jedoch hiengen die Kriege des 16ten Jahrhunderts mit der Reformationssache zusammen. Der große, langwierige und Alles verschlingende Religionskrieg war der ersten Hälfte des 17ten Jahrhunderts vorbehalten.

Indem wir nun die historischen Lieder des 16ten Jahrhunderts durchzugehen haben, ordnen wir dieselben nach der Zeitfolge der Hauptereignisse in größere Partieen und schließen daran eine Übersicht der mehr vereinzelt dastehenden.

Die allgemeinern Litterarnotizen sind schon beim dritten Abschnitt gegeben worden. [1]

[1] [Man vergl. nun außer Uhlands Volksliedern namentlich: Ein Hundert deutsche historische Volkslieder, gesammelt und in urkundlichen Texten chronologisch geordnet herausgegeben von Fr. Leonard von Soltau, Leipzig 1836. 8. Fr. L. von Soltaus deutsche historische Volkslieder, zweites Hundert, aus Soltaus und Leysers Nachlaß und anderen Quellen herausgegeben mit Anmerkungen von H. R. Hildebrand, Leipzig 1856. 8. Im Voraus verweise ich ferner auf das bis jetzt nur im ersten Bande (Leipzig 1865. 8.) vorliegende Werk: Die historischen Volkslieder der Deutschen vom 13ten bis 16ten Jahrhundert, gesammelt und erläutert von R. v. Liliencron. H.]

1. Der Mailänder Krieg.

Dieser Krieg fällt noch unmittelbar vor den thätlichen Ausbruch der Reformationskämpfe. Der deutsche Kaiser und der König von Frankreich stritten sich aus Anlaß der Erbansprüche auf Mailand um die Herrschaft in Italien. Der Kampf hatte unter Maximilian I und Ludwig XII von Frankreich begonnen. Zwischen ihren Nachfolgern Karl V und Franz I, der über seine mislungene Mitbewerbung um den Kaiserthron erbittert war, loderte die Kriegsflamme von neuem auf. Am 22ten April 1522 erlitten die Franzosen eine bedeutende Niederlage bei Bicocca. Nachdem der Krieg über die beiden folgenden Jahre fortgedauert hatte, belagerte Franz I im Anfang des Jahres 1525 die ermatteten und stark zusammengeschmolzenen Kaiserlichen in Pavia. In seinem verschanzten Lager vor dieser Stadt wurde er von dem kaiserlichen Feldhauptmann Georg von Frundsberg, der mit den deutschen Landsknechten zum Entsatze herbeikam, angegriffen, sein überlegenes Heer gänzlich geschlagen und er selbst gefangen genommen.

An diesen Kriegen nahmen die Schweizer bedeutenden Antheil. Die Tapferkeit, welche sie in den eigenen Freiheitskämpfen bewiesen hatten, machte ihren Beistand wünschenswerth und ihr Schwert war fortan dem Meistbietenden zu Lohnkriegen bereit. Bald standen sie unter den Fahnen des vertriebenen Herzogs von Mailand, bald gegenüber unter den französischen und es war nicht unerhört, daß man dort auf fremder Erde Eidsgenossen gegen Eidsgenossen um Miethe fechten sah. In den beiden für Frankreich unglücklichen Schlachten bei Bicocca und Pavia hatten sie die Hauptstärke des französischen Heeres ausgemacht, und nach diesen Erfahrungen verlor sich bei ihnen allmählich die Sucht nach den italiänischen Kriegen.

Was von diesen gesungen wurde, ist als eine Fortsetzung der Schweizerlieder zu betrachten, die wir im dritten Abschnitte mit der Warnung des alten Eidgenossen vor dem Reislaufen abgebrochen.[1]

Es treten in den nun folgenden Liedern zwei Hauptfiguren hervor: der Schweizerknabe und der deutsche Landsknecht.

Auch die deutschen Heere waren nach dem Untergang des Lehen-

[1] [Vergl. oben S. 395. H.]

wesens Söldnertruppen geworden, die man nach geendigtem Feldzuge wieder abdankte. Das Fußvolk nannte man Landsknechte. Die Kriegshauptleute selbst, von welchen diese Söldner geworben wurden, standen auf gleiche Weise im Sold ihres jeweiligen Kriegsherrn. Im Dienste und noch mehr, wenn sie dienstlos umherstreiften, waren die Landsknechte eine besondre Plage der Bauern, über die sie sich, wenn auch aus demselben Stande hervorgegangen, weit erhaben dünkten. Wir werden später bei den Sittenschilderungen der verschiedenen Stände auch den Landsknecht scharf gezeichnet finden. Hier nur ein kürzeres Lied, das aus der Reihe der Landsknechte selbst, noch zur Zeit des burgundischen Krieges, gesungen ist (Wunderhorn II, 149 ff. nach einem fliegenden Blatt, daraus bei Wolff S. 674 f.):

Wol auf, ir landsknecht alle u. s. w. [1]

Standen sich nun solche Söldner, Landsknechte und gemiethete Schweizer, im Felde gegenüber, so war Ehrbegier und Eifersucht von keiner Seite mehr, wie in den alten Schweizerkriegen, auf die Sache, für die gekämpft wurde, sondern lediglich auf den Waffenruhm, auf die persönliche Geltung dieser Kriegsleute gerichtet. Dabei unterließen dann die Landsknechte nicht, ihren Hochmuth gegen den Bauernstand auch auf die Schweizer zu übertragen.

Von einem Landsknechte mag wohl auch folgendes Spottlied auf die milchessenden Schweizerknaben herrühren, das ich auf einem alten fliegenden Blatte gefunden habe (Basel 1612. Züricher Liederbuch 645):

Eins bauren son hett sich vermeßen u. s. w. [2]

Besonders aber gaben gewonnene und verlorene Schlachten zu wechselseitigen Hohn- und Schmähliedern des Landsknechts gegen den Schweizerknaben, den Heini, und umgekehrt des Heini gegen den Landsknecht Anlaß, worin zwar eine frische Laune, aber nichts mehr vom Ernste der frühern Schlachtlieder zu verspüren ist.

Noch in die Zeit des Schwabenkriegs von 1499 fällt ein Lied der Landsknechte wider die Eidgenossen, in der handschriftlichen

[1] [In Uhlands Volksliedern Nr. 190. H.]

[2] Milri, Milti scheinen die Namen der Milchkühe zu sein. [In Uhlands Volksliedern Nr. 251. H.]

Fortsetzung von Tschudis Schweizerchronik, mit dem sonderbaren Anfang:

Entium, Verquentium,
Die Buren sind uf der Bahn u. s. w.

Ein andres Lied machten die Landsknechte auf den Streit bei Bicocca, 1522, worin 3000 Schweizer im Dienste Frankreichs umkamen. Es steht gleichfalls in der Fortsetzung von Tschudis Chronik.
Anfang:

Wie nun ihr Schwizerknaben,
Ihr Heini, also kühn,
Die so fast pochet haben,
Wo ist der Anschlag hin
So bald von üch verschwunden,
Daß ihr in kurzen Stunden
So ritterlich überwunden
Von Landesknechten gut?
Gott habs in finer Hut!

Die Schweizer schwiegen nicht auf diesen Hohn. Wir haben ihr Gegenlied (auch in der Fortsetzung von Tschudi und besonders als fliegendes Blatt: „Ein hübsch alt Lied und Verantwortung des Sturms halb, beschehen zu Pigoga, in der Wis wie das Pafier Lied"), worin sie behaupten, daß die Landsknechte auch bei diesem Anlaß geschlagen worden wären, wenn nicht ein breiter Graben, den sie nicht zu verlassen gewagt, ihre Rettung gewesen wäre:
Anfang:

Potz Marter, Küri, Velti, [1]
Du hast viel Lieder gmacht,
Rühmst dich in aller Welte,
Du habst gwunnen ein Schlacht.
Du lügst, als wit dirs Mul ist,
Und rühmst dein eigne Schand.
Der Graben hat dirs Leben gfrist,
Keins Landsknechts Gwehr noch Hand u. s. w.

[1] Vergl. Wolff S. 127. 128. Schreiber, Gedichte Ulrichs von Hutten S. 153. Schelmenzunft C, 1b: Marter, wunden, Velten, Kürein u. s. w. Gargantua 137: bei S. Küris Leiden. Hans Sachs, Kemptener Ausgabe I, 956a: botz Kürein.

Von der Schlacht vor Pavia kenne ich drei Lieder. Zwei derselben auf einem fliegenden Blatte, Nürnberg 1609 (Züricher Liederbuch Blatt 590). Das dritte, auch nach einem Flugblatte, bei Wolff S. 657 ff.

Den Feldhauptmann Georg von Frundsberg betreffen zwei, ebd. S. 700 f., abgedruckte Lieder.

---

2. Der Bauernkrieg.

Um dieselbe Zeit, da die Schlacht vor Pavia geschlagen war, zu Anfang des Jahres 1525, standen die deutschen Bauern auf. Karsthans, den wir oft nach seinem Pflegel rufen hörten,[1] schlug nun wirklich zu. Huttens und Sickingens größere Plane waren zu Scheitern gegangen. Entbunden, ohne Maß und Leitung, brachen die aufgeregten Kräfte los. Luther mahnte vergeblich ab. Zwar nannten die wilden Rotten sich den christlichen Haufen, vor Allem aber wurden die Kornböden und Keller der Klöster reformiert. Kein höherer Geist wuste sich der gährenden Masse zu bemächtigen und die ungeheure Bewegung zu heilsamem Zwecke zu lenken.

So gewaltig und grausam der Aufruhr sich erhoben hatte, so unbarmherzig ward er niedergeschlagen. Der viel geringern, aber wohl geführten Macht des schwäbischen Bundes und einiger wohlgerüsteten Fürsten gelang es, ihn rasch zu tilgen. Im nemlichen Jahre schon war die ganze, furchtbare Strömung abgelaufen.

Auf die Geschichte dieser Bauernkriege ist jedoch hier nicht näher einzugehen. Zwar sind auch über sie gereimte Erzählungen und Lieder vorhanden. Aber die von Görres (S. 264 ff.) und Wolff (S. 198 ff.) mitgetheilten Stücke sind für die Geschichte der Dichtkunst von geringem Werthe. Auch sind sie durchaus feindselig gegen die Bauern, während gerade das von Interesse wäre, die Stimme der neuen Aufregung in Liedern zu vernehmen. Der Gesang mochte sich aber diesen rohen und heftigen Gewalten noch wenig befreundet haben. Luther, der vom Gesange so hohe Meinung hatte, sagt einmal in Beziehung auf die aufrührischen Bauern ziemlich hart: „Ich freue mich, daß Gott die

[1] [Vergl. oben S. 502. H.]

Bauern einen so großen [illegible] und Trostes beraubt hat, daß sie die [illegible] nun nimmer.“ ([illegible] Luther S. 188.)

Unter dem in den genannten Sammlungen Mitgetheilten, dem ich einen Verfasser beizufügen weiß, befindet sich ein Lied auf die Niederlage der Bauern nach einem fliegenden Blatte von 1525 (Soltau S. [illegible]), worin ganze Strophen aus dem Liede der Landsknechte über die Schlacht bei Biccoca 1522 entlehnt sind. Was damals gegen die Schweizer, wird jetzt gegen die schwäbischen und fränkischen Bauern gesungen: daß sie die Rechnung ohne den Wirth gemacht, daß mit großen Haufen nicht gut zu handeln sei u. s. w. So boten sich die Lieder, wie die Spieße der Landsknechte, zu mehrfachem Dienste dar.

Ein anderes Lied in 66 Strophen, von Fritz Beck, Zeugmeister auf dem Schlosse Marienberg oder Liebfrauenberg bei Würzburg, worin die Belagerung dieses Schlosses durch die Bauern und deren Niederlage durch den schwäbischen Bund erzählt wird, bezeichnet den Geist, der damals [illegible] und auch die Bürger von Würzburg ergriffen hatte, z. B. in (Soltau S. [illegible]):

Str. 3 Es wolt doch niemand mehre,
Es dauchte sie alle sein,
Ein jedermann ward Baure,
Niemand wolt Burger sein.
Ein jedermann wolt fechten,
Aufs Schloß wolt niemand gehn.
Bei Rittern und bei Knechten,
Bei andern guten Geschlechten,
Bei sonst viel meh,
Als wie vor eh,
Wolt niemand flehn,
Das Schloß nur abzubrechen,
Was jedermann so weh u. s. w.

Sonderbar ist das Spiel, das durch dieses ganze Gedicht mit den Wörtern Jedermann und Niemand getrieben wird. Gleich zum Eingang:

Str. 1 Von seltsamen Geschichten
Singt jezund iedermann,
Ein iedermann will dichten,
Niemand will müßig stahn u. s. w.,

(Vergl. Str. 2. 66.)

So auch in der oben mitgetheilten Strophe 9. Besonders aber tritt der Niemand hervor, als nach dem für die Bauern unglücklichen Ausgange gefragt wird, wer nun für alles gestiftete Unheil verantwortlich sein soll (Str. 54—60, S. 259 ff.).

Offenbar ist dieser Niemand ganz der Huttensche Nemo (Opp. II, 318 fg.) [1]:

Quicquid ab his culpæ, quisquis committitur error,
Si quæras, quis agat, omnia Nemo facit etc.
Criminis autor ego; quid enim quis dicere posset
Confestim brevius, quam „mala Nemo facit"?

Ob nun aber dem Gedichte Huttens, wie dem des Zeugmeisters Fritz Beck ein damals gangbarer Volkswitz gemeinsam zu Grunde liege [2] oder ob Huttens scherzhafter Gedanke volksmäßige Verbreitung erlangt und so auch in die Reime des antilutherischen Sängers übergegangen, ist schwer zu entscheiden.

Wenn übrigens gefragt wird, wer die Aufregung in den Bauernstand gebracht, so ist die Antwort „Nemo", wie Hutten sich selbst als Verfasser des Gedichtes nannte, nicht bedeutungslos, obgleich er beim Ausbruche des Bauernkriegs schon seit anderthalb Jahren im Grabe lag.

---

3. Der schmalkaldische Krieg.

Der Aufruhr der Bauern war gedämpft; aber der Zwiespalt der Fürsten unter sich und mit dem Kaiser steigerte sich mehr und mehr, bis er zum thätlichen Ausbruche kam. Auch hier war der Reformationsstreit die Losung, aber die religiösen Interessen kreuzten sich überall mit den politischen und es erscheint auch in diesen Kämpfen keine klare, offene und großartige Richtung, ja es hätte sich von dem blinden Sturme der Bauern noch eher ein bedeutendes Ergebnis denken lassen, als von der schwankenden und treulosen Politik der Fürsten.

Die Häupter des schmalkaldischen Bundes, der Kurfürst von

[1] [Böcking III, S. 114. 117. H.]
[2] Vergl. Tieck, Deutsches Theater I, XXVI f.

Sachsen und der Landgraf von Hessen eröffneten nach manigfacher Erbitterung im Jahre 1542 die Fehde gegen den Herzog Heinrich den jüngern von Braunschweig, der auf katholischer Seite stand. Sie nahmen seine feste Stadt Wolfenbüttel ein, zwangen ihn, landflüchtig zu werden, und reformierten sein Land.

Über die Eroberung von Wolfenbüttel finden sich drei Reimgedichte bei Wolff (S. 114 ff.), beide sehr bitter gegen den vertriebenen Herzog. Im ersten, kürzern, nach einem fliegenden Blatte (auch auf der Stuttgarter Bibliothek), nennt sich pseudonym Bruder Veit (was Landsknecht überhaupt bedeutet) als Verfasser. Dem Herzog, dem jetzt vor einem rauschenden Blatte graue, wird gerathen, sich vor Bruder Veit zu hüten. Am Schlusse steht:

Bruder Veit, Landsknecht im Lager vor Wolfenbüttel, 12 Augusti 1542.

Belebter, als dieses und das zweite Gedicht, ein trockener Reimspruch, ist das dritte:

Ein lustig Gespräch der Teufel und etlicher Kriegsleute von der Flucht des großen Scharrhansen[1] H. Heinrichs von Braunschweig.

Der Erzteufel Lucifer schickt seine Höllengenossen Pluto und Belial mit einem schwarzen Heere dem papistischen Heinrich zu Hülfe; sie kommen aber zu spät, denn schon kommen ihnen Landsknecht und Reiter von der zerstreuten Kriegsmacht des Herzogs entgegen und erzählen ihnen von dessen Flucht und der Einnahme Wolfenbüttels.

Vier Jahre nachher, in Luthers Todesjahre, griffen die Fürsten des schmalkaldischen Bundes gegen den Kaiser selbst zu den Waffen, nachdem seine trügerische Politik sie lange misbraucht hatte.

Große Erwartungen hatte Karl V erregt, als er in noch jugendlichem Alter zum deutschen Thron erkoren war. Wir haben gehört, wie Hutten, als Stimmführer der Reformation, diese Erwartungen aussprach.

Ein Lied, bei Görres (S. 279) und Wolff (S. 182), ist noch voll Hoffnung und Rühmens:

Jezund so wollen wir singen
Aus frischem freien Muth u. s. w.

[1] Hans Sachs IV, 127 a: „Der Hauptmann der ist ir Scharrhans“, der bösen Welt nemlich, die allen Leuten Spott- und Schimpfnamen giebt.

Aufrichtig und herzlich redet ihn noch ein Reimspruch (Wolff S. 107), der nach der Niederlage Heinrichs von Braunschweig „durch einen wolweisen kriegserfarenen Herrn" verfaßt ist, mit Folgendem an:

Gott der läßt nicht mit im scherzen u. s. w.

Aber bald klangen die Lieder anders. Die Trommel schlug und das Volk sang dazu:

Es geht ein Butzemann[1] im Reich herum,
Didum didum,
Bidi bidi bum.
Der Kaiser schlägt die Trum
Mit Händen und mit Füßen,
Mit Schwertern und mit Spießen,
(Die Kirchen uns wollt schließen)
Didum didum didum.

Man scheint diesen Trommelwirbel auch als Refrain zu einem Liede gebraucht zu haben, worin Karl durch das Beispiel früherer Kaiser gewarnt wird, sich nicht, zum Verderben seines Reiches, in die Gewalt des Pabstes zu ergeben (Wunderhorn I, 97. Wolff S. 185—93):

Ein Lied, für die Landsknecht gemacht. Jn diesen Kriegsleuften nützlich zu singen.

Ach Karle, großmechtiger Mann,
Wie hast ein Spiel gefangen an
On Not, in deutschen Landen!
Wolt Gott, du hetst es baß bedacht,
Dich solchs nicht understanden u. s. w.

Schluß, an die Landsknechte:

Drumb seid getrost, ihr frommen Knecht!
Fürs Vaterland nur mannlich fecht,
Welchs itzt der Bapst wil stecken
Durchs Keisers Gwalt in schwere Not!
Laßt euch ihr Macht nicht schrecken!

Wir haben auch auf unser Seit
Ein starken Held, der für uns streit,

[1] „Der Butz, die Larve; verlarvte, vermummte Person; Unhold u. s. w. Der Butzmann u. s. w., Kobold, Knecht Ruprecht." Schmeller I, 229.

Von Macht ist nicht seins gleichen.
Gots ewig Sohn, mit seinem Heer,
Dem muß all Gwalt entweichen.

Dis Liedlein ist in Eil gemacht,
Eim jungen Landsknecht wolgeacht
Zu freundlichem Gefallen,
Von einem, der wünscht Glück und Heil
Frummen Landsknechten allen.

Der Feldzug fiel für die schmalkaldischen Verbündeten durch ihre eigenen großen Fehler sehr kläglich aus. Nachdem der Kurfürst Johann von Sachsen und der Landgraf Philipp von Hessen im Spätsommer 1546 dem Kaiser in seinem befestigten Lager bei Ingolstadt eine Weile gegenüber gestanden waren, ihn fruchtlos beschossen und ihm Zeit gelassen hatten, Verstärkung an sich zu ziehen, musten sie zuletzt ohne Schwertstreich ihm das Feld räumen. Davon singt:

Ein schön newes Lied, gemacht zu Lob und Eer Römischer kaiserlicher Majestat, wie sie im 1546 Jar vor Ingolstat widern Landgrafen von Hessen und Herzog Hansen von Sachsen zu Feld gelegen. In der Weis, wie die Schlacht von Pavia gesungen wirt.

(Fliegendes Blatt von 1547 mit andern den Landgrafen Philipp betreffenden Gedichten bei Wolff S. 267 ff. Vgl. Wunderhorn II. 116 [bei Soltau Nr. 58a. H.].)

Anfang:

Zu singen will ichs fahen an,
Zuo lob der kaiserlichen Kron,
Dem Landgrafen zuo Laide,
Wie es im dann ergangen ist
Vor Ingolstat in kurzer Frist,
Das ist im warlich laide.

Schluß:

Wer ist nun, der das Liedlin sang?
Ain freier Landsknecht ist ers genant,
Er hats so frei gesungen,
Ist dreimal vor Ofen glegen,
Geb im Gott das ewig Leben!
Ist allzeit widerkumen.

Zu diesen innern Kriegen, die aus dem Religionskampfe hervorgegangen waren, aber zugleich dem Ehrgeiz und Eigennutze zum Spielraum dienten, gehört noch die Fehde zwischen Moriz von Sachsen und dem Markgrafen Albrecht von Brandenburg, im Jahre 1553, welche mit der blutigen Schlacht bei Sievertshausen, worin Albrecht gefangen wurde, Moriz aber sein Leben verlor, sich endigte.

Diese Fehde geht ein Lied an, das ich auf einem alten, zu Basel gedruckten Flugblatte gefunden: vom Tod eines jungen Fähndrichs (Züricher Liederbuch S. 617 ff.):

Was wöllen wir aber heben an? u. s. w. [1]

Hieher noch zwei Lieder über die Belagerung von Frankfurt und Sachsenhausen in Fichards Frankfurtischem Archiv I, 140 ff. und eines bei Wolff S. 702 ff. Wunderhorn II, 336—341.

Eine ausführliche gereimte Erzählung dieses Kriegs bei Wolff S. 380 ff. und dann noch ebd. S. 407 ff. (aus dem Wunderhorn I, 270: die Geschichten und ritterlichen Thaten Morizs, Herzogs zu Sachsen, durch Leonhard Reuter, 1553, Flugschrift) ein kürzeres Gedicht, das die Bestattung des Kurfürsten Moriz beschreibt und diesem ebenso durch glänzende Eigenschaften ausgezeichneten, als durch verräthrische Politik berüchtigten Manne nach beiden Seiten sein Recht widerfahren läßt:

Mir kam ein schwerer Unmuth an u. s. w.

---

4. Der Türkenkrieg.

Einige dahin einschlagende Gedichte, worin entweder der Aufruf an die deutsche Nation, der Türkenschrei, den wir schon im vorhergegangenen Jahrhundert vernommen, wiederholt wird, oder besondre Ereignisse, wie die Belagerung von Wien, berichtet sind, stehen bei Görres S. 252 ff. und darnach bei Wolff S. 11 ff.

Diesen sind zwei weitere beizufügen, die ich aus ältern fliegenden Blättern kenne. Das eine (Basel 1607) besingt den ritterlichen Tod

[1] [In Uhlands Volksliedern Nr. 203. H.]

des Grafen von Serin, d. h. des bekannten ungarischen Helden Zriny, der 1566 in der Vertheidigung der Veste Sigeth sich aufgeopfert[1] (Heinrichs Reichsgeschichte V, 823).

Das Lied ist ohne poetisches Leben, aber das Ereignis sprach mächtig an die Zeitgenossen und man findet fortan mehrere Lieder im Tone, „wie man den Grafen von Serin singt“.

Den deutschen Fürsten wird in einem Spruchgedichte, die Grumbachischen Händel betreffend, von 1567 (Wolff S. 144), bittrer Vorwurf deshalb gemacht:

> Fürwahr der Grafe von Serein
> Für Gott wird einer Kläger sein,
> Den ihr den Türken jämmerlich
> Habt morden lassen all zugleich
> Und habt ihm keine Hülf gethan u. s. w.

Auch der Kaiser, Maximilian II, wird angerufen (ebd. S. 154):

> Wiss, daß deine guldne Kron
> Ein ewig Ruhm und Lob soll hon,
> So rech den Grafen von Serein! u. s. w.

Das andre der beiden nachzutragenden Lieder handelt vom Verlust der Veste Erlau in Ungarn an die Türken im Jahre 1596. Im Ton, „wie man den Grafen von Serin singt“. (Fliegendes Blatt, Regensburg 1596. Züricher Liederbuch 483 ff.)

Vergleich zwei Sprüche gegen die Türken von Hans Sachs, Kemptener Ausgabe I, 428—31.

---

5. Einzelne historische Lieder.

a. Das Lied vom Benzenauer, 1505. Von der Eroberung der Tiroler Veste Kufstein[2] und der Hinrichtung des bairischen

[1] [Soltau Nr. 66. H.]

[2] Jenaer Litteratur-Zeitung, Ergänzungsblätter 1834, Nr. 14: Beiträge zur deutschen Länder-, Völker-, Sitten- und Staaten-Kunde von J. E. von Koch-Sternfeld u. s. w. 3ter Bd., München, Hübschmann, 1833. Nebentitel: Das Prädialprincip u. s. w. „IV, Zur Geschichte der Alleinherrschaft in Baiern.

Commandanten derselben, Hans Pienzenauer, durch Kaiser Maximilian I. „In des Benzenauers Ton" wurden nachher andre Lieder gedichtet (bei Wolff S. 660 ff. Aretins Beiträge zur Geschichte und Litteratur IX, 1286 ff. Vgl. Narrenbuch S. 174. [Uhlands Volkslieder Nr. 174. Hildebrand Nr. 9. H.]

b. Zwei Sprüche und ein Lied von der Zerstörung Hohenkrähens im Hegau und andrer Raubschlösser durch den schwäbischen Bund, 1512 (Wolff S. 636 ff. Vgl. Crusius, Ann. II, 540 [Uhlands Volkslieder Nr. 177. Hildebrand Nr. 11. H.].)

c. Lied von der Fehde des Bischofs von Hildesheim mit seinen Stiftsmannen, 1519 (Wolff S. 372 ff.).

d. Die Geschichten des Herzogs Ulrich von Wirtemberg waren der Gegenstand mehrfacher Lieder und Reimsprüche. Über den Mord, den er an Hans von Hutten verübt und wegen dessen Ulrich von Hutten sein unerbittlicher Verfolger war, läßt sich ein Schmachspruch aus, der in Sattlers Geschichte der Herzöge von Wirtemberg, Theil I, Beilage 59, S. 136 ff. gedruckt ist. Von dieser Unthat soll auch das Volk öffentlich gesungen haben (Wagenseil, Ulrich von Hutten S. 44: „Das Volk sang die Unthat öffentlich in Gassenhauern."). Ein Vaterunser wurde dem Herzog in den Mund gelegt (Steinhofer, Chronik, Theil IV, S. 610 [Soltau Nr. 40a. H.]):

> „Vater unser"
> Reutlingen ist unser.
> „Der du bist"
> Eßlingen hat nit lang Frist u. s. w.

Aus Anlaß des Sieges bei Laufen, wodurch der vertriebene Ulrich sein Land wiedereroberte, bemerkt Crusius, Ann. II, 625: Excusas hac de victoria et prospera ducis Ulrici restitutione cantilenas vidimus, prisco Teutonico more. Diesem fügt Steinhofer zum Jahre 1534 noch bei: „Ja die Kinder auf der Gassen ließen sich also vor Freuden hören:

oder Beschreibung eines Augenzeugen, wess Gestalten im Jahr 1504 Rattenberg, Kufstein und Kitzbühel zu Tirol gebracht worden. Der Kaiser Maximilian lud den Herzog zu einer Kurzweil ein, welche darin bestand, anzusehen, wie 18 Ritter und Kriegsleute geköpft wurden."

Bide bide bomm,
Der Herzog Ulrich kommt,
Er liegt nicht weit im Feld,
Er bringt einen Seckel mit Geld."

Noch in unsrer Zeit hörte man diesen Trommelreim im Munde der Kinder zu Stuttgart, doch mit der Variante:

Er reitet in dem Feld,
Er hat im Sack kein Geld.

Schwab, Romanzen aus dem Jugendleben Herzogs Christoph von Wirtemberg, Stuttgart 1819, S. 15 f. Vergl. 125—127.)

Einiges, was auf diese Rückkehr des Herzogs gedichtet worden, steht in einer handschriftlichen wirtembergischen Chronik auf der Bibliothek zu Wolfenbüttel, nach Kochs Compendium, 2te Ausgabe I, 130. In Münchs Aletheia S. 174, und daraus bei Wolff 587 ff., ist nach Wernher Steiners handschriftlicher Chronik gleichfalls ein Lied „Von der Schlacht, Sig und Eroberung Herzogs Ulrich von Wirtenberg" u. s. w. abgedruckt. Von der Schlacht bei Laufen wird hier unter Andrem gereimt:

Es gschach in einem Wingartenrain
Ein ieder floch den nächsten heimb,
Bi einer Stadt, heißt Laufen;
Si hat den Namen nit umbsunst,
Wer laufen mocht, das was ein Kunst,
Gott wolt sie darumb strafen.

[Vergl. auch Uhlands Volkslieder Nr. 179—181. Hildebrand Nr. 22—26. L. F. Heyd, Die Schlacht bei Laufen den 12ten und 13ten Mai 1534, Stuttgart 1834. 8. S. 77. 78. H.]

e. Auf die Grumbachischen Händel, um 1567, d. h. die Streitigkeiten Wilhelms von Grumbach mit seinen Lehnsherrn, den Bischöfen von Würzburg, und die weitern Unruhen, welche daraus erwuchsen, beziehen sich einige Gedichte bei Wolff S. 138 ff.

(Das Fräulein von Britannien, Züricher Liederbuch Blatt 746 f. [Uhlands Volkslieder Nr. 173. H.]. Über Wilhelmus von Nassauwe Koch, 1te Ausgabe II, 85 f. Flögel, Geschichte der komischen Litteratur III, 575.)

In der Reihe geschichtlicher Lieder, die wir durch zwei Abschnitte

vom Ende des 14ten Jahrhunderts an bis zu dem des 16ten verfolgt haben, ist die allmähliche Abnahme dichterischer Belebtheit nicht zu verkennen. Während in dem Lied auf die Sempacher Schlacht von 1386 sich noch der Geist des alten Heldenliedes regt, nähert sich das auf die Einnahme der ungarischen Veste Erlau im Jahre 1596 schon ganz dem Tone von Prinz Eugenius, dem edeln Ritter.[1] Zwischenhin erhebt sich dennoch da und dort ein frischerer Klang, z. B. in den Kriegsliedern der Dithmarschen, und, vom eigentlich poetischen Anspruch abgesehen, zeigt sich in dieser ganzen Liederdichtung viel tüchtige Gesinnung und rüstige Kraft. Dieses fortwährende Auffassen aller Zeitbewegungen im Gesange, dieses Verkünden und Verbreiten alles Geschehenen durch den Mund des Liedes, diese beständige Kampfübung in Sang und Gegensang, hat aber auch an sich schon eine poetische Geltung und man darf auch hier nicht vergessen, daß, wo die Gegenstände der Lieder sich nicht durch die Dichtkunst geläutert haben, doch mittelst der Tonweise und des Vortrags im Gesange das tiefere Gemüth bewegt wurde, wie denn auch manche dieser Singweisen, die Laupenschlacht, König Laßla, der Benzenauer, die Pavierschlacht, der Graf von Serin u. s. w., selbständig fortlebten und neue Ereignisse in sich aufnahmen.

[1] [Soltau Nr. 85. F. Haydinger, Prinz Eugenius, der edle Ritter, in den Kriegs- und Siegesliedern seiner Zeit, Wien 1865. 8. H.]

Siebenter Abschnitt.

Lehr- und Strafgedichte.

Lehrhaft, strafend mit Ernst und Spott, sind uns auch in den bisherigen Abschnitten so manche geistige Erzeugnisse unsres Zeitraums entgegengetreten. Der Geist dieses Zeitraums überhaupt neigte sich zum Didaktischen und Satirischen. Aber auch auf ihrem eigenen Gebiete müssen wir die Lehre und das Sittenrichteramt der damaligen deutschen Dichtkunst kennen lernen; da, wo sie nicht, wie in den Reformationskämpfen und Kriegsliedern, auf besondre, praktische und polemische Zwecke ausgeht, sondern wo sie freier und allgemeiner die manigfachsten Lebensverhältnisse, die Sitten aller Stände mustert und beleuchtet.

Von kurzen Sinnsprüchen an erweitert sich diese Dichtart zu ausgeführtern Charakterbildern und Lehrabschnitten, größere Dichtwerke bezwecken endlich eine Gesammtauffassung der sittlichen Zustände, ein Ganzes der Lebensweisheit im Spiegel der menschlichen Verkehrtheiten. Wir folgen diesem Stufengange, richten jedoch, vom Standpuncte der Dichtkunst aus, unser Augenmerk hauptsächlich auf diejenigen Erzeugnisse, in welchen der Lehrzweck mit dem Lebensbilde zusammentrifft.

---

1. Priameln.

Die einfachste, volksmäßigste Lehrweisheit sind Sprichwörter, kurze Klugreden, wie ein älterer Sammler sie nennt. Sie sind der bündige Ausdruck der Gesinnungen, Ansichten, Erfahrungen des Volkes. Nicht von absichtlichem Nachdenken, ausgeführter Folgerung sind sie erzeugt;

aus der Erfahrung des Lebens, dem Drange der Überzeugung und Empfindung springen sie fertig hervor, wie die reife Nuß aus der Schale. Gedrängtheit gehört zu ihrem Wesen, eben weil sie nicht Entwicklung, sondern Erfund sind. Die deutsche Sprache zeigt sich von frühester Zeit reich an sprichwörtlichen Redensarten. Auch die Schriftwerke unsres Zeitraums sind voll von solchen. Im 16ten Jahrhundert wurden eigene Sammlungen veranstaltet, von Agricola, Sebastian Frank,[1] Eyring. Unter diesen Sprichwörtern fehlt es auch nicht an solchen, die vermöge ihres anschaulichen Ausdrucks zum Bereiche der Poesie gezogen werden könnten. Aber die Zeit ihrer Entstehung läßt sich in den wenigsten Fällen ausmitteln; um Sprichwörter zu sein, müssen sie schon längere Zeit im Munde des Volkes gelebt haben und in unsrer älteren Sprache heißen sie diesem gemäß „ein altgesprochen Wort".

Gereimte Lehrsprüche, die sich über den Umfang eines Sprichworts erheben, sind aus dem Mittelalter in großer Anzahl vorhanden. In der ersten Hälfte des 13ten Jahrhunderts wurden im Freidank (Freidanks Bescheidenheit) die unter dem Volke gangbaren Sprüche, zum Theil wohl in einer neuen und regelmäßigern poetischen Form, in der Art sinnreich zusammengereiht, daß die sich widerstreitenden Ansichten neben einander gestellt sind und durch die Gegensätze auf die Wahrheit gedeutet ist (Lachmann, Hallische Litteratur-Zeitung 1829, Nr. 238, S. 623). Nach dem Vorbilde des Freidank kam im Jahre 1300 ein andres Spruchgedicht, der Renner Hugos von Trimberg, zu Stande. Auch unser Zeitraum ist fruchtbar an solchen Sprüchen und selbst die größern lehrhaften Gedichte bedienen sich häufig der abgebrochenen, spruchartigen Weise. Hier zunächst beschränken wir uns auf eine Art der Reimsprüche, die vorzüglich im 15ten und 16ten Jahrhundert unter dem Namen der Priameln beliebt war.

Zur Litteratur derselben sind anzuführen:

Eschenburgs Denkmäler altdeutscher Dichtkunst, Bremen 1799, S. 387 ff. XVI: Priameln.

Aus einer Handschrift der Wolfenbüttler Bibliothek, welche noch dem 15ten Jahrhundert anzugehören scheint, gab Eschenburg in Lessings

[1] Vergl. Blätter für litterarische Unterhaltung Nr. 141, 20 Mai 1832, S. 606 f.: „Sebastian Frank, der Deutsche." [Gödeke, Grundriß S. 111. 112. H.]

Beiträgen zur Geschichte und Litteratur Stück V und nachher im Bragur Bd. II, S. 332, eine Anzahl solcher Stücke, die nun in den Denkmälern gesammelt und mit einer Einleitung versehen sind.[1]

F. Weckherlins Beiträge zur Geschichte altdeutscher Sprache und Dichtkunst, Stuttgart 1811, S. 55 ff. III: Priameln.

Einer Papierhandschrift des Renners, die von dem Stadtschreiber Peter Wetzel zu Schwäbisch Hall 1520 vollendet ist, sind unter Andrem 54 kleine Spruchgedichte, großentheils Priameln, beigefügt, von denen Weckherlin hier eine Auswahl gegeben hat.[2] Sie sind in der Handschrift überschrieben:

Hierin vindt ainer mangen guten schwank.
Lustig ze horen bei dem weintrank.

Die Meisten stehen auch in der von Eschenburg gebrauchten Handschrift, wo sie die Überschrift „Priameln" führen.

Diese Benennung ist das entstellte lateinische Wort præambulum. In einer Gerichtsordnung von 1482 findet sich die Stelle: „des ersten macht ein Harfer ein Priamel oder Vorlauf, daz er die luit im uff ze merken beweg" (Denkmäler 390). Ein solches Anregen der Erwartung gehört auch wirklich zum Eigenthümlichen dieser Dichtart, welches, nach Eschenburgs Bezeichnung (ebendaselbst) darin besteht, „daß zu mehrern Subjecten oder auch zu mehrern Vordersätzen, deren eine ganze Reihe nach einander aufgeführt wird, am Ende ein einziges gemeinschaftliches Prädicat oder ein lange aufgesparter und gemeinschaftlich auf jene ganze Reihe anwendbarer Nachsatz hinzukommt, worin entweder die Gleichheit oder Unverträglichkeit jener Subjecte und Vordersätze angegeben, oft auch ihr gleicher Werth oder Unwerth bestimmt wird." Beispiele werden dieses erläutern.

Auch diese Dichtweise ist nicht erst eine Erfindung unsres Zeitraums. Schon im Havamal (Finn Magnussen, Edda III, 123 fg.), angelsächsisch (Conybeare 231. N.), bei Spervogel, einem Spruchdichter, der noch in das Ende des 12ten Jahrhunderts zu setzen ist, lassen sich Beispiele aufweisen (Manesse II, 226 b. 227 a). Aber in ihrem schärfsten

[1] Vergleich Narrenbuch S. 33. Tieck, deutsches Theater I, 8.

[2] [Die ganze Sammlung ist nun veröffentlicht in: Alte gute Schwänke, herausgegeben von A. Keller, Leipzig 1847. 12. Viele Priameln hat Keller ferner im dritten Bande seiner Fastnachtspiele aus dem fünfzehnten Jahrhundert mitgetheilt. H.]

Gepräge, in größerer Ausdehnung und Anzahl, kommen sie doch erst im 15ten Jahrhundert zum Vorschein.

Aus den von Eschenburg[1] und Weckherlin mitgetheilten Stücken hebe ich nun folgende aus, wobei ich jedoch einige Sprüche, welche nicht den bestimmten Zuschnitt der Priamel haben, nicht ausschließe:

Die wahrheit ist gen himmel zogen
Und die treu ist über meer geflogen u. s. w.

(Denkmäler 391.)

Ein würzgart und ein rosenkranz,
Mägd und knecht und schöner tanz u. s. w.

(Ebendaselbst 397.)

Die knaben in den hohen hüten,
Die an dem tanz toben und wüten u. s. w.

(Ebendaselbst 403.)

Welcher lai sein fasten und sein andacht
Spart bis an die faßnacht u. s. w.

(Ebendaselbst 421. Weckherlin 60.)

Ein spieler, der alle spiel wohl kann
Und dreißig jahr hat gespielt und kein fluch hat than u. s. w.

(Ebendaselbst 400 f.)

Ein orgel, glock und wollenbogen[2]
Und böse kinder, ungezogen, u. s. w.

(Ebendaselbst 405.)

Wenn ein reicher einen armen verschmäht
Und wenn ein greif eine mücke fäht
Und wenn ein kaiser böse münze schlägt:
Die drei haben sich selber geschwächt.

(Ebendaselbst 421 f.)

Wenn man einen einfältigen betrügt
Und man auf einen frommen lügt
Und feindschaft zwischen ehleuten macht:
Der dreier arbeit der teufel lacht.

(Ebendaselbst 412.)

[1] Unter den Sprüchen bei Eschenburg ist Mehreres aus dem Renner, einer jedoch bestimmt erst aus dem 15ten Jahrhundert.

[2] „Ein Werkzeug der Hutmacher und Tuchbereiter beim sogenannten Bogenschlagen." Eschenburg.

Kommt kunst gegangen vor ein haus,
So sagt man ihr, der wirth sei aus u. s. w.
(Ebendaselbst 404.)

Wer ain bock zu aim gertner setzt
Und schaf und gens an den wolf hetzt u. s. w.
(Weckherlin 60 f.)

Ain priester, der ccc jar zu schul wer gangen,
Ehe er sein ampt het angefangen u. s. w.
(Weckherlin 61.)

In dem haus frolich und tugentlich,
Uff der gassen ersam und zuchtigklich u. s. w.
(Ebendaselbst 65.)

Sew korn Egidii, habern, gersten Benedicti
Und flachs Urbani, ruben, wicken Kiliani u. s. w.
(Ebendaselbst 66. Wackernagel 13.)

Diese Regeln für allerlei Arbeit durchs ganze Jahr, die man vom Anfang des 15ten bis in das 16te Jahrhundert hinein bald hier, bald dort, in immer veränderter Gestalt, in bald kleinerer, bald größerer Anzahl der Verse findet, [1] scheinen anfangs ernstlich genommen worden zu sein und haben erst durch die Schlußregel, die in den ältesten Handschriften fehlt, die Form der Priamel, des ältern deutschen Epigramms, erhalten.

W. Wackernagel, der in seiner Geschichte des deutschen Hexameters und Pentameters bis auf Klopstock, Berlin 1831, S. 11—14 mehrere Recensionen dieses Spruches mittheilt, hat zugleich auf denselben, als ein frühes Beispiel des deutschen Hexameters aufmerksam gemacht.

---

2. Charakterbilder.

Wir verstehen hierunter ausgeführtere, hauptsächlich satirische Schilderungen einzelner Stände und Charaktere und geben davon folgende Beispiele:

Von der scharpfen reuter orden.

(Liederbuch der Häzlerin S. 435 ff.)

[1] [A. Keller, Alte gute Schwänke S. 62. 78—81. H.]

In den Kriegsliedern des 16ten Jahrhunderts haben wir bereits die Bekanntschaft der deutschen Landsknechte gemacht, hier lernen wir in einem Gedichte des 15ten Jahrhunderts die ältern, berittenen Söldner, die scharfen Reiter, kennen:

Der hochwürdig cardinal u. s. w.

Zum Gegenstücke dieser Reiterei nun auch eine genauere Schilderung des Fußvolks, der Landsknechte, von Hans Sachs, vom Jahr 1557 (Kemptener Ausgabe I, 996 ff.):

Schwank: Der teufel läßt kein landsknecht mehr in die höll.

Auch einen Landsknechtspiegel (Kemptener Ausgabe I, 658), der jedoch mehr eine Schilderung der Kriegsdrangsale überhaupt enthält, eine Vergleichung der Landsknechte mit den Krebsen und dergleichen mehr hat Hans Sachs gedichtet (abgedruckt in Wackernagels deutschem Lesebuch II, 83—92 [2te Ausgabe, Sp. 107—118. H.].)

Die Sitten der übrigen Stände, der Bauern, Handwerker, Kaufleute, der Geistlichkeit und des Adels, werden gleichfalls nicht mit besondern satirischen Darstellungen verschont. Doch wird dazu großentheils die Form der Erzählung, des Schwankes, gebraucht, wie auch schon für die eben ausgehobene Schilderung der Landsknechte. Im nächsten Abschnitt, von den erzählenden Dichtungen, wird Mehreres dieser Art anzuführen sein.

Eine andre Classe besondrer Sittenschilderungen bilden diejenigen, in welchen irgend eine einzelne Untugend personificiert wird und in dieser fingierten Person nach allen Seiten zur Schau stehen muß. Solcher satirischen Musterbilder hat besonders Hans Sachs mehrere gegeben. Hier eines derselben (Göz II, 38 ff. Kemptener Ausgabe I, 1084 ff.):

Heinz Widerporst.
Heinz Widerporst bin ich genannt u. s. w.

Wie im Heinz Widerporst die eigensinnige Widerspenstigkeit, so sind im Häderlein, des Zänkleins Bruder (Göz III, 27. Kemptener Ausgabe I, 1082), im Hans Unfleiß (Kemptener Ausgabe I, 1083 f.), im Faul Lenz, dem Hauptmann des großen faulen Haufens (ebendaselbst I, 1071 ff.), die Eigenschaften dargestellt, welche sich schon in den Namen aussprechen. Der Baldanderst (ebendaselbst I, 1080 ff.)

vergegenwärtigt in seiner Person die Unbeständigkeit aller irdischen Dinge.[1]

Beliebt ist noch im 16ten Jahrhundert für die Betrachtung des irdischen Treibens eine Form der Einkleidung, die schon im 14ten Jahrhundert sehr in Aufnahme kam. Der Dichter verliert sich in einer einsamen Wildnis und begegnet hier allegorischen oder fabelhaften Personen, mit oder von denen die Sitten und Zustände seiner Zeit besprochen werden. In dieser Form fanden wir im ersten Abschnitt eine Rede des Grafen von Montfort, dann die Mörin Hermanns von Sachsenheim gedichtet, beide aus dem 15ten Jahrhundert[2]. Im nächstfolgenden wird sie besonders von Hans Sachs sehr häufig angewandt. Unter seinen derartigen Gedichten zeichnet sich durch poetische Farbe aus:

Ein gespräch der vier element mit fraw Warhait[3] (Kemptener Ausgabe I, 512 ff.).

Unter vielen andern Gedichten des Hans Sachs, welche ähnliche Anlage haben, nenne ich noch:

Des verjagten frids klagred uber alle stend der welt (Göz I, 65 ff.).

In den Trümmern eines zerstörten Heidenschlosses trifft der Dichter die aus der Welt vertriebene Frau Pax:

Von ölbaumblettern war ir kranz,
Sie aber saß betrübet ganz,
Ir haubet in die hend geneiget,
Weinend ganz trostlos sich erzeiget.
Bei ir sach ich auf grünen wasen
Ein ganz schneweißes lemblein grasen.

Auf sein Befragen erhebt sie ihre Klage über den Blutdurst der Fürsten, Lehrspaltung der Geistlichkeit, Kampf und Hader bei allen Ständen, wodurch sie genöthigt worden, in diese Öde zu entfliehen.

Sonst mag hier noch folgendes Büchlein angeführt werden:

Gesprech des herren Christi mit S. Petro von der welt lauf und irem verkerten bösen wesen. Sampt einem schönen spruch von etlichen stenden der welt, beschrieben durch Conrad Hasen. (Vignette: Christus und Petrus, am Schluß: „Gedruckt zu Nürmberg, durch Nikolaum Knorrn", s. a. 3 Bogen,

[1] [Vergl. Kellers Simplicissimus II, S. 874. 879. H.]
[2] [Vergl. oben S. 214 ff. 219 ff. H.]
[3] Dasselbe prosaisch in Paulis Schimpf und Ernst 1535, Bl. 2 b.

klein 8⁰. Auf der Stuttgarter Bibliothek. Beide auf dem Titel genannte Stücke, ohne Angabe woher, auch in: Gedichte von Ulrich von Hutten und einigen seiner Zeitgenossen, herausgegeben von A. Schreiber, Heidelberg (1810) 1824, S. 108 ff. 141 ff.) Das Büchlein enthält aber auch noch eine kleine Erzählung „St. Peter mit der Ziege", dessen der Titel nicht erwähnt.

In dem Spruche von etlichen Ständen der Welt geht Cunz Has, wie sich der Verfasser am Schlusse nennt, zu der Zeit der Haberernte, wo die Krebse am besten sein sollen, zu einem Wasser, um solche zu fangen. Als er nach ihnen herumgreift, faßt ihn plötzlich etwas an der Hand und zieht ihn in die Tiefe. Es ist ein Wasserweib, die ihn zu einem schönen Palast unter dem Wasser bringt, worin drei alte Männer sitzen und von ihm erfahren wollen, wie es jetzt draußen in den Landen stehe. Der Gast stimmt nun sein Klaglied an: über den darniederliegenden Handel bei großem Geldmangel, über das Verschwinden aller guten Münze, über das sittenlose Leben aller Stände, über die Bestechlichkeit der Richter und Anwälte zum Nachtheil der Armen. Die Wassermänner belehren ihn über die Gründe des Übels; die Abnahme des Verkehrs z. B. rühre daher, daß je Einer dem Andern in seinen Stand falle, der Bauer dem Handwerker, dieser dem Kaufmann. Mit guten Rathschlägen wird Cunz Has in die Oberwelt entlassen, wohin ihn das Wasserweib zurückbringt.

Lebhafter und ausgeführter sind die Sittenschilderungen in dem größern Stücke, dem Gespräch des Herrn mit Petrus. Letzterer erbittet sich die Gunst, wieder einmal auf kurze Zeit die Erde besuchen zu dürfen, um zu sehen, wie es jetzt mit ihr bestellt sei. Aber noch vor Ablauf seines Urlaubs kommt er wieder zu dem Herrn, so wenig hat es ihm drunten gefallen. Über die Verderbnis in allen Ständen erstattet er einen so nachtheiligen Bericht, daß der Herr nicht umhin kann, endlich ein Strafgericht zu verhängen.

[illegible]sem Berichte werden besonders die Sitten der untern Stände [illegible]ünstigem Lichte dargestellt; z. B. vom Besuch der Kirchen:

> Erstlich fiel mir in meinen sinn,
> Wo ich eine kirche fünde,
> Ob auch noch darinne stünde
> Dein göttlich wort und heilsam lehr;
> Ob es auch noch verhanden wer,

Den götlich wort, das du ihn hast gelaßen.
Indem kam ich eben zu maßen,
Daß man hub zu predigen an.
In der kirchen warn kaum funfzig man,
Welches mich gar sehr verwundert,
Aber auf dem kirchhoff warn ihr bei zweihundert u. s. w.

Vom Übermuth der Bauern:

Auch thut sich itzt der bawrsman befleißen
Auf großen pracht, gleicht sich eim edelman,
Der richtet erst alles unglück an
Mit seinem gut und seinem gelt u. s. w.

Beschreibung einer Spinnstube:

Man findt wenig frommer megd und knecht,
Denn ich habs gesehen, was da ist ihr sinn,
Eins mals ich dazu kommen bin;
Denn ich hatte mich gar verspet,
Im ganzen dorf ich kein herberg het:
Da kam ich in ein rockenstuben u. s. w.

Diese Gemälde im niederländischen Stil erstrecken sich bis zum Leben der Bettler herab:

Ach herr, der arme man auf erd
Der ist so ganz und gar veracht,
Ein ieder nur der armen lacht,
Es erbarmet sich niemand der armen noth u. s. w.

Dieser Bettlerzunft werden nun unmittelbar die Landsknechte angereiht, von denen zuvor schon eine, der des Hans Sachs ähnliche Beschreibung gegeben war:

Weiter weiß ich noch ein orden,
Der ist auch hoch im betlen worden:
Das sind landsknecht, die zihen auf der gart.
Die plagen auch den bawrsman hart,
Dieselben bitten nichts in demuts gestalt,
Sonder fordern das mit gewalt u. s. w.

Von der Person des Verfassers dieser Reimsprüche, Cunz Has, ist mir nichts Näheres bekannt. Sie sind (vergleich die im Gespräch zweimal vorkommende Erwähnung des Grobianus, welcher zuerst 1549 und

in deutscher Übersetzung 1551 erschienen, Flögel III, 309 f.[1]) in der 2ten Hälfte des 16ten Jahrhunderts gedichtet. Fischarts Jesuiterhütlein, dessen erste Ausgabe vor 1579 fällt, scheint dem Verfasser bekannt gewesen zu sein, wenn er den Petrus sagen läßt:

Es sind mancherlei glauben im land,
Papisten, Widerteufer, Jhesuzwiter genant u. s. w.

Hiernach war er ohne Zweifel ein Lutheraner. Daß er zum Gewerbstande gehört, möchte man aus den Äußerungen schließen, welche diesen betreffen. Am Schlusse des Spruches von etlichen Ständen bemerkt er:

Nun solt ich sagen von juristen,
Die das recht zu unrecht machen,
So bin ich mit denselben sachen
In der kunst ein wenig zu schlecht u. s. w.

Gleichwohl spricht Petrus stark genug:

Ich gleich das weltlich recht eim web der spinn,
Große hummlen reißen durch, mucken bleiben drin.[2]

Diese zuletzt erwähnten Gedichte von Hans Sachs und Cunz Has, welche, wenn gleich von geringerem Umfang, doch eine ziemlich allgemeine Censur ausüben, machen uns den Übergang zu den größern Lehr- und Strafgedichten, von welchen jetzt Nachricht zu geben ist. Erwägt man übrigens, wie Hans Sachs in den vielen einzelnen Lehr- und Sittensprüchen, von denen wir nur einige charakteristische Beispiele gegeben, sich über die manigfaltigsten Lebensverhältnisse verbreitet hat, so kann auch ihm eine umfassendere Weltbetrachtung nicht abgesprochen werden. Überall aber geht sie aus vom Standpuncte des häuslich-bürgerlichen Lebens, den wir, im Abschnitt vom Meistergesang, als die Grundlage seines gesammten Dichtens bezeichnet haben.[3]

[1] [Vergl. Gödeke, Grundriß S. 366. H.]

[2] Vergl. Narrenschiff O, 4 b [in Zarnckes Ausgabe S. 80 b. H.]:

Man henkt die kleinen dieb allein;
Ein brem nit in dem spinnwep klebt,
Die kleinen mücklin es behebt.

[3] [Vergl. oben S. 342. 351. H.]

1. Übrigen Lehr- und Spruchgedichte.

Zwei Schriftsteller vom Schlusse des 15ten und dem ersten Viertel des 16ten Jahrhunderts sind hier hauptsächlich zu würdigen, Sebastian Brant und Thomas Murner.

a. Sebastian Brant.

In biographischer und litterarischer Beziehung ist vorzüglich zu bemerken:

Einige Nachrichten über Sebastian Brants Lebensumstände und Schriften wie von Thomas Murner, in A. W. Strobels Beiträgen zur deutschen Litteratur und Litterärgeschichte. Straßburg 1827. S. 1 ff. [Man vergleiche nun namentlich die Einleitung zu Sebastian Brants Narrenschiff, herausgegeben von F. Zarncke. Leipzig 1854 u. Gödeke, Grundriß S. 141—143. H.]

Sebastian Brant war im Jahre 1458 zu Straßburg geboren. Als 17jähriger Jüngling bezog er die Hochschule zu Basel, wo er sich zuerst dem Studium der alten Sprachen und der sogenannten freien Künste widmete, dann die Rechtsgelehrsamkeit zu seinem Beruf erwählte, in der er Doctor wurde. Ebendaselbst blieb er als akademischer Lehrer im humanistischen und im juristischen Fache bis zum Jahre 1500. Am Anfang des Jahres 1501 erhielt er in seiner Vaterstadt Straßburg die erledigte Stelle eines Syndicus und Advocaten. In der Folge wurde er zum Stadtschreiber ernannt, welches Amt er bis zu seinem Tode bekleidete.

Neben dem, was er für die Dichtkunst geleistet, machte er sich durch verschiedene Werke juristischen Inhalts verdient. Mit vielen ausgezeichneten Gelehrten stand er in Verkehr, war Mitglied litterarischer Gesellschaften und genoß die Gunst des Kaisers Maximilian, der ihn zum Pfalzgrafen machte und ihm litterarische Aufträge gab. Er starb den 10 Mai 1521.

Wenn man die Reihe seiner von Strobel a. a. O. S. 17 ff. verzeichneten Schriften durchgeht, so bemerkt man, soweit solche dem Gebiete der deutschen Dichtkunst angehören, eine vorherrschende Neigung zum Spruchgedichte. Zwei hievor erwähnte Werke dieser Art, den Freidank aus der ersten Hälfte des 13ten Jahrhunderts und den Renner von 1300, bearbeitete er für seine Zeitgenossen. Der erstere erschien in dieser Gestalt zuerst Straßburg 1508, der letztere erst geraume Zeit

nach seinem Tode, Frankfurt 1549 (von der Hagen, Grundriß S. 394. Strobel S. VII). Für die Jugend übersetzte er die Distichen des Cato, den Facetus u. s. w. („Facetus in latin, durch Sebastianum Brant getütschet“, 1499. Olpe, Basel). Dieses letztgenannte Büchlein, auch „Liber Faceti, docens mores juvenum“ betitelt, besteht aus einer Reihe von Sittensprüchen in je zwei sich auf einander reimenden Hexametern, welche Brand, auch zum Besten seines eigenen Sohnes, in deutsche Reime gebracht hat:

Proque meo exposui carmina filiolo.

Auch sonst schrieb er manche einzelne Sprüche nieder; neunundvierzig solche hat Strobel in der angeführten Schrift S. 37 ff. (vergleich S. V f.) aus einer alten Handschrift mitgetheilt, welche den Titel führt:

Was volgt, das hab ich Carl Dachtler aus einzigen [1] zedeln abcopieret, so weiland herr D. Sebastian Branden, gewesenen der statt Straßburg stattschreibers, eigne hand seind. Und wie er jedes mals zu selbiger weis geschrieben, also hab ichs auch, prout in manus venerunt, abgeschrieben.

Unter diesen kleinen Stücken sind einige nach den Sprüchen Salomonis, nach Ausssprüchen des Demokritus, nach Catull, nach Meister Muscatblut (Nr. 36. 43) aufgezeichnet. Von den, wie es scheint, nicht entlehnten einige zur Probe:

Nr. 1 Nit laß vom glauben dich abfüren,
Ob man davon will disputieren,
Sonder glaub schlecht einfeltiglich,
Wie die heilig kirch thut lehren dich!
Nimb dich der scharpfen lehr nit an,
Die dein vernunft nit mag verstahn!
Das schäfflin schwembt oft uß an stad,
Da der helfant ertrinkt mit schad.
Niemands nachfragen soll zu gnov
Dem glauben und seiner ehefraw,
Daß es zuletst ihn nit geraw.

Nr. 7 Ein waßerspinn ist also leicht,
Sie gat uff waßer, tief und seicht,
Mit sechs füßen und tritt nit drein:
Doch kan ihr kein wol leichter sein,

[1] einzelnen, Schmeller I, 66.

Dann frauen glaub ist und ihr trew;
Wer da uff baut, hüt sich vor rew!

Nr. 27 Mancher begert, daß ihm werd geben
Von gott lang jahr und zeit zu leben:
So wünsch ich gotts barmherzigkeit,
Daß mir dieselb nit werd verseit,
So leb ich bei gott in ewigkeit,
Werden mein leszen in allzeit loben
Mit seinen außerwelten da oben.

Auch ein politisches:

Nr. 2 O han, du suchst anschlag und list,
Wie du kompst uff den tütschen mist u. s. w.

Damals war Straßburg, wo Brand lebte, noch deutsches Land.

Die aufgezählten Arbeiten erscheinen nur als Vor- und Nebenstudien zu dem Hauptwerke, in welchem Sebastian Brand den ganzen Schatz seiner Weltbeobachtung und Spruchweisheit niederlegte. Es ist dieses das in seiner Zeit und noch lange nachher vielberühmte und beliebte „Narrenschiff", das zuerst 1494 im Druck erschien.

Strobel bemerkt a. a. O. S. 17, daß von den vielen Ausgaben des Narrenschiffes, die von 1494 bis zum letzten Drucke 1625 veranstaltet wurden, nur etwa die Hälfte den echten von Brand herstammenden Text enthalte, die andern aber mehr oder weniger durch Veränderungen, Zusätze oder Auslassungen entstellt oder verstümmelt seien. Er zählt dieselben nach dieser Eintheilung auf; zwei der unechten (Straßburg 1545 und 1549, letztere auf hiesiger Universitätsbibliothek) haben den Titel „Narrenspiegel".

Die Ausgabe, welche von mir benützt wird, Augsburg 1498. 4. (Stuttgarter Bibliothek), ist zwar bei Strobel unter den unechten aufgeführt. Es scheint mir jedoch, daß eher drei Abtheilungen zu machen seien: der ursprüngliche Text, die von Sebastian Brand selbst veränderten Ausgaben und die von fremder Hand herrührenden Bearbeitungen, welche als die unechten Ausgaben zu bezeichnen wären. Zu der zweiten Classe, in welcher der Verfasser selbst an seinem Werke fortgearbeitet hat, wird die Augsburger Ausgabe von 1498 zu rechnen sein. Sie ist, nach der Schlußbemerkung, nach einem Straßburgischen Exemplar von 1494 gedruckt und die Worte „mit merer erlengerung und

scheinbarlicher erklerung durch Sebastianum Brant" mögen schon dort gestanden sein. Im Gedichte selbst heißt es:

J, 1a Mit disen narrn hab ich vil tag
Vertriben, ee ichs hab gedicht.
Noch sind si nit recht zuogericht,
Wiewol diß ist der ander truck,
Darinn ich doch vil nemlich stuck
Von gschrift historien in hab gfiert,
Ein wenig baß die narrn hab grürt.
Ich het bedürft noch lenger tag,
Kein guot werk eil erleiden mag.

Ein Auszug aus dem Narrenschiff, nach der Ausgabe Augsburg 1495, in Eschenburgs Denkmälern altdeutscher Dichtkunst S. 297 ff.

Dieses größere Gedicht beleuchtet in 114 Abschnitten eine lange Reihe menschlicher Thorheiten und Verkehrtheiten, denn auch das Böse wird unter den Gesichtspunct der Narrheit gestellt. Jeder Abschnitt spiegelt seinen besondern Narren ab und auf den überall beigegebenen Holzschnitten sind die Leute mit der Schellenkappe meist in treffenden, satirisch-sinnbildlichen Situationen dargestellt. Unter diesen Abschnitten findet kein geordneter Zusammenhang statt; das Ganze ist durchaus kein systematisches. Zwar heißt es im Eingang:

A, 3b Hie findt man der welt ganzen lauf.

Brand hat auch sein Mögliches gethan, alle Arten von Thorheit einzusammeln, die er in der eigenen Zeit und in ältern Geschichten auffinden konnte. Aber wer wollte die Fülle menschlicher Verkehrtheiten zu erschöpfen meinen? es ist die unendliche Manigfaltigkeit der krummen Linien. Auch die Allegorie des Schiffes, wovon das Buch seinen Namen hat, ist nicht pedantisch durchgeführt. Es liegt wohl die Vorstellung zu Grunde, daß der Dichter alle seine Narren auf ein Schiff lade, das nach unsichrem Ziele umherfährt. Er sagt am Anfang:

Des hab ich gedacht zuo diser frist,
Wie ich der narren schiff aufrist u. s. w.

Einmal wird das Narrenschiff zu einem Frankfurter Schiffe, das mit Kaufleuten und Gewerbsleuten aller Art daherfährt, deren Treiben dann durchgenommen wird. Oft erscheint es nur in flüchtigen Andeutungen im Hintergrund; oft verschwindet es ganz aus dem Gesichtskreis

und wir finden die Narren auf dem festen Lande ansäßig. Aber gerade diese ungezwungene Behandlung sichert vor dem Ermüdenden, das mit der beharrlichen Durchführung des gleichen Bildes verbunden wäre.

Die einzelnen Abschnitte bleiben auch nicht immer streng bei Einem Thema. Es wird gern auf näher oder ferner Verwandtes übergesprungen und doch oft am Ende wieder überraschend eingelenkt und zusammengefaßt. Lehre, Tadel, Spott, Sittenschilderung, Erzählung von Beispielen, die mit gelehrter Belesenheit besonders aus den biblischen Schriften, aus griechischen und römischen Autoren beigebracht werden, wechseln manigfach ab; ein Grundzug geht gleichwohl durch das Ganze in dem Aphoristischen und Sprungartigen der Gedankenfolge, in der Raschheit und Gedrängtheit der Darstellung und des Ausdrucks. Offenbar ist diese ganze Weise aus der bereits nachgewiesenen Vorliebe des Dichters für das Spruchartige hervorgegangen. Er führt sein jedesmaliges Thema nicht in ruhigen Erörterungen aus, sondern in einer Kette von Sprüchen, deren sich je einer aus dem andern erzeugt, und diese rasche Kürze bemächtigt sich auch der erzählenden und schildernden Partieen. In einigen der von Dachtler aus einzelnen Zetteln zusammengelesenen Sprüche scheinen die Keime zu ganzen Abschnitten des Narrenschiffes zu liegen (Nr. 1. 6. 8).

Sowie das Gedicht selbst keine abgemessene Ordnung einhält, so werde ich auch die Proben, die ich daraus mittheile, ohne künstliche Verbindung hervorheben.

Von geitigkeit.

A, 7 b f. (Wer in das gelt) setzt freüd und wunn,
Der sicht gold lieber, dann die sunn u. s. w.

Der alt narr.

Mein narrheit laßt mich nit sein greis,
Ich bin vast alt, doch ganz unweis u. s. w.

Von brassern.

D, 2 b Der wein der macht gar manchen singen,
Dem nötter thet, daß er vast weint.
Ein ieder trunkner mensch der meint,
All welt hab gnuog, wann er sei vol u. s. w.

Dienst zweier herren.

D, 4 b f. Der ist ein narr, der underſtat,
Der welt zu dienen und auch got,

Dann wo zwen herren hand ein knecht,
Der mag nit beiden dienen recht u. s. w.

Unter den von Strobel bekannt gemachten Sprüchen Sebastian Brands lautet einer:

Nr. 8 Wer aller welt sorg tragen will,
Dem würd der arbeit oft zu vil;
Wer aller welt sorg tragen muß,
Dem würd plag, angst und not zu buß.

Dies ist weiter ausgeführt im Abschnitt des Narrenschiffes „Von zu vil sorg" (E, 3 f.). Der Holzschnitt zeigt einen Mann mit der Schellenkappe, der den Erdball mit Bergen, Wäldern, Strömen, Städten auf dem Rücken trägt und unter der Last zusammensinkt. Die Reimsprüche sagen unter Andrem:

Wer aller welt sorg auf sich ladt,
Der sorgt umb das im nit zuostat u. s. w.

Groß römen.

N, 4 b f. Der will all welt des überreden,
Er sei zuo Norwegen und Schweden,
Zuo Alkeir gsein und zuo Granat
Und do der pfeffer wechst und stat,
Der doch nie kam so verr hinauß,
Het sein muoter daheim zuo haus
Ein pfannkuoch oder würst gebachen,
Er hets geschmeckt und hören krachen.

Nit fürsehen den tod.

O, 6 f. Wir werden betrogen, lieben freünd,
All die auf erden leben seind,
Daß wir fürsehen nit bei zeit
Den tod, der unser doch schont nitt u. s. w.

Die bisher ausgezogenen Stellen halten sich mehr im Allgemeinen. Allein auch auf die besondern Zustände seiner Zeit, auf das verkehrte Wesen der einzelnen Stände geht der Dichter ein.

So macht er sich im Abschnitt „Unnütze bücher" über die Scheingelehrten lustig. Er läßt einen solchen sprechen:

A, 4 b f. Von büchern hab ich großen hort,
Verstand darin gar wenig wort

Und halt si dannocht in den eren,
Daß ich in will die fleugen weren u. s. w.

(Der Holzschnitt zeigt den Büchernarren mit dem Fliegenwedel.)

Dann ich gar wenig kan latein,
Ich weiß, daß vinum heißet wein,
Cuculus ein gouch, stultus ein tor
Und daß ich heiß domine doctor u. s. w.

Von sich selbst fügt der Satiriker bei:

Ich selber solt auch doctor sein
Und brauchen fast die bücher mein u. s. w.

Der Abschnitt „Von neüen fünden" schildert die Stutzer vom Schlusse des 15ten Jahrhunderts:

Ein er was ettwann tragen bert,
Daz was gar manlich, schon und wert,
Do wurden man auch billich geert.
Jez hand die weibischen geüch gelert
Und schaben all tag ir zwillbacken u. s. w.

Die Studenten werden abgehandelt im Abschnitt „Unnütz studieren."

E, 6 b Studentenkapp will schellen han u. s. w.

Zu diesen Schellen wird hauptsächlich die Scholastik gerechnet.

Gewerb- und Handwerksleute werden in dem schon erwähnten Abschnitt vom Frankfurter Gesellenschiff vorgenommen (H, 6 c ff.), die Bauern in dem Abschnitt „Beürisch aufgang" (O, 3 b f.). Ein andrer handelt „Von bettlern"; auch bei Cunz Has, der überhaupt das Narrenschiff vor Augen gehabt zu haben scheint, fanden wir dieser Classe eine besondre Darstellung gewidmet[1]. Was die höheren Stände betrifft, so heißt es im Abschnitt „Groß römen" unter Andrem:

Vil stellen iez nach edlen wappen,
Wie si füren vil löwendappen,
Ein krönten helm und guldin feld,
Die seind des adels von Benfeld;
Ein teil seind edel von den frawen,
Des vater saß in Ruoprechtsawen u. s. w.

Wer noch guot sitt, er, tugent kan,
Den halt ich für ein edel man,

[1] [Vergl. oben S. 532. H.]

Aber wer hat kein tugent nit,
Kein zucht, scham, ere, noch guot sitt,
Den halt ich alles adels ler,
Ob joch ein fürst sein vater wär;
Adel allein bei tugent stat,
Auß tugent aller adel gat u. s. w.

Die Fürsten fordert er auf, von ihrer verderblichen Zwietracht abzulassen und sich unter den ritterlichen König Maximilian zum Kampfe gegen die Türken zu stellen. Auch diesen hohen Herren ruft er zu:

Und wer nit an mein wort gedenk,
Die narrenkappen ich im schenk (O, 3. 4).

Besonders aber kommen uns noch die Äußerungen über den geistlichen Stand in Erwägung. Bei keinem bedeutendern Schriftsteller dieser Periode kann unbeachtet bleiben, in welchem Verhältnis er zur Reformation stehe. Sebastian Brand war schon fast 60 Jahre alt, als Luther seine Thesen anschlug. Er starb 1521, als die Reformation sich auszubreiten anfieng. Sein Narrenschiff war zuerst 1494 erschienen, lange bevor man von Luthern Kunde hatte. Seine geistigen Bestrebungen fallen also in die der Reformation unmittelbar vorhergehende Zeit. Diesem Standpuncte gemäß, hängt er am Glauben der noch ungetrennten Kirche. Er räth in dem früher vorgetragenen Spruche, schlicht einfältiglich zu glauben, was die heilige Kirche lehre, dem Glauben, wie der Ehefrau, nicht allzu genau nachzufragen. Er polemisiert nicht gegen den Pabst, gegen die Römlinge, gegen den Ablaßhandel, der auch erst später in der unerhörten Weise getrieben wurde, welche Luthern zunächst aufreizte. Aber freimüthig rügte er die kirchlichen Misbräuche und Verderbnisse, die sich seiner eigenen Beobachtung darboten. Je mehr diese Misbräuche sich steigerten und zugleich laut wurden, um so kräftiger wuchs nachher der Widerstand und die Überzeugung von der Nothwendigkeit einer durchgreifenden Verbesserung heran. Der Verfasser des Narrenschiffs erklärt sich noch offen gegen die Ketzerschule zu Prag (O, 2 c), aber er ahnt bereits die Gefahr, die Sanct Peters Schiffe droht:

R, 1 b Sanct Peters schiflin ist im schwank,
Ich sorg gar vast den undergank,
Die wellen schlagen all seit dran,
Es wirt vil sturm und plage han.

Das schon angeführte Capitel von neuen Fünden läßt auch die Modethorheiten der Geistlichen in Kleidung und Haltung nicht ungescholten:

A, 8 b f. Man sech iez pfafen, münch, prelaten,
Wie si in seltsen kleidern watten u. s. w.

Der Abschnitt „Narrecht anschleg“ (B, 6 b f.) rügt die übertriebene Baulust der Geistlichen, ebenso wird in den Capiteln „Von tanzen“ (L, 2 a) und „Von brassern“ (D, 2 c) dieses Standes gedacht.

Das Capitel „Von bettlern“ berührt auch die Bettelmönche und den Reliquienhandel (L, 2 b).

Ein besondrer Abschnitt handelt vom „Geistlich werden“ (N, 2 b).

Nicht besser, als hier den Baurensöhnen, geht es im Abschnitt „Kirchen uneren“ den Domherren von adlicher Geburt (H, 3 c).

Über Simonie, Häufung der Pfründen, und andre Übelstände wird gleichfalls Klage geführt.

In starken Zügen spricht Brands Satire überall, wie es in seiner Zeit durchaus gebräuchlich war. Er giebt sich aber auch selbst Rechenschaft darüber, im Capitel „Wahrheit versweigen“ (R, 2 c).

Diese unwandelbare Wahrheitsliebe macht sich auch im ganzen Buche fühlbar. Sie stammt aus derselben Quelle, die dem Gedicht überhaupt eine höhere Geltung giebt. In allen den Irrfahrten des Narrenschiffes verliert doch der Dichter selbst niemals den Blick zu den Gestirnen. Sein religiöser Sinn bricht oft überraschend hervor; während er straft, sucht er zugleich zu erheben. Er ist bescheiden genug, sich selbst nicht vom Anhauche der Thorheit frei zu wähnen. Am Schlusse des Buches sagt er:

Wer will, der les' diß narrenbuoch!
Ich weiß auch, wo mich truckt der schuoch.
Darumb, ob man wolt schelten mich
Und sprechen: „Arzt, heil selber dich!
Dann du auch bist in unser rot“,
Ich kenn das und verjech es got,
Daß ich vil torheit hab gethan
Und noch im narrenküttel gan.
Wie vast ich an der kappen schitt,
Will sie mich doch ganz lassen nit.
Doch hab ich fleiß und ernst ankert,
Damit, als du sichst, han gelert,

Daß ich iez kenn der narren vil,
Wie wol ich auch bin in dem spil,
Hab muot doch weiter, ob got will,
Mit witz mich besser mit der zeit,
Ob mir so vil got gnaden geit.

Das Narrenschiff wurde, theils noch vor dem Schlusse des 15ten, theils im Laufe des 16ten Jahrhunderts ins Niederdeutsche, Französische, Holländische, Englische, Lateinische und einige dieser Sprachen mehrfach übertragen.

Geiler von Kaisersberg, ein Freund Sebastian Brands, gestorben 1510 zu Straßburg, ein berühmter Prediger, hielt 110 Predigten über das Narrenschiff, die gewöhnlich lateinisch entworfen und deutsch vorgetragen wurden. Lateinisch sind sie herausgegeben Straßburg 1510 (auf hiesiger Universitätsbibliothek); verdeutscht von Joh. Pauli, daselbst 1520 (Koberstein S. 108 [vierte Ausgabe Seite 454, Anmerkung 7. Gödeke, Grundriß S. 149—151. H.]. Wachler I, 154).

b. Thomas Murner.

Von ihm, als heftigem Polemiker gegen die Reformation, und von seinen dahin gehörenden Schriften war schon im fünften Abschnitt die Rede.[1] Bedeutender für die Geschichte der deutschen Dichtkunst sind seine größern und allgemeinern satirischen Gedichte, von welchen hier zu handeln ist.

Im Jahr 1475 wurde er bei Straßburg geboren. Sein Lehrer war Jacob Locher, der Brands Narrenschiff in lateinische Verse übersetzt hat. 1499 war er schon Franciscaner und wurde zu Paris Magister. Um diese Zeit war er auch unter den Lehrern der hohen Schule zu Freiburg im Breisgau. Kaiser Maximilian I krönte ihn zu Worms als Poeten. Zu Cracau, wo er auch lehrte, wurde er Baccalaureus der Theologie. Als Doctor dieser Wissenschaft erscheint er 1509. Zu Frankfurt am Main predigte er 1512 über seine Satiren; auch zu Freiburg scheint er solche Predigten gehalten zu haben. Im Jahr 1515 las er zu Trier über sein Chartiludium institutionum juris. Auch zu Straßburg las er 1520 juristische Collegien. Nicht lange

[1] [Vergl. oben S. 493—495. H.]

hernach war er in England bei dem Könige Heinrich VIII, der ihn als Gegner Luthers zu sich berufen hatte. Seine Rückreise aus England erfolgte 1523. Nachher, 1526, war er Pfarrer und Professor der Theologie zu Lucern und wohnte in demselben Jahre der Religionsdisputation zu Baden an, wodurch er sich den Spott des im vorigen Abschnitt angeführten Liedes über diesen Theologenkampf zuzog [1]. Wegen seiner Schmähschriften wider die protestantischen Cantone muste er, auf die Klage von Zürich und Bern, 1529 die Schweiz verlassen. Das Jahr seines Todes ist ungewiss, doch muß er vor 1537 gestorben sein. Sein unruhiger Geist hatte ihm auch ein unruhvolles Leben bereitet: überall hatte er sich Gegner erweckt und so war auch nirgends seines Bleibens; seine theologische Streitlust machte ihn zum beliebten Stichblatt der protestantischen Polemiker.

Flögel, Geschichte der komischen Litteratur III, 186 ff. Waldau, Nachrichten von Thomas Murners Leben und Schriften, Nürnberg 1775. Correspondenz des D. Thomas Murner mit dem Magistrat der Stadt Straßburg von 1524 bis 1526 in den angeführten Beiträgen zur deutschen Litteratur u. s. w. von Strobel S. 65 ff.

Murners größere satirische Gedichte sind: die Narrenbeschwörung, die Schelmenzunft und die Gäuchmatt.

1. Die Narrenbeschwörung. Erste sichere Ausgabe Straßburg 1512 (Wachler I, 206). Später bearbeitet von G. Wickram, Straßburg 1556 u. s. w.

Dieses Werk, welches man für das vorzüglichste unter den dreien ansieht, habe ich mir nicht zu verschaffen gewust und kann daher nur nach Flögel III, 190 f. und Bouterwek S. 439 ff. davon Kunde geben. In demselben soll eine Reihe von Narrenteufeln durch Exorcismus, wozu es einer derben Züchtigung der Besessenen bedarf, aus Deutschland zu den Welschen vertrieben werden. Der Verfasser behauptet, das Recht, den Narren die Haut abzuziehen, vom Kaiser selbst erlangt zu haben:

Min friheit sag ich in voran,
Die ich von unserm keiser han
Erholet, Maximilian,
Der mirs zu Wurms uff einen tag
Erloubt, daß ich üch schinden mag.

[1] [Vergl. oben S. 507. H.]

Sebastian Brand, der offenbar sein Muster ist, soll gleichwohl hierin kein Monopol haben. Vergl. Narrenschiff A, 3 c.

Unter meist sprichwörtlichen Rubriken wird, ohne bestimmte Ordnung, bald diese, bald jene Art der Unsittlichkeit und Narrheit gegeiselt; und auch in diesem losen Verbande folgt Murner dem Beispiele Brands. Am härtesten rügt er, der nachmalige Eiferer gegen die Reformatoren, den Verfall der Kirchenzucht. Unter der Rubrik „Das rößlin machen loufen" spricht er zu der Geistlichkeit:

Wir kaufent unser glück und heil;
Sag mir! was ist iez nit feil?
Tugent, ere und erberkeit
Verköuft uns als die geistlicheit.
Rü und leid umb unser sünd,
Das selbig als man köuflich findt,
Gnad und ere, ouch iren gunst,
Das si entpfangen hond umbsunst
Von Christo Jhesu in sim leben,
Daß sies umbsunst soln widergeben.

2. Die Schelmenzunft. Die älteste Ausgabe soll von 1512 sein. Die von mir gebrauchte, s. l. et a., hat den Titel:

Die alt und new schelmenzunft. Ein schöne satira, das ist straffbüchlein viler hand laster, die allenthalben in der welt uberhand genummen. Ettwann durch D. Thomas Murnar zu Frankfurt am Mein gepredigt, iederman zuor leer und niemants zuor schmach, iezunt wider von newem verlesen und gebessert nach der izigen welt lauf. (Mit Holzschnitten und Leisten. 4⁰. Stuttgarter Bibliothek.)

Nicht bloß der Titel, sondern auch die Art, wie Murners als einer dritten Person im Buche selbst gedacht wird (A, 3 a. A, 3 b. 4 b f.), und die am Schlusse beigefügte „Entschuldigung des newen schreibers" (M, 3 a) zeigen, daß diese Ausgabe eine von fremder Hand überarbeitete ist. Der ursprüngliche Text der Schelmenzunft, welche von den Litteratoren, den Jahrzahlen der bekannten Drucke zufolge, gewöhnlich nach der Narrenbeschwörung oder gleichzeitig mit ihr aufgeführt wird, ist vielmehr vor dieser entstanden, wie aus Murners eigener Angabe im Eingang seiner dritten Satire, der Gäuchmatt, (B, 1 b) sich ergiebt:

Ich strafft si vormals mit vernunft
Und setzt si in der schelmen zunft,

Noch beten si uff schand verharren,
Biß ich beschwuor die selben narren.
Wo ich ein narren ußhar beschwuor,
An stat ein legion in fuor u. s. w.

Die Schelmenzunft ist, wie schon ihr Name besagt, mehr die Schelmen, den Lug und Trug der Menschen, als ihre Thorheit, zu züchtigen bestimmt. Sie ist in Gesprächsform abgefaßt. „Underredner", wie sie genannt werden, sind zunächst „Podagricus, Schreiber, Tabellio". Der Podagrist hat sich zur Zeitkürzung viel neuer und seltsamer Bücher bringen lassen, darunter Murners Schelmenzunft, von der also eine frühere Ausgabe vorausgesetzt wird. Es scheint ihm, der Welt sei darin zu viel gethan, und er beschließt, durch Schreiben und Botschaft zu erkunden, ob die Schelmen wirklich so seien, wie Murner sie geschildert. Der Tabellio wird als Bote ausgesandt; bald ist er wieder zurück und meldet, daß Murner der Sache nicht halb Genüge gethan. Er hat selbst mehrere der Schelme mitgebracht, die nun auch redend auftreten. Der Schreiber nimmt das Protokoll darüber auf. Die Schelme werden unter folgenden, zum Theil auch sprichwörtlichen Benennungen aufgeführt, je mit entsprechendem Holzschnitt:

„Der blawen enten prediger";[1] gegen die Geistlichen, die, um größerer Einnahme willen (durch das Opfer), auf der Kanzel, statt vom Wort Gottes, von allerlei unnützen und läppischen Dingen reden.

„Der zungendrescher"; dieser sagt von sich selbst:

Ich bins, der selbig dapfer man,
Der gsiglet brief durch reden kan.

Der Tabellio berichtet dazu unter Andrem:

Es ist ein volk, das seind juristen.
Wie seind mir daz so seltsen Christen!
Sie thunt das recht so spitzig bügen
Und künnents, wo man wil, hin fügen.
Codex, lodex, decretal u. s. w.

„Der weinrüfer";[2] hierunter sind diejenigen gemeint, die jedem etwas anheften möchten; „einem den Wein ausrufen" scheint sprichwörtlich üble Nachrede bezeichnet zu haben.

[1] Vgl. Göz, H. Sachs III, 50: „Von plaben enten sagt sie her".
[2] Vgl. Narrenbuch S. 398.

„Der eisenbeißer"; der ruhmredige Kriegsmann, wobei an den Thraso des Terenz erinnert wird. Auch hier ist ein Bild des mehr besprochenen Landsknechts gegeben.

„Ströenbartflechter": dieser spricht:

Ich hör auch an der schelmen rott,
Daz ich kann thun ein gferbten spott
Und dir ein sach fürhalten, do
Du schwürst ein eid, ihm wer also;
Wenn du die sach besichest recht,
Ein ströern bart hab ich dir gflecht.

Er wird zum Zunftmeister der Schelmen ernannt und diese rufen alle zusammen:

Ja, ja, er ist der rechte mann,
Ders schelmwerk heimlich treiben kann.

Hierauf folgt der „Zerfleischer", der die Leute, die er verrätherisch auf die Schlachtbank giebt, mit der Zunge ums Leben bringt.

„Der kerbreder":

Hie bin ich, seht mich frölich an!
Ich darf noch wol zuon schelmen stan,
Hab oft an ein kerbholz geredt, [1]
Da niemants kein bezalung thett.
Verheißen dunkt mich adlich sein,
So leisten gat in pauren schein u. s. w.

„Der schulsackfresser", der sein Erlerntes wieder aufzehrt.

„Rockverdiener", der sich durch Wohlthuerei einen grauen Rock verdient.

„Holhaffenreder", die aus dem hohlen Hafen rufen, viel Geschrei machen und nicht wissen, was sie sagen, besonders die unwissenden, ihr Geschäft gedankenlos treibenden Geistlichen.

„Der dreckrütler", der alte, längst vergessene Schande wieder aufrüttelt und damit neuen Streit verursacht.

„Der orenmelker", der den Leuten sagt, was sie gerne hören.

[1] An das Kerbholz reden, d. h. rechnen; des Schreibens Unkundige bezeichneten die Schuldigkeit, worüber sie in Rechnung standen, durch Einschnitte, Kerbe, in Stäbe, Kerbhölzer, deren je der Gläubiger und der Schuldner eines hatte; die Einschnitte in beiden musten bei der Abrechnung auf einander passen. (Vgl. M, 4a: „Drumb laß ichs an ein kerbholz sagen".)

„Hippenbub“;[1] die eigentliche Bedeutung dieses bei Murner öfters vorkommenden Worts weiß ich nicht anzugeben; die bildliche ergiebt das Gedicht:

> Hippenbuoben ist ein orden,
> Wer darinn ist meister worden,
> Der kan schelten, wenn er wil,
> Und wider leben nur zuo vil.

„Geltnemmer zuoruck“, d. h. der hinterrücks Geschenke annimmt; dahin werden auch die Fürsten gerechnet, die das Recht verkaufen.

„Garnspinner“; die Deutung ist etwas gezwungen.

„Schmackebretlin“, der Schmarotzer.

„Leüssetzer“, der Ungeziefer in den Pelz setzt, in dem es von selbst schon wächst:

> (Podagricus.) Darumb so halt ichs für ein schand,
> Daß mancher schelm das böse zeigt,
> So wir darzue selbs seind geneigt u. s. w.

> (Tabellio.) Mancher zindt iez ein fewrlin an,
> Das on sein zinden selber bran.
> Die junge welt ist so verkert;
> Mich dunkt, wer sie iez bosheit lert,
> Der dreit das wasser in den Rein u. s. w.

Die Gevatterinnen „Seltenfraid“ und „Seltenfrid“, zwei alte Lästerzungen, deren erstere mit Verzaubern droht, worauf der Tabellio ihr die Nativität stellt.

„Zwischen stülen nidersitzen;“ dasselbe, was Brand unter der Rubrik „Dienst zweier herren“ im Narrenschiff ausgeführt hat, womit Einiges wörtlich zusammenstimmt.

„Geber süßer wort, Süßwortgeber“; besonders gegen Solche, die mit süßen Worten um ein altes Weib des Gelds halber werben.

„Grobian“ oder „Sauwkröner“, gegen bäurische Sitten; der Schreiber sagt zu ihm:

[1] Schmeller II, 221: „holhippen u. s. w. Einen, ihn schmähen, lästern. Der Hippenbueb (ä. Sp.), Spitzbube, Schlingel.“ (Zuletzt sagt der Hippenbub: „Ich dennocht vil mer hippen hab, Bleib nach als vor ein hippenknab.“) Gargantua S. 141, oben. Göz, Hans Sachs II, 135. [Fastnachtspiele 373. 791. K.]

Gebst mir von deiner grobkeit zol,
So mechtig ward kein herr am Rein,
Der mit mir legt gleich pfennig ein.

Auch das Narrenschiff hat einen Abschnitt „Grob narren“ (N, 1), worin das Schwein mit der Krone geht, hauptsächlich in Beziehung auf unflätige Reden beim Trinkgelage.

„Zungenschleifer“, Schmeichelredner, Gegensatz des Grobians.

„Nasser knab“; unter diesem Namen, der bei den Schriftstellern des 16ten Jahrhunderts häufig vorkommt und dem Wortlaute nach einen durstigen Bruder bezeichnet [1], sind hier verschiedene Arten von Schälken und Betrügern gemeint, insbesondre solche,

Die vil verzern und wenig haben.

„Meusfenger“:

Wer meus wil fahen nach seim sinn,
Der bestreich die fallen doch vorhin!

Als solche Fallenschmierer werden die Kaufleute namhaft gemacht, die, besonders auf der Messe zu Frankfurt, ihre betrügerische Waare oben wohl zugerüstet zeigen.

„Der wassertrager“, der Mann, der Wasser in den Brunnen trägt, d. h. die Schälke vergeblich mahnt und warnt, wird, seiner verlorenen Arbeit unerachtet, willkommen geheißen.

Der Mann mit dem Schnabel („schnebler man“),

(Tabellio.) Der mit seim maul erreichen kan
Den himmel und all sternen dran u. s. w.

„Reifstecker“, der den Wirthsreif der Schelmerei wenigstens äußerlich aufsteckt. Man soll auch den bösen Schein meiden:

Wer wil han ein erbaren schein,
Der zieh den schelmenreif auch ein u. s. w.

Wer kein dieb mit werken ist,
Der sol nit brauchen diebschen list.
Wer nit schenken wil den wein,
Der zieh ins teufels namen ein
Den reif! so siht man, was da brist
Und daß kein wein da feile ist u. s. w.

[1] Hallische Litteratur-Zeitung 1829, Nr. 55, S. 439 (Recension des glückhaften Schiffs).

„Der onnütz vogel“, der Wiedhopf, der sein eigen Nest besudelt: dahin werden die gerechnet, die ihre eigenen Herren, Dienstleute, Angehörige, beschimpfen, besonders aber die Geistlichen, die auf dem Predigstuhl den Laien über andre Geistliche vorklagen.

„Schelmenbeichtvater“; dieser beklagt sich über das leichtfertige Beichten der Schelme, die nur schnell abgefertigt sein wollen und bloß diejenigen Schelmstücke angeben, worüber sie ausdrücklich befragt werden:

Wilt du dich der klägte schamen,
So hüt dich vor den werken auch!
Mach kein fewr! so meidst den rauch.

Der Beichtvater erhält aber auch selbst vom Podagristen die Ermahnung, mit christlichem Beispiel voranzugehen. Die Geistlichen sollen ihr Leben nach der Schrift einrichten

Und nit also onnütz dichten
In menschengsatzen und verbot,
Die uns gott nie befolen hot u. s. w.

„Bolzfiderer“, der Lügner, der von fremden Landen erzählt, dahin seinen Bolz befiedert, wo man ihn nicht ertappen kann:

Federlin hin, federlin her,
Ich kann wol sagen frembde mer,
Je weiter sag, ie mer erlogen;
Drum spann ich stets mein stelen bogen
Und schieß weit gar in frembde land,
So ich drein lieg, ist mir kein schand;
Wer wil es so behend erfaren? u. s. w.

„Achselntrager“, der auf beiden Achseln trägt, ein „jaknecht“, der überall und nach allen Seiten ja sagt. Er selbst erzählt, wie er durch Jasagen endlich vom Dienste gekommen:

Ich dient meim herren lang zeit recht,
Biß da wir auf ein acker schlecht
Kamen und er sprach: „Hie wer guot
Salz auffsehen in sichrer huot“;
Und ich verjatzet das behend,
Mainet, ich hett es wol erkent.
Von stund an mir da urlaub gab:
„Deins dienstes ich itzt gnügen hab,

Was mir gefelt, behagt auch dir,
Das treibts die leng nu nit bei mir;
Es ist nit als recht, was ich thuo,
Noch sagstu allzeit ja darzuo."

„Federleser", der Augendiener, der sich an manchen Orten wohl dran macht, indem er den Herren die Schleißen vom Rocke liest.

Zuletzt ist noch von denen die Rede, die sich „dem teufel auf den schwanz gebunden", d. h. die, wenn es ihnen nicht gleich nach Wunsche geht, an Gott verzweifeln und sich das Leben nehmen. Diese will der Schreiber nicht einmal in die Schelmenzunft aufnehmen.

Die Verhandlung schließt damit, daß der Podagricus dem Tabellio, der ihn mit all diesen Schelmen bekannt gemacht, nun aber vor Alter nicht mehr wohl botenlaufen kann, einen Platz in seinem Pfrundhaus anweisen läßt.

3. Die Gäuchmatt (Kuckucks- oder Narrenwiese). Älteste Ausgabe, Basel 1519. 4⁰. (Stuttgarter Bibliothek):

Die geuchmat, zuo straff allen wibschen mannen durch den hochgelerten herren Thoman Murner, der heiligen geschrift doctor, beider rechten licentiaten und der hohen schuol Basel des keiserlichen rechtens ordenlichen lerer, erdichtet und einer frummen gemein der löblichen statt Basel in freuden zuo einer letz beschriben und verlassen.

Die Gäuche, die in dieser Satire durchgezogen werden, sind, wie der Titel sagt, die weibischen Männer, d. h. die sich von den Weibern äffen und gängeln lassen; die Thorheiten bis zu den grösten Freveln, welche durch Weiber veranlaßt worden, sind hier in langer Folge willkürlich zusammengereiht und mit Beispielen aus biblischer und Profangeschichte belegt, Alles unter Rubriken, die sich auf den Gauch, den Vogel Kuckuck, der auch überall auf den Holzschnitten figuriert, beziehen; z. B. „den gouch locken, den gouch fohen, den gouch berupfen, den gouch ußbrüten, den gouch etzen, den gouch lernen singen" u. s. w. Die Fassung ist die, daß all diese Gäuche, sammt ihren Gäuchinnen, unter der Herrschaft von Frau Venus auf einer Wiese bei Basel versammelt werden und hier unter geschwornen Artikeln und besondern Freiheiten eine Zunft bilden, deren Kanzler der hochgelehrte Dr Murner selbst ist. Obgleich von viel größerem Umfang, als die Schelmenzunft, ist doch dieses Gedicht weit gehaltloser und eintöniger,

als jene, und ich weiß darum aus ihm nur Weniges zur Probe auszuheben.

Derjenige, welcher zum Zunftmeister der Gäuchmatte erwählt wird, hat sich dazu durch zwölf gäuchische Artikel, verliebte Thorheiten, zu dieser Würde befähigt. Darunter folgende:

10, 1 a ff. Zuom fünften, wenn er ir [der geuchin] wolt schriben
Und geucheri mit worten triben,
Ist er zuom scherer vorhin gangen
Und het sin eigen bluot entpfangen,
Das im do ließ der scherer gon,
Domit er hat die gschrift gethon,
Sin dorechten und geuchschen muot
Verschriben ir mit eignem bluot,
Als ein großer gouch dann thuot u. s. w.

Zwölf besondre Lehren, wie alle übrige Satzungen in Prosa verfaßt, handeln davon, wie sich der Gauch mit Hemden und sonst in seinem Aufputze säuberlich halten soll; z. B.:

Die nünde lere. Es sol kein zarter gouch kein hembd nimmer mer anthuon, es si dann vorhin von der negerin in falten gestrichen, denn die falten geben dennocht dem hembd ein schönen anblick, mit namen dem badhembd, so man in das bad gat.

Die zehend lere. Kan er das alles nit thuon, so schnid er löcher in das wammes und neg reine diechli für die löcher! so wenet man aber, es si das hembd, oder kouf ein rein wiß brustduoch, das entblötz er do vornan bi der brust!

Die eilfte lere. Er sol al acht tag zwei mal lassen scheren und dri mal daz har lassen püffen, daz es fin krus werd, wie einem jungen Jesusknebli, und schwarze siden schnierli an den hals henken, ein herzlin dran, oder ein gleslin mit balsam, oder sunst bissem in einem siden düchlin, oder marderdreck, der schmackt ouch wol und kost nüt.

Auch in dieser Satire bleibt die Geistlichkeit nicht verschont. Der neunte Artikel der Gäuchmatte ist überschrieben „Geistlich geuch" und lautet so:

Es sol ein gouch nit allein uff dem feld, oder in den welden gucken [mit dem Kuckucksrufe locken] künnen, sunder ouch in der kirchen und under der predig, uff den karfritag, oder so iederman am heiligsten ist; alsdann sol er sinen schanz luogen, wie er briefli der geuchin in den stuol leg, stoß oder verberge, ir hoffire, oder sunst fründlich winke, daß si dobi erkenne, daß er ir die heilige zitt nit vergessen hab. Denn die geistlichen und ordenslüt guckent

doch ouch oft und dick in der kirchen, denn es wurde got oft übel gesungen, wenn wir nit wißten, daß unser gesang die geuchin höret. Es duot uns geistlichen dick wol im herzen, daß der arm gemein man meinet, wir singen, pfiffen, orglen got, so locken wir dem gouch.

Besonders beachtenswerth ist noch der „Beschluß der geuchmatten", worin Murner sich ziemlich naiv über Anlaß, Absicht und Art seiner satirischen Schriften erklärt und manigfachen Tadel von sich abzuwenden sucht:

Sünden nent man mancherlei,
Die ich iez nen ein geucheri
Und vormals nant ichs schelmenstück,
Wo einer that ein buobenstück;
So hieß ichs vor die narren bschworen,
Die selben alle sünder woren.
Ich hab in allem minem schriben
Nüt denn sünden weln vertriben u. s. w.

So versichert er auch, daß er nur die bösen Weiber gemeint, die frommen aber wohl zu schätzen wisse.

Man darf sich nicht wundern, daß Murner in der vorgetragenen Stelle seinen Satiren einen ernsteren Gehalt beilegt, denn über die Narrenbeschwörung und die Schelmenzunft hat er, nach seiner eigenen Angabe, zu Frankfurt gepredigt (Flögel III, 186. 191), auf ähnliche Weise, wie Geiler von Kaisersberg über Brands Narrenschiff.

Tadel und Spott der Zeitgenossen über diese seltsamen Werke eines Doctors der Theologie und Franciscanermönchs konnten freilich nicht ausbleiben. Besonders nahmen ihn die protestantischen Reformationspolemiker auch hierüber empfindlich mit. Karsthans wirft ihm, in dem bekannten Gesprächbüchlein, unter Andrem vor (B, 1 a) [1]:

Üwer red ist nit dan von gensen, geüchen, schelmen, keiben.

Und weiterhin:

Scheint wol, daz doctor Murner mer uff der gauchmatten gefogelt hat, dan in der heiligen geschrift studiert. [2]

Man erinnere sich der früher [3] aus einer andren Streitschrift dieser Art angeführten Stelle. Die kleinern satirischen Gedichte Murners, von

[1] [Böcking IV, S. 628. 636. H.]

[2] Auch das Lied von der Disputation zu Baden enthält spöttische Anspielungen, besonders auf die Gäuchmatt. [Vergl. oben S. 507. H.]

[3] [Vergl. oben S. 500, Anm. H.]

denen einige in jener Stelle beiläufig, andre im Abschnitt von der Reformationspolemik erwähnt wurden, sind verzeichnet bei Flögel a. a. O.

Zur Charakteristik Murners im Allgemeinen bemerke ich Folgendes:

In den deutschen Heldenliedern tritt ein eigenthümlicher Charakter auf: der streitbare Mönch Ilsan. Er trägt die Kutte über dem Harnisch, ist stets mit Scheltworten und Faustschlägen bereit, tummelt sich mit den Helden im Rosengarten und reibt Kriemhilden, die ihn als Sieger küssen muß, mit dem Barte die schönen Lippen blutig. Er ist voll derber Possen und seine Erscheinung weckt überall den neckischen Spott. Im Narrenschiffe wird der „münch Eilsam mit seim bart“ (N, 1 c) unter den Grobianen aufgeführt. Dieser streitbare, possenhafte Mönch spiegelt uns den schriftstellerischen Charakter Thomas Murners; wie Ilsan in den Heldenkämpfen, so ist Murner im Reformationsstreite die lustige Person.

Bouterwek charakterisiert Murnern, in Zusammenstellung mit Sebastian Brand folgendermaßen (S. 438 f.):

Das ganze Leben Murners giebt zu erkennen, daß er ein unruhiger Kopf war, der nirgends lange in Frieden leben konnte. Denselben Charakter verrathen seine Schriften. Eine gewisse Redlichkeit im Eifer für sittliche Bildung und gesunder Verstand ist in Murners didaktischer Satire nicht zu verkennen; aber es fehlt ihr die Ruhe und innere Würde, durch die sich Brand, auch wo er in Eifer geräth, zu seinem Vortheil auszeichnet. Murner selbst lehrt uns, daß er sich seinen Landsmann Sebastian Brand zum Muster gewählt hatte. Beider Satiriker Manier unterscheidet sich meistens nur durch den Grad der Lebhaftigkeit des Spottes. Murner, von seiner natürlichen Heftigkeit hingerissen, eifert mit Ungestüm; er schimpft, wo Brand nur tadelt. Murner hat mehr satirischen Witz, als Brand; aber das Bedürfnis, das ganze Maß seines Witzes auszuschütten, macht ihn umständlich und zuweilen geschwätzig. An Derbheit der Gedanken und des Stils sind beide Satiriker einander ungefähr gleich. Von dem höheren Interesse der Poesie hatten Beide keine Ahndung.

Diese Vergleichung erscheint mir zu günstig für Murnern und zu unvortheilhaft für Brand. Wenn mir gleich, was Murnern betrifft, dessen Narrenbeschwörung, welche Bouterwek vorzüglich im Auge haben mochte, nicht zu Gebote stand, so glaube ich doch, daß die beiden mir bekannten größern Gedichte den Grund seines dichterischen Vermögens durchschauen lassen. Schon eine äußerliche Vergleichung ergiebt, daß zwar in Brands Gedichte Anordnung und Verbindung zum Ganzen nicht minder lose gehalten sind, als in Murners Werken, daß aber bei

Ersterem die einzelnen Abschnitte viel gedrängter und auch bei freierer Gedankenfolge klarer und folgerichtiger in sich abgeschlossen sind, als bei Murner, der allzu leicht in Wiederholungen und Widersprüche abirrt. Jener wagt überraschende Zusammenstellungen, die gleichwohl in einer höheren Einheit verbunden sind; dieser hebt manchmal seine Charakterbilder wieder auf, indem er Züge einmischt, die nicht dahin gehören, sondern aus einer der vorhergehenden oder nachfolgenden Schilderungen hieher verirrt scheinen. Die Grundverschiedenheit, auf der auch diese äußern Erscheinungen beruhen, liegt aber darin, daß die Behauptung, als hätten Beide von dem höheren Interesse der Poesie keine Ahnung gehabt, nur von dem Letztern gilt. Auch Brand verfolgte nicht absichtlich poetische Zwecke, aber seine Satire gieng aus einem tiefern und erstern Geiste, aus einem religiös und dichterisch bewegten Gemüthe hervor, was beides bei Murnern fehlt; daher stammt die Ruhe und Würde, die ihm Bouterwek zuerkennt und die bei Murnern so sehr vermißt wird, darum ist bei Brand der Ernst die Folie des Scherzes, darum stehen ihm Narrheit und sittliche Verkehrtheit in natürlicher Verbindung, während Murner, in dem vorgetragenen Beschlusse der Gäuchmatt, sich vergeblich abmüht, das Verhältnis von Scherz und Ernst, von Thorheit und Sünde, wie es in seinen Schriften bestehen soll, ins Reine zu bringen; darum erscheinen auch die einzelnen Sprüche und Sentenzen bei Brand körniger und tiefsinniger, bei Murner zerflossener und oberflächlicher. Jener hat den gangbaren Sprichwörtern nicht selten einen geistigern Gehalt angeeignet, dieser hat sie mehr nur in Beispielen ausgelegt. Gemeinsam bleibt ihnen die aphoristische Form der Behandlung, der gesunde Verstand und die Derbheit des Tadels und Spottes, die jedoch bei Murner, aus Mangel an innerem Anhalt, viel mehr in Roheit ausartet.

Den scheinbaren Widerspruch, daß Murner, der doch selbst die Blößen des geistlichen Standes so rücksichtslos aufgedeckt, nachher Luthern auf das heftigste angegriffen, hat man aus seinem gekränkten Ehrgeize zu erklären gesucht, indem er selbst sich den Ruhm eines Reformators auf seine Weise hätte vorbehalten wollen (Wachler I, 204. Horn I, 116). Allein da seine Satire, einzelne Andeutungen ausgenommen, doch in der Hauptsache nur gegen die äußern Schäden der Kirchenzucht gerichtet ist, so scheint man auch nicht genöthigt zu sein, zu jener

gehässigern Erklärung zu greifen. Wenn Murner die satirische Richtung gegen die Geistlichkeit seiner Kirche späterhin, nach eingetretener Spaltung, nicht weiter verfolgte, so konnte ihn davon eben der Zusammenhang abgebracht haben, den die Reformatoren zwischen den äußerlichen Misbräuchen und den Lehrsätzen der Kirche selbst geltend gemacht hatten.

Die didaktisch-satirische Weise Brands und Murners, die sprichwörtliche Lehrweisheit und die Entwicklung gedrängter Charakterbilder aus dem Kerne der Sprichwörter, möchte wohl auch zum Frommen der heutigen Lehrdichtung größere Beachtung verdienen, als ihr bisher geworden ist. Man würde von einem Dichtwerk unsrer Tage allerdings eine strengere Einheit erfordern, als das Narrenschiff und die Schelmenzunft sie aufweisen können, und an sprichwörtlichen Redensarten von sinnlicher Kraft und lebendiger Anschaulichkeit ist unser Volk seit drei Jahrhunderten beträchtlich ärmer geworden. Aber den Lauf der Welt in kernhaften Sinnsprüchen, in scharf hingestellten und rasch vorüberziehenden Lebensbildern aufzufassen, ist eine für alle Zeiten gültige Aufgabe und ihre Lösung aus den Tiefen eines reichen Geistes könnte uns miteinemmal der systematischen Breite entheben, die wir als das Erbtheil der didaktischen Poesie zu betrachten gewohnt wurden.

Am Schlusse dieses Abschnitts muß ich noch kurz erwähnen, daß unter den Verfassern größerer lehrhafter Dichtungen noch Bartholomäus Ringwaldt [1], früher als Kirchenliederdichter genannt, hätte aufgeführt werden müssen, wenn mir seine Lehrgedichte „die lautere Wahrheit“ (Erfurt 1585 und öfter) und „der treue Eckart“ (zuerst Frankfurt a. d. O. 1590), letzteres die Vision eines Kranken, der Himmel und Hölle durchwandert, zugänglich gewesen wären (Bouterwek S. 434 ff. Koberstein S. 126 [Vierte Ausgabe S. 431. 434. H.]).

[1] Bartholomäus Ringwaldt und Benjamin Schmolk, ein Beitrag zur Litteraturgeschichte des 16ten und 18ten Jahrhunderts von Hoffmann von Fallersleben. Breslau, Hentze, 1833. 88 S. gr. 8. [Gödeke, Grundriß S. 403—405. H.]

Achter Abschnitt.

Erzählende Dichtungen.

Je mehr in dem Zeitraum, auf den sich unsre Darstellung erstreckt, die eigensten Interessen der Poesie zurückstehen, dagegen die praktischen und polemischen Richtungen vorherrschen, um so weniger streng kann auch nach poetischen Formen gesondert werden. Jene vorherrschenden Zeitrichtungen bemächtigen sich aller Formen und wenn wir in den vorhergehenden Abschnitt von den Lehr- und Strafgedichten Verschiedenes aufgenommen haben, was der erzählenden Gattung angehört, eben weil die Erzählung nur als Einkleidung des lehrhaften Zweckes erschien, so werden wir noch mehr in den gegenwärtigen Abschnitt von den erzählenden Dichtungen die didaktische und satirische Richtung herübergreifen sehen. Dennoch bleibt immer der Unterschied zwischen der bestimmten Absicht der Lehre und Rüge, wie sie in den Gedichten des vorigen Abschnitts vorwaltete, und der freieren Lust des Darstellens und Gestaltens, die wir mehr in dem jetzigen Abschnitte wirksam finden werden. Scharf kann allerdings, unter den angegebenen Verhältnissen, die Grenze nicht gezogen werden, Übergänge und Eingriffe werden sich manigfach bemerklich machen.

Wir theilen die erzählenden Dichtungen, die uns hier in Betracht kommen, in drei Classen ab: Fabeln, Schwänke, Romane.

---

1. Fabeln.

Die Dichtart, die unter dem Namen äsopische Fabel bekannt ist, wurde vom Mittelalter her in Deutschland fleißig gepflegt. Als Fabeldichter unsres Zeitraums sind zu nennen: Luther, der zunächst für seinen

Sohn Hans einige äsopische Fabeln bearbeitet hat; Hans Sachs, in dessen Werken sich 59 Stücke dieser Art finden; dann, durch natürliche Gefälligkeit und Gewandtheit der Erzählung ausgezeichnet, Burkard Waldis, gestorben nach 1554, dessen „Äsopus, ganz neu gemacht", Frankfurt 1548, in vier Büchern 400 Fabeln und kurze Erzählungen enthält, von denen die letzten hundert neu gedichtet, die übrigen aus ältern umgearbeitet sind [1]; ferner Daniel Holzmann, Erasmus Alberus, Hartmann Schopper (Bouterwek IX, 445 ff. Vergl. 341. Wachler I, 200 ff. Koberstein S. 127 [Vierte Ausgabe S. 432. 433. H.]).

Die Thierfabel, in welcher der Lehrzweck vorwaltet, ist aber auch zu größeren und freieren Darstellungen ausgedehnt worden, die das Treiben der Menschen in den Bildern der Thierwelt parodisch abspiegeln. Dahin gehören:

Reineke Fuchs (Reineke de Vos), dessen niederdeutsche Abfassung gegen das Ende des 15ten Jahrhunderts fällt. Dieselbe erschien zuerst Lübeck 1498 im Drucke. Als Verfasser nennt sich Heinrich von Alkmar, gewöhnlich aber hält man Nikolaus Baumann für den wahren Dichter.[2] Neuere Ausgaben: zugleich mit dem Koker (Köcher), einem niederdeutschen Spruchgedichte, das wohl nicht viel jünger ist, Wolfenbüttel 1711; von Gottsched, Leipzig 1752; von Voß und Bredow, Eutin 1798; und von Scheller, Braunschweig 1825. [Von Hoffmann, Breslau 1834. 1852. H.] (Koberstein S. 91—93 [Vierte Ausgabe S. 356. 357. H.]).

Der Froschmäuseler von Georg Rollenhagen, zuerst gedruckt Magdeburg 1595. Die neueste Ausgabe von 1730. Der Verfasser ist geboren 1542 und gestorben 1609. Sein Werk ist theils der Batrachomyomachie, theils dem Reineke Fuchs nachgebildet (Koberstein S. 117—119 [Vierte Ausg. S. 358. H.]).

Von diesen sämmtlichen Fabelgedichten habe ich, zumal bei der beschränkten Zeit, die uns noch übrig ist, hier nur summarische Notiz gegeben, da sie gröstentheils nicht eigenthümliches Erzeugnis dieses Zeitraums, sondern Bearbeitungen und Nachahmungen älterer oder fremder Dichtungen sind. Das bedeutendste, der Reineke Fuchs, das noch von wahrhaft epischem Geiste belebt ist, zieht die Litterargeschichte seiner uralten

[1] [Vergl. Esopus von Burkhard Waldis, herausgegeben von Heinrich Kurz. I. II, Leipzig 1862. 8. Man sehe auch Wilh. Grimm, Thierfabeln bei den Meistersängern, Berlin 1855. 4. Gödeke, Grundriß S. 358—365. H.]

[2] [Vergl. namentlich J. Grimm, Reinhart Fuchs, Berlin 1834. 8. Cap. VIII. H.]

Fabel in die mittelhochdeutsche und altfranzösische Dichtkunst hinauf. So wie es aus dem Ende des 15ten Jahrhunderts vorliegt, ist es durch die Übertragungen von Göthe und Soltau hinreichend bekannt und allgemein zugänglich. Ebenso der Froschmäusler durch die Bearbeitung von G. Schwab, Tübingen 1819.[1]

2. Schwänke.

An kürzern, scherzhaften Erzählungen war schon die mittelhochdeutsche Periode sehr fruchtbar.[2] Unerschöpflich stand hierin die nordfranzösische Poesie voran. Mit eigenthümlichem Gepräge ist diese Dichtart auch in unsrem Zeitraum bearbeitet worden.

Bei den Meistersängern ist angeführt worden, daß auch sie, außerhalb der Schule, in den Zechen, Lieder scherzhaften Inhalts, in der Form des Meistersanges, zu singen pflegten. Ein Schwank des Hans Sachs in dieser Form wurde damals ausgehoben.[3] Es sind aber auch solche vorhanden, die wohl noch dem 15ten Jahrhundert angehören (Zürcher Liederbuch). Dahin mag auch folgendes Lied gehören, das ins Lalenbuch eingeschaltet ist (Narrenbuch S. 453 ff.):

Zu Manghoffen in Baierland spate u. s. w.

In der gewöhnlichen Weise gereimter Erzählungen erscheint um die Mitte des 15ten Jahrhunderts als Dichter von Schwänken Hans Rosenblut, der Schnepperer, den wir im dritten Abschnitt als Verfasser des Nürnberger Kriegs von 1450 kennen gelernt haben.[4] Seine Erzählungen und sonstige Gedichte sind, wie früher bemerkt worden, verzeichnet in von der Hagens Grundriß S. 364 ff. und in der Einleitung zum 3ten Bändchen der Auswahl Hans Sachsischer Dichtungen von Göz (S. LXX ff.). Als Anhang dieses Bändchens sind auch einige seiner Schwänke mitgetheilt.[5]

[1] [Vergl. Gödeke, Grundriß S. 400. 401. H.]
[2] [Vergl. oben S. 190 Anmerk. 1. H.]
[3] [Vergl. oben S. 344. 345. H.]
[4] [Vergl. oben S. 365—367. H.]
[5] [Ausführliche Mittheilungen giebt A. Keller, Fastnachtspiele aus dem fünfzehnten Jahrhundert, Stuttgart 1853. 8. S. 1083 ff. H.]

Nach ihm ist in diesem Fache, wie in so manchen andern, Hans Sachs sehr reich. Von ihm Einiges zur Probe:

Sanct Peter mit der geiß (Göz II, 87 ff.).
Da noch auf erden gieng Christus u. s. w.
Sanct Peter mit dem faulen bawrnknecht (ebd. 94 ff.).
Nun höret wunderseltsam ding u. s. w.

(Über Schwänke von Burkard Waldis vergl. Bouterwek S. 450.)

Vom Anfang des 16ten Jahrhunderts an war es auch in Deutschland sehr gebräuchlich, solche schwankhafte Erzählungen, mit sonstigen Witz- und Scherzreden, zum Theil auch mit ernsthaften Anekdoten vermischt, lateinisch und deutsch, in Sammlungen zu bringen.

Sammlungen dieser Art sind:

Die Facetiae von Heinrich Bebel (gest. um 1516) und Nikodemus Frischlin (gest. 1590).[1]

Schimpf und Ernst (von dem Barfüßer Johannes Pauli), Straßburg 1535. Fol.[2] (Ein zweiter Theil, Frankfurt 1544, enthält den Reineke Fuchs, hochdeutsch. Stuttgarter Bibliothek.)

Kirchhofs Wendunmuth, Frankfurt 1563. 8. (Stuttgarter Bibliothek.)[3]

Sodann: Freys Gartengesellschaft[4], Widrams Rollwagenbüchlein[5] u. s. w. (Vgl. Koberstein S. 128 f. [Vierte Ausgabe S. 444 f. H.]).

Aber neben den bloßen Compilationen waren und wurden fortwährend die im Volke gangbaren Schwänke auch organisch zu ganzen Charakteren und zu umfassendern Darstellungen vereinigt und erweitert. Sagenhafte und historische Narren und Schälke zogen magnetisch an, was, zu ihrem Wesen passend, von Narren- und Schalksstreichen herrenlos umherstreifte. Solcher Art waren schon die ältern deutschen Gedichte vom Pfaffen Amis (Koloczaer Codex altdeutscher Gedichte von Mailath und Köffinger, Pesth 1817, S. 289 ff.) und von Salomon und Morolf (von der Hagens und Büschings Gedichte des Mittelalters Bd. I).[6]

[1] [Vergl. Gödeke, Grundriß S. 114. H.]

[2] [Eine neue Ausgabe ist für die Bibliothek des litterarischen Vereins in Stuttgart vorbereitet von Österley. Vergl. Gödeke, Grundriß S. 373. 374. H.]

[3] [Vergl. Gödeke, Grundriß S. 376. 377. H.]

[4] [Vergl. Gödeke, Grundriß S. 374. H.]

[5] [Neue Ausgabe von Heinrich Kurz, Leipzig 1865. 8. Vergl. Gödeke, Grundriß S. 368—372. H.]

[6] [Vergl. Gödeke, Grundriß S. 23. 32. 33. H.]

In unsern Zeitraum fallen die Volksbücher und Gedichte: Tyll Eulenspiegel, Klaus Narr, der Pfarrherr vom Kalenberg, Peter Leu, die Schildbürger oder das Lalenbuch.

Litteratur: Flögel, Geschichte der Hofnarren, Liegnitz 1789. Die deutschen Volksbücher u. s. w. von J. Görres, Heidelberg 1807.

Narrenbuch, herausgegeben durch F. H. von der Hagen, Halle 1811 (enthält die drei letztgenannten Stücke nebst dem prosaischen Markolf).

(Recension dieses Buchs in der Leipziger Litteratur-Zeitung 1812, S. 1282 bis 301. Vergl. Koberstein S. 129 [Vierte Ausgabe S. 441. Gödeke, Grundriß S. 115 ff. H.].)

Die älteste bekannte Ausgabe des noch jetzt gangbaren Volksbuchs von Tyll Eulenspiegel ist die hochdeutsche von 1519. Lessing hat aber bewiesen, daß das Original niederdeutsch gewesen und im Jahr 1483 geschrieben ist.[1] Mit Recht sagt übrigens Görres (S. 196):

Das Ganze deutet durch seine rhapsodische Form durchgängig auf ein successives Entstehen in verschiedenen Zeiten und ein Erzeugnis einer ganzen Classe, die es als Denkmal eines nationellen innern Übermuths und freudigen Muthwillens nach und nach wie einen Scherbenberg zusammentrug, den nun irgend ein Einzelner vollends ordnete. Was ihm daher die allgemeine Haltung giebt, ist durchaus das immer sich gleichbleibende Gepräge der untern Volksclasse, in der es ursprünglich entstanden war, das man in allen seinen charakteristischen Merkmalen hier wieder findet, bis auf die Ader von boshafter Tücke hin, die durch den ganzen Charakter Eulenspiegels durchläuft und die man als den deutschen Bauern eigen allgemein anerkennt.

Man hat dem Helden dieses Volksbuchs auch eine geschichtliche und örtliche Anknüpfung gegeben.[2] Er soll um 1350 gestorben sein und zu Möllen bei Lübeck wird sein Grab unter der Linde gezeigt, mit der Eule und dem Spiegel in den Stein eingehauen. (Ein Freund hat mir erzählt, daß, als er Eulenspiegels Grab besucht, sich sogleich die

[1] Den Eulenspiegel hat Murner in Reimen bearbeitet. [Vergl. Gödeke, Grundriß S. 117. 118. Dr Thomas Murners Ulenspiegel, herausgegeben von J. M. Lappenberg, Leipzig 1854. 8. H.]

[2] Leipziger Litteratur-Zeitung, Juli 1833, Nr. 165, Sp. 1320, Anzeige des Anzeigers von Aufseß, durch F. Wchtr [Wachter]: „Eulenspiegel, ob je ein Mann dieses Namens gelebt, von L. v. Ledebur [1832] S. 292, das Wahrscheinlichste ist, nach unserer Meinung, daß der Volksroman nicht aus der Sage geschöpft worden, sondern die Sage erst durch den Volksroman entstanden, denn außerdem müsten sich mehr sagliche und geschichtliche Spuren finden."

Knaben des Dorfes um ihn versammelt und über seine Brille mit Fratzen und Geberden lustig gemacht haben, wodurch sie sich als echte Nachkommen Eulenspiegels erprobten.) Allein eben das Symbol und der allegorische Name deuten auf ein unpersönliches Wesen (Ebd. 199).

Charakteristisch für unsern Zeitraum ist, daß sich selbst Eulenspiegel in einen protestantischen und einen katholischen schied, wovon jener noch zehn besondre Schwänke über Pabst und Pfaffen enthält (Ebd. 198 f.).

Eine geschichtliche Person ist Klaus Narr. Er war Hofnarr bei mehrern sächsischen Kurfürsten und bei einem Erzbischof von Magdeburg im letzten Viertel des 15ten und der ersten Hälfte des 16ten Jahrhunderts.

Die Historien von ihm, über 600, sind 1551 und später oft im Druck erschienen und gleichfalls zum Volksbuche geworden (Flögel a. a. O. 283 ff.). [1]

Görres S. 187 f. sagt darüber:

Der Charakter dieses Narren ist angenommene Einfalt, häufig nicht eben ungeschickte kindische Naivität, freimüthige, oft plumpe und unverschämte Wahrhaftigkeit, mitunter Tücke und einige äffische Bosheit, besonders wenn er gereizt war; sonst im Ganzen gutmüthiges Hinschlendern in der Narrenkappe durch die Welt. Diese Physiognomie haben denn auch durchaus die hier erzählten Schwänke, häufig unbedeutend, leer und ungelenk, oft aber auch glücklich, bedeutend, treffend und belustigend u. s. w.

Die schwankartigen Geschichten des Pfaffen vom Kalenberg sind 1582 o. O. und nachher mehrfach gedruckt. Sie sind in Reimen erzählt und finden sich in erneuter Sprache in von der Hagens Narrenbuche. [2] Seiner erwähnt jedoch schon Sebastian Brands Narrenschiff (Augsburg 1498, N, 1 c) unter den groben Narren:

Wer iez kan triben sölich werk,
Als treib der pfaff vom Kalenberk
Oder münch Eilsam mit seim bart,
Der meint, er thuo ein guote fart. [3]

Er genoß, nach dem Gedichte selbst, die besondre Gunst des Herzogs Otto von Östreich, des jüngsten Sohns Kaiser Albrechts, welcher im

[1] [Vergl. Gödeke, Grundriß S. 421. H.]
[2] [Vergl. Gödeke, Grundriß S. 116. 117. H.]
[3] [In Zarnckes Ausgabe S. 71. H.]

Jahr 1350 starb. Den Hof dieses Fürsten zu Wien besuchte er fleißig vom nahen Kalenberg aus und spielte dort den Lustigmacher. Die Schwänke, die auf sein Haupt gehäuft sind, laufen meist darauf hinaus, daß er sich durch allerlei possenhafte Einfälle gute Pfründen, Opfer von den Bauern und fürstliche Geschenke zu verschaffen oder sonst die Leute zu überlisten weiß; z. B. wie er seine verdorbenen Weine ausschenkt (Narrenbuch S. 287—9):

Darnach der Pfarrherr thät gedenken u. s. w.

Verwandt und öfters zusammengedruckt mit der Geschichte des Pfarrers vom Kalenberg ist die:

Histori Peter Lewen, des andern Kalenbergers u. s. w., in Reimen verfaßt durch Achilles Jason Widman von Hall [Schwäbisch Hall] u. s. w. Ältester Druck: Nürnberg 1560. (Erneuert im Narrenbuche.) [1]

Peter Leu, unser Landsmann, von Schwäbisch Hall, war, nach dem Gedichte, geraume Zeit Helfer des Priesters zu Westein (Westheim im Rosengarten) und starb zu Hall, wo er auch begraben liegt, im Jahr 1496 in hohem Alter. Der Verfasser des Gedichts beruft sich auf die Erzählung Solcher, welche Petern noch selbst gekannt haben (S. 356):

Das ist des Peter Leuen Leben.
Davon ich euch hie will sagen,
Wie denn mir die angezeigt haben,
Die ihn gekennt haben vor Jahren,
Eins Theils gesehen und erfahren.

Allerdings ist dieser andre Kalenberger, wie der erste, zu einer sagenhaften Person geworden, an die sich eine Menge derber Pfaffenschwänke angeheftet haben. Allein hier, wie dort, liegen offenbar geschichtliche Züge zu Grunde und an der wirklichen Existenz dieser Personen ist nicht zu zweifeln. Peter Leu war in seiner Jugend ein Blockträger und nachher ein Rothgerberknecht, seiner Stärke wegen hieß man ihn Leu. Den Krieg wider die Armen Gecken (Armagnaken, 1444) machte er als Büchsenmeister mit. Erst als er dreißig Jahre alt war, fieng er an in die Schule zu gehen und so gering seine Fortschritte waren, gelangte er doch zur Priesterweihe. Das Eigenthümliche der von ihm erzählten Schwänke beruht nun eben in dieser geistlichen

[1] [Vergl. Gödeke, Grundriß S. 117. H.]

Unzulänglichkeit, die er durch allerhand possenhafte Einfälle zu verdecken weiß, und im fortwährenden Übergewichte des sinnlichen Menschen, den er durch Prellen der Bauern und des Pfarrherrn, dem er aushelfen soll, zu befriedigen sucht. Zur Probe (S. 411):

Von Peters Predigt.

Nun begab sich an dem Christtag u. s. w.

Sodann (S. 414):

Wie auch zu Erlach sich begab u. s. w.

Daß solche Charaktere auch nur im Gedichte aufgestellt werden konnten, weist allerdings auf einen betrübten Zustand der damaligen niedern Geistlichkeit hin.

Das bedeutendste der Schwänkebücher, von dem wir zuletzt reden, ist die in Prosa abgefaßte Geschichte der Schildbürger, deren älteste bekannte Ausgabe vom Jahr 1597 ist. In manchen der spätern Ausgaben, worin dann auch weitere Theile hinzukamen, heißen sie Lalenburger und das Buch selbst das Lalenbuch.[1] (Ein Theil der darin enthaltenen Geschichten ist in den Volksmärchen von Peter Lebrecht, Tieck, Theil 3, bearbeitet.)

Diese Einwohner des Dorfes Schilda stammten von einem der griechischen Weisen ab und waren durch ihre eigene Weisheit so berühmt, daß sie überallhin von Königen und Fürsten berufen wurden, welche ihren Rath benützen wollten. Weil aber über dieser Abwesenheit der Männer das Hauswesen zu Grunde gieng, so wurden sie von ihren Weibern dringend zurückberufen und damit sie nicht wieder ihrer Weisheit wegen nach auswärts abgefordert werden möchten, beschlossen sie, sich mit Macht auf die Thorheit zu werfen. Sie bringen es hierin wirklich sehr weit, obgleich noch lange die leidige Weisheit, wie ein alter, abgestümmelter Weidenbaum, immer wieder ausschlagen will (S. 92).

Durch eine Reihe der seltsamsten Streiche steigert sich aber ihre Narrheit bis dahin, daß sie in Verfolgung einer ihnen höchst gefährlich scheinenden Katze ihr ganzes Dorf durch Feuer zerstören und dann sich in der Welt zerstreuen, wodurch ihr Geschlecht sich aller Orten verbreitet hat.

Von den närrischen Streichen dieses wunderlichen Völkchens mögen

[1] [Vergl. Gödeke, Grundriß S. 424. 425. H.]

folgende zur Schau stehen: Vom Rathhausbau S. 51—68 (mit Auslassung von 63—66), vom Ofensetzen S. 80, Salzsäen S. 83—88, die Wurst S. 182—185, der Mühlstein S. 185, der Nußbaum S. 188—191, der Kuckuck S. 193 f., der Krebs S. 199—202.

Mögen auch die meisten dieser Schildbürgerschwänke altüberlieferte gewesen sein, so ist doch unverkennbar die Hand eines Meisters über sie gekommen, der sie zu einem wohlgefälligen Ganzen geordnet. Es ist Ein Guß der ruhigen, schalkhaft feierlichen und doch bis in das Einzelste lebendigen Darstellung. Natürlichkeiten fehlen hier so wenig, als in andern Schriften dieses Zeitraums, aber es verhehlt sich auch nicht ein feiner, still und tief beobachtender Geist. Ein solcher bewährt sich in der Aufgabe des ursprünglichen Ganzen, wie in ihrer Lösung. Diese Aufgabe war nicht etwa bloß, die Kleinstädterei und Pfahlbürgerei (Vergl. Narrenbuch S. 426) zu parodieren, vielmehr die wunderbare Mischung von Weisheit und Thorheit in der menschlichen Natur überhaupt darzulegen. Narrheit und Verständigkeit sind hier, wie Zettel und Eintrag, mit sicherer Hand zu einem ergetzlichen Gewebe verschlungen. Der Verfasser war, wie aus mancherlei Andeutungen sich ergiebt, ein Gelehrter, aber seine Person ist bis jetzt nicht ausgemittelt. (Ob er katholisch war? Vergl. S. 135, oben. Auf ein ihm vorgelegenes älteres Volksbuch deutet S. 119.)

3. Romane.

Von den Helden- und Rittergedichten des Mittelalters zu dem Roman der neuern Zeit bildet in der deutschen Dichtkunst der Zeitraum, mit dem wir uns beschäftigen, den Übergang. Beides sind größere, in sich zur Einheit verbundene Darstellungen in erzählender Form, aber wie das Leben ein andres wurde, wechselten auch die Bilder des Lebens und mit dem veränderten Inhalt muste sich auch die Form anders bestimmen. Dem heroischen und romantischen Inhalte der ältern Dichtungen entsprachen die singbare, epische Strophe und die Erzählung in fortlaufenden Reimgebänden, dem vorherrschend bürgerlichen Stoffe des neueren Romans die schlichtere Prosa.

Wir haben im ersten Abschnitt, von der Poesie des Ritterstandes,

ersehen, wie die Sage und das Rittergedicht nach einer Richtung hin sich mehr und mehr in die Allegorie auflösten; die Mörin und der Teurdank haben uns dieses anschaulich gemacht.[1]

In andrer Richtung äußerte sich das Bestreben, wenn auch die Production in den ältern Gattungen aufgehört hatte, doch das Erbtheil früherer Zeiten zu erhalten und durch Bearbeitungen in jetziger Weise zugänglicher zu machen. Kaspar von der Röhn richtete um 1472 einen großen Theil der alten Heldenlieder durch Abkürzung und Verwandlung der vierzeiligen epischen Strophe in eine achtzeilige, wie es scheint, zum Gebrauche für Bänkelsänger zu (gedruckt in von der Hagens und Büschings Gedichten des Mittelalters Bd. II).[2] Gleiche Umwandlung des Strophenbaus und auch der Sprache erfuhren mehrere Stücke dieses Kreises zum Behufe des am Ende des 15ten und im Verlaufe des 16ten Jahrhunderts mehrmals in den Druck gegebenen Heldenbuchs. Den Inhalt mehrerer Gedichten aus dem Sagenkreise von Artus und dem heiligen Gral, sowie die Geschichten vom Argonautenzuge und dem trojanischen Kriege brachte Ulrich Fürterer, Briefmaler zu München, um 1487 in ein großes cyklisches Gedicht (Koberstein S. 86 [Vierte Ausgabe S. 345. 346. Gödeke, Grundriß S. 101. H.]). Einige Rittergedichte des 13ten Jahrhunderts, Parcival, Titurel, Wilhelm von Orleans, wurden auch noch am Schlusse des 15ten durch den Druck wieder in Umlauf gesetzt. Noch mehr aber war man thätig, die alten romantischen Dichtungen, in Prosa aufgelöst, dem Geschmack und Verständnis der Zeitgenossen annehmlich zu machen.

Manche solcher, durch den Druck verbreiteten Prosaromane sind aber auch Übersetzungen aus dem Französischen, in welcher Sprache schon früher die Auflösung der Reimwerke in Prosa begonnen hatte.[3]

Hieher gehören:

Buch der Liebe, inhaltend herrliche schöne Historien, allerlei alten und newen Exempel, züchtigen Frauwen und Jungfrauwen, auch jedermann in gemein zu lesen lieblich und kurzweilig, Frankfurt am Main 1587, Fol. (13 solcher Stücke enthaltend, darunter: Kaiser Octavianus, die schöne Magellone, Ritter Galmy, Tristan, Melusina, Ritter Pontus, Wigoleis u. s. w.)

1 [Vergl. oben S. 220 ff. 255 ff. H.]
2 [Vergl. Gödeke, Grundriß S. 102. 103. H.]
3 [Vergl. Gödeke, Grundriß S. 115. 116. 118—121. 372. 421—424. H.]

Buch der Liebe [von Reichard], Leipzig 1796 (enthält den Ritter Galmy und ein Bruchstück des gereimten Appolonius von Tyrland; die beabsichtigte Fortsetzung unterblieb).

Buch der Liebe, herausgegeben von Büsching und F. H. von der Hagen, Bd. I, Berlin 1819 (darin Tristan, Fierabras, Pontus und Sidonia; auch diese Sammlung ist nicht über den ersten Band gebracht worden).

Es giengen aber auch die genannten und noch manche andre prosaische Stücke dieser Art, wie die Haimonskinder, die sieben weisen Meister, Fortunatus u. s. w. in besondern Drucken aus und haben sich großentheils noch heutzutage als Volksbücher erhalten. (Auch über sie die angeführte Schrift von Görres.) Der deutschen Heldensage gehören nur der hörnene Siegfried, dessen älteste bekannte Ausgabe jedoch in das 17te Jahrhundert fällt, und Herzog Ernst an. Auch der Roman vom Schwarzkünstler Faust, dessen Ausgabe von 1589 bereits eine ältere voraussetzt, ist einheimisches Erzeugnis. Dagegen waren die aus dem Französischen übersetzten Amadisbücher [1] nicht geeignet, in Deutschland volksmäßig zu werden (Koberstein S. 129 [Vierte Ausgabe S. 439]).

Neuerlich besonders herausgekommen sind:

Lother und Maller, aus dem Französischen übersetzt von Elisabeth, Gräfin zu Nassau-Saarbrück, 1437; nach der Handschrift bearbeitet von Fr. Schlegel, Berlin 1805, wiederholt in dessen sämmtlichen Werken, Bd. VII.

Der Goldfaden u. s. w. (nach G. Wickrams Bearbeitung, Straßburg 1557), herausgegeben von Cl. Brentano, Heidelberg 1809.

Wie zuvor neben den größern Helden- und Rittergedichten kürzere Balladen und gereimte Mähren verwandten Inhalts, so liefen auch jetzt neben den genannten Prosaromanen kleinere, novellenartige Erzählungen ernsten Inhalts, in Reimen und in ungebundener Rede, her. Von dieser Gattung, dem Seitenstück der Schwänke, hat wieder Hans Sachs Manches in Reime gebracht, z. B.:

Historia. Von dem ritter aus Frankreich, den ein kaufmann selig nennet (Göz III, 33 ff.).

Hört zu ein wunderlich geschicht u. s. w. (Stolbergs Ballade.)

Mehrere solcher kürzern Erzählungen, ernst- und scherzhafte, hat Hans Sachs dem Decameron des Boccaz entnommen.

[1] [Amadis, erstes Buch, nach der ältesten deutschen Bearbeitung herausgegeben von A. v. Keller, Stuttgart 1857. 8. H.]

Die im Bisherigen aufgezählten Romane sind entweder den ursprünglichern Dichtungen einer frühern Zeit oder, und zwar zum größten Theil, der ausländischen Litteratur als bloße Übersetzungen oder Umsetzungen in Prosa entnommen, daher sie hier auch nur litterarisch angeführt wurden. Selbstthätig erwies sich die dichtende Kraft für das Fach der Romane nur in solchen Werken, welche nicht in der romantischen Fabelwelt, sondern im vollen, wirklichen Leben der eigenen Zeit beruhten. Dieser realen Begründung und der vorherrschenden Richtung des Zeitgeistes gemäß, waren sie komischer und satirischer Natur. Übrigens können ihrer nur zwei genannt werden.

Das Lalenbuch, mit dem wir die Abtheilung von den Schwänken beschlossen, dürfte mit gleichem Recht auch hier vorangestellt werden, da es, wie dort schon bemerkt worden, alle die einzelnen Schildbürgerstreiche zu einem innerlich belebten Gesammtbilde verbindet. In ihm ist bereits die Umwandlung der Schwänke in den komischen Roman vorgegangen.

Das andre dieser Werke ist Fischarts Gargantua.

Johann Fischart, genannt Menzer, ist in biographischer Hinsicht noch wenig ins Klare gestellt. Er ist in der ersten Hälfte des 16ten Jahrhunderts geboren; ob zu Mainz, worauf sein Beiname deutet, oder zu Straßburg, ist ungewiss. Um 1586 findet man ihn als Doctor der Rechte zur Saarbrück. Gestorben ist er wahrscheinlich 1589.

Biographische und litterarische Notizen über ihn und seine Schriften giebt besonders die Einleitung zu der schon angeführten Ausgabe seines glückhaften Schiffs von K. Halling, Tübingen 1828, in Verbindung mit der Recension dieser Ausgabe in der Hallischen Litteraturzeitung 1829, Nr. 55—56 durch K. G. H. von Meusebach, der schon längst eine Ausgabe der Werke Fischarts vorbereitet.[1]

Fischart war ein eifriger Reformationspolemiker auf protestantischer Seite und von seinen dahin einschlagenden Schriften war im fünften Abschnitt die Rede.[2]

Von seinen übrigen Schriften, die er, wie jene, unter mancherlei

[1] [Vergl. oben S. 483 Anmerkung. Heinrich Kurz, Deutsche Dichter und Prosaisten I, Leipzig 1863. 8. S. 318—413. Meusebach ist leider 1847 gestorben, ehe er sein Vorhaben ausführen konnte. H.]

[2] [Vergl. oben S. 482—489. H.]

entstellten oder erdichteten Namen erscheinen ließ, sind die bekanntesten: das glückhaft Schiff von Zürich, wovon im nächsten Abschnitt; Flohatz Weibertratz, der Flöhe Rechtshandel mit den Weibern; das philosophische Ehezuchtbüchlein; podagrammisch Trostbüchlein; aller Praktik Großmutter; und das hier zu besprechende Hauptwerk, der Roman Gargantua.

Der sonderbare Titel dieses Buchs, welcher zugleich den Stil desselben bezeichnet, ist folgender:

Affentheurliche, naupengeheurliche Geschichtklitterung von Thaten und Raten der vor kurzen, langen und jeweilen vollenwolbeschreiten Helden und Herrn Grandgoschier, Gorgellantua und des eiteldürstlichen, durchdurstleuchtigen Fürsten Pantagruel von Durstwelten, Königen in Utopien, jeder Welt Nullatenenten und Nienenreich, Soldan der newen Kannarien, Fäumlappen, Diepsoder, Durstling und Oudissen Insuln, auch Großfürsten im Finsterstall und Nubelnibelnebelland, Erbvogt auf Nichilburg und Niderherren zu Nullibingen, Nullenstein und Nirgendheim. Etwan von M. Franz Rabelais französisch entworfen, nun aber uberschröcklich lustig in einen teutschen Model vergossen und ungefehrlich obenhin, wie man den Grindigen laust, in unser Mutterlallen uber oder drunder gesetzt, auch zu diesen Truck wider auf den Amboß gebracht und dermaßen mit Pantadurstigen Mythologien oder Geheimnusdeutungen verposselt, verschmidt und verdängelt, daß nichts ohn das Eisen Nist dran mangelt. Durch Huldrich Elloposcleron.[1] Gedruckt zur Grenflug im Gänsereich, 1651.

Die erste, sichere Ausgabe ist von 1575 (Meusebach a. a. O. Sp. 440). Es folgte hierauf eine Reihe von Ausgaben bis 1651.

Der französische Satiriker, Franz Rabelais, den dieser Titel nennt, erst Mönch, dann Doctor der Arzneiwissenschaft, gestorben um 1553, hatte einen großen burlesken Roman verfaßt: Gargantua und dessen Sohn Pantagruel[2]; der erstere dieser Helden ist ein riesenhafter Fresser, der letztere ein ebenso ungeheurer Trinker (Bouterwek V, 287 ff.). Fischarts Geschichtklittrung nun ist eine Bearbeitung bloß des ersten von den fünf Büchern des französischen Werks, aber in dieser Bearbeitung ist der Strom so stark über seine Ufer geschwollen, daß das Original oft nur noch als die Skizze der üppigen Ausführung des deutschen

[1] ἐλλοψ, piscis; σκληρός, durus: Fisch-hart.

[2] [Vergl. Meister Franz Rabelais... Gargantua und Pantagruel, aus dem Französischen verdeutscht von G. Regis, I—III, Leipzig 1832. 1841. 8. H.]

[illegible] erinnert. Man kann dem Gargantua, wie er sich bei Fischart gestaltet hat, keine bestimmte [illegible] Absicht unterlegen. Es wird in ihm nur [illegible] das Leben eines [illegible], in sinnlicher [illegible] Geistes dargestellt, ein reicher Stoff für die [illegible] eines Schriftstellers, der selbst von gigantischer Natur ist. Alle Erscheinungen, Beschäftigungen und Genüsse eines vollblütigen, überkräftigen Erdenlebens werden in den behaglichsten Schilderungen ausgemalt: der Keller und die Küche, die Mahlzeit und das Trinkgelag, die Hochzeit und die Kinderstube, die Bekleidung, der Unterricht, alle Jugendübungen, Spiel und Tanz, die Fechtschule, die Schießstätte, die [illegible] und das Zeughaus, die Seefahrt und die Kriegskunst; und am Schlusse des Ganzen wird das Kloster Willigmut gestiftet, ein [illegible], in dem all diese Weltherrlichkeit vereinigt ist.

Dieser Anlage gemäß findet man auch im Gargantua die rücksichtslose Schilderung natürlicher und sinnlicher Dinge, einen Cynismus, der [illegible] von irgend einem andern Schriftsteller dieses Zeitraums übertroffen wird; und doch ist Fischarts Cynismus nur unschön und ungeschlacht, nicht verführerisch und lüstern, ein Unterschied, worauf er selbst hinweist, wenn er zu bedenken giebt, daß doch „das ehrenzart Frauenzimmer wol etliche Zoten vertragen könne", welche in verschiedenen damals beliebten Unterhaltungsbüchern, dergleichen auch unsre Zeit aufzuweisen hat, enthalten seien.

Ein großer Theil von Fischarts Schriften besteht in Bearbeitungen aus fremder Sprache, und doch charakterisiert eben ihn in ausgezeichnetem Maße die volksthümliche, vaterländische Gesinnung, die rege Vorliebe für Alles, was die Schweizer Landskraft[1] nennen. Nicht bloß, daß er von deutscher Tüchtigkeit und Treue, vom Adel der deutschen Sprache u. s. w. an manchen Stellen mit stolzem Bewußtsein spricht; er bewährt die Macht dieser Sprache, indem er, ein Brunnen mit zahllosen Röhren, ihren überströmenden Reichthum ausgießt, indem er für sich allein eine Gewalt der Sprachbildung ausübt, welche sonst nur der allmählichen Entwicklung des Sprachgeistes durch die Gesammtheit eines Volkes vorbehalten scheint; er bewährt die treue Anhänglichkeit an das

1 Stalder, Schweizerisches Idiotikon II, 155: „Landskraft, was aus dem Vaterland herkömmt. Wenn der Schweizer im Ausland Schweizerkäse findet, so sagt er: das ist Landskraft; auch eben so, wenn er da einen Landsmann antrifft."

Vaterländische durch seine umfassende Bekanntschaft mit allen Äußerungen des deutschen Lebens. Wie man auf den Schießstätten seiner Zeit zweierlei Waffen gebrauchte, die neuere Büchse und die alterthümliche Armbrust, so besitzt Fischart neben der Schulgelehrsamkeit, wie sie damals mit Eifer betrieben wurde, noch die reiche Kenntnis heimischer Überlieferung. Er ist wohl bekannt mit den Gestalten des Heldenbuchs, mit den scherzhaften und romantischen Erzählungen, wovon ein Theil noch in unsern Volksbüchern fortlebt, und er selbst hat Einiges dieser Art bearbeitet (den Peter von Staufenberg mit der Meerfei und den Eulenspiegel), er kennt die Schule der Meistersänger und parodiert sie, er kennt die ganze Fülle des Volksgesangs, die Spiele, Sprichwörter, Volkssagen, Kunkelmärlein, allen Kinderglauben. Er kennt die Sitten und Gebräuche, die Mundarten, die Trachten der deutschen Volksstämme, auch was der eine dem andern zum Spotte nachsagt, er kennt die Merkwürdigkeiten, die kleinsten Eigenheiten der einzelnen Landschaften und Städte.

Nehmen wir in der letzten Beziehung nur zum Beispiel, was er gelegentlich von Tübingen zu sagen weiß! Er kennt das große Faß, das er auch das große Buch nennt, auf dem Schloß zu Tübingen (Garg. Capitel 4. 42), die Raupen von Tübingen (Prakt.), den Schwank vom Tübingischen Mönch im Ofen (Garg. Capitel 1); er weiß von „Rotenburg bei Tübingen, dahin die Studenten wöchlich umb guten Wein walfahrten, Papir zu holen, welchs sie gleich so wolfeil ankompt, als wann die Nörnbergische Bierbrewer jährlich Hefen in Thüringen holen, oder es stattlicher zu vergleichen, als wann man das Pallium zu Rom holet“ (Ebd. Capitel 27). Ferner: „Zu Tübingen, sagt Henrichmann, wird wenig Gelts bald verzehrt sein.“

Diesem Henrichmann, dessen von Schwärzloch 1508 datierte Prognostica, ein humoristischer Kalender, dem Rabelais selbst bei seiner Pantagrueline prognostication (der Fischartischen „aller Praktik Großmutter“), worin er von den närrischen Astrologen zu Tübingen spricht, vorgeschwebt haben mögen, vorzüglich aber Bebels Facetiis scheint Fischart seine Bekanntschaft mit Tübingischen Sachen zu verdanken.

In den Rahmen jenes Rabelaisischen Gargantua nun hat Fischart jenen ganzen Reichthum deutschen Wesens eingetragen und sein Werk ist eine Schatzkammer für die Kenntnis des deutschen Volkslebens im

[illegible] [illegible]. Wenn er der sprachgewaltigste Deutsche seiner Zeit, [illegible] [illegible] [illegible], so ist es, als wolle er eben nur zeigen, was er in dieser Beziehung vermöge. Seine geistige Kraft [illegible] das [illegible] [illegible], wie die unübersehbare Reihe [illegible] Stoff und [illegible] [illegible]. Vom Standpunkt der [illegible] Humoristen angesehen, mag er [illegible] [illegible], [illegible] [illegible], in der Reihe der Klassiker.

Es ist schwierig, aus dem Gargantua Proben auszuheben, wegen des eigenthümlichen Charakters sowohl als wegen der vielfachen [illegible], wodurch der Vortrag [illegible], [illegible] Stellen unterbrochen werden müßte. Wird aber gekürzt, so werden sie, was von seiner Weise im Allgemeinen gesagt worden, nicht vollständig [illegible]. Dennoch will [illegible] [illegible], die Dichter selbst sprechen zu hören, [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] werden, und wir greifen dann lieber gleich zu dem mit allen [illegible] Capitel des Buchs, aus dem jedoch das Folgende immer nur ein dürftiger Auszug ist:

Das achte Capitel.

Das trunken Gespräch oder die gesprächig Trunkenzech, ja die trunken Stimmen und der Säufer und jenem Schlucker Weingang u. s. w.

— Da hat einer Wunder gesehen, wie da die Gläser, Becher und allerlei Trinkgeschirr umgiengen, wie man alle die Kandel aber u. s. w.

Wie derselbe Schriftsteller, der hier so bacchantisch tobt, über ernste Gegenstände auch ernst und vernünftig zu sprechen weiß, davon kann sein glückhaftes Schiff, worüber im nächsten Abschnitt, Zeugnis geben.

Eine patriotische Stelle sieh Braguy III, 336 ff. Vergl. Bouterwek S. 413 f.

Aus dem Gargantua mag noch Einiges von der Inschrift folgen, die in der Bibliothek des vorerwähnten Klosters Willigmut dem Porträt des Bibliothekars Ptolemeus beigesetzt war. Sie geht vom Scherz zum Ernst über (S. 505 ff.):

Gott grüß euch, lieben Bücher mein!
Ihr seit noch unversehrt u. s. w.

Neunter Abschnitt.

Festspiele.

Die Anfänge der dramatischen Dichtkunst giengen in Deutschland, wie anderwärts, von festlichen Aufzügen und Lustbarkeiten aus. Für unsern Zeitraum kommen zweierlei Volksfeste in Betracht, welche die Dichtkunst oder doch den Reimspruch in ihr Geleit aufnahmen: die Freischießen und die Feier der Fasnacht. Die poetischen Erzeugnisse, die aus ihnen hervorgiengen, Schießsprüche und Fasnachtspiele, sind zwar nach Art und Form verschieden, nur die letztern gehören unmittelbar der dramatischen Dichtkunst an. Dennoch finden gewisse Zusammenhänge statt und beide haben einen gemeinsamen Sprecher.

---

1. Schießsprüche.

(Über Spruchsprecher überhaupt sieh Koberstein S. 96 [Vierte Ausgabe S. 332. Gödeke, Grundriß S. 293—295. H.]. Vergl. Hans Sachs, Kemptener Ausgabe IV, 3, S. 127b).

Bei den Ritterspielen des Mittelalters erscheint das Amt der Herolde (Ernholde) oder der Knappen von den Wappen. Ihnen lag die Kenntnis und Prüfung der Wappen des turnierfähigen Adels, die Verkündigung der Turniergesetze, das Ausrufen der Sieger u. s. w. ob. Damit verband sich aber auch ein „Dichten von den Wappen“, wie es der östreichische Dichter Peter Suchenwirt in der zweiten Hälfte des 14ten Jahrhunderts nennt, der selbst zu dieser Classe gehörte. Sein Beispiel zeigt aber auch, wie das Dichten dieser Herolde über die Beschreibung der Wappen hinaus auf die Fahrten und Kriegsthaten der

Herren, in deren Gefolge sie waren, sich erstrecken konnte: die Ehrenreden solchen Inhalts machen einen großen Theil seiner poetischen Werke aus (P. Suchenwirts Werke u. s. w., herausgegeben von A. Primisser, Wien 1827, hieher besonders S. XIII f. Vergl. über das Heroldsamt Büschings Ritterwesen I, 313 ff.). Aber auch schon ältere Dichtwerke, Biterolf und Dietleib aus dem 13ten Jahrhundert und Wilhelm von Östreich von 1314, enthalten Andeutungen über das Wappenamt und die damit verbundene Dichtung (Dietleib V. 9569 f. 11883—6. Wilhelm von Östreich Bl. 2a). Nicht minder greift diese hinabwärts noch in unsern Zeitraum über. Um den Anfang desselben ist ein Turnierreim des Ernholds Johann Holand verfaßt, freilich nur eine trockene Aufzählung des rittermäßigen Adels in Baiern (gedruckt in Duellii Exerpt. geneal. histor. Leipzig 1725, S. 255 ff. Vergl. auch Schmeller II, 715 u.). In der Mitte des 15ten Jahrhunderts sagt Hans Rosenblut, wie bereits angeführt worden [1], in einem Gedicht auf Herzog Ludwig von Baiern, von sich (Göz, Hans Sachs III, LXIX):

Und bin ein frembder abenteurer
Zu fürsten, zu heren, zu kunigen und zu keisern
Und bin irer wappen ein nachreiser,
Nach adels ere zu plasonniren
Und auch ir varb zu dividiren,
Und such an iren höfen mein narung.

Ob er sich hiemit als bloßen Wappenmaler bezeichnen wolle, ist nicht bestimmt zu ersehen. Denn auch das Dichten von Wappen (im Verzeichnis der bekannten Gedichte Rosenbluts findet sich nur allegorisch „Unser frawen wappenred") [2] hat noch beträchtlich später Hans Sachs geübt. In dem früher mitgetheilten Gedichte von den Gaben der neun Musen [3] heißt ihn Klio sich auf die verschiedenen Arten der deutschen Poeterei legen und darunter:

Auf wappenred mit worten spech,
Der fürsten schilt, wappen plesmiren u. s. w.,

[1] [Vergl. oben S. 366. H.]

[2] [Vergl. A. Keller, Fastnachtspiele S. 1135. 1329. 1330. Gödeke, Grundriß S. 96—98. H.]

[3] [Vergl. oben S. 346. H.]

fast die gleichen Worte, wie bei Rosenblut. Allegorisch, den Thatenruf bedeutend, begleitet im Teurdank der Ernhold den Helden, als beständiger Zeuge seines Benehmens und seiner Abenteuer.[1]

Mit dem Zerfalle des Ritterstandes überhaupt, mit der durch die Erfindung des Schießpulvers umgewandelten Kriegskunst, namentlich der steigenden Bedeutung des Fußvolks, kamen auch die Turniere allmählich in Abgang und wurden bloß noch als höfische Prunkfeste fortbetrieben.

Fischart sagt im Gargantua Capitel 11:

„Seither aber die Turnier, das ist die Adelsprobier, sind abgangen, haben die Fuhrleut ihren Gäulen die Schellen [sonst ein Schmuck der Wappenröcke] angehängt. (Vgl. Cap. 53 am Ende.)

Der aufstrebende Bürgerstand vornehmlich hatte sich der neuerfundenen Feuerwaffe bemächtigt, die Schützengesellschaften der deutschen Städte, welche sich zuvor nur im Schießen mit der Armbrust geübt hatten, versuchten sich nun auch mit der Büchse. Große Schützenfeste wurden veranstaltet, weithin ausgeschrieben und von den Abgesandten der Schützengilden aus nahen und entfernten Gegenden besucht. Die Fürsten und Herren selbst wollten nicht zurückbleiben, sie veranstalteten festliche Freischießen oder nahmen an solchen Theil.[2]

Was der Herold bei den Turnieren, war bei den Schießen der Pritschenmeister. Beim Herolde selbst schon zeigt sich, in dem angeführten Reimspruche des Johann Holand, eine Hinneigung zum Possenreißer. Er sagt gleich im Eingang:

Ich Johann Holand,
Ein ernholt, weit erkannt
Von sechs sprachen, die ich kan,
Latein, Teütsch und Polan,
Französisch und Engelisch,
Darneben guot Ungerisch,
Geborn aus Baiern zu Eglhenfelden,
Ich hab mein tag gefastet gar selten,
Dann von natur iß ich gern frue
Und, obs mich lust, drink ich darzue.

[1] [Vergl. oben S. 256—259. H.]

[2] [Vergl. Gustav Freytag, Neue Bilder aus dem Leben des deutschen Volkes, Leipzig 1862. 8. S. 116—165: „Der deutsche Bürger und seine Waffenfeste.“ H.]

Wie es dann von alter herkomen ist,
Darbei bleib ich zu aller frist,
Mit neürung ist mir nit woll,
Ich würd die woch eh achtmal voll,
Eh ich mir nämb untreu in sinn
Wider meinen negsten; darumb ich bin
Ein knab der waffen, des adels kind,
Eines teüren fürsten hofgesind,
Herzog Ludwig aus Bairland u. s. w.

Ähnliche Spässe über Eß- und Trinklust finden sich auch bei den Verfassern der Schießsprüche.

Der Pritschenmeister war so benannt von seinem Werkzeug, der Pritsche, einem klatschenden Kolben oder Schwert von Holz oder Messing; mit den Schlägen dieser Pritsche ahndete er die Ungebühr und Ungeschicklichkeit einzelner Schützen und hielt die Zuschauer in Ordnung.

Eine vollständige Definition des Pritschenmeisters giebt Frisch, Teutschlateinisches Wörterbuch 1741, S. 140.

(Vergl. Flögel, Geschichte der komischen Litteratur I, 328. Schmeller, Bairisches Wörterbuch I, 272 f.).

Der Fröhlichkeit solcher Feste war es angemessen, daß auch die Zucht- und Strafgewalt so weit als möglich nur eine scherzhafte sei.

Der Pritschenmeister war somit zugleich der Lustigmacher der Gesellschaft. Pries der Herold die Großthaten der Wettkämpfer, so verspottete der Pritscher ihre Misgriffe; der letzte Gewinnst hieß nach ihm der Pritschenschuß. Auch er verfertigte Spruchgedichte auf die Festlichkeiten, bei denen er Dienste geleistet. Nach Schmeller a. a. O. gab es in Wien „Kaiserlicher Majestät Pritschenmaister und Hofpoeten.“

Solcher Sprüche oder gereimter Beschreibungen von Schützenfesten sind aus dem 16ten Jahrhundert manche vorhanden. Besonders fleißig zeigt sich in diesem Fache Lienhard Flexel, Bürger und Pritschenmeister zu Augsburg. Als ein erfahrener Meister besucht er, eingeladen oder selbst seine Dienste anbietend, die bedeutendsten Schießen, wird bei solchen angestellt und beschreibt sie dann, mit mäßigem Humor, in Reimsprüchen, die er, ausgemalt mit den Wappen der [illegible]ehenern Personen, den Gebern der Feste und den vornehmsten [illegible]nern überreicht, wohl auch sonst an fürstlichen Höfen, wo man

gerne von derlei Festlichkeiten Kunde nimmt, in vervielfachten Exemplaren absetzt.

Hatte der Herold mehr und mehr vom Spaßmacher angenommen, so gieng hier umgekehrt von der Feierlichkeit des Herolds einiges in die Sprüche des Pritschenmeisters über. Auch die Wappenmalerei, womit Flexels Schießsprüche ausgestattet sind, ist noch ein Überbleibsel vom Heroldsamte und er selbst mochte von einem alten Heroldsgeschlechte abstammen.

Vorzüglich reich an derlei handschriftlichen Reimwerken Lienhard Flexels ist die Heidelberger Bibliothek; es sind Beschreibungen des Büchsenschießens zu Passau 1555 (Handschrift Nr. 686. Wilken S. 520), dessen zu Worms 1575 (Nr. 405. Ebd. 469), des Stahl- oder Armbrustschießens zu Stuttgart 1560, doppelt (Nr. 325. 836. Ebd. 409. 542). Von letztgenanntem Stücke findet sich auch zu Wien eine Handschrift, woraus Pfister (Herzog Christoph II, 158—60) gedrängte Notiz gegeben hat. Zu Stuttgart selbst liegt eine solche, mit glänzender Wappenmalerei und häufiger Goldschrift (Cod. histor. Nr. 165 der öffentlichen Bibliothek, Papier, groß Folio), ohne Zweifel das Hauptexemplar, da es dem Veranstalter des Schießens, Herzog Christoph, zugeeignet ist.[1]

Einen Auszug aus dieser Flexelischen Beschreibung des Stuttgarter Schießens von 1560 habe ich in einem Beitrage zur Geschichte der Freischießen gegeben, welcher der Hallingischen Ausgabe von Fischarts glückhaftem Schiffe vorgesetzt ist. Ebendaselbst habe ich einzelne Züge aus der Beschreibung drei andrer Armbrustschießen ausgehoben, welche gleichfalls zu Stuttgart, im Sommer 1571, gehalten wurden. Das erste gab Markgraf Georg Friedrich von Brandenburg, Oheim des Herzogs Ludwig, das zweite dieser selbst, das dritte der Landhofmeister Junkher Jakob von Hoheneck. Der Verfasser des auf der öffentlichen Bibliothek zu Stuttgart in zwei handschriftlichen Exemplaren befindlichen Spruches, selbst aus der Zahl der Schützen, ist Hans Son, des Spitals zu Eßlingen Hofmeister zu Kanstadt. Eine besondre Ergetzlichkeit dieser drei Schießen scheinen die Späße des Narren Hans Hetz ausgemacht zu haben:

[1] [Vgl. Stälin, Zur Geschichte und Beschreibung alter und neuer Büchersammlungen im Königreich Würtemberg. Stuttgart und Tübingen 1838. 8. S. 26. H.]

Er machet manchen guten Bossen,
Er thät manchem die Brütschen schlagen,
Umsonst thät er Eim d' Warheit sagen u. s. w.

Sonst können hier noch angeführt werden zwei Exemplare einer Beschreibung des Stuttgarter Schießens von 1560 durch Ulrich Erthel von Augsburg, auf der Heidelberger Bibliothek (Nr. 77. 78. Wilken S. 335). Ob sie, wie die Flexelische, in Reimen verfaßt sei, ist aus dem Verzeichnis der deutschen Handschriften dieser Bibliothek nicht ersichtlich.[1]

Poetischen Genuß darf man in diesen Schießsprüchen nicht suchen, für die Sittengeschichte sind sie nicht ohne Werth.

Dennoch reiht sich uns hier ein Gedicht an, das auch von Seite seines poetischen Gehaltes Beachtung verdient, Fischarts glückhaftes Schiff von Zürich. Der Verfasser nennt sich hier Ulrich Mansehr vom Treubach.[2] Die beiden ältern Ausgaben, ohne Ort und Jahr (deren zweite, ein gleichzeitiger Nachdruck, auf der Stuttgarter Bibliothek), gehören zu den großen Seltenheiten. Der neuen Ausgabe von Halling ist schon gedacht worden.

Im Sommer des Jahres 1576 hatte die Reichsstadt Straßburg ein großes Schießen mit Armbrust und Büchse, sammt Ausspielung eines Glückstopfes, veranstaltet. Die Festlichkeiten dauerten fast zwei Monate hindurch. Von den befreundeten Städten am Rhein, in Schwaben und in der Schweiz, namentlich von dem altverbündeten Zürich, waren bereits die Schützen angelangt. Da schifften sich in der Frühe des 20 Juni noch weitere 54 Armbrustschützen zu Zürich auf der Limmat ein und landeten Abends gegen 9 Uhr zu Straßburg, einen Hirsebrei in ehernem Topfe noch warm zur Tafel des Ammeisters liefernd. Damit zeigten sie, daß sie aus 4 Tagreisen eine machen und und in Nothfällen den Freunden Hülfe bringen können, bevor ein Brei kalt werde.

Jenes große Volksfest und dieses Zwischenspiel desselben, Wiederholung eines ähnlichen Unternehmens der Zürcher von 1456, ward in gebundener und ungebundener Rede, in deutschen und lateinischen Versen,

[1] Vgl. auch: W. Ferbers Beschreibung des Stahlschießens zu Dresden 1614. 4. Meusebachs Recension des glückhaften Schiffes S. 437.

[2] Meusebachs Recension S. 438: Tribocis u. s. w., einem Volke u. s. w., von dem Fischart auch die Stadt Straßburg wortspielend Treubach u. s. w. nannte.

durch Steininschrift, Mauergemälde, Zeichnungen aller Art, durch Denkmünzen und kostbares Trinkgeschirr, endlich auch durch die noch vorhandenen städtischen Rechnungen, zum Gedächtnis der Nachwelt festgehalten. Insbesondre hat Johann Fischart in deutschem Gedichte das glückhafte Schiff von Zürich besungen, nicht etwa, wie man von dem Satiriker erwarten möchte, den günstigen Stoff zum Scherze benützend, sondern in völlig ernster Gesinnung. Ja, als ein Spötter mit seinem Schmachspruche die Sache zu verunglimpfen wagte, war Fischart ungesäumt mit einem sehr heftigen und handgreiflichen Kehrab [1] über ihn her. Beide, der Schmachspruch und der Kehrab, sind in den Ausgaben des glückhaften Schiffes mit abgedruckt.

Da die zuvor aufgezählten Schießsprüche wenig zur Auswahl darboten, so mögen hier um so eher einige Stellen des Fischartischen Gedichtes folgen. Gleich der Anfang:

Man list von Xerxe, dem Beherscher u. s. w.

(V. 1—56, S. 107—10.)

Als sie durch Limmat und Aar in den Rhein gekommen und ihn mit Trommetenschall und Zuruf begrüßt:

Der Rein mocht diß kaum hören auß u. s. w.

(V. 279—352, S. 122—6.)

Als die glücklich Angekommenen auf der Stube des Ammeisters zu Straßburg beim Mahle sitzen, wird ihnen zugesprochen:

V. 855 ff. Dis sei der Freuntschaft eigenschaft:
Zur Fröud herzhaft, zur Not standhaft.
Sie solten mit Wein külen nun,
Was heut verprennet het die Sunn,
Und solten itz zu Lib dem Rein
Auch trinken rain den reinischen Wein,
Sie solten nun die Becher üben,
Gleich wie sie heut die Ruder triben.

Auch beim Wiederempfange zu Zürich wird ihr wohl ausgeführtes Unternehmen gepriesen:

Hie sicht man, warum Gott die Flüß u. s. w.

(V. 1089—1108, S. 165 f.)

[1] Meusebachs Recension S. 438: wenn der Kerab von Fischart ist.

Der dichterische Werth dieses Lobspruchs beruht nicht in einer kunstsinnigen Anlage (es wird der Reihe nach von der Abfahrt bis zur Heimkunft erzählt), sondern zumeist in der kernhaften Gedrungenheit der Sinnsprüche. Fischarts eigenthümlichste Poesie ist in der Prosa zu suchen; nur in dieser fühlt er sich völlig frei, hier spielt er die Sprache mit unerhörter Wagnis durch alle Biegungen und Töne, hier nimmt er den dithyrambischen Schwung des Humors.

Wenn man erwägt, wie genau Fischart im Capitel 26 des Gargantua mit den Handgriffen und Kunstausdrücken der Schießstätte sich vertraut zeigt, wie treffend er die hundert Ausflüchte der Schützen, die gefehlt haben, aufzuzählen weiß, so mag leicht angenommen werden, daß er selbst solche Übungen mitgemacht und bei der Bürgerlust von 1576 zu Straßburg mit seiner Büchse auf dem Platz gewesen. Der nachbarliche Freundschaftsbeweis der in Glaubensfreiheit verwandten Stadt Zürich muste ihm, dem eifrigen Streiter der Reformation, werth und bedeutend sein und es erklärt sich wohl, daß er nicht mit kaltem Blute zusehen konnte, wenn Dasjenige, was er in seinem Ehrengedichte gefeiert hatte, von einem Anhänger des Pabstthums verhöhnt und eben dadurch ein Samen der Zwietracht ausgestreut wurde (S. Kehrab, V. 475 ff. 549 f. 805 f. 821 f.). Mehrere Stellen des Kehrabs zeugen von dieser Ansicht.

---

2. Fasnachtspiele.

Außer den alten Drucken selbst sind zur Litteratur dieses Faches vorzüglich anzumerken:

Gottscheds Nöthiger Vorrath zur Geschichte der deutschen dramatischen Dichtkunst u. s. w. Leipzig 1757. Zweiter Theil, ebend. 1765. (Der erste Theil enthält Litterarnotizen und Auszüge, der zweite vollständige Abdrücke dramatischer Arbeiten von Rosenblut u. A.)

L. Tieck, Deutsches Theater, Band I, Berlin 1817. (Darin, nach einer geschichtlichen Einleitung, Stücke von Rosenblut, Hans Sachs, Ayrer.) [1]

[1] [Fastnachtspiele aus dem fünfzehnten Jahrhundert, gesammelt von A. Keller, Stuttgart 1853. 8. Nachlese, Stuttgart 1858. 8. H.]

Eine Schilderung der Fasnachtslustbarkeiten überhaupt, wie sie in unsern alten Städten mit ungemessener Fröhlichkeit begangen wurden [1], gehört in die deutsche Sittengeschichte (Sieh hierüber besonders Flögels Geschichte des Groteskkomischen u. s. w., Liegnitz 1788, S. 216 ff. Vergl. Hüllmanns Städtewesen IV, 170). Sebastian Brand widmet in seinem Narrenschiff eine besondre Rubrik den Fasnachtnarren. Geiler von Kaisersberg hat eine seiner Predigten über dieses Capitel des Narrenschiffs in Schellen abgetheilt. Ein wesentliches Vergnügen der Fasnacht waren die Vermummungen. Zu Nürnberg insbesondre war das Schönbartlaufen berühmt, Umzug und Tanz mit dem Schönbart, d. h. der Larve. Es stellten sich dabei Charaktermasken heraus, worunter der Schalksnarr eine Hauptrolle spielte, es bildeten sich Gruppen, die zu einer gewissen Handlung verbunden waren. Solche findet man in den alten handschriftlichen Schönbartbüchern abgebildet; auch ein gedrucktes ist vorhanden (Universitätsbibliothek):

Nürnbergisches Schönbartbuch und Gesellenstechen, aus einem alten Manuscript zum Druck befördert und mit benöthigten Kupfern versehen, 1764. 4.
(Vergl. Hans Sachs, Kemptener Ausgabe I, 820: Der schönpartspruch u. s. w.)

Der Anlaß zu mimischen und dramatischen Darstellungen, und zwar im Geiste des Festes zunächst zu scherzhaften, war durch dieses Schönbartwesen sehr nahe gelegt. Zu Nürnberg treten denn auch im 15ten Jahrhundert die ersten bekannten Dichter des Fasnachtspiels, des ältesten deutschen Lustspiels, auf: Hans Rosenblut, dessen schon öfter gedacht worden, und Hans Volz, einer der Altmeister der nürnbergischen Singschule. Ihnen folgen ebendaselbst im 16ten Jahrhundert Hans Sachs und am Schlusse desselben Jakob Ayrer.

Von den Fasnachtspielen Rosenbluts (ihrer sind bei Gottsched sechs vollständig und drei im Auszuge, bei Tieck zwei vollständig mitgetheilt) lassen sich, ihrer Ausgelassenheit wegen, nicht füglich Proben geben. Von den seltenen Drucken der Stücke des Hans Volz (Grundriß S. 524) ist mir keiner zugänglich. [2] Ich hebe daher, um von dieser Gattung einen Begriff zu geben, eines von Hans Sachs mit einigen Abkürzungen

[1] Vgl. Wolff, Volkslieder S. 611.

[2] [Seine Dichtungen, sowie die ausgiebigsten Mittheilungen über ihn finden sich in der angeführten Sammlung von Keller. Vergl. auch Gödeke, Grundriß S. 99—101. H.]

aus. Es behandelt ein in jener Zeit beliebtes, der Fasnacht besonders wohlanständiges Thema. Die Narren, welche Sebastian Brand in Schiffladungen versendet und Thomas Murner exorcisiert hat, werden hier einem Patienten aus dem Leibe geschnitten.

Ein faßnachtspiel mit dreien personen: Das narrenschneiden (Kemptener Ausgabe I, 938 ff. Tieck a. a. O. I, 29 ff.).

Hans Sachs war sehr fruchtbar an Dichtungen in dramatischer Form. Er sagt in der „Summa all meiner gedicht" (Göz I, 9):

> Da fund ich frölicher komedi
> Und dergleich trawriger tragedi,
> Auch kurzweiliger spil gesundert,
> Der war gleich achte und zwei hundert,
> Der man den meisten teil auch hat
> Gespilt in Nürenberg, der statt,
> Auch andern stätten, nach und weit,
> Nach den man schicket meiner zeit.

Die Tragödien und Komödien, deren Inhalt aus biblischer und Profangeschichte, aus der alten Mythologie, aus Helden- und Ritterbüchern, Novellen u. s. w. entnommen ist, grenzen sich damit von einander ab, daß in der Tragödie immer eine oder mehrere Personen um das Leben kommen, was in der Komödie nie der Fall ist. Zwischen dieser und dem Fasnachtspiele liegt die Grenzscheidung darin, daß die Komödie, gleich der Tragödie, aus mehrern Acten, die bis zu sieben ansteigen, besteht, das Fasnachtspiel aber sich auf einen beschränkt. Der Inhalt greift über diese äußern Abscheidungen in der Art hinüber, daß die Komödie einerseits mit der Tragödie den ernsthaften und romantischen, anderseits mit dem Fasnachtspiele den schwankhaften Inhalt gemeinsam haben kann, dagegen das Fasnachtspiel mitunter auch völlig ernst und lehrhaft wird. Man ist darüber einverstanden, daß nur in den Fasnachtspielen und den ihnen zunächst stehenden Komödien des Hans Sachs sich ein regeres Leben äußere, aus dem, unter günstigern Umständen, ein wahrhaft nationales Lustspiel sich hätte entwickeln können. Die Anlegung eines größern, verwickeltern Plans, die Durchführung und Entfaltung manigfacher Charaktere durch ein Stück von größerem Umfange war noch nicht im Bereiche des nürnbergischen Meisters; dagegen versteht er es, in jenen kürzeren Spielen, sehr wohl, einfache

Gruppen, holzschnittartige Skizzen, aufzustellen, in denen irgend ein Lebensverhältnis oder eine Lebensansicht, ohne weitere Anstalt, wahr und deutlich hervortritt. Es sind mehr Scenen, als vollständige Dramen. In den Kreis der Fasnachtgäste tritt eine Anzahl von Charaktermasken ein, häufig noch, wie bei dem früheren Rosenblut, vom Ernhold angeführt, erbittet sich Gehör und giebt dann rasch ihre Vorstellung. Es sind meist bekannte Gestalten des häuslichen und bürgerlichen Lebens, in dem wir überhaupt die gesammte Dichtung des Hans Sachs begründet fanden. Der Kampf zwischen Mann und Weib um das Regiment im Hause ist ein stehender Artikel. Die verschiedenen Stände, Bürger, Bauer, Geistlicher, Gelehrter, Edelmann, Landsknecht u. s. w., erscheinen in ihren Vertretern.

Endlich verläugnet sich auch hier nicht der Einfluß des Kirchenstreites auf das bürgerliche Wesen; im Fasnachtspiele „der ketzermeister" (Göz III, 97) wird der einfältige Wirth Simon darüber beim Inquisitor denunciiert, daß er von seinem Elsäßer Weine geäußert, der Herr selbst und der Täufer Johannes würden denselben gut finden.

Neben einer großen Anzahl einzelner, mit oder ohne Namen ihrer Verfasser erschienener Stücke, deren viele in der angeführten Schrift von Gottsched verzeichnet sind, müste hier besonders noch Jakob Ayrer, als ein reicherer Schriftsteller im dramatischen Fache, in Betracht gezogen werden, sofern er wirklich noch zu unsrem Zeitraum zu rechnen wäre. Er war Notar und Gerichtsprocurator zu Nürnberg und starb vor 1618. Sein Opus theatricum, ein dicker Folioband, 30 Komödien und Tragödien nebst 36 Fasnachts- und Possenspielen enthaltend, erschien zwar erst Nürnberg 1618 (Koberstein S. 125 f. [Vierte Ausgabe S. 426. H.]). Auch ist Tieck (in dessen deutschem Theater Bd. I einige seiner Arbeiten abgedruckt stehen) der Meinung (ebendas. S. XVIII), daß die wenigsten seiner Stücke vor 1610 möchten geschrieben sein. Sollten aber, was bei einer so großen Zahl derselben wohl glaublich, dennoch manche derselben noch in das 16te Jahrhundert fallen, so ist es doch ein andrer Umstand, der uns abhält, ihn noch den Schauspieldichtern unsres Zeitraums anzureihen, nemlich der bei ihm bereits herrschende Einfluß des englischen Theaters, den dasselbe ohne Zweifel mittelst der sogenannten englischen Komödianten, welche vor oder um 1600 Deutschland durchzogen, auf ihn ausgeübt hat. Dadurch gehören

seine Werke einer für das 17te Jahrhundert charakteristischen Richtung des deutschen Schauspielwesens an.[1]

Wenn wir den lebendigen und volksmäßigen Theil der dramatischen Erzeugnisse des 15ten und 16ten Jahrhunderts, wie es auch schon der Name Fasnachtspiel ergiebt, von den Fasnachtslustbarkeiten abgeleitet haben und wenn sich bei den nürnbergischen Meistern auch die ernsteren und umfangreicheren Schaustücke erst aus jener ursprünglichern Weise herangebildet haben mögen, so darf doch nicht unbemerkt bleiben, daß noch andre und ältere Anlässe der Schauspieldichtung vorhanden waren.

Nicht die lustige Fasnacht allein wurde mit mimischen Darstellungen gefeiert. Auch ernstere Feste waren im Mittelalter schon, in Deutschland wie anderwärts, von geistlichen Schauspielen, den sogenannten Mysterien, begleitet (Koberstein S. 101 f. [Vierte Ausgabe S. 405 f. H.]). Eine Geschichte dieser deutschen Mysterien bis auf Luther ist neuerlich von H. Hoffmann in den früher angeführten Horæ belgicæ P. I, S. 110, versprochen.

Was unsern Zeitraum anbetrifft, so gehört aus demselben in diese Classe namentlich ein um 1480 geschriebenes Schauspiel „ein schön Spiel von Frau Jutten“, das einen Geistlichen, Dietrich Schernberg, zum Verfasser haben soll und dessen gänzlich ernsthaft aufgefaßter Gegenstand die Geschichte von der Päbstin Johanna ist. Es wurde 1565 besonders gedruckt und darnach im 2ten Theile des Gottschedischen Vorraths mitgetheilt.[2] Dieser Weg führte jedoch zu keiner lebendigern Entwicklung des deutschen Dramas in unsrer Periode, selbst wenn wir die geistlichen Tragödien und Komödien des Hans Sachs dahin beziehen dürften. Ebenso wenig konnten die als Schulacte gebräuchlichen Vorstellungen, wobei man sich mehr der lateinischen Sprache bediente, oder die gleichfalls lateinisch geschriebenen, nach classischen Mustern gearbeiteten Schauspieldichtungen einzelner Gelehrter eine solche belebende Wirkung äußern.

[1] [Eine Ausgabe sämmtlicher Schauspiele Ayrers hat A. v. Keller in fünf Bänden, Stuttgart 1865, veranstaltet. Man vgl. auch: Shakespeare in Germany in the sixteenth and seventeenth centuries: an account of english actors in Germany u. s. w. by A. Cohn, London 1865. 4. H.]

[2] [In Kellers Fastnachtspielen S. 900 ff. Nachlese S. 349. H.]

Als Festspiele haben sich uns die bisher besprochenen Anfänge dramatischer Dichtkunst ausgewiesen. Waren die Freischießen durch die Person des Pritschenmeisters, die Fasnachtszüge durch Schalksnarren und andre Charaktermasken mimisch belebt, so ließ sich anderseits der Pritschenmeister als Verfasser von Schießsprüchen in das Gebiet der Dichtkunst ein und der alte Ernhold, der Meister der Festlichkeiten von den Turnieren her, versieht noch in den Schauspielen von Rosenblut und Hans Sachs das Amt des Vor- und Nachredners, des dramatischen Chorführers.

Zehnter Abschnitt.

Nichthistorische Volkslieder.

Wir haben in der Einleitung die Poesie des 15ten und 16ten Jahrhunderts als eine dienende bezeichnet, als ein Mittel der Lehre, der Erbauung, der religiösen und politischen Polemik. Diesen Charakter hat sie uns auch durch die verschiedenen Abschnitte, unter welchen wir ihre Geschichte abgehandelt haben, bewährt.

Doch hat sich bemerken lassen, daß sie, vorzüglich in denjenigen Erzeugnissen, welche eben darum gegen den Schluß gestellt wurden, in den erzählenden und dramatischen Dichtungen, wenn auch nicht zur herrschenden sich erhob, mitunter wohl zu der Selbständigkeit einer freieren Darstellung gelangte. Am meisten in ihrem eigenen Element bewegt sie sich aber in den volksmäßigen Gesängen, die den Gegenstand dieses letzten Abschnitts ausmachen, in den Volksliedern, welche wir darum nichthistorische nennen, weil sie nicht wie jene andern, auch aus der Mitte des Volkes gesungenen, denen wir zwei Abschnitte gewidmet haben, lediglich in den Interessen und Bewegungen der Zeit befangen, sondern aus freier Lust, aus allgemein menschlicher Empfindung hervorgegangen sind. Die Poesie, die wir bisher in manigfachem Tagwerke, in Wort- und Waffenkampf und zuletzt noch im Festgetümmel sich abarbeiten sahen, hält jetzt ihren Feierabend; durch die stille, sternhelle Nacht vernimmt man bald die schwermüthige Weise eines alten Sagenliedes, bald den fröhlichen Gesang verspäteter Zecher, bald wieder die schmelzenden Töne zärtlicher Liebesklage. Diese Volkslieder theilen wir hiernach, wenn auch nicht völlig erschöpfend, in Balladen, Trinklieder und Liebeslieder.

Lieder von allen diesen Classen finden sich theils in handschriftlichen Liederbüchern des 15ten und 16ten Jahrhunderts, theils und

besonders zahlreich auf einzelnen Bogen im 16ten und im Eingang des 17ten Jahrhunderts gedruckt. Auch größere Sammlungen erschienen zu derselben Zeit im Drucke; die mit Noten versehenen, zunächst für musikalischen Zweck gemachten, geben jedoch meist nur eine oder einige Eingangsstrophen und setzen das Lied als bekannt voraus. Verzeichnisse solcher Liederbücher sind in Kochs Compendium der deutschen Litteraturgeschichte, in Docens Miscellaneen zur Geschichte der deutschen Litteratur, Bd. 1, München 1807, S. 254 ff., und neuerlich von Maßmann in der Münchner allgemeinen Musikzeitung 1827, Nr. 21 bis 24, gegeben.[1]

Neuere gedruckte Sammlungen, wobei jedoch manches anderartige, ältere und neuere, mitläuft, sind die schon früher angeführten 3 Bände des Wunderhorns, an welches man freilich keine kritische Ansprüche machen darf, und die ebenfalls mehrerwähnten Volks- und Meisterlieder von Görres. Weniger reichhaltig für unsern Zweck: Sammlung deutscher Volkslieder u. s. w. nebst Melodien, herausgegeben durch Büsching und von der Hagen, Berlin 1807. Frühere Sammlungen, welche bei den genannten benützt sind, hebe ich nicht besonders aus.[2] Herders Volkslieder, die in den Jahren 1778 und 1779 erschienen, hatten den Sinn für diesen alten Volksgesang zuerst wieder angeregt.

Einzelne Nachweisungen werde ich in den besondern Abtheilungen geben.

---

1. Balladen.

Von den Liedern dieser Art, welche im 15ten und 16ten Jahrhundert aufgeschrieben und zum Drucke gebracht wurden, waren doch die meisten und besten der Hauptsache nach aus früherer Zeit herübergekommen. Die Zurichtung derselben für den ferneren Gebrauch gereichte nicht zu ihrem Vortheil.

So gehört unter den damals gangbaren Balladen das Lied vom alten Hildebrand[3] der deutschen Heldensage an; mythischen oder alt-

[1] Eine bedeutende Sammlung besitzt der Freiherr von Meusebach. [Sie befindet sich jetzt in der k. Bibliothek zu Berlin. H.]

[2] [An Uhlands Volksliedersammlung braucht hier kaum nochmals erinnert zu werden. H.]

[3] [Uhlands Volkslieder Nr. 132. H.]

mährchenhaften Inhalts sind die vom Tanhäuser [1] und vom Ritter Ulinger [2] (Blaubartsage); andre beziehen sich auf geschichtliche Personen und Thatsachen einer früheren Zeit, in welche darum auch ihr Ursprung zurückzulegen ist, z. B. das Lied von der Frau von Weißenburg [3] (Ludwig den Springer betreffend, Wunderhorn I, 242); das vom Falkenstein [4] scheint sich auf eine hessische Fehde des 14ten Jahrhunderts zu beziehen u. s. w.

Diejenigen balladenartigen Lieder aber, welche erweislich erst in unsrem Zeitraum entstanden sind, aus dem sie geschichtliche Ereignisse besingen, besonders die von namhaften Raubrittern oder Seeräubern handelnden, z. B. das vom Lindenschmidt, [5] das Dithmarsische von Wiben Peter [6] u. s. w., machen erst den Übergang vom historischen Volkslied zur Ballade; einige stehen noch ganz auf geschichtlichem Boden, andre haben schon sagenhafte Züge aufgenommen, sind aber noch nicht zu rein dichterischer Gestaltung durchgedrungen.

Die Volksballade ist, vermöge ihres anschaulichen Inhalts, das eigentliche Lied der Überlieferung und darum kann sie am wenigsten an bestimmte Zeitpuncte festgeheftet werden. Eine kritische Beleuchtung unsrer ältern Balladenpoesie in ihren sagenhaften, geschichtlichen und litterarischen Beziehungen ist erst noch zu erwarten, aber sie müste sich weit über die Grenzen der deutschen Dichtkunst unsres Zeitraums ererstrecken, in welchem diese Dichtweise schon nicht mehr in frischer Blüthe stand.

Manche balladenartige Volkslieder, jedoch nicht diese ausschließlich, kommen in den ältern Sammlungen unter den Namen Reiterliedlin oder Bergreihen vor. Dieses bezieht sich auf herkömmliche Schlußformeln, worin Reiter oder Bergleute als Diejenigen genannt werden, die das Lied gesungen haben, was aber meist auch nur vom Singen zu verstehen ist.

[1] [Uhlands Volkslieder Nr. 297. H.]

[2] [Ebendaselbst Nr. 71. H.]

[3] [Ebendaselbst Nr. 123. H.]

[4] [Ebendaselbst Nr. 124. H.]

[5] [Ebendaselbst Nr. 139. H.]

[6] [Den Wiben Peter betreffende Lieder sieh in Dahlmanns Neocorus II, S. 93—97. H.]

2. Trinklieder.

Mit besserem Rechte, als die echten Volksballaden, sind die zahlreichen dieser zweiten Classe angehörenden Lieder für unsern Zeitraum in Anspruch zu nehmen. Die Art und Weise derselben haben wir bereits aus der trunkenen Litanei im Gargantua kennen gelernt, wo ihrer viele, wenn auch nur bruchstückweise, eingeschaltet sind. Die erste bekannte Ausgabe des Fischartischen Romans ist vom Jahr 1575. In einem Liederbuche in 4 Theilen, das zu Nürnberg von 1552—56 im Druck erschienen, bei welchem jedoch die Musiknoten die Hauptsache und meist nur die Anfänge der Lieder gegeben sind, habe ich schon die meisten im Gargantua eingerückten Stücke vorgefunden. Der zweite Theil dieser Sammlung, vom Jahr 1553, ist ein wahres Meßbuch für die Litanei der Trunkenen. [1]

Die Fasnacht und der Martinsabend waren die Hauptfeste, bei denen solche Meßbücher Dienste leisten musten. Viele Lieder waren der Fasnachts- und Martinsfeier eigens gewidmet. Die schon öfters benützte Berliner Liederhandschrift aus dem 15ten Jahrhundert enthält zwei Fasnachtslieder [2], nicht zunächst auf das Trinken bezüglich. Das eine derselben, von sehr ausgelassener Art, hebt an (S. 572):

> Ich will gen diser vasennacht
> Frisch und frei beleiben u. s. w. [3]

Unter den geistlichen Parodieen weltlicher Lieder von einer Nonne zu Pfullingen, ebenfalls aus dem 15ten Jahrhundert, deren im Abschnitt vom Kirchenliede gedacht wurde, findet sich der gleiche Anfang eines frommen Fasnachtsliedes:

> Wir wont gen dieser vasenacht
> Frisch und fro beliben u. s. w.

Das nächstfolgende beginnt:

> Gegen dieser vasenacht
> Wend wir sin vol andacht u. s. w.
>
> (Weckherlin, Beiträge S. 87.)

[1] [Vgl. Uhlands Volkslieder II, S. 978. 979. Eine beträchtliche Anzahl Zechlieder ebendaselbst Nr. 214—228. H.]

[2] [Fasnachtlieder ebendaselbst Nr. 242—244. H.]

[3] Vgl. Wolff, Volkslieder S. 621. [Vgl. oben S. 412. 413. H.]

Das andere der Berliner Handschrift ist folgendes (S. 630)[1]:

Die vasenacht laßt uns mit fräden loben!
Es schadt nit, ob wir toben u. s. w.

(Vgl. ebendaselbst S. 604. 656.)

Aber auch ein eigentliches Trinklied enthält diese Handschrift (S. 618)[2], das so anfängt:

Wein, wein von dem Rein,
Lauter, clar und vein,
Dein varb gibt gar liechten schein u. s. w.

Von Martinsliedern[3], in denen die Martinsgans eine Hauptrolle spielt, führt das Nürnberger Liederbuch, im zweiten Theile von 1552, eine ansehnliche Reihe auf, im Geschmack der folgenden:

Bl. 136 Martine, lieber herre mein,
Nu schenk nur gar dapfer ein!
Ja heut in deinen ehren
Wöllen wir alle frölich sein,
O Martine, Martine!

Ebend. Den besten vogel, den ich weiß, das ist ein gans,
Sie hat zwen breite füß, darzu ein langen hals,
Ir füß sein gel, ir stimm ist hell, sie ist nit schnell;
Das best gesang, das sie kan, :|:
Das ist gickgack; gickack, gickack
Singen wir zu sant Merteins tag.

(Die Noten bemühen sich, den Gesang der Gans musikalisch darzustellen.)

Bl. 137 Ein gans, ein gans, gesotten, gebraten bei dem feur, ist gut,
Ein guten wein darzu, ein guten frölichen mut,
Den selbigen vogel sollen wir loben,
Der da schnattert und battert im haberstro,
So singen wir: Benedicamus domino!

Von sonstigen Trinkliedern mag noch nachstehendes, nach einem alten fliegenden Blatte s. l. et a., mitgetheilt werden (Züricher Liederbuch Bl. 798 b)[4]:

1 [Haltaus, Liederbuch der Clara Hätzlerin S. 73. H.]
2 [Haltaus S. 66. H.]
3 [Uhlands Volkslieder Nr. 205—208. H.]
4 [Uhlands Volkslieder Nr. 220. H.]

Wir haben ein schiflein mit wein beladen u. s. w.

Schließlich ist hier der Weingrüße zu gedenken, kurzer Reimsprüche, worin der Wein gesegnet und gepriesen wird, deren einige von Hans Rosenblut in Gözs Hans Sachs III, 190 ff. abgedruckt sind. [1]

---

3. Liebeslieder.

Von den Formen des ritterlichen Minnesanges gieng noch Manches auf unsern Zeitraum über; besonders blieben die Tageweisen, von denen im ersten Abschnitt die Rede war, fortwährend beliebt. Die Berliner Handschrift enthält deren, neben vielen Liebesliedern andrer Art, eine große Zahl und auch in den Drucken des 16ten Jahrhunderts finden sie sich häufig. Es wurden aber auch, unabhängig von jenem früheren Minnesange, viele neue Liebeslieder aus eigener, freier Empfindung gesungen. Vom grösten Theile der Lieder dieser Classe sind zwar gleichfalls die Namen der Verfasser unbekannt. Dennoch sind dieselben nicht in der Art, wie die Sagenlieder, als Gemeingut des gesammten Volkes herangewachsen und verjährt, sie tragen, wie es im Wesen der abgesonderten Lyrik begründet ist, gerade je tiefer sie geschöpft sind, um so mehr das Gepräge individueller Gemüthsstimmung. Auch Ton und Ausdruck sind nicht in dem Grade volksmäßig, wie bei den Balladen.

Als Beispiele: ein Winterlied und zwei Maienlieder. Die Jahreszeiten dienen darin, zum Theil allegorisch aufgefaßt, den Stimmungen des Herzens.

Das Winterlied aus der vorerwähnten Liederhandschrift des 15ten Jahrhunderts (S. 637) [2]:

Der winter mich beraubet
Meinr fräd und auch meinr sinn u. s. w.

Die beiden Maienlieder, aus dem 16ten Jahrhundert, sind alten fliegenden Blättern entnommen; das erstere besonders war sehr verbreitet:

[1] [Vgl. Kellers Fastnachtspiele S. 1168. 1189. 1334. 1343. 1344. 1443. 1532. H.]

[2] [Haltaus, Liederbuch der Clara Hätzlerin S. 76. H.]

[illegible]

[illegible] Eichmanns Volk[illegible]

[illegible]

[illegible] ist die Anklang nicht zu verkennen.

¹ [illegible] Nr. [illegible] H.]

² [illegible] Nr. [illegible] H.]

³ [illegible] II. 145 [illegible] Meistergesang S. 187, 3. [Man vgl. [illegible] Ausgabe der Schauspiele des Herzogs Heinrich Julius von Braunschweig. Stuttgart 1855. S. 321. 322. 870—873. H.]

⁴ [illegible] 1514. Crusius, Ann. II. 569; ein andrer, wobei [illegible] 1501 [illegible] 585. Uhlands Volkslieder Nr. 238. H.]

⁵ [Von ihm wird im dritten Bande ausführlicher die Rede sein. P.]

Digitized by Google